Die Weltbühne

Der Schaubühne XXVI. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

26. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1930

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152

Register der ‚Weltbühne‘

XXVI. Jahrgang (1930), 2. Band

Autorenregister

Sachregister

In der Drehtür von Morus

Finanzminister Dietrich

Ein neues Spiel — ein neues Glück. Es erscheint Herr Hermann Robert Dietrich aus Oberprechtal im Kreise Freiburg. Die demokratischen Fraktionsgenossen haben ihn gewarnt, sich auf das Finanzministerium einzulassen. Aber der Mann, der bei der Kabinettsbildung Brünings im Reichsernährungsministerium den Platz für Schiele freimachen und sich mit dem Wirtschaftsministerium begnügen mußte, will wieder nach vorn in die Kampffront.

Frontkämpfer? Nein, das paßt nicht recht zu diesem bauernschlauen Grenzer, von dem ihr nie herausbekommen werdet, wem er seine Vorderfront und wem er den Rücken zukehrt. Ein Schüler Bassermanns, ein süddeutscher Nationalliberaler? Aber nein, laßt doch solche überholten Vokabeln weg. Das riecht noch viel zu viel nach Prinzipien, nach Programmen, nach Unveränderlichkeit. Dietrich wird euch um 5 Uhr 10 sagen, was er um 5 Uhr 15 zu tun gedenkt. Und wenn es um 5 Uhr 20 anders ausgefallen ist als angekündigt, so kann man halt auch nix gege mache. Das ist der Vorzug der praktischen Verwaltungsleute, die was von den Dingen verstehn. Schließlich hat es Dietrich nicht ohne Grund mit fünfunddreißig Jahren zum Oberbürgermeister von Konstanz gebracht. Oder findet ihr vielleicht, daß jetzt besser kein Beamter Finanzminister werden soll? Nun, dann ist Dietrich eben der Mann der praktischen Wirtschaft, der Gutsbesitzer; oder wenn ihr von den Landwirten auch nichts hält, der Holzindustrielle. Überhaupt müßt ihr nicht immer gegenreden: er glaubts euch doch nicht. Allenfalls fünfundzwanzig Prozent von dem, was ihr sagt. Aber er wird sich sehr genau ansehn, was ihr seid, was ihr mitbringt, wieviel Gefolgschaft ihr hinter euch habt. Und danach wird er seine Politik einrichten.

Deshalb wird er vielleicht auch im Finanzministerium besser reüssieren als Moldenhauer. Er wird keine Bäume ausreißen und wird dem deutschen Volk keine funkelnagelneue Finanzreform bescheren. Er wird keine Patentlösungen suchen und wird keine finden. Aber er wird auch keine groben Dummheiten machen. Schon sein Debut zeigt, daß er aus dem Fiasko seines Vorgängers gelernt hat, daß er weiß, wie weit man gehen kann, ohne daß alle Stränge reißen.

Ihr meint, das ist in so prekärer Lage etwas wenig? Deutschland wäre nicht Konstanz, wäre nicht Oberprechtal? Deutschland ist Oberprechtal. Hier habt ihr euern Dorfschulzen.

Ein überflüssiges Ministerium

Das Ministerium ohne Portefeuille, das den Namen Reichswirtschaftsministerium führt, hat zum vierten Mal in acht Monaten seinen Inhaber gewechselt. Robert Schmidt mußte raus, als das Kabinett Hermann Müller ab durch die Mitte ging. Die

andern Drei sind jedesmal eins raufgekommen. Curtius, der noch am längsten das Haus in der Viktoriastraße bewohnt hat, avancierte mit mäßigem Gelingen ins Auswärtige Amt. Moldenhauer siedelte nach zweimonatiger Untätigkeit an den Wilhelmplatz über, um sich kurz, aber kräftig als Finanzminister zu blamieren, und nun hat Dietrich, der badische Wandersmann, denselben Weg angetreten. An seiner Stelle möchte, als Fünfter seit Oktober, Herr Treviranus, der blue boy zwischen den Brüningen, das Ministerschulschiff der Wirtschaft übernehmen. Wo soll der wackre Seemann auch hin, wenn das Ministerium für die besetzten Gebiete aufgehoben wird?

Die Drehtür steht nicht still. Aber eigentlich könnte sie mitsamt dem Ministerium morgen verschwinden, ohne daß es irgendwo auffallen würde. Das Reichswirtschaftsministerium ist der eklatanteste Beweis für das Übermaß und den Leerlauf unsrer Verwaltungsmaschinerie. Die eine Hälfte wird ausgefüllt mit der handelspolitischen Abteilung, die aber noch einen Doppelgänger im Auswärtigen Amt hat. Jeder Handelsvertrag wird an zwei Stellen durchgekaut, gefördert und verschleppt. Auf die eigentliche Zollgesetzgebung hat das Wirtschaftsministerium kaum noch einen Einfluß, denn die fortwährenden Zollerhöhungen werden entweder als Finanzzölle vom Reichsfinanzministerium oder als Landbundzölle vom Reichsernährungsministerium diktiert. Dem Wirtschaftsminister und seinem Staatssekretär bleibt lediglich die Aufgabe, von Zeit zu Zeit nach Genf zu fahren und zu beteuern, daß wir im Grunde unsres Herzens unentwegte Freihändler sind.

Die andre Hälfte des Ministeriums dient der innern Wirtschaft. Solange der nun ins Finanzministerium verschlagene Herr Schaeffer diese Abteilung leitete, gab es im Reichswirtschaftsministerium ein reiches Innenleben. Da wurde immer irgend etwas verhandelt, mit Otto Wolff oder mit Harriman, mit den Russen oder mit den Rumänen, mit den Banken oder mit den Werften. Manchmal waren die Verhandlungen sehr innerlich, zu innerlich, so daß schon das Nachbarministerium nichts mehr davon erfuhr. Eine Mischung von Holstein und Behrenstraße, eine öffentliche Geheimhand, die in allem ihre Finger hatte. Aber es geschah doch etwas, und häufig kam auch Fruchtbares heraus.

Seitdem der Ministerialdirektor Schaeffer seinem Interimsminister Moldenhauer unvorsichtigerweise als Staatssekretär ins Finanzministerium gefolgt ist, ist im Wirtschaftsministerium die graue Öde übriggeblieben. Ein Dutzend Referenten, die nichts zu referieren haben. Eine Kartellstelle, die die vorzüglichsten Vorsätze ausgearbeitet im Schubfach liegen hat und im übrigen die Kartelle gewähren läßt. Ein- und Ausfuhrkommissare, die darüber nachzudenken haben, wie man trotz dem Verbot von Einfuhrverboten die Einfuhr von Filmen verbieten kann. Baureferenten, die zu beobachten haben, wie anderswo nichts geschieht. Referenten für Denkschriften und Referenten für Gegendenkschriften. Eine dritte Hälfte sozusagen stellt die Handwerks-Abteilung. Damit die kleinen Leute nicht glauben sollten, daß sie bei ihren Besuchen im Wirt-

schaftsministerium auf schlechtern Klubsesseln sitzen müssen als die Großindustriellen, bekamen auch die Handwerker vor ein paar Jahren einen besondern Ministerialdirektor. Noch achtzehntausend Mark mehr. Noch ein netter, braver Mann auf einem toten Posten. Zentrale Verwaltungsarbeit, wie auf andern Ministerien, gibt es bei der Wirtschaft nicht. Die einzige große Unterbehörde ist das vollkommen selbständige Statistische Reichsamt. Provinzbeamte sind von hier aus nicht zu kontrollieren, Beamtenstellen en gros nicht zu vergeben. Das ist der Grund dafür, daß sich das Zentrum niemals um dieses Ministerium bewirbt.

Das Ganze ist eine Überflüssigkeit durch vier Stockwerke. Dabei wäre das saubere, nüchterne Haus in der Nähe des Tiergartens für ein Familienhotel ohne warme Küche wie geschaffen. In der Ministerwohnung, die Curtius sich noch rasch für 115 000 Mark ausbauen ließ, könnte man sogar komfortable Frühstücksräume einrichten; und auf der weiten Grünfläche an der Straße ein Musik-Café. Hier bitte fangt an, wenn Ihr es ernst meint, abzubauen, zu verpachten, zu verkaufen, dem Reich Mittel zuzuführen. Was Ihr auch daraus macht: es wäre immer noch besser als das.

Deutsche Geschichte

An den öffentlichen Gebäuden des Reichsstädtchens Nördlingen las man die stolze, römerhafte Inschrift: „Senatus populusque Nordlingensis", und der Stadtschreiber des Reichsstädtchens Bopfingen führte den Titel „Kanzler" so gut wie der von Nürnberg, Augsburg oder Ulm. An der Buntscheckigkeit innerhalb der Rahmen der zehn Reichskreise war es aber noch nicht genug, denn in diese Kreise waren als „reichsunmittelbar" noch hineingesprenkelt 30 „Herrschaften", 5 „gewerbschaftliche" Orte, 5 Reichsdörfer und zwischen 14 und 1500 „reichsritterschaftliche" Güter. Alles zusammen eine wahrhaft fischartsche Staatenklitterung! Und diese Hanswurstjacke von Reich hatte nicht etwa nur eine lächerliche, sondern auch eine traurige Seite, eine sehr traurige. Denn, wohlverstanden, die Inhaber der Spottgeburten von Miniaturstaaten handhabten die meisten Souveränitätsrechte mit der selben Unbeschränktheit wie die großen „Reichsstände", sie hemmten den Verkehr ebenso mittels Zöllen, Handelsverboten und Gewerbemonopolen wie ihre mächtigern Nachbarn, die Fürsten und Kurfürsten, sie erhoben dieselben Ansprüche auf den Gehorsam ihrer „Landesuntertanen", auf Steuern und Dienste, und selbst das höchste landesherrliche Attribut, das Recht über Leben und Tod, stand ihnen oft zu, wie die vielen an den Sitzen reichsritterlicher Herrschaft aufgerichteten Galgen, die Wahrzeichen dieses hochgehaltenen Souveränitätsrechtes, bezeugten.

Über dem Wirrsal von Ländern und Leuten, über dem größer-, mittel-, kleiner- und kleinstaatlichen Gewimmel und Gewusel schwebte die Reichsverfassung. Nicht wie der Geist über dem Wasser, sondern wie ein Spinnengewebe über Moder.

Johannes Scherr

An den Vorsitzenden der Deutschen Friedensgesellschaft von Kurt Hiller

Geehrtester Herr Doktor Freiherr von Schoenaich!

Zwar „in eigner Sache", aber unter einem Gesichtswinkel, der mir meine Person als ziemlich zufällig und nur beispielhaft erscheinen läßt, wende ich mich an Sie: vor einem Forum, das Sie und das mich oft hörte. Nicht mit irgendeiner Bitte; ich „appelliere" nicht an Sie; ich wünsche Sie lediglich zum Adressaten gewisser Feststellungen zu machen und erwarte allerdings, daß jene (einstweilen ruhende) Kraft in Ihnen reagiert, die ich, trotz des Protestes antiromantischer Freunde, Ehre zu nennen beibehalten möchte.

Als unlängst ein Kriegsgegner aus dem europäischen Norden wiedermal in Deutschland war, besuchte er seinen alten Kampfkumpan, nämlich mich, sprach dann mit Diesem und Dem, schmökerte viel in den Gazetten, kehrte zu mir zurück und äußerte seine Verwunderung über den Pazi-Stunk, der, penetranter als je auf Kongressen, ihn hier anduftete und unter dessen Nebelfladen er immer wieder meine Züge sah. Als wir einander entdeckt, im Anfang des verflossenen Jahrzehnts, sei ich leidenschaftlicher Befürworter eines Zusammenschlusses der Zielgleichen gewesen; und nun treffe mich der Vorwurf, grade dort, wo der Zusammenschluß bis zu einem gewissen Grade geglückt sei: im Pazifismus, die Zersetzung zu fördern. Unbegreiflich sei ihm das, und noch unbegreiflicher, daß eine Vereinigung, die, nach seinen Beobachtungen, meiner Aktivität soviel zu verdanken habe wie die Friedensgesellschaft, heute genötigt sei, mich auszuschließen. Da stimme etwas nicht; er stünde vor einem Rätsel; ich sei vielleicht ein Zornbock, ein Wutstier, aber doch kein Verleumder; in seiner Heimat würden nur Schufte aus Organisationen gestoßen, oder Renegaten; und Nationalist geworden sei ich inzwischen ja schließlich auch nicht.

Oho, erwiderte ich; sagen Sie das nicht mit so sicherm Lächeln! Terminologien haben in diesem Lande keine Festigkeit; und wenn drei Leute dieselbe Vokabel benutzen, so verstehen sie meist viererlei Verschiedenes darunter. Gewöhnlich aus Unklarheit, oft aus Eigensinn, zuweilen aus Bosheit. Jene Deutschen, die gegen Kasse oder, das sind die Gefährlichern, sogar gratis die Geschäfte ausländischer Nationalismen besorgen, neigen dazu, jemand „Nationalist" zu schimpfen, der die ausländischen Rückwärtser und Kriegsknechte nicht schlechter, aber auch nicht besser behandelt zu sehen wünscht als die inländischen. Der, etwa in der Kriegsschuldfrage, zwar den ungeheuren Schuldanteil Wilhelms und der Wilhelminer erkennt, aber den Anteil der Kriegstreiber in Paris und Petersburg nicht übersieht. Der gewiß gegen den Faschismus ankämpft, doch gleichfalls gegen den Baschismus: mit seiner Mohrenwäsche an Poincaré, seinem Verständigungsgedresch, seiner eiskalten Daueropposition gegen wirkliche Friedenskämpfer in Frankreich und echte Friedensideen. Der sicherlich den neudeutschen, unter Noske, Geßler, Groener geförderten Militarismus verwirft, aber darum nicht den neupolnischen oder den neutschechischen liebt und preist oder den alten konsolidierten und arrondierten Imperialismus der Franzosen. Der seinen Hörern nicht vorflunkert, daß Damaskus in Trümmer schießen, die Neger vom Ubangi beim Bahnbau peitschend ausrotten und annamitische Freiheitskämpfer hinrichten lassen Humanitätsgesinnung und die Antithese zu Bismarck sei. Der die schwarzweißroten Scheuklappen nicht deswegen zu verbannen wünscht, damit es Mode unter deutschen Eseln wird, blauweißrote zu tragen. Der, sehr froh über die den Besiegten von 1918 auferlegte Abschaffung der Wehrpflicht, sich mit jenen Gruppen der Siegerländer solidarisiert, die mit Recht diesen Kulturfortschritt auch bei sich durchsetzen möchten. Der

die Abrüstung universal fordert und nicht bloß in Deutschland. Der im Kampf gegen den staatlich organisierten Massenmord eine internationale Aufgabe sieht und keine nur inländische. Der die Gefahr, daß, zur Macht im Staate gelangt, Herr Trottel und Herr Bluthund die Errungenschaften der Kultur verheeren, für alles andre als eine deutsche Spezialität hält und den Unfug nicht für Pazifismus, ohne Besinnen in jedem Streitfall für die Gegner der Nation zu optieren, der man selber angehört.

Aber, Herr von Schoenaich, ich will Sie nicht länger langweilen mit dem, was ich meinem nordischen Besucher sagte, einem radikalen Humanitaskämpfer und radikalen, wenn auch kritischen Liebhaber seiner Nation, der für die Phänomene des umgekippten Nationalismus à la Foerster nicht das leiseste Verständnis bewies. Sprechen wir vom Thema! Weil ich ein Verleumder sei (‚Das Andre Deutschland', 11. Januar 1930), weil ich „fortgesetzt die unwahre Behauptung verbreitet" hätte, „daß Führer der deutschen Friedensbewegung sich ihre Propaganda durch französische Patrioten oder aus tschechoslowakischen und polnischen Regierungskassen bezahlen lassen" (‚Die Welt am Montag', 23. Dezember 1929), hat der Geschäftsführer jener Deutschen Friedensgesellschaft, deren Leitung ich selber sieben arbeitsreiche Jahre lang angehört habe, mich zwar nicht rechtens, aber tatsächlich aus ihr ausgeschlossen.

Ich hatte, in Wahrheit, von „Führern" der deutschen Friedensbewegung in diesem Zusammenhange nie gesprochen sondern (in einem vertraulichen, weder je veröffentlichten noch zur Veröffentlichung bestimmten Rundschreiben) von „gewissen Managern". Was ich von denen aussagte, bleibt wahr.

Wahr bleibt: der französische Komplex. Herriot übergibt im Frühjahr 1925 Herrn Victor Basch dreißigtausend Francs (wahrscheinlich warens fünfzigtausend); Basch, in seiner pariser Wohnung, übergibt sie — also sechstausend bis zehntausend Reichsmark — dem deutschen Pazi-Manager Schwann; Schwanns Protektor, Professor F. W. Foerster, Verfasser des Zurufs an die Polen: „Rüstet nicht ab sondern rüstet auf!", gibt „als Garant für sachgemäße Verwendung" (Foersters eigne Worte) Herriot seine Unterschrift. Bis hierher sind die Dinge aufgehellt. Dunkel ist einstweilen zweierlei. Erstens: wofür der Betrag tatsächlich verwandt wurde. Schwann, vor ein Schiedsgericht gestellt, verweigert die Aussage. Sein Freund Küster, vor demselben Schiedsgericht, erklärt gleichfalls, er wisse, aber werde schweigen. Beide bestreiten lediglich, daß Küster oder sein ‚Westdeutscher Landesverband' der Empfänger gewesen sei, — während Foerster in der ‚Voß' (15. Januar 1930) mitgeteilt hatte: „. . . der ‚Westdeutsche Landesverband' bekam davon für eine bestimmte Propagandaaktion." Später widerruft Foerster seine eigne Erklärung. Übrigens nicht diese nur. Sooft seinen Adjunkten ein Geständnis, das ihm in seinen Communiqués entschlüpft ist, nicht paßt, wird dieser Cato wachsweich.

Dunkel bleibt zweitens die Herkunft des Geldes. Wer glaubt, daß Herriot die Summe von seinem Privatkonto abgehoben hat, kriegt einen Taler; auch Sie, Herr von Schoenaich, dürfen getrost einen bieten! Interessante Miszelle in diesem Zusammenhang: Hueber, Bürgermeister von Strasbourg und Mitglied der Deputiertenkammer (kommunistischer Dissident), behauptet in der metzer ‚Humanité', Foerster werde von Frankreich bezahlt, und der hieraus entspringende Antrag in Roettchers saarbrückner Prozeß, Hueber kommissarisch zu vernehmen, kommt mit dem Vermerk zurück, die französische Regierung könne aus allgemein-politischen Gründen eine Vernehmung des Maire nicht gestatten.

Wahr bleibt ferner der tschechische Komplex. In den Jahren 1924 bis 1925 erhält eine sehr bekannte berliner pazifistische Organisation,

die anzuprangern mir Pein bereitet, weil sie auf justizkritisch-humanitärem Gebiet Beachtliches für die Linke leistet und weil ihre problematischen Schritte in die Außenpolitik so gut wie nie den repräsentativen Persönlichkeiten ihres Führerkreises sondern fast durchweg ihrer auf eigne Faust mächelnden Bürokratie anzukreiden sind, ... erhält also dieser Bund aus dem Legionärs- oder Masarykfonds in Prag nahezu hunderttausend Goldmark. Manager Schwann, Vorstandsmitglied, durch Foerster mit Benesch bekannt gemacht, vermittelt die Sache. Er verspricht den Pragern manches Leckre, zum Beispiel Widerstand gegen die Anschlußbewegung. Etwa als Gegenleistung Toleranz für die tschechischen Kriegsdienstverweigerer zu fordern, welche dieser „pazifistisch" geleitete Staat zwiebelt wie kein zweiter, kommt ihm nicht bei; obwohl sein Bund in Deutschland für Dienstverweigerung eintritt (... und dickste Freundschaft mit den Baschisten in Frankreich unterhält, welche nichts gegen den französischen Kolonialimperialismus, nichts gegen den französischen Militärdienstzwang tun, aber die Dienstverweigerung — wohlgemerkt von rechts her, mit patriotischem Gezeter — bekämpfen). Einer der einflußreichsten Vereine im Deutschen Friedenskartell wird, nebenher, zu einer Funktion der tschechoslowakischen Nationaldemokratie. Vielleicht nicht der tschechoslowakischen nur. Was wir wissen, wissen wir durch Zufall; was wir nicht wissen, entging uns durch Notwendigkeit. Nirgends, naturgemäß, wird so zäh geheimgehalten wie hier; meist muß der Kenner aus Symptomen schließen. Aus Symptomen. Etwa: wenn Verfechter der Menschenrechte in Deutschland gegen den Antrag stimmen, auf einem internationalen Pazifistenkongreß die Amnestierung aller Opfer des Faschismus, des offnen und des demokratisch verhüllten, aller wegen Betätigung ihrer politischen Überzeugung eingekerkerten Europäer zu fordern — der Landes-, der Hochverräter, der Kriegsdienstverweigerer; wenn deutsche Amnestie-Enthusiasten diesen Antrag gereizt verwerfen; also geschehen am 20. Juni 1928 vor dem Kongreß in Warschau: der Hauptstadt eines Landes, gegen dessen Regierung und Verbündete man freilich nicht rücksichtsvoll handelt, falls man solche Forderungen erhebt! Oder: wenn, im April 1926, ein Küsteranerthing mit 280 Delegierten nach Hagen zusammengetrommelt wird, zu dem Zwecke, den deutschrussischen Neutralitätsvertrag — dessen Text das Auswärtige Amt erst zwei Tage später veröffentlicht und den der Reichstag dann, welch Phänomen, einstimmig annimmt — als „die größte Gefahrenquelle für die Entfesselung des osteuropäischen und damit eines neuen Weltkrieges" zu verunglimpfen, poincaristischer als Poincaré, und „anstelle aller Sonderverträge" (die Sonderverträge von Locarno, ein halbes Jahr vorher, waren natürlich bejubelt worden) den „Geist des genfer Protokolls" zu empfehlen, also statt Neutralität gegen die Sowjetunion Sanktionskrieg gegen die Sowjetunion — immer im Sinne des unerschöpflichen Geldvermittlers und Geldspenders Foerster, dessen Artikel gegen die Bolschewiki, in der ‚Menschheit', nicht Polemik sind, sondern Unflat, und der später unter anderm deshalb mit seinem alten Freunde Roettcher bricht, weil dieser anständige Frankophile immerhin ‚Action Française' und die Coty-Presse angreift, als sie gegen die Rheinlandräumung hetzen. Das soll er nicht; er soll die camelots du roi schonen! Auch, daß ein Naiverer des Managerkreises sich im Kartellausschuß erhebt und beantragt, Gelder, die fortan ein Ausschußmitglied einbringe, nicht mehr auf ihre Herkunft zu prüfen, darf man wohl für symptomatisch nehmen. Eine Flut von Entrüstung stürzt auf uns ein, ein Hagel von Schmutzwürfen trifft uns, wenn wir schlußfolgern — solange bis wir, durch Zufall, beweisen können. Ende 1925 sticht Doktor Helene Stöcker die Tschecho-Beule auf, erzwingt eine Untersuchung ... und wird zum Lohn nicht wieder in den Vorstand gewählt. Unbequeme Kontrollöse. Herr Schwann wird in die Wüste geschickt; ein bequemer Sündenbock, weil er um eine Ecke sanguini-

scher, unbekümmter, unvorsichtiger ist als Andre, die nicht besser sind, aber sich besser zu decken verstehn. Übrigens bleibt der formell Ausgestoßene hinter den Kulissen einflußreich: als ständiger Verbindungsmann zwischen Foerster-Paris und Küster-Hagen, an dessen Zeitung er unter dem Namen ‚Hans Tiefbauer' ständig mitschreibt; neuerdings außerdem als Hauptschriftleiter (ungenannter, versteht sich) der von Foerster in Berlin herausgegebenen ‚Zeit', einer Halbmonatsschrift des klerikalisierend-konterrevolutionären Pazifismus, die trotz dürftiger Auflage und fürstlicher Ausstattung nur 65 Pfennige kostet; die Zuschüsse, „aus Völkerbundskreisen" oder seitens „westschweizerischer Freunde" müssen enorm sein. Tatsächlich hat die Speisung gewisser Sektionen der deutschen Friedensbewegung aus dem von Benesch verwalteten Masarykfonds nach Abschluß der berühmten Untersuchung von 1925 keineswegs aufgehört; man geht nur behutsamer zu Werke, leitet alles über eine Tochter Masaryks, die in der Schweiz wohnt. Am 18. September 1928 schreibt Foerster an die leicht verschnupfte Geschäftsführerin der ‚Menschheit':

„... Ich glaube, daß Sie aus der Tatsache, daß ich im letzten Frühjahr ziemlich erhebliche Summen von Wiesbaden aus habe verschicken lassen, unter anderm auch 6000 an die Hagener, allerlei falsche Schlüsse gezogen haben. Ich möchte daher nicht versäumen, Ihnen mitzuteilen, daß alle diese Summen nicht von meinem, auch für Sie disponiblen Fonds stammten, vielmehr handelte es sich um den Moritz-Fonds, den ich nach der letzten Abmachung mit den Betreffenden unter Liga, Hagen und Beschwerdestelle zu verteilen hatte, worunter 500 pro Monat für Hagen waren. Die Hagener baten mich damals, ihnen für das ganze Jahr vorauszuzahlen, welchem Wunsche ich in jener Sendung der 6000 nachgekommen bin ..."

„Die Sendung der Sechstausend" — hübscher Titel für eine moralische Epopoe! Aber was heißt „Moritz-Fonds"? Sie werden staunen, zu erfahren, daß „Max und Moritz" im Rotwelsch dieses Kreises Masaryk und Benesch bedeutet.

Wahr bleibt schließlich der polnische Komplex. Einer der erwähnten Manager, Mitarbeiter der polnischen Regierungspresse und Forschungsreisender in Polen, bezieht monatelang ein Fixum von der berliner Polnischen Gesandtschaft. Erst ists ein Gerücht; ungeheure Entrüstung über die, die ihm Glauben zu schenken wagen; dicke Lügen des Angeschuldigten vor den Schiedsrichtern; schließlich erbringt auch hier ein alter Brief Foersters den Beweis.

Geehrter Herr Doktor von Schoenaich! Dies alles, mit Verlaub, kotzt mich an; und ich habe Wichtigeres auf der Welt zu tun, als dem nachzuspüren. Aber ich lasse mir nicht nachsagen, daß ich ein Verleumder sei, weil ich vor einer Richtung warne, die in Deutschland, teils geflissentlich teils unbewußt, die Partie jenes ausländischen Nationalismus und Imperialismus spielt, der zwischen den beiden Tendenzen schwankt, Deutschland dauernd niederzuhalten und es für eine wie auch immer geartete Kriegshilfe gegen die Sowjetunion zu ködern; ein Verleumder, weil ich feststelle, daß der Pseudo-Pazifismus niemals bei uns zur Geltung gelangt wäre, wenn das Ausland ihn nicht dauernd gespickt hätte. Ich weiß, daß Freunde von mir der Ansicht sind, man dürfe für gute Zwecke Mammon sogar vom Teufel nehmen; aber erstens bestreite ich im vorliegenden Fall die Güte der Zwecke, und zweitens, daß jener Grundsatz dann gilt, wenn er heimlich praktiziert wird. Die deutschen Kommunisten, beispielsweise, stritten nie ab, von Moskau Unterstützung zu beziehn; sie haben das beste Gewissen der Welt und dürfen es haben. Jene aber verbergen, leugnen, fühlen sich beleidigt, beschimpfen den Feststeller des Sachverhalts ... und beweisen mit alledem nur ihr schlechtes Gewissen.

Aber wäre selbst meine These irrig, daß diese ganze von Monsignore Foerster zelebrierte Messe Korruption sei; daß materielle Abhängigkeit mit psychologischer Notwendigkeit zu intellektueller Abhängigkeit führt; daß selbst subjektiv Unbestechliche objektiv allemal die Gekauften dessen sind, von dem sie, sei es unmittelbar sei es mittelbar, Geld annehmen; wäre das selbst alles falsch — wo hätte ich verleumdet? Wo wider beßres Wissen die Unwahrheit verbreitet, so daß eine Gemeinschaft, die ich, mit Andern, lange geführt habe, mich ausstoßen darf? Ein Schiedsgericht, das aus einem Revolutionär und zwei demokratischen Herren bestand, hat einstimmig die Begründetheit eines erheblichen Teils meiner Anklagen festgestellt und gleichfalls einstimmig ausgesprochen, daß auch diejenigen meiner Vorwürfe, die seiner Meinung nach unbegründet sind, „in gutem Glauben und im Dienst politischer und ethischer Ideen erhoben" wurden. (Dabei schien das Schiedsgericht — das, mit den Worten seines Vorsitzenden, Doktor Ernst Feder, seine Aufgabe „nicht nur als eine juristisch-deklaratorische sondern als eine konstruktive aufgefaßt", nämlich mehr die Kittung des zerbrochenen Friedenskartells als die Ermittlung der ganzen Wahrheit im Auge hatte — der bizarren Hypothese verfallen, Leugnen des Angeklagten widerlege die Anklage; und der noch bizarreren, Aussageverweigerung des Angeklagten entlaste ihn von jedem Verdacht.)

Der Schiedsspruch hielt es, nach jenen Feststellungen, selbstverständlich „für angezeigt, daß der Ausschluß Doktor Hillers aus der Deutschen Friedensgesellschaft nicht durchgeführt wird", und ebenso selbstverständlich lehnte Herr Küster, ein ziemlich stilgerechter Eisenbahnobersekretär mit Benito-Allüren, es ab, dieser Forderung Rechnung zu tragen. In der entscheidenden Sitzung des sagenhaften „Reichsausschusses", der noch über dem Vorstande thront und in dem, echt demokratisch, Leute, die es sozusagen nicht gibt, die aber zuverlässige Geschöpfe ihres Geschäftsführers sind, die Mehrheit bilden, wurden der alte Quidde und Sie, Freiherr von Schoenaich, überstimmt, als Sie beantragten, was zu fordern Pflicht des Gerechtdenkenden war. Und selbst das Verlangen meines korrekten Gegners Ströbel (den ich nicht leiden mag, seit er den deutschrussischen Vertrag, ohne ihn gelesen zu haben, in den Rinnstein riß), wenigstens die Formfehler, die begangen waren, zu berichtigen — meine Ausstoßung erfolgte nämlich, unter groteskem Bruch der Satzung, durch Herrn Küster persönlich, als angeblich Beauftragten eines „Landesverbands Berlin-Brandenburg", welcher möglicherweise die erfreulichsten Eigenschaften hat, nur bestimmt die eine nicht: vorhanden zu sein —: selbst dieses Verlangen des elementarsten Anstands wurde von dem Klüngel abgelehnt. Zum zweiten Male wurden Sie überstimmt, wurde der Präsident überstimmt, und zum zweiten Male zogen Sie keine Konsequenzen daraus.

Sehen Sie, Doktor Freiherr von Schoenaich, das ist der Punkt, den ich meinte, als ich im Anfang schrieb, meine Person erscheine mir nebensächlich. Vermuten Sie ja nicht, ich überschätzte mich; ich glaube, leidlich zu denken und leidlich zu schreiben, und weiß, daß ich ein höchst mittelmäßiger Versammlungsredner bin. Es geht nicht um mich; ich bedarf der Mitgliedschaft keines Vereins zu meinem Seelenfrieden. Aber daß Sie sich zum Hörigen eines machtlüsternen Kleinbürgers machen, der — beim Apollo! — weder reden noch schreiben noch denken kann, und dessen aufgebauschte „organisatorische" Erfolge Erfolge begabterer Helfer und fremder Gelder sind; daß Sie diesem Typus gestatten, Gewalt anzuwenden gegen Einen, wider den mit Fug sein ganzes Ressentiment kocht; Gewalt statt Recht, namens einer Gesellschaft, die im Völkerleben für die Ersetzung der Gewalt durch das Recht eintritt; daß Sie, ein geistiger Mensch, diese in jedem Betracht niedrige Maßnahme, die Sie intern ablehnen, nach außen hin decken — sehen Sie, Freiherr von Schoenaich, das ist das, was mich ent-

täuscht, fast erschüttert; das ist das, was mich zu diesem Brief trieb; das ist das, was ich jedem General, der nur ein gehobener Feldwebel wäre, zutrauen würde und keinem Edelmann. Diese Friedensgesellschaft, aus deren Leitung die Machtgier eines Subalternen nach und nach beinah sämtliche Persönlichkeiten: Quidde und Löbe, Helene Stöcker und Anna Siemsen, Graf Keßler und Bleier, Schücking und Wehberg vertrieben hat, kann nie wieder, was sie einst war oder zu sein begann, werden: die Heimat aller kriegsgegnerischen Richtungen, die Arbeitsstätte unabhängigen pazifistischen Führertums, die Führerin der Massen zu friedensverwirklichender Tat — wenn sie das oberste Gebot der eignen Lehre in den Kot tritt: Gerechtigkeit.

Es geht nicht um mich; weiß ich doch längst: „Sie bestrafen dich für alle deine Tugenden. Sie verzeihen dir von Grund aus nur — deine Fehlgriffe." Glauben Sie mir: mich quälts, hier das Beispiel zu bilden. Viel lieber als für mich fecht ich für Freunde und Fremde; lieber und glücklicher. Aber es geht um die Sache; um eine große und schwierige Sache; um Ihre, meine, der Menschheit. Freiherr von Schoenaich, eine große Sache wird nicht siegen, wenn ein kleiner Mensch sie führt.

*

Marginale von C. v. O.

So angenehme Zwischenspiele gibt es im Leben des Redakteurs: da erscheint Herr Doktor Kurt Hiller, mir seit vielen Jahren im Vertragen und Verklagen wohlbekannt, und wünscht Aufnahme eines Artikels, der sich gegen pazifistische Organisationen richtet, denen ich mich verbunden fühle, auch wenn die Mitgliedschaft nicht mehr besteht, und gegen Personen, deren Meinungen und Taktik ich nicht immer gutheißen kann und die ich trotzdem als nächste politische Verwandtschaft empfinde. Denn ich bin der Anschauung, daß es für den Politiker nicht darauf ankommt, woher er das Geld bezieht sondern wozu er es verwendet. An der von Hiller gerügten Mohrenwäsche an Poincaré habe ich mich oft und gern beteiligt und gedenke, das auch in Zukunft nicht zu unterlassen. Und das Genfer Protokoll, zum Beispiel, halte ich — und wenn Kurt Hiller in hundert Exemplaren in meinen friedlichen Redaktionsraum einbräche — für ein brauchbareres Friedensinstrument als etwa den Locarnovertrag, weil es eine internationale Autorität schafft. Was Hillers Polemik gegen einzelne Personen angeht, so fühle ich wieder anders: ich sehe weniger die Fehlhandlungen von Personen als vielmehr die Tragik einer materiell schwachen Bewegung, die die beste Sache der Welt auf ihre Fahne geschrieben hat aber oft nicht weiß, woher sie die Bureaumiete nehmen soll. Diese kleinen einfachen Dinge sieht Kurt Hiller nicht.

Auch die andre Seite hat etwas nicht erkannt: nämlich den leidenschaftlichen ethischen Willen unter dem Stachelkleid dieses bedeutenden und von fanatischer Liebe zum Selbstdenken getragenen Publizisten. Keine politische Bewegung kann ohne Psychologie, ohne Menschenkenntnis auskommen. Und daran wenigstens ist Hiller unschuldig, daß diese leidigen Dinge hier nochmals aufgetischt werden. Daß die Friedensgesellschaft nach einem Schiedsspruch, der offensichtlich bemüht war, nicht moralische Zensurprädikate zu erteilen sondern einigend zu wirken, den Ausschluß Hillers aufrechterhalten hat, ist für den gesunden Menschenverstand unfaßbar. So bedeutet Hillers Brief an Herrn von Schoenaich nicht eine neue Kampfansage sondern ein Schlußwort, einen Rechenschaftsbericht, den ich dem alten Mitarbeiter der ‚Weltbühne' nicht versagen zu können glaubte. Die Friedensgesellschaft hat einen Zankapfel, aber leider auch einen Kopf weniger.

Reichsarbeitsgericht von Hilde Walter

Vor drei Jahren, am 1. Juli 1927, trat nach jahrelanger Vorbereitung das Arbeitsgerichtsgesetz in Kraft. In einem Land, in dem zwei Drittel der erwerbstätigen Bevölkerung in jederzeit kündbarem, abhängigem Arbeitsverhältnis stehen, ist die Bedeutung der Arbeitsrechtsprechung für die Existenzbedingungen der Masse außerordentlich groß. Die neue Materie lockte fähige Köpfe, bewegliche junge Menschen, Schüler der bedeutendsten Arbeitsrechtler, so daß bei den Gerichten erster Instanz erfreulich viel Richter mit besonderer Qualifikation zu finden sind. Für den einzelnen rechtsuchenden Arbeiter und Angestellten mag es ein gewisses Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens auslösen, daß sein Prozeß beim Arbeitsgericht mit einigen peinlichen Ausnahmen von modern denkenden Richtern entschieden wird, die mit allen einschlägigen Fragen innigst vertraut sind. Dagegen hat die in weitern Kreisen unbekannte Rechtsprechung des Reichsarbeitsgerichts einen höchst wichtigen aber verhängnisvollen Einfluß auf die wirtschaftliche und politische Gesamtsituation der Betroffenen. Nicht etwa in den Fragen des individuellen Rechts: Einzelprozesse, in denen mit Rücksicht auf die Höhe des Streitwerts von über 6000 Mark oder durch ihre grundsätzliche Bedeutung die Revision möglich ist, werden durchaus in dem sogenannten „sozialen Geist" entschieden. Nur liegen die eigentlichen Aufgaben des Reichsarbeitsgerichts nicht in der Anwendung der „Mitleidstheorie" für Einzelprozesse, da die wichtigsten Entscheidungen in Fragen des kollektiven Rechts zu treffen sind. Tarifvertragsrecht, Schlichtungsordnung und Betriebsrätegesetz haben in den drei Jahren durch die in Leipzig gefällten Urteile ein Gesicht bekommen, das der Gesetzgeber sicherlich niemals gewünscht hat. So hat man aus den allgemeinen Grundsätzen des Betriebsrätegesetzes, nach denen der Betriebsrat auch „zur Unterstützung des Arbeitgebers in der Erfüllung der Betriebszwecke" berufen ist, eine Beteiligung des Arbeiters am Betriebsrisiko gefolgert. Es handelte sich darum, ob bei Betriebsstörungen durch unvorhergesehene Witterungseinflüsse, Kohlenmangel und ähnliche Dinge ein Lohnanspruch für die zur Verfügung gestellte nicht ausgenutzte Arbeitskraft besteht. Das Reichsarbeitsgericht meint:

Das gemeinsame Zusammenwirken von Unternehmer und Arbeiterschaft bildet heute die Grundlage des Betriebs, wie dies besonders in § 66 BRG. zum Ausdruck kommt... Damit sind gleichzeitig die Rechte der Arbeitnehmerschaft in ihrer Stellung zum Betriebe erweitert und auf eine unterstützende Mitwirkung bei der Leitung desselben ausgedehnt. Diesen erweiterten Rechten stehen naturgemäß erweiterte Pflichten, nämlich die Mittragung einer gewissen Verantwortlichkeit für den Betrieb gegenüber. Wer aber für den Betrieb mit einzustehen hat, muß selbstverständlich auch für die Nachteile eintreten, die sich aus ihm ergeben. Es kann die Arbeitnehmerschaft und mit ihr der einzelne Arbeiter die Folgen von Betriebsstörungen und Betriebsgefahren nicht einfach damit ablehnen, daß er seine Arbeitskraft angeboten habe und zur Leistung seiner Dienste bereit gewesen sei. Mit der Mitwirkung bei der Leitung des Betriebs Hand in Hand geht ohne weiteres die Mittragung der Gefahren desselben. Dem steht auch nicht ent-

gegen, daß der Arbeitnehmer am Vermögen und in der Regel auch am Ertrage des Betriebs keinen unmittelbaren Anteil hat...

Mit so phantastischen Vorstellungen wird die zwangsläufige Gebundenheit des Arbeiters an einen Betrieb in eine fröhliche Werksgemeinschaft umgelogen, die in freiwilliger Bindung gleichberechtigte Kräfte zu gemeinsamem Tun vereint. Neben dieser rein fascistischen Auslegung des kollektiven Rechts geht die Protektion der von Unternehmern begönnerten Arbeiter-„Werkvereine", die in den Fragen der Tariffähigkeit solcher Vereinigungen zu einem richtigen Krieg des Reichsarbeitsgerichts gegen die Verwaltung (das Reichsarbeitsministerium, das preußische Handelsministerium und die Wohlfahrtsministerien der Länder) geführt hat. Nach dem Gesetz sind nur solche Arbeitnehmerorganisationen zum Abschluß von Tarifverträgen berechtigt, die in ihrer Existenz vom wirtschaftlichen Gegenspieler völlig unabhängig sind. Trotzdem schließen Betriebsleitungen mit ihren in solchen Werkvereinen „organisierten" Arbeitern Verträge zur Verlängerung der Arbeitszeit. Der Gewerbeaufsichtsbeamte hat Anweisung, derartige Verstöße gegen das Arbeitszeitgesetz anzuzeigen. Der Staatsanwalt erhebt Anklage. Die Firma müßte selbstverständlich verurteilt werden, wenn dieser Werkverein, dem Sinne des Gesetzes entsprechend, nicht als tariffähige Vertragspartei angesehen wird. Das ist nicht möglich, weil das Reichsarbeitsgericht in allen Fällen, in denen nicht ganz grobe direkte Geldunterstützung des Arbeitgebers nachzuweisen war, die Abhängigkeit vom Arbeitgeber und damit die Tarifunfähigkeit nicht zugibt. So halten sich auch die Strafrichter an die leipziger Auffassung, nach der die Belegschaft eines Betriebs, die mit der Leitung „Verträge" schließt, als unabhängig gilt. Der Staatsanwalt legt Berufung ein, das Reichsarbeitsministerium lehnt die Schlichtungstätigkeit für so zweifelhafte Gebilde ein für allemal ab, Leipzig aber bleibt fest. Sogar bei der Arbeitnehmergruppe des pommerschen Landbundes, die mit ihren Arbeitgebern als Grüne Front im gleichen Haus sitzt, konnte das Reichsarbeitsgericht „eine erhebliche Abhängigkeit" vom Landbund nicht entdecken. Unter dem Schutz der Unabhängigkeit wird dann gelegentlich ein kräftiger Seitenhieb gegen den unbequemen Reichsarbeitsminister riskiert: Im westdeutschen Eisenkonflikt klagte der Arbeitgeberverband auf Feststellung, daß der erste Schiedsspruch im Ruhrkampf nicht bindend sei. Das Reichsarbeitsgericht wendet sich in seinem Urteil zugunsten des Arbeitgeberverbands in sechs Seiten langer Kritik gegen die vom Reichsarbeitsminister erlassenen Ausführungsbestimmungen zur Schlichtungsverordnung, die schuld wären, daß ein solcher Schiedsspruch nur mit der Stimme des Vorsitzenden zustande kam, um schließlich zuzugeben, daß es auf diese Frage im Urteil nicht ankommt, weil sie nämlich nicht nachzuprüfen war. Bekannt ist, daß nach Auffassung des Reichsarbeitsgerichts die Teilnahme von Arbeitern an den Maifeiern als beharrliche Arbeitsverweigerung und als Grund zu fristloser Entlassung gelten kann. Mit Rücksicht auf diese höchstrichterliche Entscheidung wurden nach dem vorjährigen 1. Mai im Wuppertal Arbeiter entlassen; die Belegschaft streikte im Einvernehmen mit der Gewerkschaft für die

Wiedereinstellung der gemaßregelten Arbeiter. Ein wenig selbständiges Landesarbeitsgericht in Elberfeld verurteilte die Gewerkschaft, der Firma den ganzen Schaden zu ersetzen, weil dieser Streik angeblich „gegen die guten Sitten" verstößt. Eine Gewerkschaft, so sagt Elberfeld, der die entgegenstehende Ansicht des höchsten Gerichts bezüglich der Maifeier bekannt ist, handelt „sittenwidrig", wenn sie trotzdem versucht, mit Streik ihren Machtwillen durchzusetzen. Auch diese Entscheidung hat man in Leipzig glatt geschluckt und bestätigt, vielleicht schon deshalb, weil ja hier der Glaube an die gottähnliche Unfehlbarkeit des höchsten Gerichts vollendet zum Ausdruck kommt.

Eine weitere Eigenart des Reichsarbeitsgerichts ist die rechtliche Anwendung des verwaschenen Begriffs von Treu und Glauben auf Streitfragen, die im Gesetz nicht ausdrücklich vorgesehen sind und nach freiem Ermessen entschieden werden. Dabei wird ewig die aus dem ältesten Hausrat des Liberalismus stammende Fiktion aufrechterhalten, daß beim Abschluß von Arbeitsverträgen gleichberechtigte Kontrahenten miteinander verhandelten.

Es wäre durchaus falsch, dem Reichsarbeitsgericht auf Grund dieser und zahlloser ähnlicher Mißverständnisse des kollektiven Rechts eine allgemein arbeiterfeindliche Haltung vorzuwerfen. Wenn in der weltentrückten Atmosphäre von Leipzig auf der einen Seite eine völlige Umbiegung der Gesetze gelungen, andrerseits aber durch widersprechende Entscheidungen in gleichen Fragen eine grenzenlose Verwirrung entstanden ist, so daß sich die untern Instanzen die ihnen passend erscheinende Richtung heraussuchen können, so hat das andre Gründe:

Es gibt unter den Reichsgerichtsräten am Reichsarbeitsgericht vielleicht zwei erfahrene wissenschaftlich durchgebildete Spezialisten für Arbeitsrecht. Obwohl ein Richter mit fünfunddreißig Jahren ans Reichsgericht kommen darf, wird in der Praxis unter fünfundvierzig niemand berufen. Die heute amtierenden Richter stammen daher aus einer Zeit, wo das Arbeitsrecht so gut wie unbekannt war. Hinzu kommt eine übersteigerte, fast größenwahnsinnige Vorstellung von Unabhängigkeit, die verbunden mit Angst vor Beeinflussung zu einem hermetischen Abschluß gegen den Kontakt mit maßgebenden Fachleuten geführt hat. Man will auch nicht zugeben, daß das Arbeitsrecht eine schwierige Materie von besonderer Bedeutung ist. Mit Unterstützung des Reichsjustizministeriums wird zäh an der Übung festgehalten, daß die Mitglieder des Reichsarbeitsgerichts bis zur Grenze äußerster Überlastung zur Mitarbeit an Grundstücks- und andern Senaten herangezogen werden. Das geschieht angeblich zur Wahrung der Verbundenheit mit den Fragen des allgemeinen Rechts, obwohl doch ein Reichsgerichtsrat, wie wir annehmen möchten, mit seiner allgemeinen juristischen Ausbildung fertig zu sein pflegt. Vielleicht kommt man im vierten Jahr des Arbeitsgerichtsgesetzes auf die Idee, daß für ein höchstes Gericht mit so festen Spezialaufgaben die Beschäftigung mit Fachliteratur nicht unpassend, die späte Ergänzung der Bildungslücken mit dem Begriff der Unabhängigkeit durchaus zu vereinen sei.

Moskau 1930 von Heinz Pol

III

Die Klubs

Was machen eigentlich die Moskauer abends? So überfüllt am Tage die Straßen und Plätze sind, von acht, neun Uhr abends an, wenn die Geschäfte schließen, denn der Geschäftsschluß ist nicht einheitlich, leeren sich die Straßen rapide, und schon lange vor Mitternacht ist es fast gespenstisch still in Moskau, ganz gleich, ob man sich im Zentrum befindet oder irgendwo draußen weit jenseits der Boulevards.

Es ist merkwürdig: immer wenn hier die Fassade düster erscheint, sieht es im Innern ganz anders aus. Moskau ist nachts durchaus nicht tot, im Gegenteil: in den Abendstunden beginnt in dieser Stadt ein ganz neues Leben, ein Leben intensivster Erholung. Diese Erholung ist kein Losgelöstsein von der Arbeit des Tages, sie ist im Gegenteil eine Art Fortsetzung der Tagesbeschäftigung mit andern Mitteln. Auf gut Deutsch: selbst im Theater, selbst beim Tanz oder Sport oder in den Klubräumen, ja selbst in der ausgelassensten Stimmung wird der Moskauer daran erinnert, daß das alles nichts weiter sei als ein Teil des Fünfjahresplans, der Sozialisierung, in einem Lande des sozialistischen Wettbewerbes. Dies nämlich sind die drei Gesetze, unter denen die zweieinhalb Millionen Bewohner der sowjetrussischen Hauptstadt leben, essen, schaffen, sich lieben, sich amüsieren und schlafen. Für diese drei Gesetze wird eine Propaganda gemacht, die selbst die amerikanischesten Maßstäbe über den Haufen wirft. Überall dort, wo auch nur ein paar Quadratzentimeter freie Flächen sich befinden, sei es im Freien oder im Innern irgendeines Gebäudes, klebt ein Plakat, hängt eine Tabelle, ist ein rotes Tuch mit meist goldner Aufschrift gespannt: „Der Fünfjahresplan in vier Jahren!" Oder ein Spruch von Lenin, oder ein Spruch von Stalin. Oder eine Statistik, aus der hervorgeht, daß dieser Industriezweig oder jener Betrieb im sozialistischen Wettbewerb bereits 120 Prozent seiner Aufgaben erfüllt habe.

Diese Plakate, Affichen und Tücher verlassen dich also auch nicht in den Abend- und Nachtstunden, wo du doch ausspannen möchtest. Dem Moskauer gelingt dieses Fernbleiben von den Forderungen des Alltags überhaupt nur, wenn er zuhause sitzt, was ja bei der Wohnungsnot mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft ist. Immerhin hat er dort sein Radio. Es gibt kaum eine moskauer Familie, die kein Radio besitzt. Die Dachantennen spicken die Dächer der Wohnhäuser wie Speck den Hasen. Es erhebt sich ein richtiger Antennenwald über Moskau. Aber ich glaube nicht, daß die Moskauer sehr häuslich sind, jedenfalls ist die Fülle in den Theatern, Kinos, Konzertsälen und Klubhäusern fast unwahrscheinlich. Ein Stück muß schon recht abgespielt oder minderwertig sein, wenn du an der Abendkasse noch ein Billett bekommen willst.

So bemerkenswert die moskauer Theater sind — bezeichnend für unsern Zustand, daß die Theaterkritiker immer nur

nach den pariser Boulevardtingeltangeln schielen — gutes Theater gab es schon vor der Revolution in Moskau. Die Klubs aber sind eine neue Sache. Nein, ich muß ganz wahrhaft sein: es existierten auch im kaiserlichen Moskau Klubs. Etwa der feudale Englische Klub, dessen herrliches Palais auf der Twerskaja steht. Aber der Klub flog 1917 auf, heute sind in seinen Räumen die fantastischen und heroischen Erinnerungen der russischen Revolution ausgestellt. Sicherlich das eigenartigste Museum der Welt. Ich sah eine amerikanische Touristengruppe fassungslos um das Modell einer kleinen illegalen Handpresse stehen, mit der Lenin und die Seinen 1904 Handzettel und Aufrufe herstellten. Ein mitleiderregendes, wackeliges Ding. Nicht zu glauben, daß man mit dieser Waffe die größte aller Revolutionen inszenieren und gewinnen konnte!

Der alte Englische Klub also ist verschwunden, die neuen moskauer Klubs jedoch blühen und gedeihen, und wenn man wissen will, wie die Jugend lebt, so soll man abends in einen dieser Klubs gehen und weiter nichts tun als ruhig betrachten.

Über die zahlreichen Arbeiter- und Künstlerklubs im neuen Rußland ist viel geschrieben worden. Es kann gar nicht genug über sie berichtet werden, denn sie gehören zu den kulturell wichtigsten Leistungen des Bolschewismus. Aber lassen wir alle Theorien und Werturteile beiseite: eines Abends ging ich zu einem besondern Meeting in den Klub der moskauer Eisenarbeiter. Die Räume sind groß und weit, sie nehmen ein ganzes Gebäude ein, ein altes, sehr häßliches Gebäude. Es gibt modernere Klubs, die ich später sah, mit allem Komfort der Neuzeit ausgerüstet: Taut plus Mendelssohn. Im Eisenbahnerklub aber sah es etwa aus wie im Lehrervereinshaus am Alexanderplatz. Nur, daß die Räume andern Zwecken dienen. Der Klub der Eisenbahnarbeiter besitzt zum Beispiel einen großen Theatersaal, der etwa zwölfhundert Menschen faßt, und außerdem ein Kinotheater für etwa vierhundert Personen. In einem andern Flügel des Hauses befinden sich Unterrichtszimmer für die Jugend, also Bibliotheken, ein Modellzimmer mit landwirtschaftlichen Maschinen, ein Flugzeugmodellzimmer, ein Waffenzimmer. Im Parterre Gesellschaftsräume, ein Promenoir, ein großes Restaurant. In einem dritten Flügel Konferenz- und Versammlungsräume. Mit anderen Worten: ein wunderbarer Klub, nicht übermäßig komfortabel, aber bequem eingerichtet, ein Klub, in dem sich die Eisenbahnarbeiter Moskaus von morgens sechs bis drei Uhr nachts aufhalten und tun und lassen können, was sie wollen.

Viele Zehntausende von Menschen, vor allem der jungen Generation, verbringen heute einen großen Teil ihrer freien Zeit in ihren Klubs. Die Klubs ersetzen Restaurants, Cafés, Destillen, Stammtische, umständliche Rendezvous-Verabredungen. Hier konzentriert sich das Privatleben. Die jungen Leute verabreden sich etwa um sieben Uhr im Restaurant ihres Klubs, dann geht man um acht Uhr gemeinsam in den Theatersaal und hört sich eine Vorstellung an, in den Pausen läuft man in den Gesellschaftssaal, wo man begeistert Tombola spielt, danach besichtigt man irgendein neu aufgestelltes Modell, streitet

sich herum, versöhnt sich wieder und geht erst spät nachts auseinander. Selbstverständlich treibt man auch Sport, die meisten Klubs besitzen vortrefflich ausgestattete Turn- und Zandersäle. Am Tage ist vom Familienleben in Moskau für den Fremden nicht viel zu sehen. Jedermann hat es eilig, kaum grüßt man sich, es scheint niemand den andern zu kennen. Abends in den Klubs aber siehst du plötzlich das „bürgerliche Leben", das du so lange gesucht hast. Es ähnelt sehr dem unsern: man drückt sich die Hand, küßt sich, und so sachlich und selbstbewußt sich auch die jungen Männer und Mädchen geben, man flirtet doch, genau wie überall auf der Welt.

Was anders ist, das ist die Selbstverständlichkeit der Haltung, die den proletarischen Backfisch ebenso auszeichnet wie den sechzigjährigen Vorarbeiter, der durch die Räume seines (seines!) Klubs schreitet. Ich habe in Moskau überhaupt keinen Proletarier gesehen, sondern ich sah nur Gentlemen und Ladies. Herren und Damen in schlechter Kleidung und in oft recht armseliger Umgebung, aber wie sie sich familiär begrüßten, wie sie ernst auf der Straße demonstrierten, wie sie lässig im Theater auf ihren Plätzen saßen oder im Klub sich temperamentvoll über den neusten Klatsch unterhielten — das waren Leute, die sich äußerlich und innerlich frei und im Gleichgewicht fühlten. Die Straße, der Kreml, der Klub, das Theater, das was alles ihr Eigentum. Eigentum macht sicher. Die Moskauer sind von einer Sicherheit, die oft verblüfft.

Das Klubleben ist selbstverständlich sehr billig. Eintritt und Vorführungen sind kostenlos, nur bei besondern Veranstaltungen wird ein geringer Zuschlag eingefordert, übrigens zahlt ja jeder seinen Beitrag an die Gewerkschaft, die den Klub verwaltet. Das Meeting im Eisenbahnarbeiterklub begann mit einer ausgedehnten Kabarettvorstellung. Man hörte hauptsächlich musikalische Darbietungen. Eine junge Arbeiterin trug ein paar Spottverse auf ihren Betrieb vor, man lachte heftig. Überhaupt mußte jeder Vortragende mindestens eine Zugabe gewähren. Mit solcher Leidenschaftlichkeit klatscht man sonst nur in Italien. Neun Zehntel der Anwesenden waren Jugendliche. Zwischendurch ein paar graue Köpfe: es waren die Eltern, die von den jungen Leuten mitgenommen worden waren, damit sie auch einmal etwas Nettes zu sehen bekommen.

Die alten und die jungen Leute

Jawohl: hier gehen die Jungen mit den Alten aus. Aber doch wohl nur bei besondern Anlässen. Ich habe jedenfalls noch nie und nirgendwo so wenig alte Menschen gesehen wie in Moskau. Hier und da ein paar grauhaarige Händler und verwitterte Bauern und Bäuerinnen auf den Straßenmärkten, aber zum Beispiel in den Theatern und auch in den Kinos fehlten sie fast vollständig. Nachdem mir das am dritten Tage aufgefallen war, machte ich Stichproben, aber es blieb dabei: die Zwanzig- bis Dreißigjährigen beherrschen die Stadt.

Sie beherrschen auch das Tempo der Stadt. Ich weiß nicht, wie es früher in Moskau und Rußland war, aber aus den

Büchern der Vorkriegszeit gewann man doch den Eindruck, daß es damals nicht allzu hastig zugegangen sein müsse. Was einem heute in Moskau sofort auffällt, ist das vollkommene Fehlen der westeuropäischen Höflichkeit. Wir sagen hundertmal am Tage überflüssigerweise „bitte" und „danke", und wenn wir auf der Straße den Schwanz eines Hundes streifen, flüstern wir, den Hut ziehend, „entschuldigen Sie". Die ach so kultivierte Gouvernante hat uns das beigebracht. Die jungen Leute in Moskau denken gar nicht daran, eine Entschuldigung zu flüstern, wenn sie dich auf der Straße mit sehr kräftigen Ellenbogen beiseite stoßen, um schneller durch das Gewühl zu kommen. Es fällt auch keinem auf, wenn er beiseite gestoßen wird: nur keine überflüssigen Zeremonien.

Das ist mitunter sehr wohltuend. Im Hotel dienert kein Boy, Portier, Fahrstuhlführer oder Zimmermädchen vor dir herum. Äußerst wortkarg verrichten sie ihre Dienste. Freilich nicht alle, die du gewöhnt bist. Auch in Amerika kommt ja der Beruf eines Schuhreinigers gleich hinter dem, ein Neger zu sein. Im moskauer Hotel findet sich niemand, der deine Stiefel reinigt, das machen die kleinen Jungens auf der Straße ganz ausgezeichnet für zehn Kopeken.

Am wohltuendsten aber empfand ich die Art und Weise, wie man die Straßenbahn- und Autobusschaffner entlastet. In Berlin und fast überall auf der Welt sonst sind sie höchst bedauernswerte Geschöpfe, die während ihrer Dienstzeit viele Kilometer täglich in ihren Wagen hin- und herrennen müssen, nur um nachzusehen, ob auch ja alle Fahrgäste „abgefertigt" sind. In Moskau sitzt der Schaffner gleich am Hintereingang. Da man nur hinten einsteigen darf, muß jeder an dem stumm die Billetts austeilenden Schaffner vorbei, gibt sein Zehnkopekenstück, und die Sache ist erledigt. An diesen Kleinigkeiten erkennt man die Vorzüge des neuen Systems. Sie machten mir größern Eindruck als die wundervollen Neubauten, die neu asphaltierten Straßen und andre Paradestücke. Es weht wirklich ein neuer Wind. Dafür noch ein scheinbar kleines Beispiel:

Der Polizist und der Admiral

Die erste Maiparade ist ein Schmuck- und Prunkstück erster Ordnung. Ich habe in meinem Leben noch nicht soviel Truppen, Maschinengewehre, Panzerwagen, Tanks und Flugzeuge zusammen gesehen, wie auf dem Roten Platz, wo die Truppen drei Stunden lang in Sechzehnerreihen an Stalin, Woroschilow, den stramm salutierenden ausländischen Militärattachés und den unentwegt knipsenden amerikanischen und deutschen Gästen vorbei defilierten. Eine grandiose Sache, aber sowas kann man schließlich auch ähnlich in Rom, Paris und Washington sehen. Was man dort nicht sehen kann, war eine Szene, die sich dicht neben mir abspielte. Ich stand auf einem etwas bevorzugten Platz, zu dem man nur mit einer Karte Zutritt hatte. Ein blutjunges Kerlchen der Stadtpolizei hatte Ordnerdienst. Er ließ keinen durch, der nicht eine Karte hatte. Da kam ein ganz hohes Tier der roten Flotte, ein älterer Mann

in goldstrotzender Uniform, seine blauen Ärmel hatten mindestens sieben Streifen, ein kommandierender Admiral, wie man mir später erklärte. Er versuchte durch die Sperre zu kommen, erst gütlich, dann, indem er den jungen Polizisten zu ignorieren versuchte. Das bekam ihm schlecht, der Polizist stemmte die Arme in die Hüften, schrie den Admiral an, daß diesem die Knie zu wanken begannen, packte ihn dann an seinem goldbetreßten Ärmel und stieß ihn sehr unsanft in die Menge zurück. Admiral mit eingekniffenem Schwanz ab durch den Hinterausgang. Über wen ich mich am meisten bei diesem Vorgang wunderte, war der berliner Journalist Heinz Pol, der als einziger unter einer vieltausendköpfigen Menge einem Zwischenfall wie diesem überhaupt seine Aufmerksamkeit schenkte. Die andern hatten nicht einmal hingeguckt, und auch der kleine Polizist versah sofort weiter seinen Dienst, als ob er grade eben nur ein kleines Steinchen mit dem Fuß weggeschoben habe.

Und das wars, was mich während der Maidemonstration in Moskau am stärksten berührte: hier marschierten nämlich keine Demonstranten wie zuhause in Berlin, die vorher von der Polizei die Erlaubnis dazu bekommen hatten, sondern hier bewegten sich ein paar hunderttausend Einwohner in den Straßen, die ihnen gehörten. Die Polizei sperrte nicht auf oder ab sondern versah nur Ordnerdienste. Sie vertrat also gegenüber den Massen nicht etwa das „Machtprinzip des Staates", denn der Staat, das war ja nicht nur die Polizei, sondern das waren auch die Demonstranten: man winkte sich gegenseitig zu. Genosse Schupo.

Höflichkeit und Kitsch.

Aber der Alltag sieht auch in Moskau durchaus anders aus als der Feiertag. Die Fahnen und schönen Plakate des 1. Mai verschwanden sehr schnell wieder von der Bildfläche. Wenn ich sagte, daß der junge Moskauer sich in amerikanischem Tempo bewegt und durchaus nicht an Höflichkeit erstickt, so soll man nicht etwa denken, daß sie grob und ungefällig seien. Wenn du von ihnen eine Auskunft verlangst, lassen sie alles stehen und liegen, bis sie dich zufriedengestellt haben. Als Dank verlangen sie nichts weiter als ein Lächeln. Einer von meinen Reisekollegen versuchte einmal, einem jungen Arbeiter einen Rubel anzubieten, nachdem der sich mit uns eine Stunde lang durch die Vorstadt geschleppt hatte, um eine Adresse ausfindig zu machen, die wir ihm stumm vor die Nase gehalten hatten. Der junge Mann hatte offensichtlich seinen freien Tag. Er hätte die Stunde wirklich nützlicher verbringen können, als uns bei Regen durch die Pfützen zu führen, er tat es mit rührendem Eifer. Aber als er das Geldstück sah, das man ihm zum Schluß anbot, zuckte er entsetzt zurück und seine Lippen erbleichten: auf diesen Schimpf war er nicht gefaßt gewesen. Nun war er so enttäuscht, daß er sogar eine Zigarette ausschlug. Wir zogen sehr beschämt davon.

Das alles sind Beweise eines neuen Geistes. Aber es gibt auch Gegenbeweise. Da ist zum Beispiel der entsetzliche

Kitsch, der sich im Kunstgewerbe breitmacht, und mit denen die Moskauer, auch die jungen Moskauer, sich ihre Wohnungen füllen. Die großen Warenhäuser verkaufen täglich hunderte von schrecklichen Gipsbüsten, Marx, Engels, Lenin, Stalin. Man setzt seine Ehre darein, so ein Dings auf seinem Klavier oder Schrank stehen zu haben. Und dann muß man diese Schreibtischlampen gesehen haben, diese Zierteller, diese Nippessachen! Man denkt zuerst, es seien uralte Requisiten aus den neunziger Jahren, die man während der Revolution aus den Häusern geholt hat. Es stellt sich aber heraus, daß die Nippessachenindustrie blüht wie kaum eine andre Industrie in Rußland, ja daß sie gar nicht genug Kitsch in ältester Form liefern kann, um den Bedarf zu decken, der trotz aller Proteste einiger moderner Künstlerverbände ins Ungemessene steigt.

Man ist in der Gesinnung radikaler als im Geschmack. Das zeigt sich auch bei manchen andern Gelegenheiten.

Die Heilige Familie von Werner Hegemann

Seit Figaros heitere Bühnenhochzeit eine erfrischende Weltrevolution herbeiführen half, ist es für jeden Bühnenschriftsteller von Rang Ehrensache, die noch nicht ganz vollendete Welterfrischung weiter zu betreiben. Und sein Erfolg hängt davon ab, wie das Publikum, wie die Kritik derartige Erfrischungsversuche zu würdigen versteht. Daß sie nie nötiger waren als heute wieder, beweist die neueste Veröffentlichung des städtischen Statistischen Amts: „Graphisch-statistische Darstellung von Berlin" (Dezember 1929). Das zweite Heft: „Wohnungen und Haushaltungen" ist ein reizendes Heft! bunt und unterhaltsam, wie ein Bilderbuch für Kinder oder wie ein Buch von Kesten, sogar Erwachsenen verständlich. Danach gibt es in Berlin noch 50 000 Schlafgänger und 144 000 Zimmerabmieter. Diese 194 000 Leute und die von ihnen beglückten Familien machen zusammen wohl ein Fünftel der Viermillionen-Bevölkerung Berlins aus. 146 000 berliner Haushaltungen müssen mit andern zusammenwohnen. In dieser stehenden Armee wohnungspolitischer Unrast werden in stetem Wechsel (Krümpersystem!) noch weit größere Teile der Bevölkerung ausgebildet. Waren in den goldnen Zeiten vor dem Weltkrieg alle Deutschen für die Waffen geboren (wenn auch nur die Hälfte eingezogen wurde), so ist noch heute jeder Deutsche für die Schlafstellen oder die garnierten Zimmer geboren, aus denen fast Jeder bleibende Eindrücke ins Leben mitnimmt. Für Mieter und Vermieter von Zimmern oder Betten sind diese Eindrücke öfter traurig als heiter. Daß aber Trauerspiele nicht reformierend wirken, haben Hauptmanns Weber und Duschinskys Stempelbrüder bewiesen. Theaterpublikum, das sich gern rühren läßt, macht keine Revolutionen, wie dringend sie auch sein mögen.

Hermann Kesten weiß, daß sich neutestamentarische Heiterkeit besser schickt als alttestamentarischer Groll: namentlich für „Die Heilige Familie". Unter diesem Titel wird Kestens

Schauspiel „Wohnungsnot" im Theater am Schiffbauerdamm gespielt (leider in arg verstümmelter Form). Und die ‚Deutsche Zeitung' nimmt Anstoß daran, daß „die Menge wie zu einem Lustspiel klatscht... Die Freiheit tanzt mit der grinsenden Armut einen Liebesreigen... Dahinter Deutschland mit allen seinen Lasten, die uns bald zu den Unfreiesten der Freien stempeln werden".

Der fünfzehnjährige Held des Stückes, der „keusche Joseph", wundert sich über das Alte Testament: „In dem frömmsten Buch der Welt stehen die meisten Flüche, darum nennt man es heilig und Bibel. Aber ein Fluch fehlt: Du sollst einem Wohnungsamt untertan sein, und in einem einzigen Zimmer sitzen und warten, ohne Geld, aber mit vielen Angehörigen, bis ins vierte und fünfte Geschlecht! Aber dieser Fluch hätte sogar die Bibel gesprengt!" Und die ‚Germania', die doch vorher grade einen Bericht über die Unsittlichkeit der Freibäder veröffentlichte nimmt keinen Anstoß, weder an dem frommen Titel des Stückes, noch an seiner Schaustellung von Un- und Inzucht noch an der religiösen Weisheit des keuschen Joseph sondern nennt ihn einen „hellen und geweckten Burschen" und stellt Kestens heiter frommes Schauspiel, wohin es gehört, „in die vorderste Reihe moderner Zeitdramen".

Nicht alle Kritiker haben Kestens heitre Frömmigkeit so gut verstanden. Zwar findet das ‚Tempo', „keine Minute uninteressant" in Kestens Stück; auf ‚Berlin am Morgen' „wirkt es stärker als eine sogenannte Spitzenleistung wie Phäa". Die ‚Welt am Montag' würdigt an Kestens Figuren die „Doppelbelichtung, deren Komik das Grausige streift", und das ‚Tageblatt' erkennt, daß „Kesten Humor hat, also das Mittel, des Weltschmerzes Herr zu werden"; aber: „das ist von allen bittern Zustandsdramen des Neonaturalismus wohl das bitterste". Andre nehmen Anstoß an Kestens „verbissener Energie", an seinem „unerbittlichen Formwillen". Die ‚Vossische Zeitung' gar nennt „Kestens Drama weinerlich, nicht kämpferisch"; sie vermißt „männlichen Haß" und meint: „Diesem halben Pessimisten fehlt der Tropfen Humor, ohne den auch die Tragödie nicht auskommt". Allzuviele Kritiker nennen die Wohnungsnot dieser heiligen Familie übertrieben. Dem ‚Börsenkurier' ist diese Wohnungsnot „keine Realität". Dem ‚Montag Morgen' sind es „sehr anormal entsetzliche Familienverhältnisse", der ‚Welt am Abend' sind sie „nicht von allgemeiner interessierender, aufwühlender Gültigkeit". Sogar die sozialdenkende ‚Germania' meint, daß die heilige Familie „in fast übertriebener Enge wohnt".

Und doch ist Kestens grauenhafte Schilderung keine Übertreibung. Eher könnte man sie Schönfärberei nennen. Kesten läßt acht Menschen in einer Wohnung von zwei Zimmern mit Küche wohnen. Aus den graphischen Darstellungen des Statistischen Amts der Stadt Berlin können Kestens Kritiker ersehen, daß eine Küche heute als „Wohnraum" gilt und daß eine Wohnung erst dann übervölkert genannt wird, wenn mehr als zwei Bewohner in jedem Wohnraum wohnen. Von den drei „Wohnräumen" des Kestenschen Stückes ist also der erste

unterbelegt, der zweite ist normal belegt, nur der dritte ist „übervölkert". Wo ist da Kestens Übertreibung? Das Statistische Amt weist nach, daß Berlin 55 747 „übervölkerte" Kleinwohnungen hat. Ist das „allgemein interessierend"? Ist es unstatthaft, daß der jugendliche Joseph ungern in einer dieser 55 747 Wohnungen wohnt und daß er hoffnungsvoll schwadroniert: „Wenn ich groß bin, dann nehme ich den Staat in die Hand und ich will den Staat, der all das Elend bei dir und bei mir und rundherum zuläßt, ich will den Staat ändern!" Die ‚Vossische Zeitung' ruft entrüstet: „Ist der Staat etwa daran schuld, daß die älteste Tochter mit einem verkommenen Onkel, die jüngere mit einem Zuhälter anbandelt, daß ihre Mutter im moralischen Gleichgewicht heftig wackelt?" Klingt eine derartige Verteidigung des Staates im Jahre 1930 besser als die berühmte Moralpauke Treitschkes, der angesichts der erschreckenden berliner Wohnungsstatistik schon im Jahre 1874 ausrief: „Jeder Mensch ist zuerst selbst verantwortlich für sein Tun; so elend ist keiner, daß er im engen Kämmerlein die Stimme seines Gottes nicht vernehmen könnte"?

Kestens heilige Familie hört deutlich die Stimme Gottes. Sogar zu fünft im überbelegten „Kämmerlein" „betet sie zu ihrem Vater im Verborgenen" (Matthäi 6, 6). Wenn diese heilige Familie weniger fromm wäre, wenn Gott sie weniger segnete, oder wenn Kesten weniger gutmütig schilderte, und wenn er die täglichen Erfahrungen unsrer klagenden Jugendpfleger aufgezeichnet hätte, dann müßte er, ohne damit im geringsten zu übertreiben, uns sehr viel schlimmere Dinge vorführen. Dann müßte in seinem Stücke von Alkohol, Tuberkulosis und Geschlechtskrankheiten, von mißbrauchten und angesteckten Kindern die Rede sein; dann wäre Joseph, der mit seiner Mutter in einem Bett schlafen muß, kein keuscher Joseph; und die Schwester, die unverheiratet ein Kind bekommt, würde dabei selbst noch ein Kind sein. Dann wäre keine trauliche Familie im Kämmerlein beisammen sondern, wie bei Duschinskys Stempelbrüdern und zehntausend andern Elenden, Familienfremde würden im Familienbett schlafen. Aber bei dem gottvertrauenden Kesten sind alle gesund; seine heilige Familie prügelt sich nicht und trinkt statt Schnaps — ein Glas Wasser oder höchstens ein Schälchen Kaffee.

Gewiß klagt auch in Kestens „Heiliger Familie" gelegentlich ein Herr Streicher: „Diese Großstädte! Dies moderne Leben zerstört das Familienleben". Aber als Rettung empfiehlt Herr Streicher auch gleich die Liebe: „Die Liebe ist eine Himmelsmacht. Und geliebt wird doch hier, das sieht doch jeder Mensch." Genau wie Herr Streicher, der Zuhälter und Mädchenhändler ist, sprach Treitschke, als er — ganz wie die ‚Vossische Zeitung' — den Staat entschuldigte und erklärte: „Diese Ordnung ist gerecht; denn das wahre Glück des Lebens, den Frieden der Seele und die Freuden der Liebe verschließt sie keinem". Kesten, der nicht kleinlich ist, bemühte sich nicht um den Unterschied zwischen dem berühmten Historiker der Deutschen einerseits und Treitschkes unberühmterem Gesinnungsgenossen, dem Zuhälter und Mädchenhändler andrer-

seits. Exzellenz Schmoller scheint seinerzeit den Unterschied ebensowenig wie Kesten entdeckt zu haben. Darum gab Schmoller seinem berühmten Kollegen Treitschke einen Verweis und mahnte: „Keine dummen empfindsamen Klagen über die großen Städte!" Aber dieser Verweis, der für Professor Treitschke paßt, wird etwas grotesk, wenn er sechsundfünfzig Jahre später von der ‚Vossischen Zeitung' an den Zuhälter Streicher gerichtet wird. Er wird namentlich grotesk, wenn dabei der Staat frei von Schuld gesprochen und wenn vergessen werden soll, was Schmoller von dem Moralprediger Treitschke verlangte: „Die schroffe Verteidigung des Satzes, daß die Übelstände, die wir heute in den großen Städten erblicken, Folge einer unvollkommenen wirtschaftlichen Lebensordnung sind". Also doch der Staat!

Ja, „der Staat ist daran schuld", daß er das friderizianische Hypothekengesetz noch aufrechterhält, obgleich es das schludrigste und volksfeindlichste Gesetz ist, das je gemacht wurde und obgleich es hohe Bodenpreise und städtische Wohnungsnot erzwingt und obendrein die kleinen Bauern vom flachen Land in die Städte treibt als Futter immer übervölkerterer Mietskasernen und als Entschuldigung immer höherer Bodenpreise. Ja, „der Staat ist daran schuld", daß seine Zollgesetzgebung seit fünfzig Jahren den Getreidebau der Großgrundbesitzer fördert und mit der so erzwungenen kleinbäuerlichen Landflucht die überfüllten Städte noch furchtbarer überfüllt. „Der Staat ist daran schuld", daß sein Enteignungsrecht, sein Kleinbahngesetz und seine Besteuerung seit Generationen den Bodenwucher und die Wohnungsnot der Städte fördert. Der Staat ist noch an vielem schuld. Aber der Staat ist nicht schuld daran, daß grade Kritiker demokratischer Zeitungen ihn von Schuld freisprechen und gegen fromme Reformwünsche verteidigen.

Warum ist Kestens heitere Frömmigkeit so wenig gewürdigt worden? Weil die optimistische Heiterkeit seines Stückes noch keine Schauspielkunst schuf, die sie dem Hörer verständlich macht. Darum klagt der ‚Vorwärts' über „verlogene Überschwenglichkeit" und „überkochendes Pathos". Kesten dagegen schrieb eine neuartige Posse, wenn auch mit unheimlicher „Doppelbelichtung, deren Komik das Grausige streift". Die Bühne und viele Kritiker sind aber noch immer auf das naturalistische Rührstück eingestellt, das sie vor dreißig Jahren verstehn und — es lebe die Routine! — lieben und festhalten gelernt haben, als ob Georg Kaiser, Hasenclever, Sternheim, Toller, Piscator und die Dreigroschenoper nie dagewesen wären. Hoffentlich verzweifelt Kesten und seine Generation nicht an dem undankbaren Geschäft, dieser Routine zu brechen. Hoffentlich schreibt uns Kesten noch mehr Stücke und schafft ein Theater, das seine sozialen Grotesken aufzuführen versteht, und ein revolutionslustiges Publikum, das — zusammen mit einer erleuchteten Kritik — in der dramatischen Leistung mehr als den literarischen Leckerbissen sucht.

Die große Musikrevolution von Klaus Pringsheim

Der Siegeszug der mechanischen Musikindustrie ist zum großen Teil auf die materiellen Nöte des Volkes zurückzuführen.
Allgemeine Musikzeitung

Andre Industrien prosperieren, wenn sie für ihre Produktion kaufkräftige Abnehmer finden. Die „mechanische Musikindustrie" lebt von der Insolvenz der Konsumenten, ihren Siegeszug finanziert die Armut des deutschen Volkes. Und woher kommt alles Elend? Überflüssige Frage — von der „unabsehbaren Blutentziehung durch die Sieger-Vampyre". So lasen es, als Festgruß der ‚Allgemeinen Musikzeitung', die Teilnehmer der deutschen Musikertagung in Königsberg. In Königsberg, in der „treuen Ostmark, die tückischer Siegerwitz vom großen Heimatland teuflisch schön abgetrennt hat". Zu allen andern Übeln hat der Versailler Schandfriede uns auch noch die Rundfunkpest und die Schallplattenschmach beschert, und über unsre ungeschützten Grenzen ergießt sich der Schund- und Schmutzstrom des Tonfilms.

So teuflisch schön malt sich in den Köpfen der Musikerschaft die heutige Welt. Proteste, Klagen, Verwünschungen, das ist alles, was sie zuwege bringen, Dokumente ohnmächtiger Exklusivität. Neulich: eine Resolution gegen den Musikerabbau. Sie begreifen nicht, daß kein Subventionssegen den Fluch der Überalterung abzuwenden vermöchte, dem die Fundamente ihres Wirkens verfallen sind. Sie merken nicht, wie die Gegenwart über sie hinwegdrängt; wie neben der Maschinisierung und Industrialisierung ihres Handwerks die gesellschaftliche Isolierung ihrer Kunst unaufhaltsam fortschreitet.

Die Jungen, die den Prozeß dieser Isolierung ein paar Jahre lang schuldhaft forciert haben, beginnen die Zeichen der Zeit, in die sie mit frischen Kräften gestellt sind, besser zu verstehen. Die beginnen zu spüren, daß die große Musikrevolution, als deren treibende Kraft sie sich fühlen, sich nicht in den Grenzen des Musikerressorts, des Kunstfachs „Musik" vollzieht; nicht in der Richtung neuer Theorien und Systeme des Komponiermetiers. Sondern auf den Gebieten des Musikbedarfs und -Verbrauchs; in den Formen der Verbreitung, in den Methoden der Werbung — das Wort nicht im kaufmännischen sondern in viel weiterm, allgemeinerm Sinn verstanden. Die Musik ist vom Leben abgeschnürt und vom Volk abgesondert: das ist das Fazit am Ende ihrer bürgerlichen Epoche.

Die Jüngern lernen, das zu verstehen; auch den unentwegten Herolden des fachlichen Fortschritts dämmert die Erkenntnis, daß die Stunde der artistischen Neugier und des Atelierübermuts vorüber ist. Gewiß, es gibt noch Gegensätze der künstlerischen Richtungen, noch bleiben in der Musik, die geschrieben wird, Unterschiede sozusagen des Musikerbekenntnisses; aber sie bleiben oder werden unerheblich. Was, wie, von wem komponiert wird, tonal oder atonal, dagewesen oder ausgefallen, begabt oder unbegabt, die Frage kümmert fast nur noch einen engen Kreis von Interessenten. Die Musik hat

andre Sorgen; das ist in Königsberg an einem Beispiel evident geworden.

Der Allgemeine deutsche Musikverein, in der von Liszt her traditionellen Förderung des Neuen grau geworden, war diesmal zum Radikalsten entschlossen und hat Alban Bergs „Wozzeck" in sein Festprogramm aufgenommen. Vor fünf Jahren, man erinnert sich, gab es gelegentlich der berliner Uraufführung erbitterte Kämpfe. Heute? Die haben recht behalten, die damals als Wesentliches nicht den Ton einer neuen Schule sondern den Kunstwillen einer abklingenden Zeit heraushörten. „Er entdeckt in vollem Umfang den ästhetischen Reiz des Häßlichen", schrieb noch vor kurzem ein zurückbleibender Bergenthusiast. Mag sein, in vollem Umfang; aber der „ästhetische Reiz des Häßlichen" gehört zu den abgebrauchtesten Schlagworten des Impressionismus. Mag sein, des Häßlichen; aber, häßlich oder schön, das sind Bestimmungen einer in jedem Fall zeitgebundenen Ästhetik und Unterscheidungen innerhalb dieser. Ein Andres ist, was sich heute jenseits solcher Begrenzung begibt — unter dem Rubrum: das Ethische gegen das Ästhetische. Doch in dieser für die Kunst des Zeitalters bedeutsamsten Auseinandersetzung verstärkt Alban Berg, kein Kämpfer für seine Person, die reaktionäre Front. Das Bild seiner verfeinerten Deszendentenpersönlichkeit zeigt den Typ eines Verspäteten. Sein Schaffen bleibt ästhetisch determiniert, die Oper „Wozzeck" ist Debussy viel näher als sie Büchner kommt. So sieht das Terrain aus, das 1925 als Neuland hitzig umstritten wurde.

Musik als Erlebnis — oder als Objekt genießerischen Verstehens: so lautet, auf die einfachste Formel gebracht, die Alternative, in der Zukunft und Vergangenheit sich scheiden. Die Musik hat heute, um lebendig zu bleiben, sehr nötig, sich vom Leben erobern zu lassen. Vom heutigen Leben und mit seinen Mitteln: mit allen Mitteln der modernen „Technik". Solcherart als Vorgang der Besitzergreifung verstanden, gewinnt das Vordringen von Radio und Grammophon gar einen ethischen Aspekt — wenn man nur den Begriff Ethos nicht gar zu pathetisch nimmt. Die Einsicht erleichtert dem Musiker den Vorsatz, seinerseits erobernd in die „mechanischen" Bezirke einzudringen. Das ist nicht Realpolitik oder der allbeliebte Boden der Tatsachen. Und das heißt nicht, Kompromisse schließen; nicht, aus Not Tugend machen. Sondern: den Amboß zum Hammer. (Und den Hammer, unter den sonst die Musik am Ende noch käme, zum Amboß.) Hindemith und sein Kreis sind dazu auf bestem Weg. Von Donaueschingen, wo noch, unter dem Protektorat eines fürstlichen Gönners, das ästhetische Experiment zelebriert wurde, sind sie über die „Deutsche Kammermusik Baden-Baden" zur „Neuen Musik Berlin 1930" gelangt. Deren Programm bestand zur Hälfte aus künstlerischen Versuchen im Bereich der Technik: Schallplattenmusik, elektrische Musik, Rundfunk.

(Kleine Einschränkung: man sollte von der Technik nicht geistige Leistungen fordern; von einem neuen Instrument keine neue Substanz, von einem neuen Reproduktionsmittel keine neue Produktion. Das elektrische Musikinstrument System

Trautwein und Siemens ist nicht legitimiert, für sich komponieren zu lassen. Der Rundfunk hat keinen Anspruch auf „funkeigne" Musik. Hindemiths Hörspiel „Sabinchen", als Sendung mißglückt, als konzertierende Aufführung ein Erfolg, wurde so beinahe zur Demonstration gegen sich selbst.)

Andre Hälfte des Programms: Liebhaberchöre, Laienchorschule, Lehrstück, Lieder und Spiele für Kinder. Also: Heranbildung einer neuen, Schaffung einer neugearteten Gemeinschaft von Musikausübenden und -hörenden. Noch einmal ist das Ziel: Musik als Erlebnis; als Lebensbetätigung oder Lebensbestandteil. In der Zielsetzung zeigt sich ein Wandel grundlegender Lebensbegriffe an, endend oder beginnend mit der Abkehr vom bürgerlichen Bildungsideal der Lern- und Arbeitsschule. Musik als Lebenselement oder Arbeitspensum, als Mittel der Lebensgestaltung oder Gegenstand des Erlernens — es ist im frühesten Stadium und auf der untersten Stufe dieselbe Entscheidung, die grundsätzlich im Kampf des ethischen gegen das ästhetische Prinzip zu treffen ist.

Hindemith fängt bei den jüngsten Jahrgängen an. Kurt Weill setzt die Arbeit an den Zwölf- bis Achtzehnjährigen fort — in der Schuloper „der Jasager", die alle Neinsager bekehren muß. So wächst, in Beispielen gezeigt, die den Namen von Schulbeispielen in jedem Sinn verdienen, Musik organisch in weite Kreise von Nichtmusikern. Letztes, wichtigstes Ziel: ihre Rückkehr ins Volk; und ins Leben des Volkes. Eine Rückkehr, die heute nicht Umkehr sondern Vorstoß und Durchbruch bedeutet. Laienmusik, Liebhabermusizierer, Kinderlieder, Schuloper, Jugendbewegung, Volksmusikschulen, Singschulen, Arbeiterchöre ... an tausend Stellen regen sich, sammeln sich die lebendigen Kräfte der Musikrevolution.

Die nordischen Vettern von Saxo

Die Brücke nach Norden blockieren bei uns zwei peinliche Figuren. Politisch: der aufdringliche, keineswegs beglaubigte Verwandte; kulturell: der devote, im Kern wesensfremde Bewunderer. Beide waten sie knietief in Geschichte, Philologie, Schulästhetik und kommen dabei selbst nicht hinüber. Sprachverwandtschaft bedingt neben gewisser praktischer Annäherung noch keineswegs Lebensgemeinschaft, kaum Zuneigung, und die Tatsache von gestern bindet, heute weniger denn je, an die Notwendigkeit von morgen. Man verbrüdere sich nicht in einer Sprache, der man drüben die eigne aus eignem Geist entgegensetzt, man drapiere sich nicht mit einer wissenschaftlich errechneten Tracht, die man droben nicht trägt, vielleicht nie getragen hat, jedenfalls aber als Maskerade belächelnd ablehnt.

Eine alteingesessene schwedische Familie, die Wallenbergs — einer von ihnen, Schiffsarzt, schrieb Ende des achtzehnten Jahrhunderts die klassische Ostindienfahrt „Mein Sohn auf der Galeasse" — wird von ignoranten politischen Widersachern bei uns politisch beschrien, Sven Hedin aber, der wilhelminische Militarist bis auf den Tag, von ihnen zum „großen Germanen" ernannt: einer seiner Vorfahren war der aus Deutschland ein-

gewanderte Rabbiner Abraham Berlin. In Erinnerung an die Tage der geschäftstüchtigen Hanse lebt noch heute im Norden das Wort: „Für Geld tut der Deutsche alles!" und mit der Bezeichnung „germanisch" bemakelt die dänische Umgangssprache angeblich deutsches Wesen als durchweg körperlich und geistig roh, nicht milder als es mit „Boche" geschehen. Der Leier des Herzens läßt sich die deutsch-nordische Harmonie nur in Ausnahmefällen entlocken.

Ein erdenfester Binnenländer von südlich der Mainlinie, der darmstädter Doktor Walter Georgi, hat aus allereigenster Neigung kurz vor dem Kriege ein „Deutsch-Nordisches Jahrbuch" bei Diederichs in Jena begründet und über die schlimmsten sieben Jahre geistiger Magerkeit hinübergerettet, bis in den nunmehr zehnten Jahrgang hinein. Noch unverdächtiger als Herausgeber und Verleger dürfte unsern Will- und Muß-Germanen die ausgesprochene Tendenz des Jahrbuchs sein: Annäherung der germanischen Völker. Es will „dem gegenseitigen Kennen- und Verstehenlernen der Völker, die auf germanischer Kulturbasis aufwachsen, die Wege ebnen, die Beziehungen zu unsern nordischen Stammesgenossen enger gestalten und den nordischen und deutschen Kulturkreis innerlich näherrücken". Ehrlichkeit und Sachlichkeit dieses Unterfangens zeigen gleichzeitig seine Grenzen. Nur aus den beiden letzten Jahrgängen des Jahrbuchs seien eigne Beobachtungen und Feststellungen mit Material umkreist und gestützt.

Einer, der der praktischen Völkerversöhnung so ehrlich und wirkungsvoll gedient hat, wie Frithjof Nansen, zieht scharf und entschieden den Trennungsstrich zwischen Völkervereinigung und nationaler Selbstzufriedenheit. Wohl gelte es, alle Kräfte einzusetzen gegen jede Kriegsdrohung, gegen das Spiel mit dem Feuer; doch die innerpolitische und geistige Selbständigkeit der Völker müsse sorgfältig geschützt werden, im Internationalismus, in der Ausgleichung der Verschiedenheit der Völker, liege eine Gefahr für die Kultur, eine noch größere in der kommunistischen Weltbewegung und ihrem Kollektivismus. Das klingt mehr nach Klein-Oslo als nach Genf. Der Praktiker Nansen mag manchem lieber gewesen sein als der Programmatiker. Aber seine Stimme am Ende seiner Tage war doch ein Signal, das nicht überhört werden durfte. Und der schwedische Dramatiker Ernst Didring hat der Jugend seines Landes nichts eifriger zu predigen als den strengsten Nationalismus. Als ob der Masse der Jugend irgendeines europäischen Landes heute noch die Ideale von vorgestern besonders aufzuzeigen wären, zu denen sie grade nach dem blutigen Dunstrausch zu erwachen beginnt.

Didring ließ in seiner Dramatik allenthalben das Konstruktive seines bürgerlichen Ingenieurberufs verspüren, als Volkserzieher hat er sichtlich etwas verblasen Romantisches. Aber Frithjof Nansen war doch im Wesen ein Praktiker, wie die meisten Politiker des Nordens in dieser Eigenschaft zumindest geeint und uns erhaben fremd. Die Politik ist in diesen Ländern fast ein Element der Bildung geworden, Hauptgrund dafür — auch dies parteiischer Ignoranz gesagt — ist die parlamen-

tarische Überlieferung. Island — das Land der Edda, es knirscht nur so vor nordischem Urwesen, obwohl die Hälfte der Bewohner schwarze Keltenseelen sind — begeht in diesem Monat das erste Jahrtausend seiner Volksvertretung. Der Parlamentarismus ist also doch keine deutschfeindliche Erfindung der minderwertigen westlichen Demokratien sondern eine uralte Lebensgewohnheit, Lebensbedingung der dicken nordischen Vettern. Ohne solche Gewohnheit und Bedingung könnte man nicht so gerecht und anschaulich die Lage des eignen Landes schildern wie der schwedische Volksparteiler im finnischen Reichstage Georg Schauman. Er steht zwischen zwei Feuern, als Schwede gegen die „Echtfinnen", deren nationalistische Überspannung trotz der gefestigten staatlichen Selbständigkeit andauernd wächst, als Bürgerlicher gegen die stärkste Reichstagsfraktion, die Sozialdemokraten, die im Bürgerkrieg 1918 mit den Kommunisten gegen die „Weißen" zusammenhielten. Ein Jahrzehnt später sind die Spuren des blutigen Bruderzwists vernarbt, Schauman begrüßt das sozialdemokratische Kabinett Tanner als eine wirkliche Landesregierung, läßt aber ebenso der wachsenden, sehr nationalistischen Agrarpartei, die inzwischen ans Ruder gelangt ist, Gerechtigkeit widerfahren. Er verkennt keineswegs nach außen hin die russische Gefahr, die Finnland nicht nur mit den südbaltischen Staaten, sondern auch mit Polen gemein zu haben glaubt, zeigt aber deutlich Finnlands Gesicht nach Westen gewandt, achtlos an Polen vorbeiblickend. Hier rundet sich selbstverständlich und sicher ein alter Kulturkreis, der doch wiederum nichts mit Blutverwandtschaft zu tun hat; sieben Achtel von Schaumans Volksgenossen sind weder nach Abstammung noch nach Sprache Germanen, und zu den ihnen darin verwandten Ungarn werden nur wilde Rassephilologen ein politisches Band schlingen wollen. Baltikumer aber, die 1918 ihre groben Finger in den innerfinnischen Zwist steckten, wahrhaftig nicht um den Nationalstaat aufzurichten sondern um eine neue Ludendorffsche Front in Karelien zu schaffen, biedern sich dafür noch heute als moralische Gläubiger an, und was ihre kriegervereinliche Taktlosigkeit uns dort oben nicht an Sympathien verscherzt hat, das hat die zollpolitische Stümperei der Grünen Front gründlich besorgt. Wehrstand und Nährstand haben den jüngsten Verwandten restlos verprellt.

Wenn andrerseits ein ausgesprochener Parteigänger unsrer Rechten das legendare schwedische Heldenideal zerrupft, kann man schlecht widersprechen. Ein Schwede gewordener Landsmann, Fritz Deck, tut das, indem er die einzigartige Prosperität seines neuen Landes entwickelt. Er weiß die Zeiten für immer vorbei, da die Schweden als Wikinger oder Waräger Europas Westen und Osten mit Waffengewalt heimgesucht oder unter Gustav Adolf Nordeuropa ihren Willen aufgezwungen haben. „Es ist ein friedliches Zeitalter wachsenden Wohlstandes, steigender Kultur, aber auch sinkenden Kinderreichtums. Nicht mehr der kriegerische Adler ist das Symbol. Es fliegt die Eule der Minerva, das Sinnbild der nüchternen Reflexion, über das trotz völkischer Alterserscheinungen noch kraftvolle Schweden." Auch dieses unbestritten reinste germanische Volk hat bereitwillig, bewußt und erfolgreich das Ideal des Hel-

den mit dem des Händlers vertauscht — Ivar Kreuger bringt ihm sichtlich mehr Segen als Karl XII. — und hält für den nützlichsten Bürger nicht mehr den Proletarier in seiner Urbedeutung, der dem Staate nur Kinder zu liefern hat.

Nun laufen daneben oder dem allem zum Trotz gewisse kulturelle Fäden zwischen dem Norden und uns, nur darf man sie nicht grade von dem amusischsten Menschenschlag, den amtierenden Akademikern, knüpfen lassen. Die äußere Form so mittelalterlicher Überbleibsel, das Überlebte und Veräußerlichte, wie etwa eine finnische Magister- und Doktorpromotion, tut ihren Bundesbrüdern südlich der Ostsee ebenso wohl, wie sie uns ironisch stimmt. Wo es die Vermittlung von Literatur und der schönen Künste gilt, sind die Wissenschaftsbeamten endgültig fehl am Ort. Was sollen alle diese „Beziehungen" schematischer Art von und zu, diese Wanderungen und Wandlungen von „Motiven" bei dem und jenem, der „Inhalt" eines Bildwerks, das Schreiben „über" Bücher, bei denen das Buch hinter dem Lehrhaften verschwindet. Will das Jahrbuch künftig eine einheitliche Linie halten, die dem lebendigen Wechselspiel dient, braucht es nicht Gelehrte, die nachlesen und vorlesen, letzteres gern mit erhobenem Finger, sondern echte Journalisten, die sehen und hören und vor allem schreiben können. Und es hat sie.

Alles Geschichtliche lebt und überzeugt nun einmal weit mehr in der Anekdote als im Aktenmäßigen. Wie heimisch als deutscher Kleinstädter im nachgoethischen Weimar ist nicht H. C. Andersen, der Märchendichter nicht in Pantoffeln, nein fast in der Leibbinde, an der ihm zu seinem Schmerz nur der Weiße Falke fehlt. Breit ausgemalte Anekdote, ebenso wie transponiertes Reiseerlebnis — meist ist die Reisebeschreibung eine zufällige Landschaft durch eine Ferienseele gesehn — ist es, wenn Henry Hellssen zwischen Hollywood und dem Fernen Osten als alter Reinhardtbewunderer in Salzburg Station macht, dort alten Mozarterinnerungen nachgeht und Konstanze Mozarts zweite Ehe in Kopenhagen als amüsantes Biedermeierbildchen auspinselt.

Aber gibt es in Schrifttum und Kunst eine wirkliche Wechselwirkung zwischen dem Norden und uns, heute noch, über das Geschichtliche hinaus? Vor hundert Jahren bestand sie noch unbedingt paritätisch. Die schwedische literarische Romantik pilgerte nach Berlin, nach Weimar, an den Rhein. Die norwegische Malerei, die eben aus dem bäuerlichen Hausbetrieb zur Kunst aufsteigen wollte, bildete sich in Düsseldorf und München. Literaten von Ruf reisten aus Deutschland hinauf, nicht touristische Propagandisten; innerlich beteiligte Idealisten übersetzten, nicht industriell gefärbte Serienlieferanten. Jetzt ist die Liebe sehr einseitig geworden, wesentlich uns verblieben. Die bildende Kunst des ganzen Nordens tendiert nun schon mindestens ein halbes Jahrhundert nach Paris (was sie auch bei uns getan). Dänemark, besonders das nationalistische, spreizt sich, ohne überzeugende Einfühlung, mit literarischer Frankophilie; angelsächsischer Magazin- und Sportgeist lenkt einen großen Teil des schreibenden Nordens. Der

Handel folgt der Flagge, vielleicht bestimmt aber geht der Geist nach Brot. Da hinein tappst nun eine unberufene Kulturpropaganda. Es muß gesagt werden, daß solche Tätigkeit allüberall ein zweckwidriger Unsinn ist. Man kann nicht die gröbsten materiellen Interessen, die sich heute kaum noch schamhaft hinter dem immer unbestimmtern Begriff Politik verbergen, durch aufgezwungene Kunst- und Literaturdarbietungen fördern oder ablenken. Was da im Norden geschieht, ist fast alles vom Übel. Wenn abgedankte Offiziere, mit Blindheit vor der Gegenwart geschlagen, wenn Herr Ludwig Fulda in Schweden das neue Deutschland repräsentieren wollen, so wissen sie das günstigstenfalls nicht besser; die Schweden wissen es. Allein kultureller Export, der sich finanziell selbst trägt, nur persönlicher und produktiver Austausch, der um seiner selbst willen, niemanden untertan, innerhalb der Zunft erfolgt nicht zum höhern Ruhme irgendwelcher schlechter Geschäfte, hat Daseinsberechtigung.

Die Großen von Peter Panter

Kein Kind versteht die Erwachsenen — so, wie ja auch die Erwachsenen gewöhnlich ihre Kinder nicht verstehen. Die Kinder sehen auf die Großen herab ... Was die alles machen! was die so für Sorgen haben! weshalb sie sich laut gebärden und was sie nicht sehen und mit welchen geheimnisvollen Arbeiten sie sich befassen und wichtig tun ... Kein Kind versteht die Erwachsenen; es fühlt sie nur manchmal.

Nun bin ich auch erwachsen ... und verstehe meine Miterwachsenen doch nicht sehr schön. Es ist wohl vor allem der „tierische Ernst", von dem der Weise als von dem Kennzeichen niedriger Naturen spricht, der mich fernhält. Wie nehmen sie es alles ernst! Sich und ihren Beruf und ihr Haus und ihre Familie und ihr Vaterland und ihre Partei und ihr Geld, na, das vor allem — und da ist kaum ein Augenblick, in dem sie sich einmal selber auf den Kopf spucken können, über sich selber lachen, einmal aus sich herausgehen ... nicht doch. Ich stehe daneben wie Chaplin: ich muß immerzu den Kopf schütteln. Und sehe an mir herunter: Ja, trage ich denn noch kurze Hosen ...? Nein, im allgemeinen nicht ... Ich sollte doch nun auch als Original-Erwachsener mit den Großen groß tun ... es geht nicht. Das ist sehr gefährlich — man darf es gar nicht laut sagen; dann nehmen sie einen nicht mehr für voll. „Der Mann is nich zerjeehs", sagen sie dann. Ich kenne Kaufleute, die sind jünger als ich — wenn die vom Geschäft sprechen, bin ich wieder sieben Jahre, klettere meinem Papa auf dem Schoß herum, und der sagt: „Jetzt störe mal nicht! Also, Herr Fahrenholz — wir haben bei der Kontrolle festgestellt ..." Dabei war Vater nicht ernster, als er unbedingt mußte, er hatte Humor — aber wenn er über seine Geschäfte sprach, dann machte er das ganz ernst und vernünftig, und ich verstand kein Wort. Ich sah an ihm hoch ...

Ich sehe heute an den Erwachsenen hoch ... Das kommt vielleicht auch daher, daß sie alle einen richtigen Beruf haben,

der sie ergriffen hat (sie bilden sich ein: den sie ergriffen haben). Wenns windig ist, halten sie sich an dem fest. Ja, ich kann das auch — aber dann muß ich mich verstellen. Im Laufe der Jahre lernt man so allmählich, was man in den verschiedenen Lagen tun muß: hier lügen und da mit Applomb die Wahrheit sagen und auf alle Fälle furchtbar ernst sein... Manchmal juckt es mich gradezu, während solch eines Gesprächs, Verzeihung: Verhandlung, pardon: Konferenz, den Partner ein bißchen in die Seite zu schubsen und zu sagen: „Max. Das ist doch alles Zimt. Hör mal zu — wir wollen das so machen..." Aber das darf man nicht. Man muß sein Gesicht glatt halten, wie wenn ein unsichtbares Monokel drin säße, kalt und hart, römisch-japanisch — und dann muß man sagen: „Ich habe da doch einige Bedenken. Die Ziffer IV des Vertrages..." So muß man. Aber man möchte das nicht.

So bringts denn auch unsereiner zu nichts. Geld will ernst genommen werden; Ruhm... ja ... aber man muß dran glauben. Sonst wird das nichts. Und ich werde immer jünger und werde wohl mit siebzig reifenspielend im Tiergarten angetroffen werden und selig die Kinderbücher meiner Jugend lesend. Und wenn mir heute auf dem Lande Kinder begegnen, die scheu den fremden, dicken Mann grüßen, dann möchte ich immer hingehen und sagen: Kinder, ich gehöre ja eigentlich zu euch — nicht zu euerm Lehrer! Aber das glauben sie mir nicht, für sie bin ich ein Erwachsener. Und für die Erwachsenen ein halbes Kind. Man hats gar nicht leicht im menschlichen Leben.

Der Reichswehretat von Adolf Glasbrenner

Almanach 1852

Schwebel (mit Kuhlmeyer eintretend). Heute, Kuhlmeyer, schlag ick Dir vor, wollen wir mal jemeinschaftlich verzehren. (reibt sich die Hände.) Det wird Dir Verjnüjen machen, weil du jar keene Umstände davon hast. Ick werde nämlich die Verwaltung übernehmen.

Kuhlmeyer. Meinswegen. Man zu!

Schwebel. Na, denn bewillije mir mal zuerscht einen Silberjroschen. (Kuhlmeyer giebt ihm das Verlangte.) So! des is in der Ordnung. (zur Kellnerin.) Nanu, jnädjes Fräulein, schenken Sie mir vor einen Silberjroschen einen Offizier mit etwas Bittern ein, denn mir is heute en Bisken wabblich. Ick habe einen moral'schen Katzenjammer un muß mir erscht wieder reschtorieren. (Er trinkt.) Brr! Aber er is jut; er stärkt mir. Nu kommt es blos druf an, daß ick was in'n Majen krieje, denn sonst hat der Offizier nischt zu zehren, un denn wird mir am Ende noch eeklicher. Sagen Sie mal, jnädjes Fräulein, haben Sie ooch Schinkenstullen in Ihrem Jewölbe?

Kellnerin. So viel Sie wollen.

Schwebel. Wat kost't eine?

Kellnerin. Anderthalb Silberjroschen.

Schwebel. Denn jeben Sie mir eine Schinkenstulle. (zu Kuhlmeyer.) Bewillije mir mal anderthalb Silberjroschen.

Kuhlmeyer. Anderthalb Silberjroschen? (Er zögert.) Des heeßt...

Schwebel. Sei ganz ruhig: ick verwalte!

Kuhlmeyer. (giebt ihm das Geld.) Da haste!

Schwebel. So! das wäre in Ordnung. Nanu Schinkenstulle! (bezahlt das Schinkenbrod und verzehrt es.) Hm! des schmeckt janz jut, Kuhlmeyer. Du jlobst jar nicht, was so 'ne Schinkenstulle einem wohlthätig is, wenn man vorher einen Offizier mit etwas Bittern jenossen hat! (setzt sich.) Das stärkt einen Menschen so, deß er hernach den janzen Dag einen gesunden Appetiet hat. (klopft sich auf den Magen.) Ne, wirklich, des schmeckt ....

Kuhlmeyer. Aber ....

Schwebel. Nich wahr, Du hast jar keene Umstände davon!

Kuhlmeyer. Ne, Umstände nich, aber deß ick bis jetzt viel Verjnüjen von des Jemeinschaftliche jehabt hätte, det wüßt' ick ooch nich.

Schwebel. Wie so? Ick bin Dir jut! Wenn Einer, der Dir jut is, wenn Der einen moralischen Katzenjammer hat, un sich stärkt, un dadruf Appetiet kriegt, un was verzehrt, un dieses, was er verzehrt, ihm schmeckt: is des nich eine Freude vor den Andern, die mehr werth is als so'n Bisken Offizier mit Bittern un eine lumpje Schinkenstulle? Sei janz ruhig, lieber Kuhlmeyer! Dir deine Freude, mir meine. Jedem das Seine! (zur Kellnerin.) Aber en Bisken fett is der Schinken aus Ihrem Jewölbe, jnädjes Fräulein! Ick jlobe, daß ein jroßes Jlas Jrock ..... deß des eine nothwendije Konsequenz von eine Schinkenstulle is. (steht auf.) Jnädjes Fräulein, was kost't ein jroßes Jlas Jrock?

Kellnerin. Des kost't drei Silberjroschen.

Schwebel. (zu Kuhlmeyer, ihm die offne Hand hinhaltend.) Bewillije mir mal drei Silberjroschen.

Kuhlmeyer. I, ick wer' den Deibel, wer ick! ....

Schwebel. Ruhig! Ick verwalte. Stör' mir nich, Kuhlmeyer!

Kuhlmeyer. Ne, ick jebe nischt!

Schwebel. Wat? Du verweigerst? Kuhlmeyer, Kuhlmeyer!

Kuhlmeyer. I, des is aber doch nich in der Ordnung, deß ....

Schwebel. Jrade, des is in der Ordnung! Ohne des is jar keine Ordnung möglich! (zornig.) Jloobst Du, deß ich mir ein jroßes Jlas Jrock vor Dein Jeld jeben lassen kann, wenn Du mir die Mittel entziehst, durch die mir des jroße Jlas Jrock hier geliefert wird? Wie?

Kuhlmeyer. I, aber Du hast schonst vorher den janzen Offizier ....

Schwebel. Hab' ich Dir damit nich ooch des Bittere abjenommen?

Kuhlmeyer. ....un de janze Schinkenstulle jemeinschaftlich alleene verzehrt!

Schwebel. Des is Verwaltung! Des jeht Dir nischt an! Du jibst die drei Silberjroschen un bist ruhig! Ick brauche ein jroßes Jlas Jrock, un ick muß wissen, was mir nothwendig is! Kuhlmeyer! Kuhlmeyer, verweijere nich!

Kuhlmeyer. Ja, des tu' ick doch! Ick gebe Dir nich en Sechser mehr!

Schwebel. (fällt ihm gerührt um den Hals.) Kuhlmeyer! Erzürnen wir uns nich als alte Freunde. Ordnung, Ordnung, Kuhlmeyer! Du sollst mir kennen lernen! Bewillije die drei Silberjroschen un Du sollst die Hälfte von des jroße Jlas Jrock abkriejen!

Kuhlmeyer. (gerührt.) Des is was anders. (er giebt ihm das Geld.) Wenn De des jleich jesagt hättest, denn hätten wir den janzen Schkandal nich nöthig jehabt.

Schwebel. (küßt ihn.) Seele von Mensch! Wenn Du Dein Talent ausbild'st, kannste noch mal en Deutscher werden.

Bemerkungen

Herr Bolz läßt köpfen

Merkwürdige Dinge entscheiden über Sein oder Nichtsein einer Kreatur: weil der württembergische Staatspräsident süddeutscher Föderalist ist und sich nicht gern von Berlin was sagen läßt, deshalb mußte das Haupt eines Mörders fallen. Herr Doktor Bolz hat, wie das ‚B. T.‘ mitteilt, noch vor zwei Jahren in einer Enquete bekannt, daß er durchaus kein begeisterter Anhänger der Todesstrafe sei. Aber jetzt, wo er von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch machen kann, gebraucht er es nicht. Vergebens telegraphieren Parlamentarier und Fraktionen. Ihre Bitte um Gnade wirkt eher beschleunigend. Der Henker muß sich beeilen, ehe noch die öffentliche Meinung alarmiert wird. Die Herrn Bolz befreundete Presse versichert, daß der Delinquent, ein Vatermörder, keines Mitleids würdig sei. So rollt denn in einem häßlichen Frühlicht ein Kopf vom Block. Der brave schwäbische Geistliche, der bis zuletzt Gebete gemurmelt hat, starrt entsetzt auf die Stelle, wo es rot quillt und stöhnt: „O du mei liebs Herrgöttle!“, ein paar schwarz gekleideten Herren dreht sich der Magen um. Die Menschen haben der Gerechtigkeit wieder einmal ein Fest bereitet.

Die Gerechtigkeit hat mit diesem höchst barbarischen Mummenschanz nichts zu schaffen. Die Gerechtigkeit ist nach Zeit und Zone verschieden, die Gerechtigkeit ist auch nicht unvernünftig. Die Zuständigkeit ist ein viel dickköpfigeres Prinzip. Der württembergische Staatspräsident sieht die Rechte seines Landes in den Staub getreten, weil „berliner Stellen“ ihm zumuten, statt Hinrichtung Zuchthaus zu verordnen. Die Todesstrafe steht in Deutschland auf dem Aussterbeetat. Der frühere Justizminister Koch-Weser hat empfohlen, sie nicht mehr zu vollziehen, da an ihrer endgültigen Abschaffung im neuen Strafgesetz kaum noch zu zweifeln sei. Das haben die Länder bisher beachtet. Nur Herr Bolz entdeckt darin plötzlich einen Eingriff in Württembergs Eigenstaatlichkeit — derselbe Herr Bolz, der sonst für die Todesstrafe nicht viel übrig hat.

Wir kennen diesen Partikularismus, diesen Schlagbaum-Patriotismus. Er besteht auf seinem Schein, er pocht auf das Gesetz. Das Gesetz wird heute überhaupt immer imponierender. Ein kurzangebundener Schupomann, zum Beispiel, ahndet Baden an verbotenem Platz an Ort und Stelle mit Todesstrafe. Nun, auch Herr Bolz hat seinen Schein, und vergißt darüber die kleine moralische Erwägung, daß ein Menschenleben, und sei es das elendeste, kein geeignetes Objekt für Kompetenzkonflikte ist. Ich habe die vage Erinnerung, einmal in einer Gemäldegalerie ein Bild gesehen zu haben: Das erste Todesurteil. Ein junger König, ein schmales, bleichsüchtiges Kerlchen sitzt händeringend vor einem bösen gelben Stück Pergament. Ein paar harte Graubärte sehen mahnend auf ihn, er krümmt sich unter ihren Blikken und wagt doch nicht, den

Gänsekiel zu ergreifen. Das waren die Zeiten des finstern Absolutismus, die Menschen waren abergläubisch genug zu meinen, daß für vergossenes Blut von ihnen einmal Rechenschaft verlangt werden würde. Der demokratische Herrscher von heute, ein der Wahlurne entstiegener Mitbürger, kein Tyrann, o nein, bleibt auch vor den ewigen Fragen Politiker und Verwaltungsmann. Seine Entscheidung über Leben und Tod hängt von staatsrechtlichen Erwägungen ab. Herr Bolz ist sicher ein gläubiger Katholik, aber es ist doch zu bezweifeln, ob er vor seinem Entschluß, keine Gnade walten zu lassen, beim Heiligen Augustinus oder bei Thomas von Aquino Rat gesucht hat oder vielmehr bei einigen zuverlässigen Juristen, die ihm versichern mußten, daß man ihm wegen dieser Hinrichtung nicht an den Wagen fahren könne. Damit war der Fall erledigt. Herr Bolz fühlte sich gedeckt und fragte nicht mehr, daß es nach seinem Glauben auch noch eine höhere Zuständigkeit gibt, der ein ehrenwerter Staatspräsident nicht mehr gilt als der arme Sünder, dem er den Kopf abschneiden läßt.

Carl v. Ossietzky

Paradies Amerika

Im Verlag Hirschfeld in Leipzig läßt Jürgen Kuczynski, der junge Sohn des bekannten Volkswirtschaftlers, in gemeinsamer Arbeit mit seiner Frau ein wirtschaftsstatistisch und soziologisch hoch interessantes Buch erscheinen: „Der Fabrikarbeiter in der amerikanischen Wirtschaft". Die beiden Autoren, Jürgen und Marguerite Kuczynski, haben zu Studienzwecken einige Jahre in den Vereinigten Staaten verbracht. Jürgen Kuczynski, der am Institute of Economics in Washington arbeitete, erregte durch zwei Artikel im ‚Federationist', der amerikanischen Gewerkschaftszeitung, so sehr die Aufmerksamkeit der Gewerkschaften, daß sie ihn aufforderten, ein volkswirtschaftlich-statistisches Bureau einzurichten, das heute unter der Leitung einer seiner Assistentinnen weiter besteht. Marguerite Kuczynski hat in der Abteilung für Löhne im National Bureau of Economical Research in New York gearbeitet, dessen Leiter der bekannte Konjunkturforscher Mitchell ist.

Beiden ist also ungewöhnlich viel Material über amerikanische Arbeits- und Lohnverhältnisse zugänglich gewesen, und die wertvollen Erhebungen, die sie gemacht haben, sind in ihrem Buch in übersichtlicher Anordnung verwendet worden.

In dem Kapitel über Löhne werden drei Zeitabschnitte unterschieden: die Jahre 1899—1914, 1914—1918 und 1919—1928. Seit 1921 ist die Produktivität des Arbeiters durch Rationalisierung des Betriebs in so hohem Grade gestiegen, daß — eine sehr gefährliche Entwicklung — die Produktion nicht folgen konnte.

Der Norden und der Süden in den Vereinigten Staaten haben grundverschiedene Arbeitsbedingungen. Während die Beziehungen des Fabrikarbeiters zum Arbeitgeber im Norden ungefähr europäischen Verhältnissen entsprechen, sind im Süden beinahe sklavenähnliche Verhältnisse. Die Arbeiter wohnen in Dörfern, die den Fabrikbesitzern gehören. Die ganze Familie ist gezwungen, in der Fabrik zu arbeiten. Will ein Sohn oder eine Tochter etwas andres lernen, so kommt es vor, daß der Arbeitgeber vom Vater verlangt, sein Kind aus der Stadt zurückzuholen, widrigenfalls die ganze Familie Brot und Obdach verliert. Auch zwischen den Löhnen sind im Norden und im Süden riesige Unterschiede. Während 1928 ein Arbeiter des Nordens 1418 Dollar ausgeben konnte, standen dem Genossen im Süden nur 916 Dollar zur Verfügung.

Eines der wichtigsten Kapitel ist der Abschnitt über die soziale Fürsorge. Der amerikanische Arbeiter gehört zu den am wenigsten sozial geschützten Arbeitern der Welt. In diesem Zusammenhang erfahren wir auch, daß nur

etwa 12 Prozent der Arbeiter drüben gewerkschaftlich organisiert sind. Wenig mehr als ein Prozent aller Fabrikarbeiter in den Vereinigten Staaten kann heute darauf rechnen, im Falle von Arbeitslosigkeit unterstützt zu werden.

Erschreckend ist das Kapitel „Das Kind und die Fabrik". Während die Zahl der beschäftigten Knaben dauernd sinkt, steigt die Zahl der beschäftigten Mädchen von Jahrfünft zu Jahrfünft. Zweimal wollte man durch Bundesgesetze die Kinderarbeit abschaffen, aber beide Gesetze sind für verfassungswidrig erklärt worden. Einige Staaten haben Schutzgesetze, aber sie sind in keiner Weise fortschrittlich. Es gab im Jahr 1910 sogar noch sieben Staaten, die überhaupt keinen Schulzwang hatten. Im übrigen schwankt die Festsetzung der Arbeitszeit für Kinder in den einzelnen Staaten zwischen acht und elf Stunden täglich. In einigen Staaten dürfen Kinder bis zehn Uhr abends beschäftigt werden. Von den Organisationen, die sich mit dem Schutz der Kinderarbeit befassen, ist in erster Reihe die American Federation of Labour zu nennen. Aber von ihren Forderungen, die zum Teil auf 1881 zurückgehen, ist bisher keine erfüllt. Außer den Arbeitgebern sind aber auch die Eltern gegen jeden Eingriff in die Beschäftigung der Kinder, weil sie auf den Mitverdienst der Kinder nicht verzichten wollen. Die meisten Kinder arbeiten in der Textilindustrie, weil diese Industrie den Erwachsenen so niedrige Löhne zahlt, daß sie dafür nicht arbeiten wollen.

Hier konnten nur ganz wenige von den unendlich vielen dokumentarisch belegten Tatsachen und Zahlen herausgegriffen werden. Soweit mir bekannt ist, gibt es bisher für kein einziges andres Land eine ähnliche zusammenhängende statistische Erfassung der Arbeits- und Lohnverhältnisse. Den amerikanischen Gewerkschaften sei aber gesagt, daß die schönsten statistischen Bureaus und Publikationen nichts nützen können, wenn dahinter nicht der feste Wille steht, auf Grund ihres Wissens andre Zustände zu erkämpfen. An diesem Kampfwillen und an diesem Willen zur Tat hat es bisher nirgends in der Welt so gefehlt wie im Paradies Amerika.

Johannes Bückler

Schadenersatz

Auf einem Truppenübungsplatz, einer Wiese, fand ein kleiner Junge den Zünder einer Granate. Er ahnte nicht, was für ein Spielzeug ihm der Zufall da in den Weg gelegt hatte und bezahlte seine Unkenntnis mit dem Verlust einer Hand.

Der Fall kam vors Reichsversorgungsgericht, und das schaffte ihn aus der Welt, indem es den erhobenen Anspruch auf Versorgung ablehnte, weil für den Unfall von ausschlaggebender Bedeutung nicht „der Verlust des Sprengkörpers durch die Truppe als unmittelbare Kriegsfolge" gewesen sei sondern „das Spielen des Kindes".

Eine einleuchtende Entscheidung. Sie verdient Schule zu machen. Man tue nichts halb

sondern ziehe entschlossen die Konsequenz. Nicht nur sollte man jeder Kategorie von Kriegsbeschädigten sowie den Hinterbliebenen der Kriegsopfer systematisch die Rentenbezüge kürzen — man sollte grundsätzlich erklären, daß zur Leistung einer Entschädigung überhaupt kein Grund vorliegt. Denn wer wollte leugnen, daß für den tödlich oder halbtödlich ausgegangenen Unfall jedes einzelnen Soldaten von ausschlaggebender Bedeutung nicht so sehr der Abschuß eines feindlichen Geschützes oder eines Gewehrs, die Explosion einer gelegten Mine oder das Eindringen von Gas in die deutsche Stellung war, als vielmehr der Umstand, daß der zu Schaden gekommene deutsche Soldat im gefährlichen Moment jeweils grade an der gefährdeten Stelle gewesen ist!

Der kleine Junge konnte nicht wissen, daß er mit dem Zünder den leibhaften Tod spielerisch in die Hand nahm; der Soldat im Felde wußte nicht, daß das Geschoß grade in seiner Stirn- oder Herzhöhe, daß die Gaswolke grade über seinen Standort dahinfegen würde, daß seine Gasmaske an der rechten Wange, die seit dem letzten Verpassen ein wenig magerer geworden war, einen papierdünnen Schlitz freiließ — die Ahnungslosigkeit war bei ihm ebenso groß wie bei dem kleinen Jungen: warum sollte also er eine Sonderbehandlung erfahren, eine Begünstigung gradezu?

Das Reichsversorgungsgericht möge dieser Privilegierung ein Ende machen: es setze das Kriegspersonenschädengesetz außer Kraft. Vielleicht hüten sich dann im nächsten Krieg die zu Kämpfern Auserkorenen von vornherein davor, überhaupt in Situationen zu geraten, in denen ihre zufällige Anwesenheit ihnen zum Verderben werden könnte. Wenn das ganze Heer die Entscheidung des Reichsversorgungsgerichts so beantwortete, dürfte der kommende Krieg einen erheblich unkomplizierteren und kürzern Verlauf nehmen als der letzte.

Max Barth

Der göttliche Knoblauch

Da, wo die Avenue Malakoff an den Bois de Boulogne stößt, liegt das Restaurant „Au Chapon Fin". Nie, wenn ich in Paris bin, versäume ich einen Gang zu diesem „feinen Kapaun". Findet man hier doch einen Mikrokosmos der französischen Küche. Der Sonntag ist, wie sichs gebührt, den pariser Gerichten vorbehalten. Aber am Montag gibt es die Spezialgerichte von Béarn (natürlich einschließlich des historischen Huhns, das der gute König Heinrich IV. jedem seiner Untertanen in den Topf wünschte). Dienstag kommt die Saintonge dran, dann Lothringen, Bordeaux usw. Freitag ist der Tag der Provence. Haupt-

gericht: Le gigot de mouton piqué au divin Parfum. Klingt das nicht berückend? Man muß es nur nicht übersetzen: Hammelkeule mit Knoblauchsauce. Sofort ist es aus mit dem Reiz.

Aber wenn der Knoblauch auf der Speisekarte zum himmlischen Parfum avanciert — wer kann da widerstehn?

Die Preußen haben den Staat vergottet. Die Franzosen vergöttlichen den Knoblauch.

Zwei so verschiedne Völker werden sich allerdings immer schwer verstehn.

H. v. Gerlach

Gummiknüppel als Erzieher

Er gab dafür zwei sehr interessante und einleuchtende Erklärungen. Die Weihnachtszeit war gewesen, und um die Weihnachtszeit hatte der Angeklagte sehr intensiv an die Bilder früheren Glückes denken müssen, welche die schönen Tage seiner Kindheit kennzeichnen, und zum zweiten, wurde grade um die Weihnachtszeit des Jahres 1929 die dritte Bereitschaft der Frankfurter Schutzpolizei, der der Angeklagte angehörte, zur Bekämpfung der Unruhen mit der Waffe eingesetzt. Der Angeklagte mußte tätlich werden in einer Art von Kampf. Der sich in dem jungen Mann mit der Kampftätigkeit steigernde Affektivzustand während des Kampfes durch den Gebrauch des Gummiknüppels ließ den Rachegedanken mit neuer Kraft aufleben. Wenige Tage nach dem Erlebnis wandte er sich der Tat zu.

Der Sachverständige Professor Jahrmärker im kasseler Blutracheprozeß
Frankfurter Zeitung

Befreiungswein

Die Befreiung der Rheinlande von der zwölfjährigen Besetzung naht endlich heran und muß vertragsmäßig bis 30. Juni beendet sein. Jeder Deutsche soll in diesen Tagen seiner ganz besonders schwer geprüften Schicksalsgenossen an dem dann wieder freien deutschen Rhein gedenken und seiner Freude über das Ende der Fremdherrschaft dadurch Ausdruck geben, daß er im Kreise seiner Familie und Freunde eine Flasche deutschen Weines auf das Wiedergedeihen des ganzen deutschen Vaterlandes leert. Er erfüllt damit eine vaterländische Pflicht und hilft durch seine Bestellung dem so schwer um seine Existenz ringenden deutschen Weinbau.

Prinz zu Bentheim & Steinfurt
Eltville

. . . und Befreiungssenf

Deutsch das Herz
Und deutsch der Wein,
Deutsch der Senf
Vom freien Rhein!

Joh. Moskopf, Gladbach

Hinweise der Redaktion

Berlin

Internationale juristische Vereinigung. Magnus Hirschfeld spricht am 1. Juli, 20½ Uhr, im Ernst-Haeckel-Saal des Instituts für Sexualwissenschaft, In den Zelten 10, über: Vergleichendes und zukünftiges Sexualstrafrecht.

Bücher

Romain Rolland: Das Leben des Vivekananda. Rotapfel-Verlag, Zürich-Erlenbach.
Walter Hasenclever: Napoleon greift ein. Propyläen-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Leipzig 18.50: Hidalgo und Bolivar, zwei Freiheitshelden Latein-Amerikas, Alfons Goldschmidt. — **Mittwoch.** Frankfurt 18.05: Theaterkritik, Ludwig Marcuse und Kurt Katsch. — Königsberg 18.15: Europäische Einheit, Felix Stössinger. — Leipzig 18.45: Zwiegespräch zwischen Jules Romain und Prof. Wilhelm Friedmann. — Hamburg 19.25: Kann der Geschworene Rechtsschöpfer sein?, Adolf Götz und Landrichter Dr. Georg Krönig. — Frankfurt 20.45: Straßenmann, Hermann Kesser. — Berlin 22.00: Neue Musik. — **Donnerstag.** Berlin 18.25: Gestern oder heute?, Ernst Bringolf und Hans Georg Brenner. — **Freitag.** Frankfurt 18.05: Kulturdeuter und Kulturdeutungen, Ludwig Marcuse. — **Sonnabend.** Berlin 18.45: Menschenrechte und Literatur, Kurt Großmann.

Antworten

Göbbeles. Gehn Sie ohne Hitleruniform nicht auf die Straße. Sie könnten sonst in eines der von Ihnen angekündigten Pogrome geraten.

Pg. Hauptmann a. D. Loeper. „Mit oder ohne Hemd! Wir klagen an!" so plakatieren Sie Ihre letzte Versammlung. Aber nicht doch; Sie werden doch nicht etwa aus Protest gegen das Hemdenverbot nackt sprechen wollen. Um Gotteswillen, Herr Minister, nehmen Sie schnell das Verbot zurück! Sonst laufen die Hitlerjungens und -mädels demnächst im Adams- oder Evakostüm mit tätowiertem Hakenkreuz durch die Straßen. Ersparen Sie uns diesen Anblick.

Arthur Hellmer, Frankfurt am Main. Sie schreiben zu Felix Stössingers Antwort in Nr. 21: „Felix Stössinger ist falsch berichtet. „Das Grabmal des unbekannten Soldaten" wurde von mir im Kleinen Theater nicht viermal, sondern dreißigmal aufgeführt. Die Vorstellung hatte, wie die gesamte berliner Presse seinerzeit feststellte, einen ganz starken Erfolg, so daß Felix Stössingers Behauptung, das Stück hätte von mir „richtig herausgebracht" werden müssen, sich dadurch von selbst erledigt. Trotz der glänzenden Presse, die sowohl Stück wie Aufführung fanden, war der Kassenerfolg ein sehr schlechter. Das Stück erzielte in den dreißig Aufführungen eine Durchschnittseinnahme von 800 M. Wenn also die Volksbühne ein halbes Jahr später „Das Grabmal des unbekannten Soldaten" zweihundertmal spielen konnte, so war das nur deshalb möglich, weil sie über mehr als 100 000 Mitglieder verfügt. Die Kasseneinnahmen werden dort wohl noch geringer gewesen sein. Das Stück, das ja in ganz Deutschland gespielt wurde, hat nirgends große Einnahmen gebracht. Felix Stössinger müßte wissen, daß oft den schönsten und tiefsten Dichtungen der geschäftliche Erfolg versagt bleibt. Der Vergleich mit Brahm hinkt. Brahm lebte in einer Zeit, in der er Hauptmann, Ibsen, Schnitzler und den jungen Hirschfeld in jedem Jahr mit einem neuen Drama zeigen konnte. Wo sind diese Dramatiker heute? Die Theaterkrise unsrer Zeit liegt nicht in dem Mangel an Persönlichkeiten unsres Berufs begründet, sondern in dem Fehlen von guten Stücken, zum mindesten von guten Stücken, die für ihre Zeit wesentlich sind, so daß sie ein Echo in der Öffentlichkeit finden und somit gleichzeitig Literatur- und Kassenstücke sind, wie es einst die Werke Gerhart Hauptmanns, Ibsens und Schnitzlers waren. Mit einem guten Stück ist so mancher Theaterdirektor ohne innern Beruf ein großer Mann geworden, obwohl er durch Zufall zu diesem Stück gekommen war." Darauf erwidert Felix Stössinger: „Hellmer hat das ‚Grabmal' vierzehnmal gespielt, also einhalbmal so oft, als ihm die Erinnerung (diese alte Schwindlerin) weismacht. Den materiellen Mißerfolg bestätigt er selbst — also bleibt es doch dabei, daß er den Trumpf des ersten Kriegsstückerfolgs besaß, aber nicht ausspielen konnte. Über Gründe und Wertung werden wir uns kaum einigen können, beenden wir also die Diskussion mit Remis."

Rote Fahne, Wien. Ihr seid auf einen famosen Einfall gekommen, um jenen Paragraphen eures Pressegesetzes zu umgehen, der vorsieht, daß eine wiederholte Bestrafung des verantwortlichen Redakteurs einer Zeitung als eine Art Rückfall betrachtet wird. Ihr laßt für jede Nummer eurer Zeitung einen andern aus eurer Anhängerschaft verantwortlich zeichnen. Zur Nachahmung empfohlen! Aber fürchtet ihr nicht, daß auch dieses Mittel einmal versagt, wenn näm-

lich alle einmal verknackt sein werden? Was werdet ihr dann tun? Preisausschreiben für neue Bewerber?

Rechtsanwalt Doktor Arthur Brandt, Berlin. Sie sagen in Ihrer Vorrede zum Vagabunden-Film, der seit fünf Jahren vorliegende Strafgesetzentwurf lasse die Landstreicherei straflos. In unserm Exemplar stehts anders. Danach sieht der Entwurf eine Höchststrafe von sechs Monaten Gefängnis vor. Der Ausschuß milderte sie auf sechs Wochen, während die deutsch-österreichische Rechtsangleichung, besser gesagt Rechtsverschlechterung, drei Monate festsetzt. Können Sie uns nicht erklären, wie dieser Druckfehler in unser Exemplar gekommen ist? Oder haben wir und viele andre Sie mißverstanden?

Karl Scheffler. Sie schreiben zu Adolf Behnes Artikel „Karl Scheffler und das Kronprinzenpalais" in Nr. 24 der ‚Weltbühne': „Es wirft ein entscheidendes Licht auf alles andre, daß Adolf Behne mit seinem Angriff auf mich der ‚Weltbühne' ein Duplikat seines kurz vorher in der ‚Kunstauktion' veröffentlichten Angriffs geliefert hat. Es ist nicht üblich, solche Angriffe gleich serienweis in mehreren Zeitschriften erscheinen zu lassen. Unwillkürlich vermutet man eine organisierte Hetze. Die Anklage, ich messe im Kupferstichkabinett und im Kronprinzenpalais mit zweierlei Maß, ist merkwürdig primitiv. Ich messe mit hunderterlei Maß; denn jeder Mensch, jedes Ding verlangt sein eignes Maß. Auch die ‚Kunstauktion' und die ‚Weltbühne' messe ich ja mit zweierlei Maß. Dort ist mir der Gedanke einer Replik nicht gekommen, hier antworte ich, weil ich in der ‚Weltbühne' unsre wahrste und beste Wochenschrift schätze. Ich spreche zu den Lesern der ‚Weltbühne', nicht zu Adolf Behne. Daß ich einen andern Maßstab an das mustergültig geleitete Kupferstichkabinett lege als an das Kronprinzenpalais, in dem eigentlich nur Fehler gemacht werden, versteht sich von selbst. Daß es auf Kosten der Künstler geschehe, ist unwahr. Die Stetigkeit meiner Urteile ist in fünfundzwanzig Jahrgängen von ‚Kunst und Künstler' nachzuprüfen. Was den beanstandeten Aufsatz betrifft, so können die falschen Behauptungen Behnes nicht im einzelnen widerlegt werden. Es würde Seiten erfordern; und es wäre für den Leser uninteressant. Wer sich die Mühe machen will, in ‚Kunst und Künstler' nachzulesen, wird mit einem Blick erkennen, daß der Sinn meiner Ausführungen verbogen, ja verfälscht worden ist. Eine Unterhaltung über den Wert der Künstler und Kunstwerke mit Adolf Behne lehne ich ab. Wer mehr im Rechte ist, das wird nach einigen Jahrzehnten offenbar werden. Unter den Zeitgenossen, die Kunst künstlerisch fühlen, die sie nicht zeitpolitisch einschätzen, gibt es schon heute über die dauernden Fehlgriffe im Kronprinzenpalais keine Meinungsverschiedenheit. Der Reaktionär bin ich nicht; es ist der das neue Deutschland zu großen Teilen beherrschende Noldeschwärmer, der ein verspäteter, wiederauferstandener Böcklinschwärmer ist. Der Versuch Adolf Behnes, sich meiner vor mir selbst anzunehmen, ist eine Albernheit; sein Versuch, mich mit dem hakenkreuzlerischen Schultze-Naumburg — den ich mitsamt seinem kronprinzlichen Auftraggeber, schon bekämpft habe, als Adolf Behne als Publizist noch gar nicht existierte — zusammenzukoppeln, ist eine Niedrigkeit." Adolf Behne wird im nächsten Heft antworten.

Berlin am Morgen. Du bist mit deinen Veröffentlichungen der „Schwarzen Kladde" in ein Wespennest gefahren. Jetzt wirds ernst, jetzt beginnt der Sumpf, der bisher nur duftete, zu stinken. Was macht man da mit dir? Man möchte dich gar zu gern kaltstellen. Der Herr Pressechef empfängt nicht und die Berek sperrt dir deine Plakate. Die Stadtväter von A—Z, um nicht zu sagen von links bis rechts, kennen nur noch einen Feind: das bist du. Mach weiter so!

Wachgesellschaft für Berlin und Nachbarorte (Berlin SW 48, Wilhelmstraße 30/31). Ihr preist durch einen Prospekt euern Wachdienst an und begründet die Tatsache, daß „die Privatbewachung so oft versagt", unter anderm damit, „daß Beziehungen zwischen Wächtern und Arbeiterschaft" bestünden. Hoffentlich knüpft die Arbeiterschaft einmal recht innige Beziehungen zu euch an!

Doktor Wilhelm Benary, Erfurt. Sie teilen uns mit, daß die Weltgeist-Bücher-Verlags G. m. b. H. verurteilt worden ist, das bei ihr erschienene Buch Ogier Ghiselein von Busbeck „Vier Sendschreiben über die Gesandtschaft nach der Türkei" aus dem Verkehr zu ziehen und alle Druckplatten usw. zu vernichten, da das „Krammersche Werk nur eine Bearbeitung der Übersetzung Von den Steinens ist". Busbeck: „Vier Briefe aus der Türkei" ist in der Übersetzung von Wolfram von den Steinen als II. Band der Weltkreisbücher erschienen.

Arbeiter-Theaterbund Deutschlands. Ihre Zeitschrift ‚Arbeiter-Bühne' erscheint ab Juni verstärkt durch ‚Film und Volk' unter dem Titel ‚Arbeiter-Bühne und Film' (Berlin NO 55, Hufelandstr. 16).

Düsseldorfer Polizei. Man hört gar nichts mehr von eurem Massenmörder. Was ist? Ist er plötzlich schweigsam geworden? Oder gesteht er munter weiter? Und was? Wir möchten gern etwas Neues hören. Warum seid ihr so ruhig geworden? Oder habt ihr ihn etwa in aller Stille entlassen?

Achtundvierziger. Geduld. Es wird bald so weit sein.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 10. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Die Befreiten von Carl v. Ossietzky

Der Gott, der Eisen wachsen ließ, hat auch das Blech nicht zu kurz kommen lassen. Es klappert vernehmlich durch Befreiungsfeiern, Ministerreden, amtliche und private Kundgebungen und nicht zuletzt durch den tyrtäischen Vorspruch des Artilleristenvereins zu Worms am Rhein, dessen Kenntnis wir der ‚Deutschen Zeitung' verdanken:

Frei seid ihr erst, wenn dem Feind zu Trutze
Ihr Euch könnt stellen, die Fäuste geballt,
Wenn Ihr erst wieder zum Heil und zum Schutze
Kräftig könnt halten der Waffen Gewalt...

Das ist die Freiheit, die sie meinen. Nun, den alten Artilleristen sei ihre Poesie verziehen, sie können es nicht besser. Aber die Prosa des berühmten Erfüllungsministers Joseph Wirth klingt auch nicht viel schöner, wenn er in seiner mainzer Festrede sagt: „Wir haben die Freiheit am Rhein teuer durch den Tributplan erkauft, der noch Kinder und Kindeskinder belastet." Tributplan —? In der Sprache derer um Wirth heißt das sonst der Youngplan oder der Neue Plan. Herr Wirth, der zu den Unterzeichnern und eifrigsten Einpeitschern gehörte, sollte sich hüten, seine Phrasen von den Leuten zu beziehen, die mit Steinen nach ihm werfen. Herr Wirth kennt die Tragikomödie der Reparationen aus eigner Anschauung. Er weiß, daß wir die Räumung schon viel früher und viel billiger hätten haben können, wenn nicht jahrelang die verrückte Vorstellung in den Köpfen gespukt hätte, daß bei halbwegs strammer Haltung unsrerseits die Franzosen sich schließlich auch unbezahlt trollen würden. Wenn schon Herr Wirth zur Feier des Tags mit den Sklavenketten rasselt, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Berufsteutonen gleich Hermannsschlacht spielen und sich so gehaben, als hätte ihre große Schnauze den gallischen Hahn in die Flucht getrieben.

Überhaupt waren diese Feiern wieder einmal entzückend falsch instrumentiert. Weil man nationalistische Gegendemonstrationen befürchtete, die auch fahrplanmäßig eingetroffen sind, wählte man eine Sprache, die den Opponenten ihre besten Brocken fortnehmen sollte. Das Ergebnis war eine unleidliche Mischung von feister Bardenpathetik und kitschiger Weinerlichkeit, halb Schwertgeklirr mit Wogenprall, halb Stolzenfels am Rhein. Die Rheinländer sind ein legerer, unfeierlicher Menschenschlag und hätten sicher eine offene, herzliche Sprache besser verstanden und aufgenommen als das stelzende Gerede unsrer Ministerialkanzleien, die zum Volke immer so sprechen,

als gelte es, einen pensionierten Steuersekretär zu überzeugen, daß auch die Republik ihre guten Seiten hat. Es wäre besser gewesen, vom fröhlichen Weinberg herab zu sprechen anstatt von der traurigen Biertonne. Es ist erstaunlich, daß Männer wie Doktor Joseph Wirth, die sonst so gut mit Rheinwein zu Rande kommen, so hilflos werden, wenn sie sich dort bewegen sollen, wo er wächst. Man toastete etwas zu viel auf die deutsche Treue und vergaß dabei, daß auch die Franzosen sich als treu erwiesen haben, daß sie gegen alle innern Widerstände ihr Wort ehrlich gehalten haben, was bis zum letzten Augenblick von gut der Hälfte aller deutschen Blätter angezweifelt worden ist. Und es hätte gerechterweise auch erinnert werden müssen an den Augenblick des großen Umschwungs in Frankreich, an die historischen Maiwahlen von 1924, die die rheinischen Pläne des Bloc national und der Generale endgültig begraben und damit den Weg zur saubern Verhandlung frei gemacht haben. Das wäre wohl zu viel verlangt gewesen, denn man hatte ja auch Stresemann vergessen. So gab es keinen Ausblick in eine bessere, friedlichere Zukunft, kein Wort fiel über das künftige Verhältnis der beiden großen Völker, die sich in der Vergangenheit so oft wehgetan haben. Ein mürrischer Provinzialpatriotismus machte sich groß und stellte alte Wunden prahlerisch und aufreizend zur Schau. Diese Feiern hatten keine Wahrheit und deshalb auch keinen Stil und keine Würde.

Es ist kein erhebendes Symbol, daß die Rheinlandbefreiung zum Anlaß genommen wurde, um die Herren Fememörder zu amnestieren, was wieder so aussieht, als verdankten wir das erfreuliche Ereignis den Kombattanten von Klapproths wilder verwegener Jagd. Wir haben hier oft zum Ausdruck gebracht, daß es unsinnig sei, die kleinen, durch mancherlei Zufälle sichtbar gewordenen Würger der schwarzen Feme zu bestrafen, ohne dabei aufzuhellen, welcher Kopf diese blutigen Hände in Bewegung gesetzt hat. Nicht ohne Verschulden der Sozialdemokratie ist die Generalamnestie immer wieder verschleppt worden. Was jetzt dabei herausgekommen ist, verdient diesen Namen nicht, ist nur ein Abkommen zwischen der Rechten und den Kommunisten: zwei feindliche Parteien tauschen in einer Kampfpause ihre Gefangenen aus. Wir machen den Kommunisten keinen Vorwurf, daß sie taktische Elastizität einer Unerbittlichkeit vorgezogen haben, die auf Kosten ihrer eingesperrten Genossen gegangen wäre, aber sie sollten dann das Recht auf Taktik auch andern zubilligen, die nicht dem parteiamtlichen Irrtum verfallen, Charakter mit Stimmbandstärke zu verwechseln. Und es wäre auch notwendig gewesen, eines so unpolitischen Gefangenen zu gedenken, wie es der Lagerverwalter Bullerjahn ist, an dem der Vierte Strafsenat ein juristisches Meisterstück geliefert hat, das jeden einzelnen der Hersteller dieses Urteils für Lebenszeit um den roten Talar bringen sollte.

Jetzt müssen die am Rhein nachholen, was sie versäumt haben. Nazis und Stahlhelmer brechen in Horden ein, und sogar eine „Feme" hat sich schon gebildet, die an Separatisten oder an Leuten, die als solche denunziert werden, Lynchjustiz übt. Die Krawalle von Kaiserslautern, Mainz und Wiesbaden eröffnen üble Perspektiven. Das ist nicht die Haltung von Bürgern, die von einer lästigen militärischen Gamaschenherrschaft frei geworden sind, sondern die Frechheit des Mobs, wenn der Schutzmann abgerückt ist. Letzten Endes sind auch diese abscheulichen Vorfälle nur ein Ausdruck von Angst vor der wirtschaftlichen Zukunft. Denn das Rheinland wird in einer schlimmen Zeit frei, das Reich wird ihm zunächst nicht viel mehr gewähren können als einen Anteil an seiner Misere. Die Okkupation hat große Mißhelligkeiten geschaffen, aber sie hat auch die Geschäftsleute verdienen lassen. Das fällt jetzt fort. Noch ist das Fest nicht zu Ende, und schon verlöschen die Illuminationen, und der Kater guckt durchs Fenster. Die Rechtsradikalen werden am Rhein ein dankbares Publikum finden, und sie werden viel Aktivität aufwenden, um das bisher verschlossene Gebiet zu durchdringen. Sie werden sich um so mehr anstrengen müssen, weil es jetzt bei ihnen nicht mehr klappen will. Zwischen den hitlerschen Zeitungslords ist großer Krach ausgebrochen, und unser talentvoller Goebbeles, der Wunderrebbe von Berlin, hat gleich die ganze Fraktion Strasser-Buchrucker aus der Partei hinausgezaubert. Der innere Zwiespalt wird die Nazisozis zu noch wildern äußern Formen zwingen. Das Reich aber wird die rheinische Unzufriedenheit mit Subventionen behandeln müssen, zu denen einstweilen die Mittel fehlen. Die Westhilfe steht schon auf dem Papier, während der Finanzminister sich noch über die Balancierung des Etats den Kopf zerbricht.

Dennoch ist der Abzug der Franzosen vom Rhein ein großes europäisches Ereignis, das schon aller Opfer wert ist. Der Schicksalsstrom zweier Nationen wird von keiner fremden Uniform mehr kontrolliert. Zwischen Deutschland und Frankreich ist endlich wieder tabula rasa und könnte es dauernd bleiben, wenn die Regierung die nötige Autorität aufbrächte, von vornherein energisch zu verhindern, daß die skrupellose nationalistische Agitation aus den bisherigen besetzten Gebieten „bedrohte Gebiete" macht. Viele Geschäftspatrioten und Vereinsmeier, die sich in diesen Jahren an der heiligen Flamme des Vaterlandes ihre Sonntagsgans gebraten haben, fürchten existenzlos zu werden. Es gibt eine fatale Heimattreue, die nur gut honoriert in Funktion tritt. Die Befreiungsreden der Herren Minister hatten keinen hellen Klang, sie waren teils geschwollen, teils duckmäuserig und schienen vornehmlich an die Gefühle von derlei Volk zu appellieren. Wird am Rhein eine künstliche Mißtrauenszone geschaffen, dann verliert die Räumung den besten Teil ihres Sinnes. Dringen in das entmilitari-

sierte Land die Vaterländischen Verbände mit ihrer verheerenden Unternehmungslust und ihren schwarzen Kunststücken ein, dann werden in Frankreich jene Gruppen schnell wieder Oberwasser haben, die die Räumung als einen Fehler, als eine unverzeihliche Gefühlsduselei bezeichnen; das anmutige Ensemblespiel der deutschen und französischen Vertreter der blutigen Internationale wird weitergehen und zunächst in den kommenden Saarverhandlungen eine fette Weide finden. Die Äußerung Herrn Tirards, daß die Zukunft der deutsch-französischen Beziehungen jetzt nur noch auf dem deutschen Ehrenwort ruht, ist von einem Ernst, über den man sich bei uns leider nicht den Kopf zerbrochen hat.

Dreyfus und Bullerjahn von Kurt Großmann

Am 23. Dezember 1924 erschienen in den Berlin-Karlsruher Industriewerken in Wittenau — frühere Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken — Beauftragte der Interalliierten Militär-Kontrollkommission zu einer Revision. In einem der großen Lagerschuppen fanden sie hunderttausend Rohlinge, das sind Gewehrläufe. Diese Entdeckung rief bei den Kontrollierenden und bei der Direktion der Werke große Bestürzung hervor.

Der Schuppen unterstand dem Oberlagerverwalter Walter Bullerjahn. Bullerjahn ist ein untersetzter Mann, blauäugig, intelligent, der sich in kurzer Zeit zu dem verantwortlichen Posten eines Oberlagerverwalters in diesem großen Werke heraufgearbeitet hatte. Mit großer Akkuratesse waltete er seines Amtes und war peinlich bemüht, seine Pflicht zu erfüllen. Jeden Versuch, ihn im Werke auszuschalten, empfand er als eine Kränkung. Er war darauf bedacht, seine Position zu halten und auszubauen.

Und so ergaben sich im Jahre 1924 einige Differenzen, die Bullerjahn zu einem Schriftwechsel mit der Direktion veranlaßten.

Bei der Direktion war Bullerjahn nicht so beliebt, wie man es erwarten sollte. Vielleicht, daß er nicht die gewünschte Disziplin zeigte, vielleicht, daß er zu sehr auf seine Menschenwürde pochte. Er überwarf sich mit der Direktion und tat unbedachte Äußerungen: er wolle es der Direktion schon geben und andres mehr. Wäre am 23. Dezember 1924 nicht die Entdeckung des großen Waffenlagers durch die Interalliierte Militär-Kontrollkommission erfolgt, wer hätte diese Andeutung anders gewertet als die eines Menschen, der sich verletzt fühlt —?

Durch diese Entdeckung aber bekamen die Äußerungen ein andres Gesicht, und Bullerjahn wurde verdächtigt, das Waffenlager an die Kontrollkommission verraten zu haben.

Mehrere Indizien wurden zusammengetragen. So, daß er in der Straße gesehn worden wäre, wo einer der Angehörigen

der Kontrollkommission wohnte. So, daß er größere Geldausgaben gemacht, weil er angeblich für den Verrat zwölfhundert Mark bekommen hätte.

Bullerjahn wurde auf Grund dieser Indizien zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Er verbüßt diese Strafe seit über fünf Jahren.

*

Soweit hat der Fall Bullerjahn mit dem Fall Dreyfus nur insofern Ähnlichkeit, als beide wegen Landesverrats verurteilt worden sind. Aber Bullerjahn hatte noch immer für sich, daß er kein Jude war, und gegen sich, daß sein ganzer Prozeß unbeobachtet von der Öffentlichkeit von statten ging. Ein Wiederaufnahmeverfahren hatte zur Folge, daß dieser Justizfall publik wurde.

Aus der Dreyfusliteratur wissen wir, daß in dem ersten Prozeß der Kriegsminister General Mercier ein Aktenstück ins Beratungszimmer schickte, auf Grund dessen das Kriegsgericht zur Verurteilung kam. Ein Dokument, das weder der Angeklagte noch die Verteidigung kannten, ja von dem niemand außer dem Gericht und Mercier etwas wußte.

Ähnliches liegt im Fall Bullerjahn vor, und darum darf man ihn wohl mit dem Fall Dreyfus vergleichen.

Neben zwölf Indizien, die das Reichsgericht für die Verurteilung Bullerjahns heranzog, wurde auf einen unbekannten Zeugen hingewiesen, der dem an Gerichtsstatt vernommenen Kriminalkommissar und zwei Untersuchungsrichtern die Täterschaft Bullerjahns bewiesen habe. Der Name des Zeugen blieb in der Verhandlung unbekannt. Die Verteidigung konnte den Zeugen nicht vernehmen und seine Aussage auch während der Verhandlung nicht verwerten. Um sich gegen eine Überrumpelung der Verteidigung zu sichern, hatten die beteiligten Minister den als Zeugen erschienenen Untersuchungsrichtern und dem Kriminalkommissar verboten, über die Persönlichkeit dieses mysteriösen Zeugen etwas auszusagen.

Wer dieser große Unbekannte war, was er gesagt hatte, das alles ergab sich später. Der Zeuge war der Generaldirektor des Werkes, Paul v. Gontard, in höchsteigner Person, der, über seine Rolle befragt, am 13. Dezember 1928 erklärte:

Die Ermittlungen in der Angelegenheit Bullerjahn wurden von den zustehenden Herren der betreffenden Abteilung der Berlin-Karlsruher Industriewerke gemacht. Ich selbst habe mich hiermit nicht befaßt. Bei meiner Vernehmung gab ich ausschließlich mir von Mitgliedern der Interalliierten Militär-Kontrollkommission persönlich, und zwar streng vertraulich gemachte Mitteilungen weiter. Bekundungen aus eigner Wahrnehmung konnte ich gar nicht machen und habe ich auch nicht gemacht, weil ich, wie bereits erwähnt, persönlich keine Ermittlungen angestellt habe. Deshalb sind die in der Urteilsbegründung wiedergegebenen Angaben lediglich als ein relata refero zu bewerten.

Also auf Grund dieser vom Hörensagen auf Hörensagen wiedergegebenen Äußerungen wurde ein Angeklagter schuldig gefunden und fünfzehn Jahre hinter Zuchthausmauern gesperrt.

*

Der Schlüssel für die Frage: ist Bullerjahn schuldig oder nicht schuldig, liegt nicht in Deutschland. Und hier ist die zweite Parallele zum Fall Dreyfus.

Als man sich in Frankreich vergebens den Kopf zerbrach, ob Dreyfus zu dem deutschen Militärattaché Oberst v. Schwartzkoppen in unerlaubten Beziehungen gestanden habe, brachte Eugen Richter im Reichstag zu diesem Punkt eine Anfrage ein.

Die deutsche Regierung ließ durch den Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Bernhard v. Bülow, erklären, daß sie einen Hauptmann Dreyfus nicht kenne. Sie hat leider deutlichere und der Sache besser dienende Erklärungen aus allgemeinen politischen Gründen abgelehnt, und auch die dringenden Bitten des Ministers Waldeck-Rousseau und des Verteidigers Labori beim zweiten Prozeß in Rennes 1898 wurden nicht erfüllt.

Heute ist Frankreich in der Lage, edler und großzügiger im Interesse eines Unschuldigen zu verfahren als das wilhelminische Deutschland. Frankreich sollte entweder auf Interpellation eines Abgeordneten oder aus freier Entschließung erklären, ob Bullerjahn in Beziehungen zur Interalliierten Militär-Kontrollkommission gestanden habe oder nicht. Diese Erklärung könnte, in feierlicher Form abgegeben, den Eindruck auf die entscheidenden Instanzen in Deutschland nicht verfehlen.

Hier liegen die beiden Parallelen zwischen den Fällen Bullerjahn und Dreyfus: dort das unbekannte Aktenstück, hier der unbekannte Zeuge. Im Fall Dreyfus hatte Deutschland die Möglichkeit, den furchtbaren Justizirrtum aufzuklären, im Fall Bullerjahn hat die französische Regierung die Möglichkeit, Licht in die Affäre zu bringen.

*

Die Höchststrafe von fünfzehn Jahren Zuchthaus ist gegen Bullerjahn ausgesprochen worden, weil das Reichsgericht den Verrat als die unmittelbare Ursache für die Nichträumung der ersten Zone (kölner Zone) ansah.

Man vergegenwärtige sich: Am 23. Dezember 1924 wird das Waffenlager entdeckt. Bereits am 29. Dezember soll ein interalliierter Beschluß vorliegen, die fällige Räumung am 10. Januar 1925 nicht vorzunehmen.

Jeder Militärtechniker wird beweisen können, daß mit der Entdeckung des Waffenlagers und der Nichträumung der ersten Zone ein Zusammenhang nicht bestehen kann, weil selbstverständlich eine Evakuation von großen Truppenmassen länger als siebzehn Tage dauern müsse und der Räumungsbeschluß schon seit Monaten hätte vorliegen müssen, was nicht der Fall war.

Es kann also unmöglich das Ergebnis der Untersuchung vom 23. Dezember 1923 Schuld daran tragen, daß die Räumung der ersten Zone am 10. Januar 1925 nicht erfolgte.

Für diese Annahme aber hat Bullerjahn die hohe Strafe von fünfzehn Jahren Zuchthaus erhalten, und es wäre, abgesehen von allem andern, ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit, wenn die deutsche Regierung wenigstens in diesem Punkte sofort das Urteil einer Korrektur unterzöge und Bullerjahn sofort auf freien Fuß setzen würde, da ja nun die Rheinlande geräumt sind.

Die Deutsche Liga für Menschenrechte wird den Kampf für Bullerjahn zu Ende führen.

Über das Besteigen hoher Berge

von Jack Enderzin

Wenn man von dem frühern Botschafter Sowjetrußlands in Paris, Rakowski, absieht, sind alle bedeutenden ehemaligen Anhänger Trotzkis zur Partei zurückgekehrt. Ihre Begründung ist eine ganz eindeutige. Stalin führt seit 1929 den verschärften Kampf gegen den Kulaken, den wohlhabenden Bauern, durch, den sie bereits für 1927 propagiert hatten. Stalin behauptet, 1927 wäre die industrielle staatliche Produktion auf der einen Seite, die kollektiv-landwirtschaftliche auf der andern Seite noch nicht so weit entwickelt gewesen, daß der Kampf gegen den Kulaken, der Kampf für die Sozialisierung der Landwirtschaft mit Erfolg hätte durchgeführt werden können. Die Kreise um Radek erwidern daraufhin: Stalin führt heute unsre Politik durch — also unterstützen wir ihn; er verfügt heute über die Macht — also fügen wir uns ihm. Die Debatte, ob diese Politik bereits 1927 möglich gewesen wäre, ist heute rein akademischer Natur.

Das stimmt aber doch nur zum Teil, denn die neuesten Ereignisse zeigen, daß die um Trotzki seinerzeit sicher unrecht gehabt haben. Der Kampf gegen den Kulaken, der Kampf um die Sozialisierung der Landwirtschaft wird auch 1929/30, das heißt in einem Jahre, in dem die Industrie weit über dem Niveau von 1927 steht, in Sowjet-Rußland nur mit allergrößten Schwierigkeiten durchgeführt werden können. 1927 hätte daher der Versuch zur Sozialisierung der Landwirtschaft nur noch viel schärfere Komplikationen ergeben. Worauf beruht das? Worauf beruht die neue Wendung Stalins, der die Partei anwies, zunächst ihre Erfolge zu verankern, sie fester zu organisieren, bevor sie weiter durchstoßen dürfe. Sowjet-Rußland will seine industrielle Produktion aufs äußerste steigern. Es ist auf dem Wege dazu, die bisherigen Ergebnisse des Fünfjahres-Plans sind günstig. Aber die entscheidende Voraussetzung für das weitere Klappen ist, daß die gesamte Versorgung der Stadt mit landwirtschaftlichen Produkten organisiert wird. Die Russen haben dafür das Wort „Marktgetreide" geprägt. Es umfaßt erstens das Getreide für die Stadt, zweitens das Getreide für die Rote Armee, drittens das Getreide für die Bauernschichten, die Spezial-Kulturen betreiben (zum Beispiel Baumwolle), viertens den Reservefonds für den Staat. Im Fünfjahresplan war nun vorgesehen, daß ein immer größerer Bruchteil des Marktgetreides von den reinen Staatswirtschaften hergestellt würde, von den sogenannten Getreidefabriken, von den Sowchosen, ein noch größerer Prozentsatz von den neubegründeten Bauern-Genossenschaften, den Kolchosen, in denen die einzelnen Mitglieder in gewissem Umfange ihre wirtschaftliche Selbständigkeit behalten sollen. Auf diesem Wege sollte der private Bauer bei der Produktion von Marktgetreide immer mehr zurückgedrängt werden. Wenn einmal das Marktgetreide im entscheidenden Umfange von den Sowchosen und den Kolchosen beschafft wird, ist der Sowjetstaat wirtschaftlich unangreifbar. Ein Siebentel des Marktgetreides stellte im Jahre 1927/28 dieser vergesellschaftete Sektor her, am Ende des Fünfjahresplans sollte es fast die Hälfte sein. Es ist klar, daß sich das wohlhabende

Bauerntum aufs schärfste gegen diesen Zentralangriff wehrte. Es ist auf der anderen Seite klar, daß der Sowjetstaat gegen diese Elemente aufs schärfste vorging; und was trat ein? Die Klein- und Mittelbauern strömten in solcher Menge in die Genossenschaften, daß bereits 1929 die Zahl erreicht wurde, die man für das Ende des Fünfjahresplans angenommen hatte. Aber dieser Zustrom war nicht nur erfreulich sondern auch gefährlich. Die Bauern, die in die Genossenschaften strömten, verkauften vielfach vorher ihr Vieh.

Die Bauern strömten in die Genossenschaften, aber wie soll deren Wirtschaft geführt werden, wenn nicht genügend Traktoren vorhanden sind, wenn nicht genügend Pferde vorhanden sind, wenn nicht genügend geschulte agronomische Kräfte für die landwirtschaftliche Großproduktion vorhanden sind, wenn die Bauten nicht vorhanden sind. Das Tempo der Kollektivisierung war ein zu rapides geworden. Es mußte gebremst werden. Stalin bremste — und gab damit natürlich allen vom Kapitalismus bezahlten Agenten die Gelegenheit, das nahe bevorstehende Ende des Sowjet-Regimes zu verkünden.

„Stellen wir uns einen Menschen vor, der einen sehr hohen, steilen und noch nicht erforschten Berg besteigt. Nehmen wir einmal an, daß es ihm gelungen ist, nach Überwindung unerhörter Schwierigkeiten und Gefahren weit höher zu steigen als seine Vorgänger, daß er aber die Bergspitze dennoch nicht erreicht hat. Er befindet sich nun in einer Lage, wo das weitere Verfolgen der eingeschlagenen Richtung und des Weges nicht nur schwierig und gefahrvoll sondern gradezu unmöglich geworden ist. Es bleibt ihm nichts übrig als umzukehren, wieder hinabzusteigen, nach andern Wegen zu suchen, die länger sein mögen, dafür aber die Möglichkeit in Aussicht stellen, den Gipfel zu erreichen. Der Abstieg von einer Höhe, wie sie die Welt noch nicht gesehen und die unser Tourist bereits erreicht hat, ist mit Gefahren und Schwierigkeiten vielleicht noch größerer Art verbunden als der Aufstieg. Es ist leichter, fehlzutreten; die Stelle, auf die man den Fuß setzt, ist nicht so bequem zu übersehen; es fehlt jene besonders gehobene Stimmung, die vordem, bei der unmittelbaren Aufwärtsbewegung gradenwegs zum Ziele, vorhanden war... Man muß sich anseilen, ganze Stunden verlieren, um mit dem Pickel Stützpunkte oder geeignete Stellen herauszuhauen, an die man das Seil gut befestigen kann, man ist gezwungen, sich mit der Geschwindigkeit einer Schildkröte zu bewegen, und zwar rückwärts, nach unten, vom Ziele weg, — und man kann noch immer nicht erkennen, ob dieser verzweifelt gefahrvolle, qualvolle Abstieg nicht bald zu Ende ist, ob es irgendeinen einigermaßen sichern Umweg gibt, auf dem man mit zunehmendem Mute schneller, grader sich wieder vorwärts, nach oben, dem Gipfel zu, bewegen kann.

Man darf gewiß annehmen, daß der Mensch, der in diese Lage geraten ist, trotz der unerhörten Höhe, die er erreicht hat, dennoch Augenblicke der Mutlosigkeit erleben wird. Und diese Augenblicke wären wahrscheinlich zahlreicher, häufiger, schwerer, wenn er gewisse Stimmen von unten hören könnte: Stimmen der Beobachter aus gefahrvoller Ferne, die, mit einem Fernrohr bewaffnet, diesen gefahrvollsten Abstieg verfolgen, einen Abstieg, der sich nicht einmal einen „gebremsten Abstieg" nennen läßt, denn eine Bremse setzt einen gut gebauten, erprobten Wagen voraus, einen von vornherein geschaffenen Weg, einen verläßlichen Mechanismus. Hier aber gibt es keinen Wagen und keinen Weg, überhaupt nichts, nicht das mindeste, das an frühere Erfahrungen erinnert.

Die Stimmen aber, die unten klingen, sind schadenfrohe Stimmen. Die einen bringen ihre Schadenfreude offen zur Schau, sie johlen und schreien: jetzt purzelt er, das geschieht ihm recht, der Mann ist ja wahnsinnig! Andre sind bemüht, ihre hämische Freude zu verbergen, sie sind wie der Judas Golowljow; sie sind betrübt, richten ihre

Blicke gen Himmel: zu unserm größten Leidwesen bestätigen sich unsre Befürchtungen; haben wir, die wir unser ganzes Leben auf die Vorbereitung eines vernünftigen Planes zur Besteigung dieses Berges verwendet haben, haben wir nicht gesagt, daß der Aufstieg aufgeschoben werden muß, bis unser Plan endgültig ausgearbeitet ist? Und wenn wir so leidenschaftlich gegen den Weg gekämpft haben, den jetzt selbst dieser Wahnsinnige aufgibt (seht, seht, er ist umgekehrt, er steigt ab, es dauert lange Stunden, ehe er die Möglichkeit findet, einen Meter zurückzusteigen; und uns hat er mit den gemeinsten Worten beschimpft, als wir systematisch auf Mäßigung und Vorsicht bestanden), — wenn wir diesen Menschen so streng verurteilt und alle andern gewarnt haben, ihm zu helfen und ihm zu folgen, so taten wir dies ausschließlich aus Liebe zu dem großen Plan des Aufstiegs auf diesen Berg, um diesen großen Plan nicht endgültig zu diskreditieren.

Aber zum Glück kann unser Tourist in der in diesem Beispiel geschilderten Situation die Stimmen dieser ‚wahren Freunde' der Idee des Aufstiegs nicht vernehmen, — sonst möchte ihn Schwindel befallen. Das Schwindelgefühl aber, so sagt man, ist der Frische des Kopfes und der Festigkeit der Beine nicht zuträglich — zumal in sehr großen Höhen."

Die zitierten Sätze sind einem Aufsatz von Lenin entnommen, dem er den Titel gegeben hatte: „Über das Besteigen hoher Berge". Er ist in der heutigen Situation so aktuell wie im Jahre 1920, als er geschrieben wurde. Damals wie heute ging Sowjetrußland einen unbekannten Weg. Damals wie heute war der Weg nicht gradlinig, und niemand wußte exakt, was das nächste Halbjahr bringen würde. Damals wie heute wurde Sowjetrußland bei jeder Wendung, bei jeder Kurve der kurz bevorstehende Untergang prophezeit. Damals wie heute geht der Sowjetstaat über die Weissagungen aller seiner „Freunde" zur Tagesordnung über. In der Zwischenzeit aber ist man in manchen europäischen Kreisen, die die Freiheit des Denkens noch nicht hundertprozentig verloren haben, beziehungsweise die sich noch nicht hundertprozentig vom Kapital haben kaufen lassen, etwas stutzig geworden — stutzig geworden auch darum, weil die Wirklichkeit einhämmerte, daß die Verschlechterung der gesamten europäischen Situation nicht nur mit dem Kriege etwas zu tun hatte sondern auch mit dem Kapitalismus. Eines der vielen Zeichen der Veränderung der geistigen Situation ist das Buch von Arthur Feiler: „Das Experiment des Bolschewismus" (Frankfurter Societäts-Druckerei). Dieses Buch ist grade heute besonders wichtig, wo vom Papst bis zu den Rabbinern, von den Kapitalisten bis zu den reformistischen Sozialisten eine wüste Hetzkampagne gegen Sowjetrußland eröffnet wird.

„Brüder in Not" unter dieser Marke wurde die Hetze getrieben, als Sowjetrußland bei der Kampagne gegen die Kulaken vor den deutschen Kulaken an der Wolga nicht Halt machte. Und was sagt Feiler zur Lage der Wolgadeutschen? „Es (das bolschewistische System) pflegt die nationale Sprache, die nun in den geschlossenen Siedlungsgebieten der Nationalitäten offiziell die Sprachen der Verwaltung, der Zeitungen, der Schulen etcetera geworden sind. Es gewährt den Nationalitäten die nationale, politische und kulturelle Autonomie... Am stärksten empfinden das heute vielfach die Deutschen. Denn gegen sie hatte sich das Unterdrückungssystem des Zarismus während des Krieges am allerschlimmsten gesteigert, so daß beim Ausbruch der Revolution das Dekret bereits ausgearbeitet war, das die Deutschen von der Wolga vollständig vertreiben und sie nach Sibirien aussiedeln sollte. Heute sind diese Wolgadeutschen dort die führende Staatsnation." So geht es den Wolgadeutschen politisch. Und wie ist ihre ökonomische Lage? Darüber berichtet Feiler: „Die Massen der armen und Mittelbauern haben sicherlich dau-

ernd im Bewußtsein, daß die Revolution es war, die ihnen das Land gegeben hat. Und nirgends ist mir dies so deutlich entgegengetreten wie unter den deutschen Bauern an der Wolga. Dort war die Stolypinsche Reform besonders stark durchgeführt worden — diese Reform, die darauf abzielte, den Großbauer größer zu machen, indem sie ihm den Ankauf des Landes der armen Bauern erleichterte, um dadurch neben diesen Großbauer den proletarischen Landarbeiter und künftigen Industriearbeiter zu setzen. Solche armen Bauern an der Wolga haben mir erzählt, wie damals dieses Bauernlegen vor sich ging. Da lud der Großbauer den kleinen zu sich ein, setzte ihn unter Alkohol und schwatzte dem Familienoberhaupt dabei den eignen Landanteil und der Söhne, den einzigen Besitz der Familie, zu einem Spottpreise ab... Posten (Pfosten) nennt man an der Wolga die Grenzzeichen, mit denen dies damals aufgeteilte, frühere Gemeindeland als Eigenbesitz der Großbauern abgesteckt wurde. Und unter der Parole ‚die Posten raus' vollzog sich 1917 unter diesen deutschen Bauern die Oktoberrevolution. ‚Ich kam grade rechtzeitig aus dem Kriege zurück, um mich an diesem Herausreißen der Posten zu beteiligen und mir das Land zurückzunehmen, das mein Vater vertrunken hatte', sagte mir grimmig einer dieser Leute." So ist in Wirklichkeit die ökonomische Lage der Wolga-Deutschen.

Das Buch Feilers ist vor dem Kreuzzug des Papstes gegen Sowjetrußland geschrieben; um so objektiver ist seine Darstellung des Kampfes gegen die Kirche: „Die Entkirchlichung hat trotzdem rapide Fortschritte gemacht und sie geht immer weiter. Kirchen werden niedergerissen, um Platz zu schaffen, auch um Baumaterial zu gewinnen, — Ziegeln à la Lenin nennt das der Volksmund. Kirchen werden in größerer Zahl in Arbeiterklubs umgewandelt, mit geringen Umbauten, die ja so viel billiger als Neubauten sind... Aber der Kirchen bleiben ja auch dann noch genug; und wo das nicht der Fall ist, hält das Regime sorgfältig darauf, daß keine Vergewaltigung durch eine Minderheit stattfinde, daß die Kirchen wirklich nur dort eingezogen werden, wo die Mehrheit der Bevölkerung es will. Der Kampf gegen die Kirche, der hart und energisch ist, geht auf andern Wegen vor... Der Staat zahlt den Geistlichen kein Gehalt mehr, so daß diese ganz auf freiwillige Beiträge der Gläubigen angewiesen sind... Der Staat aber tut auch nichts für die Ausbildung der Geistlichen. Er unterhält keine theologischen Fakultäten an den Universitäten und keine Seminare. Er duldet auch keine privaten Veranstaltungen dafür. Und die Folge ist, daß (speziell in der orthodoxen Kirche, in der alle diese Dinge am krassesten wirken) gelegentlich schon ganz Ungebildete geweiht werden. So sterben die Geistlichen allmählich aus. ‚Ihre Zahl vermindert sich parallel der sinkenden Nachfrage nach ihnen, und wenn keine Geistlichen mehr da sein werden, wird es auch keinen Bedarf daran mehr geben', erklärte mir kühl der Kulturminister eines Einzelstaats."

Popen gab es in Sowjetrußland im großen Umfange, solange es Kleinbauern gab; je stärker die Sozialisierung der Landwirtschaft fortschreitet, desto mehr schwindet natürlich die geistige Macht der Popen, die eben nichts andres waren als der verkörperte Oberbau einer Produktionsweise, die in immer schnellerm Tempo ihrem Ende entgegengeht.

Feiler spürt, daß in der Sowjetunion darum, weil ein neuer Wirtschaftstypus im Entstehen ist, auch neue geistige Mächte wach werden. Er lehnt sie ab, er ist europäischer Demokrat, er glaubt noch an eine Zukunft der Demokratie. Aber er spürt doch das Grandiose dieser neuen Welt. Bei ihm stehen die Worte: „Rußland glüht. Und Europa erkaltet. Schreckenerregend ist dieser Unterschied der Temperaturen."

Lenin hat recht: Sowjetrußland hat begonnen, hohe, nie beschrittene Berge zu besteigen.

PEN-Kongreß in Polen von Ernst Toller

Bald nach dem Kriege gründete eine freundliche englische Dame, Mrs. Dawson-Scott, assistiert von Mr. John Galsworthy, den englischen PEN-Club, der sich die Annäherung der Schriftsteller aller Länder, besonders der „feindlichen", zur Aufgabe machte. Annäherung ist ein viersilbiges Wort. Es klingt, wie alle Wörter auf ung, nicht schön und bedeutet eine etwas kümmerliche Geste. Rüstungsfabrikanten nähern sich an, Generale, die befahlen, daß ihre Truppen einander totschießen, prosten sich bei Liebesmahlen zu, Boxer hauen sich erst k. o. und schütteln sich dann die Hände, das alles nennt sich Annäherung. Es hatte nach dem Kriege, als die dirigierenden Narren der öffentlichen Meinung fortfuhren, sich hemmungslos auszutoben, einigen Sinn, Schriftsteller über die Grenzen zu führen und in die vermauerten Horizonte Fenster einzuschlagen. Heute ist dieser Inhalt zu dürftig.

Auf dem Kongreß in Warschau versammelten sich die Schriftsteller von achtzehn Ländern. Galsworthy, Andersen Nexö, Jules Romains, Crémieux, Will Irvin, Tuwim, Kaden-Banderowsky, Goetel, Wierzinsky waren darunter. Feierlich wurde der Kongreß im Sejm, dem polnischen Parlament, dem heute mehr eine repräsentative als praktische Bedeutung zukommt, eröffnet. Der Minister des Äußern, Herr Zaleski, der Bürgermeister der Stadt Warschau, begrüßten mit markigen Worten, die die Bedeutung des Kongresses in der üblichen Weise übertrieben, die Versammelten. Nur der Sejm-Marschall Daszynski hielt eine Rede, die sich mehr an die Köpfe draußen als an die fehlenden Köpfe im Saal wandte. Wenn er von der Suprematie des Geistes über die nackte Gewalt sprach, verstand jeder polnische Zuhörer, wer gemeint war, und die Beifallsstürme, die seinen Worten folgten, waren keine Verbeugung vor nationalen Ästheten und Stilisten sondern vor dem internationalen Führer der Opposition gegen das Regime Pilsudski.

Dann tagte der Kongreß. Er entrollte sein Arbeitsprogramm. Vertreter von so und soviel Ländern berichteten,' welche Schriftsteller Erfolg hätten (was sich ja nicht immer mit literarischer Bedeutung deckt), andre erzählten freudestrahlend, daß in ihrem Ländchen Galsworthy und Remarque, Dekobra und Wallace in die Heimatsprachen übersetzt seien. Selten überschritten die Referate das Niveau gymnasialer Schülervorträge. Lang und breit wurde über einen Preis verhandelt, der PEN-Club-Preis genannt werden soll. Das prämiierte Buch hat die Chance, sogleich in achtzehn Sprachen übersetzt zu werden. Einverstanden. Doch wer wird die Bücher der achtzehn Länder lesen? Wer wird sie beurteilen, wer den Preisträger auswählen?

Außer diesem preisgekrönten Buch sollen fünf weitere genannt werden, die sich zur Übersetzung eignen. Man schlug vor — ich scherze nicht — diesen fünf Büchern Wertpunkte, als Rangzensur, zu geben. Armes Buch, das die Note vier oder fünf erhält.

Es kam dann noch die Rede auf einen literarischen Preis des Völkerbundes, womit der Völkerbund wahrscheinlich beweisen will, daß er zu etwas nütze sei, aber die Frage, ob die Schriftsteller jener Länder, die dem Völkerbund nicht angeschlossen sind, auch ein Recht auf Prämiierung hätten, deutete selbst in diesem nebensächlichen Bezirk die Fragwürdigkeit der Staatenorganisation an, die sich zu Unrecht Völkerbund nennt. Damit war das Arbeitsprogramm im großen und ganzen beendet und der Kongreß schien in eitel Harmonie auseinanderzugehn, wenn der Verfasser dieses Aufsatzes nicht den Antrag eingebracht hätte, die Schriftsteller der Sowjet-Union, Indiens, Syriens, Marokkos aufzufordern, im PEN-Club mitzuarbeiten. Es half dem Antragsteller nichts, daß er auf die Bedeutung der sowjetrussischen Literatur hinwies, auf die besondere Lebenshaltung ihrer Schriftsteller, die in engstem kämpferischen Kontakt mit dem Volke leben, daß er betonte, wie sehr die Literatur Europas vom Orient abhängig sei, der Antrag wurde verworfen und statt seiner ein neutraler angenommen, der sich ängstlich hütete, irgend ein Land zu nennen. Denn Farbe bekennen hieß Namen nennen, und Namen nennen hieß Gesinnung bekennen. Wie in einem aufgescheuchten Bienenschwarm ging es zu. Die Internationale des Geistes kuschte vor den besondern Interessen der auswärtigen Politik der verschiedenen Staaten. Sowjet-Rußland ist nicht en vogue, wer weiß, man macht sich zu Hause bei der herrschenden Bourgeoisie unbeliebt. Was da in einer Stunde kompromisselt, verklausuliert und verschleiert wurde. Zuerst wollte man mir das Recht absprechen, den Antrag einzubringen, da ich ihn nur als Einzelner vorgeschlagen und die deutsche Delegation vertreten durch den Führer Herrn Doktor Kuhn, der, wie ich in Warschau erfuhr, ein Repräsentant deutscher Literatur sein soll, es ostentativ abgelehnt hatte, sich mit dem Antrag zu identifizieren. Die Dänen, Andersen Nexö und Borberg, sprangen ein, und es entwickelte sich einer jener kleinen Parlamentskämpfe, die weniger bedeutungsvoll als charakterologisch aufschlußreich sind.

In feierlicher Schlußsitzung endete der Kongreß. Theateraufführungen und Bankette, Freundschaftsmahle und Musikdarbietungen hatten ihn begleitet. Toastreden wurden gehalten wie Sand am Meer. Herr Doktor Kuhn erzählte von Goethe, der vor hundert Jahren ..., Herr Jules Romains, der in Berlin Verständigungsreden zu halten pflegt, erzählte, daß Polen für den Franzosen nicht eine geographische Provinz, sondern eine Region des Herzens sei, und gab seiner Rede einen Akzent, in dem Sporen des französischen Generalstabs klirrten.

Zwischenbemerkung: Es gibt heute in Europa eine ungefährliche Branche, für die zahllose Reisende tätig sind. Ehren, Interviews und Bilderreklame werden dabei eingeheimst. Indessen wirken die Reisenden peinlich, wenn sie je nach der Fahne der Länder einmal als pausbäckige Friedensengel, das andre Mal als heroische Marsboten einherstolzieren.

Der tolerante Kritiker stellt fest: In diesen acht Tagen haben sich Menschen aus aller Welt kennen gelernt, haben Kameraden sich die Hände geschüttelt, haben miteinander gesprochen und von einander erfahren, haben ein fremdes Land besucht, ihren Blick geschärft, ihr Wissen bereichert, ihr ablehnendes oder zustimmendes Gefühl vertieft. Aber solch Ergebnis kann auch auf andre Weise erreicht werden als unter der pompösen Flagge eines internationalen Kongresses. Von geistigen Menschen verlangt man mehr, verlangt, daß sie sich mit den Fragen, die uns alle angehn, beschäftigen, daß sie Dunkles erhellen, Wege zeigen, Fragen klären. Nichts davon war geschehn. Einmal, als sich die Gelegenheit dazu bot, haben neun Zehntel es peinlich vermieden. Vor zwei Jahren faßten die Mitglieder des PEN-Kongresses den verpflichtenden Beschluß, niemals in kriegsfreundlichem Sinne zu wirken. Am guten Glauben der Herren ist nicht zu zweifeln, wohl aber, ob ihre Kräfte gegenüber dem Tornado möglicher Staatspolitik ausreichen werden.

Der Gedanke des PEN-Clubs läuft sich tot, wenn ihm nicht neue Impulse zugeführt werden. Jenseits von Politik und sozialen Fragen tagen zu wollen, ist eine Illusion. Bei allen entscheidenden Gelegenheiten zeigte sich das nackte politische Gesicht.

Eine merkwürdige Rolle spielte der deutsche Delegationsführer. Die gleichen Leute, die zu Hause das Maul nicht weit genug aufreißen können, sind draußen die kläglichsten. Anläßlich des sinnlosen Überfalls auf polnische Schauspieler in Oberschlesien wurde in polnischen nationalistischen Zeitungen eine wüste Hetze eröffnet. Offizielle Zeitungen brachten Leitartikel, die die Überschrift „Die Barbaren des Westens" trugen. Als ich in Krakau gelegentlich eines Festessens mit den Redakteuren jener Zeitungen im gleichen Saal saß, hielt ich es für angebracht, gegen die verbrecherische Ausbeutung solcher Zwischenfälle durch die nationalistische Presse zu protestieren. Wer wollte mich daran hindern? Unser Herr Kuhn. Der ängstliche Herr meinte, die Zurückweisung würde die polnischen Offiziösen brüskieren. Es war komisch, daß Linke gegen den Einspruch Nationaler die „deutschen Belange" vertreten mußten. Denn es versteht sich, daß man den Nationalismus im fremden Land genau so zu bekämpfen hat wie im eignen.

Aber am Ende der Tagung hielt der unpolitische Herr Kuhn eine hochpolitische Rede. In wehmutsvollen Worten wies er darauf hin, daß die Polen jahrhundertelang von Tartaren und Moskowitern unterdrückt worden seien (es war peinlich, wie einige Delegierte dazwischenfragten: und die Deutschen?). Und er pries die neue Nation als Schützerin gegen „die Barbaren des Ostens". Leider hatte ich zu spät von der Rede erfahren, um den Repräsentanten der deutschen Literatur brüskieren zu können.

Von der ungewöhnlich herzlichen Gastfreundschaft der polnischen Schriftsteller, von Volk und Landschaft, von wirtschaftlichen und politischen Problemen wird an andrer Stelle zu sprechen sein.

Westdeutscher Theaterzauber von Erik Reger

Die Arithmetik, womit gemeinhin die Spielpläne der Stadttheater errechnet werden, entspricht der Arithmetik, welche die Mitgliedschaft in den städtischen Theaterdeputationen bestimmt. Demzufolge spielt man „Die vertagte Nacht“ für die Nationalsozialisten, „Mann ist Mann“ für die Deutschnationalen, „Was ihr wollt“ für die Volkspartei, „Die heilige Flamme“ für die Demokraten, „Arm wie eine Kirchenmaus“ für die Wirtschaftspartei, „Die Frau, die jeder sucht“ für das Zentrum, „Don Carlos“ für die Sozialdemokraten („Sagen Sie ihm, daß er für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird ...“), „Flieg roter Adler von Tirol“ für die Kommunisten.

So verneigen sich die Intendanten abwechselnd nach allen Seiten. Wo ihr Gesicht ist, weiß ohnehin niemand. Das Ende vom Lied ist, daß sich sämtliche Parteien vor den Kopf gestoßen fühlen. Der deutlichste Anschauungsunterricht in dieser Phantasmagorie, die man auch als Theaterkultur bezeichnet, wird in Westdeutschland erteilt.

Auf der Linie Aachen-Münster liegen einundzwanzig dieser sogenannten Kulturtheater. Mit Ausnahme des düsseldorfer Schauspielhauses werden sie alle öffentlich subventioniert. Ihre Wochenspielpläne kann man mühelos untereinander vertauschen, kein Mensch wird etwas davon merken. Sie übernehmen voraussetzungslos alle berliner Erfolge, und es werden bei ihnen ebensoviele Mißerfolge. Im übrigen vertreten sie natürlich die kulturellen Interessen des gesunden Westens. Sie sind auch fortschrittlich und modern und spielen deshalb gegen die destruktiven Tendenzen der Gegenwart eine Tradition aus, die es in ihrem Bezirk, mit Ausnahme von Düsseldorf, überhaupt nie gegeben hat. Sie sind radikal in der Phrase und reaktionär in der Tat, sie dilettieren in Gesinnung und verzichten auf Charakter.

Ein bißchen warmes Ethos deckt die nackte Interessenpolitik. Es ist die Ideologie der Wirtschaftsverbände und Verkehrsvereine, die den Theatern zugrunde liegt. Diese Körperschaften benötigen die Illusion des Theaters als Gegengewicht gegen die Arbeits- und Lebensbedingungen in diesen Städten, in diesen Zechen und Hütten. Sie pflegen nicht in Idealismus zu machen, wenn sie nicht gewiß sind, daß er sich real verzinsen läßt.

Allein im Raum zwischen Wupper, Rhein und Lippe liegen fünfzehn Großstädte, von denen nur vier kein eignes Theater unterhalten; dafür sind aber in drei andern gleich zwei Theater. Sie kosten zusammen Jahr für Jahr neun bis zehn Millionen, das ist ungefähr soviel, wie die Stadt Düsseldorf für ihre Volksschulen auswirft. Eine Stadt wie Essen, mit rund 650 000 Einwohnern, zahlt für Theater, Orchester und eine Schule für Musik, Tanz und Sprache, wo die Gemeinplätze der Jugendbewegung verschrottet werden, jährlich 2,3 Millionen, für die Volksschulen noch nicht ganz fünfmal soviel, nämlich etwa 10,3 Millionen. Das Theater wurde 1929 von

282 406 Personen besucht; da in dieser Ziffer die Abonnenten und Mitglieder der Besucherorganisationen mindestens zwanzigmal enthalten sind, kann der Kreis der Theaterbesucher auf höchstens fünfzehntausend geschätzt werden; das heißt, auf jeden dieser ehrenwerten Bürger entfallen rund 150 Mark städtische Subvention.

Um so hartnäckiger verteidigen sie ihre angestammten Güter. Als das Hamborner Theater nach der Eingemeindung mit Duisburg aufgelassen werden sollte, wurde von einigen Vereinsmeiern eine Volksbewegung entfacht. Ein Mann trat vor die Rampe und rief: Das Vaterland ist in Gefahr! Und das Parkett nahm eine Entschließung an, worin „jedem Stadtverordneten ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit schärfster Kampf angesagt wird, der es wagt, an den Rechten der kulturellen Belange Hamborns zu rütteln". Vorher war grade als Muster für die kulturellen Belange „Die goldene Meisterin" gespielt worden.

Sicher wird bald die Zeit kommen, wo das Industriegebiet bereist wird, wie heute Oberbayern. Gibt es einen geeignetern Ort für die Renaissance von Oberammergau und Bayreuth als das Kohlenrevier? Unter Wilhelm II. veranstaltete Max Grube, der letzte Meininger, Goethefestspiele in Düsseldorf. Nach dem Kriege haben Duisburg und Bochum, ehe sich noch Düsseldorf auf seine ruhmreiche Vergangenheit besinnen konnte, die Tradition aufgegriffen. Es gab Shakespeare-Festivals, aber nur mit den Königsdramen, weil eine junge Republik daraus allerlei lernen kann; es gab eine neuromantische Opernwoche, wo die Maschinen einen Chorus Mysticus sangen und der Maschinist als moderner Parsifal auftrat; es gab auch eine Goethewoche, wo Goethe als Gustav Freytag gespielt wurde: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Herr Geheimrat Kühnemann aus Breslau sprach die Mahnung aus, jedermann möge „ein Leben der sittlichen Tat im faustischen Sinne leben". Jeder Deutsche sein eigner Faust!

Selbstverständlich gehört eine Reihe von diesen Theatern zu den „bedrohten Grenzbühnen", für die der Staat den Garanten machen soll. Die Grenzziehungen im Vertrag von Versailles sind ein Muster von Edelmut gegenüber denjenigen, welche die guten Patrioten in ihrem eignen Vaterland belieben, wenn es sich darum handelt, den Staatssäckel zu schröpfen. Da haben sie plötzlich alle einen vorgeschobenen Posten und müssen die deutsche Kultur gegen Gespenster verteidigen, die nirgends spuken, außer in ihren Köpfen. Da müssen der berliner Krolloper 600 000 Mark entzogen werden, damit unter dem Vorwand, daß die Theater unpolitisch geführt werden müßten, die Bäckermeister des Zentrums ihre eigne Politik in den Grenztheatern vertreten können. Subventionen sind nicht dazu da, neues Leben zu zeugen sondern einem Sterbenden zu einem Begräbnis erster Klasse zu verhelfen.

Hinter der Camouflage eines modernern, aufgeklärtern und toleranteren Vortrupps nimmt die geistige Verfinsterung des Landes ihren ungehinderten Fortgang. Herr Muckermann mag reden und schreiben, was er will, die Welt wird es gern zur Kenntnis nehmen und sich trösten: „Ach, sie sind also gar

nicht so." Aber Herr Pater Muckermann erfüllt nur die Aufgabe, die ihm innerhalb einer festgefügten Organisation, in der weitgehende Arbeitsteilung herrscht, gestellt ist. Pater Mukkermann wird niemals in eine Körperschaft hineinkommen, wo praktische Dinge praktisch entschieden werden. Dort steht einer auf und sagt: „Wir verlangen Stücke unsrer Richtung." Er ist zu klug, diese Stücke öffentlich zu nennen. Vielleicht schämt er sich im Stillen, daß es trotz allen künstlichen Befruchtungsversuchen außer den paar Madonnenpoeten der Sonntagsblätter keine christkatholischen Dichter gibt; vielleicht ahnt er auch, daß die Sücke seiner Richtung das Theaterdefizit noch vergrößern würden.

Kluge Leute, sagt man, haben ein Geschäft und kein Bekenntnis: danach hat die Sozialdemokratie gehandelt. Aber die klügern Leute im Zentrum haben Geschäfte mit dem Bekenntnis gemacht. Was nie der Fall war: heute haben sie das Rheinland in der Tasche, weil man sie gewähren ließ. Die Kongregationen kaufen alles auf. Geld spielt keine Rolle. Sie haben neuerdings sogar Absichten auf ein mittelrheinisches Hüttenwerk, das sie dann vermutlich still legen werden, um die beschäftigungslos gewordenen Arbeiter in ihre Seelsorge zu übernehmen. Weshalb eröffnen sie also in Westdeutschland nicht auch eigne Theater? Kein Mensch würde es ihnen übel nehmen, wenn sie dort ihren Anhängern ihre Kunst offerierten. Wenn solche Offenherzigkeit nicht ihrem Geschmack entspricht, so kann das für die Öffentlichkeit kein Grund sein, ihre Ansprüche auf die kommunalen Theater anzuerkennen. Es hat sie niemand daran gehindert, in Godesberg das Calderonsche Welttheater zu inszenieren. Freilich war es trotzdem ein Fiasko erster Ordnung, obwohl sie die Eifelbauern schubweise hintransportierten und obwohl ihnen der bochumer Verein wunderbare Glocken dazu stiftete.

An der Erhaltung der westdeutschen Theater in ihrer heutigen Form sind nur diejenigen interessiert, die überhaupt an der Erhaltung jedweder Muffigkeit interessiert sind. Außerdem bilden diese Theater eine Folie für kleinstädtische Rektoren und Studienräte, die aus persönlichem Geltungsbedürfnis und um ihre Nachkommenschaft besser versorgen zu können, die Führung der Besucherorganisationen übernommen haben. Dafür, daß ihre Söhne in der Regie assistieren dürfen, machen sie jeden reaktionären Klüngel mit.

Aber das Publikum? Durchschnittlich werden 60 Prozent der verfügbaren Plätze besetzt, doch selbst diese Zahl ist nur das Ergebnis eines Tricks, indem die nichtverkauften Karten für 50 Pfennige an die Kulturverbände verramscht werden. Jede einzelne Vorstellung schließt mit einem Fehlbetrag von rund 3500 Mark. Das bedeutet: die Städte schenken aus öffentlichen Mitteln jedem Billetkäufer 3 Mark. Es ist mir unbegreiflich, warum die Autorenverbände sich gefallen lassen, daß dieses Geschenk bei den Tantieme-Abrechnungen nicht berücksichtigt wird.

Es lohnt sich, aus dieser Theaterwirtschaft ein paar Details kennenzulernen. Bochum und Duisburg gehen in der Weise zusammen, daß Duisburg jährlich achtzig Opern nach

Bochum und Bochum hundert Schauspiele nach Duisburg liefert. Der Intendant ist auf fünfzehn Jahre engagiert mit einem Jahresgehalt von 40 000 Mark. Bochum zahlt für die Opern etwa 580 000 Mark im Jahr, jede Opernvorstellung kostet mithin 7000 Mark. Die Durchschnittseinnahme pro Opernabend beträgt 1500 Mark, so daß ein Defizit von 5500 Mark zu dekken ist. Das komplette Jahresdefizit hat sich seit 1925 verdoppelt. Es betrug damals 448 000 Mark und beträgt heute 976 000 Mark. Das duisburger Defizit belief sich im letzten Jahr auf mehr als eine Million. Duisburg arbeitet am teuersten, obwohl es von den größern Häusern den niedrigsten Zuschußbedarf und die höchste Besuchsziffer hat. Es ergibt sich nämlich pro Vorstellung bei 1700 Plätzen und 69 Prozent Besetzung ein Fehlbetrag von 3533 Mark, während beispielsweise Essen bei 1635 Plätzen und 66 Prozent Besetzung mit 3002 Mark auskommt. Infolgedessen ist es erklärlich, wenn Duisburg-Bochum seine Theater und seinen fahrlässigen Intendantenvertrag durch Beteiligung eines Dritten, sei es Essen oder Dortmund, zu sanieren sucht. Dort hat man aber rechtzeitig Lunte gerochen, und der gewiegte Diplomat Jarres hat, wie schon als Minister und bei den Eingemeindungskämpfen, das Pech, noch gewiegtern Diplomaten gegenüberzustehen.

Merkwürdigerweise kann an den Personaletats nie etwas gespart werden. Immer laufen grade langfristige Verträge. In Dortmund, das mit 1 950 000 Mark Defizit an der Spitze steht, erhielt der Städtische Musikdirektor außer seinem Gehalt noch 10 000 Mark für die Leitung von zehn Opern, deren Einstudierung aber meistens von dem Theaterkapellmeister besorgt wurde. In Essen besteht die Theaterleitung aus einem Intendanten, einem Operndirektor, zwei Opernregisseuren, zwei Schauspielregisseuren und drei Kapellmeistern. Die Ausgaben für Gehälter und Gagen betragen insgesamt 976 000 Mark und übersteigen allein schon die Einnahmen um ein Drittel. Der Zuschuß beläuft sich auf 1 711 400 Mark, das ist fast dreimal soviel wie die Einnahmen. In Düsseldorf hat das Opernhaus sogar einen Generalintendanten. Die Verwaltung besteht aus vier planmäßig angestellten Beamten, siebzehn Dauerangestellten und drei Hilfsangestellten. Zum Vergleich: die größten Industriewerke des Bezirks, mit Belegschaften von 30 000 Mann beschäftigen in der Buchhaltung sechzig Angestellte. Das technische Personal des düsseldorfer Opernhauses besteht aus neununddreißig Handwerkern, elf gelernten und dreißig ungelernten Arbeitern. Die durchschnittliche Besucherzahl pro Vorstellung ist 848, der Zuschuß 1 370 000. Die Einnahmen betragen etwas mehr als die Hälfte davon.

In den neu aufgestellten Etats hat man unter dem Druck der Handelskammern und Einzelhandelsverbände nominelle Abstriche gemacht. Auch dies ist wieder ein Täuschungsmanöver. Ein nominell verminderter Zuschuß ist praktisch ein erhöhter Zuschuß, denn die schematisch einem unveränderten System aufgezwungene Sparsamkeit kann nur zu einem Rückgang der Leistung führen. Es sind ja auch nicht die Theater allein, auch die Orchester stehen damit in Verbin-

dung, beinahe jede Stadt hat eins von siebzig bis hundert Mann, und alle diese Musiker sind städtische Beamte. Es gibt Fälle, zum Beispiel Bochum, wo die Arbeitskraft der Orchester noch nicht zu 60 Prozent ausgenutzt wird. Ungefähr 500 000 Mark pro Stadt kostet das Vergnügen, sich einen Generalmusikdirektor zu halten, der dann gewöhnlich von seiner Frau in Szene gesetzt wird. „In Scheveningen hat Generalmusikdirektor Weisbach vor internationalem Publikum als Dirigent Erfolge erzielt, die beweisen, daß Düsseldorf zu den führenden Musikstädten des Westens gehört. Die holländische Presse hat Weisbach ernst und begeistert zugleich gewürdigt. Sie hat es dabei aber nicht bewenden lassen. Sie ist ihm mit einem wahren Fanatismus für die Aufgaben, Künder des Guten und Schönen zu sein, auch nach Düsseldorf gefolgt und hat bei uns nach dem Niederrheinischen Musikfest vortreffliche Worte über den Mann, seine Kunst und auch über sein Haus, den Mittelpunkt vieler Musikfreunde von nah und fern, geschrieben. Weisbach ist heute zweifellos der stärkste Aktivposten der Düsseldorfer Werbung. Wenn die Öffentlichkeit Düsseldorfs diese Tatsache noch nicht erfaßt hat, so bleibt doch zu hoffen, daß man sie auf dem Rathaus genügend begreift und danach handelt. Einer der angesehensten englischen Dirigenten hat gebeten, den Proben Weisbachs zu Mahlers Erster Sinfonie beiwohnen zu dürfen." Früher baten die Ausländer, unsern Kaisermanövern beiwohnen zu dürfen. Jetzt bitten sie, die Exzerzierplätze unsrer Pultmarschälle betreten zu dürfen. Wir sind nun einmal der Praeceptor Europae. Hoffentlich wird das düsseldorfer Rathaus danach handeln und das Haus unterstützen, das der Mittelpunkt vieler Musikfreunde und außerdem der Gattin des Künstlers ist, welche sich, wenn nicht anders, mindestens als sein Pressechef bewährt.

Krach um Leutnant Blumenthal von Celsus

Reichswehrleutnant Blumenthal bringt in die Wehrmacht der ersten deutschen Republik das gleiche Manko wie der Artilleriehauptmann Dreyfus in die Armee der dritten französischen Republik: er ist Jude. Er ist, wie Alfred Dreyfus, fanatischer Pflichtmensch, etwas stur und ohne jene gefällige Veranlagung, die das Glück des Diplomaten macht und die auch in dem rauhesten aller Handwerke nicht entbehrt werden kann. Dieser Blumenthal ist außerdem noch ein Überbleibsel lang verwehter Kriegsideologie: er kommt aus dem Mannschaftsstand und hat sich die Tressen vor dem Feind verdient. Ein ärgerlicher Splitter in einem schon wieder ganz feudalisierten Offizierskorps: Sohn eines jüdischen Trödlers; ein Stück Demos. Der Jude muß verbrannt werden. Es gelingt, denn er hat alle gegen sich: die jungen Monokelfatzken, den aalglatten Regimentskommandeur, der die Reichswehr „entpolitisiert", indem er die Republikaner ausmerzt. Nur sein Kompagnieführer, ein vornehmer Charakter, ahnt die schofle Intrige, aber er kann sich nicht rühren, weil er durch den Eclat in seiner Truppe selbst hinreichend kompromittiert ist. Denn

bei dem unseligen Blumenthal werden zu allem Überfluß noch ein paar jener roten Hefte gefunden, die bei der Reichswehr so beliebt sind.

Das ist die Komödie „Krach um Leutnant Blumenthal" von Alfred Herzog, die jetzt mit der Spielgemeinschaft berliner Schauspieler in die Kammerspiele eingezogen ist. Noch immer Tendenzdramen, Gesinnungsstücke, noch immer Paragraph Zwoachtzehn, denn auch in der Komödie von Alfred Herzog ereignet sich eine Schwangerschaft, die rechtens unterbrochen werden müßte. Nachdem die Dichter bisher ziemlich ausschließlich erörtert haben, wie Kinder gemacht werden, ist es kein großes Unglück, wenn sie sich einmal für eine Saison damit befassen, wie sie beseitigt werden. Dabei lebt dieses Reichswehrstück nicht nur in der Gesinnungsphäre, es zeugt von echter dramatischer Begabung. Es ist sicher gebaut, die Sprache sparsam und ohne künstlich aufgeputschte Erregung; die Katastrophe einer Existenz spielt sich so schnell und trocken ab, wie dergleichen heute vor sich geht, wo auf jeden Platz, der seinen Mann nährt, ein paar Hundert warten. Es wird gesagt, daß der Verfasser ein früherer Reichswehroffizier sein soll — er kennt jedenfalls Leute und Apparat. Er kennt das System Seeckt, das die Amtszeit seines Erfinders überlebt hat und das darauf hinausgeht, ein abgekapseltes Berufsheer zu schaffen, das zunächst zuverlässig gegen das eigne Volk zu sein hat. Die Reichswehr ist nicht mehr monarchistisch — so einfach liegen die Dinge nicht — aber sie verwahrt als köstliches Vermächtnis das Wort des letzten Monarchen, daß der Soldat entschlossen sein muß, auf Vater und Mutter zu schießen. Es ist in der neuen Aera Groener-Heye gelungen, die rüdesten und demonstrativsten antirepublikanischen Ausschreitungen zu unterbinden. Man wird schwerlich mehr einen Truppentransport treffen, der heiter in die Landschaft hinaussingt: „Knallt ab den Walter Rathenau, die gottverdammte Judensau. Der Rathenau, der Walter, erreicht kein hohes Alter." Dieser offene Zynismus ist heute geduckt. Die Fassade der Reichswehr nimmt sich jetzt ziemlich glatt aus, von einigen mangelhaft verputzten Stellen abgesehen. Aber was mag sich hinter den hohen Mauern abspielen? Hans von Seeckt ist fort, aber er hat seiner Schöpfung sein Sphinxgesicht vererbt. Der exklusive Charakter der Wehrmacht ist gesichert. Wer als Offizier Beziehungen zu volkstümlichen Strömungen sucht, der ist erledigt, ohne daß er deshalb, wie Leutnant Blumenthal, gleich Jude, Demokrat, Marxist, Verteidiger der Menschenrechte seiner Rekruten und Weltbühnenleser zu sein braucht, was übrigens für eine Person etwas viel ist. Diesem Offizier gab Fritz Recknitz gute männliche Figur. Der Jude von Heute ist nicht mehr der weise Nathan, der den Zwist der andern Glaubensbekenntnisse schlichtet. Er muß für sich selbst kämpfen. Herr Ihle war der glatte Oberst, der alles, das Recht ausgenommen, wieder in Ordnung bringt. Fräulein Gerson die schöne Kasernenhelena, eine prachtvolle Kanaille. Unter Fritz Staudtes Regie wurde sauber und hingebungsvoll gespielt. Es war ein großer Eindruck, ein neuer Beweis dafür, wie sympathisch ein berliner Theater wird, wenn die Prominenten nicht dabei sind.

Akademiepräsident Liebermann von Adolf Behne

Max Liebermann ist erneut zum Präsidenten der Preußischen Akademie der Künste gewählt und die Wahl vom Kultusministerium bestätigt worden.

Niemand wird die künstlerische Bedeutung Max Liebermanns bestreiten wollen. Niemand wird ihm die Ehre der Präsidentschaft mißgönnen. Aber steht nicht das allgemeine Interesse höher als selbst die Rücksicht auf einen verdienten Künstler ... wenn dieser in den vergangenen Jahren seiner Präsidentschaft recht eindeutig gezeigt hat, daß er die Macht des Akademie-Präsidenten im Sinne eines persönlichen Regimes einsetzt?

Merkwürdig, wie unsicher hier im Lande das Verhältnis zu den „großen Männern" ist. Ist Einer mal, gleichgültig durch welche Umstände, zur Größe ersten Ranges avanciert, so verzichten wir auf jede Kritik. Es scheint, wir nehmen auch ein solches Verhältnis als ein militärisches. Die Sehnsucht nach Ludendorffs liegt uns im Blute. Es verschwindet mehr und mehr das Gefühl, daß auch der Erste und Größte dem Ganzen Verantwortung schuldet. Wir sehen ihn nicht mehr als Repräsentanten sondern als Heros ... schlimmer: als Autorität, und der Stil, in dem die Zeitungen von ihm schreiben, nähert sich dem Hofbericht.

So war es mit Wilhelm Bode, und so ist es heute mit Liebermann. Übrigens waren beide befreundet, und die Richtung Liebermann ist in vieler Beziehung Fortsetzung der Richtung Bode, im Guten wie im Schlimmen. Die nahe Verbindung der Spitzen unsrer staatlichen Museen mit der Akademie ist bis heute geblieben. Unsre Museen sind akademisch, unsre Akademie ist ein Museum.

Die folgenschweren Versäumnisse Bodes wurden niemals kritisiert. Er war ein großer Mann, um den uns die ganze Welt beneidete. Er hatte das Monopol der Kennerschaft, und gewiß war er ein großer Kenner. Aber war er ein Führer?

Die folgenschweren Versäumnisse Liebermanns werden nicht kritisiert. Er ist ein großer Mann. Er hat das Monopol der Könnerschaft, und gewiß ist er ein großer Könner. Aber ist er ein Führer?

Warum eigentlich gilt es bei uns als vorteilhaft, an einen Führer erst dann Kritik zu üben, wenn wir dank seiner Führung endgültig festsitzen?

Wir wollen einen Präsidenten der Akademie, der sachlich, gerecht und nobel seines Amtes waltet. Wenn dieser Präsident Max Liebermann heißt, soll es uns besonders freuen. Aber wir wollen keinen Präsidenten, und mag er auch Max Liebermann heißen, der Emil Nolde boykottiert, der also, weil dieser Nolde zu den allerwesentlichsten deutschen Malern gehört, die Ausstellungen der Akademie unbrauchbar macht. Wir wollen keinen Präsidenten, dessen offenbare Schwächen, Eigensinnigkeiten und Fehler die Mitglieder der Akademie auch dann mitmachen, wenn sie verhängnisvoll für unsre Kunst werden ... mitmachen und decken nur deshalb, weil doch Max Liebermann eine solche Autorität ist.

Seeleute erzählen von Mädchen von Heinrich Hauser

Am 103. Tag ab Rotterdam

Wir sprechen viel von Frauen auf dem Segelschiff. Das ist ja ganz natürlich, weil die Frauen uns so unerreichbar sind. Sie sind uns schon ganz fremd geworden. Man kann sich kaum mehr vorstellen, wie so eine Frau sich anfühlt, wie es ist, wenn sie einen ansieht oder wie sie spricht.

Ich habe mir Einiges aufgeschrieben, was mir typisch schien für die Stellung der Seeleute zu Frauen. Aussprüche und Geschichten, die ich hier gehört habe und auch auf andern Schiffen.

„Ich möchte gerne heiraten, aber ich kann die richtige Frau nicht finden. Wir haben ja gar keine Zeit zum Verloben und Heiraten, wenn wir in Hamburg sind. Was soll ich denn mit einem Mädchen sprechen, ich weiß ja nichts. Ich kann auch nicht so gut tanzen wie die Bankbeamten und die Angestellten, die in den Lokalen verkehren. Die kennen alle schon die neuen Schlager und können sich ganz anders unterhalten.

Die Frau, die ich heiraten könnte, die müßte so altmodisch sein wie mein Schiff."

*

„Einmal wollte ich mir mal ein wirklich nettes Mädchen suchen. Ich hatte grade einen neuen blauen Anzug und neue Wäsche, alles fein. Als ich mit dem Jollenführer an Land fuhr, da sah ich mir meine Hände an, die waren noch ganz geschwollen von Salzwasserbeulen und auch schwarz. Man kann den Dreck ja doch nicht allen mit einemmal runterkriegen.

Da sah ich an den Vorsetzen 'nen Drogistenladen. Ich ging rein und sagte zu dem Mann: Haben Sie nicht etwas, daß meine Hände weiß werden? Da hat er so ein Zeug geholt, Natronlauge oder so. Damit hab ich sie gewaschen. Da wurden sie auch schön weiß davon.

Dann bin ich zu einem Theater gegangen und habe zwei Karten gekauft:

‚So', habe ich bei mir gesagt, ‚jetzt hast du zwei Karten. In einer halben Stunde fängt die Vorstellung an. Bis dahin mußt du also ein Mädchen haben.'

Da bin ich die halbe Stunde immer die Reeperbahn rauf und runtergegangen, aber da waren keine Mädchen, bloß Huren.

Schließlich war ich ganz verzweifelt und ging die Treppe rauf zum Theater. Die Leute gingen schon alle herein. Da war ein hübsches Mädchen, oder mehr nach 'ner Frau sah sie aus, die stand da ganz allein vor so 'ner Säule.

Zu der bin ich hingegangen und hab sie gegrüßt und hab ganz höflich gefragt: ‚Darf ich Sie vielleicht zum Theater einladen?'

Mit solchen Augen hat sie mich da angekuckt und hat richtig gezittert vor Wut: ‚Herr, was erlauben Sie sich?' Ich hab mich gradezu erschrocken. Das muß doch wohl eine ganz ungebildete Person gewesen sein.

Da bin ich gar nicht erst in das Theater reingegangen. Die Karten hab ich an'n paar Kinder verschenkt und dann hab ich mir 'ne Hure gesucht."

*

„Ich habe einmal in Antwerpen abgemustert und bin nach Hamburg mit der Bahn gefahren. Es war ein Personenzug und sehr voll, daß viele Leute standen. Irgendwo in so'ner katholischen Gegend, in Westfalen, ist ein Mädchen eingestiegen mit einem Blumenstrauß und einem kleinen Buch. Ein hübsches Mädchen. Sie blieb am Fenster stehn, grade vor mir, und weil es so voll war, stießen ihre Knie immer an meine Knie an. Das schien ihr ganz gut zu gefallen und mir auch. Da haben wir denn so ein bißchen poussiert, so mit Tuchfühlung. Die andern Leute im Abteil konnten das gar nicht merken. Das dauerte so drei, vier Stationen weit und sie hat mich dabei ganz verschämt angekuckt, immer durch den Blumenstrauß.

Auf einmal, an einer ganz kleinen Station mußte sie aussteigen. Wir hatten noch gar nicht zusammen gesprochen, aber da sagte sie zu mir: ‚Nun will ich Ihnen zum Abschied auch noch etwas schenken.' Da gab sie mir den Blumenstrauß und das kleine Heft. Ich war so verblüfft, daß ich knapp ‚dankeschön' sagen konnte.

Wie sie weg war, sah ich mir das Heft an. Da stand vorn draufgedruckt: ‚Wie des guten Hirten Hand das verirrte Schäflein fand.' Ein Traktat war das, wie sie das haben in so'ner katholischen Gegend."

*

„Wir lagen einmal in Brügge. Da ist gar nichts los. Es gibt höchstens zwei oder drei Kneipen, wo überhaupt Mädchen sind. Ich war vormittags an Land gegangen wegen Verklarung. Mittags war ich damit fertig und brauchte den Tag nicht mehr an Bord.

Ich setzte mich in so'ne Kneipe rein. Ich war der einzige Gast. Hinter der Thonbank stand ein junger Mann und an einem Tisch in der Ecke saßen drei Weiber, eine Alte und zwei junge. Die eine war die Tochter von der Alten, ein wunderschönes Weib, groß, weiß im Gesicht und rotes Haar hatte sie. Sie trug eine Brosche an der Bluse, darauf war ein Hahn mit einem Huhn zusammen. Daran sah ich gleich, daß sie 'ne Hure war. Die Alte strickte einen Strumpf, war aber auch 'ne alte Hure. Die dritte kuckte immer nach mir rüber, bloß sie gefiel mir nicht. Mir gefiel die andre.

Da sagte die Alte auf französisch, es wäre heut ein heißer Tag.

So kamen wir ins Gespräch. Ich kann nicht viel französisch, aber die Alte konnte etwas holländisch und die dritte englisch. Der junge Mann hinter der Thonbank war der Sohn von der Alten.

Es wurde ganz gemütlich und ich fragte die Weiber, ob sie nicht was trinken wollten. ‚Ja', sagten sie, ‚Sekt'.

Ich hatte Geld und der Sekt war billig und da bestellte ich ein paar Flaschen. Die Weiber erzählten mir allerhand, bloß ich verstand das meiste nicht. Die dritte setzte sich neben mich

und hakte mich unter: ‚I am a nice girl, a clean girl', sagte sie immerfort und wollte mit mir nach oben gehn. Aber ich wollte doch viel lieber mit der andern. Ich wußte gar nicht, wie ich mich da ausdrücken sollte wegen der Alten und wegen dem Bruder.

Schließlich nahm ich die Dritte beiseite, gab ihr zehn Franken und bat, sie sollte es doch ihrer Freundin sagen, daß ich mit ihr mitwollte.

Erst war sie beleidigt, aber dann sagte sie es leise zu der Rothaarigen und die Rothaarige sagte es ihrer Mutter.

Da wurde die Alte auf einmal ganz lebendig und furchtbar freundlich: ‚Mais naturellement, naturellement' und rief dem Bruder etwas zu.

Da steckte der Bruder den Gaskocher an und setzte einen Kessel mit Wasser auf. Ich merkte, daß das warme Wasser sein sollte für das Mädchen zum Waschen hinterher. Da hab ich mich so geschämt, daß ich schnell gezahlt habe und fortgelaufen bin."

*

Einer erzählt aus seiner Marinezeit: Sie lagen im flensburger Hafen mit ihrem Schiff und er ging abends auf den Tanzboden. Er tanzte drei- oder viermal mit einem hübschen Mädchen und schließlich setzte sich das Mädchen an seinen Tisch.

Da kam ein langer Kerl herüber und brüllte ihn an: „Wenn Sie noch einmal mit meiner Schwester tanzen, dann hau ich Ihnen den Schädel ein: Ein Kind hat sie schon von der Marine, sie soll nicht noch eins kriegen!"

*

Einem von unsern Matrosen ist es mal passiert, daß er am Tag der Abreise von Valparaiso noch dreißig Pesos hatte. Das war am Sonntagmorgen um halb zehn; mittags segelte das Schiff.

Da fuhr er schnell an Land und winkte sich den ersten Wagen: „A las senoritas publicas!" Der Kutscher war erstaunt, weil es so früh und Sonntagmorgen war, aber er fuhr. Bei der richtigen Adresse angekommen, ließ er den Wagen warten. Eine verschlafene Puffmutter wackelte ihm entgegen und legte ganz verzweifelt die Hand an die Backe: die Senoritas schliefen alle noch.

„Ach was, dann weck sie auf!"

Die Alte sah, daß da nichts weiter zu machen war und öffnete die erste Kammertür. Da lag so ein Vogel im Bett: „Nein, die nicht." Die nächste Tür: „Ja, die da ist allright. Heh, du da! Aufstehn, waschen, pudern!

Das arme Mädchen wachte gar nicht richtig auf, sie sah mit großen und verträumten Augen auf den frühen Gast, aber auch sie sah ein, daß da weiter nichts zu machen war.

Zehn Minuten später ratterte der Wagen wieder nach dem Hafen hin. Die Sache mit den dreißig Pesos war vollständig in Ordnung.

*

Das Schiff liegt in Cartagena am Kai. Es ist ein kleiner Dampfer, wo alle mitarbeiten. Vier Matrosen und zwei Steuer-

leute malen außenbords das Schiff vom Kai aus und benutzen dabei die steigende Flut, die die Bordwand immer höher hebt.

Da kommt eine Zigeunerin mit einem Pappkarton. Sie redet die Jantjes an, aber die Jantjes verstehn ihr Spanisch nicht. Schließlich nimmt ihr einer den Pappkarton aus der Hand und sieht nach, was drinnen ist. Es sind Strümpfe, die sie verkaufen will.

Da sagt ein andrer: „Ach was, die Deern will ganz was Andres. Ich will sie mal mitnehmen."

Er stippt den Quast in seinen Farbentopf, klemmt den Pappkarton unter den Arm und klettert die Gangway herauf. Das Mädchen kommt ganz willig hinterher. Er nimmt sie oben mit in seine Kammer und schließt gleich ab. Dann zeigt er mit dem Finger auf die Koje: „Da, jump 'rauf, du Vogel!"

Nein, das will sie nicht, sie will doch Strümpfe verkaufen.

„Ach was."

Die andern am Kai brauchen nicht lange zu warten, da ist er wieder unten. Holt den Pinsel aus dem Farbentopf und klatscht ihn gegen die Bordwand.

Zehn Minuten lang malen alle schweigend weiter.

Schließlich sagt einer: „Du, die Deern steiht da immer noch boben."

„Na, geh doch hin."

Der andre stippt den Quast ein, wischt sich die Hände an der Hose ab und steigt nach oben.

Kommt bald wieder zurück. Malt weiter.

Nach einiger Zeit fragt der erste: „Was hast du ihr denn gegeben?"

„Gar nichts hab ich ihr gegeben, aber dem ersten Maschinisten hab ich sie in die Kammer geschoben. Der saß an seiseinem Schreibtisch und schrieb."

*

In einem Hafen in Finnland schliefen einmal drei Matrosen abwechselnd Nacht um Nacht bei der gleichen Frau.

Eines Tags sagt die Frau: „Jetzt kommt wohl bald mein Mann zurück. Er sitzt im Gefängnis, er hatte einen Mann erstochen." (Messerstechereien sind in Finnland etwas sehr Gewöhnliches.)

Zum Abschied ladet die Frau die drei zum Kaffee ein. Es ist Winter und es ist schon dunkel, da stapfen die drei durch den Schnee zu dem Haus hin, das sehr einsam liegt. Sie klopfen an: da geht die Tür auf, und in der Tür erscheint ein riesengroßer Kerl mit wildem schwarzen Bart. Der Messerstecher!

In ihrer Angst und ihrem schlechten Gewissen drehen die drei sich augenblicklich um und rennen. Der Riese jagt ihnen nach, sie hören seine schweren Schritte stampfend immer näher kommen. Er holt sie ein, es gibt keine Rettung mehr! Er hat den ersten schon am Rock gepackt. Und wie sie sich verzweifelt zur Verteidigung anschicken, da sehen sie, daß der Riese gar kein Messer hat. Sondern er blickt ganz freundlich und erstaunt von einem zum andern und sagt: „Ja, warum kommt ihr denn nicht herein? Meine Frau hat mir doch schon von euch erzählt. Der Kaffee wird ja kalt!"

*

Einer erzählt, wie er geheiratet hat:

„Ich ging mit dem Mädchen schon sehr lange vor dem Krieg, zuhause in Dagebüll. Aber wir waren nie verlobt gewesen. Dann war ich vier Jahre in japanischer Gefangenschaft. Ich schrieb mich nicht mit ihr. Gleich nach dem Krieg ging ich direkt von Japan aus nach Sumatra. In Medang bekam ich eine Stelle auf einem Hafenschlepper und verdiente gutes Geld. Das Mädchen hatte ich schon ganz vergessen.

Zuhause war Inflation. Ich las in den Zeitungen, wie schlimm es zuhause war. Da dachte ich bei mir: ‚Ehe du das ganze Geld hier auf den Kopf haust, kannst du es ja lieber mal nach Hause schicken. Ich schickte zweihundert Gulden. Nach acht Wochen war das Geld wieder zurück und ein Brief von meinem Vater: ‚Wir brauchen dein Geld nicht, das sollst du lieber für dich selbst gebrauchen.'

‚Na,' dachte ich, ‚dann nicht.' Aber nun hatte ich keinen, dem ich das Geld schicken konnte.

Da fiel mir das Mädchen zuhause wieder ein. Ich schrieb ihr: ‚Brauchst du Geld?'

Sie schrieb zurück: ‚Schick mal ruhig her, wenn du es übrig hast.'

Nach einiger Zeit kriegte ich dann einen Brief von ihr: sie hätte für das Geld ein Schlafzimmer gekauft.

Dann waren die drei Jahre rum, die mein Vertrag dauerte, und ich mußte nach Hause. Es gefiel mir nicht zuhause, ich saß am Tisch bei meinen Eltern und hielt den Kopf in der Hand und hatte Heimweh nach Sumatra.

Am dritten Tag sagt meine Mutter: ‚Wann wollt ihr beiden denn heiraten?'

‚Heiraten? Wen denn?'

‚Na, die Anna, die hat doch schon die ganze Aussteuer zusammen von dem Geld, das du ihr geschickt hast!'

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. An sowas hatte ich überhaupt nicht gedacht.

‚Ich heirat nicht,' sag ich zu meiner Mutter.

‚Dann kommst du mir nicht mehr ins Haus!' sagt meine Mutter. ‚Die Deern hat auf dich gewartet all die Jahre seit vor dem Krieg.'

Da hab ich sie denn geheiratet.

Und ich hab es nicht zu bereuen gehabt. Sie ist 'ne gute Frau. Wenn ich mal betrunken nach Hause komme, dann lacht sie bloß. Und wenn ich mich dann schlafen lege, dann deckt sie mir die Füße bloß, damit der Rausch hinauszieht und ich keine Kopfweh hab am andern Tag.

Jetzt hab ich zwei Kinder. Der Junge kann schon radfahren. Wenn er zwölf Jahre ist, bekommt er ein Motorrad, hab ich ihm versprochen. Mit sechzehn Jahren soll er fliegen lernen.

Ich geh jetzt kaum mehr irgendwo an Land oder in Kneipen. Ich hätte nie gedacht, daß ich nochmal so werden könnte."

*

Viele Seeleute wollen gern heiraten. Aber sie werden abgeschreckt durch die professionellen Bräute.

Das sind Mädchen, die den Seemann gut zu nehmen wissen und sich gleich am ersten oder zweiten Abend mit ihm verloben. Wenn das Schiff ausläuft, verabreden sie die Hochzeit. Der Seemann schickt der Braut durch Ziehschein Geld für die Aussteuer. Die professionellen Bräute suchen sich immer Seeleute aus, die sehr lange Reisen machen.

Auf diese Art haben solche Mädchen drei, vier, oder noch mehr Seeleute an der Hand, die sie alle heiraten wollen. Sie stehen sich ganz gut dabei. Keiner von den Männern weiß was vom andern, weil sie alle zu verschiedener Zeit nach Hamburg kommen. Wenn das Verhältnis lange genug gedauert hat, dann löst die Braut unter irgendeinem Vorwand die Verlobung auf.

*

Es ist nicht wahr, daß der Verkehr mit öffentlichen Mädchen die Seeleute verroht. Es ist vielmehr umgekehrt: Der Seemann erkennt diese Frauen gar nicht als wirkliche Frauen an; nur als Notbehelf. Die Vorstellung, die er sich von der richtigen Frau macht, ist um so idealer.

Na, is doch so! von Theobald Tiger

Wenn wir wolln, denn wolln se nich.
Denn könn se nich, denn wolln se nich,
denn ham se keene Zeit.
Wir sind janz wild — bei uns, da brennts ...
Denn ham se alle ne Konferenz —
„Bedaure — tut uns leid!"
Wenn wir mal wolln, denn wolln se nich,
und wenn wir wolln, denn will sie nich;
sie sacht, sie is ihn treu.
Bei uns da pupperts unterwärts,
und unter andern auch das Herz —
sie macht in Mädchenscheu.
Manchmal is et reine lächerlich:
wenn wir wolln, wolln die andern nich.

A wenn wir uns ma wolln vaschnaufen —:
denn komm se alle anjelaufen!
Denn sind se plötzlich alle da!
Herr Doktor hier — und mein Sießer da!
— „Ach, komm Se doch zu uns zum Tee!"
— „Für Sie hab ich eine Bombenidee!"
— „Ach, sahrn Se doch nich imma Nein!"
— „Ich nehm Sie in mein Geschäft mit rein!"
Keiner läßt dich mehr in Ruhe,
ein Jemache und ein Jetue!
Jeder hat eine Extrasache,
und ein Jetue un ein Jemache ...
Da jrinst du. Un weißt in jeden Falle:
wenn wir nich wolln, denn wolln se alle.

Der Philosoph sitzt aufn Klo
und denkt: Et klappt nicht imma so.

Finanzpolitik im Rausch von Morus

Im Rausch soll man keine Kinder zeugen und keine Geschäfte abschließen. Aber im Rausch soll man auch keine Gesetze machen.

Am dreißigsten Juni, um Mitternacht, begann auf der Deutschland-Welle der große Befreiungsrausch. Das Ende des nationalistischen Besatzungswahnsinns wurde mit nationalistischem Gebrause gefeiert. Es rauschte der Rhein, und es rauschte der Wein. Es rauschten die Reden, und es rauschte der Sang. Als ich lange nach Eins das Radio abstellte, da rauschte es noch immer. Um der historischen Stunde aber auch die höhere materielle Weihe zu geben, brachte der Zentrumsabgeordnete Thomas Esser, der Inhaber des schönsten Rauschebarts im ganzen Reichstag, schnell noch am Dreißigsten einen kleinen Antrag ein. Er forderte nicht mehr und nicht weniger, als daß der befreite Westen durch ein eiliges Gesetz zehn Jahre lang für subventionsberechtigt erklärt werden sollte.

Der glückliche Einfall des Zentrums-Barbarossa ließ den andern Parteien keine Ruhe. Sie wollten an Popularitätshascherei um keinen Fußbreit hinter den rheinischen Klerikalen zurückstehen. So war bereits am nächsten Morgen aus dem Antrag Esser und Genossen ein Gemeinschaftsantrag sämtlicher Reichstagsparteien, mit Ausnahme der Nazis und der Kommunisten, geworden. Doktor Breitscheid und Fraktion, Doktor Oberfohren und Fraktion, Doktor Perlitius und Fraktion, Doktor Zapf und Fraktion, alle, von links bis rechts und von groß bis klein, wollten dabei sein, um dem unbesetzten Westen pünktlich die Morgengabe zu überreichen. Da es in Deutschland zurzeit keine dringlichere Arbeit gibt als die Aufstellung eines auf zehn Jahre berechneten Subventionsprogramms, wurde die Nummer 2229 der Drucksachen „Antrag wegen gesetzlicher Sicherstellung der für den befreiten Westen vorgesehenen Wirtschaftshilfe" am ersten Juli als Punkt 1 auf die Tagesordnung des Reichstags gesetzt und binnen fünf Minuten verabschiedet. Die Begründung einer so patriotischen Tat war offenbar überflüssig. Nur der Kommunist Torgler torgelte noch die übliche Litanei, daß diese Wirtschaftshilfe nur eine scheinbare Wirtschaftshilfe sei, und daß die wirkliche Wirtschaftshilfe, die die Kommunisten beantragt hätten, von den Bürgerlichen abgelehnt worden ist.

Leider ist, soweit es die Staatskasse angeht, aber auch der Antrag 2229 eine höchst wirkliche Wirtschaftshilfe, die dem Reich 200 Millionen Mark kostet. Denn die bisher besetzten Gebiete sollen als Schmerzensgeld ein Jahrzehnt hindurch 20 Millionen Mark bekommen. Es soll nämlich, wie es in dem schlichten Antrag Esser heißt, „systematisch" geholfen werden, und zehn Jahre sind doch für einen richtigen Systematiker keine Zeit.

Daß es bei der Räumung des Rheinlands nicht ganz ohne Hilfsaktionen abgehen würde, war zu erwarten. Schließlich ist die Besetzung für viele ein Malheur, aber für viele auch

ein ausgezeichnetes Geschäft gewesen. Allein in den fünf Jahren des Dawesplans hat die Besatzungsarmee eine halbe Milliarde Mark verbraucht und den größten Teil davon selbstverständlich an Ort und Stelle ausgegeben. Die fremden Truppen lebten großspuriger und brachten den Zivilisten mehr Geld als jemals die wilhelminischen Garnisonen. Köln hätte ohne den Betrieb, den die Engländer dort veranstalteten, nie den Aufschwung genommen und Frankfurt so gründlich knock out hauen können, wie es nach dem Kriege geschehen ist.

Zu diesen zwangsläufigen Einnahmen aus der Reparationskasse aber kamen die freiwilligen Subsidien, die das Reich und Preußen Jahr für Jahr ins besetzte Gebiet schickten. Daß ein ganzer Berufsstand, die Winzer, ständig vom Staat unterhalten wurde, war eine mehr zufällige Beigabe. Aber auch die unmittelbaren Subventionen gingen in die Hunderte von Millionen. Allein das Ministerium für die besetzten Gebiete, das Reichskommissariat in Koblenz und ein paar andre Zentralbehörden kosteten in den letzten fünf Jahren 44 Millionen Mark. An Besatzungszulagen zahlte das Reich 15 Millionen, für die Francsempfänger im Saargebiet und für sogenannte kulturelle und wirtschaftliche Fürsorge wurden 58 Millionen ausgegeben. Unter andern mehr oder minder ominösen Sammeltiteln flossen 132 Millionen Mark nach dem Westen. Dazu aber gesellte sich seit 1927 noch die offizielle Westhilfe mit 10 bis 15 Millionen im Jahr.

Wieviel durch die verschiedenen Kanäle nach und nach über den Rhein gegangen ist, vermag heute wohl keine Amtsstelle genau anzugeben. Auch der Reichstag hat niemals für notwendig befunden, sich eine exakte Aufstellung machen zu lassen. Die einzigen, die es wissen könnten, wären die Zentrumsleute. Denn in der weisen Erkenntnis, daß die Verwaltung von Subventionsgeldern mehr Macht verleiht als hundert Mandate, haben sie die Rheinlandfonds von Anfang an unter ihre Obhut genommen. Das Ministerium für die besetzten Gebiete war bis auf den kurzen Rest, der dem Meister Treviranus vorbehalten blieb, ununterbrochen eine Zentrumsdomäne. In Preußen sorgte die jetzt mit dem Ehrendoktor geschmückte Zentrumsabgeordnete Helene Weber als Ministerialrat im Wohlfahrtsministerium dafür, daß die Hilfsgelder nur an Würdige und Bedürftige gelangten. So oft in der Öffentlichkeit auch nur die leiseste Andeutung über dieses Zentrumsmonopol fiel, erhob sich ein Sturm der sittlichen Entrüstung.

Und nun sollen alle die Pfründe, die Pöstchen und Renten, die aus den Rheinlandfonds bestritten werden, aufhören? Wo man noch im vorigen Jahr so herrliche Denkschriften und Pläne ausgearbeitet hat, wie man sich als Besetzter auf Staatskosten alimentieren lassen kann. Erinnert ihr euch noch jenes Monumentalwerkes, von dem hier einmal die Rede war: in dem der Oberpräsident der Rheinprovinz und die Bayern und die Hessen und die Badenser und, da die Enklave Birkenfeld noch immer existiert, die Oldenburger mit vereinten Kräften nach Subventionen schrien? Da waren, alles natürlich infolge der Besetzung, die Kanalisationen in Unordnung, die Grünplätze

verwildert und die Pfarrhäuser brüchig geworden, da brauchten die Englischen Fräulein von St. Mariä in Bingen für ihre Zöglinge eine Turnhalle und das pfälzische Landestheater unbedingt ein neues Verwaltungsgebäude. Selbst die Toten kamen ohne Subventionen nicht mehr aus. Der Oberbürgermeister von Mainz nahm sich ihrer an und richtete an den Reichsinnenminister folgende bewegte Eingabe:

> Mit Rücksicht auf die zu Ende gehende Belegungsmöglichkeit des vorhandenen Zentralfriedhofs, auf dem die Franzosen den Raum für etwa 1400 Gräber beschlagnahmt haben, ist in Mombach die Anlegung eines Waldfriedhofs im Gange. Das Projekt kann aber mit Rücksicht auf die gespannte Finanzlage der Stadt nicht so gefördert werden, wie dies im Interesse der Sache geboten wäre.

Im Interesse der Sache, der Lebenden und der Toten, hätte das Reich eigentlich gleich ein paar hundert Millionen ins besetzte Gebiet schicken müssen, um die Friedhofsinspektoren und die Theaterintendanten und die Turner und die Pfarrer zufrieden zu stellen. Der Minister Severing, bei dem alle diese Bitt- und Krachschriften zusammenliefen, beschränkte sich darauf, das mit den heftigsten politischen Ausfällen garnierte Machwerk dem Reichstag zur freundlichen Kenntnisnahme zu übermitteln, und teilte den Rheinländern höflich mit, daß die Regierung von der Einleitung einer neuen großen Hilfsaktion für den Westen einstweilen absehen müßte.

Selbst der Reichsfinanzminister Moldenhauer, Rheinländer von Herkunft und Gemüt, hielt es noch in diesem Frühjahr für ausreichend, daß „zur Hebung der durch die neue Grenzziehung und lange Besetzungsdauer notleidend gewordenen Gebiete des Westens" auch in diesem Etatjahr 10 Millionen bereitgestellt werden. Sein Staatssekretär entwarf sogar schon kühne Pläne, wie das Reich die vielen freiwerdenden Wohnungen und Dienstgebäude der Besatzungstruppen lukrativ verwerten könnte, ob sich darauf nicht eine Anleihe aufbauen und aus dem Erlös ein Loch im Etat stopfen ließe. Aber diese Finanzprojekte, so generös und so phantastisch sie auch schon anmuteten, waren doch noch im nüchternen Zustande entworfen worden. Ihre Verfertiger ahnten nicht, daß die Finanzpolitik künftig im Rausch gemacht werden solle. Im Befreiungsrausch gibt man Order, daß der Erlös aus den Grundstücken, schätzungsweise 30 Millionen Mark, unbedingt im Rheinland bleiben müssen, auch wenn das Geld an andern Stellen viel nötiger gebraucht wird. Im Rausch sieht man manches doppelt; da kann man auch gleich aus 10 Millionen Westhilfe 20 Millionen machen. Im Rausch ist man großzügig; da kommt es auf ein paar Jahre mehr nicht an.

So entstehen jene Etatbelastungen, von denen hinterher der Finanzminister versichert, daß sie unabänderlich sind und infolgedessen Ersparnisse nicht gemacht werden können. So erklärt sich die seltsame Tatsache, daß in einem 11 Milliarden-Haushalt 10 Milliarden unverrückbar festgelegt sind. So werden in dem Hunger-, Spar- und Notjahr 1930 Gesetze gemacht.

Bemerkungen

Hermynia zur Mühlen

Weiß man eigentlich, daß es in unsrer Zeit der Technik noch Feen gibt, die nur etwas anders aussehn als die der alten Märchen? Man muß sie nur zu sehen verstehn.

Hier ist eine: Hermynia zur Mühlen. Ihr Reich ist kein Zauberwald und nicht der siebente Himmel. Sondern nur eine kleine Wohnung im Erdgeschoß eines ruhigen Hauses zwischen Oper und Palmengarten in Frankfurt am Main.

Sonne, Blumen, Bücher, Hunde. Und ein Haufen Manuskripte um eine kleine Schreibmaschine herum, auf der Hermynia zur Mühlen die Übersetzungen der Werke von Upton Sinclair, Jerome, K. Jerome, Nathan Asch und Max Eastman selbst tippt. Außerdem Franzosen und Russen und zahlreiche selbstverfaßte Novellen und Artikel.

Hermynia zur Mühlen ist während des Kriegs Übersetzerin geworden. Sie wählte sorgfältig die Schriftsteller aus allen Ländern aus, die sich gegen Massenmord und Kollektivhysterie auflehnten. Aber sie ist nicht nur eine gute Übersetzerin. Sie hat auch selbst Romane und Novellen geschrieben. Und sie hat ein sehr schönes Buch veröffentlicht, das nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden hat.

„Ende und Anfang" ist schon vor mehreren Monaten bei S. Fischer erschienen. Es ist weniger eine Autobiographie als eine Auswahl von Tatsachen, Gefühlen, Situationen und Ereignissen aus dem Leben dieser Frau, deren Großmutter Kaiserliche Palastdame war und die selbst Mitglied der Kommunistischen Partei geworden ist. Einfache, frische, reizende Sätze, mit denen diese besondre Frau erzählt, wie sie als Tochter eines k. k. Gesandten in Wien, in Tanger, im Orient und in Rußland gelebt hat, wie sie endlich mit ihrer ganzen Familie und allen Traditionen gebrochen hat und vom Bolschewismus angezogen wurde. Wie sie gegen Privilegien und Ungerechtigkeiten revoltiert hat, welche Konflikte sie mit ihrer Familie — besonders nach ihrer Verheiratung — auszukämpfen hatte, wie sie gegen Bourgeoisie, Militarismus und Diplomatie kämpfte, das alles sind scharfe Beobachtungen einer warmherzigen und hochintelligenten Frau.

In ihr ist eine erstaunliche Mischung von Rassen; Klugheit, lebhafter Geist, Empfindsamkeit, Geschmack und Charme machen sie in der Tat zu einer guten Fee. Denn ohne Unterschied nimmt sie sich eines verlassenen Hundes, eines armen Teufels ohne Dach und Geld, eines Verirrten an.

Sie hat nichts gemein mit kommunistischen Funktionären, die mechanisch und bureaukratisch ihr tägliche — achtstündige — Pflicht erfüllen. Obwohl sie noch ihre Illusionen, was die Parteiführer anbetrifft, hat, so ist sie doch von einer großen geistigen Unabhängigkeit, und ihr Horizont ist nicht begrenzt. Daher wird sie auch nicht sehr von Leuten geliebt, die vielleicht zuerst unbeträchtliche Chansonniers oder patriotische und religiöse Reimschmiede waren und später Revuen inszenierten, um dann in unintelligenter Weise diejenigen zu kritisieren, die keine Demagogen sind. Für diese Herren zählt sie nicht. Sie ist einfach nicht da. Sie schreit ja nicht. Sie bellt nicht. Sie beleidigt nicht. Sie betet keinen Katechismus blind nach. Sie ist also nicht interessant.

Aber alle, die wissen, daß revolutionäre Kunst nicht Phraseologie und die Aufstellung eines neuen Wörterbuchs ist, alle, die auf der Suche nach einem fruchtbaren, frohen Talent sind, haben die herzlichsten Gefühle für die großen schriftstellerischen Gaben und den frischen Geist der Hermynia zur Mühlen.

Henri Guilbeaux

In Sachen Nofretete

Bleibt sie oder geht sie? Eine Frage, die seit Monaten alle Kunstverständigen in Atem hält und darüber hinaus auch Viele, deren Verhältnis zu Kunstdingen im allgemeinen ein sehr loses zu sein pflegt. Man kann gradezu von Massen sprechen, die alltäglich ins Museum laufen, um Nofretete noch einmal oder wenigstens ein einziges Mal gesehen zu haben, ehe sie das Schicksal uns vielleicht wieder entführt.

Die Frage nach dem Wert der Büste spielt in diesem Augenblick nur eine sekundäre Rolle. Die Urteile sind verschieden. Ausschlaggebend ist hier die Tatsache, daß das breite Publikum, am Ausgang des Handels äußerst interessiert, den Weg ins Museum gefunden hat. Diese teils schönen teils weniger schönen Kästen weisen doch meistens eine gähnende Leere auf; und nun ist endlich einmal der Fall eingetreten, daß sich die Menge drängt, um die Büste einer schönen Frau zu sehn, und so die muffige Exklusivität dieser Kunstsärge zerstört.

Was geschieht da? Der Fachmann meldet sich, meldet sich mit einem offenen Brief an den Kultusminister Grimme und hebt dozierend den Zeigefinger.

Herr Doktor James Simon, dessen Vermittlung das Museum übrigens den Erwerb der schönen Nofretete zu danken hat, beschwört den Minister, sie hinwegziehen zu lassen. In verächtlichem Tonfall gegen den Massengeschmack eifernd meint er, „daß eine Zeit kommen wird, und vielleicht nicht einmal fern ist, in der die öffentliche Meinung sich von der dekadenten Amarnakunst ab- und der starken männlichen Richtung des Alten Reichs zuwenden wird". Halt, Herr Doktor: Sie sagen, man solle sich in Kunstdingen davor hüten, auf den Geschmack des Publikums zuviel zu geben, und acht Zeilen später hoffen Sie, daß die öffentliche Meinung, also der soeben verlästerte Geschmack des Publikums, sich der von Ihnen bevorzugten Richtung des Alten Reichs zuwenden werde. Wies grade paßt! Kann man die öffentliche Meinung gebrauchen, um seine Ansicht durchzusetzen, dann ist sie gut genug, im andern Fall aber belächelt man sie von seinem hohen fachmännischen Piedestal.

Uns aber will scheinen, daß für das Hierbleiben oder das Weggehen der Nofretete nicht das Urteil eines, wenn auch noch so bedeutenden, Sachkenners zu entscheiden hat sondern die Tatsache, daß das Publikum, das unter anderm diese öffentlichen Kunstsammlungen bezahlt, die ägyptische Königin in sein Herz geschlossen hat. Berlin besitzt nun endlich einmal in einem Museum ein Anziehungsstück, das allgemeines Interesse erregt. Nofretete hat daher dazubleiben, auch wenn Herr Simon als einen der Gründe für ihre Beliebtheit angibt: „Die Dargestellte ist eben eine schöne Frau, und man weiß ja, wie leicht der Laie dazu kommt, die Schönheit des Objektes mit dem Wert der künstlerischen Darstellung zu verwechseln." Wer will bestreiten, daß ästhetischen Wertungen allemal auch erotische zugrundeliegen? Herr Doktor Simon darf das am allerwenigsten. Denn es fällt nicht schwer, seine erotische Geschmacksrichtung aus den von ihm abgegebenen ästhetischen Bewertungen herauszuspüren. Gewiß, das ist seine Sache und geht uns nichts an. Wir können aber wiederum unsrerseits ebensowenig dulden, daß er aus dieser Ursache der Bewunderung für Nofretete ein Unwerturteil über die allgemeine Anteilnahme ableitet.

Anstatt froh zu sein, daß Tausende zu dem kleinen Glaskasten in der ägyptischen Abteilung pilgern, daß ein Kunstwerk Gegenstand der allgemeinen Diskussion ist und nicht immer bloß die letzte Blutegelkur des Reichsfinanzministeriums, anstatt froh zu sein, daß ein Museum Brennpunkt des öffentlichen Kunstinteresses geworden ist, was ja übrigens auch seinen andern Abteilungen zugutekommt, stellt der verärgerte

Fachmann griesgrämige Erwägungen an und gibt seinen, allerdings sehr relativen, Abscheu vor dem Geschmack des Publikums kund.

Die richtige Feststellung, daß die Masse, am allerwenigsten vielleicht in künstlerischen Fragen, letzte Instanz sein kann, hat hier aus dem Spiel zu bleiben, wo es sich weniger um Wert oder Unwert handelt als darum, daß Tausende sich nicht von der ihnen liebgewordenen Aegypterin trennen wollen.

Walther Karsch

Nein dem Jasager!

Einige junge Menschen wandern mit ihrem Lehrer über ein Gebirge. Einen davon verlassen die Kräfte. Er hat sich, trotz Warnungen, auf diese Wanderung begeben, um einen hübschen Spaziergang zu machen, ferner, in zweiter Linie, um für sein krankes Mütterlein Medizin und ärztlichen Rat zu holen. Nun, da er schwach wird, helfen ihm doch selbstverstänldich die Andern? Durchaus nicht. Sie fragen ihn: sollen wir Deinetwegen zurückbleiben? Und informieren ihn gleichzeitig, daß diese Anfrage lediglich formell sei; er habe darauf offiziell, laut dem von ihnen befolgten japanischen Bierkomment, zu antworten: o nein, werft mich lieber in den Abgrund. Und das tun die Biedern denn auch. Sie nehmen ihren Kameraden, mit dem sie die Wanderung angetreten haben, und schmeißen ihn in den Abgrund. Man sollte nun meinen, daß sie dazu noch ein besonderer Anlaß treibt; vielleicht gefährdet die Rast ihr eignes Leben und sie haben wenigstens die Ausrede einer handfesten Selbstsucht. Oder sie wollen einen Rekord brechen; dadurch würde ihr Verhalten zwar auch nicht feiner, aber es hätte wenigstens überhaupt Motive, wenn auch niedrige. Aber nichts von alledem; sie werfen ihn ohne besondere Gründe in den Abgrund.

Geschehen wann? Vorläufig nur auf der Bühne, nicht eines Theaters, auch nicht eines Filmateliers, sondern einer staatlichen Zentralstelle wofür? Das raten Sie nicht — also einer Zentralstelle für Erziehung. Das ist nämlich der Hauptinhalt der Schuloper „Der Jasager" von Brecht und Weill, die im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht von Schülern aufgeführt und auch noch durch Rundfunk übertragen wurde.

Aber kommt es denn in einem solchen musikalischen Spiel überhaupt auf den Text an? Wird er nicht genau so gedankenlos heruntergesungen wie bei den sonst in der Schule üblichen Gesängen? Erstens ist das nicht anzunehmen, schon deshalb nicht, weil eine viel stärkere Anteilnahme des Schülers in der hier verwandten halbszenischen Form gefordert und erreicht wird. Und zweitens dringen auch gedankenlos gesprochene Worte, grade sie, tief ins Unterbewußtsein, wo sie mächtig weiterwirken, wie man es von der Praxis der Rosenkranzgebete in vielen Religionen weiß und wie es jetzt unter anderm Baudouin wissenschaftlich erklärt hat. Zudem borgt sich dieser Text auch noch von der Religion eine als sakrosankt erkannte Art des ethischen Pathos. Man hat also allen Grund, ihn sich genau anzusehen.

In dieser Tendenzfabel wird als zentrale Lebensweisheit gelehrt: handle nicht vernünftig und menschlich; sondern tu vor allem eins, mein Kind, gehorche! Gehorche der Konvention, ohne sie überhaupt zu prüfen, mag sie auch noch so irrsinnig sein! Wenn sie es bestimmt, dann fordere nicht Hilfe, sondern laß Dich schleunigst in den Abgrund werfen. Denke nicht, das sei eine ethisch verbrämte Gemeinheit! Man sieht: diese Jasager erinnern frappant an die Jasager während des Krieges.

Von dem Gesichtspunkt solcher Ethik wird vielleicht auch jener Zappi von der Nobileexpedition noch nachträglich gerechtfertigt, der seinen zusammenbrechenden Kameraden nicht nur im Stich ließ sondern ihn wahrscheinlich auch auffraß. Ich weiß freilich nicht,

ob der junge berliner Musikkritiker, der von einem „Symbol neuer Disziplin" sprach, sich die Konsequenzen dieser Lehre klar machte. Den Kadavergehorsam hat man schon früher verherrlicht; neu ist höchstens hierbei die offene Apotheose der Treulosigkeit, der menschlichen Gemeinheit.

Daß die Musik von Weill gut, die Struktur des ganzen Gebildes als Mittel künstlerischer Aktivierung gelungen ist, steht auf dem andern Blatt ästhetischer Wertung. Hier muß als viel wichtiger festgestellt werden, daß in dieser Schuloper kunstvoll eine Lebensanschauung in die Seelen junger Menschen geblasen wird, die alle bösen Ingredienzen eines auf sinnlose Autorität gegründeten reaktionären Denkens fein verteilt, aber höchst wirksam enthält. Und dann wundert man sich, wenn die moralische und soziale Weiterentwicklung um Jahrhunderte hinter der technischen zurückbleibt.

Frank Warschauer

Ernst Glaesers „Jahrgang 1902" in Ungarn

Ernst Glaesers hervorragender, in Europa und Amerika gleich erfolgreicher Roman wurde in Ungarn verboten, und die Staatsanwaltschaft ließ sämtliche erreichbaren Exemplare beschlagnahmen. Ein ungarischer Schriftsteller und Übersetzer hatte den Roman bereits vor einem halben Jahr verschiedenen Verlegern angeboten, die ihn aber alle ablehnten. Keiner hatte den Mut, ein Buch herauszubringen, dessen Verfasser den Krieg nicht verherrlicht, der über die Fragen des Geschlechtslebens frei denkt und die erwachende Sexualität eines heranwachsenden jungen Menschen darstellt. Der Übersetzer machte sich erbötig, den Roman zu „mildern" und einige Teile fortzulassen — derlei Beschneidungen sind im christlichen Ungarn an der Tagesordnung — doch fand er für Glaessers Roman trotzdem keinen Abnehmer. Das Erscheinen solcher Bücher ist im heutigen Ungarn verboten, wo die besten modernen Werke der Weltliteratur nur mit starken Streichungen, ja direkt gefälscht herausgebracht werden. Wohl wird unter dem Druck des weltliterarischen Prestiges bisweilen ein Drama aufgeführt, das in der ganzen Welt gespielt wurde, doch wird es dem herrschenden ungarischen Geist angepaßt. Aus Büchners „Dantons Tod" wurden ganze Szenen wegen ihrer revolutionären Tendenz gestrichen, und die Wirkung von Galsworthys Drama „Die silberne Kassette", das die ungerechte Rücksicht der Justiz gegenüber den höhern Klassen aufzeigt, wurde dadurch zu mildern versucht, daß man die Frau des verurteilten Hausmeisters am Schlusse des Dramas den Satz sprechen ließ: „Wenn mich nur mein Herr Jesus nicht verläßt!" Nach alldem ist es nur selbstverständlich, daß in dieser Atmosphäre ein so freies und ehrliches Buch wie Glaesers „Jahrgang 1902" nicht übersetzt werden durfte.

Daß das Buch trotzdem in ungarischer Sprache erschienen ist, und zwar unverstümmelt und unverfälscht, wurde nur dadurch möglich, daß die pariser Zeitschrift ‚Monde' einen ungarischen Verlag gegründet und als einen der ersten Bände Glaesers Roman herausgebracht hat. Aber die in einer freiern Atmosphäre sich

auswirkenden ungarischen Kulturbestrebungen haben bereits bei der ersten Gelegenheit Schiffbruch erlitten, wie dies die Konfiszierung von Glaesers Roman zeigt. Und dieser Fall zeigt auch, wie drückend die Atmosphäre ist, in der die fortschrittlichen ungarischen Schriftsteller zu arbeiten gezwungen sind, und warum es für sie so ungeheuer schwer ist, Werke zu schaffen, die es ihnen ermöglichen würden, mit den ausländischen Schriftstellern auch nur im bescheidensten Maße in einen Wettbewerb zu treten.

Ludwig von Nagybanyai
(Deutsch von St. J. Klein)

Liebestraum

Das als Liebestraum bekannte Nocturno Nr. 3 von Liszt ist als Klavierplatte Alexander Brailowskys bei Grammophon erschienen (95 203), und falls Sie, geehrter Herr Leser, etwas Geld übrig haben, so schenken Sie, ich bitte darum, diese prächtige Aufnahme Ihrer Gattin bei der nächstbesten Gelegenheit, und legen Sie eine zweite Platte dazu. Nämlich denselben Liebestraum in der Formulierung Paul Whitemans auf Columbia 9798. Das Arrangement stammt von Bargy. Es ist keine Vergewaltigung. Keine Verjazzung. Keine Verfoxung. Es ist der liebesgeträumteste Liebestraum, den man sich denken kann. Ein Rausch. Und zumal als Parallelplatte zu Brailowsky ein pädagogischer Rausch, anhand dessen die dümmsten Saxophonfeinde zu bekehren und zu belehren sind. Whiteman macht einen tropischen Garten auf, weich und sinnlich, und die Musikanten trubeln als Spaziergänger auf und nieder, klettern an notengeknüpften Strickleitern himmelwärts, flattern wie mathematische Falter höchst präzis und arabeskisch, kleine Wellen rieseln in die Melodie hinein, ohne sie je zu erdrücken, jedes Crescendo wird zum spielerischen Geschaukel, aus den Instrumenten lodern und züngeln scharf geschnittene Feuergarben, dann sitzt wie angegossen hier und dort ein strammer Akzent, die Bläser singen und geigen, die Geigen blasen und schmachten und sind natürlich keine Geigen sondern Saxophone, der Traum zerträumt sich in Varianten, löst sich in Buntheit auf, Liszt schießt empor wie eine Leuchtfontäne, Whitemans Scheinwerfer strahlen die Melodie tatsächlich von unten an, das Ganze zerschmilzt in Farbe und musikalischer Graphik, sauberstes Kunstgewerbe, intelligentestes Aktualisieren einer ausgeträumten Großmütterlichkeit, jung und frech und spritzig, verliebt und lieblich, und zum Schluß leuchtet nur noch die Linie des Originals, und die Begleitung sackt in sich zusammen wie Herbst und welker Mann, aber das Orchester reißt sich sich hoch zur knappen Apotheose.

Es ist bei uns üblich, an Kritiken den Zusatz zu fügen: „Von diesem Schriftsteller (oder Komponisten und Sänger oder Schauspieler) möchte ich mal den Hamlet sehen (oder hören oder

lesen). Weil wir ja nie mit dem Gebotenen zufrieden sind. Nun, ich möchte mal von Whiteman den Liebestraum hören. Es ist zu machen. Ich kann ihn hören. Ein dutzend Mal hintereinander und beim dreizehnten immer noch ein bißchen schöner als beim zwölften. Und Ihr könnt ihn auch hören, und ich gehe eine Wette ein: Ihr habt die Platte binnen einer Woche zuschanden gespielt.

Hans Reimann

Helen Keller und die Inflation

Dieser Tage ist Helen Keller, die taubstummblinde amerikanische Schriftstellerin, fünfzig Jahre alt geworden, und viele deutsche Zeitungen haben die Gelegenheit wahrgenommen, dieser, bei aller Berühmtheit doch so furchtbar unglücklichen Frau einige freundliche Gedenkzeilen zu widmen. Das war recht so. Aber nachdem die offizielle Geburtstagsfreude verrauscht ist, muß man einmal folgendes sagen: Es gibt einen Ort in Deutschland, an dem man von Helen Keller und vor allem von ihrer sie total beherrschenden Lehrerin Miß Sullivan nicht restlos begeistert ist, und dieser Ort ist das Oberlinhaus zu Nowawes, das einzige Kranken- und Siechenheim Deutschlands, in dem sich Schicksalsgefährten und -gefährtinnen der Helen Keller befinden, zum Teil sogar Menschen, die nicht nur taub, stumm und blind, sondern obendrein verkrüppelt und, in einigen Grenzfällen, außerdem noch schwachsinnig sind. Heute wird diesen aller Daseinsfreuden Beraubten und Unglücklichsten aller Unglücklichen jegliche Pflege zuteil. Aber das ist nicht immer so gewesen. In den Hungerjahren der Inflation hat es auch im Oberlinhaus am Nötigsten gefehlt. Man wandte sich, zu verschiedenen Malen, mit der Bitte um Unterstützung an Helen Keller und Miß Sullivan. Gewiß wäre es den beiden, bei dem großen Einfluß, den sie besitzen, leicht gewesen, für die drei bis vier Dutzend Taubstummblinder, die sich im Oberlinhaus befanden, und für die drei- bis vierhundert dazu, die es sonst noch in Deutschland gibt, die amerikanische Mildtätigkeit zu interessieren. Aber das Oberlinhaus, das im übrigen mit Helen Keller und Miß Sullivan in loser Korrespondenz steht, wartete vergebens. Die Anfragen und Bitten wurden nicht einmal einer Antwort wert gehalten. Wie niederdrückend, daß sogar die Solidarität jener Menschen, die ein entsetzliches Schicksal besonders eng miteinander verbunden hat, in so hohem Maße zu wünschen übrig läßt!

Hans Bauer

Bayrischer Zwischenfall

In Garmisch geriet in der Nacht zum Montag der Schreiner Uhlsamer mit dem Arbeiter Riedl in Streit, in dessen Verlauf der Schreiner seinem Gegner, der angetrunken war, zwei Ohrfeigen versetzte. Riedl stürzte zu Boden und war nach kurzer Zeit eine Leiche.

‚Tölzer Zeitung', 1. 7. 1930

Hinweise der Redaktion

Bücher

Das Heft 1—3, Jahrgang 2, von ‚Ja und Nein' Blätter für deutsches Schrifttum (Berlin NW 87, Cuxhavener Str. 17), enthält die Rundfunkdiskussion zwischen Franz Schauwecker und Kurt Hiller über „Krieg und Frieden" (30. Januar 1930).

Rundfunk

Dienstag. Leipzig 21.10: Ilja Ehrenburg: Aus Kautschuk werden Pneus. — **Mittwoch.** Köln 18.30: Der italienisch-französische Gegensatz im Mittelmeer, Friz Sternberg. — Berlin 19.25: Kriegsbücher und Nachkriegsgeneration, Anton Gantner und Armin Kesser. — Frankfurt 21.00: Amerika. — **Donnerstag.** Hamburg 19.25: Agnes Smedley. — **Freitag.** Frankfurt 13.00: Arturo Toscanini und Bruno Walter dirigieren Mozart (Schallplatten). — 18.05: Oskar Maria Graf. — Köln 18.30: Die Wandlungen innerhalb der sozialistischen Gesellschaftslehre, Prof. Paul Honigsheim. — **Sonnabend.** Königswusterhausen 18.00: Kitsch und Arbeiterkunst, Hans Roselieb. — Berlin 19.00: B. Traven, Erich Knauf und Alfred Beierle.

Antworten

Reichsbanner-Zeitung. Du bist ein ausgezeichnet informiertes Blatt, und deine weltpolitischen Exkursionen erschüttern durch ihre Findigkeit. Du schreibst über die indische Revolution: „Wenn ein seit geraumer Zeit auch von Moskau mit unverhehltem Wohlwollen betrachteter ‚Mahatma' Gandhi, abweichend vom goldenen Mittelweg langsamer Evolution, es erzwang, mehr und mehr den Import englischer Textilindustrie lahmzulegen, so verspürt dies nicht nur der englische Unternehmer, sondern auch der englische Arbeiter, und in Konsequenz der zu verzweifelter Energie aufgestachelten englischen Konkurrenz auch der sächsische Textilarbeiter. Wer seine theoretische Prinzipienfestigkeit und seine Schwärmerei für chinesische und indische Freiheitskämpfe mit dem nationalen Hungertod bezahlen will, der fange bei sich selber damit an". Ausgezeichnet. Jetzt sollen die sächsischen Textilarbeiter sich wohl als Freiwillige für die englische Armee melden. Denn besser als der nationale Hungertod ist es schon, Braune und Gelbe totzuschießen. Aber seit wann ist Gandhi eine Kreatur Moskaus? Wer einmal die Nase in ein kommunistisches Blatt gesteckt hat, weiß, daß Gandhi von Moskau aufs heftigste bekämpft wird. Wer aber die letzten Aufrufe dieses Mannes gelesen hat, dem ist auch nicht unbekannt, daß er den unblutigen „bürgerlichen Ungehorsam" nur proklamiert hat, um das Ausgleiten in die blutige nationale und sozialistische Revolution zu vermeiden. Ob Indien aber Ursache hat, sich gegen England zu erheben, das kannst du aus einem Artikel des sehr rechtssozialistischen Gewerkschaftspublizisten Furtwängler in den ‚Sozialistischen Monatsheften' erfahren. Furtwängler bejaht das nämlich. Aber vielleicht ist es am besten, du läßt die Finger ganz von der äußern Politik. Deine innere Politik ist schon miserabel genug.

Doktor Adolf Behne. Sie antworten auf Karl Schefflers Replik im vorigen Heft der ‚Weltbühne': „Der Leser der ‚Weltbühne' hat meine Kontrastierung Schefflerscher Urteile gesehen und wird sich eine Meinung bilden können, ob solche Kritik Schefflers ‚künstlerisch' oder vielleicht doch ‚zeitpolitisch' ist. Ich habe Tatsachen mitgeteilt, aber Karl Scheffler lehnt es ab, zu erklären, wieso derselbe Künstler im Kupferstichkabinett immer eine Bereicherung und im Kronprinzenpalais immer ein Mißgriff ist. Er hofft, in einigen Jahrzehnten gerechtfertigt zu sein. Das ist ein frommer Glaube, den ich nicht teile, doch auch nicht bekämpfe. Aber könnte der Redakteur von ‚Kunst und Künstler' nicht heute schon gerecht und loyal sein? Schefflers demokratische Gefühle und seinen Stolz vor Kronprinzenthronen bezweifle ich nicht. ‚Kunst und Künstler' paßt ja ganz wundervoll in diese Geldsack-Demokratie mit der dicken Prominenz-Fassade und dem Versagen jeder Hilfe. Mit Schultze-Naumburg habe ich in aestheticis Karl Scheffler zusammengestellt, weil beide, triefend vor deutschem Idealismus, einen Nolde ‚landverderbend' schimpfen ... und glatte kleine süße Dutzendware preisen. Im Übrigen fährt Scheffler fort, mit zweierlei Maß zu messen (wären es doch hundert, aber es sind leider immer nur zwei). Wenn in fünfundzwanzig Jahrgängen ‚Kunst und Künstler' er selbst sich wiederholt, so ist das vermutlich ‚klassisch'. Wenn ich gegen seine Kritik am Kronprinzenpalais außer in der ‚Weltbühne' (deren Lob zu singen mir bei dieser Gelegenheit mein Taktgefühl verbietet) auch in einem ausgesprochenen Fachblatt für Sammler schreibe, so ist das ‚organisierte Hetze'. Ich werde mir die Freiheit nehmen, gegen Karl Scheffler so oft und an so vielen Stellen zu schreiben, wie es mir notwendig erscheint ... nicht um die bei der Aufregung Schefflers entschuldbaren profanen Schimpfworte zurückzuweisen sondern um eine bedenkliche Clique zu bekämpfen."

Frauenausschuß „Für Maria Spiridonowa". Sie übermitteln uns einen Aufruf für die noch immer gefangen gehaltene russische Sozialrevolutionärin Maria Alexandrowna Spiridonowa. Die russischen Märtyrerinnen „sollen wissen, daß Männer und Frauen ganz verschiedenartiger politischer Gesinnung, erschüttert durch ihre tragische Lage, versuchen wollen zu helfen. Käthe Kollwitz, Ricarda Huch, Marianne Weber. Adresse: Dr. med. Hanna Kosterlitz, Berlin W 50, Marburger Straße 14. (Postscheckkonto Berlin Nr. 1098 43)." Wir behalten uns vor, zu dem Fall Stellung zu nehmen.

Doktor Max Alsberg. Sie schreiben: „Auf Grund des § 11 des Preßgesetzes ersuche ich um Aufnahme folgender Berichtigung zu Ihren ‚Bemerkungen aus einem großen Anwaltsbureau' in der Nummer 26 vom 24. Juni 1930 betreffend den Prozeß des Freiherrn von Mirbach gegen den Verein für Hindernisrennen vor dem Arbeitsgericht. In der angezogenen Notiz wird dem Sinne nach nichts weniger behauptet, als daß Herrn von Mirbach, einem frühern Mandanten meines Bureaus, seine ‚Prozeßunterlagen' vorenthalten seien, und daß danach einer meiner Referendare (Herr Doktor Hoffmann) in einer mit der frühern Angelegenheit zusammenhängenden neuen Sache als sein Prozeßgegner aufgetreten sei. Diese Behauptung entbehrt jeder Grundlage. 1. Herrn von Mirbach sind nie ‚Prozeßunterlagen' vorenthalten worden. Er hat seine Klage beim Arbeitsgericht gegen den Verein für Hindernisrennen eingereicht, ohne auch nur die Akten der frühern, längst erledigten Angelegenheit einzufordern. Als er später die frühern Akten, die er für den Arbeitsgerichtsprozeß, wie ich inzwischen festgestellt habe, nicht einmal verwertet hat, einforderte, sind sie ihm selbstverständlich anstandslos ausgehändigt worden. Eine kurze Verzögerung hat sich dadurch aufgeklärt, daß Herr von Mirbach, der die Rücksendung der Akten übrigens keineswegs als irgendwie dringlich bezeichnete, mit demselben Schreiben die Rücksendung zweier, wie er behauptete, zu den Akten gegebenen Kommentare verlangte, und daß diese Bücher in unserm Bureau nicht aufzufinden waren. Als mir mein Bureauvorsteher davon Kenntnis gab, daß er dem Aufforderungsschreiben des Herrn von Mirbach noch keine Folge geleistet habe, da die Bücher nirgends aufzufinden seien, habe ich sofort veranlaßt, daß die Akten ihm unverzüglich zurückgesandt wurden, wobei ihm der Grund der Verzögerung mitgeteilt ist, unter Hinzufügung, daß nach den Büchern weiter gesucht wird. 2. In der frühern Angelegenheit, in der es nie zu einem Prozeß gekommen ist, hat es sich lediglich darum gehandelt, Herrn von Mirbach dagegen in Schutz zu nehmen, daß von dritter Seite wegen einer von ihm getanen Äußerung Schritte, insbesondere strafrechtlicher Art, unternommen wurden. Mit einer Vertretung gegen den Verein für Hindernisrennen, dem jetzigen Prozeßgegner des Herrn von Mirbach, bin ich nie von Herrn von Mirbach betraut worden. Eine solche Vertretung kam nach Lage der Sache in keiner Weise in Frage. 3. In der jetzt schwebenden Streitsache bin weder ich noch einer der Herren meines Bureaus für den Verein gegen Herrn von Mirbach tätig geworden, nicht einmal konsultativ, geschweige denn als Bevollmächtigter. 4. Herr Doktor Hoffmann ist nicht für mein Bureau, in dem er nicht einmal einen Arbeitsplatz hat, tätig. Er hat außerhalb meines Bureaus mir das Material für eine Gesetzessammlung zusammengestellt, an deren Herausgabe ich für einen berliner Verlag mitwirke. 5. Herr Doktor Hoffmann hat die in Frage stehende Angelegenheit des Vereins nie mit mir oder einem der andern Herren meines Bureaus besprochen. Daß er in einem Termin den Vorsitzenden des Vereins unterstützt hat, habe ich erst nachträglich erfahren. Akten aus der frühern Sache des Herrn von Mirbach sind ihm von meinem Bureau nicht zur Verfügung gestellt worden. Sie wären auch für ihn in dem jetzigen Streit vor dem Arbeitsgericht, wie ich auf Grund der nun-

mehr von mir eingezogenen Erkundigungen festgestellt habe, ohne jede Bedeutung gewesen." Dazu schreibt Frau Hilde Walter, die Verfasserin des Artikels: „1. Ich habe nicht behauptet, daß Prozeßunterlagen ‚vorenthalten' worden sind. Vielmehr habe ich die Aussage des Klägers wiedergegeben, daß er trotz mehrfacher Mahnung zwei Monate auf die Akten warten mußte. Ich habe inzwischen festgestellt, daß Herr von Mirbach nach telephonischen Mahnungen die Akten im April schriftlich angefordert und am 4. Juni bekommen hat. 2. Herr Doktor Alsberg berichtet, er sei von Herrn von Mirbach mit einer Vertretung gegen seinen Arbeitgeber, den Verein für Hindernisrennen, nie betraut worden. Das stimmt und ist von mir auch nicht behauptet worden, denn vor dem Arbeitsgericht kommt eine solche ‚Vertretung' nicht in Betracht. Dagegen hat aber Herr Doktor Alsberg Herrn von Mirbach bereits am 17. September 1929 schriftlich ausführlich über die arbeitsrechtlichen Folgen der fristlosen Aufhebung seines Dienstverhältnisses beraten. Er hat Herrn von Mirbach auch mitgeteilt, bis zu welchem Zeitpunkt er eine Klage beim Arbeitsgericht gegen den Verein einreichen könnte. 3. In dem Termin vor dem Arbeitsgericht trat für den Verein für Hindernisrennen gegen Herrn von Mirbach Herr Doktor Hoffmann auf. Die Partei Mirbach bekam von dem Mandat des Herrn Doktor Hoffmann bereits durch die Klagebeantwortung am 16. Mai Kenntnis, rief in Doktor Hoffmanns Privatwohnung an und erhielt dort die Auskunft, Herr Doktor Hoffmann sei auf dem Gericht oder im Bureau des Herrn Doktor Alsberg. Als Herrn Doktor Hoffmann vor Gericht dieser Umstand vorgehalten wurde, bestätigte er, daß er wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei Herrn Doktor Alsberg sei. 4. Herr Doktor Hoffmann hat schließlich, wie in dem Artikel ausgeführt wurde, seine Vertretung im Termin nicht aufrechterhalten, um die sonst unausbleiblichen Rückfragen des Kammergerichtspräsidenten nach der Herkunft dieses Mandats zu vermeiden. 5. Herr Doktor Alsberg meint, nach dem ihm zugegangenen Bericht des Herrn Doktor Hoffmann, daß die alten Akten des Herrn von Mirbach für den Prozeß vor dem Arbeitsgericht unerheblich gewesen wären. Diese Darstellung ist unrichtig: Die Partei Mirbach hat für jeden Anwesenden erkennbar im Anfang des Prozesses die von Herrn Doktor Alsberg früher gegebenen Ratschläge und Bewertungen des Sachverhalts verwenden wollen. Erst der Hinweis des Vorsitzenden, daß die stillschweigende Weiterbeschäftigung des Klägers durch den Verein für den arbeitsrechtlichen Streit allein bedeutungsvoll ist, veranlaßte die Partei Mirbach, auf das nach den alten Alsbergschen Akten entworfene Plaidoyer zu verzichten. Diese Feststellungen sind mir inzwischen von Herrn Ministerialrat Schellen, dem Prozeßbevollmächtigten Mirbachs, schriftlich bestätigt worden. Hilde Walter." Unsre Mitarbeiterin betont gegenüber Herrn Doktor Alsberg mit Recht, daß Herr von Mirbach seine Akten eingefordert hat und daß er zwei Monate darauf hat warten müssen. Ich wundre mich, daß Herr Doktor Alsberg so viel Wert auf die Feststellung legt, daß Herr von Mirbach diese Akten vor dem Arbeitsgericht gar nicht verwendet habe. Darauf kommt es nicht an. Jedenfalls hatte Herr von Mirbach ein Anrecht auf seine Akten, und wenn sie ihm auch nicht „vorenthalten" worden sind, so hat man ihn doch wochenlang im Unklaren über die Ursachen der Verzögerung gelassen. Ein paar orientierende Worte hätten Mißverständnisse vermieden. Insofern entbehren die Beschwerden des Herrn von Mirbach durchaus nicht jeder Grundlage.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Hausdorf — Professor Waentigs Symbolik — Jornsprozeß — Der Fall Slang

von Carl v. Ossietzky

Schwarze Fahnen hängen in den Karneval der Tagespolitik hinein. Das Bergbaurevier Waldenburg-Neurode, das klassische Hungerrevier Deutschlands, ist von einem schrecklichen Unglück betroffen worden. Mehr als anderthalbhundert brave Bergleute sind mitten in ihrer schweren, jämmerlich bezahlten Arbeit von bösen Gasen angeweht und erstickt worden. Bald werden die armen Opfer beigesetzt sein, immer sechs zu sechs, die staatliche Ordnung, die sich um die Lebenden so wenig gekümmert hat, bringt wenigstens in die Reihen der Toten Linie und Richtung. Wenn der karge Leichenpomp vorüber ist, wenn die Kirche die Gräber gesegnet, der Staat sein heiliges Versprechen erneuert hat, für die Hinterbliebenen zu sorgen, dann werden neue Sensationen schnell eine dichte Decke über das gräßliche Geschehen breiten. Dann werden tüchtige Industriesyndici wieder herumreisen und als höchste Weisheit verkünden, daß unsre Wirtschaft unter zu viel Sozialpolitik, zu viel Caritas leidet, daß sie durch die Begehrlichkeit des deutschen Arbeiters, der in seiner verfetteten Seele das Ideal des lebenslänglichen Staatsrentnertums trägt, zur dauernden Unrentabilität verurteilt ist. Wirtschaft, Horatio! Die Phrasen von den Grabhügeln der sechs zu sechs zusammengelegten Anderthalbhundert geben gewendet noch immer einen schönen Trinkspruch für das nächste Industriebankett. Was an der Katastrophe von Hausdorf höhere Gewalt war, was Verschulden, wird durch eine hoffentlich recht rücksichtslos geführte Untersuchung bald geklärt sein. Aber auch ohne diese Katastrophe stand fest, daß in diesem Bergbaurevier unter Verhältnissen gearbeitet wird, die aus den Bergknappen elende, widerstandsunfähige Hungersklaven machen. Man hat vor Jahr und Tag für Waldenburg mit Wort und Bild geworben, ohne daß es viel genützt hätte. Die Gewissen blieben faul. Jetzt unterstreicht der Erstickungstod der Hundertfünfzig alle damals vergeblich mitgeteilten Tatsachen. Diese Katastrophe ist eine grelle Illustration zu dem neuen Sturm gegen die Sozialpolitik, der hinter all dem Gerede von Einschränkung und Sparsamkeit steckt.

*

In der Geistesgeschichte ist die „Symbolik" Georg Friedrich Creuzers als ein bestimmter Versuch bekannt, die griechische Mythologie zu deuten. Neben Creuzers Symbolik tritt jetzt eine andre, die sich allerdings an aktuellere Objekte hält, deren Schöpfer aber auch ein beachtlicher Gelehrter ist, nämlich der derzeitige preußische Innenminister, Herr Professor Waentig, früher an der Universität Halle seßhaft. Der Anspruch des Herrn Waentig auf den Ruhm der Nachfolge Creuzers gründet sich auf zwei jüngst herausgegebene Erlasse. Der eine soll die Behandlung erkrankter Polizeigefangener

regeln, geht also nur den innern Polizeidienst an, erfreut aber trotzdem durch hohes gedankliches und sprachliches Niveau: „Zur Vermeidung von Kosten bestimme ich, daß der Erkrankte nicht körperlich, sondern symbolisch, das heißt durch Übergabe des Sachberichts, der zuständigen Stelle vorgeführt wird. Gleichzeitig ist darauf aufmerksam zu machen, daß der symbolisch Vorgeführte sich als Pol.-Gefangener im Krankenhaus befindet." Der zweite Erlaß dagegen führt in die bessere Politik und zeigt, daß der Herr Professor nicht nur dozieren kann sondern auch in einem weniger gelehrten Jargon zu Haus ist: „Nach der Entwicklung, die die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei und die Kommunistische Partei Deutschlands genommen haben, sind beide Parteien als Organisationen anzusehen, deren Ziel der gewaltsame Umsturz der bestehenden Staatsordnung ist. Ein Beamter, der an einer solchen Organisation teilnimmt, sich für sie betätigt oder sie sonst unterstützt, verletzt dadurch die aus seinem Beamtenverhältnis sich ergebende besondere Treueverpflichtung gegenüber dem Staate und macht sich eines Dienstvergehens schuldig. Allen Beamten ist demnach die Teilnahme an diesen Organisationen, die Betätigung für sie oder ihre sonstige Unterstützung verboten." Dieser Erlaß führt tief ins Gewölk der neuen republikanischen Mythologie und erklärt zugleich die Verfassung, die das runde Gegenteil festlegt, zu einem feierlichen aber leeren Symbol. Zugegeben, daß die gegenwärtige Tatenlust der Nationalsozialisten auch manchen Gegner von Ausnahmegesetzen ein solches schmackhafter macht — beklagenswert ist der Staat, der seine eignen Grundsätze außer Kraft erklärt, denn er gesteht damit zu, daß er seinem Apparat nicht zu trauen vermag. Das ordentliche Recht verleiht genügend Mittel, um „einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung" zu verhindern und die zu bestrafen, die den Versuch wagen. Die Nationalsozialisten sind eine Landplage, aber eine Gefahr sind erst jene staatlichen Exekutivstellen, die ein Auge zudrücken, ohne daß sie jemand belangen kann, und Richter, wie die in Schweidnitz, die die Hakenkreuzler so billig davonkommen lassen. Die Begünstigung der Rechtsradikalen durch die Justiz ist durch keinen Ministerialerlaß zu unterbinden, denn die Justiz erfreut sich des hohen liberalen Erbgutes der Unabhängigkeit. Wird ein besonderes Gesetz gebraucht, um den Ausländer Hitler endlich auf Schub zu bringen? Daran denkt kein Waentig und kein Wirth. Nein, Ausnahmegesetze sind immer vom Übel, aber die ärgsten sind die, hinter denen keine wirkliche Kraft steht. Herr Professor Waentig mag sich sicher sehr stark vorgekommen sein, als er in Bismarcks Stiefel stieg, aber der Vorsicht halber hat sich der Herr Minister doch eine Senkfußeinlage einarbeiten lassen. Er richtet seine drakonischen Bestimmungen nämlich auch gleich gegen die Kommunisten. Wäre der Herr Minister mit den Tatsachen der Politik vertrauter als mit der hohlen Symbolik der republikanischen Ordnungsretterei, so würde er sich hüten, Nationalsozialisten und Kommunisten gleichzusetzen. Der Herr Minister würde dann wissen, daß der Sozialismus der Hitlerbewegung ein auf-

geblasenes Nichts ist, das seine eignen Propheten nicht erklären können, daß dagegen Sozialdemokraten und Kommunisten von den gleichen Eltern stammen, daß sie ein trauriges Schisma zu getrennten Wegen verurteilt hat, daß sie sich aber wieder einmal treffen müssen, wenn der Fascismus nicht auch in Deutschland schließlich der letzte Sieger bleiben soll. Wäre der Herr Minister ein praktischer Politiker, so würde er fühlen, daß doch noch einmal der Augenblick wiederkommen kann, wo die demokratische Republik zu ihrer Rettung die Hilfe der ganz links haltenden Arbeiterschaft nicht verschmähen kann, wie sie sie bisher nicht verschmäht hat, wenngleich sie jedesmal den Dank schuldig geblieben ist. Die Gleichsetzung von Nationalsozialisten und Kommunisten ist der denkbar ärgste Fehler, der von republikanischen Politikern begangen wird, und heute um so deplazierter, weil den Kommunisten gar nicht nach gewaltsamem Umsturz zumute ist. Mit der Unternehmungslust der Rechtsradikalen verglichen, wirken die Stalinisten wie sanfte Lämmer. Warum eine radikale Partei unnütz herausfordern, die ihre Intransigenz eben noch theoretisch betätigt? Wenn Herr Professor Waentig das nicht begreift, dann wäre es schon am besten, wenn er seine Symbole möglichst bald in den Koffer packte, um auf seine hallenser Lehrkanzel zurückzukehren. Ein Professor, der sich auf einer deutschen Universität als Sozialdemokrat bekennt, ist ein Kuriosum und darf als höchst achtenswerte Erscheinung gelten. Als Minister hingegen muß dieser Professor mehr mitbringen als eine eingewurzelte Neigung zum Dozieren, auch muß sein politischer Gesichtskreis weiter sein als der seiner ungelehrten Parteibonzen. Sonst wird der Herr Professor in ruhigen Zeiten leicht zu einer komischen Figur, in entscheidenden wie diesen jedoch zu einer Gefahr.

*

Wie wenig damit getan ist, Beamten die Zugehörigkeit zu einer rechtsradikalen Organisation zu verbieten, beweist der nun schon chronische Fall Reichsgericht. Diese unsre höchste Instanz ist die festeste Zitadelle der Reaktion. Die Herren achten die Symbole der Republik, das ist gewiß. Aber sie tun alles, um ihr das Dasein zu erschweren, und sie lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um ihre Ideologie zu brandmarken, um ihre natürlichen geistigen Grundlagen zu diffamieren. In dem großartigen Eingangskapitel seines englischen Justizromans „Bleakhouse" verfolgt Charles Dickens den londoner Nebel, diesen graugelben unerbittlichen Nebel, wie er seinen Weg nimmt durch die häßlichen, schmutzigen Straßen und schließlich auch Lincolns Inn einhüllt, wo der hohe Kanzleigerichtshof tagt: „Nie kann der Nebel zu dick ... sein, um dem versumpften und verschlammten Zustand zu entsprechen, in dem sich dieser hohe Kanzleigerichtshof, dieser schlimmste aller ergrauten Sünder, an einem solchen Tage dem Himmel und der Erde präsentiert ... Sie legen einander Schlingen mit schlüpfrigen Präzedenzien; knietief in technischen Ausdrücken watend rennen sie ... gegen Wälle von Worten und führen ein Schauspiel von Gerechtigkeit auf; Komödianten mit ernsthaften Gesichtern." Schreckliche Worte gegen eine höchste In-

stanz, nicht wahr? Leipzig ist nicht so neblig wie London, aber was der Zweite Strafsenat in der Revision des Jornsprozesses an dicken Schwaden entwickelt hat, genügt für kontinentale Verhältnisse. Bei der Verhandlung vor dem Landgericht I hatte der Staatsanwalt Herrn Jorns entgegengehalten, daß er seine Rechtfertigung schlecht angelegt habe. Denn er habe immer nur sein einwandfreies Handeln beweisen wollen, niemals aber versucht, sein Tun und Unterlassen aus dem krisenhaften Zustand der ersten Revolutionsmonate zu erklären. Das klang sehr plausibel und war ein Notausgang für Herrn Jorns. Das Reichsgericht jedoch verachtet schwache Lösungen. Es erklärt Herrn Jorns nicht nur für gereinigt sondern kanzelt auch das Berufungsgericht ab und versagt dem Angeklagten den Schutz des § 193, weil der Leiter einer politischen Wochenschrift keine Ausnahmestellung einnehme. Nun gut. Wir Publizisten von der Linken kennen das Reichsgericht und wissen auch, daß unser aller Weg einmal nach Leipzig führt. Wir sollten es uns ernsthaft überlegen, ob es überhaupt Sinn hat, sich den Aufwand eines Verteidigers, einer Diskussion zu leisten, ob es nicht vernünftiger ist, während das Gericht — um mit Dickens zu reden — „knietief in technischen Ausdrücken watet", die Hände in die Hosentaschen zu stecken und in die Luft zu gucken. Die simpelste Lebensweisheit verbietet, durch bittere Zwischenreden in eine Farce einen falschen Ton zu bringen. Der Kollege Bornstein hatte zum Beispiel das Vergnügen, als Ankläger einen Herrn gegen sich zu haben, der der Zimmergenosse von Jorns ist, und als Vorsitzenden den Herrn Senatspräsidenten Witt, der es seiner Zeit abgelehnt hat, „Richter des Staatsgerichtshofs zum Schutze dieser Republik" zu werden. Wir sind keine Funktionäre dieser Republik wie der Herr Senatspräsident, aber wir verteidigen sie, und so lange wir Richter, die sich gegen den Staat, der sie bezahlt, distanzieren, nicht ablehnen können, sollten wir die Herren wenigstens ignorieren. Bald wird der von seinen Kollegen blank geschmirgelte Herr Jorns wieder als Prokurator amten, und das allein gebietet Zurückhaltung gegenüber der Institution, die ihn bei sich leidet. Das Reichsgericht ist nicht sehr feinfühlig, sonst hätte es geahnt, daß noch einer im Saale war, den die Sache anging, wenn er auch nicht geladen war: der tragische Schatten Paul Levis. Mag der Engelchor des Zweiten Strafsenats Herrn Jorns mit einem hallenden „Gerettet" umjubeln, dieser Schatten sagt: „Gerichtet".

*

Die Justizpressestelle Berlin schreibt uns:

In Nr. 25 der Weltbühne vom 17. 6. d. J. ist ein Schreiben des ehemaligen Redakteurs der Roten Fahne, Hampel, unter der Rubrik „Antworten" und der Überschrift „Schriftsteller" veröffentlicht. Herr Hampel behauptet u. a. darin, daß die Vollziehung der Untersuchungshaft im Untersuchungsgefängnis Moabit seine wirtschaftliche Existenz vernichte, da er unter Briefkontrolle nicht seine schriftstellerische Tätigkeit fortsetzen könne.

Im Gegensatz zu dieser Behauptung hat Herr Hampel während seines Aufenthalts im Untersuchungsgefängnis etwa

20 Artikel an verschiedene Zeitungen versandt, die sämtlich der Briefkontrolle unterlegen haben, und bis auf einen Artikel unbeanstandet abgesandt worden sind.

Während der Untersuchungshaft genießt Herr Hampel folgende Vergünstigungen: Er hat eine neu erbaute, bisher von keinem Gefangenen benutzte Zelle, die vorläufig nur als Muster für die Reform der Untersuchungshaft eingerichtet war, inne. Sie enthält ein Feldbett, einen Kleiderschrank, einen Tisch mit Schublade, einen Stuhl mit Rücken- und Seitenlehne, ein Bücherregal, einen kleinen Waschtisch und ein durch Vorhang abgeschlossenes Spülklosett.

Ihm ist die Selbstbeschäftigung gestattet. Er darf beliebige Zeitschriften, Bücher und Zeitungen halten und seine eigne Schreibmaschine benutzen. Auch darf er Licht brennen so lange er will und braucht die Zelle nicht selbst zu reinigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Dr. Becher, Landgerichtsrat

Diese Berichtigung haut zwar vom Anfang bis zum Ende daneben, aber sie feiert die Vorzüge unsres Strafvollzugs mit einem so lyrischen Schwung, daß es sich schon aus literarischen Gründen verbietet, ihr den Abdruck zu verweigern. Bekanntlich verlangt Slang (Fritz Hampel) die Verbüßung seiner Strafe in einem Festungsgefängnis. Statt dessen wird er wegen eines neuen Strafverfahrens im Untersuchungsgefängnis gehalten. Daß die Vollstreckungsbehörde sich bemüht, die Untersuchungshaft dem Aufenthalt in einem Festungsgefängnis anzugleichen, ist recht anerkennenswert, schafft aber die Differenz zwischen den beiden grundverschiedenen Institutionen nicht völlig aus der Welt. Festungshaft bedeutet nämlich erhöhte Bewegungsfreiheit. Hier im Untersuchungsgefängnis werden Slang nur die üblichen täglichen Promenaden im Hof gestattet. Ironie des Zufalls will es, daß Slangs tägliche Gesellschaft dabei die beiden jungen Reichswehrleutnants sind, die man wegen nationalsozialistischer Umtriebe in Verhaft genommen hat. Vielleicht will man aber auch Professor Waentigs These erhärten, daß Nazis und Kommunisten nun einmal zum Fraternisieren neigen. Jedenfalls bietet die größere Bewegungsfreiheit der Festungshaft für einen Tagesschriftsteller wie Slang ganz andre Arbeitsmöglichkeit. Er ist also durchaus im Recht, wenn er sich beklagt, daß durch diese Form der Strafvollstreckung seine publizistische Produktion leidet. Außerdem stimmt es nicht ganz, daß er alle Zeitungen lesen darf, die er wünscht: die ‚Rote Fahne' ist ihm in diesen letzten Tagen nicht mehr zugestellt worden, also grade das Blatt, für das er vornehmlich arbeitet. Und das soll keine Existenzminderung für einen Schriftsteller sein? Das Gefühl, die einzige Musterzelle einzuweihen, mag wohl für den Häftling ein Anlaß sein, sich als Bürger kommender Zeiten zu fühlen, aber es ist kein Ersatz für die entgehende Gegenwart und kein genügend starkes Betäubungsmittel, um das vorenthaltene Recht zu vergessen. Das Reichsgericht — vierter Strafsenat — hat die Beschwerde der Verteidiger Slangs abgelehnt. Die Begründung soll hier nicht behandelt werden. Sie ist ganz unverständlich, leipziger Juristenslang.

Verlegertragödie von Georg Bernhard

Sehr geehrter Herr von Ossietzky! Sie waren so freundlich, mir zu gestatten, in der ‚Weltbühne' auf den Angriff zu antworten, den Doktor Franz Ullstein im letzten Heft des ‚Tagebuchs' gegen mich gerichtet hat. Schon zwei Wochen vorher hat in der gleichen Zeitschrift Josef Bornstein eine Darstellung der so viel besprochenen Prozeßangelegenheit im Hause Ullstein gegeben, die mich für den „Kopf des Wurms" erklärte. Dieser Artikel ist ebenso wie ein dicker Wälzer von Schriftsatz in vielen Exemplaren an alle möglichen Leute verschickt worden. Die Hauptpartien dieses Schriftsatzes sind im Auftrage von Doktor Franz Ullstein und Doktor Rosie Ullstein gleichfalls von Herrn Bornstein geschrieben worden, der mehrere Tage bei Doktor Rosie Ullstein in Bühlerhöhe bei Baden-Baden zugebracht hat, um dort ihre Informationen entgegenzunehmen. Der Schriftsatz und beide Zeitschriftenartikel enthalten so schwere Angriffe gegen meine Ehre, daß ich mich gezwungenermaßen veranlaßt sehe, die bisher geübte Zurückhaltung aufzugeben. Ich habe sowohl gegen Doktor Ullstein wie gegen Josef Bornstein die Verleumdungsklage eingereicht.

Meine bisherige Zurückhaltung hatte viele Gründe. Man wird es begreifen können, daß die Rücksicht auf den Verlag, dem ich mit einer kurzen Unterbrechung siebenundzwanzig Jahre angehöre, mich davon abhielt, den Streit in die große Öffentlichkeit hinauszutragen. Man wird es verständlich finden, daß die Hoffnung, es könnte doch noch zwischen den Familienmitgliedern zu der von mir sehnlich erwünschten Einigung kommen, mich veranlaßte, selbst da zu schweigen, wo zur Wahrung meiner öffentlichen Stellung Reden Pflicht gewesen wäre. Aber vielleicht war noch ausschlaggebender als solche Erwägungen meine immer noch bestehende Verbundenheit mit den Erlebnissen jener zwanzig Jahre, die ich, reich an harten Kämpfen aber auch an beglückenden Erfolgen, in enger Gesinnungsgemeinschaft mit Doktor Franz Ullstein verbracht habe. Das Verhältnis, das zwischen uns bestand, ist sicher nicht allzu häufig zwischen Journalist und Verleger. Ich betone das auch heute wieder, obwohl Doktor Franz Ullstein in seinen Polemiken die sich ständig verstärkende Neigung zeigt, es so darzustellen, als ob nur ich ihm aber nicht im gleichen Maße er mir zu Dank verpflichtet wäre. Grade die Neigung, sich ohne Hemmungen in eine vorgefaßte Meinung zu verrennen und allen, auch bösen, Instinkten sofort die Zügel schießen zu lassen, ist in den vergangenen Jahren durch meinen Einfluß auf ihn gemildert worden. Zu seinem Wohle. Ebenso wie ich seine von ihm selbst stets klug begriffene geringe Fähigkeit, seine manchmal überraschend phantasievollen Ideen vor der Öffentlichkeit zu vertreten, ergänzte.

Doktor Franz Ullstein hat mein bisheriges Schweigen mißverstanden. Er scheint geglaubt zu haben, mir alles bieten zu können, und hat deshalb von Woche zu Woche mehr seinen Kampf auf meine Person zugespitzt und dabei Methoden angewandt, meinen Ruf zu untergraben und meine Ehre anzutasten, die die Grenzen dessen, was ich mir gefallen lassen

kann und will, nunmehr überschritten haben. Sein letzter Angriff im ‚Tagebuch' ist von einer Maßlosigkeit, die auf ihn selbst zurückfällt. Als wir beide noch gemeinsam für jene Politik der Verständigung mit Frankreich kämpften, die wahrscheinlich auch nach seiner Meinung wesentlich dazu beigetragen hat, die Rheinlande endlich freizumachen, habe ich mir kaum vorstellen können, daß in den Wochen des Jubels über den endlichen Abzug der fremden Besatzungen mein alter Mitstreiter alles aufbieten würde, um mich in den Geruch einer Verbindung mit der separatistischen Bewegung zu bringen. Aber auch das ist mir nicht erspart geblieben. Doktor Franz Ullstein beschuldigt mich einer Verbindung mit dem Separatistenführer Matthes. Er druckt mit ganz raffinierten Kürzungen einen Brief von Matthes an mich ab, in dem dieser sich auf zwei Unterredungen beruft, die er mit mir gehabt hat. Doktor Franz Ullstein will schon in seinem Tagebuch-Artikel sichtlich den Eindruck erwecken, daß dieser Brief nur der Teil eines Briefwechsels zwischen mir und Matthes ist. In einem Rundschreiben, das er an die Zeitungsredaktionen versendet, läßt er alle Schüchternheit beiseite und schreibt: „Den Text eines der Briefe aus der Korrespondenz zwischen Matthes und Georg Bernhard habe ich den Redaktionen der Tagespresse zur Verfügung gestellt." In Wirklichkeit besteht gar keine Korrespondenz zwischen mir und Matthes. Ich habe bis zum Ende April 1930 Herrn Matthes persönlich gar nicht gekannt und mit ihm damals wie später nie korrespondiert. Er hat mir, was ich ja gar nicht verhindern konnte, schon seit etwa Februar dieses Jahres, teils Durchschläge seiner Briefe an andre Persönlichkeiten und ich glaube auch zwei Briefe an mich geschickt. Ich habe auf keinen seiner Briefe geantwortet.

Ende April 1930 lernte ich Herrn Matthes in Paris kennen. Aus welchem Anlaß? Im Dezember vorigen Jahres wurde einigen Mitgliedern der Familie Ullstein die Behauptung bekannt, daß Material zu Artikeln über angebliche Spionagetätigkeit der jungen Frau Doktor Rosie Ullstein aus amtlichen Akten der französischen Behörden stammte. Die Familie war der Meinung, daß das Bestehen solcher Akten und die Möglichkeit ihrer Veröffentlichung sowohl für Doktor Franz Ullstein gefährlich als auch für das Haus, das er als Generaldirektor repräsentierte, und für das Ansehen der ‚Vossischen Zeitung' katastrophal werden konnte. Ein Mitglied der Familie reiste deshalb gemeinsam mit dem bekannten berliner Rechtsanwalt Justizrat Löwenstein nach Paris, um an Ort und Stelle Erkundigungen anzustellen. Sie kamen mit dem Ergebnis zurück, daß solche Akten existieren. Ich war über die Reise nicht unterrichtet worden und wußte gar nichts von den Vorgängen, die zur Ausrüstung der pariser Expedition geführt hatten. Ich wurde erst hinterher informiert und habe meines Wissens sogar erst viel später erfahren, daß mit dem Material, das in Paris gesammelt wurde, der Name Matthes in irgendwelchem Zusammenhang stehen sollte.

Doktor Franz Ullstein und Doktor Rosie Ullstein bestritten zunächst die Existenz dieser Akten und bezeichneten schon im vorhinein die angeblich gar nicht existierenden Akten als Fäl-

schung. Sie behaupteten unter anderm, daß das Familienmitglied und Doktor Löwenstein, ohne wirklich Akten gesehen zu haben, sich durch Matthes hätten düpieren lassen. Diese Behauptungen wurden zur Grundlage einer Unterlassungsklage und Widerrufsklage gemacht, die die Doktor Ullsteinschen Eheleute gegen mehrere Mitglieder der Familie, den Korrespondenten der ‚Vossischen Zeitung' in Paris und mich anstrengten. Ich habe mich in meinem Leben nie gescheut, Unrecht, sobald ich es erkannte, einzugestehn. Ich wäre dazu erst recht gegenüber Doktor Ullstein bereit gewesen. Ich hielt mich angesichts des beharrlichen Bestreitens der Aktenexistenz durch die Gegenpartei für verpflichtet, den Dingen selbst auf den Grund zu gehen und mir Gewißheit zu verschaffen. Man hatte mir aus Paris mitgeteilt, daß mir die Möglichkeit geboten sei, die umstrittenen Akten zu sehen. Ich fuhr deshalb Ende April dieses Jahres nach Paris.

In Paris traf ich in einem Privathause einen französischen Beamten, der mir die Akten vorlegte. Ich habe die Persönlichkeit dieses Beamten einwandfrei in Berlin und in Paris identifizieren können. Ein zweiter mit diesem Beamten erschienener Herr wurde mir als Herr Matthes vorgestellt. Zwei Zusammenkünfte haben auf diese Weise zwischen mir und Matthes stattgefunden, beide in Gegenwart einwandfreier deutscher Zeugen. Auf diese Unterredungen bezieht sich Matthes in seinem Brief.

Doktor Franz Ullstein begnügt sich aber nicht damit, den falschen Eindruck einer Dauerverbindung zwischen mir und Matthes zu erwecken. Er fügt dieser Verdächtigung eine Denunziation hinzu. Er fordert kategorisch die Demokratische Reichstagsfraktion und den Vorstand des Reichsverbandes der Deutschen Presse auf, mich zur Verantwortung zu ziehen. Hier zeigt er seine wahren Absichten. Er hat einer ganzen Reihe von Personen gegenüber die Absicht ausgesprochen, mich zu vernichten. Und auf diese Vernichtung kommt es ihm an. Zu diesem Zweck scheint ihm jedes Mittel recht. Auch das einer Denunziation, deren er sich einst noch einmal, wenn er wieder zur Vernunft gekommen sein wird, selbst genau so schämen wird, wie es heute diejenigen für ihn tun, die ihn noch aus guten und gesunden Tagen in Erinnerung haben.

In jener Zeit würde er vermutlich zu mir das unbedingte Vertrauen aufgebracht haben, daß ich auch in Gesprächen mit „Hochverrätern" nichts tue und sage, was ich nicht vor ganz Deutschland verantworten kann. Und er wäre der Erste gewesen, der sich heftig gegen jeden gewendet hätte, der den Versuch unternahm, mir aus einer solchen Unterredung einen Strick zu drehen. Weshalb dieser Wandel? Weshalb diese völlige Außerachtlassung jeder moralischen Bindung? Weshalb der Einsatz großer Geld- und Kraftmittel des Millionärs, um den Ruf eines Mannes zu vernichten, für den seine politische Sauberkeit das höchste Kapital bedeutet?

Doktor Franz Ullstein gibt zum Schluß seines Artikels im ‚Tagebuch' dem Konflikt den tiefern Sinn. Es handelt sich nach seiner Meinung um ein prinzipielles Problem des Zeitungswesens. „Die Zeitung kann sich nicht (so sagt er), wie

ein Seifengeschäft oder eine Gastwirtschaft einfach auf den leiblichen Nachwuchs vererben. Dazu ist ihre Funktion im geistigen Leben der Nation zu bedeutsam". Es ist gewiß wert, über diese Frage zu diskutieren. Aber worin besteht denn der Unterschied zwischen einem unfähigen Erben und einer unfähigen Frau? Wenn Doktor Franz Ullstein für die Zeitung eine Verfassung fordert, um sie vor dem Einfluß ungeeigneter Erben zu bewahren, will er solche Verfassung für den Fall suspendieren, daß ein Verleger einer Redaktion seine Frau oktroyiert, weil sie in seinen Augen größere Fähigkeiten besitzt als die Männer, die bis dahin die Zeitung leiteten und zu Ruf brachten? Das nämlich ist der Kernpunkt des Kampfes, in dem ich gezwungen wurde, mich gegen meinen langjährigen Freund und Mitstreiter zu erklären. Wie sich erst nach der Zuspitzung aller Konflikte herausstellte, war Doktor Franz Ullstein von Doktor Rosie Gräfenberg schon lange in stärkstem Maße beeinflußt, bevor er sie heiratete. Er getraute sich das seinem alten Mitarbeiter nicht offen einzugestehen, besonders deshalb nicht, weil diese Frau seine Eitelkeit sehr geschickt wachrief und ihn anstachelte, sich in gefährliche politische Verhandlungen einzulassen, ohne sich mit seinen alten Vertrauten zu beraten. Immer zusammenhangloser, immer mehr von der Tradition abirrend wurde sein Verhalten. Sachlichen Gesprächen über solche Dinge wich er aus. Er versuchte, auf allen möglichen Nebenwegen in der Redaktion Anschauungen zur Geltung zu bringen, von denen er wußte, daß sie der Chefredakteur nicht billigen konnte. Nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise gab es für ihn überhaupt kein Halten mehr. Er hemmte nicht die immer stärker in den Vordergrund tretenden Wünsche seiner Frau, an seiner Stelle den Generaldirektor und an meiner Stelle den Chefredakteur zu spielen. Er wirkte gradezu wie ein Lautverstärker. Es kam zu den häßlichsten Auftritten. Ein wahrer Hexensabbath tat sich auf. In den Januartagen trat er an mich mit dem Wunsch heran, den Einfluß seiner Frau auf die Redaktion in eine legale Form bringen zu helfen. Ich mußte ihm das abschlagen. Denn nicht ein einziges Mal hatte sich der Einfluß dieser Frau in der Form geistiger Anregung, in irgend einer sachlichen Weise gezeigt. Sie erschöpfte sich darin, für ihre Günstlinge Stellen, Besprechungen, Lobhudeleien und sonstige Vorteile zu erreichen. In den Augen Doktor Franz Ullsteins ist Doktor Rosie Ullstein eine überragende Persönlichkeit, berufen selbst zur Leitung eines großen politischen Blattes. In Wirklichkeit ist sie trotz ihrer akademischen Bildung ein ungeistiger Mensch, gerissen in der Auswertung persönlicher Bekanntschaften. Sie sammelt snobistisch Berühmtheiten für den Salon. Ihr politischer Ehrgeiz wie ihr politisches Verständnis fängt an und endet mit personalpolitischen Spielereien.

Die Einflußnahme einer solchen Frau zu bekämpfen, war meine journalistische und politische Pflicht. Daß ich mir damit den unauslöschlichen Haß dieser Frau zuzog, war mir von Anfang an klar. Aber ich konnte mir nach der Rückkehr Doktor Franz Ullsteins von seiner Hochzeitsreise leider auch

nicht mehr verhehlen, daß er völlig vorbereitet war, der Frau seinen Mitarbeiter zu opfern. Es ist nicht wahr, daß wir uns beide einig gewesen wären, meine große Zeit sei vorüber. Er hat es mir sanft und vorsichtig einzureden versucht. Es ist auch nicht wahr, daß ich mich lange nach einem geschäftlichen Posten sehnte. Er hat mich in die Direktion des Hauses versetzen wollen, um den Posten des Chefredakteurs der ‚Vossischen Zeitung' für einen Günstling seiner Frau freizumachen, während ich in die Direktion zurückkehren wollte, um alle Nebeneinflüsse von der ‚Vossischen Zeitung' abwehren zu können. Als ich mich gegen die Einsicht sträubte, daß Doktor Rosie Ullstein die ‚Vossische Zeitung' herrlichern Zeiten entgegenführen könnte, als sie unter meiner Leitung gesehen hatte, begann der Kampf, der schließlich den fanatischen Vernichtungswillen jener Haß-Liebe auslöste, die durch das Schuldbewußtsein des Verrates am alten Freunde verstärkt wird. Meine große Zeit mußte vorüber sein, damit die große Zeit Doktor Rosie Ullsteins beginnen konnte.

Der Aufstand in Bolivien von Alfons Goldschmidt

Als ich, im Juli 1928, in La Paz war, fragten mich Studenten: müssen nicht Kirche und Staat getrennt werden, ist nicht die Diktatur ein Instrument des auswärtigen Kapitals? Wie steht es um die europäische Revolution, was wissen Sie Authentisches von der Sowjetunion?

Seit Jahren bebt die ganze Cordillere, von Columbien bis Südchile. Ich hörte an der pazifischen Bergküste nichts von dem berühmten Agenten aus Moskau, von den Rubelmillionen und den roten Bombenfabriken. Die gibt es gar nicht dort drüben. Es gibt noch nicht mal spürbare proletarische Organisationen, außer in Argentinien und Uruguay. Dennoch bebt die Cordillere. Obwohl keine hundert Mann in Südamerika Marx studiert haben oder die politischen Theorien Lenins, steigt Gärung auf im Stadt- und Landproletariat. In keinem andern Gebiet sah ich so deutlich die organische Entwicklung der Revolution, ihre Notwendigkeit und Unaufhaltbarkeit auch ohne Propaganda und Ideologie.

Von den meisten Aufständen in Südamerika hören wir hier nichts. Und wenn nicht diesmal ein deutsch-bolivianischer General beteiligt wäre, so hätten die Zeitungen die Sache mit ein paar Funkzeilen oder Kabelzeilen über New York abgemacht. Ich nehme an, daß der bolivianische Generalstabschef deutscher Herkunft nicht der letzte deutsche Offizier gewesen ist, der, selbstverständlich auf Seiten der Reaktion, in südamerikanische Affären verwickelt war. Was wollen diese Leute bei uns? fragten mich fortschrittliche Südamerikaner. Wir werden selbst mit uns fertig, und das deutsche Volk macht sich unbeliebt in Südamerika durch diese Ableger einer vergangenen Epoche, die hier, reichlich mit Gehältern gedüngt, lebendig bleiben, als befänden wir uns noch in der Kolonialepoche.

Nun ist Herr Kundt unters Dach der deutschen Gesandtschaft in La Paz geflohen. Er ist wieder Deutscher geworden,

da er die bolivianische Nationalität nicht mehr nutzbringend fand. Andern wird es ebenso gehen, und sie werden wie Herr Kundt zu dem Wandel südamerikanischer Sympathien für Deutschland beitragen, was noch fehlt, damit dieses riesenreiche Gebiet sich von uns abkehre. Mit unsrer offiziellen Liebe für die Kassen der USA., mit unsrer Zollpolitik, die beispielsweise die argentinische Getreidekrise rasch verschärft, mit der üblichen Mißachtung südamerikanischer Geistesleistungen und mit dergleichen mehr hat Deutschland ja schon alles Mögliche getan, sich die Zuneigung Südamerikas zu verscherzen. Mit einem komischen Ungeschick setzen unsre Leute auf die falsche Karte. Die sozial-ökonomische Wendung in ganz Lateinamerika kann jedes Kind spüren, das dort nur einige Wochen verbracht hat. Kampf um die Arbeitsfreiheit, Kampf gegen das Auslandskapital, Gärung überall und Ansätze zur Organisierung und Vereinheitlichung der Revolution. Der Krieg Bolivien-Paraguay war schon eine Ventilaktion. Man mußte sehen und Herrn Kundt veranlassen, den Befehl über die fortschrittmordenden Maschinengewehre, Flinten und Flugzeuge niederzulegen.

Bolivien ist das typische Beispiel der Verarmung unter dem Druck des auswärtigen Kapitals. Zinn, Kupfer, Petroleum, je mehr davon produziert wurde, desto weniger vom Werte dieser Produktion blieb im Lande. Die Schulden stiegen und die arbeitenden Menschen hatten weniger zu essen. Die Währung sank, seit der Export zu wachsen begann. Die Hauptindustrie Boliviens, die Zinnindustrie, tat sich mit dem amerikanischen Metall Guggenheims zusammen und Herr Patiño, der Zinnkönig des Landes, verzehrte seine Monatsmillionenrente vergnügt in Paris. William Braden, die Standard Oil Company, das amerikanische Eisenbahn- und Bankkapital, die Kemmerer-Kommission, die den Pump „wissenschaftlich" sichern soll, und andre Kraken mehr haben sich in Bolivien wahrhaftig nicht zwecks Steigerung des bolivianischen Reichtums niedergelassen. Alborta rief schon vor Jahren der Regierung Siles zu: „Die tausende Millionen von Potosi, Uncia, LLallagua, Oruru und Huanchaca, den wichtigsten Metallgebieten Boliviens, haben uns nicht mehr gebracht als den Ruf, daß Bolivien ein Land außerordentlicher Reichtümer sei. Aber diese Reichtümer sind nur nominell, sie gehen nach Europa und Nordamerika. Denn der Aktivsaldo unsres Exports ist tot für unsre Wirtschaft und zirkuliert nicht innerhalb unsrer Nation. Wie die Dinge augenblicklich sind, wirft der größte Teil der bolivianischen Minenindustrie nicht den geringsten Nutzen für unser Land ab." Alborta führt als weiteres Beispiel die Gummiindustrie an, deren Resultat für Bolivien bis heute gleich Null gewesen sei. Ruinen und Elend hätte die Pflanzung des „Goldbaumes" verursacht.

Die Behauptung, der jetzige Aufstand in Bolivien unter Galindo hätte die Wiederherstellung der präsidentialen Verfassungsperiode zum Ziel, trifft nur scheinbar zu. Gewiß wollte sich die Diktatur, etwa nach dem Muster der mexikanischen Diktatur Porfirio Diaz, festsetzen. Aber das war ja nur die Konsequenz der ökonomischen und sozialen Situation, die unter

dieser Diktatur zum Platzen herangereift war. Die Gründe liegen tiefer, und es sind dieselben Gründe in ganz Südamerika. Als Simón Bolivar, von dem Bolivien den Namen hat, vor mehr als hundert Jahren die Freiheit Südamerikas von Spanien erkämpft hatte, begann eine neue Bedrückung. Die politische Unabhängigkeit von Madrid war erreicht, nun aber drang das Kapital von allen Seiten ein und sog Renten auf Renten aus dem Land. Heute sind nordamerikanische Trusts die wahren Herrscher Boliviens, und die katholische Kirche denkt gar nicht daran, sich diesem Zustand zu widersetzen. Die Revolution geht daher gegen das auswärtige Kapital, gegen die Kirche und gegen die Regierungen und Elemente Boliviens, die diese beiden Bedrücker unterstützen. Die Reichtümer des Landes werden erst dann dem Lande selbst zugute kommen, wenn die Arbeit wirklich frei ist.

Mitten im Frieden

Nr. IV/1

Anmeldung von Einquartierung.

Von dem Inhaber der Wohnung usw. *Barmbeckerstraße 136*

Herrn/~~Frau~~ *Ernst Roters*

ist Quartier mit Verpflegung auf 1 Tag, und zwar von Dienstag, dem 22., auf Mittwoch, den 23. Juli d. J., zu stellen, für *einen* **Mann, ~~Unteroffizier, Feldwebel, Offizier; .... Pferde.~~**

Den Einquartierten sind die Quartierzettel abzufordern, da die Vergütung nur gegen Rücklieferung der Quartierzettel ausgezahlt wird.

Die vom Einquartierungsamt an den Quartiergeber zu zahlende Vergütung beträgt für einen Mann und einen Tag 2,70 RM., für höhere Dienstgrade entsprechend mehr.

Das Militär und das Einquartierungsamt legen großen Wert darauf, daß Ausquartierungen vermieden werden. Falls aber der Quartierpflichtige die bei ihm zur Einquartierung angemeldeten Soldaten oder Pferde in seinen Räumen zur Zeit nicht unterzubringen vermag und sie deshalb ausquartieren muß, so hat er nach dem Gesetz vom 29. November 1875 für ein in der Nähe liegendes, anderes geeignetes Quartier selbst zu sorgen und dieses neue Quartier dem Statistischen Landesamt, Einquartierungsamt, Klosterwall, Zimmer 52, unter Benutzung dieses Scheines bis zum 7. Juli d. J. anzuzeigen, damit die Beschaffenheit des Quartiers noch geprüft und über die Annahme oder Ablehnung entschieden werden kann.

Hamburg, den ......2...... Juli 1930.

Das Einquartierungsamt. L. S.

Antrag: Da es mir unmöglich ist, die angemeldete Einquartierung in meiner Wohnung unterzubringen, beantrage ich die Ausquartierung nach

Herrn/Frau ....

Wohnung (Straße, Nr., Stock): ....

Hamburg, den .... Juli 1930.

(Unterschrift des Antragstellers:) ....

Tausend Worte Lufthansa von Silex

Die schweren Angriffe, die unlängst gegen die Lufthansa vorgebracht worden sind, haben damit geendet, daß die ganze Affäre dem Reichsverkehrsminister, Herrn von Guérard, zur Untersuchung übergeben worden ist. Das ist ein Ergebnis und doch keins; denn man kann es zwar als Verdienst bezeichnen, wenn man eine Sache nicht zerschlägt in einem Augenblick, in dem man noch nichts andres an ihre Stelle zu setzen vermag, — man könnte es aber um nichts weniger als Verdienst bezeichnen, wenn man trotz allem darangeht, die Sache, die sich als unzulänglich und als eine Gefahr herausgestellt hat, zu vernichten, eben weil sie unzulänglich und weil sie eine Gefahr war.

Was ist überhaupt geschehen?

Es hat sich, kurz und klar gesagt, erwiesen, daß die immer wiederholten Versicherungen der Lufthansa, in ihrem Betriebe sei alles auf Sicherheit zugeschnitten und die Regelmäßigkeit komme erst in zweiter Linie, — daß diese Versicherungen nicht wahr sind. In der Praxis sieht das alles grundanders aus, und wenn die Hansa das dementieren wollte, indem sie ganz einfach, ihren Gepflogenheiten entsprechend, sagt: Es ist nicht wahr! so wollen wir ihr gleich entgegenhalten, daß noch im vergangenen Jahre ihr Direktor Milch bei den Gehaltsverhandlungen mit den Flugzeugführern versucht hat, eine Prämie auf die Regelmäßigkeit im Flugdienst einzuführen; als finanzieller Ausgleich sollte dafür die „Bruchprämie" in Fortfall kommen, also die Prämie, die den Piloten ausgezahlt wird, wenn sie eine bestimmte Strecke zurückgelegt haben, ohne „Bruch" zu machen. Auf eine kurze Formel gebracht: Es sollte also die Regelmäßigkeit prämiert werden auf Kosten der Sicherheit. Diese Regelmäßigkeitsprämie ist lediglich an dem geschlossenen Widerstand der Piloten gescheitert, nicht etwa an der bessern Einsicht des Herrn Milch. (Nachzulesen in den über diese Gehaltsverhandlungen geführten Protokollen.)

Es liegt aber weiter das vor, daß dieser Vorwurf gegen die Lufthansa nicht auf Grund eines Einzelfalles zu erheben ist sondern daß ihm eine ganze Reihe von Vorgängen zugrunde liegt, die sich durch alle Jahre des Bestehens der Hansa hinziehen, ohne daß je irgendetwas dagegen getan wurde.

Es liegt ferner vor, daß nicht etwa aus Nachlässigkeit oder aus Versehen nichts geschehen ist sondern mit voller Absicht, und weil es eben das System ist, nichts dagegen zu tun; weil es das System ist, unter allen Umständen regelmäßig und mit militärischer Bravour drauflos zu fliegen, und dabei von vornherein zu wissen, daß Menschenleben verlorengehen werden. Es ist überaus kennzeichnend, wenn noch kürzlich ein sonst als durchaus vernünftig bekanntes hervorragendes Mitglied der Süddeutschen Lufthansa die Äußerung nach Berlin gelangen ließ: es müsse noch viel mehr militärischer Schliff in die Fliegerei hineingebracht werden ...

Es kommt aber hinzu, und das ist das Gravierendste, daß alle diese Vorgänge schon lange einer ganzen Reihe von

Persönlichkeiten bekannt sind, auch mehreren Aufsichtsratsmitgliedern der Lufthansa, auch dem Vorsitzenden, Herrn von Stauß, ohne daß es irgend jemand für nötig gehalten hätte, darauf einzugehen. Und weiter, daß eine förmliche Sündenliste vor Wochen dem Herrn Reichsverkehrsminister überreicht wurde, und daß es auch dieser Herr, dem die Sache besonders am Herzen liegen sollte, nicht der Mühe für wert gehalten hat, auch nur einen einzigen Schritt zu tun, um nach dem Rechten zu sehen.

Das ist es ungefähr, was zu sagen wäre, und es soll sofort der Beweis dafür angetreten werden, daß nicht ein Wort zuviel gesagt worden ist.

Die Lufthansa ist 1926 ins Leben gerufen worden, und zwar durch Zusammenlegung der beiden damals bestehenden Luftverkehrsgesellschaften „Deutscher Aero Lloyd" und „Junkers Luftverkehr". Die ersten Taten der leitenden Persönlichkeiten bei der neugegründeten Lufthansa waren die, möglichst viele Leute aus dem „eignen Lager" herüberzuholen: die vom „Aero Lloyd" Gekommenen holten so ziemlich den ganzen „Aero Lloyd" zur Lufthansa herüber, die von Junkers Gekommenen so ziemlich den ganzen „Junkers Luftverkehr". Die Folge war, daß die neue Luftverkehrsgesellschaft von Anbeginn an einem ungeheuren Personalüberfluß litt. Für alle die Nutznießer dieses Drauflosengagierens mußten nun Posten und Pöstchen geschaffen werden, und es machte dabei gar nichts aus, daß die große Mehrzahl in Stellungen lanziert wurde, denen sie in keiner Weise gewachsen war. So ist es auch geblieben, auf diese Weise war es möglich, die Posten der Flugleiter und Flugplatzkommandanten mit den blutigsten Laien zu besetzen, während Piloten, die aus dem aktiven Flugdienst ausscheiden mußten, stempeln gehen dürfen. Und auf nicht viel andre Weise hat schließlich auch Herr Direktor Milch seinen Posten bekommen; Herr Milch, der an der Ostfront Artillerieoffizier war, eine Zeitlang angeblich Artilleriebeobachter war, und der durch einen glücklichen Zufall bei Kriegsende zum Postflugdienst nach Danzig kam, von hier aus zu Junkers „avancierte", kurze Zeit in Südamerika, dann Flugleiter bei Junkers war und dank dieser hervorragenden Vorbildung technischer Direktor eines der größten technischen Unternehmen in Deutschland wurde.

Nachdem alle Posten und Pöstchen glücklich besetzt waren, wurde also losgeflogen. Es ist ein gar nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst der wenigen (notabene: untergeordneten!) wirklich technisch gebildeten Leute bei der Hansa, daß nicht noch mehr Katastrophen in diesem merkwürdigen Betrieb passiert sind, als es ohnehin schon der Fall war. Es ist auch so schon des Schlimmen ungeheuer viel geschehen.

Ein gutes Jahr, nachdem die Lufthansa mit Ach und Krach geboren war, ereignete sich das fürchterliche Unglück, dem, mit sämtlichen Insassen des Flugzeugs, Botschafter Freiherr von Maltzahn und Hansapilot von Arnim zum Opfer fielen. Der Öffentlichkeit wurde später erzählt, daß es „bisher unbekannte Schwingungen" gewesen seien, die den Flügelbruch bei dem verunglückten Dornier-Merkur-Flugzeug herbeigeführt hätten;

in Wirklichkeit hat die Untersuchung ergeben, daß entgegen der Vorschrift, daß Flugzeuge und Motore nach hundertfünfzig Betriebsstunden grundüberholt werden müssen, das Unglücksflugzeug die Kleinigkeit von vierhundert Betriebsstunden hinter sich hatte, ohne daß es auch nur ein einziges Mal von den Kontrolleuren angesehen worden wäre. Herr Milch, der technische Direktor, und Herr von Gablenz, der Flugleiter der Lufthansa, die als die Schuldigen zu bezeichnen waren, sind heute noch im Amt, und der „Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt" in Adlershof, die dafür zuständig wäre, ist es gar nicht eingefallen, sich so um die Angelegenheit zu kümmern, daß sie aufgeklärt worden wäre. Im Gegenteil: die Herren der Versuchsanstalt liefen damals von Redaktion zu Redaktion, um die einzelnen Luftfahrtreferenten der Zeitungen davon zu überzeugen, daß tatsächlich kein Verschulden irgendeiner Person vorliege.

Nicht genug mit dieser einen Katastrophe — Herr von Gablenz sträubte sich gegen den Beschluß, sofort alle Dornier-Merkure aus dem Verkehr zu ziehen; er ordnete an, daß eine gewisse Anzahl dieser Flugzeuge trotz allem weiter fliegen sollte, und zwar — nur auf ausländischen Strecken.

Über diese Sache wuchs Gras; Herr von Gablenz widersetzte sich weiterhin der genauen Durchführung der Flugzeugkontrolle mit der Begründung, daß eine solche Kontrolle „das Flugplatzpersonal zur dienstlichen Lüge erziehe". Und er begnügte sich nicht damit, er „machte sich selbständig" und entzog sich und sein Ressort, soweit es irgend ging, jeder Aufsicht. Er brachte es fertig, daß die Flugzeug-Reparaturwerkstätten in Tempelhof aus dem Machtbereich der technischen Leitung, die in Staaken saß, herausgenommen und ihm unterstellt wurden.

Die Folgen dieser Großmannssucht des Herrn von Gablenz zeigten sich bald. Das Großflugzeug „Deutschland" stürzte ab und verbrannte, weil, wie sich hinterher (vertraulich!) herausstellte, der eine seiner Motoren mehr als das Doppelte der zugelassenen Betriebsstundenzahl hatte. Elf Großflugzeuge der Lufthansa wurden monatelang mit Gewichten von mehr als zehn Zentnern überladen, und es ist, wie alle Fachleute hinterher äußerten, hundertprozentiges Glück gewesen, daß nicht eine ganze Reihe von Katastrophen passiert ist. Das Groteske war jedoch, daß die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt selbst es war, die die Flugzeuge für das viel zu hohe Gewicht amtlich zugelassen hatte. Diese komische „Aufsichtsbehörde" korrigierte das „Versehen" allerdings später, aber sie hatte damit keinen rechten Erfolg mehr: Herr von Gablenz ging einfach hin, kassierte die neuen Zulassungsscheine, und ordnete an, daß die Flugzeuge mit der alten (viel zu hohen) Last weiterzufliegen hätten. Der liebe Gott ordnete an, und es geschah also. Wenn dabei mal ein halbes Dutzend Menschen umkam — na schön, im Kriege sind täglich viel mehr Menschen umgekommen, und kein Hahn hat nach ihnen gekräht.

Auch die Überlastung dieser elf Maschinen war kein Einzelfall. Der leitende Ingenieur der Hansa, Diplomingenieur

Doktor Grulich, einer der ältesten deutschen Flugtechniker und Flugpraktiker, hat selbst auf Inspektionsreisen eine ganze Anzahl solcher Überladungen festgestellt. Er hat sie auch, wie es seine Pflicht war, zur Kenntnis der hochmögenden Direktion gebracht, aber geschehen ist weiter nichts, als daß man — Herrn Grulich bei Gelegenheit hinauswarf.

In Tempelhof ist mehr als ein tödlicher Unfall vorgekommen, der sich bei einiger Gewissenhaftigkeit im Betrieb hätte vermeiden lassen. Der Pilot Steckahn stürzte, weil sein Flugzeug auf eine verbrecherisch leichtsinnige Weise überladen wurde; der Pilot Loeb, weil ihm der allmächtige Werkmeister, Herr Goller, trotz seiner vielfachen Bitten für seinen bockenden Motor einfach keinen andern gab. Loeb wurde mit einer total unzulänglichen Maschine auf die Reise geschickt und brach sich gleich nach dem Start das Genick.

Dieser Meister Goller, eine der Kreaturen des Herrn von Gablenz, hat schon einiges auf dem Kerbholz. Er wirtschaftet in Tempelhof herum, als ob alles zu seinem Privatvergnügen da wäre. Er nahm die Flugzeuge her und „reparierte" auf eigne Faust, er „änderte" und „verbesserte", daß es nur so eine Art hatte. Einmal hat er sogar in einem Großflugzeug (Junkers), ohne einen Sachverständigen zu fragen, den Laderaum vergrößert, und zwar so geschickt, daß die Ingenieure, als sie zufällig dazukamen, die Hände überm Kopf zusammenschlugen. Herr Goller erhielt auf solche Streiche hin, von denen sich eine ganze Menge aufzählen lassen, aber nicht etwa eine Zurechtweisung — im Gegenteil: er ist in Tempelhof Herrscher, und die Piloten wissen ein Lied von ihm zu singen.

*

Das wäre ein kleiner Auszug aus dem Sündenregister der Lufthansa; aber es ist nur ein Teil und noch nicht einmal der schwerwiegendste. Es ist immer wieder darauf aufmerksam gemacht worden und durch das Zeugnis alter und erfahrener Flieger bewiesen, daß die Lufthansa respektive ihre Außenstellen die Piloten zum Fliegen unter allen Umständen zwingen. Wie groß grade in dieser Hinsicht die Mißstimmung bei den Fliegern ist, geht aus folgender kleinen Episode hervor: Bei einer Besprechung, zu der anläßlich der ersten Angriffe gegen die Lufthansa die Piloten von der Hansadirektion geladen worden waren, sagte Herr Milch: „Wer von den Piloten sich zum Fliegen gezwungen fühlt, der muß eben entlassen werden." Worauf ihm ein langjähriger Pilot entgegnete: „Herr Milch, dann müssen Sie fünfzig Prozent Ihrer Piloten entlassen!"

Der Mann, der sich diese Bemerkung dem allmächtigen Direktor gegenüber erlaubt hat, kann unbesorgt sein: er bekommt bei nächster Gelegenheit seine Entlassung. Herr Milch führt eine schwarze Liste, auf der mißliebige Piloten bis zum blauen Brief ihr Dasein fristen, und es ist ein offenes Geheimnis, daß als Folge der Angriffe, die in der Öffentlichkeit gegen die Lufthansa erhoben worden sind, schon ungefähr zwölf Flieger in Aussicht genommen worden sind, die zum

Herbst verschwinden sollen. Einer der ältesten Verkehrsflieger, verdienter Flugkapitän, aber keiner von den „Bequemen", ist bereits fristlos entlassen worden. Herr Milch kann es sich leisten, und wie gut er seine Leute in der Hand hat, beweist der Umstand, daß der Verkehrsminister bisher auch noch nicht einen Handschlag getan hat, um die Anklagen gegen die Hansa zu klären. Dagegen weiß alles, was im Verkehrsministerium Ohren hat, zu hören, welcher Art die Dinge sind, die Herrn von Guérard zur Untersuchung vorliegen. Es ist eine blutige Komödie, die Herr Milch der Öffentlichkeit seit Jahren vorführt, und die Öffentlichkeit merkt nicht mal, daß dieser Herr Milch kein Techniker ist, auch kein verdienter Organisator sondern nur ein meisterlicher Drahtzieher und Komödiant.

*

Zum Schluß noch ein Wort über die Luftfahrtabteilung im Reichsverkehrsministerium, die ganz nach dem System Lufthansa mit Geheimräten besetzt ist statt mit Flugpraktikern, und die auch dementsprechend arbeitet. Von allem, was gegen diese Abteilung vorzubringen wäre (und was nicht wenig ist), soll an dieser Stelle nur eins gesagt werden, weil es unmittelbar auf den Betrieb der Lufthansa zurückwirkt: es betrifft die Ausbildung des Nachwuchses. Auf Veranlassung der Luftfahrtabteilung werden seit Jahr und Tag viel mehr Piloten ausgebildet als auch nur entfernt unterzubringen sind. Es wird ins Blaue hinein ausgebildet, und dann werden die jungen Flieger auf die ältern losgelassen. Die Lufthansa sieht das nicht ungern, denn auf diese Weise hat sie immer die Auswahl und kann es sich erlauben, mit den Piloten umzuspringen, wie sie will. Es soll hier durchaus nicht die übrigens ganz unsinnige und laienhafte Auffassung von den „Primadonnenallüren" der Flugzeugführer aufgegriffen oder gar verteidigt werden, aber es muß doch einmal gesagt werden, daß die Piloten diejenigen sind, mit denen der Luftverkehr steht und fällt. Ihnen sind Hunderte und Tausende von Menschenleben in die Hand gegeben und nicht den Herren Direktoren am grünen Tisch, nicht den Herren Flugleitern, die einfach zum Fliegen kommandieren, nicht den Herrn Aufsichtsräten, die sich Gott weiß wie groß vorkommen und von allem, was gespielt wird, nicht die Bohne verstehn. Es sollte also wohl auch selbstverständlich sein, daß die Flieger wie verantwortliche Menschen behandelt werden und nicht wie Muschkoten. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß man nicht eine unheimliche Menge von Piloten großzieht und dann die Auswahl trifft nach dem Grundsatz: Wer am wenigsten aufmuckt, wer gut das Maul hält und hübsch strammsteht und pariert, der hats am besten.

Dazu gehört weiter, daß man endlich einmal etwas für die Piloten tut und dafür sorgt, daß sie nicht, wenn sie eines schönen Tages nicht mehr fliegen können, auf der Straße liegen. Das ist nämlich viel leichter zu machen als gemeinhin angenommen wird: man braucht nur alles, was bis heute noch an Laien in diesem ganz und gar technischen Betrieb steckt, auszusieben und den Betrieb endlich mal Fliegern in

die Hand zu geben; nur muß einer da sein, der darauf sieht, daß nicht nur versprochen sondern auch ausgeführt wird. Wie bisher mit den Piloten umgesprungen wurde, ist eine Schande, und auf solche Weise kann kein sicherer und guter Flugverkehr zustandekommen.

*

Resümee: Es muß mit der Laienwirtschaft bei der Lufthansa aufgeräumt werden. In die Lufthansa gehören Ingenieure und nicht ehemalige Offiziere, die sich von ihren Adjutanten erst sagen lassen müssen, ob eine Landung gut oder schlecht ist.

Die Verantwortlichen für die bisherige Mißwirtschaft bei der Hansa, vor allem die Herren Milch und v. Gablenz, müssen verschwinden, und zwar sofort.

Die Lufthansa muß in die Hände von Männern gegeben werden, die Gewähr dafür bieten, daß sie keine militärischen Mätzchen machen sondern den Betrieb so aufziehen, wie man es von einem Verkehrsunternehmen zu verlangen hat.

Reich und Staat haben die Aufsicht über die Lufthansa zu übernehmen, die sie auf Grund der Aktienmajorität verlangen können, und haben diese Aufsicht so zu führen, daß nicht, wie es bisher der Fall war, unerhörte Gelder auf unerhörte Weise verpulvert werden. Die Lufthansa wird von den Geldern des Steuerzahlers unterhalten, und der Steuerzahler kann verlangen, daß sein sauer erarbeitetes Geld nicht einfach veraast wird.

Weiter ist mit aller Dringlichkeit zu verlangen, daß die Luftfahrabteilung im Ministerium endlich mit Praktikern besetzt wird. Die bisherige Wirtschaft hat nur dazu geführt, daß uns die Luftfahrt von Jahr zu Jahr mehr Geld kostet und daß wir von Jahr zu Jahr weniger davon haben. Bekannt ist nur, daß hinter der Luftfahrtabteilung geheimnisvolle Kräfte stehen, denn so oft auch schon der Anlauf genommen wurde, hier Änderung zu schaffen, so oft ist es beim Alten geblieben. An einem bestimmten Punkt hörten all diese Bemühungen auf, und die ewigen Zöpfe sind immer wieder in Amt und Würden bestätigt worden.

Nicht zum mindesten muß Durchgreifendes für die wirtschaftliche Sicherung der Piloten geschehen. Es geht nicht an, daß alle möglichen Posten durch Laien besetzt werden, und die Piloten, die sich das Anrecht auf solche Posten in schwerem und langem Dienst erworben haben, in den Mond sehen. Statt aber hier einzugreifen, sitzen die geheimrätlichen Luftfahrer im Ministerium und knobeln seit Monaten darüber, wo um Gottes willen sie neue Kompetenzen für die Luftpolizei ausgraben können; für die Luftpolizei, die schon heute rund hundert Prozent zuviel an Kompetenzen hat. Mit den Fliegern steht und fällt der Luftverkehr, und es stellt ihnen ein gutes Zeugnis aus, aber es ist deshalb nicht minder bedauerlich, daß sie so lange geschwiegen haben.

Moskau 1930 von Heinz Pol

IV.

Bücher und Gefängnisse

Trotz der Hast, mit der der Moskauer durch die Straßen eilt, in den Autoomnibussen sich drängelt und sein Essen verschlingt, ist die Zahl der lesenden Menschen in der Öffentlichkeit auffallend groß. Am auffälligsten die Tatsache, daß nur ein ganz geringer Prozentsatz dieser auf der Straße und in den Restaurants Lesenden sich über eine Zeitung beugt, ganz im Gegensatz zu Berlin etwa sind es meist Zeitschriften und vor allem Bücher, denen er seine Aufmerksamkeit widmet.

Ich sprach schon von den zahlreichen, sehr großen Buchläden, die man überall in Moskau erblickt, und vor deren Auslagen die Menschen sich stauen, als gäbe es ohne Karten Butter. Den russischen Verlegern scheint es also besser zu gehen als den deutschen? Das kann man wohl behaupten, um so mehr als sich herausstellt, daß es fast gar keine russischen Verleger mehr gibt sondern daß wieder einmal der Staat seine Hand auf dieses Gewerbe gelegt hat. Es gibt also, von wenigen kleinen wissenschaftlichen Privatverlagen abgesehen, nur noch einen Staatsverlag, vielmehr, da Sowjetrußland eine Föderation von sechs autonomen Republiken ist, so existieren sechs Staatsverlage. In Moskau befindet sich der größte, nämlich der Staatsverlag der RSFSR. Man zeigte mir ihn mit Stolz und Genugtuung, denn er ist der „größte europäische Verlag, wenn nicht überhaupt der größte Verlag der Welt". Die modernen Moskauer, in vielen Dingen schon überraschend schnell amerikanisiert, lieben es, mit derartigen Epitheta um sich zu werfen.

Nun, dieser größte Verlag der Welt — er ist untergebracht in irgendeinem uralten scheunenartigen Gebäude, es überfällt einen Schrecken und Mitleid, wenn man durch die wackeligen alten Zimmer schreitet, die ausgefransten Bücherstände erblickt, die altmodischen Schreibtische, die mehr als primitiven Bureaueinrichtungen. Aber wenn man nach einer Stunde diesen alten, wackeligen Kasten verläßt, spürt man im Rücken jenes ein wenig beschämende Gefühl größter Hochachtung vor der geistigen Leistung, die keines Rahmens bedarf und keiner Fassade. In einem Jahr wird man vielleicht diesen Satz nicht mehr aufrechterhalten können: in diesen Tagen beginnt man in Moskau ein riesiges, ganz modernes Gebäude für den Staatsverlag zu errichten.

Ich weiß sehr wohl: manches, was ich hier über Moskau berichtete, gibt es auch anderswo, gibt es vor allem auch im fascistischen Italien. Auch da Begeisterung der Massen, pompöse Umzüge, ein gewisses Solidaritätsgefühl und eine begeisterte Jugend. Aber wo bleibt die geistige Leistung des Fascismus? Die Theater in Italien sind noch schlechter als sie es früher waren, die italienische Literatur von heute und das Interesse für sie steht weit unter dem Niveau des übrigen Europas. In Moskau aber sieht die Sache denn doch etwas

anders aus: ich glaube nicht daran, daß die Bevölkerung unter der Knute einer blutigen Diktatur seit Jahren zittert und vollkommen vertiert ist, wenn ich erfahre, daß der Staatsverlag, und es ist ja nur einer von sechs in ganz Rußland!, seit 1919 158 Millionen Exemplare lediglich schöngeistiger Natur hergestellt und verkauft hat. Wenn ich weiter erfahre, daß man vor einiger Zeit eine kleine billige Romanserie zum Preise von vierzig Kopeken das Stück herausgibt, und daß die Mindestauflage jedes dieser Bücher (Romane älterer und ganz moderner Autoren des In- und Auslandes) fünfzigtausend beträgt. Wenn ich weiter erfahre, daß die Mindestauflage der Klassikerausgabe fünftausend beträgt, fast immer aber eine Auflage von zwanzigtausend erreicht worden ist. Wenn ich weiter erfahre, daß die Kinderbücher, die schönsten Kinderbücher, die ich je gesehen habe, in Erstauflagen von zwanzig bis fünfzigtausend gedruckt werden. Wenn ich weiter erfahre, daß bisher über vierzehn Millionen Exemplare von Lenins Werken und von denen von Marx, Engels und Plechanow je rund eine Million Exemplare verkauft wurden. Wenn ich weiter erfahre, daß der Staatsverlag bisher rund hundertfünfzig Millionen Lehrbücher für die Schule gedruckt hat und rund zweihundert Millionen politischer Massenliteratur. Der berühmte Bauernbrief Stalins zum Beispiel vom März dieses Jahres erschien in einer Auflage von sechs Millionen.

Ein kleiner magerer Beamter führte uns durch die einzelnen Bureauräume des Verlages, zeigte uns die Bücher und warf uns mit seiner trockenen Stimme die Millionenziffern ins Gesicht. Die Bücher sind ausgezeichnet gedruckt, faßlich in der Form, ganz modern in der Ausstattung, sehr häufig illustriert.

Auch das Gefängnis in einer nördlichen Vorstadt Moskaus, das man uns mit nicht minder großem Stolze zeigte, sieht von außen trübe aus. Ein sechzig Jahre alter Kasten, ziemlich kleine Höfe, enge Fenster, schmale Korridore. Aber was ist denn das? Es herrscht ja ein gräßlicher Lärm auf den Korridoren, Menschen stehen herum und schwatzen oder laufen geschäftig hin und her, die Türen zu den Zellen stehen weit offen, wahrhaftig, da raucht doch einer eine Zigarette. Revolte im Zuchthaus? Nein: moderner Strafvollzug.

Wir haben auch in Preußen einen modernen Strafvollzug, den modernsten der Welt, wie man uns sagt. Es ist nicht zu leugnen, daß er seine Vorzüge hat und in vielem moderner und humaner ist als unsre Rechtsprechung. Aber wie mittelalterlich mutet das Dreistufensystem gegenüber dem System der völligen persönlichen Freiheit in den Gefängnisräumen an, wie ich es in den moskauer Gefängnissen sah. Auch besteht kein Arbeitszwang. Die Folge ist, daß die meisten selbstverständlich arbeiten, denn die Arbeitslöhne sind hoch, etwa zehnmal so hoch als die in den preußischen Gefängnissen. Ferner bekommen die Insassen dieses moskauer Gefängnisses wo nur bis zu drei Jahren Verurteilte sitzen, im Jahr eine Woche Urlaub; wenn sie sich besonders gut geführt haben, sogar zwei Wochen. Um diesen Urlaub kämpfen bekanntlich die Anhänger eines modernen Strafvollzugs in der übrigen

Welt seit Jahrzehnten vergeblich. Der Leiter des moskauer Gefängnisses versicherte uns, daß bisher jeder von diesem Urlaub zurückgekehrt sei. Im übrigen herrscht Selbstverwaltung der Gefangenen im Hause: man wählt eigne Aufseher, eigne Lehrer, es gibt besondere Kulturkomitees, selbstverständlich eine große Bibliothek und vor allem ein Theater. Diese Einrichtungen befinden sich in neu ausgebauten Flügeln des Gefängnisses. Hier ist Luft, Licht und Weite. Schließlich schreiben und drucken die Gefangenen eine eigne tägliche Zeitung, über welche die Gefängnisbehörde keinerlei Zensur ausüben darf, ebenso wenig wie über die Briefe, welche die Gefangenen, so oft sie wollen, schreiben und empfangen dürfen. Von dem Geld, das sie durch Arbeit verdienen, werden 25 Prozent abgezogen, den Rest erhalten sie bei der Entlassung ausgehändigt. Da der Verdienst dreißig bis fünfzig Rubel im Monat betragen soll, muß die Endsumme oft recht erheblich sein.

Man wird sofort einwenden: hier hat man euch eine potemkinsche Musteranstalt gezeigt, die übrigen russischen Gefängnisse sehen anders aus. Der Einwand ist richtig und falsch. Selbstverständlich hat man uns eine Musteranstalt gezeigt. Aber erstens tut das jedes Land auf der Welt, und zweitens hat man uns in Moskau kein Hehl daraus gemacht, daß es sich hier um eine Musteranstalt handle. Den Fremden, der nach Deutschland kommt, wird man selbstverständlich in die moderne Zuchthausanstalt von Brandenburg führen, damit er unsern Strafvollzug kennen lerne, und nicht etwa in eines der teilweise sehr großen, noch halb mittelalterlich geführten Anstalten der tiefern Provinz.

(Keine Phrase ist dümmer als die von den potemkinschen Dörfern, die einem ausgerechnet nur von den Bolschewisten vor die Nase gesetzt würden. Was zeigt denn das Käse-Auto den Fremden in Berlin? Ich habe sicherlich nicht viel mehr als die Fassade von Moskau gesehn, aber die habe ich mir ziemlich genau angesehn.)

Amerikanisches und Unamerikanisches

Vielleicht konnte ich doch hier und da einen Blick hinter die Fassade werfen. Dann schien mir, als spiele sich auf dem geistigen Felde ein von den Beteiligten kaum bemerkter Kampf um eine neue Linie ab, deren Lauf und Maß grade erst in seinen Umrissen bemerkbar wird. Wie wird der neue Mensch in Rußland aussehen? Ich habe ja nur die Moskauer kennen gelernt, aber auch an ihnen, an ihrem Tempo, an den Neubauten der Häuser, an den Theatern und Filmen, den Autos und Versammlungen kann man erkennen, daß man nach einer „Neuorientierung" ringt. Um mich ganz präzise auszudrücken: fast alles, was nicht typisch russisch in Moskau ist, ist nicht etwa europäisch sondern amerikanisch. Die jungen Leute, soweit ich sie kennen lernte und soviel ich von ihnen hörte, werfen den Blick nicht mehr sehnsüchtig hinüber nach dem Westen sondern wie fasziniert hängen ihre Augen an den technischen Wunderwerken des fernsten Ostens, der U.S.A.

Und diese selben jungen Leute sind es auch, die in ihrem Benehmen nichts typisch Russisches mehr haben. Tag und Nacht sind sie beschäftigt, und wenn sie etwas auf der Welt in Begeisterung versetzen kann, so ist es die Beschreibung einer neuen Maschine. Wenn du sie fragst: „Aber was wird aus der Lebensmittelversorgung Moskaus?", so zucken sie gleichgültig die Achseln und antworten: „Im nächsten Monat rollen wieder fünfhundert neue Fords an!"

Die Überschätzung der Maschine und der Technik ist — weil sie ihnen ja fehlen — grenzenlos. Ich sah in einem Kino einen Film, den ein russischer Regisseur im vorigen Sommer in Deutschland und vornehmlich in Berlin aufgenommen hatte, eine sehr geschickte Reisereportage. Die paradiesischen Bilder vom lustwandelnden Kurfürstendamm, vom tanzenden Dachgarten des Eden-Hotels, das Publikum blieb völlig kalt. Dann aber kam eine Szene von irgendeiner berliner Großwäscherei: eine elektrische Maschine, die in wenigen Sekunden ein Oberhemd wusch, plättete und zusammenlegte. Da rutschten die Leute vor Staunen, Bewunderung und Neid erregt tuschelnd auf den Sitzen hin und her. Ich übertreibe nicht.

Und ich übertreibe auch nicht, wenn ich erkläre, daß die Theater und Kinohäuser in Moskau zu den stärksten und interessantesten Eindrücken gehören. Hierher drang nicht die Amerikanisierung. Diese Intensität der Schauspieler, diese Anteilnahme eines Publikums, das Abend für Abend dreißig große Theater und mindestens ebensoviele große Kinohäuser füllt, diese Lebhaftigkeit, mit der man in den Pausen miteinander diskutiert, Bühnen- und Filmzeitschriften studiert oder die Ausstellungen, die sich in jedem Foyer befinden, besichtigt — alles das sind Vorgänge, die wir nur mit Neid betrachten können. Denn hier ist etwas sehr Wichtiges gelungen, nämlich eine große nationale Tradition zu erhalten, fortzuführen und für ganz neue Ideen fruchtbar zu machen. Das System hat sich durchgesetzt, nicht weil es Wolkenkratzer baut und amerikanische Wagen durch die Straßen rollen läßt sondern weil Tag für Tag die politischen und gesellschaftlichen Ereignisse der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit und ihre geistigen und seelischen Fragen gesprochen, gesungen, gefilmt, ausgestellt und auf Plakaten dargestellt werden.

Aber dieses gewiß sehr schöne Bild wäre nicht vollkommen ohne eine recht schlimme Beobachtung, die ich gleichzeitig machen mußte: Die Isoliertheit der Massen von allen politischen Dingen und Begebenheiten außerhalb Rußlands führt zu einer ganz falschen, ja vielleicht verhängnisvoll falschen Beurteilung der Welt. Diese schiefe Einschätzung wird anscheinend offiziell noch gefördert, denn anders ist es gar nicht zu erklären, daß gebildete Moskauer einem die Lage in Deutschland ungefähr so auseinandersetzen, als ob wir zwei Monate vor der Revolution stünden und die KPD. die ausschlaggebende Rolle einer Massenpartei mit vielen Millionen Anhängern spiele. Und sie lassen sich durchaus nicht eines bessern belehren.

Auf falscher Bahn?

Ich maße mir nicht an, ein fertiges Urteil über Rußland zu fällen, weil ich mich ein paar Tage in Moskau aufhielt. Was ich als privater Spaziergänger sah und hörte, war erregend, rührend, wunderbar und nur ganz selten enttäuschend. Zum Schluß sah ich, daß diese heißtolle, energiegeladene Stadt dem flanierenden Fremden doch nichts bieten kann, er muß sich entweder in den Kreislauf der Dinge einordnen oder wieder abreisen. Ich kam mir überflüssig und snobistisch vor.

Als ich zurückkam, lag das erste Buch der drei Rußland-Bücher Panait Istratis „Auf falscher Bahn" auf meinem Schreibtisch. Es sollte, wie man sich zuflüsterte, die große Abrechnung des Bolschewisten mit dem Bolschewismus sein. Istrati war ungefähr soviel Monate in Rußland, wie ich Tage in Moskau. Man sollte annehmen, daß er etwas zu berichten hätte. Aber es stellt sich heraus, daß er verblüffend wenig gesehen hat oder in der langen Zeit seines Aufenthalts alles wieder vergaß, was er am Anfang sah. Aber das ist nicht das Wichtige. Wichtig ist nämlich der Fall Istrati überhaupt nur, weil es sich hier um eine Generationsfrage handelt. Istrati mag, was allerdings kaum anzunehmen ist, von seinem hemmungslosen Geschimpfe gegen Rußland, das ihn sechzehn Monate lang tun und lassen ließ, was er wollte, innerlich überzeugt sein: er hat einfach nicht die Berechtigung, über Dinge und Menschen zu urteilen, die er nicht versteht, weil er für seine Person noch im Zeitalter der Postkutsche lebt. „Man erwarte von mir nicht, daß ich mich für die Bohrungen begeisterte, ich kenne das aus meinem eignen Heimatlande, es ist nichts als Petroleum. Man braucht es heutzutage nur noch, um das Hurenvolk der Welt zu Lande und in den Lüften herumzukutschieren und die Saat des nächsten Weltgemetzels auszustreuen." So beginnt Istratis Beschreibung von Baku, einem der größten Ölhäfen der Welt! Da hört jede Diskussion auf. Seine entwaffnend ahnungslosen Lamentationen über den wirtschaftlichen und geistigen Aufbau eines Landes im zwanzigsten Jahrhundert stellen nur eine Belästigung des Lesers dar, der durchaus bereit gewesen wäre, einen sachlich fundierten Angriff gegen die Sowjets zu studieren.

Frühstück in Stolpcze

Der russische Grenzort heißt Negoreloje. Man kommt dort morgens um sieben an, unausgeschlafen und sehr hungrig, aber das dürftige Bahnhofsrestaurant hat nur ein bißchen dünnen Tee und zwei, drei Schnitten Brot, die sofort verkauft sind. Mit böse knurrendem Magen fährst du über die Grenze, der erste polnische Ort heißt Stolpcze. Eine Stunde Aufenthalt. Und nun kommt die große Überraschung: im funkelnagelneuen Bahnhofsrestaurant erwartet dich fix und fertig eine märchenhafte Frühstückstafel. Auf jedem Platz zwei schon fertig gekochte Eier, daneben ein Korb noch dampfenden Gebäcks, dreierlei Marmeladen, Honigtöpfe, Wurst, Schinken, Servietten, Tischtücher, für jeden Gast ein Kellner,

endlich wieder richtiger schwarzer Kaffee. Und das Ganze kostet nur ein paar Zloty, nicht der Rede wert. Schon sitzt du und kaust und trinkst.

„Es ist doch etwas andres, wieder in Europa zu sein," sagt eine halbe Stunde später neben mir der deutsche Diplomkaufmann, sich den Mund abwischend und die fünfte Tasse Kaffee eingießend. Zwölf Stunden vorher hatte er mir in Moskau gestanden, er würde am liebsten für immer in Rußland bleiben, er sei gradezu überwältigt vom Sozialismus. Er war es sicherlich auch. Aber das erste polnische Frühstück hat ihn wieder zur Raison gebracht.

„Das kommt hier öfter vor," flüsterte mir beim Zahlen der deutschsprechende Kellner zu und lächelte verschmitzt die geleerten Teller und Tassen an.

Kronprinzenpalais von Ernst Kállai

Die Sonderausstellung der Neuerwerbungen hat ihre Schuldigkeit getan. Es war alles beisammen zu sehen, was den modernen Bestand der Nationalgalerie erweitern sollte. Die Rekrutenparade fand vielfachen Widerspruch. Justi könnte mit Recht sagen: „Wie mans auch macht, immer ist es falsch." Der eine sieht ihn besinnungslos jeder neuen Mode nachrennen, für den andern ist er im Gegenteil viel zu vorsichtig und zaghaft. Schön. Aber wo wird es besser gemacht? Was erlebt man etwa, wenn man eine Ausstellung wie die Erste Freie Kunstschau besucht (von der Großen Berliner ganz zu schweigen), in der Hoffnung, etwas zu sehen, Bild oder Plastik, das unserm Leben verbunden, anregend und kraftvoll sein könnte? Hier und da ein vereinzeltes Aufleuchten, hoffnungslos verschüttet und verschlammt von einer Massenansammlung vollkommen gleichgültigen sogenannten Könnens oder auch Nichtkönnens. Man fühlt sich in eine Gesellschaft lebender Leichen, in die deprimierende Sinnlosigkeit eines verstaubten Trödelladens versetzt. Nicht zuletzt durch die, in diesem Fall allerdings durchaus angemessene, architektonische Unmöglichkeit der Unterkunft im frühern japanischen Botschaftshaus, in dieser finstern Maulwurfshöhle, euphemistisch „Palais" genannt. Und das soll ein Überblick über eine gegenwartsbewußte lebendige Kunst sein? Dabei müßte doch grade die aus der Juryfreien hervorgegangene Kunstschau solchen Überblick bieten können. Dies wäre doch ihre eigentliche Funktion, unterschiedlich von dem gesetzten Tun und Lassen der Akademie und der Sezession, unterschiedlich auch von den Kunsthandlungen, die das Neue schließlich zumeist doch nur in der Form von Kollektivausstellungen Einzelner pflegen. Aber der Nachwuchs, um den die Juryfreie so eifrig bemüht ist, verkam von Jahr zu Jahr schlimmer. Diesmal läßt er vollends nur auf tote Winkel, kümmerliche Hinterhöfe, bescheidene Einschränkungen der Kunst blicken. Es ist gradezu peinlich, die paar positiven Ausnahmen in solcher Umgebung anzutreffen, und erlösend, wenn man vor dieser ohnmächtigen Freiheit der viel zu Vielen flüchtend, in dem exklusivern aber ungleich interessantern Kreis — der Musealen des Kronprinzenpalais landet.

Paradoxerweise ist tatsächlich dieses Museum die einzige lebendige berliner Kunststätte, von der aus ein Höhenblick über die heutige Gesamtlage der bildenden Kunst zu gewinnen ist. Gewiß läßt sich über die Verteilung der bewertenden Akzente streiten. Gewiß fehlt noch dies und jenes: die Malerei strengster Flächenspannung

(Mondrian), konstruktiver Gegenständlichkeit (Lissitzky), dichterischer Farben- und Formenabstraktion (Kurt Schwitters, Otto Nebel), es fehlt die Plastik reinster Raumgestalt (Gabo), um nur Einiges zu nennen. Es fehlt auch der Surrealismus, aber schließlich ist ein Museum keine Kunsthandlung, ein gewisses Abwarten ist auf jeden Fall nötig und gesund. Die Wendung zur „neuen Herzlichkeit", das heißt zur alten Biedermeierei ist ja sowieso mit ziemlicher Übereilung allzu eifrig mitgemacht worden. Immerhin steht diesem sentimentalen Aufguß großväterlicher Rezepte ein gesicherter reicher Bestand von Werken des Expressionismus und andrer revolutionärer Strömungen gegenüber, während in den üblichen berliner Ausstellungen, die einen Weg durch heutiges Schaffen zeigen wollen, hinzugerechnet die von Westheim veranstalteten Ausstellungen junger Künstler, eine ausgesprochene Reaktion, ein vermanschtes juste milieu dominiert.

Nun ist die Ausstellung der jüngsten Neuerwerbungen im Kronprinzenpalais aufgelöst, die einzelnen Werke sind ihrer geistig-formalen Zugehörigkeit nach dem frühern Bestand eingeordnet worden. Erst durch diese Einordnung greifen die neuen Bilder und Plastiken an der richtigen Stelle in das Gesamtbild der Galerie ein. Erst jetzt ist eine genaue Feststellung darüber möglich, wo, in welchem Fall dieser Eingriff eine Verstärkung, eine wirklich intensivierende Auffüllung der Bilder- und Skulpturenfront erbracht hat. Von Kirchner zum Beispiel gab es schon eine ganzen Raum. Trotzdem ist der Neuerwerb des Bildes „Meister der Brücke" von 1910 ein Hauptreffer, weil es im tiefen Blaulicht seiner Farben die romantisch verklärten Sehnsüchte der Vorkriegszeit mit der gleichen Herrlichkeit offenbart wie „Der Turm der blauen Pferde" von Franz Marc etwa. Auch von diesem großen Kriegsopfer der deutschen Kunst ist jetzt ein weiteres Bild zu sehen, doch leider kein repräsentatives. Dafür hängt im selben Raum das neuerworbene umfangreiche Gemälde von August Macke, dem Freund und Geistesbruder von Franz Marc. Nicht so verzaubert und weltentrückt, eine Freilichtmalerei von gesammelter, vertiefter Sonnenglut aller Farben, beglückend-sinnenfroh, heiter und idyllisch. Ausgezeichnet, daß Feininger mit Franz Marc und August Macke im gleiche Raume hängt, denn er ist trotz aller kühlen kristallinischen Präzision seiner Bildmittel ein Träumer der norddeutschen Landschaft und ihrer alten Städte. Das neue Bild von ihm (Lieblingsmotiv: Segelboote) ist vibrierend und schlank-graziös wie der Flügelschlag einer Libelle. Von Nolde ein schönes Bild, das vorerst jedoch nicht als Bereicherung zu wirken vermag. Jedenfalls so lange nicht, bis im gleichen Raum der gewaltige Flügelaltar des Künstlers untergebracht ist. Der Titel „Christus und die Sünderin" mag gläubige Seelen mit religiöser Andacht erfüllen. Eigentlich aber sind alle figuralen Bilder Noldes maskierte Blumenstilleben. Ihre dämonischen Züge sind nicht gottbesessen, sondern naturwütig. Ihre inbrünstige Farbenglut lockt wie ein Urgestrüpp exotischer Giftblüten. Von Hofer gibt es jetzt sechs Bilder im Kronprinzenpalais. Mehr als reichlich, besonders wenn die Ankäufe so wenig glücklich sind wie auch diesmal. Allerdings ist das Bildnis der Madame Bailhache dabei, ein Bild von der seltsamen, ein wenig traurigen Anmut, die Hofer seinen Frauengestalten mitunter zu geben weiß. Der Reiz dieser von des Malers Hand gleichsam befangen und scheu-zärtlich gestreichelten Gestalten liegt darin, daß ihre schmiegsamen Rundungen immer gegen ein sprödes Flächengefüge kontrastieren. Hofer hat bedeutende konstruktive Qualitäten. Konstruktive Qualitäten, aber noch reiner, entschiedener: das ist es, wovon das Kronprinzenpalais noch lange nicht genug besitzt. Trotz der neuen Ankäufe, die zum Teil grade in dieser Richtung Wichtiges hereinbrachten. So Willi Baumeister, so Jankel Adler: zwei bedeutende Bilder. Juan Gris, Oskar Schlemmer und Moholy-Nagy dagegen sind nicht in bester

Form gekauft worden. So wenig wie Kandinsky, Klee und Kokoschka. Schade, besonders im Falle Gris und Schlemmer, von denen das Kronprinzenpalais weiter nichts besitzt. Moholy-Nagys raffinierte ästhetische Aufmachung ist ja zumeist nur Blendwerk fürs Auge, ohne wesentlichen Gehalt. Auch Oskar Moll, der sein Vorzeichen Matisse neuerdings in das Vorzeichen Kubismus umgetauscht hat, bleibt zuletzt doch nur gefälliges Flächenarrangement. Bindung in der Fläche ist gewiß das A und O moderner Malerei. Aber nur, wenn sie nicht zu leicht genommen wird. Die extrem-andre Art, das Bilderkomponieren leicht zu nehmen, heißt Otto Dix. Er könnte den Rahmen um sein Däublerporträt genau so gut auch gegen Däubler in natura halten. Der Ausschnitt, den man auf diese Weise von der fulminanten Leiblichkeit des Dichters zu sehen bekäme, wäre auch nicht unbildmäßiger. Schön und gut diese Wendung zum Gegenständlichen, aber es genügt nicht, das Motiv wie eine Mehlsackstudie „herunterzumalen". Auch wenn es wie hier mit olympischen Andeutungen geschmückt und idealisiert wird. Dix ist der sächsische Ideenmaler von links, ein grimmiges Pendant zu Max Klinger. Doch wenn er schon in Gottes Namen ins Kronprinzenpalais gehören soll, so ist das Däublerbildnis jedenfalls repräsentabel in allem, was diesen rabiaten Neuakademiker so ungenießbar macht. Ein ganz andrer Fall Paul Kleinschmidt, der inmitten der gepflegten Harmlosigkeiten der berliner Sezession als gefährlicher Widersacher dazustehen pflegt, ein Stier im Porzellanladen.

Ungleich geringer an Zahl die neuerworbene Plastik. Der Messingkopf von Rudolf Belling ist ein Hauptwerk konstruktiver Kunst und das Beste, was dieser Bildhauer je hervorgebracht hat. G. H. Wolff, Gerhart Marcks und Ewald Mataré: drei Bildhauer von hoher Idealität und strenger Geschlossenheit der Form. Doch erwecken diese Ankäufe den dringenden Wunsch, von den gleichen Künstlern so bald wie möglich noch mehr und noch Wesentlicheres zu sehen. Die hockende Frauenfigur von Edwin Scharff ist Zuckerwerk in Marmor.

Das wäre alles? Nein. Die Hauptsache kommt noch, die mußte für das Ende aufgespart werden. Auch bei der Besichtigung der Neuerwerbungen kommt man zuletzt immer wieder auf dieses Bild zurück. Es ist ein Picasso reifsten, geklärtesten Stils. Lässigerweise einfach „Laute, Fruchtschale und Buch" benannt. („Stilleben" wäre allerdings eine Beleidigung.) Der Titel hört sich fast wie ein Kennwort an, das hinter gleichgültigem Laut etwas unendlich Bedeutsames zu verbergen hat. Man müßte all die Leute, bei denen herabwerfende Bemerkungen über abstrakte Kunst nachgerade zum guten Ton gehören, vor dieses Bild führen. Es ist erfüllt vom warmen Herzschlag echter naturverbundener Lyrik, dabei geistig von überlegener leuchtender Klarheit. So einfach und groß komponiert, daß seine bezwingende Schönheit über vier, fünf Galerieräume hinweg ungebrochen in die Ferne strahlt. Eine königliche Kunst.

Das Fest der Handwerker von Morus

König Drewitz

Nachdem der Landbund seinen Teil hat, kommt die Wirtschaftspartei dran. So kurios es klingt, die Regierung der starken Männer, das Kabinett der Kriegsgeneration wird gegenwärtig beherrscht von dem randalierenden Kleinbürgertum, das sich den kühnen Namen Wirtschaftspartei zugelegt hat. Der Bäckermeister Drewitz regiert die Stunde.

Es hat sich also doch gelohnt, daß die Handwerker den Kirchenrechtslehrer Bredt in die Wilhelmstraße geschickt

haben. Nicht, als ob der Professor Bredt persönlich das Staatsschiff lenkte. Dieser gescheite und interessante Außenseiter, der innerlich mit der Wirtschaftspartei soviel zu tun hat wie das Kirchenrecht mit dem Schrippenbacken, entfaltet als Justizminister eine höchst erfreuliche Untätigkeit. Das ist das Beste, was er tun kann. Denn es wäre gewiß nicht erstrebenswert, von diesem Kabinett auch noch eine Justizreform zu bekommen. Aber ohne die zweiundzwanzig Fraktionsgenossen des Herrn Bredt geht es nicht, und dadurch gelingt es der Drewitz-Innung, eine Vorlage nach der andern zu ihren Gunsten durchzudrücken.

Den Anfang machte die Wiedereinführung der mittelalterlichen Warenhaussteuer, eine Unsinnigkeit, über die es außerhalb der Wirtschaftspartei von links bis rechts eigentlich keine Meinungsverschiedenheiten gibt. Nr. 2 und um vieles kostspieliger war die Reduzierung der Biersteuer, von der niemand einen Vorteil hatte außer den Gastwirten, die nun den Bierpreis nach oben abrunden können und sich die zweihundert Millionen einstecken, die das Reich mühsam durch andre Steuern eintreiben muß. Daß das finanzpolitisch vollendeter Unfug ist, wird von keiner Seite mehr bestritten. Aber weder Moldenhauer noch Dietrich wagten, gegen diesen Unfug etwas zu unternehmen, denn sonst wäre die Wirtschaftspartei abgesprungen, und mit der Regierung Brüning wäre es aus gewesen.

Immerhin blieb noch die Möglichkeit, die Biersteuergewinne der Gastwirte den Gemeinden zu überlassen, die es in dem bevorstehenden Arbeitslosenwinter nicht leicht haben werden. Aber auch daraus soll nichts werden. Aus primitivem Klassenhaß — anders läßt es sich nicht erklären — drängt die Volkspartei darauf, daß die Gemeinden eine Kopfsteuer erheben und den Ärmsten wie den Reichsten gleichmäßig sechs Mark oder mehr abnehmen. Daß die Kopfsteuer eine typische Sklaven- und Negersteuer ist, die es in keinem zivilisierten Lande mehr gibt, wurde hier schon vor Wochen gezeigt. Inzwischen haben die Demokraten mit anerkennenswerter Deutlichkeit sich gegen die Kopfsteuer und für die Gastwirtssteuer in Form einer Schankverzehrabgabe eingesetzt. Der preußische Finanzminister Höpker-Aschoff, den Herr Brüning eben noch mit allen Mitteln für das Reichsfinanzministerium zu gewinnen suchte, hat sachkundig dargelegt, daß die Kopfsteuer auch fiskalisch eine der übelsten Steuern ist, weil sie den Finanzämtern eine Unmenge Arbeit verursacht und die Einnahmen daraus in einem krassen Mißverhältnis zu den Verwaltungskosten stehen. Aber auch dieses Argument wird voraussichtlich nicht durchschlagen. Denn die Wirtschaftspartei ist zugleich die Gastwirtschaftspartei, und ihr Druck auf die Regierung Brüning ist stärker als der Einfluß der Demokraten auf ihren Parteigenossen Dietrich.

Neben diesen Großtaten für die benachbarten Gewerbe, die der Wirtschaftspartei die Wahl finanzieren, vergißt der Bäckermeister Drewitz aber auch sein eignes Handwerk nicht. Eine der wenigen vernünftigen Maßnahmen auf dem Gebiet der Getreidewirtschaft war der Vorsatz, das traditionelle

Fünfzigpfennigbrot abzuschaffen. Die Bäcker machen es nämlich nicht anders als die Gastwirte. Sie runden den Preis nach oben ab, egal, wieviel ihnen die Herstellung der Ware kostet. Infolgedessen merkte in den Städten kein Mensch etwas von dem Sinken der Roggenpreise. Getreide und Mehl konnten noch so billig werden, das Brot blieb gleich groß und kostete immer fünfzig Pfennig. In dem neuen Brotgesetz war vorgesehen, daß künftig Brot wie jede andre Ware nach Gewicht verkauft werden soll. Mit andern Worten, auch die Bäcker sollten reell angeben, was sie den Kunden fürs Geld liefern.

Diesen Zwang zur Ehrlichkeit sah die Wirtschaftspartei als einen unerträglichen Eingriff in die Gewerbefreiheit an. Sie verlangte die Ausmerzung des Preisparagraphen, eine Kampfabstimmung wurde veranstaltet, und da die andern Regierungsparteien sekundierten, erreichte sie mit 185 gegen 183 Stimmen ihr Ziel. Das Publikum soll, wie bisher, im Unklaren darüber gehalten werden, wieviel das tägliche Brot kostet. King Drewitz hat es so gewollt.

Ministerversorgung

Als Herr Moldenhauer den Beamtenvertretern seinen Notopferplan ankündigte, erklärte er ihnen mit schönem Pathos, das ihm eigen ist, in dieser schweren Zeit müßte Jeder Opfer bringen. Er, zum Beispiel, habe, als er Minister wurde, mehr an Einkommen geopfert, als sämtliche anwesenden Beamten jemals an Gehalt erreichen würden.

Tief gerührt nahmen sie von diesem Opfermut des obersten deutschen Finanzbeamten Kenntnis, an dessen heroischer Größe nicht zu zweifeln war. Denn Herr Moldenhauer gab sich, bevor er Minister wurde, offiziell zwar nur als ordentlicher Professor der Versicherungswissenschaft aus, das heißt: als ein Beamter mit 12 bis 15 000 Mark im Jahr, wozu noch 9000 Mark steuerfreie Abgeordnetendiäten kamen. Aber man wußte, daß Moldenhauer als Gutachter allerlei Nebeneinnahmen hatte, daß er sich als Treuhänder bei Versicherungsgesellschaften betätigte, und daß er im Aufsichtsrat der I. G. Farbenindustrie saß. Die I. G. Farben aber hat im letzten Jahr ihren 46 Aufsichts- und Verwaltungsratsmitgliedern an Tantiemen nicht weniger als 3,2 Millionen Mark zukommen lassen; und wenn Herr Moldenhauer auch nicht grade zu den prominentesten und bestbezahlten Herren der I. G.-Verwaltung gehörte, so wird er es in seinem Jahreseinkommen wohl ohne Mühe auf eine sechsstellige Zahl gebracht haben. Es grenzte also schon an Selbstaufopferung, diese lukrativen Posten aufzugeben und statt dessen für 36 000 Mark Gehalt, 3600 Mark Wohnungszuschuß, 8000 Mark Aufwandsentschädigung, freies Auto und etliche andre Vergünstigungen, alles in allem für powre 50 bis 60 000 Mark Reichsminister zu spielen.

Moldenhauer tats trotzdem. Vielleicht reizte ihn außer der Ministerwürde noch etwas andres. Im selben Augenblick nämlich, wo er Minister wurde, erwarb er einen Pensionanspruch nicht mehr auf Grund seines Professorengehalts sondern auf der Basis seines Ministergehalts. Statt der 10 000

Mark, die er sonst nach seinem 65. Lebensjahr bekommen hätte, dürfte er sich, auch wenn er sofort wieder gestürzt wurde, bis an sein Lebensende 30 000 Mark auszahlen lassen. Herr Moldenhauer konnte in seiner Versicherungstabelle gleich ablesen, wieviel die Sonderrente wert war, die ihm als gesundem Vierundfünfziger für die Übernahme des Reichswirtschaftsministeriums dargeboten wurde.

Wenige Wochen, nachdem er ins Kabinett Hermann Müller eingetreten war, brachten Hilferding und Severing ein neues Ministerpensionsgesetz ein. Es enthielt für die sozialdemokratischen Minister, die vordem nicht Beamte gewesen waren und auch die sonst zur Pensionierung notwendigen zwei Ministerjahre noch nicht abgedient hatten, wesentliche Verbesserungen. Fortan sollten alle Minister ebensolange vom Reich Pension erhalten, wie sie im Kabinett gesessen hatten, Männer über Fünfzig sogar doppelt so lange. Für die alten Beamten, wie Moldenhauer, von Guérard, Dietrich aber bedeutete das Gesetz eine wesentliche Verschlechterung. Denn der widersinnige Passus, daß die Pension sich nach dem Ministergehalt nicht nach dem frühern Beamtengehalt bemessen soll, wurde endlich aufgehoben. Damit jedoch alle Kabinettsmitglieder, die gelernten Beamten und die gelernten Politiker etwas davon hätten, wurde es den amtierenden Ministern freigestellt, sich die Pensionsart auszusuchen, bei der sie besser abschnitten. Darf man sich da noch wundern, daß der opfermütige Herr Moldenhauer nach seinem Fiasko als Finanzminister die wohlerworbenen Anstandspflichten außer Acht ließ und nur noch die wohlerworbenen Rechte geltend machte, daß er statt 10000 Mark 30 000 Mark beanspruchte?

Daß der Opfermut andrer Patrioten nicht größer ist als der des Herrn Moldenhauer, hat die jüngste Reichstags- und Reichsratsdebatte ergeben. Abgeordnete und hohe Ministerialbeamte bekämpften um die Wette den sozialdemokratischen Antrag, Pensionen überhaupt auf 12 000 Mark zu begrenzen. Prompt begann auf allen Seiten das alte Lied: Wenn man anfängt, die Pensionen zu kürzen, werden die besten Kräfte dem Staat verloren gehen. Als ob es darauf ankäme. In den andern parlamentarisch regierten Ländern, in England, in Frankreich, gibt es keine Ministerpensionen.

Daß in Deutschland so etwas möglich ist, erklärt sich daraus, daß bei uns noch immer die Vorstellung besteht: die wahre Erleuchtung der Politik muß aus jenen höhern Sphären kommen, wo die Wirtschaftsführer wohnen. Daher soll denn auch der Staat versuchen, wies die Wirtschaft eine Zeitlang mit den begabten Ministerialbeamten machte: die Männer der Wirtschaft durch hohe Gehälter und Pensionen magnetisch anzuziehen. Die Parallele ist in mehrfacher Hinsicht ein Trugschluß. Vor allem aber: war die Galerie der Wirtschaftsführer, die das Opfer brachten und in die Regierung gingen, die Reihe von Cuno bis Moldenhauer, wirklich so überragend, daß es für den Staat lohnt, sich deshalb größere Unkosten zu machen?

Nekrolog für den Maler E. H. von Erich Kästner

Ach, er war ein guter Maler,
doch ein schlechter Steuerzahler.
Denn sein Bilderstapel stand
still mit dem Gesicht zur Wand.
Einsam war der Mann und bald
fünfundvierzig Jahre alt.
Und er wagte nicht mehr, offen
auf sein bißchen Glück zu hoffen.
Schulden, die er nie bezahlte,
saßen rings im Atelier.
Sinnlos war es, daß er malte!
Und sein Leben tat ihm weh.

*

Als er keinen Mut mehr hatte,
stopfte er zerpflückte Watte
in die Tür- und Fensterspalten,
um das Zimmer dichtzuhalten.
Danach schrieb er ein paar Briefe,
zur Erklärung der Motive.
Und im weiteren Verlauf
drehte er den Gashahn auf.
Krank und müde vom Getue
um die goldne Gunst der Welt,
setzte er sich nun zur Ruhe,
wenn auch ohne Ruhegeld.

*

Eine Woche saß die Leiche
ungestört in ihrem Reiche.
Bis der Herr Portier erschien;
denn nur der vermißte ihn.
Paar Bekannte standen stumm
später um das Grab herum.
Ohne Blechmusik und Predigt
wurde hier der Rest erledigt.
Alle Augen blieben trocken.
Hinterher, im Stammcafé,
fragte Einer ganz erschrocken:
„Wer nimmt nun das Atelier?"

*

Bemerkungen

Julius Hart

Bestrebt, einem eben Gestorbenen, von dessen Namen und Werk immerhin noch einige Generationen wissen werden, den würdigenden Abschiedsgruß zu stilisieren, durchblättre ich in aller Eile Konversationslexikon, Eduard Engels Geschichte der deutschen Literatur und die lyrischen Anthologien, die das Wesenhafte des Kulturkämpfers, Philosophen und Dichters in gedrungener Form bewahren mögen, da mir Julius Harts Bücher selbst leider nicht zur Hand sind. Nirgends aber finde ich den Julius Hart, den ich kenne und liebe, überall nur seine Einordnung in ein etikettiertes Fach, abgeschlossene Urteile, Feststellung seiner Verdienste um den Kampf derer, die 1890 jung waren, Karteivermerke zur naturalistischen Dichtung und zur Kulturentwicklung des Deutschlands um die Jahreswende. Am meisten wundert mich, daß von den prachtvollen Gedichten Julius Harts so wenige in den lyrischen Auswahlbänden zu finden sind, die den Nachfahren in Versen den Extrakt der Zeit zu geben versprachen. Ich muß schon das eigne Gedächtnis zu Hilfe nehmen, um auf die Gefahr, falsch zu zitieren, den Dichter sprechen zu lassen, der den Menschen und Menschenfreund Julius Hart ganz und gar in sich einschließt. Mindestens ein Vierteljahrhundert habe ich die Verse nicht mehr gelesen oder gehört; aber es sind Verse, die immer haften bleiben, wenn man den Mann kannte, der sie schrieb, und wenn man sein Wesen in ihnen lebendig weiß. „Nicht wehe den Gerichteten! Ich sage: Wehe den Richtern! Weh allen, die des Rechtes schwere Wage in schwachen Menschenhänden führen!" So etwa fing das Gedicht an, das mir in Erinnerung ist als eines der schönsten Bekenntnisse eines Weltverbundenen, der alles zu verstehen schien, und der bestimmt niemals etwas verziehen hat. Denn verzeihen kann man nur, was man als Schuld verurteilt. Julius Hart aber schloß sein Gedicht: „Nennt es nicht Schuld, daß wir nur Menschen sind!"

In seinen der Weltdurchleuchtung gewidmeten Büchern „Der neue Gott" und „Die neue Weltanschauung" — ich besitze sie leider nicht und ich finde, es geschähe ein Unrecht gegen Julius Hart, liefe man, um ihn zu ehren, zur Staatsbibliothek — hat er wahrscheinlich keine undurchdringlichen Verschlingungen logischer Irrtümer der Philosophie mit der Axt seines All-Einheitsgedankens entwirrt und gelichtet, aber er hat, ewig verliebt in Sonne und Erde, in Natur und Menschheit und dabei ewig im werbenden Kampf um seine Verliebtheit, scharfsichtiger Kritiker und gefühlstrunkener Weltumarmer zugleich, was er als Dichter hymnisch besang, als Denker begrifflich befestigen wollen. Und blieb doch ganz Dichter als Philosoph, blieb Dichter erst recht, als er, vereint mit seinem ältern Bruder Heinrich Hart, den feierlich-fröhlichen Versuch unternahm, Gefühl und Gedanken, Gedichtetes und Erträumtes in sinnhafte Wirklichkeit umzusetzen.

Das im Jahre 1900. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt und pantschte in einer Apotheke am Wedding Tinkturen zusammen. Die Einrichtungen der staatlich geregelten Welt gefielen mir nicht. Ich besuchte sozialdemokratische Versammlungen und ärgerte mich, weil dort alles schrecklich gesetzt herging. Den Arbeitern wurde von den Leuten da oben, die zum „Bureau" gehörten, erklärt, wie miserabel es ihnen gehe. Ich fand, daß das die Arbeiter wohl selber besser wüßten als die würdigen Männer auf der Estrade. Ich dachte, mit Theorien noch nicht vertraut, darüber nach, ob sich die Arbeiter nicht anders helfen könnten als durch Annahme von Resolutionen, die immer schon fertig in die Versammlungen mitgebracht worden

waren; die Leute am erhöhten Tisch rochen meinem ahnenden Gefühl nach Auguren. Da erfuhr ich, daß einige Menschen sich zusammengetan hätten, um, frei von den Bindungen des staatlichen Lebens, losgelöst von den Sitten und Gebräuchen der in unvernünftige Gesetze eingezwängten Gesellschaft, ihr Dasein nach eignen Neigungen zu ordnen, in brüderlicher Verbundenheit Habe und Arbeit zu teilen, der Mitwelt ein in Kunst und Freude, in Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit vereintes Dorado des praktischen Sozialismus „vorzuleben". Das war die von Heinrich und Julius Hart begründete „Neue Gemeinschaft", der ich mich mit Begeisterung und mit allem Kapital meiner Jugend, meines Tatendranges und meiner Zukunfterfülltheit hingab.

Die Brüder Hart, weise und vergnügt, ihren Anhang mit kritischer Menschenkenntnis durchschauend und doch jedem kindlich vertrauend, schwelgten in Lustgefühlen des Schöpfereifers. Heinrich mehr Skeptiker aber von starkem Pathos heitern Glücks bewegt, Julius ganz Hymniker, jubelnd berauscht von der Menschwerdung der Idee und mit Lachen und sich überstürzenden Worten an all und jedem die Wahrheit von der Überwindung der Gegensätze, vom All-Ich und vom Welt-Ich beweisend — so beflügelten sie den Überschwang der Jugend, die zu ihnen kam, die Welt zu stürzen. In der Neuen Gemeinschaft fanden sich vielerlei Menschen zusammen. Fast alle Künstler und Dichter der Moderne von damals, denen die Harts in den Kritischen Waffengängen den Weg gebahnt hatten, kamen als Gäste, als Helfer, als Förderer, entzückt von der strahlenden Freude, die die Harts allen mitteilten, von der Atmosphäre von Kunst und Freiheit, oder auch neugierig, amüsiert und unterhaltungsbedürftig. Die Jugend aus allen Kunstsphären war da, besonders die vom Theater — und ich erinnere mich des Stolzes, mit dem ich den Auftrag von Julius Hart entgegennahm, drei junge Schauspieler, die bei Brahm am Deutschen Theater spielten, zu bitten, bei einer Feier in der Neuen Gemeinschaft die Rezitation zu übernehmen. Sie hießen Friedrich Kayßler, Max Reinhardt und Gertrud Eysoldt.

Aber um die Harts sammelten sich noch andre geistige Kräfte. Die Sozialisten waren dort anzutreffen, die 1890 in der sozialdemokratischen Partei revoltiert hatten, die als die „Jungen" ausgeschlossen waren und aus denen sich dann die anarchistische Bewegung Deutschlands herausgebildet hatte, und viele Arbeiter, die mit ihnen dem freiheitlichen Emanzipationskampf des Proletariats ergeben waren, zumal Jugendliche, suchten in diesem Kreise Erholung, Anregung und Befriedigung romantischer Sehnsüchte. Mir ging in der Neuen Gemeinschaft der Sinn des anarchistischen Gedankens auf, da ich dort den Mentor meines Dienstes an der Zukunft fand: Gustav Landauer. Als später die Pläne der Neuen Gemeinschaft dank mancherlei spießerhafter Einflüsse verwässerten, trat ich, Landauers Beispiel folgend, mit demselben Eifer in Opposition, den ich zuvor den Illusionen gewidmet hatte.

Heinrich und Julius Hart haben das Fiasko der Neuen Gemeinschaft nicht verschuldet. Der Gedanke selbst, die großen Gegensätze des sozialen Geschehens mit

spielerischen Experimenten überwinden zu wollen, war illusionistisch. Was aber durch den Versuch erreicht wurde, war statt einer Klärung der Anschauungen eine Läuterung vieler Herzen, bewirkt durch das Beispiel von Dichtern, die wie Heinrich und Julius Hart, wie Peter Hille und noch manche andre jener „Neuen Menschen" nicht nur Literatur vermehrten sondern durch den rührenden Versuch, Dichtung in Leben zu verwandeln, den Glauben an menschliche Reinheit lebendig werden ließen.

Julius Hart hat seinen Bruder um vierundzwanzig Jahre überlebt. Ihm galt der Gegensatz von Leben und Tod so wenig, daß er Heinrich Hart, der wahrlich sein Zwillingsbruder im Geiste war, sicher bis zuletzt lebend neben sich empfunden hat. Was Julius Hart uns Jungen vor dreißig Jahren an Kampflust und Vertrauen zu einer Zukunft der Gerechtigkeit und Gemeinschaft, an Enthusiasmus und innerer Fröhlichkeit im Beispiel gezeigt hat, das ist auch uns bis jetzt lebendig geblieben und kann von seinem Tode nicht betroffen werden.

Erich Mühsam

Ein humaner Vorschlag

Im Staatsgefängnis zu Albuquerque (Nordamerika) harrt der wegen Mordes zum Tode verurteilte Chinese Woo Dak San auf den elektrischen Stuhl. Man stellt an ihn das Ansinnen, er solle sich dem amerikanischen Arzt Doktor Polk Richard zu einem Experiment zur Verfügung stellen, wofür er dann, gewissermaßen als Belohnung, zeit seines Lebens blind, blind als unmittelbare Folge des Experiments, im Gefängnis verbleiben dürfe. Doktor Richard glaubt, ein Mittel gegen die Trachoma, eine Augenkrankheit, gefunden zu haben, und will dieses an dem Chinesen ausprobieren, der ja „zweifellos ein besseres Versuchobjekt sei als ein Kaninchen oder eine Maus". Um das Mittel anwenden zu können, müssen dem Chinesen Trachoma-Bakterien ins Auge geführt werden, die eine Erblindung zur Folge haben.

Für den Anhänger der Todesstrafe mag dieser Erpressungsversuch des Arztes, denn anders läßt sich das nicht bezeichnen, eine „Gnade" bedeuten. Die Frage, ob es besser ist, tot zu sein oder blind im Gefängnis auf den Tod zu warten, gehört zu jenen Dingen, die jeder Einzelne auf Grund seiner Gesamthaltung zu Leben und Tod für sich entscheiden muß. Was hier interessiert, ist die Frage, ob ein Mensch sich opfern lassen muß zum Wohle seiner Mitmenschen.

Für den Gegner der Vivisektion vergreift sich der Vivisektor am Leben. Hier, wo es sich um Tierexperimente handelt, gehört das Opfer einer niedrigern Kategorie an als der Mensch, der den Nutzen von dieser Opferung hat. Aber Mensch bleibt Mensch. Abgesehen davon, ob der Chinese wirklich ein geborener Verbrecher, also auf irgendeine Weise von der Gesellschaft abzukapseln ist, bleibt die Forderung, ein Mensch niederer Stufe habe sich für die höhere

Stufe opfern zu lassen, für uns indiskutabel. Wer sich anders entscheidet, darf sich über den Nationalisten und Imperialisten nicht beschweren. Denn dieser argumentiert, daß ein hochgeartetes Volk nicht nur das Recht sondern sogar die Pflicht habe, in seinem eignen Lebensinteresse die Existenz niedrigerer Völker zu vernichten. Für den nun, der die Gleichberechtigung der Nationen anerkennt, ist die Gleichberechtigung der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft, ihr gleiches Recht auf Leben, eine Selbstverständlichkeit. Für ihn ist es eine empörende Anmaßung, wenn jener amerikanische Wohltäter verlangt, das Augenlicht des Chinesen zerstören zu dürfen, da es sich ja „nur um einen Verbrecher" handle. Wir müssen konsequent bleiben, auch wenn wir etwa noch länger auf ein Mittel gegen die Trachoma warten müssen.

Ist man sich über diese prinzipielle Frage klar, so bleibt übrig, das Vorgehen des Arztes als ein ganz besonders schofles zu kennzeichnen. Ein Mensch, der den sichern Tod vor Augen hat, soll diese hergeben, um jenem zu entgehen. Eine üblere Ausnutzung einer Zwangslage ist wohl selten begangen worden.

Wer ist übrigens dieser Doktor Polk Richard? Steht hinter dem Vorschlag eine Kapazität oder gehört, was wahrscheinlicher ist, Herr Richard zu jenen Sensationsjägern, die mal acht Tage von sich reden machen wollen, selbst wenn ein armer Teufel vielleicht dreißig Jahre lang blind hinter Kerkermauern die Kosten dieser Sensationsgier zu tragen hat?

Walther Karsch

Der Tiger

Ich lese wenig Romane und die wenigen selten aus; den von Frey fraß ich. (A. M. Frey: ‚Das abenteuerliche Dasein'; bei Kiepenheuer.) Hier ist nichts real, alles auf einer Ebene des Sarkastisch-Phantastischen, in einer Sphäre dämonischer Ironie überreal. Unter Bildnern würden vergleichbar sein: James Ensor und Kubin — wäre Frey nicht heiterer, lässiger.

Der Autor, angeblich sechsundneunzigjährig, schreibt seine Biographie, und er beginnt mit der Versicherung, daß er sich bis zu seiner Geburt zurückerinnere, ein Vorteil, angeblich der beißenden Kälte zu danken, die ihn anpackte, als er den Leib seiner Herstellerin verließ. Nämlich hundert Kilometer vom Südpol entfernt habe seine Mutter ihn, den von einem Rifkabylen außerehelich Empfangenen, in einem Schneehäuschen mit blaugrün irisierenden Eisfenstern zur Welt gebracht. Da sie ohne Milch war und keine Kuh zugegen, wurde das Neugeborene von Olly, der Weddelrobbe, gesäugt, einer eigens zu diesem Zweck und mühelos gezähmten Seekuh. Welche, Jahrzehnte später, in einem Variété zu Bukarest auftritt und von dort zu den Kerguelen schwimmt. In diesem Stil das ganze Buch: die Monade als Nomade, raketenrasch; Tier und Mensch flitzt wie der Blitz kreuz und quer durch Meere und Kontinente. Das Ökonomische versteht sich dabei immer von selbst. Der Roman ist höchst marxlos.

Zwischen die grausig-putzigen Abenteuer eingelassen: eine Druse kostbarer Aphorismenkristalle. (Etwa: „Arbeiten ist Beweis von Oberflächlichkeit; der tiefe Mensch hat keine Zeit dazu." Oder: „Mitleid ist eine verdächtig billige Sache. Mitfreude wäre besser, aber sie kostet dich mehr. Im Mitleid frißt sich Schadenfreude satt. Aber der Mitfreude tritt das Untier Neid in den Weg." Oder: „Welch ein Glück, wenn ersehnte Dinge nicht und nie eintreten. Man kann unübertrefflich von ihnen träumen.")

Eine Kreuzung aus Münchhausen und Poe, mit einem Schuß Freud; Robinson und Palmström gespenstern in der Nähe; manches zwischendurch wirkt wie zwinkernd travestierter Edschmid. Ausschweifende Phantasie, die über das Schauerliche oft ins Alberne springt, mischt sich mit

nihilistischer Philosophie zu einem Drink seltener Art. Dabei niemals die Devise: Nehmense grotesk, det hebt Ihnen; vielmehr entwuchert alles wirklichem Künstlertum, echter (mildbittrer) Nachdenklichkeit

Am meisten ergriff mich die Geschichte von dem genialen Tiger in der Menagerie des Zirkus Bogdanoff zu Kiew. Dieser Tiger, nicht dressiert, entschließt sich eines Tages, auf den Hinterpranken zu gehen, die Kappe des Wärters durch die Gitterstäbe zu angeln, sie aufs Haupt zu setzen und einen Zigarettenstummel, den ein witziger Besucher in den Käfig geworfen hatte, zwischen die Raubtierzähne zu klemmen, ... und ist keine Bestie mehr. Das geht so tagelang. Die Gelehrten stehen vor einem Rätsel, der Menageriebesitzer sackt märchenhafte Haufen Geld ein. Bis, ohne ersichtlichen Anlaß, der Tiger wieder zu seiner Natur zurückfindet und weder Peitsche, Eisenstachel und Wasserstrahl noch gebratene Tauben und lebende Rehkitzchen ihn zur Wiederholung seiner weltaufwühlenden untigrischen Manöver anreizen können. „Der Bengale Suliman blieb schlichter Tiger." Das Rätselhafte des Genies und das Grauenhafte seines Versagens, des plötzlichen Ausbleibens jenes Surplus gegenüber der Durchschnittspotenz — nie fand ichs, bei aller Kindischkeit, bestürzender dargestellt.

Oder wie findet man, daß der Erzähler, um „das Tempo des Tropischen der Tropen zu verdoppeln", auf den Galapagos-Inseln ein Treibhaus errichtet? Oder auf dem Balkan ein Ährenfeld einseift wie einen Stoppelbart?

Aber der Grund, weshalb ich das Buch in mein Herz schloß, hat mit seinem Phantasto-Charakter gar nichts zu schaffen. Der Grund steht in dem Kapitel ‚Die Schulbänke der Welt'. Dort wird gesagt, daß die gesamte Lehrerschaft der Welt sich mit junger blühender Haut abgibt, um sie zu totem Leder zu gerben. Vielmehr nein, eben nicht, gerade so wird das keineswegs gesagt. Sondern: „... neun Zehntel der gesamten Lehrerschaft der Welt gibt sich ab ..."; „elf Zwölftel werden deshalb Jugendbildner, damit sie Machtgelüste befriedigen können". Dieser Verzicht aufs Lapidare; dieser gerechte Komplikationismus, der, um der anständigen Minderheit nicht durch Verallgemeinerung wehzutun, den Schnörkel „neun Zehntel", den Schnörkel „elf Zwölftel" zieht; diese intellektuale Redlichkeit, die, auf den demagogisch-stilistischen Effekt pfeifend, die Welt um keinen Grad einfacher nimmt, als sie ist, hat meine Liebe über alle Grenzen zwischen ethikopolitischer Kunst und spielerischer.

Kurt Hiller

Hört mal:

das geht natürlich nicht, allerwerteste Kollegen, daß ihr eure selbsterfundenen Witze neuerdings mit besondrer Vorliebe berühmten Leuten in den Mund legt. Früher wars Meier und Schulze, die sich auf der Straße trafen, heute muß es mindestens Max Halbe und Frank Wedekind sein, die sich in einem wilden Café anpflaumen. Oder Oscar Wilde trifft eine Dame der Gesellschaft ... und jetzt kommt ein Paradox, das der Verfasser unter seinem eignen Namen wahrscheinlich nie losgeworden wäre, das aber unter literarischer Deckung noch in irgendeiner Humorecke hängen bleibt. Schämt euch, so was macht man nicht. Du sollst den Namen deines Nächsten nicht unnützlich führen, besonders dann nicht, wenn er tot ist und sich gegen eine geistig minderwertige oder charakterentstellende Anekdote nicht mehr wehren kann. Und wenn ihr glaubt, mit einer gelungenen Pseudo-Anekdote hättet ihr euren eignen Esprit als gleichwertig erwiesen, so daß die Namenvertauschung quasi eine wirtschaftliche Maßnahme und also nur eine Formalität sei, so wäre dazu zweierlei zu sagen: einmal ist es ein gewaltiger Unterschied, ob einer ein Bonmot

zwischen Tür und Angel findet, oder erst nach stundenlangem Drücken am Schreibtisch; und zweitens ist die (mögliche) geistige Gleichwertigkeit eines Momentes noch lange nicht die Gleichwertigkeit des ganzen geistigen Ablaufes, den man Leben nennt. Mancher hat schon mal ein Gedicht gemacht, das so schön wie Rilke ist; aber Rilke hat Dutzende solcher geschrieben, und mancher nur eins.

Also haltet eure Anständigkeit zusammen und preßt die Toten nicht anekdotisch aus. Die Lebenden werden euch, wenn ihr lügt, schon selbst aufs Dach steigen. *Ezzelino*

Grenzen

I

Die Brennerbahn ist elektrifiziert worden; die Nord- und Südstrecke gleichzeitig. Aber: die Deutschen und Oesterreicher nahmen Einphasenwechselstrom; die Italiener zogen Dreiphasendrehstrom vor. Fünf Meter voneinander entfernt enden die beiden Leitungen: dazwischen ist ein Vakuum, das Nichts — die ‚Grenze'.

Immerhin: in friedlichen Zeiten kann der internationale Verkehr auch vor diesen „technischen" Schwierigkeiten nicht Halt machen: auf der zweihundert Meter vor dem Brenner liegenden neuerbauten österreichischen Grenzstation „Brennersee" halten die großen Schnellzüge etwa zwanzig Minuten: eine kleine Dampflokomotive wird vorgespannt; für eine Strecke von fünf Metern.

II

Bei Kufstein, an der Grenze der Deutschen Republik (genauer: des Freistaats Bayern), siehst du linkerhand auf einem Felsen ein riesengroßes schwarzes Hakenkreuz; und darunter an der Bahnstrecke ein frisch gemaltes Schild: „Königreich Bayern"! *Stefan*

Der Mensch — kein Wertobjekt

Ich habe schon vor drei Jahren gelegentlich des Mikrobiologen-Kongresses in Wien davor gewarnt, das Verfahren beim Menschen anzuwenden, ehe man nicht über seine Wirkung und Unschädlichkeit beim Rind über jeden Zweifel sicher wäre. Hier sind die Bedingungen eher noch günstiger als beim Menschen, denn die Rinder als Wertobjekt ihrer Besitzer leben unter viel gleichmäßigern, relativ günstigern Bedingungen als die sozial so verschieden gegliederte Menschheit . . .

Prof. Dr. E. Friedberger über den Calmette-Skandal

Die Grüne Front

Daß ich mich in meinem hohen Alter einer gesegneten Gesundheit erfreue, führe ich nicht zuletzt auf den fast ausschließlichen Genuß von Roggenbrot zurück, an den ich seit meiner Jugend gewöhnt bin.

von Hindenburg

Vereine unter sich

Angesichts der vielfachen Unklarheit im Verhalten der Katholiken gegenüber Rotary wäre eine Erklärung dieser Bewegung über ihre Stellung zur Religion und zur katholischen Kirche im besondern dringend notwendig, von der aus dann eine einheitliche Handlungsweise der Katholiken aller Welt abzuleiten wäre. Eine ähnliche Unklarheit herrscht vielfach auch gegenüber der internationalen Organisation der „Schlaraffia".

Das neue Reich

Dafor jehm se Jeld aus —!

Am Donnerstag wurde dem Generalsekretär des Völkerbundes der Preis der Woodrow-Wilson-Stiftung für das Jahr 1930 zugestellt, der dem Völkerbund in Anerkennung seiner Arbeit zugesprochen worden ist. Es handelt sich um einen Betrag von 25 000 Dollar, der dazu verwendet werden soll, am Eingang des neuen Völkerbundspalastes Bronzetüren mit einer Widmung für Präsident Wilson zu errichten.

Eine Jungfrau las Van de Velde

Eine Jungfrau las Van de Velde
Des Nachts im Pensionat,
Ein besoffener Dienstmann gröhlte
Durch die mondbeschienene Stadt.
Da erhob sich das Mägdlein urplötzlich
Und schlich sich zum Fenster, zu dumm,
Es weinte auf einmal entsetzlich
Und wußte nicht warum.
Es weinte auf einmal entsetzlich
Und wußte nicht warum.

Am Gründungskommers der Herulen
Da wars wieder kindisch und froh,
Von allen Mädchenmittelschulen
War keine Einzige so.
Es lachte und tollte und scherzte
Und wußte kaum wie es geschah,
Doch mußte es leider zum Arzte
Drei Tage nachher, tralala.
Doch mußte es leider zum Arzte
Drei Tage nachher, tralala.

Das Mädchen war leider verpfuschet
Fürs ganze Leben lang,
Nur Gott sei Dank, daß man vertuschet
Von wegen dem Männerfang.
Ein gesunder deutschvölkischer Trottel,
Der ehlichte unsere Maid.
Leb' wohl, behüt' dich Gott, Mädl,
Ich wein' um dich noch heut.
Leb' wohl, behüt' dich Gott, Mädl,
Ich wein' um dich noch heut.

Richard Puhringer

Schiller in Gesellschaft

„Du bist so blaß, Luise" und „Die Frieda mit dem Sex appeal" sind zwei Foxtrott-Lieder, die mit Musik von Walter Sieber und Texten von Alexander Alexander in Kürze erscheinen werden.

Reichsfilmblatt

Liebe Weltbühne!

Siegfried Wagner gibt in der mailänder Scala an Toscaninis verlassenem Pult ein Dirigentengastspiel. Der ganze „Ring" muß dran glauben. Was das bedeutet, erkennt man betrübt bereits beim „Rheingold". Und als am zweiten Abend der Erbe den Orchesterraum betritt, da sagt ein Geiger zum andern: „Aufgepaßt — dort kommt Siegfried Parricida ..."

Hinweise der Redaktion

Bücher

Leo Trotzki: Die permanente Revolution. Verlag der Aktion, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Leipzig 22.15: Drehbuch und Filmmusik, Arno Schirokauer. — **Mittwoch.** Leipzig 19.05: Kaukasus und Naphta, Peter Flamm. — Berlin 20.40: Ilja Ehrenburg: Das Leben der Autos, H. S. Kronberg. — **Freitag.** Köln 18.30: Das soziologische Weltbild, Prof. Paul Honigsheim. — Breslau 20.30: Ludwig Marcuse und Ernst Schoen: Flaubert vor dem Staatsanwalt. — **Sonnabend.** Frankfurt 18.30: Die französische Juli-Revolution, Ludwig Marcuse. — Berlin 19.05: Kunst und Staat, Kurt E. Fischer und Arno Schirokauer.

Antworten

„Rul". Du bist die letzte heute in Berlin erscheinende russische Tageszeitung, das Blatt der „konstitutionellen Demokraten", der „Kadetten". Du bist also ein Emigrantenblatt, und deshalb bin ich bereit, deiner schlechten Laune einiges zu konzedieren, aber alles nicht. Zum Beispiel nicht, wenn du am 3. Juli über einen der bei uns erschienenen Moskau-Artikel von Heinz Pol schreibst: „In der bolschewisierenden ‚Weltbühne' fährt einer der eifrigsten Freiwilligen, Herr Pol, fort, seine begeisterten Eindrücke über Moskau 1930 darzulegen. Wenn Stalin behauptet, daß ein Arbeiter in Sowjetrußland bedeutend besser lebt als seine ausländischen Genossen, so erklärt Herr Pol in dem Wunsche, seinen Eifer zu bezeugen, daß man überhaupt nirgends so paradiesisch gut lebt wie in Moskau. In Moskau habe er überhaupt keinen einzigen Proletarier gesehen, sondern nur gentlemen und ladies. Alle andern berichten von der tiefen Niedergeschlagenheit der moskauer Bevölkerung, aber Herr Pol hat eine solche Zuversicht, daß sie einen sogar verblüfft, beobachtet. Die moskauer Zeitungen drucken täglich Erklärungen junger Leute ab, daß sie sich von ihren Eltern lossagen, Herr Pol hingegen behauptet, daß ausgerechnet in Moskau die jungen Leute gar nicht anders ausgehen als mit ihren Eltern. Alle andern berichten von der unerhörten Gereiztheit und Grobheit, Herr Pol jedoch bezeugt, daß, wenn jemand versehentlich auf der Straße einem Hund auf den Schwanz tritt, er sich beeilt, die Mütze abzunehmen und sich mit den Worten ‚Ich bitte um Verzeihung' zu rechtfertigen. Überhaupt habe die Höflichkeit in Moskau derartige Ausmaße erreicht, daß man im Ausland gar keine Vorstellung davon hat." Wie steht es damit? An keiner Stelle hat Heinz Pol behauptet, daß der Arbeiter in Rußland paradiesisch gut lebt, auch was du ihm sonst noch in den Mund legst, das hat er nirgends gesagt. Pol hat geschrieben: „Jawohl, hier gehen die Jungen mit den Alten aus. Aber doch wohl nur bei besondern Anlässen. Ich habe jedenfalls noch nie und nirgendwo so wenig alte Menschen gesehen wie in Moskau ... Nachdem mir das am dritten Tage aufgefallen war, machte ich Stichproben, aber es blieb dabei: die Zwanzig- bis Dreißigjährigen beherrschen die Stadt. Sie beherrschen auch das Tempo der Stadt. Was einem heute in Moskau sofort auffällt, ist das vollkommene Fehlen der westeuropäischen Höflichkeit. Wir sagen hundertmal am Tage überflüssiger ‚bitte' und ‚danke', und wenn wir auf der Straße den Schwanz eines Hundes streifen, flüstern wir, den Hut ziehend, ‚entschuldigen Sie'. Die jungen Leute in Moskau denken gar nicht daran, eine Entschuldigung zu flüstern, wenn sie dich auf der Straße mit sehr kräftigen Ellenbogen beiseite stoßen, um schneller durch das Gewühl zu kommen." Das ist also das strikte Gegenteil von dem, was du behauptest. Vielleicht beherrscht dein Redakteur die deutsche Sprache nicht so gut und wäre in diesem Falle ein Opfer seines Unvermögens geworden. Sollte allerdings dieser mildernde Umstand nicht in Betracht kommen, so müßte ganz einfach von einer ungewöhnlichen schmutzigen Fälschung gesprochen werden.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Die große alte Null von Carl v. Ossietzky

In dem wenig heitern Quodlibet der Woche vor der Reichstagsauflösung hat es auch ein Zwischenspiel gegeben, das für einen Tag die republikanische Presse in helle Erregung versetzte, am selben Abend aber bereits für beendet erklärt wurde. Das ist der Flankenstoß, der von der Kanzlei des Reichspräsidenten gegen die preußische Linksregierung geführt wurde, mit dem Ziel Otto Braun zu stürzen und Preußen endlich den Deutschnationalen auszuliefern. Das war umso gefährlicher, weil Herr Hugenberg grade in diesen Tagen plante, seine Zustimmung für die Deckungsvorlagen des Reichskabinetts von dem Einlaß in die preußische Regierung abhängig zu machen.

Es spielen in diesem denkwürdigen Nocturno verschiedene Personen eine Rolle. Da ist zuerst Herr Reichskanzler Brüning, der sich anfangs über die Weigerung des Reichspräsidenten, an der Rheinlandfeier teilzunehmen, so lange das Verbot des Stahlhelms für Rheinpreußen nicht aufgehoben sei, äußerst überrascht zeigte, nachher jedoch zugab, nicht so ganz uneingeweiht gewesen zu sein. Da ist Herr Staatssekretär Meißner, dessen Bureau noch am 14. Juni der ‚B. Z.' versichert hatte, „daß der Reichspräsident in keiner Weise eine solche Forderung für seine Beteiligung an den Rheinlandfeiern gestellt hätte und daß dieses Gerücht den Tatsachen nicht entspreche." Jetzt läßt Herr Meißner durch ein Hugenbergblatt großspurig verbreiten, Hindenburgs Brief an Otto Braun sei dessen „rein persönliche Angelegenheit" gewesen. Herr Meißner, ein sehr durchschnittlicher Ministerialbeamter, der seine Karriere der Hingebung verdankt, mit der er Vater Ebert in die Überschuhe geholfen hat, war also von dem Ehrgeiz befallen, die „graue Eminenz" zu spielen und auf eigne Faust Schicksal zu machen. Ein schönes Verschwörerstück. Wenn alles gut gegangen wäre, würden Hugenbergs Mannen schon in der preußischen Regierung sitzen, und Otto Braun, der noch immer als der Kanzler einer Großen Koalition im Reiche gilt, wäre erledigt gewesen. „Jockey of Norfolk, be not too bold, for Dickon thy master is bought and sold." Das Grollen der Demopresse ist verstummt, die angedrohte Interpellation durch die Parlamentsauflösung fortgeschwemmt, der Zwischenfall so gut wie vergessen. Im Wahlkampf wird es um nahrhaftere Dinge gehen als darum, ob wir ein persönliches Regiment haben, ob im Namen des Reichspräsidenten eine Kamarilla groben Unfug treiben darf. Gäbe es in Deutschland ein höher entwickeltes Gefühl für die Wahrung der konstitutionellen Garantien, so hätte dieses in der Kanzlei des Reichsoberhauptes gesponnene Komplott einen Sturm hervorrufen müssen wie 1908 die ‚Daily-Telegraph'-Affäre. Dann müßte dieser Wahlkampf ein Wahlkampf gegen Hindenburg werden, der dieses Kabinett Brüning gegen die Majorität des Parlaments gehalten, ihm den Artikel 48 als Wegzehrung mitgegeben hat und der seine Unterschrift zu häßlichen Kabalen mißbrauchen läßt.

Es hat wenig Sinn, wie es die republikanische Presse tut, sich über die ungeeigneten Berater des Präsidenten zu beklagen, wenn nicht die feste Absicht dahinter steht, diese Herren, soweit sie Beamte sind, verschwinden zu lassen. Handelt es sich aber um eine nicht beamtete, also kaum faßbare Clique, so bleibt nichts übrig, als den Beratenen selbst zur Verantwortung zu ziehen. Wer wird das wagen? Der Hindenburg-Byzantinismus gehört zu den fatalsten Erscheinungen dieser Jahre. Jeder Unterrichtete kennt die völlige Unzulänglichkeit dieses Reichspräsidenten, aber keiner spricht aus, daß auf diesem Platze ein politisches Analphabetentum auf die Dauer untragbar ist und am Ende zu lebensgefährlichen Komplikationen führen muß. Bei der pathologischen Vorliebe der deutschen Nation für geschlagene Generale ist der Fall kaum mehr reparabel. Was nützt es, daß der große Kriegshistoriker Hans Delbrück vor Jahren schon den Feldherrn Hindenburg eine „ehrwürdige Null" genannt hat? Die Nation läßt sich ihre Götter nicht durch kritische Erkenntnisse verekeln. Herr von Hindenburg hat das seltene Glück gehabt, daß die ersten Jahre seiner Präsidentschaft mit der Konsolidierung, mit der neuen Entfaltung der Wirtschaft zusammenfielen und von der Masse der Gedankenlosen alles auf sein Pluskonto gesetzt wurde. An politischen Vorstellungen hat er grade die für das Ehrenpräsidium des Stahlhelms erforderliche Dosis mitgebracht. Aber er hat Glück gehabt, der alte Herr, er hat im Frieden überhaupt mehr Glück als im Kriege.

Man wird dem entgegenhalten, daß sein Amt vornehmlich repräsentativ ist und weder Geist, noch Persönlichkeit, noch eigne politische Anschauungen erfordere. Als Georges Clemenceau einmal vor einer Präsidentenwahl gefragt wurde, wem er seine Stimme geben werde, antwortete er mit seiner zynischen Offenheit: „Dem Dümmsten". Nach diesem Rezept sind in Republiken schon oft die Spitzen erkoren worden, und es mag sich bewährt haben, an die Stelle von unruhigen, problematischen Potenzen, die zu Eigenmächtigkeiten neigen, eine friedliche, raumfüllende, stattlich aussehende Null zu setzen. Dagegen läßt sich nichts einwenden, so lange diese Null das Verständnis für die Gründe ihrer Inthronisierung nicht verliert, so lange sie nicht Gegenstand eines volkstümlichen Aberglaubens wird, der ihr mystische Kräfte zuschreibt, und so lange sie nicht alles unbesehen unterfertigt, was ihr der oberste Kanzleichef zur Unterzeichnung vorlegt. Als Herr von Hindenburg gewählt wurde, war er der Kandidat der Rechten, die Hoffnung der Cidevants. Er hat die Verstiegensten unter seinen frühern Freunden manchmal enttäuschen müssen, Alter und mangelnde Befähigung für Politik verhinderten eine eigne Linie. Er war in seinem hohen Amt kaum jemals Triebkraft aber immer Hemmung, und sein Rücken ist breit genug, um die Intrigen jener Leute zu decken, die es verstehen, eine Gefühlssaite bei ihm zum Schwingen zu bringen. Und sie haben ihn immer richtig funktionieren lassen. Dieses Kabinett Brüning, das so sachte in die Diktatur hineinführt, ist im Präsidentenpalais entstanden, von dort rühren die Vollmachten zu seinen verfassungswidrigen Handlungen. In der letzten Reichstagsdebatte haben die

Herren Graf Westarp, von Keudell und Scholz mit angenehmer Deutlichkeit ausgesprochen, daß diese Regierung die Regierung Hindenburgs ist, daß gegen sie kämpfen gegen Hindenburg kämpfen heißt. Wenn dieser Wahlkampf einen Sinn haben soll, so muß er ein Wahlkampf gegen Hindenburg sein.

Die republikanischen Parteien und ihre Blätter wagen nicht zu gestehen, daß es schon lange einen Fall Hindenburg gibt. Statt offen auszusprechen, daß dieser Präsident abtreten muß, wenn wir wieder zu vernünftigen verfassungsmäßigen Zuständen kommen wollen, redet man sich auf „schuldigen Respekt" hinaus oder faselt von dem „großen alten Manne" oder von dem „edlen Greis, der unter schwerster Selbstüberwindung der Republik seine Dienste zur Verfügung stellt". An diesen Diensten wird die Republik noch lange zu beißen haben. Wäre Herr von Hindenburg ein starker, bewußter, politisch handelnder Reaktionär, eine Persönlichkeit von Urteil und Willen, so wäre alles viel einfacher. Aber dieser Präsident ist als Person kaum existent sondern eine glorreiche Attrappe, die von unverantwortlichen Fingern bewegt wird, ein vergöttlichtes Zéro, von dem viele Priester leben, ein Idol, in dessen Namen seine Diener agieren und Macht beanspruchen und erhalten, weil die Weigerung pietätlos wäre. Es hat wenig Zweck, einmal einen Tag lang die Ratgeber zu schelten, dem Beratenen selbst aber weiterhin die tiefste Devotion zu bezeugen. Es ist ein kindliches Spiel, etwas an dem Mantel zu zerren, wo es um den Herzog geht.

Neurode von Gerhart Pohl

Hunderteinundfünfzig Tote — also die Gesamtbelegschaft einer mittlern Fabrik — liegen unter der Erde, die sie gebar: in flink geschaufelten Massengräbern oder in tief verschütteten Stollen. Und wohl siebenhundert Menschen leben auf der Erde weiter: in der Bitternis zerstörter Existenz, die schon vordem kümmerlich genug war.

Die schwarzen Fahnen, die bürgerliche Boulevardpapiere für zwei Tage hißten, sind wieder durch die alten Trikoloren ersetzt, und die Tränen sentimentaler Stoffbesprenger rasch im Sommerwinde biderber Regierungskomödien getrocknet.

Und wer — wie der ‚Vorwärts' — angesichts der Katastrophe noch scharfe Worte fand und die Nemesis beschwor, ist fünf Tage später schon beim sentimentalen Stimmungsbild gelandet, das sich der Autorschaft des Herrn Reichstagspräsidenten Löbe erfreut. „Was ist das für eine Welt!" heißt sein Abgesang.

Es darf nicht der Abgesang dieser Katastrophe werden. Und deshalb ist hier Folgendes festzustellen:

Am 9. Juli überflutete ein Kohlensäureausbruch, dessen geologische und physikalische Voraussetzungen nunmehr wohl bekannt sind, die 17. und 18. Abteilung des Kurt-Schachtes in Hausdorf, Kreis Neurode, der zur „Gewerkschaft cons. Wenceslausgrube" gehört. Kohlensäureausbrüche sind in diesem

Bezirke eine so alltägliche Erscheinung, bis 1926 ereigneten sich insgesamt 438 größere Ausbrüche, 1923 bildete man einen „Arbeitsausschuß zur Erforschung der Kohlensäureausbrüche in Niederschlesien". Der Bergrat Werne, Preußischer Revierbeamter des Bezirks Ost-Waldenburg und Vorsitzender dieses Ausschusses, hat seine Erfahrungen und die Resultate der Erforschung in einer Broschüre „Die Kohlensäuregefahr im niederschlesischen Industriegebiet" niedergelegt, die im Verlage der sozialdemokratischen ‚Schlesischen Bergwacht' 1924 erschienen ist. Dort erfährt man zunächst mit Staunen, daß schon seit 1910 „als Hauptsicherungsmaßnahme (zur Vermeidung gefährlicher Erschütterungen) das Schrämen und Hacken verboten und nur Schießarbeit mittels elektrischer Fernzündung zugelassen" ist. Diese „bergbauliche Hauptvorschrift" ist außer Acht gelassen worden. Denn in dem Unglücksschachte hat nachweislich eine große Schräm-Maschine gearbeitet, die eine Breite von 1,60 Meter erfaßte, also schwere Erschütterungen verursachte. Verantwortlich dafür ist ohne Zweifel die Grubendirektion, deren örtliche Leitung die Direktoren Gärtner und Pieper innehaben. Verantwortlich ist aber auch die Bergbaubehörde, denn sie hat das Schrämen — unter Druck der Arbeiter — am 28. Juni für die 18. Abteilung, nicht aber für die 17., die Unglücksabteilung, verboten.

Verboten ist ferner — aus dem gleichen Grunde — die Keilhauarbeit. Überlebende Bergleute haben berichtet, es seien — trotz des Verbots — Hacken benutzt und nur versteckt worden, wenn die amtliche Kontrolle kam. Hierin liegt eine — wenn auch tragische — Mitschuld der Kumpels, die ein Maximum zu fördern versuchten, um wenigstens den armseligen Schichtlohn von fünf bis sechs Mark zu halten. Die Schuld trifft also das — im Bergbau unmögliche, dennoch allerorts geübte — Akkordsystem, das zu Mord und Selbstmord führt. Bezeichnend dafür ist übrigens die Tatsache, daß die größten Kohlensäure-Unglücke in diesem Bezirk sich 1919, 1923 und 1926, also in ausgesprochenen wirtschaftlichen Krisenjahren ereigneten.

Die amtliche Untersuchung wird also festzustellen haben:

1. Warum wurde eine verbotene Schräm-Maschine benutzt und die gebotene Schießarbeit mit Fernzündung unterlassen? Auf wen fällt die direkte Verantwortung dafür?

2. Wie konnte die 18. Abteilung von der Katastrophe miterreilt werden, die in der 17. ausbrach? Warum waren die vorgeschriebenen kohlesäuredichten Schließtüren nicht vorhanden oder nicht geschlossen?

3. Warum wurden die Meldungen, die von der Frühschicht der Unglücksabteilung bei Schichtwechsel und um vier Uhr von der 15. Abteilung gemacht wurden, nicht sofort beachtet, obwohl das strengste bergbaupolizeiliche Vorschrift ist und kleine Kohlensäureausbrüche schon einige Tage vordem beobachtet wurden?

Schon bei der Voruntersuchung darf man wohl daran erinnern, daß vor einigen Monaten bereits ein Strafprozeß in Waldenburg in dieser Richtung — wie das Hornberger Pfingstschießen verlief. Also muß schon jetzt vom preußischen

Justizminister strenge Kontrolle der Voruntersuchung gefordert werden.

Um den Hinterbliebenen wirklich zu helfen, ist die restlose Verteilung der bewilligten Million und aller privaten Sammlungen amtlich anzuordnen. Dadurch dürfte manche Familie der bittersten Not, ja vielleicht sogar diesem „Land des Hungers und des Schreckens" ganz entrinnen können. Die Weisheit unsrer Regierer, die dem breslauer Oberbergamt mit dieser Million einen „Fond" zur Verfügung stellen will, ist eine Vorsorglichkeit nach der Tat, also eine triste Harlekinade — angesichts dieser furchtbaren Not.

Da der Kurt-Schacht — neben der Ruben-Grube — die meisten Kohlensäure-Ausbrüche zu verzeichnen hat, zudem eine minderwertige Kohle liefert, die nicht verkauft sondern nur als Deputat verwendet wird, ist seine amtliche Schließung in Aussicht zu nehmen. Seine Belegschaft ist gegenwärtig — infolge der allgemeinen Lage und dieser Katastrophe — die kleinste seit Jahren, der Augenblick dafür also selten günstig. Natürlich darf nicht der bequeme Weg beschritten werden, den die Grubenherren lieben: Abbau der Belegschaft sondern der steinigere: Übernahme der Belegschaft in die andern, weniger gefährlichen Gruben. Da im niederschlesischen Bezirk auch heute noch mindestens 18 000 Bergleute beschäftigt sind (Anfang 1929 waren es genau 27 200), ist die Umleitung der 800 Arbeiter dieses gefährdeten Gebiets vielleicht eine große Schwierigkeit jedoch keine Unmöglichkeit.

Und damit schneiden wir eine andre sehr böse Frage an: die Personalpolitik im niederschlesischen Industrierevier. Sind schon die Grubendirektionen als unfähig, altmodisch und lethargisch bekannt (die Beweise lieferte ich vor Jahresfrist, s. ‚Weltbühne' 1929 Nummer 33 und 34) — die staatliche Verwaltung ist um kein Jota besser. Fast gewinnt man den Eindruck, das Gebiet erfreue sich des gleichen Rufes in der Verwaltung, den Bentschen oder Militsch beim alten Heere genossen: Ort der Strafversetzung und des Abschubs. Dabei gehörten grade dorthin die besten, jüngsten und elastischsten Leute der preußischen Verwaltung.

Nun hat die Naturgewalt, die menschliche Schuld entfesseln half, 151 Menschen vernichtet. Die Glocken haben geläutet und die Trauerfahnen geweht, die Pfarrer gesegnet, die Regierer geredet.

Nun wird es wohl Zeit, daß Taten folgen, die lindern und verhüten. Sonst sind auch diese Anderthalbhundert umsonst gestorben und diese Siebenhundert bald verhungert.

Nun können die „starken Männer" der Preußenregierung sich als wahrhaft stark erweisen und den Willen Derer vollstrecken, die sie erhoben und gehalten haben.

Nun kann die Justiz die Unabhängigkeit der Richterschaft dazu benutzen, das Recht zu vollstrecken und die selbst erarbeitete Vertrauenskrise zu liquidieren.

Nun ist „vaterländischen Gefühlen" ganz unerwartet ein ergiebigeres Objekt geworden als der freie Rhein.

Was geschehen muß, ist hier festgestellt. Wir warten auf die Taten.

Alto Adige von Math. Otto Zeiller

Wenn im Tirol der Vorkriegszeit das Andreas-Hofer-Lied aus tausendfacher Männerbrust schwoll, konnte man oft Soldaten bemerken, die einander zulächelten, eingeweiht und besserwissend. Dann summte leise ein Restchen Melodie auf, um rasch wieder abzubrechen. Das wirkliche und wahre Andreas-Hofer-Lied ging nämlich immer noch um trotz den strengen Strafen, die namentlich in der Armee für das Singen des alten Textes drohten. Die Habsburger hatten seinerzeit ein offizielles Andreas-Hofer-Lied in Auftrag gegeben und es wurde ihnen gut und rührend nach Maß geliefert, zugeschnitten und angepaßt für tausendfache Männerbrust: „Ganz Deutschland, ach, in Schm-ach und Schme-herz..." Das alte Lied aber geht so:

Hier liegt mein Säb'l und G'wehr
Und alle meine Kleider
Ich bin kein Kriegsmann mehr
Ach Himm'l, ich bin ein Leider:
Ich bin verlassen ganz
Vom römisch'n Kaiser Franz!

Genau so wie 1809 die Tiroler erst weit über alle realen Gründe hinaus zu einer großen Erhebung provoziert wurden, als das der großen Politik so paßte, und aufgegeben und verraten wurden, als es der großen Politik anders paßte, so ist Südtirol heute ein Spielball außenpolitischer und kleiner parteipolitischer Prestigefragen geworden. Aus amerikanischer Unkenntnis alpenländischer Geographie wurde hier ein Grenzland geschaffen, das weit über lokale Reibereien hinaus ganz unbegründeter Weise als machtpolitisches Verrechnungsfeld fungiert. Man hört plötzlich, Hitler habe Südtirol fallen gelassen, die österreichischen Heimwehren haben sich ihm angeschlossen, oder ein deutscher Fahnenjunker Mussolinis, Herr Eberlein, wagt die launige Behauptung, der einzige Fehler Italiens sei, daß es die Südtiroler „nach dem Herzen Frankreichs" behandle. Seit wann hat Frankreich sein Herz in Südtirol verloren? Um das, was die Südtiroler denken und wollen, und um die Frage, ob der Diktator in seinem Alto Adige wirklich immer genau das tun kann, was ihm selbst richtig erscheinen würde, darum kümmern sich diese diplomatischen Hintertreppler blutwenig. Und da der wahre Tatbestand bei Berichten über Südtirol eine nebensächliche Rolle spielt und weil es Keinem darum zu tun ist, dem „Leider" Südtirol wirklich zu helfen, war es auch möglich, daß die gesamte deutsche Presse auf die Nachricht von der politischen Amnestie umfiel und einen neuen Kurs der fascistischen Politik ausschrie. „Keine Puppe! es ist nur eine schöne Kunstfigur." Eine Attrappe, weiter nichts ist diese Amnestie.

Schon Wochen vor der Kronprinzenhochzeit liefen Gerüchte um von einer Amnestie. Es ging etwas wie Hoffnung durch das Land. Das belgische Königshaus, so hieß es, habe sich zur Hochzeit eine Amnestie ausbedungen, auch für politische Verbrecher, ja vor allem für sie. Durchaus glaubwürdig. Bei den Belgiern wehte immer ein auf diesen Gipfeln seltenes

Mailüftchen. Aber so was nützt gar nichts bei fascistischen Unterhändlern, die treu ihrem Motto: Alles versprechen und nichts halten („Programm der Programmlosigkeit" nennt man das in George Sorels Terminologie), die zugesagte politische Amnestie einfach unterschlugen. Als die Braut das knapp vor ihrer Abreise erfuhr, soll es einen Tränenstrom gegeben haben. Tränenströme hat es anläßlich dieses frohen Festes auch in Südtirol gegeben. Die Amnestie kam nur für gemeine Verbrechen, dafür gabs Verhaftungen über Verhaftungen.

Nach dieser Enttäuschung wurden auf die Reise Schobers keine bedeutenden Hoffnungen mehr gesetzt. Die Überraschung über die politische Amnestie war groß — doch auch hier sollte bald Enttäuschung folgen. Denn außer der Handvoll Menschen, die von den Inseln zurückkommen durften, kaum zehn an Zahl, gibt es keine Nutznießer dieser Amnestie. Hunderte schmachten weiter in den Kerkern, Hunderte leben landesverwiesen und dürfen nach wie vor nicht zurück. Allerdings benützen fascistische Lockspitzel die Amnestie, um Frauen zuzureden, ihre Männer, Eltern, ihre Söhne zurückzurufen. Wenn sich so ein altes Weibl einmal beschwatzen läßt, so liefert sie den Zurückgerufenen selbst seinen Kerkermeistern in die Hände.

Zwei von den Ahrntalerburschen sitzen noch immer in den Verließen von Bruneck, wo sie bei ihrer Einlieferung mißhandelt und „deutsche Hunde" beschimpft worden waren. Als die Amnestie für gemeine Verbrechen kam, wurden sie zu den politischen Verbrechern gezählt, als dann die politische Amnestie kam, wurden sie plötzlich zu mordverdächtigen gemeinen Verbrechern, auf alle Fälle Anlaß, sie weiter einzusperren. Was haben sie getan? Vor etwa einem Jahr hielten in Sand in Taufers Fascisten samt „Damen" ein Gelage ab. Dörfliche Eifersuchtsszenen, angeheiterter Heimweg in Gruppen. Auf eine Gruppe wird aus dem Hinterhalt geschossen, zwei Italiener werden schwer verwundet. Der Gemeindearzt Doktor Kiener und deutsche Bauernburschen leisten den Sterbenden Hilfe und erfahren von ihnen den Hergang des Abends. Danach wußten sie wohl zuviel. Doktor Kiener wurde nach Ponza verschickt, die deutschen Bauern in Ketten abgeführt. Mordverdacht. Ein Teil der Bauern kam später frei, zwei sitzen heute noch in Bruneck. Die Teilnehmer des Festes der Mordnacht wurden niemals vernommen.

Trotz allen großen Worten in Rom wollten die örtlichen Fasci den zurückgekehrten Doktor Kiener nicht als Gemeindearzt bestätigen. Als er und seine Frau, die seine Verbannung geteilt hatte, heimkehrten, gab es einen bösen Skandal. Es waren warme Vorfrühlingstage, und die Bauern hatten ihre Betten zum Lüften ausgelegt. Betten, die nicht ehelich, sind im sittlichen Italien ohnehin ein Greuel, aber erst diese Betten! Eine Fensterreihe zeigte rote, die andre weiße Betten. Die verruchten tiroler Landesfarben!

So sieht die Wirklichkeit aus: Bespitzelung, Polizeiüberwachung, eingekerkerte, landesverwiesene Menschen. Und da hört die deutsche Presse Friedensglocken eines neuen Kurses!

Den einzigen Sieg, den das Deutschtum in Südtirol zu verzeichnen hat, dankt es nicht Schober sondern dem Papst: die Ernennung des Nordtirolers Doktor Geisler zum Bischof von Brixen. Der tausendjährige Bischofsstuhl des Hl. Cassian sollte an die trientiner Diözese fallen und somit der letzte deutsche Bischofsstuhl in Südtirol verschwinden. Die Kurie versuchte es mit der Politik des Wartens. Sie setzte für ein unbegrenztes Provisorium einen apostolischen Administrator ein. Dieser, Doktor Mutschlechner, war es, der den deutschen Pfarrunterricht durchsetzte. Als 1928 die politische Neuordnung in ganz Italien und die Neubegrenzung der Provinzen erfolgt war, wobei bekanntlich eine eigne (deutsche) Provinz Bozen errichtet wurde, und nachdem in dem Konkordat 1929 sogar ausdrücklich festgelegt worden war, die Bistumsgrenzen den Provinzgrenzen anzupassen, konnte der Vatikan die Forderung der Deutschen mit dem Hinweis auf die eignen italienischen Verwaltungsprinzipien unterstützen. Und so kam es, daß der Staat der Kirche sein Placet für den deutschen Bischof nicht verweigern konnte.

Die Südtiroler machen in ihrer Propaganda den großen Fehler, vom „Verräter Italien" zu sprechen, heute, wo Akten offenliegen, die zeigen, daß Italien gar kein andrer Weg blieb als Parteinahme für die Entente. Mit aufgewärmten Lesebuchphrasen schadet man sich nur. Dazu aber schreien sie als ihr Leid aus, was zweiundvierzig Millionen Italiener unter der fascistischen Herrschaft genau so zu leiden haben. Sie vergessen, daß sie in den Jahren 1919 bis 1922, als Credaro das humanste Regiment führte, das je in einem eroberten Land geführt worden war, gar nicht daran dachten, zu Oesterreich zurückzuwollen. Schon gibt es Rivalitäten innerhalb der für Südtirol arbeitenden Vereine, und als im vorigen Herbst bei einer Veranstaltung des V.D.A. Südtirol in Wilmersdorf mit Jünglingen, Jungfrauen, Fähnchen und „Wacht am Rhein" gerettet werden sollte, konnte man diese Lächerlichmachung einer ernsten Sache nur beklagen.

Geschieht aber in Südtirol, was Mussolini will? Ein Diktator ist eben nicht Diktator über die, die ihn dazu gemacht haben. 1923 soll Mussolini in vielleicht nur dilatorischen Gesprächen mit Freunden die Rückgabe Deutsch-Südtirols, dessen Annexion er als einen Irrsinn bezeichnete, erwogen haben. 1924 wurde Oberhammer, der Obmann des Südtiroler Bauernbundes, von Mussolini in Audienz empfangen und mit der Versicherung entlassen, man wünsche ein zufriedenes Volk an der Grenze und werde versuchen, den vorgetragenen Wünschen Rechnung zu tragen. Man hatte die Rechnung ohne den allmächtigen Senator Tolomei in Trient gemacht, der, ein alter Hasser aus österreichischen Tagen, der wahre spiritus rector der Unterjochung Südtirols ist. Der Wille des Diktators kann sich ihm gegenüber ebensowenig durchsetzen wie gegen die Großgrundbesitzer Siziliens, die ihr brachliegendes Land für Besiedlung nicht freigeben. Das Verlangen würde Mussolinis Sturz bedeuten. So schreit man nach Kolonien für Siedlung als starker Mann und kuscht vor den wirklich starken Männern im eignen Land.

Germanisches Café von Celsus

I

Denkwürdigkeiten eines Tyrannenmörders

Es wäre heute an der Zeit, wieder eine Soziologie der literarischen Moden zu schreiben. Ein besonderes Kapitel darin müßte der rapiden Abwirtschaftung des literarischen Kommunismus gewidmet sein. An jenen Plätzen um die Gedächtniskirche, wo Epochen gemacht und wieder zum Streichsatz getan werden, trägt man nicht mehr Rot. Man ist erschöpft und benutzt gern das auch in den Glanztagen des Radikalismus nicht fortgeworfene Retourbillett in vergangene Zeiten. Der Snob geht wieder katholisch oder äugt nach nationalistischem und militaristischem Gedankenflitter. Man nennt unter sich Herrn Hussong den Henri Rochefort der Rechten, und sogar Herr von Seeckt hat seine verschämten Bewunderer. Einige besonders Beherzte haben schon den Russenkittel offen gegen die Offizierslitewka eingetauscht, und so wie früher die Internationale summt man jetzt: „Doch übers Jahr im Lampenschein, Annemarie ..."

Die deutsche Rechte ist politisch keinen Deut mehr wert als ihre Gegenspieler. Aber sie hat der Linken heute voraus, daß sich bei ihr eine eigne Literatur entfaltet, daß ihre jungen Federn sich energisch von dem überlieferten Kafferntum emanzipieren. Nationale Dichtung, das hieß bis jetzt: Ernst von Wildenbruch und Joseph Lauff; nationale Moderne: Artur Dinter. Die jungen Leute steckten die Nase in das Methorn der Väter, und siehe, es roch sauer. Sie empfanden es als Schande, daß national sein durchweg gleichbedeutend war mit schlechtem Stil und mangelnden Beziehungen zu den geistigen Mächten von Vergangenheit und Gegenwart. Jetzt haben sie ihre eignen gut geschriebenen Zeitschriften, ihre Diskutierzirkel, ihre Ideenbörse und ihren Klatsch. Sie betonen ihre deutsche Art gern, aber mit einigen durch die Vernunft der Praxis geregelten Einschränkungen. So haben sie in aller Stille ihr Germanisches Café gegründet, wo es sehr geistig, sehr literarisch zugeht. Es wird viel von nationaler Revolution gesprochen, von soldatischer Überlieferung, vom echten Adel, vom Mythos des Führertums und den unsterblichen kriegerischen Tugenden. Die Noblesse der Form ist anerkennenswert; Hitler und Seldte sind siriusweit entfernt; Spenglers Geist rutscht vernehmlich über die Marmortische.

Und dennoch hat der „neue Nationalismus" kein rechtes Leben. Der Kriegsgott schreit nun einmal nach kräftigern Getränken. Der „neue Nationalismus" nährt sich einstweilen noch von dem nicht mehr ganz frischen Vokabularium der Linken, das kühn aber oft nicht ganz richtig verwendet wird. Ich denke noch an den Schrecken, den ich empfand, als mich vor zwei Jahren Herr Doktor Hielscher in einer Klubdiskussion auf meine Frage, wer in Dreiteufelsnamen die nationale Revolution denn machen solle, mit der gewaltigen Behauptung niederdonnerte: „Das souveräne Volk". Ich war damals so bestürzt, daß ich den ganzen Abend kein Wort mehr sagte.

Wenn ein Mann von rechts einen so jakobinischen Patriotismus verkündet, dann stimmt etwas nicht. Der „neue Nationalismus" klirrt sehr melodisch mit den Sporen, er hat Reitergeist, er hat die Peitsche dazu und den Sattel, es fehlt nur noch eines: das Pferd. Der Nationalismus alten Genres hatte wenigstens das gute dumme Volk als Reittier. Sein junger Nachfolger jedoch macht es durch eine fremdwirkende Intellektualität scheu. So ist einstweilen nichts da als ein Bündel von Büchern und Broschüren, die vorzüglich geschrieben sind, deren Gedanken aber wolkig und ohne Substanz bleiben. Nation, Krieg und Freiheit, schöne tönende Worte, um die genug Tinte und Blut verspritzt worden ist, werden in der neuen Formung schaukelnde, konturlose Begriffe, die jeglicher nach seinem Gusto auslegen kann. Aus den Schriften des Herrn Ernst Jünger und seines Kreises nimmt man nichts mit als die Erinnerung an eine sehr nuancierte Diktion und die beruhigende Gewißheit, daß ein paar Dutzend jüdische Autoren doch nicht umsonst gelebt haben.

*

Herr Ernst von Salomon, einer jener unternehmungslustigen Tyrannentöter, die Walther Rathenau zur Strecke gebracht haben, veröffentlicht im ‚8-Uhr-Abendblatt' seine Erinnerungen. Ich weiß nicht, ob der Titel „Wie wir Empörer wurden" vom Verfasser selbst stammt, aber es ist kein Zweifel, daß er sich für einen großen Empörer hält. Auf den Leser jedoch wirkt er als weichlicher, selbstgefälliger Raisonneur, der mit dem quälend empfundenen Nichts in Herz und Kopf nicht fertig werden kann und es deshalb großzügig zum allgemeingültigen Lebensprinzip erhebt. Seine Sprache ist sehr gepflegt aber von einer monotonen Weinerlichkeit, die auf die Nerven fällt. Es ist schwer ertragbar, wenn die Schilderung von unmenschlichen Vorgängen immer wieder von lyrischem Geschluchze unterbrochen wird, wenn der Autor und Mitspieler dieser Scheußlichkeiten immer bereit scheint, dem Leser mit einem eben noch geröchelten „Bruder, o Menschenbruder!" um den Hals zu fallen und sich an seinem Busen auszuweinen.

Ich weiß nicht, ob sich Herr von Salomon für sein Selbstporträt mit Absicht die zartesten Farben ausgesucht hat. Aber männlich und soldatisch wirkt dies Porträt gar nicht. Wir sehen einen jungen Menschen, der aus dem Krieg in die Freikorps torkelt, erst im Baltikum mitmacht, nachher in der „nationalen Bewegung", dessen Aktivität sich aber darauf zu beschränken scheint, im Dunstkreis kräftigerer Persönlichkeiten gelitten zu werden. Ein tragikomischer Schlemihl im Grunde, der sich für einen Soldaten von Geblüt hält, wenn er für die höhere Charge die Stiefel putzen darf. Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß er seine Kameraden nicht anders sieht als sich selbst. Diese Baltikumer sind empfindsame Wesen und ohne Groll gegen die Menschen, die sie niedermetzeln. Sie kennen keinen Haß gegen Franzosen, Bolschewiken, Juden und Sozis. Sie sind Exekutoren und zugleich Märtyrer einer geheimnisvollen Idee, schicksalsverbunden durch eine mystische Mission, die der Verfasser nicht näher erklären kann oder will, Soldaten Gottes, Engel der ewigen Revolte, Schürer der

heiligen Flamme des Mars. Diese jungen Marodeuroffiziere, denen das Füsilieren so leicht fiel, kommen bei dem sanften Pastellkünstler mit der asketischen Traurigkeit der irrenden Ritter von Rossetti oder Burne-Jones heraus, wie prärafaelitische Lancelots oder Tristans, die einsam träumen, während das weiße Mondlicht über den dunklen Panzer rieselt. Auch Kern und Fischer, die beiden Mörder Rathenaus, können vor lauter Lyrik kaum gehen. Sie bringen ihrem Opfer die besten Empfindungen entgegen, sie reden von ihm mit Güte und Zärtlichkeit. Angesichts dieser Umbiegung einer irrsinnigen Bluttat in sanfte Idyllik, muß ich an den Oktobertag 1922 zurückdenken, an die dichtgefüllten Anklagebänke im Reichsgericht. Da saß dieses Konsortium von Tyrannenmördern zusammen: lachend, schwatzend, Freunden im Hörerraum zuwinkend, schicksalsverbunden und pralinékauend. Nicht ein Gesicht dabei, das vom Erlebnis angeweht war, auf allen Visagen malte sich die heitere Gewißheit, daß es bei den Richtern der Republik nicht den Kragen kosten wird und daß, für den Ernstfall, die Kameraden draußen nicht müßig sind.

Die meisten dieser Einwendungen gegen Herrn von Salomon sind, wie ich zugebe, nur geschmackliche. Also wohl überflüssige Bemühung, denn dieser jugendliche Memoirenverfasser hat zu viel Seele, als daß von ihm auch noch Geschmack verlangt werden könnte. Viel ernster ist der Einwand, daß er auch heute noch, acht Jahre älter geworden, die Ermordung Rathenaus zu heroisieren wagt, daß ihm noch heute jedes Verständnis dafür fehlt, was für eine erbärmliche Feigheit diese Tötung gewesen ist. Denn diese jungen Brutusse haben mit der denkbar größten Sicherung ihrer Retraite gearbeitet. Auto und Pässe waren vorhanden, alles war aufs beste für die Flucht vorbereitet; es ist nicht die Schuld Kerns und Fischers, daß infolge einer Deroute unter ihren Freunden die Sache nicht klappte. Diese beiden Bravi haben mit geringem Risiko einen Unvorbereiteten und Wehrlosen gemeuchelt. Herr von Salomon überschmiert diese Scheußlichkeit mit sehr viel salbigem Pathos, während er lang und breit das traurige Ende seiner Freunde bejammert und seine Entrüstung darüber ausläßt, daß die Verfolger mit den beiden bewaffneten Männern schließlich kurzen Prozeß machten. Kern erscheint noch immer als strahlender Held und Fischer als „der Typus eines Frontoffiziers".

Warum aber mußte Rathenau ermordet werden? Über die wirklichen politischen Gründe und die Auftraggeber schweigt Herr von Salomon begreiflicherweise. Von ihm erfahren wir nur, daß Kern, der Mann Ehrhardts, sich diesen Mord etwa als Signal für die nationale Revolution dachte. In einer Versammlung in Frankfurt sieht sich Kern das erkorene Opfer zunächst einmal an:

> Ich sah, wie Kern, halb vorgebeugt, nicht ganz drei Schritt von Rathenau entfernt, ihn in den Bannkreis seiner Augen zwang. Ich sah in seinen dunklen Augen metallisch grünen Schein, ich sah die Bleiche seiner Stirn, die Starre seiner Kraft, ich sah den Raum sich schnell verflüchtigen, daß nichts mehr blieb von ihm als dieser eine arme Kreis und in dem Kreis zwei Menschen nur.

Der Minister aber wandte sich zögernd, sah flüchtig erst, verwirrt, sodann nach jener Säule, stockte, suchte mühsam, fand sich dann und wischte fahrig mit der Hand sich von der Stirn, was ihm angeflogen war. Doch sprach Rathenau nun fortan zu Kern allein.

Wahrscheinlich ist bei Herrn von Salomon die Imagination stärker als die Beobachtungsgabe und die Erinnerung nicht frei von romantisierenden Zutaten. Schließlich entwickelt Kern seinen Plan:

Kern sagte: „Wenn jetzt das Letzte nicht gewagt wird, kann es für Jahrzehnte zu spät sein. Was in uns brodelt, gärt in allen Hirnen, auf die es ankommt. Was werden will, soll nicht in dumpfen Räumen reifen. Es kann sich nicht anders formen, als unter dem steten Zwang zu steter Tat... Nicht anders vollzieht sich eine Revolution. Wir wollen die Revolution. Wir sind frei von der Belastung von Plan, Methode und System. Darum ist es an uns, den ersten Schritt zu tun, die Bresche zu schlagen. Wir müssen abtreten in dem Augenblick, da unsre Aufgabe erfüllt ist. Unsre Aufgabe ist der Anstoß, nicht die Herrschaft."

Fischer saß unbeweglich. Ein Schutzpolizist ging langsam vorbei und musterte uns. Es wurde dunkel. Kern sagte: „Der Wille zur Verwandlung ist da, überall. Er hat ganze Völker ergriffen, er steht als Furcht vor dem Leben, die immer eine Furcht vor dem Tode ist, in den Herzen der Kleinmütigen... Was wir bis jetzt getan, steigerte, aber genügte nicht. Schlag auf Schlag fielen die Exponenten der Haltung, die es um jeden Preis zu vernichten gilt. Wir greifen das Sichtbare an; es ist immer noch durch Menschen verkörpert. Wir trafen Glieder, nicht das Haupt und nicht das Herz.

Ich habe die Absicht, den Mann zu erschießen, der größer ist, als alle, die um ihn stehen."

Mir wurde die Kehle trocken. Ich fragte: „Rathenau?" „Rathenau", sagte Kern. Er stand auf und sagte: „Das Blut dieses Mannes soll unversöhnlich trennen, was auf ewig getrennt werden muß."

Kurz vor der Tat wird Fischer in den Reichstag mitgenommen, um sich die Züge des zu Erlegenden einzuprägen:

Kern und Fischer besuchten den Reichstag. Rathenau sprach. Auf dem Heimweg blieb Kern Unter den Linden vor einem Photographenaushang lange stehen, in dem Rathenaus Bildnis hing. Die dunklen, merkwürdig warmen und gesammelten Augen blickten aus dem schmalen und gepflegten Gesicht uns beinahe forschend an. Fischer sagte nach langem Zögern: „Er sieht sehr anständig aus." Wir gingen rasch davon.

Und dann kommt die Stunde der Tat:

Am Sonnabend, dem 24. Juni 1922, des Morgens gegen halb elf Uhr, stand der Wagen in einer Seitenstraße der Königsallee im Grunewald, in der Nähe der Wohnung Rathenaus.

An der Stelle, wo die Straße in die Königsallee einmündete, stand wartend Fischer. Kern holte aus dem Wagen seinen alten Gummimantel. Techow bastelte an der Haube des Wagens. Er berichtete Kern, der Ölzuführer sei kaputt. Für eine kurze und schnelle Fahrt würde der Wagen noch genügen.

Kern blieb bei seiner freien Gelassenheit. Ich stand vor ihm und sah ihn an. Ich zitterte so stark, daß ich zeitweilig dachte, der Motor des Wagens, an den ich gelehnt stand, sei bereits angelassen. Kern schlüpfte in den Mantel. Ich wollte irgend etwas sagen, irgend etwas Warmes, Sicheres. Schließlich fragte ich kläglich: „Was sollen wir für Motive angeben, wenn wir gegriffen werden?"

„Wenn ihr gegriffen werdet," sagte Kern fröhlich, „dann schiebt wacker alle Schuld auf mich. Das ist selbstverständlich. Sagt um

keinen Preis die Wahrheit, sagt irgend etwas; Gott es ist so gleichgültig, was. Sagt irgend etwas, das die Leute verstehen, die gewohnt sind, ihren Morgenblättern zu glauben. Sagt meinetwegen, er sei einer von den Weisen von Zion, oder er habe seine Schwester an Radek verheiratet, oder sonst was Blödes. Oder sagt, was euch die Zeitungen vorkauen werden, was ihnen eingeht wie braune Butter, wenn sie es in eurer Aussage wiederfinden werden. Vielleicht schämen sie sich dann ein bißchen. Sagt es so platt wie möglich, wenn ihr überhaupt etwas sagen müßt, nur so seid ihr verständlich. Was uns bewegte, werden sie nie verstehen, und verstünden sie es, so müßte es euch erniedrigen. Seht zu, daß ihr euch nicht kriegen laßt. Bald wird jeder Mann gebraucht."

Er zog sich die Lederkappe über den Kopf. Sein Gesicht sah kühn und offen aus der braunen, strengen Umrahmung.

Man kann die „Fröhlichkeit", die „Gelassenheit" Kerns anders auslegen als es dieser wehleidige Komplize tut. Ob die Schilderungen des Herrn von Salomon wirklich der letzten Wahrheit entsprechen, wird sich niemals mehr nachweisen lassen. Es ist auch gleichgültig. Kern und Fischer sind nicht mehr am Leben, die andern Tathelfer amnestiert. Aber abstoßender als die ärgste Verunglimpfung des toten Rathenau nimmt sich diese fatale, durch und durch schleimige Generosität aus, mit der einer der Henkersknechte hier von ihm spricht. Das Opfer wird gleichsam in den Bruderbund seiner Mörder einbezogen. Man findet, daß es anständig aussieht, man klopft ihm wohlwollend auf die Schulter. Diese den Blutrichter spielenden Knaben sind kleinbürgerliche Snobs: sie empfinden Genugtuung, einen so feinen Mann umbringen zu dürfen. Und zu allem Überfluß bemerkt Herr von Salomon noch, daß sich nachher die Freunde des Ermordeten nicht seiner Bedeutung angemessen verhielten:

Der Rang des Menschen Rathenau vermochte nicht dem Haß und nicht der Trauer seiner Freunde das Gesicht zu geben. Er blieb auch im Tode einsam.

Hier traut man seinen Augen nicht. Ist das noch sentimentale Verwaschenheit oder schon dummfreche Herausforderung? Es gibt eine Roheit, die auch an der Totenbahre nicht endet. Aber viel ärger wirkt dieser Seelensabber über eine Leiche, herrührend von einem, der geholfen hat, sie zu produzieren.

Wenn Herr von Salomon über jene herbe Männlichkeit verfügte, von der er so gern spricht und die seine Freunde vom „neuen Nationalismus" als vornehmste Tugend preisen, hätte er dies larmoyante Geschwafel nicht aufs Papier bringen, geschweige denn herausgeben können. Er ist als dummer Junge in ein tragisches Komplott hineingestolpert. Jetzt, Jahre später, belästigt er uns mit hysterischen Bekenntnissen, mit waschlappigen Paraphrasen einer herzlich eindeutigen Tat, anstatt den einzigen männlichen Weg zur Sühne zu suchen: zu schweigen, an sich zu arbeiten, um der Welt, der er einen bedeutenden Mann geraubt hat, wenigstens einen brauchbaren und tüchtigen wiederzugeben. Das soll ein Empörer sein? Ein Krieger? Nein, ein Schlemihl, ein armseliger Nebbich, der sich an einer glühenden Zeit die Finger verbrannt hat und sein Ach und Weh noch in vielen Büchern deponieren wird.

Professor Moedes Betriebsmoral von Walter Zadeck

Ein gelbes Heft liegt auf meinem Tisch, sechzehn Seiten stark, Preis drei Mark. So teuer sind nur Fachzeitschriften, deren Inhalt der Laie meist nicht versteht.

Ich blättere; Seite 107 finde ich einen Aufsatz „Zur Methodik der Menschenbehandlung". Und diesen Artikel — haben nur allzu viele Laien bereits verstanden. Er verrät das tiefste Vakuum an Gesinnung, dem ich je begegnet bin. „Niederträchtig, tückisch und feige" werden seine Methoden in einem Blatt genannt, das von mehr als fünfzigtausend Technikern gelesen wird. Ein „System von Heuchelei, Spionage und Betrug" nennt sie das einer andern Organisation, deren Mitgliederzahl in die Hunderttausende geht. Und ein in der Auflage kaum geringeres variiert: „. . . ein ganzes System von Angeberei, Hinterlist, Bespitzelung, heimlichen Umtrieben, gegenseitigem Mißtrauen und Gehässigkeit." Und das alles aus der Feder eines Hochschullehrers, einer Kapazität auf seinem Gebiet, dem Leiter eines wichtigen Instituts?

Was hat er getan? Er gibt in seinem Aufsatz Ratschläge dafür, wie ein Betriebsleiter Menschen, die ihm unliebsam sind, loswerden kann. Und zwar für die Fälle, in denen eine offizielle Kündigung nicht am Platze oder nicht möglich ist. So etwas gibt es — das weiß jeder Arbeitgeber. Und mancher hat sich dabei auch schon einiger Mittel bedient, deren er sich im Grunde geschämt hat. Herr Professor Moede aber scheut sich nicht. Er macht eine Lehre daraus, teilt seine Materie in sechs Abschnitte und beginnt: „1. Ferien. Die Ferien sind eine geeignete Zeit, um gegen einen mißliebigen Betriebsangehörigen bei seinen Kollegen, Vorgesetzten oder Untergebenen vorzugehen, teils um Material zu sammeln gegen ihn, teils um durch Stimmungsmache einen inneren Widerstand gegen seine Persönlichkeit zu züchten." Etwas unfair, dieser Rat — geschmacklos wird er aber erst durch die Schlußironie des Autors: „Ferien sind zwar gesundheitsförderlich, mitunter freilich auch gefährlich."

Aber es wird schlimmer: „2. Unerfüllbare Aufgaben. Die Leitung stellt unerfüllbare Aufgaben, die die Kräfte des Unterstellten übersteigen. Der Angestellte, durch die ehrenvolle Beauftragung angespornt, stellt gegebenenfalls bestimmte Termine in Aussicht, an denen er die Arbeit abgeben wird. Stellt es sich, wie erwartet, heraus, daß die Aufgaben . . . nicht ausführbar sind, so ist das Versagen des Angestellten objektiv belegbar . . ." Wie finden Sie das? Was halten Sie von diesem Mann, der selbst schreibt, daß durch „Überlastung ein Zermürben und ein Versagen" strebsamer Menschen direkt beabsichtigt werden soll?

Aber auch die Deutschen im Ausland sollen ihr Vertrauen in die Arbeitgeber der Heimat an den Nagel hängen. Denn es heißt unter Nummer: „4. Die Versuchung. Dem Vertreter der Auslandsfiliale, der verdächtigt ist, wird eine Falle gestellt, die so maskiert ist, daß er gutgläubig hereingeht. Man bietet ihm Geschäfte an, die vertragswidrig sind, unter Verheißung eines erheblichen Nutzens." Als ich dies gelesen hatte, diese

Anstiftung zum Lockspitzeltum, setzte ich mich mit den Strafbehörden in Verbindung. Ich nannte keinerlei Namen, erkundigte mich lediglich nach der Möglichkeit einer Strafverfolgung. Aus der Antwort: „... Wenn damit die Anstiftung zur Untreue durch die Geschäftsleitung gemeint sein sollte, so könnte in dem Ratschlag, eine solche Anstiftung zu begehen, eine Beihilfe zur Anstiftung gefunden werden." Mir wurde schon wohler, als ich in diesen Zeilen einen Schutz gegen derartige Niedertracht glaubte sehen zu können. Leider ging der Brief aber weiter: „... Allerdings wieder nur dann, wenn zu einem bestimmten Falle angestiftet wird." Das ist hier nicht der Fall — also wird man dem Professor die Unmoral seiner Rezepte auf diese Art nicht klarmachen können. Aber andre Wege dazu werden bereits beschritten. Ich veröffentlichte oben schon die Stellungnahme einzelner Blätter — es sind die ersten. Weitere folgen; und es ist anzunehmen, daß sich die Volksvertretung mit diesen Dingen befassen wird... wenn nicht das zuständige Ministerium vorher eingreift und auf dem Disziplinarwege etwas unternimmt. Allerdings hatte diese Behörde vorerst noch Angst, sich zu äußern, und ließ Anfragen bis jetzt unbeantwortet.

„5. Die Reizung. Der Unterstellte wird durch Vorhaltungen gereizt. Er wird unvorsichtig, läßt sich gehen und vielleicht zu ungehörigen Äußerungen gegen das Unternehmen oder den Vorgesetzten hinreißen, die als Beleidigungen wirken und seine fristlose Entlassung nach sich ziehen." Das soll eventuell mehrfach wiederholt werden, bis die Sache wunschgemäß klappt. Dann raus mit dem unverschämten Kerl! Der so dämlich war, in die Falle zu gehn, so anständig, sich zu geben, wie er ist, so kindlich, im Chef nicht nur den Intriganten zu sehen. Es lebe die deutsche Betriebsmoral!

Wenn diese Zustände wirklich, wie Professor Moede es glauben machen möchte, bei uns landesüblich sind, dann wären wir das korrupteste, skrupelloseste, infamste Volk der Welt. Wir sind es nicht. Und wir werden es nicht werden, solange man noch mit Schaudern auf einen solchen pseudowissenschaftlichen Aufsatz reagiert. Was denkt sich eigentlich der Mann dabei, der so etwas predigt? Ein Bekannter von mir fragte ihn. Er war aber schon gewarnt und winkte ab. Sein Beitrag habe mehr Aufsehen erregt, „als nötig sei"; deshalb wolle er auch nicht mehr die Fortsetzungen folgen lassen, die er geplant hatte. Es zeuge aber, meinte er, für eine Unkenntnis moderner Betriebsauffassungen, wenn man gegen die Veröffentlichung solcher Sachen protestiere.

Das dürfte übertrieben sein. Ich sprach mit den Syndici verschiedener großer Arbeitgeberverbände. Überall lehnte man diese Verallgemeinerung ab. Aber überall — und jetzt wird aus dem Fall ein Problem — gab man gelegentliche Maßnahmen dieser Art zu. Sie seien aber dann auch notwendig gewesen.

Ja, sind sie das? Weshalb denn? Weil — die heutige Gesetzgebung nicht erlaube, einen Mann loszuwerden, der für einen Betrieb ungeeignet sei. Wenn man lange Kündigungsfristen, wenn man Entschädigungssummen vermeiden wolle,

müsse man auf solche Auswege kommen. Die soziale Gesetzgebung sei legislatorische Sentimentalität, sie hindre den wirtschaftlichen Aufschwung. Man wolle gar nicht den Arbeitsmarkt noch mehr überlasten. Aber man möchte wenigstens die Möglichkeit haben, eine weniger geeignete Kraft gegen eine bessere auszutauschen.

Der Fall hat grundsätzliche Fragen angeschnitten. Die eine ist die der Kündigungsreform. Sie muß jetzt diskutiert werden. Die zweite richtet sich gegen die Wissenschaft des Professors selbst, gegen die Psychotechnik. Sie steckt mitten in der Krise, weil man mit ihr den wildesten Unfug getrieben hat. Dieser Artikel ist ja nur ein Beispiel dafür. Die dritte Frage aber geht uns am meisten an — es ist die nach einer Verbesserung der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die nach einer neuen Betriebsmoral.

Es ist heute in manchen Großunternehmen üblich, die Intrige als leistungssteigerndes Mittel zu betrachten. Das Zentralgehirn eines der größten deutschen Zeitungshäuser antwortete mir auf meine Vorschläge, ein stärkeres Zusammenarbeiten der einzelnen Blätter und Abteilungen zu organisieren: man begrüße grade diese gegenseitige Eifersucht, dies Bespitzeln und Gegeneinanderhetzen aus Konkurrenzneid, weil jeder sich dann doppelt anstrenge, den andern zu übertrumpfen. Das ist eine Politik, die die Verachtung aller gegen alle zur Folge haben muß. Und wird sie von vielen Geschäftsleitungen begünstigt und ebenfalls betrieben, dann müssen Mißtrauen, Unlauterkeit und Verlogenheit im Wirtschaftsleben die allgemeine Folge sein.

Wir brauchen eine neue Betriebsmoral. Und falls sie im Anschluß an diese Ausgeburt der Unmoral — den Artikel des Professor Moede — geboren werden sollte, dann werden wir diesem Manne noch dankbar sein. Selbst wenn sich inzwischen nach seinen eignen Vorahnungen seine „Maßnahmen, grade wenn sie allzu geschickt eingefädelt zu sein scheinen, oft gegen den Urheber selbst" richten sollten, „auch wenn er sich in hoher Stellung befindet", wäre das Ziel den Preis vielleicht wert gewesen.

Roger Martin du Gard von Rudolf Arnheim

„Jean Barois"

Es ist immer noch ein weiter Weg von Berlin nach Paris. Neulich las ich im Referatenteil eines französischen Literaturblattes folgendes: „Der Tod des Empedokles von Friedrich Hölderlin, aus dem Deutschen übersetzt von André Babelon. Hölderlin war ein Freund Schillers und Hegels. Er ist in Frankreich wenig bekannt, die Lexika schweigen sich über ihn aus. Aber der Übersetzer widmet ihm ..." Und ein paar Seiten weiter über Thomas Manns „Tristan": Wenn, wie die Übersetzerin versichere, dies eine sehr charakteristische Novelle des Dichters sei, so scheine es ... Aber man müsse wohl erst die versprochene Übersetzung der „Buddenbrooks" abwarten, um sich von Thomas Manns Begabung eine sicherere

Vorstellung machen zu können. Diesseits des Rheins gibt es ähnliche Beispiele. So sind erst in diesen Monaten — und übrigens ohne bisher die ihnen gebührende Beachtung zu finden — die beiden Hauptarbeiten Roger Martin du Gards in deutscher Sprache, bei Paul Zsolnay, Berlin, erschienen. (Französische Ausgaben: Editions de la Nouvelle Revue Française, Paris, Librairie Gallimard.) Dabei stammt der „Jean Barois" schon aus der Vorkriegszeit, und die Bände des großen und noch unvollendeten Familienromans „Les Thibault" erscheinen seit 1922. Wir haben direkte Telephonverbindung nach Paris, es geht keine Stunde verloren — aber irgend ein Fehler muß doch noch in der Leitung sein.

Man kann den „Jean Barois" unfreundlich einen Propagandaroman für den Katholizismus nennen. Nun, mindestens wird literarische Propaganda selten mit so viel Raffinement und Begabung gemacht. Dieser Feldzug gegen den Atheismus ist ein Wunder an Strategie. Der berühmte Freidenker widerruft auf dem Totenbette, und obwohl das theoretische Motiv der Erzählung durchaus im Vordergrund steht, sind ihre Figuren doch so hinreichend mit Zeichen einmaligen Lebens ausgestattet, daß sich der Verfasser gegen die Behauptung wehren kann, er habe an dem Bankerott des Ungläubigen den Bankerott des Unglaubens aufzeigen wollen. Ideen haben Blut getrunken und menschliche Gestalt angenommen, und nun kämpfen sie leibhaftig gegeneinander. In solchem Kampf zwischen Ideen aber sind Schläge kein Argument, auch Schicksalsschläge nicht, und wenn der Ketzer aus Angst vor dem Tode seine Theorien verliert, so muß man scharf zusehen, ob er nicht bloß die Nerven verloren hat. Es ist das Grenzgebiet zwischen freier Romanerfindung und Experiment am lebenden Körper, und es herrscht da ein dem Verfasser zweifellos nicht unwillkommenes Zwielicht, das die Unterscheidung schwer macht, ob das statuierte Exempel nur erbaulich und erzieherisch oder ob es von wissenschaftlicher Beweiskraft sein soll.

Der Roman ist in Dramenform geschrieben. Man hört die direkte Rede der Personen, man liest ihre Briefe, und im übrigen gibt es nur, als Regieanmerkungen, kurze, eingestreute Steckbriefe der auftretenden Menschen und Landschaften. Das Ganze wirkt nicht wie eine mit verteilten Rollen vorgetragene Abhandlung, aber das Gerüst der Komposition, die Steuerung der Figuren und Gedankengänge tritt doch sehr klar zutage, und da ist es erstaunlich, festzustellen, mit welcher strengen Kunstfertigkeit die Stimmen geführt, die Melodien durcheinandergeflochten sind. Erst wenn man das Buch zum zweitenmal liest, merkt man, wie jedes Motiv lange, oft durch kleinste Andeutungen, vorbereitet wird, nichts vom Himmel fällt und nichts überflüssig ist.

Im Hause seiner Großmutter, auf dem Lande, wird Jean Barois streng katholisch erzogen. Die Mutter ist tot, der Vater hat seine ärztliche Praxis in Paris, und daß dieser Vater nie in die Kirche geht und doch gut und klug ist, gibt den ersten Anlaß zu Jeans Zweifeln. Das Kind hängt an der Religion, denn es ist mit ihr erzogen, aber sie wird ihm ver-

dächtig. Die Naturgesetze, von denen er an der Sorbonne hört, enthalten nichts von Gott und widersprechen den Dogmen der Kirche. Ein junger Geistlicher, ein Studienfreund, weist ihm als Ausweg aus allen Widersprüchen das „symbolistische Kompromiß": die Dogmen nicht wörtlich sondern bildlich nehmen — so erhält man sich den Glauben, ohne den Verstand zu beleidigen! Aber die symbolistische Auslegung widerspricht den orthodoxen Forderungen der Konzilien, und es bleibt dem jungen Studenten auch nicht mehr genug übrig von der Religion, wenn alles Märchen, nichts mehr buchstäblicher Tatbestand sein soll. Er schwört ab, und bald darauf verjagt man ihn aus einer Stellung als Lehrer für Naturwissenschaften an einer katholischen Schule, weil er den Zöglingen viel von Darwin und nichts von Gott erzählt. Er wird führendes Mitglied einer Freidenkerorganisation, und während er so seinen Weg aufwärts geht, meldet sich kontrapunktisch die Gegenstimme, die abwärts führt: Jeans strenggläubige Frau entsetzt sich, daß ihr Mann zum Ketzer geworden ist; er weigert sich, der Taufe seines Kindes beizuwohnen — die Ehe zerbricht. (Stimme des Autors halblaut aus der Versenkung: „Atheismus zerbricht die Ehe!") Kulmination: Jean Barois, Verfasser vieler Bücher, Herausgeber der freidenkerischen Zeitschrift „Der Sämann", spricht in einer großen Versammlung über „Die Zukunft des Unglaubens". Das antichristliche Pathos seiner Rede ist kaum verhallt, da erklingt ein erstes, leises Alarmzeichen: Auf dem Wege zur Redaktion des „Sämanns" geht dem Kutscher das Pferd durch, eine Straßenbahn kommt von vorn, Barois wirft sich in die Kissen zurück und stammelt in Todesangst: „Je vous salue, Marie, pleine de grace..." Der Autor hebt den Zeigefinger, und Barois, entsetzlich bestürzt und voller Mißtrauen gegen sich selbst, verfaßt noch auf dem Krankenbett eine Art Testament: er protestiere jetzt, wo er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte sei, gegen alles, was er etwa denken oder schreiben werde, wenn er durch Krankheit oder Alter unterminiert sei. „Ich kenne nichts Abstoßenderes, als wenn ein Greis, der sein Leben lang im Dienste einer Idee gestanden hat, in der Schwäche seines Alterns lästert, was ihm Lebenszweck gewesen ist, und über seine Vergangenheit lamentiert." Er glaube nicht an den freien Willen, er glaube nicht an die unsterbliche Seele. (Aber so etwas kann man Romanlesern noch so eindringlich mitteilen, es bleibt ihnen deklamierte Theorie, und wenn der Greis dann wirklich den Sturz in den Himmel erlebt und weinend nach dem Kruzifix langt, so ist es dennoch dieser Gefühlssturm, der Recht und Gewicht erhält, und nicht der Thesenanschlag aus vergangenen Zeiten!)

Ohne zureichenden Grund in die Handlung eingeschaltet ist eine sehr ausführliche und packende Schilderung der Dreyfus-Affäre, die in der Ökonomie des Ganzen allenfalls als episodisches Motiv hätte Platz finden können. Der Reiz des Themas, der, in einer noch nicht von Dreyfus-Literatur überschwemmten Zeit, den Autor veranlaßt haben mag, einen solchen Auswuchs an seinem Werk zu dulden, ist heute dahin, und du Gard sollte sich bei der nächsten Auflage zu einer

großzügigen Operation entschließen, zumal diese bestimmt nicht lebensgefährlich wäre.

Dem Hauptmann Dreyfus ist sein Recht geworden, der katholischen Kirche noch nicht. Und so erscheint denn in Paris Barois' achtzehnjährige Tochter, die ins Kloster gehen will, um die Sünden des Vaters ein wenig auszugleichen und weil der Autor sozusagen biologisch zu belegen wünscht, daß ketzerische Seitensprünge in der Deszendenz nicht vorhalten und gegenüber der Strenggläubigkeit als rezessive Vererbungseigenschaften anzusehen sind. Marie studiert, als letzte Selbstprüfung bevor sie den Schleier nimmt, sämtliche Jahrgänge des „Sämanns" durch, und als der Vater fragt, ob diese Hunderte von präzisen Argumenten gegen die katholischen Dogmen ihre Sicherheit denn nicht erschüttert hätten, antwortet sie mit dem fulminanten Satz: „Aber, Vater, wenn meine Gewißheit durch Einwände zu erschüttern wäre, dann wäre es doch keine Gewißheit!" Da begreift er, daß ein wohlgelungenes Schäflein sich gar nicht dafür interessiert, das, was es glaubt, bewiesen oder widerlegt zu sehen; er beginnt zu respektieren, was er bekämpft hat, erregt Ärgernis bei den Ungläubigen seines Kreises und sagt sich vom „Sämann" los. Seine Tochter legt, bevor sie ins Kloster geht, die Hände der entzweiten Eltern ineinander und repariert so, was Gott zusammengefügt und der Mensch getrennt hat („Rechtgläubigkeit klebt, leimt, kittet alles"). Bildlich und tatsächlich an den Ort seiner Kindheit zurückgekehrt, stirbt Barois, im Glauben an die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Und der Abbé, der ihm den letzten Trost gibt, ist, auf daß nichts versäumt werde, kein gewöhnlicher Abbé sondern ein freidenkerischer; ein ständiger Leser des „Sämanns", der zu Barois gekommen war, um sich mit ihm auszusprechen. Nun da vor seinen Augen der große Ketzer zu Kreuze gekrochen, der Blitz in die Eiche gefahren ist, fühlt er sich in seiner geistlichen Mission neu gesichert. Das Testament („Ich glaube nicht an die unsterbliche Seele, ich glaube nicht an den freien Willen!") wandert, von den Hinterbliebenen nur flüchtig und mit spitzen Fingern zur Kenntnis genommen, in den Ofen. Es besteht kein Interesse mehr dafür. Und leise klingt wieder die gegengeführte Unterstimme: Luce, der greise Vorkämpfer des „Sämann"kreises, stirbt sanft und selig, ohne allen Zweifel am Zweifel, fern aller Religion.

Ein so scharfsinnig erdachtes und durchgeführtes Szenarium genießt der Leser mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen, obwohl der ausgezeichnete Menschenschilderer, als der sich du Gard später in den „Thibault" erweist, auch schon im „Barois" genug Proben seiner Fähigkeit gibt. Die Streitgespräche über Religion, die sich durch das ganze Buch ziehen, enthalten ein vollständiges Kompendium katholischer Dialektik. Gleich die erste Frage des fünfzehnjährigen Jean an seinen Beichtvater: „Was sind eigentlich Freidenker?" wird folgendermaßen beantwortet: „Freidenker? Das sind zumeist naive Menschen, die glauben, daß wir frei denken können. Frei denken! Nur die Narren denken frei. Steht es mir frei, zu denken, daß fünf mal fünf elf gibt?" Dieser geschickte

Versuch, subjektive Dogmen in die ehrliche Gesellschaft wissenschaftlicher Wahrheiten einzuschmuggeln und sie dadurch zu legitimieren, ist höchst bezeichnend. Ein bißchen gedreht, sieht das so aus: Die Naturwissenschaftler sind gottgläubig; denn wer an die Ordnung des Kosmos glaubt, glaubt an Gott! Oder gar: Wer Gutes tut, ist ein guter Christ; denn das Christentum verlangt, daß man Gutes tue! So rundet man seine Anhängerschaft nach oben ab, so identifiziert man auf Grund oberflächlicher Gemeinsamkeiten das Zeitgemäße mit dem Veralteten und erschleicht eine belebende Bluttransfusion. Nichts Andres ist es, wenn dieser Tage der Pater Mukkermann vor dem münchner Tänzerkongreß eine Pirouette schlug und die nahen Beziehungen zwischen Kirche und Tanzkunst aufwies: für den Tanz wie für die Kirche sei der Körper Instrument und Ausdruck der Seele! So bleibt der Kniefall mit Mary Wigmans Hilfe aktuell — eine gefährliche Technik, zumal heute, in dieser dem Verstande abholden Zeit, wo die Intellektuellen es lieben, eine meist dürftig fundierte Verehrung für den Katholizismus zu tragen und sich geheimnisvoll zu gebärden wie der Schuster Jakob Böhme persönlich.

Seltsam, daß nirgendwo auf den fünfhundert Seiten des „Jean Barois" der Kampf um die Kirchenreligion von der Seite angesehen wird, die fast ausschließlich uns heute wichtig ist. Der Wahrheitswert der orthodoxen Lehrsätze ist unter gebildeten Menschen heute keine Streitfrage mehr: Es wirkt ebenso albern und antiquiert, wenn sich einer über das Wunder der Auferstehung lustig macht wie wenn er an der unbefleckten Empfängnis festhält. Unser Jahrhundert ist nicht mehr wie das vorige, von den schönen Erfolgen der exakten Forschung so geblendet, daß es keine Maßstäbe außer denen des Intellekts gelten ließe. Erkenntnis ist eines, und Frömmigkeit ist ein andres, und wir wissen, daß es sehr nützlich sein kann, an Unwahrheiten zu glauben. Aber es kann auch sehr schädlich sein, und darauf kommt alles an. Wenn du Gard einen seiner streitbaren Abbés zur Begründung jenes „symbolistischen Kompromisses" sagen läßt, es gehe ihm nicht um Christus als historischen Gekreuzigten sondern er verehre in diesem hölzernen Abbilde den Menschen, der sich ohne Murren in sein Leid zu schicken wisse, so ist uns diese Unterscheidung ziemlich gleichgültig — wir finden nur, daß es in öffentlichen und persönlichen Angelegenheiten oft höchst unangebracht ist, sich in sein Leid zu schicken. Wir bekämpfen die Behauptungen, daß ein vollkommen kluger Gott die Einrichtungen dieser Erde geschaffen habe und daß Leid und Unrecht nach dem Tode im Himmel ausgeglichen würden, nicht, weil sie unwahr sind sondern weil sie dem Gläubigen Tatkräfte entziehen, die bitter gebraucht werden, um die Übelstände auf dieser Erde zu beseitigen — Übelstände, an deren Aufrechterhaltung die Professionals der Gläubigkeit, die Priester, als Angehörige der herrschenden Schicht ein lebhaftes Interesse haben. Als ein paar jungkatholische Politiker dem alternden Barois erklären, sie benötigten eine feste Religion als moralische Stütze für ihren Kampf um den Nationalstaat, weiß er ihnen nur zu erwidern: Ja, aber die Wahrheit...! Und

wenn jener Abbé die Lösung sieht in der Formulierung Renans: „Vom Christentum alles beibehalten, was sich ohne den Glauben an das Übernatürliche verwenden läßt", so scheint uns vielmehr das Übernatürliche noch am ehesten akzeptabel. Aber wir verwerfen die Lehre vom freien Willen, weil sie uns das Strafrecht verdirbt, und das Sakrament der Ehe, weil es schuldlose Menschen unglücklich macht, und die Sündenvergebung, weil sie unmoralisch ist, und die Verfemung des Körpers und der Triebe, weil sie die Menschen krank macht, und das Gebet, weil es das Selbstbewußtsein verstümmelt!

Roger Martin du Gard schweigt von diesen Dingen. Er tut auch, als sei der Kampf gegen den Glauben abgeschlagen mit der Einsicht, daß der aufklärende Intellekt nichts gegen ihn vermag; als sei der Kirchenglaube eine Himmelsmacht und nicht eine recht zufällige Dressurform. Vielleicht sieht er diese Fragen nicht, aber das ist bei einem so klugen Menschen unwahrscheinlich; vielleicht hielt er sie mit dem Geist der Zeit, in der seine Handlung spielt, noch nicht für vereinbar; vielleicht auch schien es ihm, daß er seiner Partei einen schlechten Dienst erweise, wenn er diese heiklen Punkte in die Diskussion ziehe.

Gleichviel — er muß sich sagen lassen, daß er sein Thema genau dort im Stich gelassen hat, wo es angefangen hätte, uns am lebhaftesten zu fesseln.

Ein zweiter Aufsatz folgt

Mannheim von Hans Reimann

Vor dem modernisierten Bahnhof stand noch vor wenigen Jahren ein berittener Schutzmann. Das Pferd wurde ihm unter dem Leibe abgebaut. Aber die Anlagen am Wasserturm sind immer noch von Eintritt der Dunkelheit an geschlossen. Bruno Schmitz, der Schöpfer des Völkerschlachtdenkmals, hat den Rosengarten und die Karrees um den Friedrichsplatz mit großem Pathos hingebreitet. Die Kunsthalle (von Billing) ist Wicherts Verdienst und wird von Hartlaub auf hohem Niveau gehalten. Hartlaub hat einen Sohn, der schon wie der selige Huysmans dichtet und als Sechsjähriger seine Mutter mit der Botschaft überrumpelte, das Dienstmädchen Anna glaube nicht an einen kosmischen Christus. Neben Kokoschka und Rohlfs sieht man in der Kunsthalle Manets Erschießung Maximilians. Der Freie Bund sorgt für ernste Erziehung in künstlerischen Dingen; das private Kunsthaus Tannenbaum erregt und erfrischt die Mannheimerinnen stets von neuem durch Qualität. Hinter der Augusta-Anlage stößt man auf „unser" Hotel, auf das Palast-Hotel „Mannheimer Hof", das sich neuzeitlich und preiswürdig nennt und dem harmlosen Gast panischen Schrecken einjagt durch gepfefferte Preise. Pensionen gibt es fast gar nicht. Mir ist eine einzige zu Gesicht gekommen: in der Bismarckstraße, gegenüber von einem Café. Wo „Pension" plakatiert ist, bedeutet das Mittagstisch ohne Bett. In L 4 verheißt ein Schild: „Hier eßt man gut!" Am besten eßt man im „Goldenen Lamm", einer Tag und Nacht überfüllten Kneipe, deren Wirt fließend Französisch

parliert. In J 6 versank ich in einer veritablen Zigeunerwirtschaft. Der niedlichen Weinschenken ist Legion. Wovon existieren die Wirte, die leicht beleidigt scheinen, so oft eines Gastes Fuß sich in ihre Winkel verirrt?

Die Innenstadt ist quadratisch aufgeteilt, und wer das aus Amerika bezogene System begriffen hat, findet sich ohne Mühe zurecht. Als Basis dient das an der Bismarckstraße gelegene Schloß, und die Breite Straße bildet die Komponente. Links der Breiten Straße (vom Schloß gesehn) liegen die Quadrate A bis K (am Neckar), und rechts liegen die Quadrate L bis U. Das Schloß (wie die meisten sogenannten Sehenswürdigkeiten Mannheims) ist von Carl Theodor errichtet worden. Im linken Flügel (vom Trakt der ehemaligen Kurtisanenhäuser aus) ist die von dem gründlichen Fraenger verwaltete Bibliothek untergebracht, die zu den Leckerbissen Deutschlands zählt. An Jesuitenkirche und Schillerplatz vorbei stürzt man mitten ins Nationaltheater. Sioli leitet es, und eine zentimeterdicke Schicht von Garderobe-Ablagen umhüllt das Innere. 1782 stieg die Uraufführung der „Räuber". Engagiert waren in Mannheim: Kleiber, Furtwängler, Bodanzky, Fritz Zweig, Berta Morena, Hannelore Ziegler, Maria Fein, Paula (itzt: Sybille) Binder, Daisy (später: Maria) Orska, Pallenberg, Hans Adalbert Schlettow, Karlheinz Martin, Ferdinand Gregori, Paul Richter, Fritz Kortner und Harry Liedtke. Richard Taubers Schwester betreibt in der Stadt ein Hutgeschäft. Professor Leo Überle hat in einer Stunde fünfundvierzig Kohlenwagen gezählt, die in Mannheim prinzipiell vor öffentlichen Anstalten ihre Radauklingel erschallen lassen. Innerhalb der Stadt gibt es fast gar keine Tankstellen. Man muß zur Jungbusch-Garage, dessen Besitzer in meiner Gegenwart einen schändlich zusammengefahrenen Benz sah und die denkwürdigen Worte sprach: „Ich gebe Ihnen zweitausend Mark, wie er da liegt." Die Schuljugend benutzt sämtliche verfügbaren Gegenstände zum Fußballspiel. Aber das ist überall so. Hingegen ist eine Besonderheit Mannheims: die Höflichkeit und Intelligenz der Schutzleute. Ihre Intelligenz geht so weit, daß sie die Erziehung des Publikums wegen untauglichen Objekts resignierend aufgegeben haben.

Wer den Luisenring entlang trippelt, liest des öftern das Wort „Dispacheur". Dispacheurs heißen die Männer, die den Schaden schätzen, der beim Kollidieren zweier Schiffe entsteht. Mannheims Hafen, Europas stattlichster Binnenbetrieb, wurde nach dem Diktat von Versailles durch Duisburg überflügelt. An der Neckarbrücke machen sich flatternde Hyänen breit: Möwen ohne Zahl, den Passanten tatsächlich etwaige Bissen aus dem Munde reißend. Der Geruch nach Chlor hat nichts mit den Möwen zu tun. Auch nicht, wie behauptet wird, mit den kleinen Gummifabriken. Sondern mit der Anilin. Die Anilinwerke bilden einen Kulturfaktor für sich, indem ihre Beamten die chemischen Gesetze sowohl auf staatliche als auch auf familiäre Dinge übertragen. Nebenbei leisten die Anilinwerke Schätzbares für Volksbildung und besitzen ein Kasino, wo man unter Ausschluß Profaner ausgezeichnet speist. Was die Stadt Mannheim an den Werken interessiert, ist der

Kurs der Aktien. Bayern steckt die Steuern in seine Tasche. Das hätte Mannheim haben können. Dafür hat es das Odeur. Im Zentrum der Innenstadt springt das Alte Rathaus ins Auge, 1700 bis 1710 errichtet und durch ein zunächst unverständliches „et" mit der katholischen Pfarrkirche verbunden. Auf dem an Verkaufstagen toll bewimmelten Markt ziert sich ein Denkmal mit der Mannheimia, dem Merkur und den Herren Rhein und Neckar. Im Neuen Rathaus am Paradeplatz kann man bei Regenwetter stundenlang promenieren: unter den klüglich angebrachten Arkaden. Im Strandbad tummelt sich Arm und Reich, sogar im Winter; und eine berühmt gewordene Kellnerin radelte allnächtlich durch den einsamen Wald in dieses Dorado, das per Auto unerreichbar ist. Im Herschelbad, dem Stolz der Stadt, findet Freitags Speckschmelze statt: Sancta Corpulentia wird von feisten Damen hinwegtranspiriert. Im Waldpark erhebt sich ein aus dem Abfall einer Fabrik zusammengescharrter Hügel. Die Griebenwurst ist in Heidelberg schmackhafter, weil Senf eingebettet wird. Das Nationalgebäck, der mannemer Dreck, präsentiert sich als Gewürzlebkuchen mit Schokoladeüberzug. Ihn bei Lederer zu vertilgen, ist Ehrensache. Mit Brezeln wird Handel getrieben, daß es eine Art hat. Vier Stück kosten zwanzig Pfennig, und auch Erwachsene kauen herzhaft und ostentativ unterwegs.

Die Oststadt gilt als fürnehmstes Viertel. Am Luisenpark schlummert das Planetarium. Der Oberbürgermeister haust in einer stilreinen, neusachlichen Villa. Hinter Rennplatz, Palmenhaus, Schlachthof, Neu-Ost-Heim, Flughafen und Stadion verebbt das flache Land. Heidelberg schimmert in der Ferne, nächst Weinheim, wo Mayer residiert, der Musikfreund und Bezwinger des Matterhorns, und wo Carl Freudenberg und L. Hirsch am Ufer der quicken Weschnitz in Leder machen. Die Wachenburg (Burg des Weinheimer S. C.) starrt bedrohlich. Wer sichs leisten kann, besuche Schwetzingen (17 Kilometer), die Spargelfelder und eine samt dem Schloß von Carl Theodor angelegte echte Moschee.

Und damit ichs nicht vergesse: Albert Bassermann ist Mannemer.

An M. zum Einzug in Berlin von Joachim Ringelnatz

Morgen, wenn du einfährst in Berlin,
Bin ich da,
Denk ich an die Scharen von Staren,
Die nach Afrika ziehn.

Sorgenmürbe bist du nachts gefahren.
Einer Sommermorgensonne möcht ich gleichen,
Wenn du mir die lieben Hände reichen
Wirst.

Willkommen in Berlin! Und gib
Alle Koffer mir zum Tragen.

Neue Heimat läßt mich neu dir sagen:
So wie dich hab ich kein Andres lieb.

Stahlhelmgeist von Morus

An demselben Tage, an dem Jupiter den Blitz schleuderte und den Reichstag wegen Unbotmäßigkeit auseinandertrieb, führten im Eden-Hotel fünfhundert erregte Kaufleute, Rentiers, Rechtsanwälte und Bankdirektoren einen erbitterten Kampf. Der Anlaß war nicht grade welterschütternd. Die Aktionäre der A.-G. für Verkehrswesen, einer Gesellschaft, die sich mit dem Bau von Bahnanlagen und andern internationalen Baugeschäften befaßt, waren unzufrieden, weil sie in diesem Jahr nur fünf Prozent Dividende bekommen sollten, und verlangten mehr. Während sonst solche häßlichen Ansprüche von den Verwaltungen der Aktiengesellschaften mit Hilfe der Banken ohne lange Diskussionen beiseite geschoben werden, mußte man sich schon ausführlicher mit den Opponenten auseinandersetzen, denn in der Verwaltung selbst bestanden heftige Differenzen. Die Vertreter der Großbanken waren noch am Tag vor der Generalversammlung demonstrativ aus dem Aufsichtsrat ausgeschieden, weil sie mit dem herrischen Generaldirektor Doktor Lübbert nicht länger zusammenarbeiten wollten.

Dieser Herr Lübbert hatte auf etwas ungewöhnliche Art große Aktienpakete und schließlich die unumschränkte Kommandogewalt in der A.-G. für Verkehrswesen erlangt. Vor dem Kriege hatte er sich in Lüderitzbucht in Südwestafrika als Anwalt etabliert und war dort in die sagenhaften Diamantengesellschaften hineingekommen, an denen die A.-G. für Verkehrswesen stark interessiert war. Nach dem Kriege betätigte er sich in Kapstadt erfolgreich als Liquidator für die deutschen Vermögen in Südwest. Er faßte die deutschen Diamantengesellschaften in eine englisch aufgezogene Firma zusammen; und während die Leute in Deutschland im Dunkel tappten, was aus ihren in Südwestafrika investierten Geldern würde, wußte Herr Lübbert selbstverständlich Bescheid. Er nutzte seine Kenntnisse aus und kaufte die Verkehrswesen-Aktien en masse für ein Butterbrot zusammen.

Als die Inflation vorüber war, kehrte er reich beladen in die teure Heimat zurück, präsentierte seine Aktienpakete, kam in den Aufsichtsrat und schwang sich mit einigen kräftigen Ellenbogenstößen binnen zweier Jahre zum Generaldirektor auf. Mit dem fröhlichen Spekulationsgeist, der der Diamantenbranche eigen ist, suchte er in Deutschland seinen Geschäftskreis zu erweitern. Die A.-G. für Verkehrswesen wuchs in gradezu tropischem Tempo, das Kapital wurde von neun auf fünfzig Millionen heraufgeschraubt. Es wurde gekauft und gebaut, als ob Geld gar nichts wäre. Herr Lübbert hatte bald einen ganzen Konzern zusammen, saß im Aufsichtsrat von fünfzehn Gesellschaften und war sozusagen in die Reihe der Wirtschaftsführer avanciert. Die Banken, mit denen er zusammen arbeitete, ließen sich natürlich diese Gelegenheit nicht entgehen und hängten dem Afrikaner an, was sie an ruhige Mitteleuropäer nicht so leicht losgeworden wären.

Das ging so einige Jahre, bis sich herausstellte, daß bei der kolonialen Expansion allerlei Schlingpflanzen dazwischen geraten waren. Die Zeit, in der man mit Diamenten-Shares halb Deutschland zusammenramschen konnte, war eben doch vorüber. Geschäftemachen war wieder mit Risiko verbunden, und riskante Geschäfte brachten Verluste. Der Konzern des Herrn Lübbert büßte hier und dort etliche Millionen ein. Und als bekannt wurde, daß die Dividende um mehr als die Hälfte reduziert werden müßte, gab es eine regelrechte Börsenderoute. Die Aktien der A.-G. für Verkehrswesen purzelten und rissen andre Werte mit; die Bescherung war da. Zwar war das Unternehmen im Kern intakt geblieben, aber der Diamantenglanz war verblaßt. An Stelle der privaten Großbanken zog schließlich die dem Reich gehörige Reichskredit-Gesellschaft in den Aufsichtsrat ein; und, was noch auffallender ist: eine englische Aktionärgruppe, mit der Herr Lübbert anscheinend schon vorher kooperiert hatte, wird künftig in der Verwaltung Sitz und Stimme haben und Herrn Lübbert beaufsichtigen helfen. Die A.-G. für Verkehrswesen ist also teilweise unter ausländische Kontrolle geraten. So endete die Schlacht im Hotel Eden.

Auch dieses Ergebnis wäre von geringerm Interesse, wenn Herr Lübbert sich nicht gleichzeitig als Vorkämpfer der deutschen Nationalwirtschaft betätigte. Freilich übt er diese Tätigkeit nicht in voller Kriegsbemalung als Generaldirektor, fünfzehnfacher Aufsichtsrat und Aktienaufkäufer aus sondern als schlichter Stahlhelmmann mit Windjacke, Ledergurt und Wickelgamaschen. Aber an der Identität des Kameraden Lübbert mit dem Großkapitalisten, der im Eden-Hotel Aktienschlachten dirigiert und die Engländer in deutsche Unternehmungen hereinläßt, ist trotzdem nicht zu zweifeln.

Herr Erich Lübbert ist der hervorragendste Wirtschaftsberater des Stahlhelms. In dieser Eigenschaft hat er im Oktober 1929 vor dem Bundesvorstand des Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, in Magdeburg einen langen Vortrag gehalten. Aber damit das ganze deutsche Volk belehrt und gekräftigt wird, hat er den Vortrag zu einer Broschüre erweitert und sie „im Selbstverlag des Verfassers" in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Um keine Mißdeutungen aufkommen zu lassen: nicht privater Autorenehrgeiz hat Herrn Lübbert die Feder in die Hand gedrückt, es war der ausdrückliche Wunsch des Stahlhelms, daß die Welt erfährt, wie Herr Lübbert sich den „Durchbruch zur Wirtschaftsfreiheit" denkt. Kein Geringerer als Franz Seldte, des Stahlhelms erster Bundesführer, hat der Schrift Lübberts das Geleitwort geschrieben und bestätigt:

> Die vorliegende Arbeit des Kameraden Doktor Lübbert ist eine echte Stahlhelm-Arbeit, die von Freund und Feind als eine Stahlhelm-Arbeit angesehen werden soll.

Das Befreiungsrezept Lübberts ist von bezwingender Einfachheit. Am liebsten würde der Generaldirektor, pardon, der Kamerad Lübbert die Löhne drücken, um die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. „Aber hiergegen wehrt sich die

deutsche Arbeitnehmerschaft. Praktisch ist der deutsche Arbeitgeber heute gezwungen, seinen Arbeitnehmern bestimmte gegen seinen Willen bemessene Löhne für eine bestimmte Arbeitszeit zu zahlen." Da man also mit Lohndrückerei die ausländische Konkurrenz nicht unterbieten kann und es auch dann wohl unmöglich wäre, beliebig deutsche Waren auf den Weltmarkt zu werfen, gibt es nur ein Mittel zur Gesundung: den geschlossenen Handelsstaat. Radikale Drosselung der Einfuhr: das ist die Parole.

Herr Hugenberg hat inzwischen noch ein milderes Mittel gefunden, um den Reparationsfeind zu treffen. Die Gläubigerstaaten sollen, laut Hugenberg, auf alle Waren, die sie nach Deutschland einführen, einen Sonderzoll von fünfzig Prozent des Wertes erlegen. Dann würden sie die Tributlasten selbst tragen und uns vielleicht noch etwas draufzahlen. Die Hugenbergische Methode setzt immerhin voraus, daß wir ausländische Waren überhaupt hereinlassen, denn sonst würden uns ja auch die Zölle nichts einbringen. Kamerad Lübbert ist um einige Grade härter. „Es steht in unsrer Macht, einen heroischen Entschluß zu fassen und vor das Ausland hinzutreten mit der Erklärung, daß wir in Zukunft — auch auf die Gefahr einer erheblichen Senkung unsrer Lebenshaltung hin — die Einfuhren um den Betrag vermindern werden, den wir heute jährlich an das Ausland verlieren."

Für den Wirtschaftsführer Lübbert ist nämlich — offenbar sprechen da Reminiszenzen aus der Zeit seines Diamanten- und Aktienhandels mit — die Reparationsfrage im Grunde eine Devisenfrage. Wenn wir nur nicht mehr Devisen an das Ausland herausgeben müssen, als wir hereinbekommen, dann werden wir schon „zu einem wirtschaftlichen Gleichgewicht gelangen". Da er ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und strenger Logik ist, macht er sich seine Beweisführung nicht leicht. „Viele werden mit Entrüstung erklären, daß sie ohne Kaffee, Apfelsinen, Bananen, zwei Eier zum Frühstück etcetera nicht leben können . . . Gewiß, wenn man die Einfuhr beschränkt, so ist eine Umstellung der Lebenshaltung, auch der großen Masse des deutschen Volkes, erforderlich, wiewohl die Begüterten verhältnismäßig das meiste werden aufgeben müssen. Was bedeutet das jedoch gegenüber der Tatsache, daß das deutsche Volk sich durch solche Umstellung seiner heutigen Lebenshaltung die wirtschaftliche Freiheit zurückerobern kann."

Der Wunschtraum des Herrn Lübbert hat sich überraschend schnell erfüllt. Die deutsche Handelsbilanz ist ausgeglichen, wir bekommen sogar mehr Gold und Devisen herein, als wir brauchen — nur die Wirtschaftskrise ist damit nicht behoben. Es scheint also doch nicht so zu sein, daß es von der Bananeneinfuhr abhängt, ob Herr Lübbert die Engländer in den Aufsichtsrat aufnehmen muß. Ein großer Teil der Wirtschaftsschwierigkeiten scheint vielmehr darin zu liegen, daß in manchen Unternehmungen noch immer der Inflationsgeist spukt und zu einer üblen Großmannssucht, zu Fehlinvestitionen und faulen Geschäften verleitet. Ob das der rechte Stahlhelmgeist ist, mag Herr Seldte entscheiden.

Bemerkungen

Trauersalamander für tote Bergleute

Die unermüdliche Nachrichtenpresse hat sich eine Sensation entgehen lassen, wie sie nur auf deutschem akademischen Boden gedeihen kann. Die Sache spielte sich in Breslau ab, der Metropole des notleidenden Ostens und dem unsaubersten Kulturwinkel Deutschlands dazu. Breslau hat eine Universität, die räumlich nicht mehr ausreicht, aber von der ganzen oberschlesisch-polnischen Ecke frequentiert wird. Mehr als an den andern deutschen Universitäten, wo der Frei- und Werkstudent mehr und mehr das Gros der Hörer bildet, hat sich in Breslau eine Hörerschaft von gut bürgerlichen jungen Leuten erhalten, die noch immer über einen recht ansehnlichen Monatswechsel verfügen. Die Folge ist ein ausschweifender Konservativismus und ein Drang zur Exklusivität, der sich aufs Bizarrste abhebt von der fürchterlichen sozialen Misere Breslaus, das auch durchaus als die Metropole der deutschen Erwerbslosigkeit zu betrachten ist.

Durch die hausdorfer Katastrophe vom 9. Juli hat der schlesische Wirtschaftspessimismus eine neue Nahrung gefunden. Hier in Breslau rief das schreckliche Unglück wirkliches Mitgefühl, echtes Mitleiden hervor. Die offiziellen und privaten Pietätsakte hatten infolgedessen nichts Steifes, nichts Aufgezwungenes, man fand darin richtiges Verstehen eines grausamen Schicksals. In solchen Stunden wartet die breslauer Öffentlichkeit auf ein Wort aus den Hörsälen der Alma mater. Noch immer haben in solcher Situation die Stimmen aus dem Akademikertum Gewicht und Resonanz.

Wie aber verhielten sich nun die Knaben von der Universität? Benutzten sie diese tragische Gelegenheit, um hier einmal ernsthaft Zeugnis abzulegen für die auf Reichsgründungskommersen so oft und laut proklamierte deutsche Volksgemeinschaft und schicksalhafte Verbundenheit? Weit gefehlt. Nicht mit den andern Trauernden durften sie sich in eine Reihe stellen, man wollte endlich einmal wieder ein sehr exklusives akademisches Solotrauern inszenieren. In den leitenden Kreisen der verschiedenen bessern Korporationen kam man auf einen Gedanken, der selbst für deutsche akademische Verhältnisse überaus skurril ist. Man erwog nämlich ernsthaft den Plan, am Vorabend der Bestattung der Todesopfer von Hausdorf eine grandiose Trauerkneipe zu veranstalten, zu der sämtliche Korporationen ihre Chargierten entsenden sollten. Schon wurde ein Ausschuß gebildet, um die Vorbereitung dieser Feierlichkeit zu übernehmen. Nur dem Umstand, daß in diesem Gremium ein paar Leute saßen, die sich einen Funken Vernunft bewahrt hatten, ist es zu verdanken, daß dieses deutsche akademische Kulturkuriosum schließlich doch unterblieben ist.

Selbstverständlich ist darüber offiziell wenig laut geworden, und die sporadisch auftretenden Vernünftigen unter den Herren

Couleurstudenten sind jetzt eifrig bemüht, es so darzustellen, als habe es sich bei der ganzen Geschichte nur um die Kateridee einiger nicht kompetenter Herren gehandelt. So sind also die ersten neunundneunzig Todesopfer des Unglücks von Hausdorf zu Grabe getragen worden, ohne daß an der breslauer Universität zu ihren Ehren ein pietätvoller Salamander gerieben worden wäre. Bei der Bestattung war der Rektor der Technischen Hochschule anwesend, aber der Leiter der Universität fehlte. Und es fehlte auch jede studentische Deputation. Sonst ist keine Feier aus ernstem oder heiterm Anlaß denkbar ohne die Teilnahme von Chargierten mit Wichs und Rapier. Über dem Massengrab von Hausdorf haben sich keine Schläger gekreuzt. Die breslauer Couleurstudenten waren ärgerlich, weil ihnen ein paar der Ihrigen, die nicht ganz von Gott verlassen waren, ihr Spielzeug aus der Hand geschlagen haben. Vielleicht ist es gar nicht so wichtig, ob die Herren dabei sind oder fernbleiben. Aber in der schlesischen Provinz nimmt man Repräsentation noch sehr wichtig und deshalb wird das Verhalten der studentischen Korporationen allgemein als gefühllose Roheit gebrandmarkt. *Philo*

Von Fallersleben nach Saarbrücken

Als vor kurzem in Saarbrücken „§ 218" aufgeführt wurde, kam es im Theater zu einem Aufstand. Ein Chefredakteur Hoffmann war aufgestanden und hatte sich im Namen sämtlicher katholischen Vereine Saarbrükkens gegen die volksverderbliche Tendenz des Stückes erklärt. Alle „auf dem Boden der christlichen Weltanschauung Stehenden" wurden gebeten, gleichfalls aufzustehen und mit ihm hinauszugehen.

Tatsächlich leerten sich ein paar Sitzreihen, und bald hatte sich im Foyer ein wackeres Fähnlein bodenständiger Christen zusammengefunden und sang nun, unter der Leitung des Herrn Hoffmann „Deutschland über alles".

Nicht die ganze Hymne. Der spontane Protest der unentwegten Embryonationalisten war so vorzüglich vorbereitet worden, daß alle gleich mit der zweiten Strophe einsetzten: ‚ Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang . . .

Ich habe bisher nicht gewußt, daß diese Strophe ein gereimtes und vertontes Bekenntnis für den § 218 ist. Aber was der Verstand des Dichters Hoffmann von Fallersleben nicht gesehen hat, das ahnt — nachträglich — die Einfalt des frommen Hoffmann von Saarbrücken.

Immerhin: Eine Beziehung zwischen hemmungslosem Kindersegen und einer bessergestellten Germanin, die eine Abtreibung nicht nötig hat, weil sies nicht nötig hat, läßt sich herstellen.

Was aber hat die deutsche Treue mit dem § 218 zu tun? Warum ist ein Ehepaar treulos, wenn es nicht mehr Kinder haben will, als es ernähren kann? Weil die Treue zum angestammten Herrscherhause Dutzendware verlangt. Weil das landesväterliche Beispiel Wilhelms des Kinderreichen auch in der Republik lebendig sein muß: Man braucht sie nur in die Welt zu setzen, repräsentieren und — was den Untertan angeht — präsentieren werden sie schon können.

Die Frage, warum man vom Standpunkt der deutschen Wein-Wirtschaft gegen die Abtreibung sein muß, ist schwerer zu beantworten. Neunzig Prozent der Kinder wären wohl weder für die Produktion noch für den Konsum in Betracht gekommen. Bleibt nur die eine Lösung: Der essigheimer Sauerbruch ist in Gefahr, durch Zyankali vom deutschen Frühstückstisch verdrängt zu werden.

Einfacher ist es mit dem deutschen Sang, für den die Romantik des Elends unerläßlich, die Rationalisierung der Kinder-Erzeugung ein Scheuel und ein Greuel ist. Wo man singt, da komme ruhig nieder. Wenn sich

auch die „auf dem Boden der christlichen Weltanschauung Stehenden" nicht viel um dich kümmern können — drei, vier deutsche Männer lassen sich bestimmt zu der edlen Tat begeistern, sich um dein Grab zu scharen und den überzähligen Säugling, für den ob seiner Armut auf dieser Welt sehr wenig Platz sein wird, auf die „Rasenbank am Elterngrab" zu verweisen.

Wenn er nicht das Glück hat, in die Finger gewisser lübecker Ärzte zu geraten, die ohne den § 218 nicht wüßten, woher sie ihre Säuglinge bekommen sollten, und die das Abtreiben als unlautern Wettbewerb bekämpfen.

Über den Standpunkt der lübecker Fachwissenschaftler, über den Horizont der saarbrückener Minne-mit-Folgen-Sänger hinaus ist die Zwangsgeburt ein aktuelles Gebot vaterländischer Pflichterfüllung: Das Notopfer armer deutscher Mütter für den ärmern Vater Staat.

Der Verzicht auf die Alimente ist die selbstverständliche Voraussetzung für die von allen regierungstreuen Parteien geforderte Preissenkung auf dem Menschenmarkt.

Slang

Der Film „Erde"

Einen nur nüchternen Maßstab an diesen russischen Film zu legen, hindert dessen inneres und äußeres Pathos. Hier wird eine neue Bibel geschrieben. Was ist das Leben? Ein Wechselspiel zwischen Leben und Tod, Aussaat und Ernte, Altem und Neuem. Banalitäten sind nur banal unter den Händen von Patzern. Dieser Film arbeitet mit keinen Symbolen mehr, denn alles ist sich selbst Symbol und Gleichnis, und wohin du siehst, überall atmet die Erde, kämpft, gebiert und welkt ab.

Zuerst stirbt der alte Bauer. Er stirbt im Freien, mitten zwischen den reifen Birnen und Äpfeln, und er verzehrt noch eine Birne, denn er liebte sie so sehr, und um ihn herum stehen seine Freunde, die jungen und die alten, und der Älteste, selbst schon dem Grabe nahe, bittet den Sterbenden, er möge später, wenn er tot sei, ihm sagen, wo er sich aufhalte. Der Bauer hat aufgegessen, dann legt er sich zurecht auf der Erde und stirbt, aber am Grabe lauscht vergeblich sein alter Freund: der Himmel gibt kein Zeichen und die Hölle auch keins, und die kleinen Enkel lachen ihn überdies noch aus.

Was sagt die neue Bibel? Sie sagt: „Recht hat die Jugend, denn sie bringt den Menschen den Fortschritt. Der junge Wassilij bringt seinem Dorf den Traktor und sagt der Kulakenfamilie den Kampf an. Nachts kehrt er von der Geliebten heim, das Leben ist schön, das Leben ist wunderbar. Wassilij beginnt auf der staubigen Dorfstraße zu tanzen, hingegeben für sich zu tanzen, mit weiten, großen Schritten, nur noch Peter Brueghel hat das so gesehn ... aber dann bricht er plötzlich zusammen: der Sohn des Kulaken hat ihn hinterrücks überfallen.

Wassilij ist tot. Und nun beginnt die neue Bibel zu predigen. Sollte man diesen Tod nicht rächen, fragt Wassilijs Vater. Er und alle wissen, wer der Täter war. Aber kein Rächer tritt auf: die Tat selbst vernichtet den Täter. Das Leben, das er töten wollte, tausendfach schreitet es über ihn hinweg. Sprachlos steht der Mörder, dann schreit er voll Wahnsinnsangst sein Ge-

ständnis hinaus, sein grauenhaftes Geständnis — aber niemand hört ihm zu, niemand dreht den Kopf, sie alle lauschen jenem jungen Mann, der für den toten Wassilij die Grabrede hält. Denn hier am Sarge des Toten blüht das neue Leben. Er starb, damit die Bahn frei wird.

In die Filmsprache übersetzt: der Held ist tot und dennoch ein happy end. Warum? Weil diese Ballade vom alten Bauern und vom jungen Wassilij, von der Erde, die Früchte trägt und staubig ist, vom ukrainischen Dorf, das die neuen Lieder liebt, aber immer noch ein bißchen am Alten hängt und sich heimlich bekreuzigt, — weil diese Geschichte einer edlen Rache weise ist und weiter nichts.

Und sie wurde erfunden und photographiert von dem ukrainischen Regisseur A. Dowschenko, den man bisher in Deutschland nicht kannte und den man wohl auch, wenn es nach dem Willen unsrer Filmzensur geht, nicht kennen lernen soll. Dowschenko verfilmt Eisensteins „Generallinie" noch einmal. Aber welch ein fruchtbarer Unterschied der Charaktere und Temperamente! Eisenstein ist ein politischer Kämpfer, Dowschenko ein Philosoph und Maler. Seine Bilder sind Porträts. Noch nie wurde ein Getreidefeld, eine Kuh, ein Stückchen Himmel so plastisch lebendig, so atmend nah wie in diesem Film. Mitunter verliert sich unser Blick in einen unendlichen Horizont, dann wieder quillt die Leinwand über von den trächtigen Ästen der Obstbäume, deren Früchte auf unsern Schoß zu fallen drohen. Und zwischendurch Menschengesichter, die ein Künstler aus der Fülle der russischen Landschaft sorgsam auswählte.

Einen solchen Film zu schaffen, dazu gehört freilich Gesinnung und vor allem Liebe zu den Dingen, die man gestalten will. Dowschenko lebte mit diesen Menschen, mit diesem Dorf, mit diesen Getreidefeldern. Lebte mit ihnen und unter ihnen, bis er alles wußte und alles gesehen hatte, bis er den Geruch der Erde auf der Zunge schmeckte. Das Resultat war ein Kunstwerk von jener innern Größe und überwältigenden Einfachheit, daß es den abgebrühtesten Besuchern in jener von der Zensur gütigst gestatteten „einmaligen Pressevorstellung" im Marmorhaus die Tränen in die Augen trieb.

Sicherlich manchen auch Tränen der Scham. Denn dieselbe Zensur, die dieses Naturereignis nörgelnd beanstandet, läßt zu, daß schräg gegenüber im Ufapalast am Zoo eine Unanständigkeit mit Namen „Nur am Rhein ..." öffentlich vorgeführt werden kann. Hier nämlich wird eine Landschaft von ein paar Geschäftemachern vergewaltigt und kastriert: der Rhein als Pappdekoration von Kempinski und seine Bewohner als saufende und gröhlende Amüsierbande.

Heinz Pol

Fluchtversuch

Wieder ging ein kommunistischer Umzug von Stapel. Mit Pauken und Trompeten. Und mit Plakaten, auf denen die bewährten Wünsche prangten.

Eine Gruppe ganz am Ende demonstrierte: „Nieder mit der Klassenjustiz!" — und tat etwas ungemein Plastisches. Nämlich: den Plakatträgern auf dem Fuße folgten sinnigerweise sechs Männer in Sträflingskleidern. Gesenkten Hauptes markierten sie den deutschen Strafvollzug.

Am Wege stand aber eine Bedürfnisanstalt — und einer von den Kostümierten spürte ein menschliches Verlangen. Er schwenkte mannhaft in das Häuschen.

Die andern liefen munter weiter und waren bald entschwunden. Die Straße diente wieder dem Verkehr. Nichts ließ auf den gehabten Umzug schließen.

Plötzlich — als man nicht mehr an ihn dachte — trat der Pseudo-Verbrecher aus der Wellbechbude. Sah sich verlegen um und nahm die Beine in die Hand. Und weil die Sache einer verwegenen

Flucht nicht unähnlich sah, bekamen die Leute teils einen Nervenchock, teils riefen sie in beispielloser Besessenheit „Haltet ihn!" Ganz Unerschrockene wetzten ihm galopphaft nach. Kinder schrien. Mütter irrten. Nierenkranke nahmen die Gelegenheit wahr, sich um das Vaterland verdient zu machen — und rannten wie verrückt. Es machte einen gefährlichen Eindruck.

Umsonst.

Bald waren die Klassenkämpfer in Sicht, und der mutmaßlich Entsprungene verfrachtete sich unter die Seinen.

Worauf mit Recht frenetisches Gelächter anhub.

Stoßseufzer eines Demonstranten:

„Det sie dir nich uff der Flucht erschossen haben, Justav!"

Bruno Manuel

Akkumulation

Der Direktor einer sächsischen Großhandelsfirma für sanitäre Einrichtungen hat Besuch. Nichte aus Berlin. Bekümmert erzählt er, was die Großstadtdame in seinem Haushalt anstellt: Sähnse, schbarn kenn die ähmbd nich. Mir nähm zu Hause immer Zeitungsbabier — was sollmr denn mit die vielen Zeitungen machen — aber s'hängt ooch eene Rolle da. Un was denkense, de Berlinern nimmt von der Rolle. Ich hatt mer ä Zeichen dran gemacht.

Die kenn nich schbarn.

Der Herr Direktor bezieht besagte Rolle aus seinem Unternehmen zum Großhandelspreis.

Fröhlich Pfalz

Zwei Herren auf der ludwigshafener Straßenbahn. Die Stadt ist äußerst vaterländisch geschmückt. Lauter befreite Brüder und Schwestern; Gespräch auf der Plattform übers Feuerwerk gestern abend. Der Schaffner sagt: „Die Franzose rücke ab, die Schupo rückt an — da wern mer was gebessert sei, Herr Doktor." So einen macht man nicht zum Minister.

Aufstieg durch Seelenbäder

Direkte Beeinflussung der
SEELE
durch Sonnenäther-Strahlapparate!
Wichtig für alle
Höherstrebenden!
Verlangen Sie Prospekt B.
G. Diller, Düsseldorf,
Volksgartenstraße 15.

Deutsche Briefzeitung
1. 3. 1930

Der Setzer weiß es besser

Keusch ist nicht, wer sich verschließt, sondern wer mit einem Herren voll Aufgeschlossenheit und Verjüngungsfähigkeit durch das Geschehen schreitet.

‚Württemberger Zeitung'
12. Juli 1930

Hinweise der Redaktion

Bücher

Knut Hamsun: August Weltumsegler. Albert Langen, München.
Reinhold Goering: Die Südpolexpedition des Kapitän Scott. Propyläen-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 20.30: Gasbarra und Soumjendranath Tagore: Der Marsch zum Salzmeer. — Leipzig 21.00: Oscar Wilde: Ein Gespräch von der Kunst und dem Leben. — **Mittwoch.** Berlin 19.30: Vom Privaten in der heutigen Literatur, Joachim Maas und Alfred Kantorowicz. — Frankfurt 20.30: Günther Birkenfeld liest eigne Erzählungen. — **Donnerstag.** Köln 17.30: Das neue Gedicht in der Musik. — **Freitag.** Berlin 20.40 und 21.20: Jüngste Lyrik, Fritta Brod und Ernst Bringolf. — Stuttgart 22.00: Edlef Köppen liest aus einem Buch: Heeresbericht. — **Sonnabend.** Berlin 18.15: Die Juli-Revolution in Frankreich (27. Juli 1830), Dr. P. R. Rohden.

Antworten

Major Buchrucker. Ein ehemaliger Pg. hat Ihnen in einer Versammlung die Nase eingeschlagen. Das war das Schicksal Michelangelos, als er mit dem rüden Torrigiani zusammengeriet. Und das ist meistens das Schicksal des bessern Teils. Wir haben Sie in unserm Femeprozeß kennengelernt als einen graden, wahrheitsliebenden Menschen. Wir hatten in den Mann von Küstrin einen Haudegen erwartet und fanden einen feinen klugen Kopf — einen Gegner, wie man ihn sich wünscht. Lieber Herr Buchrucker, warum schlagen Sie sich mit solcher Gesellschaft herum? Sie sind bei vielen Unternehmungen dabei gewesen, und Sie waren immer der Betrogene, der Eingesperrte, während die Höhern sich drückten. Und jetzt bezahlen Sie Ihre Ausdauer, doch endlich das Rechte zu finden, mit Ihrer Nase. Que diable allait-il faire dans cette galère?

K. Lauer. Sie schreiben uns: „Die Krankenkassen sind im allgemeinen friedfertige Institutionen oder sollten es wenigstens sein. Um das Verantwortungsbewußtsein ihrer Mitglieder zu stärken, haben die Kassen mit Recht allerlei Kontrolleinrichtungen geschaffen: der Vertrauensarzt soll zum Beispiel nachprüfen, ob wirklich Krankheiten im Sinne der Reichsversicherungsordnung vorliegen; der Krankenbesucher soll feststellen, ob die arbeitsunfähig geschriebenen Kranken sich zweckmäßig verhalten etcetera. Soweit ist alles gut und schön. Aber manchmal kommen da kleine Entgleisungen vor. Und plötzlich können sich Diktatur und Sozialmedizin ganz gut vertragen und blinzeln sich methodologisch zu! Ad exemplum: Auf dem Lande ist die Krankenaufsicht wegen der weiten Entfernungen oft nur unter großen Schwierigkeiten durchzuführen. Was liegt näher, als daß sich mehrere Krankenkassen zusammentun und gemeinsam einen Krankenbesucher anstellen, der mit einem Auto die Kassenbezirke abfährt? Die mit dieser Methode gemachten Erfahrungen, die kürzlich in einer Kassenzeitschrift erörtert wurden, scheinen sehr gut zu sein; aber gleichzeitig haben sich recht verwunderliche Konsequenzen ergeben! Denn: der angeschaffte Kleinwagen ist „zu leicht kenntlich und jetzt überall bekannt. Wir müssen ihn also öfter maskieren und die Hupe anders einstellen". Welche Perspektiven! Welch kriegerische Methoden! Zukunftsvision: Die Autos der Krankenkontrolleure bekommen auswechselbare Karosserien und tragen eine kleine Huporgel im Bauch; von Kilometer zu Kilometer ändern sie sich chamäleonartig. Wenn sie morgens aus der Garage fahren, werden die Telephonleitungen durchschnitten, um Warnrufe verräterischer Elemente auszuschalten! Die Mitnahme von Vernebelungsapparaten und Begleitflugzeugen ist als durchaus zweckmäßig sehr zu empfehlen. Wer nicht im Bett liegt, wird erschossen! Die Häuser sind nach Geheimsendern zu durchsuchen. Zur Sicherheit ist den Kassen ein wöchentlicher Austausch ihrer Kontrollautos anzuraten. Den Vertrauensärzten sind Maschinengewehre beizugeben. Ganz hartnäckigen Kranken muß ein Ultimatum gestellt werden. All das ist natürlich kein Eingriff in die individuelle Freiheit, sondern soll lediglich der Stärkung des Gesundungswillens dienen, stellt also gewissermaßen eine psychotherapeutische Maßnahme dar; die Kosten dafür sind in den Jahresausweisen mithin nicht als Verwaltungskosten zu führen, sondern unter dem Konto „Ärztliche Behandlung"!"

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Wahlkampf: die Konservativen

von Carl v. Ossietzky

Dieser Wahlkampf wird sehr reich an Absurditäten werden. Denn keine der Parteien, ob sie die gegenwärtige Regierung stützt oder Opposition macht, wird wirklich sagen wollen, worum es geht. Die Finanzvorlagen der Regierung sind auch den Parteien, die hinter ihr stehen, äußerst unbehaglich, und wie die Deutsche Volkspartei Herrn Peter Moldenhauer, eines ihrer Schoßkinder, kaltblütig fallen ließ, so wird jede andre der bürgerlichen Mittelparteien ihren Minister bis ins dritte und vierte Glied verfluchen, wenn das odiose Wort „Negersteuer" allzu häufig fällt und die Wahlaussichten mindert. Die Sozialdemokratie jedoch möchte sich die in künftige Koalitionen führenden Kanäle nicht verstopfen, und wenn auch einige der Genossen ziemlich wilde Deklamationen sprühen, so ahnt doch der feinfühlige Kanzler Brüning schon den kommenden Bruderkuß in der Spucke der Wahlagitation.

Einstweilen wird also der Wahlkampf nur von flüchtigen Improvisationen beherrscht, wie der von dem Herrn Reichsfinanzminister Dietrich aufgeworfenen Frage, ob wir ein Staatsvolk sind oder nur ein Haufen von Interessenten. Daß wir ein Staatsvolk sind, wird nach dem Ablauf des ersten Dezenniums Republik keiner mit Fug zu behaupten wagen, fest steht dagegen, daß wir ein paar Staatskerle haben, die uns niemand nachmachen kann, und Herr Dietrich ist einer davon. Der Herr Reichsfinanzminister hat mit seiner Kapuzinade am Totenlager des Reichstags kurze Epoche gemacht, verblendete Freunde reden schon von „Dietrichwahlen", ohne zu wissen, was sie ihrer knickebeinigen Partei damit aufpacken. Herr Dietrich hat seine Rede jetzt in der Krolloper wiederholt. Er hat der deutschen Zwietracht gut alemannisch den Text gelesen und mit einem reichen Aufgebot von verschluckten Endungen die Geister der Zwietracht in die Ecke gescheucht. Herr Dietrich hält nämlich haargenau die Reden, die sein Chef, der Reichskanzler, eigentlich halten sollte. Aber Herr Brüning, obgleich mit seinen Sympathien sehr weit rechts, ist doch Zentrumsmann genug, um selbst zu schweigen und dafür andre sich exponieren zu lassen. Wenn wir Herrn Dietrich richtig verstanden haben, so sieht er das ganze Unglück darin, daß der Klassengeist der Arbeiter sich an dem der Syndici stößt. Denn Dietrich setzt Interessent gleich Interessent. Wer 2000 Mark jährlich verdient und sich gegen Steuererhöhungen und eine angeblichen Staatsnotwendigkeiten entsprechende „Reform" der Sozialgesetzgebung sträubt, entbehrt in gleichem Maße der richtigen staatspolitischen Einsicht wie sein Mitbürger, der 200 000 M. jährlich verdient, Kapital verschiebt und die von der Regierung beschlossene Verknappung der Sozialpolitik noch nicht ausreichend findet. Kein beredter Demodietrich kann uns überzeugen, daß auf Grund solcher

Konstruktionen ein Ausgleich möglich ist. Der alte Wirtschaftsliberalismus hat für das jetzige Entwicklungsstadium keine Rezepte mehr, bestenfalls nur kleine Formeln für einen zerbrechlichen Waffenstillstand. Und nach Waffenstillstand sieht es nirgends aus. Steht es schon mit der Dietrichschen Theorie schlecht, so noch schlechter mit der Praxis. Denn der Herr Minister richtet seine Philippiken ausschließlich gegen die an der Regierung nicht beteiligten Parteien und unterläßt zu bemerken, daß der Finanzwirrwarr vor allem durch die Unstimmigkeiten im Regierungslager selbst entstanden ist, nämlich durch die ewig neuen Projekte und Proteste in der Deutschen Volkspartei und in der Wirtschaftspartei. Sitzen dort etwa keine Interessenten? Und ist es dem Herrn Minister so sehr darum zu tun gewesen, Hugenberg für seine Vorlagen zu gewinnen? Herrn Dietrich in den Mittelpunkt schieben, das heißt die Demopartei um die letzte Chance bringen, wenigstens in knapper Fraktionsstärke wiederzukehren. Der demokratische Minister als Barde des Artikels 48 und der oktroyierten Steuern, das bedeutet die Vollendung einer Selbstzerstörung, die mit Geßler begonnen hat. Nun, unser Auge bleibt trocken.

Jedenfalls sind Dietrichs naive Bemühungen ein deutliches Zeichen, wie selbstverständlich eine reaktionäre Haltung, die noch vor kurzem unter einem Sturm von Widersprüchen zusammengebrochen wäre, wieder geworden ist. Es ist auch beachtenswert, daß eine neue Partei sich wieder zu der lange verpönten Marke „Konservativ" zu bekennen wagt. Denn in den vergangenen Jahren war man „national" oder sonstwas, aber beileibe nicht „konservativ". Aus zwei der deutschnationalen Sezessionen hat sich unter Treviranus und Westarp die Konservative Volkspartei gebildet. Die Rückwärtser fühlen sich heute sicher genug, einen Namen neu zu beziehen, den sie 1918 panikartig verlassen haben. Denn die alte Konservative Partei ist die bestimmende Partei der wilhelminischen Aera gewesen; in ungebrochener Allmacht hat sie innere und äußere Politik beherrscht. Sie hat im Frieden und im Krieg die rechtzeitigen rettenden Reformen verhindert. Ihr Geist ist für das Torkeln in die Katastrophe von 1914, für den falschen innern Kurs während des Kriegs, für den endlichen Niederbruch verantwortlich. Was denken sich die Leute, die eine so faule Firma wiederaufnehmen wollen? Konservativ sein, das heißt bewahren, an Vergangenes anknüpfen. Was soll also bewahrt, was von der Vergangenheit wieder belebt werden? Denn das glaubt doch niemand, daß die Rosinante der alten preußischen Junkerpartei wieder aufgezäumt werden soll, um eine forsche Attacke gegen eine Zeit mitzumachen, die in Panzerautos fährt.

Der Name Konservative Volkspartei ist symptomatischer für die quallige Ideologie der Einpeitscher, die an das alte Wort ein Stückchen Volk gepappt haben und sich deswegen schrecklich modern vorkommen, als für die Gesamthaltung der Leute, die sich dort zusammenfinden. Die Wenigsten davon sind Konservative im gewöhnlich gebrauchten Sinne. Ein paar davon, wie der brave Graf Westarp und seine engern Freunde,

sind schon mehr Konservierte, Büchsenfleisch von Kaisers Triariern, das, an die Luft gebracht, schnell verdirbt: die Letzten, die noch mit rostiger Tartsche, Mambrins Helm auf dem Kopf, einen Gang für Kaiser und Reich wagen möchten. Das Gros aber ist weder romantisch vernebelt noch ideologisch beengt sondern einfach sozialreaktionär. Mehr nicht. Sozialreaktionär in dem Maße, daß schon die Deutsche Volkspartei als eines kränklichen Liberalismus und einer perversen Hinneigung zur Sozialdemokratie verdächtig erscheint. Der Grund des Abfalls von Hugenberg ist nicht in prinzipiellen Verschiedenheiten zu suchen sondern darin, daß erwachsene Menschen keine Lust mehr hatten, sich die Pantoffeldiktatur des alten Geheimrats gefallen zu lassen, und daß viele davon opportunistischer gestimmt sind als er und es für Unsinn halten, eine gutgefüllte Krippe, aus der man selbst mitfuttern kann, mit Brandbomben zu belegen. So entschlossen sich die Gläubigen der Tradition zur „Mitarbeit am neuen Staat". Armer Staat.

Für diesen Wahlkampf bedeutet die neue Gruppierung selbstverständlich eine ungewöhnliche Schwächung der Rechten. Vier Parteien treten statt einer an; von Hitler ganz zu schweigen. Da ist Hugenberg selbst, der noch immer Apparat, Presse und Bundeslade der Deutschnationalen Partei in Händen hat. Dann die Volkskonservativen, unter denen sich Westarp schon auffallend distanziert, dann die Agrarpartei des Ministers Schiele, dann der Christlich-Soziale Volksdienst des Lizentiaten Mumm, der wie ein neuer Luther die Barchentfahne der evangelischen Sache schwingt. Vier Parteien auf engem Raum, deren Unterschiede mit der Lupe zu suchen sind, müssen sich einstweilen hart auf die Füße treten. Die Veränderungen auf der Rechten haben erst begonnen; es ist mehr ein Prozeß der Anpassung als der Wandlung. Er berührt nur das Firmenschild, nicht den innern Habitus. Die außenpolitischen Fragen, von denen die Deutschnationalen vornehmlich gelebt haben, erhitzen nicht mehr so; und außerdem kann gegen Hitlers Konkurrenz doch niemand anschreien. Ein wilhelminischer General ist Präsident der roten Republik, Reichskanzler ein Zentrumsmann, der nach rechts strebt, nur nach rechts, und alle Tendenzen des Bürgertums laufen auf die Schaffung eines geschlossenen arbeiterfeindlichen Blocks hinaus. Soll man da böse spielen und noch immer den Flederwisch einer langsam komisch werdenden Unversöhnlichkeit schwingen? Mimikry ist die Losung.

In der Geschichte der dritten französischen Republik läßt sich eine ähnliche Entwicklung verfolgen. Aus den Wahlen von 1877 gingen noch 210 Monarchisten neben 320 Republikanern hervor. Zehn Jahre später hat sich die Rechte dem Gassennationalismus der Boulangerperiode verschrieben; sie wird in die Katastrophe der Boulange hineingezogen und verliert viel. Nach der Dreyfus-Affäre beginnt der große Abmarsch zu den „Progressisten". Die Reaktionäre müssen wohl oder übel nach bessern Attraktionen suchen: 1906 werden in die Kammer 78 „Conservateurs et Action Libérale" gewählt. Liberale Aktion ist ein ausgezeichneter Name für die Anhänger von Säbel und Weihwedel. Dann wechselt mit jeder neuen

Wahl die Etikettierung, das ideale Kostüm ist schwer zu finden. Erst bei den Maiwahlen 1924 hat sich die Rechte den Namen gegeben, den sie heute noch führt, wo sie mit 102 Mandaten die zweitstärkste Kammerfraktion darstellt. Wie nennt sich also die französische Rechte? Union Républicaine Démocratique. Guten Abend.

Solche moralischen Triumphe stehen der deutschen Republik noch bevor. Soweit sind wir noch lange nicht. Die Treviranen denken gar nicht daran, ihre von Vernunftgründen bestimmte Duldung der Republik äußerlich zu kennzeichnen, sie drücken schon durch ihren Namen engste Verbundenheit mit der vergangenen Zeit aus. Für die Tagesagitation putzen sie sich mit dem Namen Hindenburgs und treten aufs wärmste für die Allmacht dieses Reichspräsidenten und für eine Gesetzgebung auf Grund des Artikels 48 ein. Für Parlamentarismus und Demokratie haben sie nichts übrig. Die Herren Volkskonservativen dürfen also nichts dagegen einwenden, wenn wir sie als das bezeichnen, was sie sind: als die Partei des Verfassungsbruchs, gegründet zur Rechtfertigung eines Verfassungsbruchs. Was ihr Aufruf sonst noch sagt, ist leeres Gerede, das sich jeglicher nach Belieben auslegen kann. Mag der zeitweilige Gegensatz zu den Rechtsextremisten die Herren auch zu einer Argumentation nötigen, die sich in manchen Stücken der liberalen angleicht, ihr Ziel ist die Diktatur, eine etwas feinere als die Hitlersche, aber doch eine Diktatur. Die neuen Konservativen haben zwar den Kaiser fallen lassen, seinen Purpur jedoch um die Schultern der Klasse gelegt, deren Machtansprüche sie vertreten. Sie werden ihn zu verteidigen wissen.

Es ist der Fehler der Linken, sich allzusehr von dem Bild fascinieren zu lassen, wie einer nach dem andern von Hugenberg abfällt. Die neue Rechte ist noch nicht fertig, wahrscheinlich werden nicht einmal die Septemberwahlen die Umrisse ihrer künftigen Gestalt zeigen. Vielleicht wird auch Hugenberg diesmal noch gar nicht so schlecht abschneiden; wenn ihm auch die Köpfe entwichen sind, so ist ihm doch das kummergewohnte Sitzfleisch der Funktionäre treu geblieben, und er hat noch immer die stärkern propagandistischen Trümpfe. Er verfügt über das üppige Vokabularium der unbedingten nationalen Opposition, über die farbigere ideologische Maskerade. Was die Treviranen dagegen zu bieten haben, klingt mittelparteilich, also unwirksam.

Es gibt keine geschlossene deutsche Rechte mehr, aber in dem republikanischen Jubel über ihr Auseinanderkrachen sollte nicht vergessen werden, was sie erreicht hat. Was sie nicht erreicht hat, ist eine grundsätzliche Änderung der Außenpolitik. Hier ist es ihr nur gelungen, zu hemmen, Schwierigkeiten zu machen; Entscheidendes hat sie nicht bewirkt. Dagegen hinterläßt sie innenpolitisch breite und tiefe Spuren, die vielleicht nur durch eine zweite Revolution weggewischt werden können. Sie hat Justiz, Militär, Schule und großen Teilen der Verwaltung ihren Ungeist eingeblasen und viele Institutionen der Republik mit ihren Händen geformt. Sie hat die Finanz- und Wirtschaftspolitik wiederholt entschieden beein-

flußt und das große Trompetensignal zum Sturm auf die Sozialpolitik geblasen. Sie hat mit unerhörter Zähigkeit die Republik nach rechts gezogen. Wenn jetzt ein demokratischer Minister die volksfeindlichen Finanzvorlagen einbringt und rechtfertigt, wenn Joseph Wirth, unser schwarzrotgoldener Sturmgeselle mit dem Heckerhut, in einer von humorvoller Jovialität getragenen Rede die Anwendung des Ausnahmeparagraphen verteidigt, dann kann Hugenberg in dem Bewußtsein sterben, das Seinige getan zu haben. Aber Hugenberg braucht gar nicht zu sterben. Ein deutscher Politiker, der so viel Unheil angerichtet hat, stirbt nicht so leicht. So ein alter cheruskischer Zottelbär endet nicht im Eisen.

Der Vierte Strafsenat von Heinz Pol

Wenn diese Zeilen gedruckt erscheinen, wird das 50. Jubiläum wohl grade erreicht sein, in dem Augenblick, wo sie geschrieben werden, sind es erst 47 oder 48, die Zahlen schwanken ein wenig. Man kann sich jedenfalls heute schon zur Feier rüsten, obwohl Grund zu der Annahme besteht, daß weder der Reichspräsident noch der Reichskanzler noch irgendeine andre offizielle und prominente Persönlichkeit eine Rede halten, Fahnen schwenken und ein Hoch auf die Republik ausbringen wird.

Es handelt sich nämlich, schlicht gesagt, darum, daß der Vierte Strafsenat des Reichsgerichts in Leipzig demnächst den 50. kommunistischen Redakteur wegen „literarischen" Hochverrats, zum Teil auch noch wegen Landesverrats, für ein bis drei Jahre hinter Schloß und Riegel gebracht hat. 50 ist eine hübsche runde Zahl, besonders wenn man bedenkt, daß der Vierte Strafsenat in dieser Branche erst seit dem Herbst 1928 wieder arbeitet — denn vorher gab es, wie man sich erinnern wird, eine große Amnestie, aber auch diese hübsche runde 50 imponiert dem Strafsenat durchaus nicht: im Augenblick harren noch etwa zwei Dutzend weitere Hochverratsanklagen der Verhandlung, und bevor das Jahr herum ist, werden wir sicher das 75. Jubiläum feiern dürfen.

Aber diese Angelegenheit gehört nicht zu den Dingen, die scherzhaft oder ironisch zu behandeln sind. Das Thema ist nicht nur deshalb so grauenhaft, weil hier eine unsagbare Rechtsprechung Menschen am laufenden Band ins Gefängnis befördert — schlimmer noch ist die Tatsache, daß genug Menschen in Deutschland von diesen Dingen Kenntnis besitzen, sie gelegentlich notieren, gelegentlich sogar einen kleinen Satz dagegen riskieren, aber sich sofort wieder andern „aktuellern" Sensationen und Affären zuwenden. Es gibt keine größere und aktuellere Sensation und Affäre als die, daß in einem Lande, welches sich demokratisch nennt, eine wahnsinnig gewordene Justizmaschine ungestört einen Terror ausübt, wie man ihn sonst nur auf dem Balkan kennt. Nur daß man dort — und das ist immerhin ehrlich — ganz offen mißliebige Parteien verfolgt und unterdrückt, während bei uns eine Truppe von Richtern und Reichsanwälten unter dem Schein der Le-

galität den politischen Gegner wie einen gemeinen Verbrecher behandelt.

Wie liegen die Dinge juristisch? Es ist selbstverständlich, daß das Reichsgericht nie daran denken würde, sich auch nur im geringsten eine Blöße zu geben. Man geht also durchaus korrekt vor, alle Formalitäten werden anerkannt: die Verteidiger der Angeklagten und diese selbst dürfen soviel reden wie sie wollen. Leider, leider, — die Herren vom Vierten Strafsenat schütteln aufrichtig bedauernd den Kopf — sind die Gesetzesparagraphen gegen die armen Kommunisten, da läßt sich nichts machen.

Wenigstens nach der Auffassung des Vierten Strafsenats. Es gibt aber noch eine andre Auffassung, es ist nicht die von Laien sondern von namhaften Juristen. Diese behaupten, daß der Vierte Strafsenat den Begriff des Hochverrats falsch deute und nur aus dieser falschen Deutung heraus jene falschen Urteile fälle. Die Diskrepanz zwischen der Auffassung des Staatsgerichtshofs und der namhafter Juristen besteht in folgendem: Die Paragraphen 80 bis 86 des Strafgesetzbuchs beschäftigen sich mit dem Hochverrat. Der § 82 gibt eine Legaldefinition des Begriffes Hochverrat. Der Paragraph lautet: „Als ein Unternehmen, durch welches das Verbrechen des Hochverrats vollendet wird, ist jede Handlung anzusehen, durch welche das Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden soll." Diese Definition ist klar und deutlich, ihr Akzent liegt auf dem Worte „unmittelbar". Der Vierte Strafsenat nun verurteilt die kommunistischen Redakteure nicht nach diesem Paragraphen, das kann er logischerweise nicht, denn auch die radikalsten Aufrufe und Artikel in der Parteipresse sprechen ja nur ganz allgemein von einer kommenden Revolution, deren Zeitpunkt nicht feststeht, ganz zu schweigen von der Art wie sie durchgeführt werden soll.

Mit diesem § 82 kann also der Vierte Strafsenat nichts Rechtes anfangen, auch nicht mit den nächsten Paragraphen, die von den verschiedenen Formen des Hochverrats sprechen. Aber der § 86 lautet: „Jede andre, ein hochverräterisches Unternehmen vorbereitende Handlung wird mit Zuchthaus bis zu drei Jahren usw...." Dieser Paragraph ist der deus ex machina. Jede andre, sagt das Reichsgericht, das heißt also auch jede nicht unmittelbare, also auch die ganz entfernte. Demnach — so schließt der Vierte Strafsenat — kann man auch jeden Redakteur wegen Hochverrats belangen, der von einer kommenden Revolution spricht. Diese Deutung des § 86 ist zum mindesten juristisch sehr zweifelhaft, denn es ist ja ausgeschlossen, daß dieser Paragraph in der Definition des Begriffs „hochverräterisches Unternehmen" dem Paragraphen 82 direkt widersprechen sollte, der diese Handlung ganz eindeutig umreißt.

Stellt man sich aber einmal auf diesen formal-juristischen Standpunkt des Vierten Strafsenats, so müßte man diesem Gericht den schweren Vorwurf machen, daß es seine Pflicht aufs gröblichste verletzt. Die Reichsanwälte müßten dann nämlich schleunigst nicht nur sämtliche Redakteure der kommunisti-

schen Partei sondern alle Mitglieder und Sympathisierenden, also immerhin einige Millionen Menschen des Hochverrats anklagen. Denn: trifft die Definition des Vierten Strafsenats zu, so befindet sich in logischer Konsequenz die kommunistische Partei als solche seit dem Tage ihres Bestehens in dem Zustande des Dauerhochverrats.

Jetzt merkt man vielleicht, wie juristisch überspitzt und politisch irrsinnig der Standpunkt des Vierten Strafsenats ist. Kein Staat, kein vernünftiger Jurist der Welt kennt den Begriff des Dauerhochverrats. Dieser Begriff ist deutsches Reichsgerichtpatent, dem Woche für Woche ein paar völlig unschuldige Menschen zum Opfer fallen. Denn um diesen schon hinlänglich verdrehten Begriff auf die Tätigkeit eines Journalisten anwenden zu können, hat man sich einen besondern terminus technicus hinzuerfunden, den sogenannten „literarischen Hochverrat". Unter diesem Monstrum versteht man jeden Versuch einer auch rein theoretischen Beeinflussung der Massen im Sinne des kommunistischen Programms mit Hilfe der Presse. Es ergibt sich also dieses allerliebste Bild:

Die demokratische Verfassung der deutschen Republik billigt jedem Deutschen freie Meinungsäußerung zu. Aus diesem Grunde darf in Deutschland eine kommunistische Partei existieren, agitieren, ihre Vertreter in die Parlamente des Reichs, des Staates und der Gemeinden entsenden. Das Programm der Partei ist bekannt, ihre Ziele sind es ebenfalls. Jedermann in Deutschland weiß, daß die kommunistische Partei die Verfassung zerstören will, aus diesem Grunde wird diese Partei mit Hilfe der staatlichen Machtmittel bekämpft. Von dieser immerhin demokratischen Auffassung weicht nur eine einzige Behörde in Deutschland grundlegend ab, und zwar seit Jahren, und zwar systematisch — das ist der Vierte Strafsenat. Für ihn sind alle Kommunisten Hochverräter, also Menschen außerhalb des Gesetzes, aktive Staatsfeinde, die seit Jahren täglich sechsmal den Staat zu stürzen versuchen, und die dieses Vorhaben sicherlich auch schon ausgeführt hätten, wenn der Staatsgerichtshof nicht hie und da ein paar dieser Burschen verurteilte.

Die im Grunde politische Einstellung des Vierten Strafsenats wird evident in seinen Urteilsbegründungen. Es sind die verwerflichsten Klassenurteile. Wie diese Urteile aussehen? Zum Beispiel so: Am 25. März 1929 verurteilt der Vierte Strafsenat den verantwortlichen Redakteur des ‚Volks-Echos' in Brandenburg, Hugo Wenzel, zu fünfzehn Monaten Festung wegen Hochverrats, begangen durch einige Artikel. In der Urteilsbegründung heißt es wörtlich: „Der Angeklagte verdient eine besonders harte Strafe, weil er, von Beruf Schmied, sich aus eigner Kraft und auf Grund seines Besuchs von kommunistischen Parteischulen ein so umfangreiches Wissen angeeignet hat...". So sieht also der Aufstieg der Tüchtigen aus, den eine demokratische Republik mit Recht fordert, und den der klassenkämpferische Vierte Strafsenat mit verschärfter Strafe belegt. Gibt es einen anständigen Menschen in Deutschland, dem hier nicht die Schamröte ins Gesicht steigt?

Aber es existieren noch viel mehr solcher tollen Urteile. Am 1. April 1929 wird der Redakteur Schwotzer von der ‚Hamburger Volkszeitung' wegen Verrats militärischer Geheimnisse und wegen Hochverrats zu mehreren Jahren Gefängnis und Festung verurteilt. Er hatte über Flottenmanöver in der Nähe von Sylt und über geheime Waffenlager auf Sylt geschrieben. Die Verurteilung erfolgte, obwohl das Urteil ausdrücklich feststellt, daß seine Enthüllungen von A bis Z unwahr seien. Wenn irgendeine Zeitung in Deutschland, von den Sozialdemokraten angefangen bis zu den Nationalsozialisten, eine derartige falsche Meldung veröffentlicht, so bekommt sie am nächsten Tage ein Dementi, oder wenns ganz schlimm kommt, eine Berichtigung unter Berufung auf den § 11 des Preßgesetzes. Die kommunistischen Redakteure stehen unter Ausnahmebehandlung: man berichtigt sie nicht, man wirft sie ins Gefängnis.

Am tollsten aber ist wohl dieser Fall: Ende April wurde die Zeitschrift ‚Der rote Wähler' beschlagnahmt. Diese Zeitschrift ist das Informationsblatt der kommunistischen Reichstagsfraktion. Man beschlagnahmte es wegen seines angeblich hochverräterischen Inhalts. Was war der Inhalt? Der Wortlaut einer Reichstagsrede von Thälmann. Ist dieser Abdruck strafbar? Jawohl, sagt der Vierte Strafsenat in seiner Begründung: Die Wiedergabe einer einzelnen Reichstagsrede, ohne daß man auch alle andern Reden im Wortlaut bringe, sei strafbar und unter Umständen hochverräterisch...

Hier bleibt wohl nicht nur jedem Journalisten die Spucke weg sondern auch der Laie wundert sich mit Recht. Nur die kommunistischen Redakteure wundern sich gar nicht mehr sondern beginnen sich zu fürchten, die Parlamentsreden ihrer Parteifreunde in ihren Zeitungen zu veröffentlichen, weil sie dafür ins Gefängnis fliegen können. „Fort mit dieser Regierung!" ruft zum Beispiel der kommunistische Reichstagsabgeordnete Torgler im Reichstag. Kein Mensch wendet auch nur den Kopf. Aber der kleine Provinzredakteur, der diesen belanglosen Ausruf nachdruckt, kriegt am nächsten Tag eine Hochverratsanklage ins Haus geschickt. Das sind nicht etwa besonders krasse Fälle. Am 4. April dieses Jahres wird der Redakteur Willy Kropp vom ‚Ruhr-Echo' wegen Hochverrats für zwei Jahre in die Festung geschickt, weil er die Beschlüsse des öffentlich tagenden Ruhrkongresses der revolutionären Gewerkschaften veröffentlichte; vierzehn Tage später bekommt der Redakteur Sothmann von der ‚Roten Fahne' fünfzehn Monate Festung, weil er eine Streikresolution der Filmarbeiter abdruckt. Am 22. November 1928 fliegt der Redakteur Schneider von der ‚Hamburger Volkszeitung' als Hochverräter zehn Monate in die Festung, weil er die Thesen des zweiten kommunistischen Weltkongresses über die Stellung der Kommunisten zum Parlamentarismus abdruckte. Diese Thesen sind in jeder politischen Buchhandlung zu haben, gedruckt zu haben.

Genug der Beispiele. Wenn es aber noch eines Beweises bedarf, daß der Vierte Strafsenat seit Jahren die einseitigsten politischen Tendenzurteile fällt und nie die Taten sondern

immer nur die Gesinnung, und zwar eine ganz bestimmte Gesinnung, bestraft, so ist es die Tatsache, daß noch niemals bisher gegen einen nationalsozialistischen Journalisten ein Verfahren wegen Hochverrats auch nur eingeleitet worden ist. Nach der Auffassung, die der Vierte Strafsenat vom Begriff des Hochverrats hat, hätte er schon längst die verantwortlichen Redakteure sowohl der Hitler- wie der Strasser-Zeitungen für ein bis drei Jahre auf Festung schicken müssen, denn es erscheint keine Ausgabe der nationalsozialistischen Presse, in der es nicht ausdrücklich und im Fettdruck heißt, daß man die „Deutsche Revolution" machen und das heutige System, die Weimarer Verfassung, die demokratische Republik, die augenblickliche Regierung gewaltsam beseitigen werde. Kein vernünftiger Mensch hält dieses Geschrei für Hochverrat, denn entweder gibt es eine freie Meinungsäußerung in Deutschland oder es gibt keine freie Meinungsäußerung. Hochverrat ist ganz etwas andres, Hochverrat war Kapp, Hochverrat war Hitler, Hochverrat war Frick. Man muß dennoch fragen, warum den hohen Richtern des Vierten Strafsenats die revolutionäre Gesinnung der Nationalsozialisten soviel harmloser und sympathischer erscheint als die der Kommunisten? Und ist es nur Zufall, daß Herr Oberreichsanwalt Werner offenbar nie einen Blick in die Presse der Herren Hitler und Goebbels geworfen hat, während er sich in den schmalsten Spalten des kleinsten kommunistischen Provinzblättchens so gut auskennt, als sei er darauf seit Jahren abonniert?

Die Herren werden keine Antwort geben, sie leben in Leipzig und dürfen machen was sie wollen. Und so sitzen denn 50 Redakteure, unter ihnen so ausgezeichnete Journalisten wie Slang und jener Wenzel, der sich vom einfachen Schmied heraufarbeitete zum komplizierten Hochverräter, außer den zwei Frauen — ihnen allen ist ihre Stellung gekündigt worden, wenn sie herauskommen, finden sie ihre Posten besetzt, jetzt sind sie und ihre Familien darauf angewiesen, durch Sammlungen (die die „Rote Hilfe" und andre Organisationen unternehmen) notdürftig über Wasser gehalten zu werden.

Am 29. September 1929 schrieb das ‚Berliner Tageblatt' nach der Verurteilung des 28. oder 30. kommunistischen Redakteurs diesen Kommentar: „Diese Rechtsprechung ist juristisch wie politisch unhaltbar, und das Reichsjustizministerium sollte endlich durch Einwirkung auf die Oberreichsanwaltschaft dieser Judikatur ein Ende bereiten." Mir ist nicht bekannt, ob und in welcher Stärke seitdem das Justizministerium auf die Oberreichsanwaltschaft eingewirkt hat. Der Erfolg ist jedenfalls, daß sich die Zahl der verurteilten Redakteure verdoppelte und sich demnächst verdreifachen wird. Aber gibt es in Deutschland kein öffentliches Gewissen mehr, das dieser Judikatur ein Ende bereitet, ein Ende dieser Judikatur erzwingt? Oder ist diese Frage bereits vollendeter Hochverrat?

Es gibt seit zwei Jahren keinen größern Skandal im demokratischen Deutschland als die „literarischen" Hochverratsurteile des Vierten Strafsenats des Reichsgerichts in Leipzig.

Juli 30 von Paul Mayer

Aus unendlichen Sehnsüchten steigen
Endliche Taten wie magre Fontainen
Rainer Maria Rilke

Die heilige Allianz des Jahres 1815 war, ähnlich wie der Völkerbund, eine Interessengemeinschaft der Saturierten. Die Satten machten wie immer Geschichte auf Kosten der an Leib und Seele Hungernden. Die Gewalthaber von 1815 hatten, soweit das möglich war, Europa so wiederhergestellt, wie es vor 1789 gewesen war, sie hatten also einen Zustand geschaffen, der nur ihnen selbst erträglich schien. 1815 war ihnen die Normalziffer, auf die sie den Zeiger der Geschichte zu fixieren suchten. Die Ergebnisse des Wiener Kongresses und der Pariser Verträge, die Resultate diplomatischen Händlertums, sehnten sich nach einer Ideologie, die dem Zufälligen den Anschein des Wesenhaften, des Absoluten, des Gottgewollten gab. Der repräsentative Hohepriester sämtlicher Kulte, mit Einschluß des jakobinischen, Talleyrand-Périgord schuf mit dem Losungswort „Legitimität" den Führern des siegreichen Raubkonzerns das gute Gewissen, in dessen Besitz sie einen langen Schlaf zu tun gedachten. Friedrich Schlegel und Chateaubriand entdeckten den lieben Gott, dessen weises Walten es ihnen ermöglichte, im Salon und im Staat zu glänzen. Das Genie des Christentums, einst aus der Askese entsprossen, vertrug sich gut mit Kalbsschlegeln und Périgord-Trüffeln. „Das modernste Schimpfwort ist jetzt Atheist" schrieb Charles de Rémusat, ein Mitbegründer des ‚Globe', aus dessen Spalten der alte Goethe sich gern informierte. In Waterloo hatte der Kreuzzug geendet, der bei Valmy großsprecherisch und doch wenig versprechend begonnen. Europa schien zu ewigem Frieden verurteilt, zu einem Scheinfrieden, der die grade festgelegten Machtverhältnisse mit der Erfüllung eines Menschheitstraums verwechselte. Die alten Herren wähnten die Geschichte zum Stillstand gekommen, weil sie selbst mit der Niederwerfung Napoleons das Ihre getan zu haben glaubten und ruhebedürftig waren.

Aber Europa war nicht befriedet. Es brannte in Piemont, in Neapel, in Spanien, in Griechenland. In den Kriegen gegen Napoleon waren die Völker zu demokratischem und gleichzeitig nationalem Selbstbewußtsein erwacht. Indem sie gegen den „Robespierre zu Pferde" kämpften, hatten sie für ihre eigne nationale Revolution zu bluten geglaubt. Aber der Wiener Kongreß war, ähnlich wie die Ratsversammlung in Genf, lediglich eine Vertretung der Regierungen, nicht eine der Völker. Das Oesterreich Metternichs war zum Völkerkäfig, zur Zwingburg Italiens und zum Hort aller Widerstände gegen nationale Demokratie in Deutschland geworden. In den Kasematten österreichischer Festungen büßten die Vertreter der italienischen Bildungsschicht ihren Glauben, ihr Vaterland sei mehr als ein geographischer Begriff. Preußen entließ die Männer aus dem Staatsdienst, die es erst zur nationalen Erhebung reif gemacht und versucht hatten, durch Reformen aus Untertanen

eine Nation zu bilden. Für Stein und Humboldt war in Preußen kein Platz mehr. Die uckermärkischen Granden entledigten sich der meist landfremden Reformer und waren wieder unter sich. Dann und wann kamen die Saturierten auf Kongressen zusammen. Sie versammelten sich in Aachen, Troppau, Laibach und Verona wie unsre Außenminister in Cannes, Genua und im Haag. Sie faßten Beschlüsse gegen die Revolution, die Metternichs nicht allzu reicher Wortschatz abwechselnd einen Pestherd oder ein Krebsgeschwür nannte, sie speisten an den goldenen Tafeln der Macht und schwelgten bei den Koloraturen der Catalani. Der Zar aller Reußen ließ sich Befreier Europas nennen und war liebenswürdig gegen alle Welt und die halbe dazu.

Und die Hungernden? Sie hatten wenig Waffen, aber dafür ein herrliches Vokabular. Sie berauschten sich an der heiligen Dreieinigkeit von Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit. Sie hatten einen Wortführer von internationaler Geltung. Ein veritabler Lord, namens Byron, dichtete wie ein Sansculotte:

> Die Revolution allein
> Kann von der Hölle Kot die Welt befrein.

Der englische Pair, der sich nicht scheute, von der „Belle-Alliance der Tröpfe" zu sprechen, ließ sich im Kostüm eines griechischen Freiheitskämpfers abkonterfeien. Aber für die Freiheit eines fremden Volkes ließ er sich nicht nur malen. Er bestellte sich eine goldene Rüstung und eine goldene Lanze und zog leibhaftig in das Land, das sein Bewunderer Goethe immer nur mit der Seele gesucht hatte. In Griechenland erlag der Romantiker einer höchst unromantischen Krankheit. Wäre sein Freiheitsbegriff weniger allgemein gewesen, er hätte nicht nach Hellas zu reisen brauchen, um der Hölle Kot zu vertilgen. Aber ein Reitergefecht auf antikem Boden reizte die Phantasie des Aristokraten mehr als ein Straßenkampf in den grauen Elendsquartieren englischer Industriestädte. Je weniger man im eignen Land zur Revolution befähigt ist, desto heftiger erregt man sich an den Freiheitskämpfen der andern. Gegenwärtig soll es Leser der schwerindustriellen Presse geben, die Gandhi stracks zu Hilfe eilen möchten, wenn sie die hohen Reisekosten nicht scheuten.

Die Deutschen wären nicht sie selbst gewesen, wenn sie politischen Instinkt besessen hätten. Auch sie schwärmten für die Freiheitskämpfe in Griechenland und den romanischen Ländern. Aus dem Spanischen übernahmen sie damals das Wort Liberalismus, an dem heute kein Hund mehr schnuppern will. Sie deklamierten von Einheit und Freiheit und Tyrannenmord, aber wenn sich einmal ein Fanatiker zur Gewalttat aufraffte, so traf er in der Person des Staatsrats Kotzebue keinen Tyrannen sondern nur den Lakaien eines Gewalthabers. Patriotische Studenten veranstalteten auf der Wartburg ein Autodafé. Sie verbrannten Bücher, die sie selbst nicht gelesen hatten, und bewiesen damit ihre Qualifikation zur Führung im nationalen und revolutionären Kampf, zu dessen Zielen doch

die Freiheit der Presse gehörte. Treitschke betont in seiner Deutschen Geschichte, daß die gesamte Bildung der Zeit ganz unpolitisch war und daß nur ganz wenige deutsche Publizisten die Methode politischen Denkens, die Kunst sachlicher Erörterung besaßen. Hoch im Äther, weit über den Niederungen der Untertanenseligkeit, die sich gelegentlich als Rebellentum verkleidete, dröhnte die Sturmglocke des sprachgewaltigen Görres. In seiner Streitschrift „Teutschland und die Revolution" verglich der rheinische Katholik die wiener Hofburg, den Sitz des erzfrommen Kaiserhauses, mit einer Wechselstube, wo man die Seelen zuwägt und zuzählt wie Goldstücke. Jean Paul saß in einer Gartenlaube, wo er Biersorten prüfte und Dichtungen schrieb, in denen die Glut der Revolution im Ozean von Männertränen verströmt. Goethe betrachtete Kristalle, mit jedem Tage wurde er weiser und größer. Aber die tiefsinnigsten Strophen des „West-Östlichen Divan" und die köstlichsten Erkenntnisse seiner Bildungsromane konnten natürlich nicht verhindern, daß Deutschland in eine wirtschaftliche Krise und eine Hungersnot geriet wie seit dem Dreißigjährigen Krieg nicht.

Deutschland besaß Schriftsteller. Frankreich besaß eine öffentliche Meinung und ein Forum, auf dem sie sich äußern konnte. Die große Revolution hatte die Menschheitsrechte nicht nur „erklärt", sie hatte — was man häufig vergißt — auch den ganz bescheidenen Versuch zur Verwirklichung einiger Rechte gemacht. Sie hatte ihren Anhängern und mehr noch ihren Gegnern die Methode politischen Denkens beigebracht. Das Wichtigste: sie hatte die Besitzverhältnisse geändert. Sie hatte nicht nur die Spitze des Staates geändert sondern seinen Unterbau. Als die Bourbonen mit ihrem Anhang zurückkehrten, wurde nicht über Sinn oder Sinnlosigkeit der Menschenrechte debattiert sondern über die sehr konkreten Fragen der Besitzverteilung. Die Summe der Kräfte, die sich in andern Ländern um diese Zeit in nationaler Mystik und im Nebel eines allgemeinen revolutionären Gefühls vergeudete, konzentrierte sich in Frankreich auf weithin erkennbare Schlüsselpunkte des Klassenkampfes. Die mit der alten Dynastie zurückgekehrten Großgrundbesitzer verfochten ihre Ansprüche auf Reparationen mit einem Klassenegoismus, den Seine Impotenz der König nur mühsam bändigen konnte. Es geht nicht um die Prinzipien, um die in beiden Kammern mit großem Aufwand an Geist und Beredsamkeit gestritten wird, nicht um Gottesgnadentum oder Liberalismus, nicht um Absolutismus oder die „Charte" mit ihren Garantien bürgerlicher Freiheit. Der Feudalismus kämpft in Frankreich um sehr reale Werte, seine letzte Schlacht, die er verlieren muß, weil alle andern Klassen durch den Notzwang des Interesses gegen ihn verbündet sind. Einig sind die feudalen Legitimisten mit ihren Gegnern nur in ihren nationalen Aspirationen. Die Parole „Nieder mit den Pariser Verträgen" ist der Gemeinplatz, auf dem sich royalistische Ultras, Konstitutionelle und Republikaner ein Rendezvous geben. Der Regierung gelingt ein außenpolitischer Erfolg: das Lilienbanner weht über Algier. Aber das Ablenkungsmanöver des Kolonialkriegs rettet das Regime

nicht mehr, weil Polignac, der letzte Premier des letzten französischen Bourbonen, im innerpolitischen Kampf die Nerven verliert. Durch Parlamentsauflösung, Abänderung des Wahlrechts zugunsten der Großgrundbesitzer und Unterdrückung der Pressefreiheit versucht er einen Staatsstreich. Die Ohnmacht des Rechts erzeugt immer das Recht der Macht: Arbeiter und Studenten zwingen in dreitägigem Straßenkampf die Truppen des Königs zum Rückzug. Karl X. flieht und auch sein Polignac vermeidet den Märtyrertod.

Kaum ist die Aktion zum Abschluß gekommen, als schon die Nutznießer zur Stelle sind. Die Bürger jubeln, als ob sie selbst im Barrikadenkampf gesiegt hätten. Der General Lafayette, ein guter Mensch in des Wortes schrecklichster Bedeutung, entsteigt der Rumpelkammer der Geschichte. Sein Pferd ist mindestens ebensosehr Basis seiner Volkstümlichkeit wie sein zweifelhaftes Verdienst um die Revolution von 1789. Auf seinem legendarischen Roß reitet er durch die Straßen von Paris wie sechzig Jahre später der General Boulanger. Er drückt dem Herzog von Orléans die Trikolore in die Hand und empfiehlt ihn als König, der seinen Thron mit republikanischen Einrichtungen umgeben werde. Die Marseillaise darf wieder gesungen werden, und alte Leute sinken sich in Erinnerung an den patriotischen Elan von 1792 in die Arme. Die Barrikadenkämpfer werden nicht um ihre Meinung gefragt. Die Mehrzahl der Franzosen findet zwar nicht, daß die Krone dem Birnenkopf des neuen Königs wie angegossen sitzt, aber sie duldet Louis Philipp auf dem Thron, da sie ihn noch nicht kennt. Frankreich fühlt sich frei und diese seine Freiheit ist ein bürgerliches Vorurteil.

Der Widerhall, den die „glorreichen Julitage" in Deutschland fanden, ist aus den Schriften Heines und Börnes bekannt. Der Begeisterung entspricht keine Tat. In Braunschweig wird allerdings der verrückte Diamantenherzog verjagt, den selbst Metternich preisgeben muß. Auch sonstwo gibt es Tumulte. Im Allgemeinen begnügen sich die Deutschen damit, die Pariser Revolution anzustarren wie ein Feuerwerk über Nachbarsgarten. Die Regierungen erholen sich bald von ihrem Schrekken, und der Frankfurter Bundestag beginnt seinen drakonischen Feldzug gegen die Literatur des „Jungen Deutschland", das die Emanzipation des Geistes meinte, auch wenn es von der des Fleisches sprach.

Louis Philipp wählt seine Mitarbeiter aus der Klasse, die gesiegt hat ohne gekämpft zu haben. Die Bourgeoisie identifiziert sich mit derselben Naivität mit dem Staat wie einst die Kavaliere. Im ersten Ministerium des halblegitimen Königs der Reichen sitzen zwei Geldmänner: Casimir Périer, der auch die privaten Geldgeschäfte seines Herrn besorgt, und der Bankier Laffitte, der einige Zeit die hohe Wonne ganz genießt, Liebling des Volkes zu sein. Den Sinn der durch die Julitage eingeleiteten Epoche spricht aber kein Finanzmann aus sondern der Professor Guizot, der als Minister den Volksvertretern und den von ihnen vertretenen Wählern zuruft: „Enrichissez-vous!" Dies Wort ist der Wegweiser, der nach Panama führt und in den Weltkrieg, in dem „die Dividenden steigen

und die Proletarier fallen" (Rosa Luxemburg). Aber auch die Männer der Finanz suchen ihr Griechenland mit der Seele. Diese Philhellenen bauen Paläste mit dorischen, jonischen und korinthischen Säulen, da Aktien offenbar nur in imitierten Griechentempeln gehandelt werden können.

Was tun die Geprellten? Sie schweigen, aber nicht lange. Vier Jahre nach der Julirevolution lauscht der Knabe Charles Baudelaire dem Krachen der Geschütze, mit denen sein Stiefvater im Auftrag des Bürgerkönigs den Aufruhr der Arbeiter in Lyon niederschmettert. In die Seele des Kindes fällt der Samen, aus dem die Blumen des Bösen erblühen, deren Duft sich später mit dem Gestank der Giftgase vermischen wird, mit denen Ebenbilder Gottes sich rasch und in großen Mengen töten können. Zu gleicher Zeit, im Jahre 1834, beginnt der neunzehnjährige Mediziner Georg Büchner in einer deutschen Kleinstadt mit der Propaganda der Tat. Sein hessisches Bauernmanifest ist kein Reformvorschlag, keine Kritik sondern die Kriegserklärung gegen einen gesellschaftlichen Zustand, der nicht geändert sondern beseitigt werden soll. Büchners Schrift knüpft an die einzig wirklich revolutionäre Bewegung an, die Deutschland bis dahin erlebt hatte: an den Bauernkrieg. Aus Büchners Pamphlet weht der Wind der Erkenntnis, bei dem Liebhaber patriotischer Phantasien ebensowenig atmen können wie Philanthropen, die Tätigkeitsworte nur im zu Nichts verpflichtenden Futurum konjugieren.

Aufruf zur Gründung der Neuen Kaiser-Partei (N.K.P.) von Walter Mehring

Als langjähriger Leser Ihrer geschätzten Zeitschrift sowie der sonstigen einschlägigen Literatur, die sich mit der deutschen Freiheit befaßt, möchte ich Sie, im Vertrauen auf Ihre Objektivität, bitten, einer — gewiß nicht neuen, nur wieder spruchreifen — Idee Raum zu geben, auch wenn sie, wie ich aus der Erfahrung zu entnehmen glaube, Ihren Anschauungen zuwiderläuft. Es ist mir — und vielleicht auch andern aufmerksamen Beobachtern — bei der Betrachtung mancher Vorgänge im letzten Dezennium nämlich aufgefallen, daß die Bemühungen, Deutschland zu einem republikartigen Gefüge zu gestalten, eigentlich nicht geglückt sind — ich bitte um Verzeihung! ja, ich muß es noch schärfer sagen, daß man vom wirklichen Ziel weiter entfernt ist, als es das Pathos der Entrüstung über jede republikfeindliche Regung scheinen läßt. Ich meine, ich halte es für falsch, die Entrüstung in Permanenz zu erklären, auf jede schwarzweißrote Fahne, jede Verunglimpfung demokratischer Leitsätze, Vereine und Persönlichkeiten automatisch zu reagieren. Es sind solcher Anlässe so viele geworden, daß sie die freiheitlichen Aufwallungen des Blutes zu einer Reflexbewegung machen. Vielleicht datiert die Fehlerquelle von jener Zeit, als man das im Spiegelsaal zu Versailles gegründete Unternehmen in eine Republik umzuwandeln suchte. Um im Krämergeist zu reden: als man die heruntergewirtschaftete Firma einer G. m. b. H.

übertrug, die durch den Zusatz: Republik Kredit und Hoffnung auf Rationalisierung weckte. Statt aber aus den Resten der Konkursmasse ein völlig reformiertes Werk aufzubauen, übernahm man das gesamte, teils unfähige teils widerwillige Personal, die überholten Usancen, den pompösen, viel zu kostspieligen Reklameapparat. Mein Gott! man war noch so neu; man litt an Faux-pas-Komplexen vor den piekfeinen alten Angestellten; nicht einmal den durch die moderne Technik unnütz gewordenen Sicherheitsdienst wagte man abzubauen — so paradiert er weiter vor dem leeren „Arnheim", macht, wie früher, den Betrieb mitten in den Geschäftsstunden unsicher. Ja, es ist nun viel zu spät und ganz müßig, sich gegenseitig die Schuld zuzuschieben. Und deshalb rücke ich mit dem Vorschlag heraus — ich kenne das: man wird mich gesinnungslos nennen; man wird sagen, der Mehring will auch sein Auto haben; seis drum; also: wir wollen den Kaiser wieder einführen. Denn was eine Monarchie ist, das haben wir erfahren. Was aber eine Republik ist, das wissen wir nicht und werden es auch nie herausbekommen.

Oder wollen Sie mich belehren, daß das, was da vor sich geht, schon eine ist? Dann muß ich gestehen: Entschuldigen Sie, bitte! Ich habe es mir überlegt! Arbeiten Sie die Krone doch lieber auf den status quo ante um! Der Jas hat zwar mächtig gestunken. Aber was nützt mir die schönste Elektrizität, wenn sie Wackelkontakt hat.

*

Ich bin mir bewußt, das klingt wie eine Kur mit einem Schäfer-Ast-Mittel; die moderne Therapie geniert sich, darauf zurückzugreifen; doch die kleinen Leute haben es immer weiter gebraucht und glauben daran. Glauben Sie an die Monarchie; und es wird Ihnen helfen. Gestehen Sie, wenn Sie Zeitung lesen: diese nationalsozialistischen Pöbeleien, diese pazifistischen Mißbilligungsanträge, dieses Ewig-in-Aufruhr, das erregt Sie nicht mehr, weil es nur noch aufreizend langweilig ist. Ein sinnloser Verbrauch an Papier, das den schönen Künsten, dem Esprit und dem Sport entzogen wird. Ein Monarch hingegen verbraucht viel weniger Raum; er verteilt sich auf Premieren, Ausstellungen, Essais und Körperkultur; er vereinfacht die Politik, denn alles, was ihn betrifft, ist rechts, und was ihn nicht betrifft, ist links, und was niemanden betrifft, ist Demokratie. Auch der Satiriker weiß, wo er hingehört, denn es gibt wieder Majestätsbeleidigungen; um die zu umgehen, hat man Geist nötig; und die wilde Konkurrenz der Pöbeleien, die heute von der Justiz prämiiert werden, muß neben einem Herrscherhaus die Läden schließen.

*

Natürlich eine erbliche Monarchie!

So wie gewisse jüdische Verlage die Tendenz haben, möglichst christliche Redakteure zu beschäftigen — und dadurch die Abwanderung der jüdischen zur nationalen Presse fördern — so sieht sich die Republik veranlaßt, ihre Zivilgewalt durch einen Militär zu repräsentieren, ohne Rücksicht darauf, in welche Gewissensqualen sie einen solchen stürzt. Ein Mon-

arch hingegen ist nicht nur der oberste Kriegsherr sondern auch — durch ein Naturspiel — der oberste Zivilherr. Jeder Thronprätendent seines Geschlechtes vereinigt vom Mutterleibe an in sich alle Weisheit, allen Kunstsinn; nicht, daß er sie in Wahrheit besäße, sondern auf Grund einer Übereinkunft. So wie wir uns geeinigt haben: ein Brett mit vier Beinen drunter ist ein Tisch, so definieren wir: ein Haupt mit einer Krone drauf kennt die Grenzen der Kunst, des Vaterlandes und des Verstandes.

Nun vergleichen Sie das mit den augenblicklichen Zuständen: Wenn Sie behaupten: wer ein Mitgliedsbuch der SPD besitzt, sei ein Sozialist, wer eine Republik regiert, sei ein Republikaner, und wer ihr dient, der diene der Freiheit, dann sehen Sie sich plötzlich von Hühnern umringt, welche lachen.

Aber was auf einem Thron sitzt, ist unbesehen ein Monarch. Und ein Oberhaupt ist ein täglicher Gebrauchsgegenstand und muß handlich sein. Unsre Regierungen gleichen den Bauhausfabrikaten: man weiß nicht, was oben und was unten ist; wo man den parlamentarischen Sitz vermutet, ist der Artikel 48 angebracht; und eh man sich dessen bedient, greift man schon lieber zum alten Plüsch.

*

Also eine erbliche und natürlich absolute Monarchie, weil nur ein mit allem Komfort ausgestatteter Herrscher imstande ist, die drei wichtigsten Probleme zu lösen: das religiöse, das des Antisemitismus und das der Arbeitslosen.

Sie erinnern sich der Momentaufnahmen, die unsre letzte Ministergarnitur in Kniebeuge, mit Kerzen in der Hand und Gott preisend, auf die Platte gebannt haben. Ein ziemlich peinlicher Anblick, ist es doch stadtbekannt, daß diese Herren nicht durch Gottes unerforschlichen Ratschlag zur Regierung gelangt sind sondern einzig, weil ihre sozialdemokratischen Vorgänger eines schönen Tages erklärt hatten: „Uns ist nicht ganz bon! Wir müssen mal eben schnell aufs Oppositiönchen!" Nein, es geht nicht an, jeden Fraktionsbeschluß als vom Heiligen Geist diktiert, jede Stimme zum Volksentscheid als vox Dei auszugeben. Nicht durch simple Jazzverbote wird die Religion dem Volke erhalten bleiben sondern durch etwas über alle Gesetzeslogik Erhabenes, allen Telephonaten und leitartikelnden Apostrophierungen Entrücktes, wie es allein die Majestät zuwege bringt.

Allein die Majestät kann auch — oder könnte — durch einen gnädigen Wink des kleinen Fingers den Antisemitismus bannen, indem sie des öftern einige notorisch jüdische Herren zur Hoftafel befiehlt. Grade in Adelskreisen ist solche Abwechslung sehr beliebt; und ein guter jüdischer Witz zerstreut besser das Vorurteil, als es alle Verdienste um Kunst und Wissenschaft vermögen.

Ebenso, durch eine Geste, wirkt der Monarch auf die Arbeitslosenfrage. Gewiß, er wird sie nicht aus der Welt schaffen — vor der kapitalistischen Organisation versagen auch die Mirakel — ist doch selbst der Plan der SPD, der Arbeitslosennot durch Konzessionen an die geistliche Macht zu

begegnen, gescheitert. Aber die Majestät kann durch seelisches „Hinterhaken", durch ein Schulterklopfen, ein huldreich Wort, einen Orden gar die Leiden der Obdachlosen verklären, die Lebensfreude Verhungernder steigern.

*

Ist noch das außenpolitische Moment zu erörtern.

Ich warne auch hier vor falscher Scham! Fürchtet Ihr das süffisante Lächeln des Galliers? So antwortet nur ruhig: „Jeder, wie er kann" oder stolzer: „Wer hat, hat." Aber das uns wichtige Ausland des Fremdenverkehrs, das hat längst herausgefunden, daß zu dieser Republik eine Monarchie gehört wie der Harem zur Türkei.

*

Und dann?

Was: dann...?

Haben wir denn je, an jedem Morgen, den der Reichspräsident werden ließ, weiter als bis zur Nachtausgabe des Lokalanzeigers gedacht? Riskieren wir denn etwas, da wir keine Republik zu verlieren haben? Ist nicht besser eine offene Monarchie statt der latenten Diktatur vermießter Pensionsanwärter? Sei es auch nur, um die Faust in der Tasche zu ballen — diese urdeutscheste, diese einzige, nichtorientalische Gebärde!

Ich erwarte Zustimmungen!

Achtung! Fata Morgana! von Henri Barbusse

Wir haben den Ausführungen von Henri Barbusse Raum gegeben, weil es uns wichtig erschien, unsre Leser mit dieser interessanten Meinungsäußerung bekannt zu machen und gleichzeitig zu beweisen, wie absurd es ist, wenn die russische kommunistische Partei glaubt, Barbusse zur Innehaltung der Parteilinie vermahnen zu müssen. Um aber nicht die Meinung aufkommen zu lassen, wir identifizierten uns mit der Tendenz und den einzelnen Werturteilen, wollen wir betonen, daß wir die Ansicht Barbusses, Rußland dürfe dieser französischen Literatur keinen so großen Platz in seiner kulturellen Produktion einräumen, für falsch, ja für gefährlich halten. Dieses Prinzip führt zu einer geistigen Enge, die alles andre als erstrebenswert ist. Wir glauben grade, daß es höchst erfreulich und vor allen Dingen nützlich ist, wenn die russische Jugend Gelegenheit erhält, sich zum Beispiel mit dem Skeptizismus eines André Gide auseinanderzusetzen. In der Bewertung der einzelnen künstlerischen Persönlichkeiten schießt Barbusse zum Teil über das Ziel, in der gewiß guten Absicht, Rußlands Jugend vor dem Geist des „kränklichen Westens" zu beschützen. Dabei sollte man aber nicht Skeptizismus und Differenziertheit mit Dekadenz gleichsetzen.

Man muß der Wahrheit ins Auge sehen. Viele unsrer russischen Freunde lassen sich von der französischen Mode und dem „Artikel aus Paris" imponieren. Ich spreche hier von den

literarischen Erzeugnissen, denn auf diesem Gebiete ist der „Artikel aus Paris" von weit minderwertigerer Qualität, als wenn es sich um Bijouterie und Schneiderkunst handelt.

Der ein wenig heftige Alarmruf des Titels verdankt seinen Ursprung einem Spaziergang durch Moskau, der mich an den Auslagen der Buchläden vorbei- und in die Bibliotheken führte, sowie auch einer zufälligen, flüchtigen Durchsicht der letzten Besprechungen und Berichte in der stattlichen Menge der Sowjetkritiken. Er verdankt seinen Ursprung auch den vielen Gesprächen, die ich über dieses Thema gehabt habe.

In den Schaufenstern der Buchhandlungen trifft man manchmal die unbedeutendsten und eitelsten Erzeugnisse unsrer dekadenten französischen Literatur an, und es scheint mir, die Kritiken nehmen hier Autoren ernst, die sich selber nicht ernst nehmen.

Ich möchte diese Unstimmigkeit erklären, indem ich eine Tatsache analysiere: Hier ist ein Volk, das die andern Völker durch die vitale Neugestaltung, den sozialen architektonischen Plan, dessen Schöpfer und Schaffer es ist, überragt, das heißt also, ein Volk, das die andern Völker durch den Geist überragt. Hier ist ein Volk, das das Gesicht der Geschichte verändert hat, und das im Begriff ist, das Gesicht der Erde umzugestalten, das der Gründer einer Geschichtsperiode ist, und das deren Urahn sein wird, das, überdies, auf dem Gebiete der Kunst und der Literatur bereits Fundamente legt, die ihm ebenbürtig und adäquat sein werden — und auf diesen mächtigen Wassern der Sintflut, die Gesundheit und Logik bedeuten, sieht man mittelmäßige importierte Werke und Silhouetten fremder Autoren treiben, deren Namen etwas beschämend sind.

Natürlich gibt es kein einheitliches ästhetisches oder ethisches Urteil für die Gesamtproduktion eines modernen Landes. Natürlich gibt es in Frankreich Bücher von hohem Wert. Man kennt hier einige davon (nicht alle), aber es ist ganz offenkundig, daß es in Beurteilung und Verbreitung keine genügend scharfe Grenze zwischen diesen Werken und den andern gibt. Man muß da energisch Stellung nehmen.

Ohne Zweifel ist der „neue Mensch", der im Sowjetlande emporwächst, von dem heftigen Wunsche erfüllt, zu lernen, von einem Bedürfnis, zu wissen und zu vergleichen, von einer glühenden Neugier. Das ist seine Pflicht; aber nur unter der Bedingung, daß er sich nicht in seinem eignen Geduldspiel verfängt, sich nicht Illusionen über die minderwertige Qualität der meisten Produktionen macht, die in unsern westlichen Ländern Mode sind, und die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der fremden Kulturen methodisch einzuordnen versteht.

Woher kommt — um den Punkt aufs „i" zu setzen — zum Beispiel, das beträchtliche Ansehen, dessen sich in vielen aufgeklärten revolutionären russischen Kreisen Schriftsteller wie Marcel Proust, Giraudoux und Cocteau erfreuen?

Daß diese Schriftsteller Virtuosen sind, bestreitet niemand. Aber es sind Virtuosen ziemlich gefährlicher Natur. Ihre Gewandtheit ist von der Art der Jongleure, ihre Kultur ist Raffi-

nement und Zersetzung. Sie sind durchaus die Vertreter einer am Ende ihres Geschicks angelangten Gesellschaft, und jedes ihrer Bücher ist zugleich Aufschrift und — Grabschrift dieser Gesellschaft.

Da ist zum Beispiel Marcel Proust — ein Autor, um den man in Paris die Öffentlichkeit in einem solchen Maße bemüht hat, daß die Wellen bis hierher geschlagen haben. Eine kleine Persönlichkeit. Ein Bureaukrat des Salons und ein Puppenschneider, ein Sammler und langweiliger Ordner von Bagatellen. Sein ganzes Leben lang hat er, Atom auf Atom, Minute auf Minute, die Handlungen und Gesten und die Psychologie einer vor allen andern eitlen Kaste zerlegt: die der mondänen Gesellschaft. Auf allem lastet ein muffiger Geruch. Keine allgemeinen Ideen, kein Leben. Für einen Künstler ist die Idee mehr als das Leben, aber das Leben ist besser als die Idee. Zwischen dem Rahmen, der Idee und dem Leben, stellt das Talent Verbindungen her. Das Genie schafft Synthesen.

Dann die Staccato-Literatur Paul Morands und Giraudoux'. Internationalisten der Paläste, Beobachter der Salonwagen und der Lifts, Sommerfrischendiplomaten, die mit Blitzlicht registrieren, einen raschen und scharfen, bisweilen durch die Verkürzung amüsanten photographischen Niederschlag geben, deren Gehirn ebenfalls einem Kodak gleicht, und die „den Bourgeois verblüffen", um ihm den Hof zu machen. In diesen Büchern ersetzt der Augenschein die Realität und der Effekt sogar den Augenschein, das Ungestüm ersetzt die Bewegung und die Zugluft die frische Luft.

Jean Cocteau: gezuckerter Senf, reizender Excentric-Clown, aristokratischer Akrobat, dessen berühmter Übertritt zum Katholizismus nur ein Zirkusereignis ist.

André Gide: mit ernsthaftern Eigenschaften, der die Homosexualität in die wahrhafte Kunst eingeführt und durch diese Tat einen großen moralischen Einfluß ausgeübt hat.

Dann eine andre Kategorie: jene, die Dostojewsky lächerlich macht. Der große Dostojewsky, dessen Name von ein paar Spezialisten wie ein Mannequin zur Schau gestellt wird, war ein leidenschaftlicher Analytiker aber auch ein wundervoller Bildner lebendiger Synthese. Er verstand es, einen Menschen auseinanderzunehmen, aber auch, ihn wieder auf die Füße zu stellen, um ihn im Drama auszuspielen. Seine westlichen Zeitgenossen und Nachahmer haben von seiner genialen Kunst nur die Manie zu sezieren nachgeahmt. Um das auf diese Weise zerstückelte Leben wieder zusammenzusetzen und neu zu gestalten, brauchte es Kraft und Erleuchtung. Und diese fehlen den Radiguets etcetera — allen jenen, die eine Karikatur Dostojewskys zum Modell nehmen.

Ich bin der Ansicht, daß man in Frankreich diesen „Fin d'Empire"-Literaten zu viel Platz einräumt, aber das ist bei uns verständlich, wo sie ganz und gar die letzten Vorzüge und die letzten Mängel einer kranken Gesellschaft verkörpern.

Hier in Rußland jedoch, wo alles kraftvoll angezweifelt wird, sollte ihre Existenz selbst angezweifelt werden.

Außerdem, o Sowjetrußland, sind dies eure unversöhnlichen Feinde! Ihr kränkt sie durch Eure Homogenität und Eure solide, barbarische Jugend — sie sind ja die charakteristischen Produkte der bis zum nächsten Erdbeben noch regierenden Bourgeoisie. Sie haben den Lebenssinn verloren und suchen verzweifelt abseits von der Realität nach Neuem — im Snobismus, in der Raketenspritzerei, in Irrgärten und in den Arabesken künstlicher Formeln. Sie sind reaktionär im gleichen Sinn wie der fossile Paul Bourget oder dieser traurige Skribent mit Namen Charles Maurras oder jener überflüssige Verkünder von Ammenmärchen — Paul Claudel. Überdies trachten sie nach dem Lächeln der offiziellen Macht, das sie zu Propagandazwekken ausbeuten, und sogar nach dem Beifall der Académie Française, diesem Museum lebender Toter, die man die Unsterblichen nennt. Und die Nouvelles Littéraires, dieses unentwegt reaktionäre und neokatholische Blatt (subventioniert von der Librairie Larousse, die ihr geschichtliches und geographisches Lexikon mit Nationalismus spickt), ist ihr Kramladen.

Selbstverständlich darf man weder ein Sektierer, noch, was weitaus schlimmer ist, ein Ignorant sein. Man muß die Würdigung durch Vergleich und Auswahl auf den richtigen Maßstab bringen, das ist alles. Man muß die Erscheinungen, die gedanklich und künstlerisch keine bemerkenswerte und wirkliche Rolle spielen, auf ihren bescheidenen Platz verweisen — jene Erscheinungen, die nur Kulturrückstände und aus allem Möglichen bestehende Schlacken der Zivilisation sind, und muß den bösen Versuchungen des Raffinements mißtrauen, die uns alle heimgesucht haben, die wir zwangsmäßig, ohne unser Zutun, die Zeichen einer überalterten Tradition tragen. Aber man muß auch den andern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ja, es gibt auch in der modernen französischen Literatur Autoren von der guten Art. Wir müssen, zum Beispiel, einen prachtvollen Schriftsteller wie Ramuz bewundern, obwohl sein Geist zugleich voll von Aberglauben und Vorurteilen eines andern Zeitalters ist. Wir müssen die Meisterschaft des Wortes bei den Dichtern Jules Supervieille und Luc Durtain anerkennen, obwohl der erstere, lebenslänglicher Bewohner eines elfenbeinernen Turmes, durchaus nicht zu uns gehört, und obwohl der zweite uns nur ein liebenswürdiger Freund ist, der uns nur zur Hälfte versteht. Man muß einige Bücher voll Mitleid und Humanität von Duhamel kennen und einige lebhafte Schilderungen von Dorgelès (wenn auch die Flamme bei ihm nicht mehr wie einst so schön und unmittelbar brennt und wenn dieser sympathische Schriftsteller auch zu offiziell geworden ist), und man muß ebenso den jetzigen Jules Romains kennen, so sehr er auch verbürgerlicht ist.

Überdies gibt es eine ganze Reihe guter Vertreter des französischen Geistes, die den Sowjet-Russen sehr nahestehen, und grade diese gehören zu den wertvollsten der heutigen Generation: Blaise Cendrars, Jean Richard Bloch, Léon Werth, Charles Vildrac, ohne von Marcel Martinet, Henry Poulaille, Tristan Rémy und René Maran zu sprechen.

Übersetzung von Lina Frender

Sing-Sing von Ossip Dymow

„Möchten Sie einmal Sing-Sing besuchen?" fragte mich ein amerikanischer Freund, der Theaterdirektor T.

Sing-Sing! Das Wort hat einen furchtbaren Klang in Amerika. Sing-Sing ist eines der strengsten Gefängnisse der Vereinigten Staaten, vielleicht der Welt überhaupt. Ein modernes Inferno, ausgestattet mit elektrischer Beleuchtung, mit sanitären Badeeinrichtungen, mit vorzüglicher Radioanlage. Sind die pompösen Wolkenkratzer in Wallstreet der erste Buchstabe des amerikanischen Alphabets, dann ist Sing-Sing der letzte.

Wir hatten ein Einführungsschreiben des Richters R., das uns ungehinderte Besichtigung der großen Strafanstalt ermöglichte. Richter R. ist eine charakteristische Figur. Er stammt aus Rußland und hat einst, wie man von ihm sagt, New York „gesäubert". Vor einem Vierteljahrhundert noch konnte sich der Abhub der alten Welt — der neuen natürlich auch — in den Hintergassen und Spelunken der jungen Metropole fast schrankenlos ausleben. Ungehindert wanderten dunkle Existenzen in das Land ein, ohne Paß und Geburtsschein; sie verhehlten ihre Namen oder wechselten sie nach Belieben und kümmerten sich einen Pappenstiel um Ordnung und Gesetz der neuen Heimat. Richter R. nahm den Kampf gegen diese Elemente mit großer Energie auf und verhängte, nach europäischen Begriffen, unerhört harte Strafen. Zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre Kerker wegen Diebstahls oder Erpressung waren durchaus keine Seltenheit. Erst kürzlich erschien in Amerika eine Schmähschrift in Romanform gegen Richter R.: sie wurde begierig gekauft und war rasch vergriffen.

Sing-Sing liegt eine Bahnstunde von New York, in dem kleinen Städtchen Ossining am andern Hudsonufer. Das gewaltige, sehr ernst gehaltene Gebäude aus grauem Stein wirkt schon auf den ersten Blick finster und furchterregend. Das Städtchen selbst liegt tief im Grünen; im Frühjahr versinkt es förmlich in blühenden Fliederbüschen. Hier finden Sommergäste aus New York entzückende Häuschen. Oben aber, auf steinigem Hügel, ragt düster das graue Haus.

Grauer Stein. Gelbes Eisen. Gitterfenster. Glatte Wände. Scharfblickende Aufseher. Unten die breite Fläche des Hudsonstroms. Es ist sehr schwer, aus Sing-Sing zu entfliehen. Und doch kommt es vor. Die Zeitungen schlagen dann gewaltigen Lärm und machen eine Riesensensation daraus; der waghalsige Ausbrecher wird zu einem großen Helden gestempelt. In den Offices, in den Bahnen über und unter der Erde, in Theatern und Music-Halls wird das große Ereignis ausführlich besprochen. Und schließlich ist alle Welt heilfroh, wenn der Flüchtling wieder sicher in Sing-Sing sitzt: er macht sich schön in der Zeitung aber nicht draußen im Leben zwischen den Bürgern.

In das Gefängnis hineinzukommen, ist scheinbar nicht schwer. Bedeutend schwieriger ist es, das graue Haus zu verlassen. Sehr genau, sehr scharf wird man von allen gemustert, an denen man vorbeikommt. Aus der Kanzlei des Gefängnisses, die einen freundlichen, gar nicht kerkerhaften Eindruck macht, geleitet uns unser Führer zum Lift. Hier sehen wir den ersten Gefangenen. Er bedient den Lift. Seine Kleidung besteht aus knapp sitzender, grauer Jacke und Hosen von militärischem Schnitt. Das leidenschaftslose, steinerne Gesicht ist glatt rasiert. Die drei weißen Kreise auf der Achsel der Jacke bedeuten eine Auszeichnung für gutes Verhalten. Die Strafzeit des Mannes wird gekürzt: statt zwanzig Jahre braucht er nur — nur! — sechzehn Jahre und sechs Monate in Sing-Sing zu bleiben.

Wir betreten den riesigen Raum, in dem fünfzehnhundert Menschen gleichzeitig gespeist werden. Ein paar Dutzend Sträflinge stellen grade das Eßgeschirr auf die langen Tafeln und prüfen mit den Augen, ob auch alles schön symmetrisch steht. Alle Gefangenen sind glatt rasiert und kurzgeschoren, — Neger, Weiße, Gelbe, Alte, Junge, Christen, Juden. Niemand spricht ein Wort, jede Unterhaltung ist streng verboten. Aber sie flüstern leise mit den Lippen, wie Taubstumme, und alle verstehen einander vorzüglich. Das ist ihre einzige Unterhaltung. Sie haben Blicke für uns, voll stummer, heißhungriger Neugier; sie grüßen nicht, sie wenden sich nicht ab, sie fahren starr in ihrer Arbeit fort. Doch wir sind für sie Boten von draußen, aus der Freiheit, von drüben, vom andern Ufer. Das wühlt sie auf.

Der Führer macht uns auf einige Gestalten aufmerksam: hier ein Neger, ein Posträuber, dort ein Chinese, der seine Braut ermordet hat, da die beiden sind Vater und Sohn, ehemals angesehene Bankiers, die durch betrügerischen Bankerott ihre Kunden geschädigt haben; jener Mann war Detektiv, er ließ sich bestechen und wurde Helfershelfer von Banditen. Sie haben keine Namen mehr, nur Nummern. Und sie alle heißen jetzt „boy".

Sing-Sing ist eine große Kommune. Jeder Bedarf wird von den Insassen selbst gedeckt, alles wird im Hause hergestellt. Sogar eine Zigarettenfabrik ist vorhanden. Eigne Heilgehilfen und Krankenpfleger, eigne Zahntechniker, eigne Kirche und eigne Schule. Überall wird fleißig gearbeitet, aber wortlos, ohne Unterhaltung, ohne Scheltworte, aber auch ohne Lieder. Es ist öde mechanische Arbeit, toter als Maschinenarbeit.

Die Sträflinge halten sich tagsüber nicht in ihren Zellen auf; sie sind sozusagen „frei", nämlich in ihren Werkstätten. In den Zellen verbleiben nur diejenigen, die sich etwas haben zuschulden kommen lassen. Am Abend, nach Arbeitsschluß, kehren die Gefangenen in ihre Käfige zurück, in denen die Bettstatt allein fünf Sechstel des Raumes einnimmt. Ich habe wiederholt die Zellen russischer Gefängnisse der zaristischen Zeit gesehen und kann nur sagen: ein amerikanischer Verbrecher würde neidvoll aufseufzen, wenn er sie sähe! Die Käfige liegen längs schnurgrader, endlos sich hinziehender Korridore. Als Türen dienen eiserne Gitter, so daß der Gefangene dauernd im Sicht ist. Hoch oben an der Wand befindet sich ein dem Insassen nicht erreichbares Fenster.

Ich bin auch Zeuge einer Besuchsstunde gewesen, wo die Gefangenen ihre Freunde oder Verwandten sehen durften. Ein erschütterndes Schauspiel! Die Besuchsstunde findet für alle gleichzeitig statt, in einem durch zwei parallel laufende Eisengitter geteilten großen Saal. An dem einen Gitter stehen die Gefangenen, an dem gegenüberliegenden die Besucher. Alle sprechen gleichzeitig, vielmehr sie schreien laut, um sich in dem allgemeinen Lärm verständlich zu machen. Manche schluchzten laut, wie auf Beerdigungen. Die Leidenschaftslosigkeit der scheinbar so streng gedrillten Gesichter ist plötzlich dahin. Man darf sich nicht die Hand reichen, man darf sich nicht umarmen; man darf nur das Gesicht an das kalte Eisen pressen, man darf laut schreien, um den Nebenstehenden zu übertönen.

„Möchten Sie auch den elektrischen Stuhl besichtigen?" Wieder durchschreiten wir endlose Gänge. Wir kommen an Zellen vorbei, deren festgeschlossene Türen nicht durchsichtig sind. Vor kleinen Fensterluken hängen hellblaue Vorhänge. Der Führer verlangsamt seine Schritte und erklärt mit gedämpfter Stimme: „Das sind die Zellen der zum Tode Verurteilten!"

Hier sind Menschen eingeschlossen, auf die der elektrische Stuhl wartet. Vielleicht holt man sie morgen, vielleicht in einem

Monat, vielleicht übers Jahr. In Sing-Sing sammeln sich manchmal bis zu einem Dutzend dieser Verdammten. Die Todeszellen werden besonders scharf bewacht. Aber trotzdem — sehr, sehr selten allerdings — entweicht manchmal auch aus diesen Zellen jemand. Das wird dann als ein großes Wunder bestaunt.

Jetzt stehen wir in dem Raum, wo die elektrischen Hinrichtungen vollzogen werden. Ein ziemlich großes quadratisches Zimmer, in dem etwa fünfzig Personen Platz haben. Es erinnert an einen leeren Ausstellungsraum oder an ein Krematorium. Keine Möbel. Nur ein Stuhl. Der elektrische Stuhl. Zwei Türen; eine von gewöhnlicher Größe, durch die man den Raum betritt und verläßt, und eine ganz kleine, fast unsichtbare, in einer Ecke neben dem Stuhl. Durch diese Pforte tritt man nur ein. Wer durch sie eintritt — oder gewaltsam hineingeschoben wird — geht nicht wieder hinaus. Das ist der Eingang für den Verurteilten.

Der Stuhl selbst steht auf einer kleinen Erhöhung, einer Art Estrade, zu der zwei Stufen hinaufführen. Er ist aus Holz und hat eine hohe, nicht schräge sondern steil senkrechte Rückenlehne und hohe Armstützen, auf die der Verurteilte die Arme legen muß.

Die elektrische Maschinerie befindet sich im Nebenraum, an der Wand, unmittelbar hinter dem Stuhl. Man sieht nur den schwarzen, spiralförmig gewundenen Leitungsdraht. Wenn dem Verbrecher die metallische Kappe auf den Kopf gelegt worden ist, läßt dieser Leitungsdraht den elektrischen Strom durch den Körper surren. Das andre Ende des Drahtes berührt die Füße, — so wird der Strom geschlossen, und er tötet, wie man behauptet, im Augenblick.

Der elektrische Stuhl wurde zum erstenmal vor fünfzig Jahren verwendet. Sein erstes Opfer war ein Neger. Dieser erste mißglückte Versuch war fürchterlich. Die benutzte Voltzahl erwies sich als ungenügend. Der riesenhafte baumstarke Neger wand sich in entsetzlichen Zuckungen auf dem Stuhl. Deutlich spürten die Anwesenden den Geruch von verbranntem Fleisch; viele wurden ohnmächtig. Dreimal schloß man den Strom. Aber der Neger brüllte immer noch und wand sich in unsäglichen Qualen. Mit großer Mühe brachte man ihn in einer Viertelstunde zum Tode. Nach diesem ersten Experiment wurde die Maschinerie gründlich umgebaut. Jetzt arbeitet sie tadellos.

In diesen fünfzig Jahren starben nicht mehr als sechs Frauen auf dem elektrischen Stuhl. Unvergeßlich bleibt das Geschick der ersten dieser sechs, einer einfachen Frau aus der Umgegend von New York. Sie war wegen Ermordung ihrer vierzehnjährigen Tochter zum Tode verurteilt worden. Vergebens beteuerte sie laut ihre Unschuld. Sie saß schon auf dem elektrischen Stuhl, da beschwor sie noch die Anwesenden im Namen Gottes, sie am Leben zu lassen, ihr die Möglichkeit zu geben, ihre Unschuld zu beweisen. Man hörte nicht auf sie. Der Gefängnisvorsteher ließ ein Tuch fallen — das übliche Zeichen —, ein unsichtbarer Henker drückte auf einen Knopf, und es war vorbei. Elf Jahre später gestand eine Nachbarin der Hingerichteten auf dem Totenbette, daß sie das Mädchen getötet hatte. Die erste auf dem elektrischen Stuhl hingerichtete Frau war also das Opfer eines Justizirrtums!

Der elektrische Stuhl ist jetzt sozusagen zu einem festen Bestandteil des amerikanischen Lebens geworden: er ist bezeichnend für Sitten und Anschauungen der Vereinigten Staaten, wie die Guillotine bezeichnend ist für Frankreich. Es gibt übrigens in der Union Staaten, wo Hinrichtungen nicht durch den elektrischen Stuhl sondern durch den Strang vollzogen werden, zum Beispiel Illinois. In andern Staaten ist die Todesstrafe sogar ganz abgeschafft. Vor einigen

Jahren machte man den Versuch, Hinrichtungen durch Gas zu vollstrecken. Diese Methode fand aber den Widerspruch der öffentlichen Meinung — das sei ein zu leichter Tod!

Bemerkenswert ist übrigens, daß der frühere Vorsteher des Gefängnisses Sing-Sing, der verstorbene Mr. Osborn, und ebenso der jetzt im Amt befindliche, Mr. Lewis, sich offen gegen die Todesstrafe ausgesprochen haben, obwohl ihre Dienstpflicht sie gezwungen hat, Dutzenden von Hinrichtungen beizuwohnen. Vielleicht erhielt ich grade aus diesem Grunde einige Tage später eine Einladung, bei einer elektrischen Hinrichtung zugegen zu sein. Ich lehnte aber dankend ab: ich hatte grade genug.

Deutsch von Erich Boehme

Der Militär von Georges de la Fouchardière

Zum Soldaten muß man berufen sein, wie zum Erzengel. Es war ein großer Irrtum vom lieben Gott, Luzifer Vertrauen zu schenken, der keineswegs genügend Sinn für Disziplin hatte, um einen höhern Posten bei den himmlischen Heerscharen zu bekleiden. Aus diesem Irrtum ist alles Unglück der Menschheit entstanden, denn die Affäre Luzifer zog die Affäre Adam nach sich. Luzifer wurde ja nicht einfach aus dem himmlischen Heeresdienst ausgestoßen oder kurzerhand aus der Welt geschafft, sondern er avancierte zum Teufel und verkleidete sich als Schlange. So haben unsre ganzen Unzuträglichkeiten angefangen, durch die unüberlegte Versetzung einer dazu nicht geeigneten Persönlichkeit in eine höhere Formation.

Es ist ein großer Fehler seitens derer, die die Völker führen, Soldaten aus Leuten machen zu wollen, die dazu bestimmt sind, Menschen zu bleiben, und die zu Soldaten höchstens einberufen werden können, aber nicht dazu berufen sind.

Es könnte einer kommen und sagen: „Herr, wenn Ihnen das schon keinen Spaß macht, verderben Sie wenigstens andern Leuten nicht den Geschmack daran!" Aber das ist es ja grade, daß es Leute gibt, denen „das" Spaß macht („das": Kanonen, Gewehre, Bajonette, Militärfriedhöfe, Brotkarten und internationale Schulden), und zwar gleich so sehr, daß ihr gutes Herz nicht ruht, bis alle ihre Nebenmenschen daran teilhaben.

Wem derlei Vergnügen macht, der solls doch für sich und unter seinesgleichen veranstalten. Wir haben Radrennbahnen und Autorennbahnen für die hehren Helden des Zweirads und des Steuerrads, und wir haben Fußballplätze, auf denen die Gladiatoren dieser Zeit sich im Dreck wälzen können. Warum schafft der Völkerbund nicht, statt seine Zeit mit der unmöglichen Unterdrückung der Blut- und Raubinstinkte zu verlieren, warum schafft er nicht — etwa in der Sahara, wo dazu sehr geeignete Liegenschaften zu haben wären — große internationale Schlachtfelder, wo hartgesottene Kriegernaturen Fahnen, Orden, Glasaugen, Holzbeine, so viel sie wünschen, erringen können?

Wir andern werden uns indes mit harmlosern Scherzen be- und vergnügen... *Übertragen von Harry Kahn*

Das Ende der jungen Generation

von Heinz Liepmann

Der Anfang und das Ende literarischer Moden werden durch die Meinung ihrer Autoren, in ihrem privaten Erleben spiegele sich das augenblickliche Weltbild, gekennzeichnet. Von einer fast ein wenig romantischen Zeiterscheinung, die seit ein paar Jahren in Deutschland grassiert, die der „Jungen Dichter", einer Mode, die eigentlich nie die Masse erfaßt hat sondern die stets Liebhaberei und Feldgeschrei einiger Berufsstände war, nämlich der Autoren, Buchhändler und Verleger, sei nun das Ende konstatiert.

Anerkannte Schriftsteller von bester Gesinnung begannen — im Anfang — (in zweifellos nettester Absicht) ihr freundliches Wohlwollen an jeden zu verschenken, der jung und intelligent genug war, sich selbst im Mittelpunkt der Welt zu fühlen. Leider haben diese Prominenten dadurch niemandem genützt: nicht den Jungen Dichtern, die strahlend aufgingen am literarischen Horizont und im Gedächtnis des Publikums verschwanden; sie haben diese jungen Menschen in alle Himmel und Höllen des Ehrgeizes gestoßen. Nicht war dem Publikum gedient, das nur in seltenen Fällen die experimentellen Talentproben als befriedigend anerkennen konnte und, enttäuscht, sowohl die Jungen Dichter in ihrer Gesamtheit als auch die freundlichen Prominenten für den Geld-, Zeit-, und Geschmacksverlust verantwortlich machte. Und so war auch diesen Prominenten nicht gedient, der Wert ihres Wohlwollens wurde zur abgegriffenen Münze.

Die Autoren, die nach der „internen" Mode der Jungen Generation bestehen geblieben sind, sind in fast allen Fällen Außenseiter; bis auf Hauser sind weder Kesten, Eisenlohr, Glaeser, Roth, Jahnn (und ich) etcetera in Buchreihen junger Dichter oder überhaupt grade als solche anerkannt und befürwortet worden sondern nur auf Grund von Leistungen, ja, oft sogar gegen die sanfte Romantik der Mode und der wohlwollenden — demütigenden — Besprechungen.

Nun aber scheint es, als habe die Öffentlichkeit die Mode Junge Generation ernst genommen, als habe sie darunter gelitten und geseufzt, und es scheint, nachdem diese interne Mode von selber im Sande verlaufen ist, als sei sie nach harten Kämpfen überwunden worden. Und die Öffentlichkeit stürzt sich nun auf den scheinbar mühsam erlegten Gegner und verhöhnt ihn und mit ihm alle und jeden, denen man den Vorwurf der Jugend machen kann. Die Zeit der Experimente und Extreme ist vorüber, man liebt wieder das Bürgertum und den Nobelpreisträger Thomas Mann und die Bequemlichkeit, anerkannte Autoren lesen zu dürfen. Dieses bequeme Gefühl geht bis zu einer wütenden Überlegenheit, einem unnachsichtigen Hohn für die sich selbst weniger übermäßig wichtig, aber immerhin als existent nehmenden „Überlebenden". (Bei Gelegenheit der Verleihung des Harperpreises dieses Jahres, der zum größern Teil an einen Sechzigjährigen fiel, waren die Kommentare einiger Journale von gradezu hohnvoller Schärfe für die damit bewiesene „Blamage" der so-

genannten Jungen Generation.) Lernen wir Deutsche es niemals, daß Alter und Jugend zu den mechanischen Begriffen gehören, die ebenso viel und ebenso wenig für einen Künstler besagen wie seine Körpergröße oder Anzugfarbe. Es ist Horaz gewesen, der den einzigen Begriff prägte, der den des „Jahrgangs" ersetzt: die Reife des Stils und der Gedanken, und auch dieser Satz erscheint Nietzsche noch zu weitgehend, ihm gilt nichts als die „Erkenntnisfähigkeit".

Daß die Mode der Jungen Generation vorbei ist, beweisen ihr Anfang und Ende; als Anfang vielleicht Klaus Manns „Anja und Esther" und als Ende Otto Zareks Roman „Begierde" (Paul Zsolnay Verlag). Zwischen Klaus Mann und Otto Zarek ist nur eine winzige Differenz: Der Erste besitzt die Instinktsicherheit für Modewichtigkeiten, der Zweite hat die inzwischen Wirklichkeit gewordene und schon überlebte Mode intelligent begriffen und stellt dar, was vorbei ist. Zwei literarische Herrenschneider also, die beide gleich falsch disponieren; der eine trägt ein Kleid, bevor es Mode wird, der andre begründet die Notwendigkeit dieses Kleides, als diese Mode längst passé ist. Es ist Voraussetzung dieser These, daß beide nämlich nichts als Kleider, als Hüllen treffen, die Auswirkungen, die Konsequenzen; beide sind unökonomisch in ihrer Intelligenz, weil sie den Kern der Dinge übersehen: die Ursachen. Und um einen Zustand darzustellen, bedarf es, die Ursachen zu wissen und zu beschreiben. Wie ich bereits an andrer Stelle sagte, ist eine Krankheit, auch die der Jugend, nicht mehr hoffnungslos, wenn sie diagnostiziert ist. Eine Zeit, die dargestellt wird, ist schon beinahe überwunden.

In dem Schlußpunkt dieser Mode Junge Generation, dem Buch Zareks (für das der Verlag durch eine äußerst freundliche Notiz Stefan Zweigs wirbt), sieht der Verfasser wie durch eine Lupe privateste und durchaus untypische Temperamente riesenhaft vergrößert und vergröbert. Menschen, die nur ein einziger Trieb bewegt, beweisen ihr papiernes Dasein schon dadurch, daß ihr Zweck nichts Gemeinsames hat mit ihrem Beruf und auch nicht damit zu vereinigen wäre. Ihre Not ist ihre Schwäche; niemand bekennt sich zu den Besonderheiten seiner Persönlichkeit, die einzig mögliche Erlösung des Menschen. Aber der Verfasser findet eine andre Lösung: er läßt sie bei peripherischen Existenzen, und zwar immer nur auf eine Art, nämlich die erotische, Hilfe suchen und finden. Die Landschaft — auch die Landschaften einiger Charaktere — wird klar und hell beobachtet, doch ist dies eben nicht mehr als schriftstellerisch einwandfrei, beweist nichts als Stilgefühl. (Es muß bemerkt werden, daß der Autor die Kapitel im Hafen Hamburgs und auf See, die von sachlichen Unmöglichkeiten strotzen, korrigieren muß.)

So fließt dieses mächtige Buch (700 Folioseiten) in das Meer der Literatur, die zeitbedingt im Sinne wie zeitverloren ist: unwichtig für die Generation, die beschrieben werden soll, weil es sie so nicht gibt, und selbst die Fabel hat nicht die komödiantische Gefühlstiefe des Fabulierers; eine intelligente und verlorene Bemühung, die, trotzdem Gesinnung und Absicht lauter und klug sind, abzulehnen ist; grade die ge-

scheiten Kräfte, die heute in Deutschland eine Gesinnung manifestieren, sollen der Ökonomität wegen von den Plätzen gewiesen werden, auf denen sie nichts leisten, damit sie ihre rechten Angriffsflächen finden: damit sie den Mut zu ihrer Persönlichkeit finden. Und dies sei zugleich der Wunsch für alle, die die begrabene Mode überlebten.

Das Fort von Anton Schnack

Mächtig sein Ruf über die Maas, rollend, verrollend. Groß um die Zeit der Gestirne,
Grausig zur Nacht. Brütend lag es im Schnee, Winterwolken darüber, hell umlichtet,
Aufstiegen Raketen rötlicher Färbung über dem Gewühl der Kanonade, Geschwader waren gesichtet
In unnahbarer Höhe. Dörfer umwirbelte Licht; wer schlief hier einst, neigte die Stirne
Im Traum, wer ging mit Früchten, gelb, durch die Keller, wer ritt Pferde im Abend?
Nun blassen die Sterne von Feuersbrünsten, nun bricht sein Ruf, der sonst nur lauerte, grollend zu Tal; in Schächten
Stieren die Männer, weit westwärts her, befuhren einst Meer in normannischer Windnacht, erwartet von Weibern ob Fische sie brächten,
Oder sahen Mond feurigen Südens, den Schnee der Berge und silbernen Olivenhain, schlenderten im Hafen, wo Frauen Algiers tanzten in grünen Schuhn,
Lange Abende trollend im Rauch der Großstadt, nun kauernd mit hartem Hirn in Nässe, die trieft
Von Stein und Wölbung, erschüttert von Schlägen, von Qualen umfahren, von Gas betäubt,
Vergiftung im Mund und Wehmut. Fern flüstern Geigen, der Fluß der Heimat rauscht blau im Eise,
Schwärme von Vögeln flattern über Wald, am Morgen Kindertanz, am Abend Kirchgang, des Nachts in Abenteurerbücher heiß vertieft.
Jetzt starr im Dunkel stierend, vorn weiße Feuer in der Finsternis und Rauch im Turm, gepanzert; im Schutt die Toten, leicht überrieselt und bestäubt
Von Steinsand, Kalk und Blässe, in Mühsal, Sprengung, Blut, Verbrennung, rotem Feuerkreise ...

Von Zeit zu Zeit schlag ich Verwandte gern

von Norbert Schiller

Personen: Die beiden Vettern.

Ort: Hotelzimmer in Arosa.

Zeit: Mitternacht.

Der eine Vetter: Kann ich das Licht ausmachen?

Der andre Vetter: Nein, laß das Licht brennen, ich will noch etwas lesen.

Der eine Vetter: Ich werde schlafen. Hoffentlich wird mich das Licht nicht blenden. Gute Nacht. Schnarchst Du im Schlaf?

Der andre Vetter: Was eine Frage. Gute Nacht.

Der eine Vetter: Was machst Du denn?

Der andre Vetter: Ich schließe das Fenster. Es zieht.

Der eine Vetter: Es kann doch nicht ziehen, wenn nur ein Fenster offen ist. Ziehen kann es doch nur, wenn Gegenzug da ist.

Der andre Vetter: Wieso, das ist gar nicht nötig, es zieht zu dem einen Fenster herein und zieht zu dem einen Fenster wieder hinaus.

Der eine Vetter: Das verstehe ich nicht, wie kann man in der Schweiz die Fenster nachts zulassen?

Der andre Vetter: Überdies hab ich einen sehr leisen Schlaf. Ich habe gehört, daß die Hirten auf den Bergen morgens einen Kuhreim singen. Davon könnte ich erwachen.

Der eine Vetter: Ein mieser Baldower bist Du.

Der andre Vetter: Fängst Du schon wieder an? Ich habe einen sehr empfindlichen Schlaf. Hoffentlich wirfst Du Dich nicht achter.

Der eine Vetter: Du, Deine Frau möchte ich einmal sein.

Der andre Vetter: So etwas von streitsüchtig wie Du bist. Zehn Jahre haben wir uns nicht gesehen, die erste Nacht auf der Reise zusammen und schon streitest Du. Nebenbei kann ich ja nicht verstehen, wie man in die Schweiz mit Rucksack und Lederhose reisen kann. Hast Du schon einen Menschen hier mit einer Lederhose gesehn?

Der eine Vetter: Man kann sich doch auch einmal irren. Früher müssen die Schweizer Lederhosen getragen haben. Ich habe ein Bild von Wilhelm Tell gesehen, da hat er kurze Lederhosen an.

Der andre Vetter: Was eine Logik. Wilhelm Tell ist eine sagenhafte Figur. Der hat gar nicht gelebt.

Der eine Vetter: Wenn Du nur nicht immer so gescheit wärst. Überdies was hast Du an meiner Lederhose auszusetzen. Ich sag Dir ja auch nichts, daß Du in die Berge einen Smoking mitnimmst.

Der andre Vetter: Das gehört sich. Ich reise nirgends ohne Smoking. Überdies treffe ich in Lugano meine Braut.

Der eine Vetter: Eine schöne Geldheirat ist das.

Der andre Vetter: Du, was fällt Dir ein! Ich liebe Hilde.

Der eine Vetter: Mit der Nas! Weil ihr Vater in Mährisch-Ostrau eine Fabrik hat, drum liebst Du sie. (Er dreht das Licht aus.)

Der andre Vetter: Das habe ich zu bestimmen. (Er dreht das Licht wieder an.)

Der eine Vetter (dreht es aus, der andre Vetter wieder an. Das geschieht so gegen zwanzig Mal).

Der eine Vetter: Weißt Du, was ich heute begreife? Das hab' ich früher nie begriffen. Daß ich Dir als Kind einen Baustein auf die Nase geworfen habe.

Der andre Vetter: Was, Du hast mir einen Baustein auf die Nase geworfen?

Der eine Vetter: Ja, das weist Du nicht mehr. Du warst vielleicht zwei Jahre alt und ich drei. Du hast einen Steinbaukasten gehabt und ich war mit meiner Mutter bei Euch zu Besuch. Auf einmal hab' ich Dir ohne jeden Grund einen Baustein ins Gesicht geworfen, daß Du Nasenbluten bekommen hast und meine Mutter mit mir schimpfend weggefahren ist. Heute weiß ich den Grund.

Der andre Vetter: Du hast mir einen Baustein auf die Nase geworfen?

Der eine Vetter: Ja, was sagst Du über so einen richtigen Kinderinstinkt?

Der andre Vetter: Du Rotzbengel.

Der eine Vetter: Sag das noch einmal.

Der andre Vetter: Rotzbengel. (Er dreht das Licht aus und schnarcht.)

Der eine Vetter (dreht das Licht an): Nimm Deine Brille herunter.

Der andre Vetter (tut es).

Der eine Vetter (nimmt einen Kleiderbügel und prügelt den andern Vetter): Du verdammter Kerl.

Der andre Vetter: Au! Gib acht, Du trittst auf mein weißes Hemd.

Der eine Vetter (bin ich selber). (Der mit der Lederhose.)

Amerika — ? von Alfons Goldschmidt

Was ist das, Amerika? So und so viele Quadratmeilen, auf denen so und so viele Millionen Menschen leben. Gar nicht grundanders als in Europa. Denn Grundverschiedenheiten gibt es nicht. Sie leben nicht amerikanisch sondern menschlich, halbmenschlich oder unmenschlich, das heißt, es gibt in Amerika, wie überall, Reiche, Mittlere und Arme, Eigentümer und Abhängige, und Ideen und technische Apparaturen dieses Zustandes sind, mit Dimensions- und Intensitätsunterschieden, dieselben wie bei uns.

Nun haben aber die Vereinigten Staaten im Kriege und durch den Krieg viel Geld gemacht. Sie haben zwecks Kriegslieferung tausende von Fabriken gebaut und diese ungesunde Expansion und Anhäufung von „Gold" haben sie Prosperität genannt. Dieses Wort hat die ganze übrige Welt verrückt gemacht. Ich möchte wissen, wie groß die Summe ist, die aufgewendet wurde, um diese sonderbare Prosperität zu studieren und ihre Methoden nachzuahmen? Die Methoden stammen ja aus den Laboratorien und Maschinenhallen Europas, wo sie jetzt als „Amerikanisierung" angepriesen oder verhöhnt werden, während die Amerikaner selbst schon wieder dabei sind, europäische Formeln, Reibungswiderstände, Präzisionsmessungen und dergleichen in Amerika anzuwenden. Die Vereinigten Staaten von Amerika also haben weder einen eignen Kapitalismus noch eine eigne Rasse noch eine eigne Literatur, sie haben überhaupt nichts Eignes hervorgebracht und das können und sollen sie auch gar nicht, weil es nichts Eignes gibt und geben kann.

Jene Intensitäts- und Dimensionsunterschiede sind allerdings der Prüfung wert. So ist denn eine ungeheure Literatur über Amerika entstanden, hunderttausend Bücher und Broschüren und darunter viel dummes Zeug. Die besten Werke sind vor dem Kriege geschrieben worden, beispielsweise „Die Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten" des freiburger Historikers Holst oder das Amerikabuch von Arthur Holitscher, der vor einiger Zeit wieder drüben war und nun bei Fischer ein „Wiedersehen mit Amerika" erscheinen läßt.

Ich muß gleich sagen, daß Holitschers Vorkriegsbuch mehr gegeben hat als die neue Schrift. Denn das Vorkriegsbuch Holitschers analysiert auch die Vereinigten Staaten von heute viel eindrucksvoller und klarer als das „Wiedersehen mit Amerika". Das zweite Buch war nicht mehr notwendig. Ich habe in der ‚Weltbühne' Holitschers letztes Buch über Rußland gefeiert, weil darin die zur Vereinfachung drängende Mannigfaltigkeit der Revolution mit großer Kunst und aus innigem Erleben, weil Abwärts und Aufwärts einer Revo-

lutionsperiode, ihre tausend Verwirrungen, Erleuchtungen und schließlich die Unabwendbarkeit der Wandlung, zerpflückt, festgehalten und verschmolzen werden. Dieser Prozeß ist Holitscher in seinem „Wiedersehen mit Amerika" nicht gelungen.

Mit den ökonomischen Fragen wird der Autor gar nicht fertig, obwohl bekannte Symptome der nordamerikanischen Krise genannt werden. Aber das steigende Vakuum oder die wachsende unproduktive Last über den U.S.A. und die daraus folgende schärfere Klassifizierung sind nicht klar erfaßt. Deshalb wird auch die ökonomische und soziale Revolution nicht begriffen, und Holitscher kommt schließlich an Stelle von Beweisen zu Ausbrüchen seines Temperaments. „Der verdienende, sparende, seine Energie zur raschen Ausnützung der Konjunktur seiner Kräfte benutzende Arbeiter ist ebenso unwillig zur Revolution wie der verbrauchte, beiseite geschleuderte, der nicht weiß, wo er nachts schlafen und am Morgen sein Stück Brot ergattern wird. Ich werde das Wort von der bevorstehenden Weltrevolution, sollte ich es wieder hören, mit Skepsis, wenn nicht mit Widerspruch oder Zorn aufnehmen. Amerika straft die Hoffnung auf eine rasch zu erfolgende revolutionäre Umstellung der Welt der Arbeitenden Lügen." Ganz abgesehen davon, daß es nicht so sehr auf Willigkeit oder Unwilligkeit zur Revolution ankommt wie auf den Zwang zu ihr, zeigen hundert von Holitscher teilweise selbst aufgezählte Wirtschafts- und Sozialtatsachen das Fortschreiten der Revolution in den U.S.A. wie in der ganzen Welt.

Es sind Widersprüche in den Thesen und in den Einzelheiten dieses Buches. So widerspricht der Erkenntnis des destruktiven Charakters der nordamerikanischen Wirtschaft die Behauptung, daß die Massen konservativ seien. Holitscher sieht die Expansionsnotwendigkeiten der amerikanischen Wirtschaft, zieht aber nicht die Konsequenz, wenn er von der Rolle des „Goldes" spricht. Es wird keine Synthese von Außenexpansion und Innenmarktkrise hergestellt. Der ganze Vorgang, der kennzeichnend ist für die Revolution überhaupt, wird nicht begriffen oder doch nicht genügend aufgehellt, weswegen denn auch unter anderm die Negerfrage in diesem Buche nicht geklärt wird. Sie wird immer noch als Rasseproblem behandelt, was sie auch ist. Man kommt diesem Problem ebensowenig mit Rasseanalysen näher wie dem Antisemitismus. Hätte Holitscher das positivere Ergebnis seiner Fordstudien auf die Negerfrage und auf die Sozial- und Wirtschaftsfragen der U.S.A. überhaupt angewandt, so hätte er wenigstens einen brauchbaren Schlüssel gehabt. Denn es kommt auf das Tempo der Unproduktivität an und nicht auf Hautfarbe oder „Blut", auch nicht auf Abneigungen oder Sympathien. Das ändert sich schnell, wenn die Grundtatsachen sich elementar geltend machen.

Wir müssen mit dieser Art Erklärungen der Kontinente, Nationen, Völker, der Wirtschaften, der Rassen und so weiter aufhören. Damit gewinnen wir keine Sichtpunkte, weder für das Gesamte noch für die Details. Selbstverständlich gibt

es besondre Merkmale, aber besondre Basen gibt es nicht. Was soll ich, lieber Holitscher, mit diesen Sätzen anfangen: „Rußland, das mystische Volk, leidet an der Durchführung des Prinzips der Gerechtigkeit. Amerika, dieses Konglomerat von einander widerstrebenden, auseinanderstrebenden Rassen, wird zusammengehalten durch einen letzten Endes ebenfalls auf mystischen Vorstellungen basierenden Willen zum Wohle des arbeitenden Menschen."

Ist Rußland nicht ein „Konglomerat von Rassen" oder Rasseunterschieden? Was sind mystische Vorstellungen, was ist ein mystisches Volk, was das Prinzip der Gerechtigkeit, was das Wohl des arbeitenden Menschen? Rußland ist in Amerika, Amerika in Rußland. Was ist dennoch der Unterschied? Das zu finden, waren auch Sie wohl nach Amerika gefahren?

Rudolf Schildkraut Von S. J.

Rudolf Schildkraut soll tot sein. Hoffentlich ist es nicht wahr. Möge er den Asphalt der neuen Welt mit derselben Frische treten, die ich hier kürzlich an dem — über zehn Jahre ältern — Emanuel Reicher bewundert habe. Diese Rasse ist unverwüstlich; und je östlicher die Gegend ist, aus der ihre Exemplare stammen, desto unverwüstlicher sind sie. Und dieser Beruf erhält jung wie keiner. Was Rudolf Schildkraut als Zierde seines Berufes gewesen ist — auch dann gewesen ist, wenn er noch lebt — steht in meinen Büchern. Meine zärtlichste Erinnerung gilt aber dem Menschen. Ich wohnte mit ihm in einem Hause. Und lernte da einen jüdischen Vater kennen, einen jüdischen Vater... Der jüdische Vater ist auf diesem komischsten aller Sterne ohnegleichen. Der jüdische Vater hat das klügste, das schönste, das begabteste Kind. Von diesem Kinde spricht der jüdische Vater mit einer Ölsardine in der sonoren Stimme. Seine Pupille leuchtet zum Himmel, aus dem er dem Kinde jeden Segen herabwünscht, und seine Hände streicheln in der Luft das vorgestellte Gesicht des geliebten Wesens. Bevor Fritz Kortner in seiner Heimatstadt Wien zum ersten Mal Richard den Dritten spielte, las sein Vater das Stück, dessen Titelrolle ihm als ungewöhnlich groß und dankbar geschildert worden war. Hinterher rief er unmutig: „Ja, aber was red't denn der Gloster so viel?!" Von diesem Schlag war der alte Schildkraut. Wo immer ich ihn im Hause traf: er drückte mich an die Wand oder ans Treppengeländer oder an eine Tür und schwärmte von seinem Josef. Gott, er selbst sei ja gewiß ein leidlicher Schauspieler — aber Josef! „Der Junge — was sagen Sie! Neulich hat er in Krebsjauche bei Frankfurt an der Oder gastiert. Ich werd' Ihnen die Kritik raufschicken. Doktor, tun Se mir den Gefallen: machen Se 'ne Notiz in der ‚Schaubühne'!" Seine eignen Kritiken waren ihm gleichgültig. Für sich hätte er niemals den Mund geöffnet. Aber daß Josef neben Moissi nicht aufkam, das konnte keinen andern Grund haben, als daß Moissi „mit der Presse arbeitete" (was alle Schauspieler in den Augen derjenigen ihrer Kollegen tun, die schlechtere Kritiken haben); und da war berechtigte Notwehr, daß auch er als verantwortlicher Erzeuger, mit der Presse arbeitete, oder es doch wie der Bruder Bonafides versuchte. Ein rührender Kerl. Kein Zufall, daß er nirgends echter, saftiger bodenständiger, urtümlicher war als in den Rollen jüdischer Väter, von Shakespeare bis Schalom Asch. Hoffentlich lebt er noch. Bis hundert Jahr!

Weltbühne 1923 Nr. 6

Bemerkungen

Der Richter

In meinem Buch „Deutschland über alles“ steht auch etwas über die Unabsetzbaren zu lesen. Daran nimmt einer der Betroffenen Anstoß, und zwar — anläßlich einer Besprechung des Beradtschen Buches über den „Deutschen Richter“ — so:

„Vor einiger Zeit erschien der Aufsatz eines Schriftstellers über deutsche Richter, ihm war eine Zeichnung beigegeben mit dem Bilde eines Mannes im Richtertalar, das statt eines Kopfes ein Paragraphenzeichen trägt. In dem Aufsatz ist die These aufgestellt, man habe das Recht, bei einer Gesellschaftskritik den niedersten Typus einer Gruppe als deren Vertreter anzusehen. Man kann einem Anwalt nicht unterstellen, daß er sich diese These zu eigen machen will, mit der man den Richterstand wie den Anwaltstand, überhaupt jede Berufsgruppe beliebig herunterziehen kann.“

Der Richter, der dies geschrieben hat, gilt als objektiv und reformfreudig. Hoffen wir, daß seine Urteilsbegründungen verständiger sind als dieser Gedankengang.

Zunächst ist der schwere deutsche Aberglaube zu beseitigen, als sei es ein Sakrileg, eine „Berufsgruppe herunterzuziehen“. Diese Kollektiv-Ehren, gezüchtet von emsigen Vereinsmeiern und Generalsekretären, kosten heute Stück für Stück einen Groschen. Selbst wenn sich einer bei der Beurteilung einer solchen Gruppe irrt, so ist das noch nicht gar schlimm; hinter dieser Anschauung des Richters steckt der schwer ausrottbare Irrtum, als sei der „Beruf“ und die Zugehörigkeit zu einer Gruppe an sich schon etwas Heiliges. Richter sein ist noch gar nichts. Richter sein ist genau so schwerwiegend wie der Entschluß, Jura zu studieren, und jeder weiß, wie der zustandekommt. Mit diesem falschen Pathos wollen wir uns nicht aufhalten.

Der Richter hat aber auch im Einzelnen unrecht.

In meiner Arbeit steht nicht zu lesen, daß der niederste Typus einer Gruppe ihr Vertreter ist; er ist es so wenig wie der höchste, den die Herren zu ihrem Lob gern herangezogen haben möchten. Ich habe gesagt, daß der niederste Typus charakteristisch für das Niveau einer Gruppe ist: jener Typus nämlich, den sie grade noch ertragen kann. Beispiel:

Vergewaltigt ein deutscher Arzt eine minderjährige Patientin und sind dieser Tatbestand und die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Täters einwandfrei erwiesen, so wird die gesamte Ärzteschaft von dem Mann abrücken, mehr als das: sie wird ihn aus ihren Reihen entfernen. Also ist dieser Typus der Gruppe nicht aufs Konto zu setzen. Sie kann nichts dafür, daß er einmal in ihren Reihen gewesen ist — sie erträgt ihn nicht, sie schließt ihn aus.

Läßt sich ein deutscher Richter materiell bestechen, so reagiert die Gruppe sofort — alle Mitglieder werden den Mann ausgestoßen wissen wollen, das ehrengerichtliche Verfahren wäre in diesem Fall nur noch eine Formalität. Also ist der mit Geld bestochene Richter kein Prototyp des deutschen Richters.

Um aber den Stand der Unabsetzbaren richtig zu beurteilen, darf es wohl erlaubt sein, neben den Festreden des Reichsgerichts jenen Typus zu betrachten, den man in hundert und aberhundert Gerichtsstuben amtieren hören kann, in Gleiwitz und in Köln, in Breslau und in München. Da ist es mitunter schwer, ruhig zu bleiben... diese Mischung von subalternem Geist, von Überheblichkeit, von dummen und sachlich verkehrten Moralanschauungen, von Einsichtslosigkeit in wirtschaftliche Zusammenhänge, von vermuffter Seelenkunde, die keine ist... gibts das oder gibts das nicht? Das gibts.

Und solange die Gruppe der Richter nicht gegen diesen Typus demonstriert, und sei es auch nur in einer ernsthaften Opposition, solange sich „die" Richterschaft in falsch verstandenem Kollegialitätsgefühl immer gegen den „Laien" auf die Seite des so überschätzten Fachmannes stellt —: solange nenne ich einen deutschen Richter einen deutschen Richter. Und ich möchte das so verstanden wissen, wie es ein Proletarier versteht, der — den Bericht von nationalsozialistischen Strafprozessen im Gedächtnis — vor diesen Talaren steht.

Ignaz Wrobel

„Fundamente einer Weltstadt"

„Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten."

Dieser poetische Ausspruch des geheimrätlichen Orest dürfte am treffendsten die Atmosphäre dieses matschigen Querschnitts durch sentimentalen Trödel kennzeichnen, der sich Ausstellung „Altes Berlin" nennt. Nur — mit dem Schreiten stimmt es nicht ganz. Schreiten ist viel zu stolz, zu bewußt. Ausstellungsbesucher haben aber nicht bewußt zu sein sondern nur bis zur Bewußtlosigkeit empfängliche Objekte. Sie gehen also: still für sich hin durch die „Fundamente einer Weltstadt". Fundamente! Der Schmutz in den Straßen von heute scheint seine historische Berechtigung schon in der urgroßväterlichen Brüder- und Parochialstraße fundiert zu haben. Nur daß er sich heute weniger reizvoll ausnimmt als in den pietätgeschwängerten, von sinniger Künstlerhand geformten Guckkastenbildern. Durch dieses Übermaß an Form leicht deformiert, enteilt man den vergessenen Ruinen von Castans Panoptikum. Bald aber gehen einem die Augen über: man schwankt zwischen verstaubtem, vergilbtem Papier, rostigen medizinischen Instrumenten, vorbei an dem perspektivisch verpinselten Theatrum Anatomicum, vorbei an graphisch der Nachwelt geschenkten doppelköpfigen Babys, zusammengewachsenen Skeletten und einer Mißgeburt mit Kürbisschädel, zu der man in neckischem Gegensatz einen Riesengrenadier strammpreußischer Qualität postierte. An einer Folterbank mit fingerdick hervorstehenden Eisenscharnieren

und einem gehörigen Klotz unter dem Kopfdeckel finden wir ein Etikett, das sie als einen alten, noch von Bergmann benutzten Operationstisch ausweist. Wir stellen noch schnell fest, daß der ehrsame Stand der Richter schon damals eine gewisse Neigung zur Fettleibigkeit aufwies, sehen einen gipsernen Treitschke die ehrwürdige Historia mit steinerner Gänsefeder verbessern, um dann etwas abrupt aus der ägyptologischen Abteilung in Alt-Berliner Weißbierstuben zu fallen: Weißbierstuben mit grüngestrichenen Weinwänden! Über diesen organischen Zusammenhang nachgrübelnd, stolpern wir, über Hegels schartiges Federmesser hinweg zu einem Selbstbekenntnis J. G. Fichtes. Als Landsturmmann von 1813, mit Schmerbauch und zu knappem Zylinder, bekennt er hier für alle Ewigkeit: „Das Bewußtsein meiner Streitkraft ist nur klein." Aber trotz dieser Selbsterkenntnis finden wir keinen Weg der Besserung. Es wird noch schlimmer. Wir geraten in eine Rumpelkammer, in der Muff und Moder mit der protzigen Engstirnigkeit peinlichen Banausentums wetteifern. Steife, kastenähnliche Anstandssofas, gußeiserne Schnörkelbänke, eine Kanzel in Form des Papinschen Topfes und das rote Kasernenmodell eines noch schlimmern Domentwurfs geleiten uns dann zwischen kolorierten Riesenvasen zum Heiligtum der ganzen Ausstellung: einem alten, verbogenen Kalabreser, von dem gesinnungstreue Patrioten behaupten, daß ihn der große Kurfürst während der Fehrbelliner Schlacht getragen habe. Dafür liegt er jetzt auch in einem starkvergoldeten Glasschrank, im mystischen Halbdunkel des Sonderkabinetts der kulturellen Fundamente.

Vorbei an kitschigem Biedermeier und bunten Porzellanservicen. Schade, denn jetzt kommt der noch annehmbarste Teil: ein historischer Rückblick auf die geistige Entwicklung und das Theater des vorigen Jahrhunderts.

Der Schluß aber reicht dem Anfang wieder die Hand: ausgestopfte Polizeipuppen, der unvermeidliche Hauptmann von Cöpenick, mit Miniaturbildchen überfüllte, unübersichtliche Stadtviertelkojen, gemildert durch eine amüsante Varieté-Abteilung, verschlimmert durch angeblich romantisch-gemütliche, in Wirklichkeit aber unbequeme Verkehrsfahrzeuge, steigern sich bis zu einer sinnigen Verbeugung vor der Weltmacht-Presse: in Form eines sprießenden Bäumleins. Noch benommen von der Atmosphäre solchen Totenganges tritt man hinaus und steht nun vor der ragenden Silhouette des Funkturms, um sich moderne Häuserblocks. Man spürt wieder den Pulsschlag des Lebens.

Fritz Neumann

Krieg in Aspik

Walter Bloem serviert ihn. Schmeckt fast gar nicht mehr bitter und hält sich unbegrenzt. In

jedem einschlägigen Buchdelikatessengeschäft für nur 8,20 Mark käuflich. Man achte auf die Schutzmarke „Frontsoldaten".

Die Fabel ist ein Griff ins volle Romanleben. Ein ehemaliger Zuchthäusler hört vom Mobilmachungsbefehl und möchte mit — halt, nein: er möchte wieder ehrlich werden. Also mogelt er sich unter falschem Namen ins Heer und wird militärisch wie auch moralisch der Flügelmann des Grenadierregiments. Da — die Romanmaschine knattert heftiger — begegnet er draußen im Westen ausgerechnet dem Staatsanwalt, der ihn seinerzeit ins Zuchthaus gebracht hat! Grausige Szene: „Wie kommen Sie in diesen Rock, den Sie verscherzt haben?" „Herr Leutnant — — verraten Herr Leutnant mich nicht — — ich — hab' wieder ehrlich werden wollen — ich — bin wieder ehrlich, Herr Leutnant!" Aber jetzt ist ein bittrer Tropfen in den Becher seiner Kriegsfreude gefallen, zumal ihm doch kurz vorm Ausmarsch ein Mädel ans Herz geweht ist (oder so ähnlich), das die Zuchthausgeschichte auch noch nicht weiß. Was tun? Er „strafft sich aus niederwuchtender Zerschmetterung", geht zu seinem abgöttisch geliebten Hauptmann und beichtet. Resultat: der Hauptmann will das Gnadengesuch bei SM. und die Genehmigung der Beibehaltung seines gestohlenen Namens beim Justizministerium beantragen, wenn — wenn Fritz sich das Eiserne Kreuz erkämpft hat. Fritz strengt sich an, Bloem zögert noch eine Weile aus technischen Gründen, aber dann: E.K., Genehmigung sämtlicher Gesuche, Kriegstrauung, und Marie, die lange genug unter Fritzens exzessiver Keuschheit hat seufzen müssen, bekommt ihr Kind.

Bloem war Bataillonskommandeur. Wenn er also das Offizierskorps als eine Mustersammlung von Edelmenschen schildert, so müssen wir ihm das aufs Wort glauben. Nur einmal tritt ein Major als Halbidiot auf. Aber damit kein noch so vernagelter Leser im Zweifel sei, wo das Hauptgewicht ruht, wird dieser Major sofort abgesägt. Oder: einer geht als Sozialdemokrat ins Feld, wird von der allgemeinen Begeisterung gepackt und kehrt verwandelt zurück. Das Schlechte hat keinen Bestand, siehst du wohl.

Geschrieben ist das alles im kernigsten Sudermannton. „Ich will nicht!! knirscht er in verkrampfte Fäuste" oder: „Sein feines Gesicht, die feurigen, durch Überanstrengung leicht verschleierten Augen verraten den Sohn des Bürgertums". (Wobei ich die Tatsache, daß freurige Augen den Sohn des Bürgertums verraten, als eine bemerkenswerte Neuheit konstatiere.)

Ganz leise will ich zum Schluß noch melden, daß alle Anzeichen auf eine baldige zweite Portion schließen lassen ... der Verlag glaubts auch ... Wird das ein Jubel werden! *Gattamelata*

Deutscher Kundendienst

Deutschland wirbt um Fremdenbesuch. Und wie! Es wird einem Angst, wenn man diese Plakate sieht, diese Prospekte liest. Aber es gibt Leute, die sich davon nicht abschrecken lassen, weil sie denken: „Jeder wirbt, so gut er kann; und Deutschland will uns wirklich sehen." Doch kaum

übersehreiten solche Leichtgläubigen die deutsche Grenze, so müssen sie feststellen, daß sie falsch dachten. Was sie für schlechte Werbetechnik hielten, ist noch schlechtere Abschreckungspropaganda. So scheint es wenigstens, wenn man hört, was Deutschlandbesucher hier erleben.

Kamen da zwei Deutschamerikaner herüber, die aus irgend welchen Gründen über Prag—Breslau nach Berlin wollten. Kaum waren sie über die deutsche Grenze, bekamen sie Hunger und setzten sich natürlich in so einen Mitropawagen. Sie gaben ihre Bestellung auf, als dem einen der beiden aus einem dunklen Ahnen die Frage kam: „Sie nehmen doch tschechisches Geld? Wir haben nämlich vergessen, uns Reichsmark einzutauschen." Entsetzt winkte der Ober ab und komplimentierte die Herren hinaus, die bis Breslau hungern durften.

Viel schöner aber wurde es in Berlin. Hier stiegen die Herren im Adlon ab. Ein zweibettiges Zimmer mit Bad pro Tag vierzig Mark, da können die Rentenscheine schon knapp werden. Also mußten Dollars gewechselt werden. Aber wo? Natürlich im Adlon. Weswegen soll man denn auch bis zu einer Bank laufen, wenn man in einem Hotel wohnt, das sich als international anpreist. Aber das gilt nur für die Preise. Geld als solches scheint bei Adlon als nationale Sache betrachtet zu werden und darum muß, wer sich erdreistet, keine Reichsmark zu besitzen sondern nur Dollars, bestraft werden. Da sich aber selbst in Deutschland noch kein Staatsanwalt für dieses Vergehen mobilisieren läßt, verhängt Adlon Geldstrafen: er gibt für 50 Dollar nur 207 Rentenmark, während jede Bank 209,50 RM. zahlt.

Daß die Herren sofort ihre Rechnung verlangten und erklärten, sie würden vor diesen Geschäftspraktiken warnen, ist selbstverständlich.

Die hier mitgeteilten Tatsachen sind keine Ausnahmen. So sieht der „Deutsche Kundendienst" aus.

Felix Ziege

Uberschrift: Der letzte Wille

Am 1. Juli 1930 starb unerwartet meine Schwester

Hildegard G.

Dr. Günther G.

Berlin, den 4. Juli 1930.

Der Text der obigen Anzeige wurde von meiner verstorbenen Schwester

Hildegard G.

wörtlich im Testament festgelegt und wird daher von mir in Erfüllung des letzten Wunsches ohne jede Abänderung wiedergegeben.

Ich möchte jedoch nicht unterlassen, an dieser Stelle meiner tiefsten Trauer und Erschütterung über den plötzlichen Tod meiner geliebten Schwester Ausdruck zu geben.

Dr. Günther G.

Berlin, den 4. Juli 1930.

Hinweise der Redaktion

Rundfunk

Dienstag. Breslau 18.10: Alexander Runge liest zwei Briefe von Erich Landsberg. — Berlin 18.30: Erich Ebermayer liest eigne Novellen — Breslau 18.35: Manfred Georg: Skandal aus dem Stegreif, Peer Lhot. — Königswusterhausen 19.25: 30 Jahre Relativitätstheorie, Prof. Dr. Hans Reichenbach. — Leipzig 21.00: Hermann Kesser liest aus eignen Werken. — **Mittwoch.** Berlin 15.40: Das Geheimnis der Schwere, Theodor Wolff. — München 21.15: Stunde des Bühnenkünstlers, Friedrich Kayßler. — **Donnerstag.** Königswusterhausen 18.00: Von Gogh und Gauguin, Adolf Jannasch. — 18.30: Russische Musik im Spiegel russischer Kultur, Nikolaus Feinberg. — Berlin 20.30: Zeitberichte: Das Arbeitslosenproblem vor dem englischen Unterhaus. — **Freitag.** Berlin 20.00: Hermann Kesser erzählt sein Leben. — München 21.45: Hermann Kasack liest. — **Sonnabend.** Leipzig 12.00: Russische Musik (Schallplatten). — Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Kurt Pinthus. — 18.25: Die Revolutionen des Jahres 1848, Prof. Dr. Fritz Hartung.

Antworten

Mainzer. Zu den gegen wirkliche oder angebliche Separatisten geschehenen Ausschreitungen im Rheinland schicken Sie mir die folgende sehr charakteristische Erklärung, die ein mainzer Rechtsanwalt Doktor Jung in einem Lokalblatt veröffentlicht hat. Es heißt da: „Es ist in der Nacht vom 3. Juli ein bedauerliches Versehen vorgekommen. Infolge der Dunkelheit wurde irrtümlich das Haus der Herren Albert und Otto Gastell von einer Menschenmenge bestürmt, im Glauben, es handle sich um das Haus einer andern Person." Im Anschluß an diese Feststellungen werden die Herren Gastell feierlichst um Entschuldigung gebeten und die Schwurfinger für ihre alleweil gutdeutsche Haltung gehoben. Interessant ist, daß der Herr Rechtsanwalt diese Erklärung abgibt „im Auftrag einiger an der Bewegung gegen die Separatisten in der Nacht vom 3. Juli 1930 maßgeblich beteiligten Persönlichkeiten". Zu obiger Erklärung fügt Herr Doktor Jung noch hinzu, seine Auftraggeber hätten ihm die Überzeugung verschafft, daß die Voraussetzungen dieser Erklärung zuträfen. Womit also alles in Ordnung wäre. Ich bin Ihnen für die Übersendung dieser Erklärung sehr dankbar, denn es geht daraus einwandfrei hervor, daß es sich bei den Tumulten nicht um vereinzelte Temperamentsakte sondern um organisierte Vorgänge handelte. Herrn Rechtsanwalt Jung aber sind die Urheber bekannt. Daß er seine Kenntnisse öffentlich in die Welt hinaus posaunt, beweist, daß er nicht fürchtet, von den Behörden, die alle ein äußerst rücksichtsloses Zugreifen versprochen haben, befragt zu werden. Herr Doktor Jung ist übrigens selbst Mitglied verschiedener reaktionärer Organisationen wie der „Deutschen Eiche", deren Mitglieder der Öffentlichkeit gut bekannt sind und vor deren Treiben auch die Behörden seit Jahr und Tag gewarnt waren. Was wird geschehen, um eine Sühne der abscheulichen Vorfälle herbeizuführen?

Kultusminister Grimme. ‚Der deutsche Aufsatz in den Höheren Lehranstalten, 1927' enthält die Disposition des Themas: „Auch der Krieg hat sein Gutes." Wollen Sie wissen, warum? „I. Für die Staaten. 1. Der Krieg ist ein Gegengift gegen die Wucherpflanzen des Friedens, wo der Rationalismus über den Idealismus siegt und alles erschlafft. 2. Die Völker lernen sich besser kennen und achten; es findet ein Austausch an Ideen, Anschauungen, Lebenseinrichtungen und so weiter statt. 3. Der Handel sucht neue, oft vorteilhafte Wege. 4. Die Kunst, namentlich Poesie und Malerei, erhalten großartige Gegenstände zur Verherrlichung. An die Großtaten des Kampfes knüpfen sich Erinnerungen des Volkes. Geschichtliche Werke. II. Für den einzelnen Staatsbürger. 1. Der Krieg gibt Gelegenheit, Talente zu entwickeln; ohne Krieg wäre die Welt um manchen großen Mann ärmer. 2. Viele Tugenden finden Gelegenheit, sich zu bewähren, nicht bloß Tapferkeit und Ausdauer, auch Wohltätigkeit, Barmherzigkeit, Aufopferung. 3. Auch der religiöse Sinn wird wieder geweckt, sowohl bei Sieger wie bei Besiegtem. 4. Mancher tätige Mann findet Gelegenheit zu reichem Erwerb." Soweit wir die Reichsverfassung kennen, spricht sie von Erziehung zur Völkerversöhnung. Vielleicht machen Sie den Verfasser dieses Handbuches, das noch immer zu den Gegenständen des täglichen Bedarfs der Kathederherrscher gehört, so nebenbei einmal auf den kleinen Schönheitsfehler aufmerksam. Bei Ihrem Kollegen in Sachsen scheints auch nicht besser herzugehen. Da verschickt der Verlag L. Ehlermann in Dresden den Prospekt eines ‚Geopolitischen Geschichtsatlas für Schulen'. Dem Verfasser paßt die ganze Neuordnung im Osten nicht. Darum kennzeichnet er die Länder östlich Deutschlands als „Teufelsgürtel". Ihr sächsischer Amtsbruder täte gut daran, sich diesen merkwürdigen „Geschichts"-Atlas mal ein bißchen näher anzusehen. Oder sollte er ihn schon genehmigt haben? Vielleicht um den nationalsozialistischen Ministerkandidaten seine treudeutsche Gesinnung zu beweisen?

Stephan Harms, Hamburg. Sie schreiben: „Schade, schade! Ich hatte mich immer sehr auf die ‚Weltbühne' gefreut — und nun kann ich es nicht mehr. Here is why: ‚Die ›große alte Null'. Da ich glaube, wesentlich jünger zu sein als Sie und bestimmt nicht die politische Reife besitze, mit der Sie belastet zu sein scheinen, unterlasse ich es, Sie zu schulmeistern. Über die Person und die Fähigkeiten unsres Reichspräsidenten mögen sie denken (und, so Sie danach gelüstet, sagen) was und wie Sie wollen. Aber es geht nicht an, daß das verfassungsmäßige Oberhaupt eines Staates in dieser Weise heruntergemacht wird. Ich will keinen Respekt predigen vor Göttern, die keine Götter sind. Sich in der geschehenen Weise über einen hochbetagten, würdigen Menschen zu äußern, der in den Grenzen der ihm gegebenen Fähigkeiten seine Pflicht erfüllt, ist mehr als unanständig und geht weit über das hinaus, was Sie als erzogener und Anspruch auf Intelligenz erhebender Mensch sich leisten dürfen. ‚Die große Null' wird über Sie Weisen lächeln, daß ich mich über Sie ärgere, sei meinem Temperament verziehen. Grundbedingung für das Gedeihen des Staates (verzeihen Sie: haben Sie daran Interesse?) ist die Achtung des Staatsbürgers vor der von ihm gewählten Obrigkeit... Wäre Hindenburg ein starker, bewußter, politisch handelnder Reaktionär, eine Persönlichkeit von Urteil und Willen, so wäre alles viel einfacher. Dann würde man Leuten wie Ihnen das Maul stopfen, mein Herr. Dann brauchten wir kein Parlament, dann brauchten wir eben nur einen Hindenburg." Sie versichern mir zum Überfluß noch, daß Sie „nicht rechtsgerichtet" sind. Ich habe nicht daran gezweifelt. Ich nehme an, daß Sie in der Nähe der Demokratischen Partei logieren und dem Reichsbanner nicht fernstehen. Grundbedingung für das Gedeihen des Staates ist nicht nur die Achtung des Staatsbürgers vor der von ihm gewählten Obrigkeit sondern auch, daß die Obrigkeit nicht über die verfassungsmäßigen Grenzen hinausgeht. Das ist geschehen, und daran nimmt Ihr lebhaftes jugendliches Temperament keinen Anstoß. Sie sind ein richtiger deutscher Republikaner: da, wo nichts bleibt als Kampf, wo es um letzte Entscheidung geht, entdecken Sie plötzlich, daß ein wohlerzogener Mensch sowas nicht tun könne. Ziehen Sie sich die Schlafmütze mit der Kokarde von Weimar recht tief über die Ohren. Ich wünsche gesegneten Schlummer. Die Diktatur wird Sie schon munter kriegen.

Presseamt Düsseldorf. Sie schreiben: „In Nr. 28 der ‚Weltbühne' befaßt sich Erik Reger in seinem Aufsatz ‚Westdeutscher Theaterzauber' auch mit den düsseldorfer Theaterverhältnissen. Die Zahlen, die er hierfür angibt, sind veraltet und durch die getroffene Rationalisierung längst überholt. Reger führt an: für die Verwaltung 24 Kräfte, tatsächlich sind es 13; für das technische Personal 80, tatsächlich sind es 54, und zwar: 7 Schneider, 9 Schneiderinnen, 1 Schlosser, 1 Schuhmacher, 5 Schreiner, 6 Beleuchter und 25 Bühnenarbeiter. Wir wären Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie den neuen Sachverhalt veröffentlichen würden."

Goebbeles. In Ihrem unvergleichlichen ‚Angriff' ist in einem Versammlungsbericht vom 24. Juli zu lesen: „Fast alle Funktionäre waren erschienen. Die von dem tüchtigen Kreisleiter Pg. Kackstein geleistete Arbeit erwies sich stärker als alle blutleeren Leitartikel der Literaten." Gegen das Kaliber kann natürlich kein blutleerer Literat anstinken.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Wahlkampf: die Staatspartei von Carl v. Ossietzky

Oheim, vermische nicht ideales Wollen
mit eigensüchtigen Zielen, materiellen
Lohnfragen und dergleichen...

Aus „Allvater hilf!" Jungdeutsches Schauspiel von Artur Mahraun

Es gibt nichts Schöneres als eine Parteigründung. Die Welt atmet in neuer Frische. Die Flut sinkt. Über dem Ararat schwebt der Bogen des neuen Bundes. Auch die Gründer der Deutschen Staatspartei möchten uns an ein so frohes Brausen glauben machen, aber wir Unbeteiligten sehen nur die fragwürdige Vereinigung von Gruppen, deren Existenzberechtigung schon lange zweifelhaft geworden war. Die Jungdeutschen waren als rechtsradikaler Bund, die Demokraten als Linkspartei unmöglich geworden. Sie taten sich zusammen unter dem ebenso anspruchsvollen wie nichtssagenden Namen Staatspartei.

Überall auf Gottes weiter Erde nennen sich die Parteien sonst konservativ, liberal oder sozialistisch, monarchistisch oder republikanisch. Man verlangt nämlich von einer Partei zu wissen, welchen Staat sie will, nicht, daß sie den Staat will, der von keiner Seite bestritten wird und an dessen Dasein uns die Finanzämter hinreichend erinnern. Eine deutsche Partei, die sich mitten in der heutigen Auseinandersetzung zwischen Reaktion und Weiterentwicklung einfach Staatspartei nennt, bekennt damit, daß es ihr auf die politischen Prinzipien, die den Staat formen sollen, nicht ankommt. Sie bekennt sich damit nur zur ungestörten Funktion der Verwaltungsmaschinerie. Ob Republik oder Monarchie, das ist ihr gleichgültig.

Aber wir wollen uns nicht bei der vielleicht unerheblichen Namengebung aufhalten, auch nicht bei der mehr oder weniger großen Belastung der Gründer. Wenn Herr Oscar Meyer sich nicht an der Judenklausel der Jungdos stößt, wenn die erklärten Friedensfreunde unter den Demokraten den Ausfall Mahrauns gegen „pazifistische Ideologien" hinnehmen, so ist das deren Sache. Die Herrschaften müssen selbst wissen, wie ernst sie sich zu nehmen haben. Von öffentlichem Interesse ist nur, was die Partei an Männern und Ideen serviert. Nun, die erste Proklamation war von einer himmelschreienden Plattheit. Kein konkretes Wort, dafür aber ein wahrer Traufregen von Selbstzufriedenheit. Und wenn ein ehemaliges Demoblatt versichert, Herr Mahraun habe beim ersten Presseempfang in seinem blauen Jackettanzug wie ein Marineoffizier ausgesehen, so bedeutet das vielleicht den Einbruch der Herrenkonfektion in die bessere Politik aber noch lange nicht den Anbruch der Ära großer Persönlichkeiten, und übrigens trägt auch Herr Treviranus blau.

Wer macht nun wirklich mit? Wer sind denn die Feuerköpfe, die das junge Deutschland zur Tat aufrufen? Da ist Citoyen Erich Koch, der sich in der neuen Ordenstracht gewiß seltsam vorkommt. Da ist Oscar Meyer als Komtur der Ballei Börse, da ist Gertrud Bäumer (Allvater hilf!). Da ist der Industrielle August Weber, der früher die Liberale Vereinigung gedrechselt hat. Da sind Hansafischer, J. G. Hummel, Z. K. Külz und alle Andern, die die Demopartei auf den Hund gebracht haben. Es fehlt nur noch der Herr Staatsminister a. D. Fischbeck, der Veteran des Prinzipienverrats, der alle liberalen Umfälle seit etwa 1830 erfolgreich mitgemacht hat, und nicht fehlen darf, wo Jugend zu Jugend will. Das junge Element dürfte also vornehmlich von den Jungdos gestellt werden, wie überhaupt die Körperlichkeit der neuen Partei, während die Demokraten als Morgengabe nur eine Fuhre ausgedienter Deputiertenknochen und ihre schöne Seele mitbringen. Von dieser Seele scheint der Romantiker Mahraun große Stücke zu erwarten. Der auch in dieser Hinsicht heftig irrende Ritter wird da noch sein mattviolettes Wunder erleben. Herr Mahraun hat grauenerregende Verse geschrieben, aber seine Leute haben gut geschossen. Der Hochmeister hat einen Orden, der als eine Art Ku-Klux-Klan begonnen und bei Mechterstädt ein trauriges Meisterstück geliefert hat, geschickt aus der rechtsradikalen Drecklinie hinausmanövriert. Ob die Ordensbrüder auf der andern Seite der Barrikade ebensogut schießen werden, muß abgewartet werden. Unsereiner tut allerdings gut, aus dem Wege zu gehen, da sich die Jungdotirailleure, durch die jähe Schwenkung irritiert, auf die neue Zielrichtung noch nicht recht eingeschossen haben. Eine gewisse Sicherheit gegen manche Dummheiten bietet vielleicht die alte Feindschaft des Ordens mit dem Reichswehrministerium respektive mit der dort allmächtigen Schleicherclique. (Die Clique des Generals von Schleicher, Herr Staatsanwalt!) Gradezu gemeingefährlich ist dagegen die Rußlandpolitik des Ordens. In seinem oben zitierten Drama hat Herr Mahraun schon vor Jahren „die neue Welt, die Bolschew uns gewiesen", entschieden abgelehnt. Denn Bolschew ist bekanntlich der Erfinder des Bolschewismus, und Mahraun haßt ihn und seine Brut. Der Pressechef des Ordens, Herr August Abel, hat wiederholt in Paris den europäischen Kreuzzug gegen die Sowjetunion propagiert, ganz im Sinne der Pläne Arnold Rechbergs, der sich die deutsch-französische Verständigung nur als Militärkonvention vorstellen kann. Herr Abel hat in Paris keinen großen Eindruck gemacht; man wird trotzdem aufpassen müssen.

Ein unbestreitbares aktuelles Verdienst hat sich die neue Partei dadurch erworben, daß sie die reaktionären Sammlungspläne des Herrn Scholz einstweilen durchkreuzt und diesen selbst gezwungen hat, Farbe zu bekennen. Was bisher noch dürftig verdeckt war, liegt jetzt unverhüllt: die Deutsche Volkspartei würde sich nicht gegen einen Regierungsblock mit den Nationalsozialisten sperren. Zwar bestanden darüber längst keine Zweifel mehr, aber wegen der großen Republikaner im Zentrum ist es gut, daß man es schwarz auf weiß hat. Wird die Staatspartei dagegen in demselben Maße bereit sein,

die Brüningdiktatur abzulehnen? Einstweilen ist ihre Hauptattraktion, Herr Dietrich, noch deren stärkste Säule und temperamentvollster Verteidiger. Ob die Staatspartei besondere Chancen hat, läßt sich nicht voraussagen. Das hängt zum Teil auch von dem Verhalten der andern bürgerlichen Parteien ab, und es ist denkbar, daß die oft bewährte Elefantenfüßigkeit des Herrn Scholz diesmal besser für sie wirbt, als sie selbst es vermöchte. Ihre innern Möglichkeiten sind dagegen gering. Schon heute toben in den Beratungszimmern die heftigsten Kämpfe zwischen der von Lemmer geführten Arbeitnehmergruppe und den Scharfmachern vom Hansabund etcetera, die sich gern Liberale nennen und Rechtens auf den von Herrn Dietrich mit so viel Emphase gewünschten Komposthaufen der gemeinschädlichen Interessenten gehören. Auch diese Partei, die mit viel vagen Redensarten über die echte Volksgemeinschaft auf den Plan tritt und das Schicksalsgesetz der Klassengegensätze ignorieren möchte, wird letztlich erhärten müssen, daß die Tatsachen der Klassenkämpfe auch in der Wattierung politischer Romantik nichts von ihrer Schärfe verlieren. Noch einmal zwingt die Wirklichkeit der Wirtschaft die bürgerlichen Parteien zu einer ideologischen Maskerade: sie flüchten alle aus ihren alten Namen und vernebeln die Spuren. Keine will als plutokratisch, keine als Arbeitgeberpartei abgestempelt in diese Wahlen, in diesen Hungerwinter gehen. Da heften sich dutzendfache Aufsichtsräte lieber das Jungdokreuz an den Hut und vergessen gern, daß es einmal ihren Galgen zieren sollte.

Lapua von Konrad Neuborn

I

Das Vorbild. Februar 1914 sah Stockholm einen „Bauernzug". Die militaristische Rechte hatte ihre Anhänger aus Stadt und Land mit Extrazügen, Freiquartieren und Festversammlungen zu Tausenden aufgeboten, um Regierung und Reichstag das Gewissen gegen die russische Gefahr und für Rüstungsverstärkung zu schärfen. Der König identifizierte sich in einer traurig berühmten Ansprache auf dem Schloßhof mit den Demonstranten, das demokratische Kabinett Staaf, durch die rückhaltlose Parteinahme des Monarchen völlig überrascht, desavouierte ihn und mußte abtreten und wenige Monate später begann Deutschland, Schweden von der russischen Sorge zu befreien. Für die parlamentarische Entwicklung des Landes hatte die Episode immerhin das Gute, daß Gustaf V. seitdem nie wieder gewagt hat, seine konstitutionellen Befugnisse zu überschreiten.

Sechzehn Jahre später, in diesem Juli, hatte Helsingfors seinen Bauernzug, ausgehend von der Landgemeinde Lapua östlich Wasas (die schwedische Form Lappo gilt nur für das Ausland). Diesmal trat man nicht außenpolitischer Bedrohung entgegen sondern dem innern Feind, dem allerdings abermals von Moskau gezeugten Kommunismus. Es war wohl nur ein Drittel des stockholmer Aufgebots hier angetreten, aber das

Staatsoberhaupt, Präsident Relander, drückte dem Führer Vihtori Kosola zum Zeichen der Sympathie, wenn nicht der Ergebenheit unter entsprechenden Worten auf offenem Senatsplatz die Hand, das Agrarkabinett Kallio war zu diesem Zeitpunkt bereits zurückgetreten, nachdem es dem Reichstag in beflissener Lapuahörigkeit noch eine Reihe antikommunistischer Gesetze vorgelegt hatte, deren Annahme jede persönliche wie organisatorische kommunistische Wirksamkeit im öffentlichen Leben Finnlands ausgeschlossen hätte.

Das wirkliche Vorbild Lapuas liegt woanders. Sein Kampf gegen den Kommunismus mißt dieselbe Gedankentiefe wie der Ruf Hugenbergs gegen den Marxismus, bedient sich der gleichen unwiderleglichen Mittel wie die muskelsüchtigen Sturmgesellen Hitlers. Leute aus Lapua betätigten im vorigen November zuerst dieses Raufboldtum gegen kommunistische Demonstranten und gaben damit ihren Namen einer Bewegung, die inzwischen weit über den ursprünglichen Ort und Anlaß hinausgewachsen ist. Man zerstörte die Druckerei des Kommunistenblattes in Wasa, man mißhandelte und entführte fortgesetzt Kommunisten ohne Scheu und Gefahr, so aus dem Gerichtsgebäude, so aus einer tagenden Reichstagskommission. Das Verfahren ist so in Schwung gekommen, daß man selbst den sozialdemokratischen Bürgermeister von Tammerfors, Exminister und Vizepräsidenten des Reichstags, Hakkila, einer unfreiwilligen Autotour nebst Abreibung unterwarf. Nachträglich werden solche „Übergriffe" von den Lapuahäuptlingen mißbilligt, ohne daß neue verhindert werden, und die Mißhandlung Hakkilas zeigt überdeutlich, wohin die ganze Reise geht.

II

Der besondere Anlaß zu dieser schrankenlosen Kommunistenhatz? Im Bürgerkrieg 1917/1918 hatte die Mehrheit der Arbeiterschaft zusammen mit russischen Bolschewisten gegen das Bürgertum gestanden, gegen die „Weißen", die dann unter dem „Schlächter" Mannerheim und mit Hilfe deutscher Truppen die „Roten" niederschlugen. Aber mit den Jahren war die Arbeiterschaft, soweit sie sozialdemokratisch organisiert war, etwa drei Viertel, regierungsfähig geworden, war man ihr, soweit sie sich zur Dritten Internationale bekannte, mit Hochverratsprozessen und Massenverhaftungen so zu Leibe gegangen, daß sie lange von jeder praktischen Politik ausgeschlossen war. Mit ihren dreiundzwanzig Abgeordneten unter zweihundert bedeuteten die Kommunisten keine Bedrohung des bürgerlichen Gemeinwesens. Zugegeben, daß die bolschewistischen Methoden des Bürgerkrieges bei vielen der Weißen noch nachzitterten, daß die finnischen Kommunisten in enger Nachbarschaft und materieller Abhängigkeit von Moskau ihre Gesinnungstreue und Dienstwilligkeit für den Bürger herausfordernd und verletzend in Wort und Schrift bekundeten, daß sie sich nach Sowjetschnitt kostümierten, durch rote Fahnen aufreizten, die Kinder der kirchengläubigen Dörfler höhnten — nie und nirgendwo im öffentlichen Leben Finnlands hätte durch sie auch nur ein Schritt von der kapitalistischen zur kollektivistischen Gesellschaftsordnung hin erfolgen können.

Der Kampf Lapuas und seines aufgedunsenen Trosses gegen den Kommunismus ist in Wahrheit nur ein Popanz für eine Bewegung, die zunächst eine der dumpfen triebhaften Rückfälle in den blutigen Abenteurer- und Verschwörerrausch der Kriegs- und Nachkriegszeit bedeutet. In all den neuen Nationalstaaten, die der Krieg mehr verursachte als schuf, richtete sich die selbstbewußte Aktivität zunächst gegen das alte Herrenvolk. Bei Finnland war der Russe nicht mehr innerhalb seiner Grenzen, so galt es dem Schweden, der vielhundertjährigen Oberklasse, die mit einem Bevölkerungsachtel eine kulturell beachtenswerte Minderheit und eine Brücke zu Skandinavien und ins weitere Westeuropa darstellte. Das Vordringen des Finnischen in Sprache und Geltung war demokratisch berechtigt. Aber das Recht wurde zu Unduldsamkeit und Heuchelei, wenn die Ausbreitung des Finnischen im Unterricht gleichzeitig das Schwedische verdrängte, wenn befähigte Beamte pensionslos entfernt wurden, falls sie das Sprachexamen im Finnischen nicht bestanden, wenn schwedische Arrivisten sich durch bloße Namensänderung als nationale Ultras aufspielen durften. Dieser nationalistische Reinigungskrampf wird nur noch durch die Heuchelei des Alkoholverbots übertroffen.

Das heutige finnische Militär hat in jedem Sinne bei den Preußen gelernt. Während des Krieges wurden im Lockstedter Lager zweitausend finnische Freiwillige als Pr. Jägerbataillon Nr. 27 ausgebildet, die gegen Rußland Dienst tun sollten. Dazu sind sie nie gekommen, sie wurden erst im Februar 1918 als Chargen in Mannerheims Freiwilligenheer, aus dem später die stehende Armee hervorging, gegen den innern Feind angesetzt. Als Armeereserve sowie als Polizeitruppe in fast vierfacher Stärke des stehenden Heeres wurde das Schutzkorps aufgestellt, ausgebildete Freiwillige über siebzehn Jahre, „deren Treue zur gesetzlichen Staatsordnung außer Zweifel steht" — mit dieser Bestimmung waren Sozialdemokraten und Kommunisten von diesem „Volksheer" ausgeschlossen, das von aktiven Offizieren befehligt wird. Trotz der wechselnden Parteikabinette hat Finnland dieses ganze Jahrzwölft immer noch unter der heimlichen Regierung der „Jägerclique" gestanden. Mit Lapua ist sie offen an den Tag getreten, mit ihr die ganze soziale Reaktion, und — was zu fürchten ist — das außenpolitische Abenteuer.

III.

Kosola hatte seinerzeit gegen die Roten mitgefochten. In Erinnerung an die damalige Einnahme von Helsingfors sprach er jetzt von dem „zweiten Marsch auf Helsingfors" (und erwarb sich dafür in Schweden den Kosenamen Kosolini), durch den die Lapualeute ihrem Programm der Vernichtung des Kommunismus mit Stumpf und Stiel außerparlamentarischen Nachdruck verleihen wollten. Der Ministerpräsident Kallio mußte damals bereits feststellen, daß Armee wie Schutzkorps es ablehnten, dem „Bauernzuge" mit Macht entgegenzutreten. Damit war der Zusammenhang der Bewegung mit den Mili-

taristen evident, und Svinhufvud, Finnlands great old man, konnte, bevor er Kallios Nachfolge antrat, bei seiner Inspektion in Lapua offenbar nur noch gute Miene zum bösen Spiel machen und die Putschisten in Helsingfors einrücken lassen. Allerdings waren diese so vorsichtig, sich nicht in den Arbeitervierteln blicken zu lassen, außerhalb der Aufmarschstraßen nicht in größern Verbänden aufzutreten und — vor allem — ihre Waffen nicht sichtbar zu tragen sondern in der Tasche. Diese zehntausend Bauern, die plötzlich Tritt und Richtung halten konnten, waren nämlich fast sämtlich Schutzkorpsleute, die Revolver und Handgranate für alle Fälle bei sich führten. Versteht man jetzt Begeisterung und Mitgefühl einer gewissen deutschen Presse?

Die Masse dieser Zivilmuschkoten ahnte sicher nicht, wozu sie politisch mißbraucht werden sollten. Man hatte ihnen außer dem einzigen Kosolini auch nur Pfarrer als Festredner hingestellt, darunter den Propst Kares aus Lapua, dessen Kreuz allerdings eine bedenkliche Ähnlichkeit mit einem flammenden Schwert hat. Für den Instinkt der Massen war alles nur Völkerwanderung, Aufbruch gegen den Antichrist, schließlich auch irdische Freifahrt und städtische Gasterei. Das Benzin war ja nicht grade aus den tausend Seen zu nehmen, und deshalb saßen im Aktionsauschuß auch Vertreter der Industrie und Herren, die sich bisher durch Streikbrecherorganisationen um das Gemeinwohl verdient gemacht hatten. Da gibt es auch einen aus der Jägerclique, den man um seiner kriegerischen Verdienste willen allmählich zum Gesandten in Rom aufrücken ließ, den frühern Universitätsdozenten Herman Gummerus, der den Fascismus an der Quelle lernt, auf seine Urlaubsreisen in die Heimat beim deutschen Stahlhelm allemal die Zunft grüßt, und wenn sein Trutzgenosse Franz Seldte dieses Jahr den Norwegern die Bedeutung von Björnson und Edvard Grieg mit Hilfe seiner schiffbaren Stahlhelmer zu Gemüte geführt hat, so hat er fürs nächste Jahr bereits einen Besuch in Finnland angekündigt. Wie herrlich hat sich nicht die Rüstungsinternationale demokratisiert!

IV

Bislang haben die Sozialdemokraten noch der Lapuabewegung das Konzept verdorben. Sie haben durch Ablehnung der Dringlichkeit, die Svinhufvud, als gehorsamer Platzhalter Kosolas, für die Kommunistenvertilgungsgesetze forderte, die Entscheidung verschoben. Svinhufvud, der den Lapualeuten vergeblich zwei Portefeuilles angeboten hatte, während sie es nicht unter drei machen wollten, läßt sich trotzdem von ihnen die Feder führen, muß den Reichstag auflösen und Neuwahlen ausschreiben. Dieser Wahlkampf von drei Monaten dürfte nach allen andern Vorgängen einem Bürgerkrieg nicht unähnlich sehen. Bereits jetzt dekretiert Kasola: Kandidaturen, die nicht die Antikommunistengesetze garantieren, würden nicht zugelassen. Der etwaige Zulauf früherer kommunistischer Wähler dürfte der Sozialdemokratie eine unerwünschte Radikalisierung bescheren; die Schwedenpartei, bei der bäuerliche und jugendliche Gemüter der Lärmtrommel Lapuas folgen, hat

mit ihren besonneren und geistigen Elementen bisher wie die Sozialdemokratie gegen den parlamentarisch vermummten Terror gestanden, muß aber erfahren, daß eines Tages die nationalistische Sintflut, wenn es Lapua sonst in den Kram paßt, auch sie verschlingt. Die wörtliche und leibliche Bedrohung nichtkommunistischer Politiker, die ihre verfassungsmäßigen Rechte zu wahren entschlossen sind, deutet den Weg der johlenden, gewalttätigen Unduldsamkeit an, hinter der die akademische Jugend in verbotsfreudiger Trunkenheit hertaumelt.

Zu beantworten bleibt nur die kleine Frage: Welch positives Programm hat eigentlich die Lapuabewegung? Und da stellt sich bereits jetzt heraus, daß sie wie die meisten Militärputsche mit ihrem Überraschungserfolg nichts anzufangen weiß. Nutznießer werden andre sein als die fanatisierten Bauern von Lapua und Karelien oder die andern ahnungslosen getarnten Schutzkorpsleute. Man will die ganze Arbeiterschaft von den Kommunisten her „aufrollen" und die soziale Reaktion inthronisieren. Das Militär aber wird das, was die Sozialdemokratie vor Jahren noch verhinderte, als sie das Bündnis mit Polen im Reichstag zu Fall brachte, wieder aufnehmen: man wird vielleicht nicht dulden, daß der Sowjetgesandtschaft in Helsingfors die Fenster eingeworfen, daß ferner Kommunisten gewaltsam über die russische Grenze gebracht werden, man wird aber über Warschau, vielleicht im Bunde mit Riga und Reval, wo gleiche Stimmungen in unruhigen Kommißgehirnen brodeln, eine Einheitsfront gegen den äußern Feind zusammenbasteln. Sobald man mit dem innern fertig ist. Noch ist man es nicht.

Das neue Sexualstrafrecht und die Schwarze Gefahr von Kurt Hiller

I

Das geltende deutsche Strafrecht stammt aus der Zeit vor dem Deutsch-Französischen Kriege. Das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund vom 31. Mai 1870, später umgetauft in „Reichsstrafgesetzbuch", wollte an die Stelle der zahllosen, in vielem einander widersprechenden einzelstaatlichen Strafrechte ein einheitliches deutsches setzen; und das gelang — aber fast in allen Punkten auf Kosten des Fortschritts. Die Rolle des Reaktionärs, die Bayern heute in Deutschland spielt (Thüringen, das ist wohl nur ein Rüpelspiel im Zwischenakt), spielte damals Preußen; und ziemlich überall, wo der preußische Strafrechtsstandpunkt dem eines andern Landesstrafrechts entgegenstand, setzte der preußische sich durch. Grade die süddeutschen Staaten waren, durch den Einfluß Anselm v. Feuerbachs und seiner Schule, strafrechtlich vor hundert Jahren in mancher Hinsicht weiter, als das Reich vor sechzig Jahren war und heute ist. Die Reformbedürftigkeit des Reichsstrafgesetzbuchs zeigte sich bald. Zehn Jahre, nachdem es in Kraft getreten war, erschien in erster Auflage Franz von Liszts

„Lehrbuch des deutschen Strafrechts" (1881), und zugleich begann seine „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" zu erscheinen. Damit war der Kampf um ein neues, ein zweckmäßigeres und gerechteres Strafrecht repräsentativ eröffnet. Franz von Liszt war weder Revolutionär noch Sozialist, aber er gehörte jenem inzwischen einigermaßen ausgestorbenen Typus des radikalliberalen Kulturkämpfers an, der das Erdreich auflockert und der Revolution den Boden bereitet. Wie gefährlich Liszt dem Bestehenden war, wird durch den tollen Haß bewiesen, den die allmächtige konservative Professorenclique ihm jahrzehntelang entgegenbrachte; es muß als ein Wunder gelten, daß er sich überhaupt durchsetzen konnte.

Liszt war, zusammen mit dem Italiener Enrico Ferri und einigen andern europäischen Gelehrten, der Begründer der sogenannten „modernen" (oder „soziologischen") Strafrechtsschule. Im Mittelpunkt ihrer dankenswerten Lehre stand die Erkenntnis von der Bedingtheit des verbrecherischen Handelns durch Anlage und Lage des Verbrechers, die Theorie vom Verbrechen als „sozialpathologischem Phänomen". Der Verbrecher war hiernach kein Bösewicht mehr aus dem freien Willen zum Bösen sondern ein schicksalhaft Getriebener, ein von ewigen ehernen Gesetzen Abhängiger, ein im metaphysischen Sinne unschuldiges Produkt aus Ererbtem und Erlittenem, aus biologischen und ökonomischen Faktoren, aus seiner Konstitution und seinem sozialen Milieu.

Ein Vergeltungsrecht des Staates gegenüber dem Verbrecher entfiel damit. Von „Sühne" nach dem Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" konnte nicht mehr die Rede sein. Das Strafrecht verwandelte sich in dieser Theorie aus dem rohen Vergeltungsstrafrecht in ein humaneres Zweckstrafrecht. Es hatte nicht mehr die Aufgabe, in Stellvertretung des Weltenrichters moralische Exekutionen zu veranstalten sondern es hatte ausschließlich den drei Zwecken zu dienen: Abschreckung der zu gesellschaftsschädlichen Handlungen Geneigten vom Entschluß zur Tat; Besserung der Gesellschaftsschädlinge; Sicherung der Gesellschaft vor den Unverbesserlichen. Alles über diese Zwecke Hinausgehende an Strafdrohung und Strafvollzug erwies sich als Vorwand grundloser Grausamkeit und war zu verwerfen. Vor allem war der Kultur- und Sozialpolitik (Geburtenregelung, Erziehung, Hygiene, bessere Wohnungen, höhere Löhne, Arbeitslosenversicherung, Volksbildung) ihre besondre Rolle im Feldzuge gegen das Verbrechen angewiesen — neben, in Wahrheit vor dem Strafrecht

Es soll hier nicht untersucht werden, ob innerhalb des kapitalistischen Systems eine das Verbrechen wirksam bekämpfende Sozial- und Kulturpolitik überhaupt möglich ist. Jedenfalls bleibt es das Verdienst der soziologischen Strafrechtsschule, auf die überpersönlichen Ursachen des Verbrechens hingewiesen und den Weg aufgezeigt zu haben, auf dem man dazu gelangen kann, die Verbrechen sehr wesentlich einzuschränken. Es ist nicht der altüberlieferte Weg des Kerkermeistersadismus; es ist der soziale Weg.

Indes: der Gesichtswinkel, unter dem die soziologische Schule das Strafrecht sieht, ist ein zu enger. Der Begriff des

Verbrechens wird einfach als eine Gegebenheit hingenommen, und nur der Begriff des Verbrechers wird psychologisch aufgelöst. Daß der Verbrecher verständiger, zweckvoller, humaner behandelt werde, ist wahrhaftig wichtig (und übrigens weit mehr Sache des Strafvollzugsrechts als des materiellen Strafrechts); aber noch wichtiger ist die Untersuchung der Frage, ob denn jene Tatbestände, die das Gesetz als Verbrechen hinstellt, durchweg auch tatsächlich Verbrechen sind; ob das, was strafbar ist, in Wahrheit als strafwürdig zu gelten hat. Die Frage der Strafwürdigkeit nach positivem Recht strafbarer Handlungen, anders gewendet: welcher Typ von Handlungen ist grundsätzlich strafbar, welcher ist es grundsätzlich nicht? — diese Frage ist von der modernen Strafrechtsschule erstaunlicherweise niemals aufgeworfen worden.

Als ich, ein Schüler Liszts, sie in meiner Erstlingsschrift „Das Recht über sich selbst" 1908 zuerst aufwarf, wurde ich nicht nur von der konservativen Schule bekämpft sondern auch von der „modernen" zutreffend als Außenseiter empfunden. Jedoch ich halte diese Frage für die elementare, für die vor allen andern zu lösende Frage des kritischen Strafrechts. So unerträglich es ist, daß Menschen, die, durch ihr Blut oder ihre Not bestimmt, sich an den Interessen der Gesellschaft vergangen haben, vom Staate brutalisiert und durch die brutale Behandlung immer tiefer in Elend und Schande gestoßen, zu immer gefährlichern Gliedern der Gesellschaft gemacht werden — noch unerträglicher ist, daß Menschen, die objektiv gar keine Gesellschaftsschädlinge sind, vom Staate angepackt werden, als seien sies.

Die Regierungsvorlage eines neuen Strafgesetzbuchs, deren erste Lesung der Strafrechtsausschuß des verflossenen Reichstags bald nach Weihnachten beendet hatte und deren zweite Lesung das Auflösungsdekret zerschnitt, wäre ein Reformwerk nur dann gewesen, wenn sie auf diesem Gebiet elementarer Notwendigkeiten prinzipiellen Fortschritt gebracht hätte. Es muß, gegenüber den Lobhudeleien, mit denen die Presse, zum Teil selbst die „linke", diesen Entwurf von Anfang an besprengt hat (der Ausnahmen sei mit Dank gedacht), klipp und klar gesagt werden, daß er, grade im Elementaren, das rückständigste und jämmerlichste Machwerk, daß er eine Kundgebung grauenvoller Reaktion ist.

Er beschränkt sich nicht darauf, rechtsschutzwürdige Interessen zu schützen; er moralisiert! Er straft dort, wo nach einer kirchlichen Anschauung, die für den Staat nicht verbindlich sein kann, „Unzucht" vorliegt. „Unzucht" im Sinne dieses Gesetzentwurfs ist jede, aber auch wirklich jede geschlechtliche Handlung, die nicht im Rahmen der Ehe vollzogen wird.

Im Rahmen der Ehe ist sogar Notzucht erlaubt.

Erforderlich gewesen wäre, die Idee des Rechts über sich selbst, das heißt der Befugnis eines Menschen, über den eignen Körper frei zu verfügen und über den Körper eines erwachsenen, voll willensfähigen zweiten Menschen mit dessen freier Zustimmung, ohne Schädigung oder Gefährdung Dritter — diesen einfachen Gedanken der Humanität in den Entwurf hinein-

zuarbeiten. Es wäre erforderlich gewesen, Handlungen straffrei zu lassen, die niemanden schädigen. Der Regierungsentwurf denkt nicht daran. Er bringt vor allem in den Bestimmungen über Schwangerschaftsunterbrechung, über Propaganda empfängnisverhütender Mittel, über sogenannte Kuppelei und über Homosexualität keine Verbesserungen sondern vielfach noch Verschärfungen des geltenden Rechts.

Das Strafrecht schafft nicht die Verbrechen aus der Welt. Trotzdem bleibt es unentbehrlich. Sogar in der kommunistischen Gesellschaft der Zukunft wird es unentbehrlich sein; denn nur ein sehr erheblicher Teil der Verbrechen, nicht alle, sind durch Wirtschaftsnot bedingt; und nur die meisten Fälle von Wirtschaftsnot, nicht alle, durch den Kapitalismus. Die ökonomischen Ursachen des Verbrechens können nicht sorgfältig genug durchforscht werden; das Verbrechen ausschließlich aus ihnen zu erklären und also aus ihrer Beseitigung sein völliges Verschwinden zu folgern, ist absurd. Jeder beliebige Bourgeois, der ein kleines Mädchen notzüchtigt, widerlegt diesen Unsinn — den man von Anarchisten, aber nicht nur von ihnen, immer mal wieder zu hören bekommt. Ohne ein Strafgesetz gehts in Wahrheit nicht; auch im wirtschaftlich ideal geregelten Zukunftsstaat nicht. Man soll als Sozialkritiker und sozusagen Kulturheilgehilfe das Strafrechtskind nicht mit dem Bade ausschütten; das Bad allerdings ist in eminentestem Grade ausschüttenswert. Es duftet übel.

Worin besteht eigentlich die Freiheit eines Volkes? Darin, daß alle paar Jahre jedes Männlein, jedes Weiblein beim Budiker um die Ecke das Wahlkabinett betreten darf und einen Stimmzettel abgeben — mit dem Effekt, daß nichts sich ändert und etliches noch bunter wird? Ich glaube, die Freiheit eines Volkes besteht in Wahrheit darin, daß Jeglicher tun darf, was ihm Vergnügen macht (soweit er dadurch keinem Andern Verdruß bereitet), und daß niemand zu einer Sache gezwungen wird, die ihm Verdruß bereitet (es sei denn, das Lebensinteresse der Andern erfordere das). Dies bißchen liberale Kernsubstanz, unvergänglich durch die Jahrtausende, gehört auch zum Mark eines gesunden Sozialismus.

In einem der berühmtesten und zugleich vergessensten Bücher der Weltliteratur, im „Contrat Social", findet sich, kurz vor dem Schluß, eine Fußnote, in der Rousseau einen Satz seines Vorläufers, des Marquis d'Argenson, zustimmend zitiert: „In der Republik ist jeder in dem, was dem Andern nicht schadet, vollkommen frei." Rousseau fügt hinzu: „Dies ist ein für allemal die Grenze; man kann sie nicht genauer ziehen." Die von Rousseau empfohlene These ist fast zweihundert Jahre alt; verwirklicht ist sie noch nicht. Die Behauptung, in der Republik sei jeder in dem, was dem Andern nicht schade, vollkommen frei, trifft für die tatsächlichen Verhältnisse der deutschen Republik jedenfalls nicht zu und für die Strafgesetzvorlage am wenigsten.

Die Strafgesetzvorlage bedroht eine ganze Reihe von Handlungen mit Strafe, zum Teil mit schwerer Strafe, die weit davon entfernt sind, irgendwem zu schaden, sei es einem Einzelnen, sei es der Gesellschaft. Die Strafgesetzvorlage

spricht diese Verbote aus, nicht weil der Schutz individueller und kollektiver Interessen sie etwa zur Notwendigkeit macht sondern weil eine uralte, für die zurückgebliebenen Teile der Bevölkerung noch maßgebende, für die vorgeschrittenen längst nicht mehr verbindliche Moral sie zu fordern scheint. Es kommt nun nicht so sehr darauf an, diese veraltete Moral zu „zertrümmern"; möge sich von den Dunkelmännern getrost gängeln lassen, wer sich an ihrer Leine wohl fühlt; worauf es vielmehr ankommt, ist: die unerhörte Anmaßung zurückzuweisen, die darin liegt, daß die Bekenner der zurückgebliebenen Moral ihre Normen den Andern, den Vorgeschrittenen aufzwingen wollen. Der Kirche wünscht niemand zu nahe zu treten; aber ein Klerikalismus, der, anstatt sich mit dem Bestreben zu begnügen, im eignen Bereich auf eigne Fasson selig zu werden, die Unverfrorenheit hat, von der staatlichen Gesetzgebung zu verlangen, daß sie die gesamte Bevölkerung, also auch die einer völlig andern Lebensanschauung huldigenden Massen, in seine Fasson preßt, hat kein Recht, sich über den Kulturkampf zu beklagen, zu dem er seine Gegner herausfordert.

Der Klerikalismus dieses Strafgesetzentwurfs zeigt sich, wie schon bemerkt, vor allem in den Bestimmungen über strafbare Handlungen, die sich in der sexuellen Sphäre zutragen.

Die Forderungen des Vernunftradikalismus, der kulturellen Linken zum Sexualstrafrecht sind niedergelegt in jenem „Gegen-Entwurf", den das „Kartell für Reform des Sexualstrafrechts" im Jahre 1927 herausgegeben hat und der ja erfreulicherweise große Beachtung fand, auch im Reichsjustizministerium. Hat sich doch ein hoher Beamter dieses Ministeriums, Herr Oberregierungsrat Otto Wagner, in nicht weniger als sechs Nummern der Wochenschrift ‚Die Medizinische Welt' mit unserm Entwurf auseinandergesetzt, in einer zwar konservativen aber musterhaft sachlichen Kritik.

Ich habe mir zur Aufgabe gestellt, das Schicksal zu untersuchen, das unsre präzisierten Forderungen einstweilen bei den Herren Gesetzgebern gefunden haben. Das soll in den nächsten Nummern geschehen — unter Berücksichtigung nicht jedes einzelnen Paragraphen, aber der sozial wichtigsten.

Die zweite Lesung im Ausschuß ist bis zu den Sexualdelikten (einschließlich Schwangerschaftsunterbrechung) nicht mehr vorgedrungen. Das Studium erstreckt sich also auf die Resultate der ersten Lesung. Der neue Reichstag wird an die Beschlüsse einer Kommission des alten natürlich nicht gebunden sein. Möglich, daß die Regierung (die alte? eine neue?) den Entwurf von 1927, wie er unter Hergt aus den Händen des Reichsrats kam, wieder vorlegen wird; möglich, daß sie die Ausschußbeschlüsse von 1928/30 zur Regierungsvorlage erhebt; es gibt noch andre Möglichkeiten. Die Wahlen vom 14. September werden auch hierüber entscheiden.

Es wäre wünschenswert, den Wählermassen diese Tatsache nicht vorzuenthalten. Anscheinend wurde noch nie ein Wahlkampf unter so ausschließlich wirtschaftlicher Perspektive

geführt wie dieser. Gewiß begreift sich die Präponderanz des Ökonomischen aus der grauenvollen Wirtschaftskrise und Massennot; muß doch für den Winter mit vier, vielleicht fünf Millionen Erwerbslosen gerechnet werden. Aber auch das Strafrecht reicht mit seinen Problemen tief in die ökonomisch-soziale Sphäre hinein — ganz davon zu schweigen, daß es noch andre Knechtungen gibt als die wirtschaftliche, und daß die brutale Idiotie des herrschenden Systems sich nicht nur im Finanziellen zeigt. Wenn die Frage der Strafrechtsreform eine Kulturfrage ist, dann hängt von der Lösung der Kulturfragen für das Wohl der Staatsmitglieder gewiß nicht weniger ab als von der Lösung der Steuerfragen. Die Parteien neigen dazu, das zu übersehen; sie behandeln die Kulturpolitik als eine Art Luxus und Feuilleton. Um so energischer sollten wir dafür sorgen, daß der Wähler erfährt, worum es geht — außer dem Portemonnaie; damit er sich danach richten kann.

Krieger-Fürsorge von Ernst Johannsen

Ernst Johannsen, der Verfasser des Buches „Vier von der Infanterie" schreibt uns: „Ein Hörspiel von mir wurde von einem Kriegskrüppel gehört. Er schrieb mir, ich möchte zu ihm kommen. Als bleiches Gespenst fand ich ihn im Bett liegen. Er zeigte mir ein Dokument, wobei er bemüht war, Leute zu schonen — aus Gläubigkeit... Schließlich hatte ich seine Geschichte nach vielen Stunden zusammen: etwa siebzig Schreibmaschinenseiten... Ich bitte zu glauben, daß ich ohne Beweise nichts unternommen hätte... Vor Wochen gab der Arzt dem Kriegsbeschädigten nur noch drei Tage — er lebt noch immer. Es ist ein Wunder, daß er immer noch lebt. Machen Sie dem ewig Sterbenden eine große Freude: drucken Sie den Bericht in der ‚Weltbühne'. Was man mit diesem K-Krüppel gemacht hat (keine Ausnahme), ist eine ungeheure Schweinerei!"

Martin Reimers erhielt 1917 seine erste Verwundung im Ellbogengelenk durch den Splitter einer Handgranate. Die Wunde vereiterte, und die Läuse wimmelten wie Ameisen am Körper, im Bettzeug, am Verband. Es gelang, den Arm zu retten. Vom Lazarett Marle mit seiner Hindenburgsuppe und Rübenmarmelade kam er über das Lazarett Kassel zurück zum Ersatzbataillon Bremen. Nach allerlei kleinen Schikanen wollte ihm ein Feldwebel Festung verpassen. Reimers meldete sich wieder an die Front, und im April 1918 schlug ihm ein Infanteriegeschoß in die Lunge. Vier Wochen lang vegetierte er zwischen Tod und Leben. Man hielt ihn für erledigt, aber er hielt durch, und im März 1919 kam der Rente wegen Bescheid vom Ersatzbataillon Schleswig. Der Arzt versuchte den Arm mit Gewalt grade zu biegen — es mißlang. Resultat: 10 Prozent Rente bei einem Lungensteckschuß und einem gekrümmten Arm.

Reimers arbeitete nun in der Möbelfabrik eines Bekannten. Dabei sägte er sich mit der Kreissäge den Zeigefinger bis auf einen Hautfetzen durch und den Daumen bis auf die Nagel-

wurzel ein. Im Krankenhaus bat er, den Daumen, wenn irgend möglich, zu retten, da er sonst nicht mehr in seinem gelernten Beruf als Buchdrucker werde arbeiten können.

Der Inhaber der Möbeltischlerei versprach dem Arbeitsburschen Lohnerhöhung, wenn es ihm gelänge, Reimers aus dem Betrieb zu ekeln. Der Arbeitsbursche verzichtete und erzählte Reimers den saubern Vorschlag, der es darauf vorzog, den Betrieb zu verlassen und es als Reisender zu versuchen. Der Absatz war jedoch zu gering, und Reimers fuhr zu Bekannten nach dem Spreewald. Hier fand er Verdienst als Chausseearbeiter, aber er war bald nicht mehr imstande, die schwere Arbeit zu leisten, und so meldete er sich denn wieder im Rentenamt Altona. Visite. Der Assistenzarzt: „... Brustschuß. Behauptet Schmerzen zu haben. Kann nichts finden." Reimers lief empört davon, fuhr nach Cottbus und versuchte in einem Hotel als Arbeitsbursche anzukommen. Niemand von den Erwerbslosen wollte nach diesem Hotel, weil es als „Taubenschlag" für Angestellte bekannt war. Das Arbeitsamt: „Sie gehören überhaupt nicht hierher." Reimers: „Ich habe keine Arbeit, es will niemand dort hin und ich bin kriegsbeschädigt."

„Melden Sie sich beim Demobilmachungsamt."

„Melden Sie sich in der K-Fürsorge."

„Melden Sie sich beim Bezirkskommando."

„Lassen Sie sich 50 Prozent beschädigt schreiben, mit 10 Prozent dürfen wir Sie nicht vermitteln."

Neues Untersuchungsresultat: 50 Prozent Rente. Antrag. Arbeitsamt. Demobilmachungsamt. Erneute Untersuchung. Arzt: „Das geht mich alles nichts an. Bringen Sie Papiere von Altona, daß wir wissen, wer Sie sind." Reimers: „Ich habe nichts zu essen, kein Geld. Wo soll ich bleiben?" Arzt: „Interessiert mich nicht." Reimers machte Krach bei der K-Fürsorge, und nun ging es plötzlich: er wurde nach dem Hotel vermittelt, für das sich niemand gemeldet hatte. Zwei Monate hielt er die Arbeit aus, fuhr dann völlig erschöpft nach Altona zurück. Sein Bataillonskommandeur half ihm, bei einer Versicherung anzukommen. Alles schien gut zu werden, aber in der achten Woche begann er Blut zu spucken und mußte sich krank melden. Um jedoch seine Stellung nicht zu verlieren, meldete er sich nach einer Woche wieder gesund. Der behandelnde Arzt rief Professor Doktor Jenkel, Krankenhaus Altona, an. Professor Doktor Jenkel: „... Das Geschoß wandert. Sie können plötzlich sterben. Ich gebe Ihnen den Rat, sich von mir operieren zu lassen..." Dies das Resultat eingehender Untersuchung bei 10 Prozent Rente.

Die liegen gebliebene Mullbinde

Reimers willigte ein, wurde operiert und erwachte im sogenannten Sterbezimmer. Man hatte ihm das Schlüsselbein durchsägt und Rippen entfernen müssen.

Abschrift der Rückseite eines amtlichen Photos, das sich in meinem Besitz befindet:

> Der umstehend dargestellte Mullstreifen (natürliche Größe) blieb nach einer Operation der rechten Lunge von Herrn Rei-

mers in derselben zurück und wurde nach 5 Jahren im März d. J. ausgehustet.

Altona, d. 25. XI. 26.

(gez.) Dr. Aufrecht, Städt. Krankenhaus.

(Stempel des Krankenhauses)
gebührenfrei

Die Richtigkeit der Abschrift hiermit bescheinigt.

Altona, den 1. Oktober 1927.

(gez.) A. Wilken, Pol.-Oberw.

Der Mullstreifen von fünfzig Zentimeter „blieb liegen". Etwa so wie Handtaschen oder Schirme liegen bleiben.

Fünf Wochen später war ein Draht gerissen. Operation Nr. 2. Reimers erwachte vorzeitig aus der Narkose. „Reimers nehmen Sie sich zusammen!" Reimers nahm sich zusammen, und bald schien alles wieder in Ordnung. Inzwischen war die Stellung bei der Versicherung natürlich besetzt. Reimers wohnte nun mit seiner Frau unterm Dach zwischen Bodengerümpel; vom Krankengeld konnte er ein anständiges Zimmer nicht bezahlen. Seine Lunge schien sich nach anfänglicher Verwunderung über die „liegen gebliebene" Mullbinde mit der Geschichte abzufinden, gewiß aber überlegte sie immer wieder, warum man das Infanteriegeschoß mit einem Mullstreifen vertauscht hatte.

„Na, dann ist ja alles in Ordnung!"

In der Bürgerstraße Altona erhielt das Ehepaar Reimers eine Dachnotwohnung, die ein gesunder Arbeiter als „Schweinestall" bezeichnete, aber Reimers war froh, einen Unterschlupf gefunden zu haben. Bald gesund geschrieben, durfte er nun erneut Stempeln gehn, und eines Tags bestimmte man ihn für eine Margarinefabrik. Reimers: „Ich bin kriegsbeschädigt!" Das Arbeitsamt: „Sie wollen nicht arbeiten?" Am nächsten Tag trat Reimers zur Arbeit an. Er kam an die schwerste Mischmaschine. Am Abend erhielt er vom Betriebsleiter einen Schein ausgestellt, der besagte, daß Reimers beim besten Willen nicht die nötige Arbeit leisten könne. Und wieder trug Reimers seine „liegen gebliebene" Mullbinde zum Arbeitsamt. Vierzehn Tage später schickte man ihn zum sogenannten Vertrauensarzt. (Statt Kriegskrüppel: K-Beschädigte — statt Kontrollarzt: Vertrauensarzt... man kennt diese Verschleierungssucht und ihre Gründe.) Der „Vertrauensarzt" — nein, keineswegs — er erkannte Reimers Zustand an. Jawohl, das tat er.

Das Arbeitsamt: „Sie sind laut ärztlicher Untersuchung nicht mehr verwendungsfähig für den Arbeitsmarkt und erhalten darum keine Unterstützung mehr." (Welch feinsinnige Schlußfolgerung!)

Reimers: „Zahlen Sie mir die vierzehn Tage aus, die ich bisher stempelte." Das Arbeitsamt: „Das können wir nicht." „Was soll ich tun?" Das Arbeitsamt: „Gehn Sie zum Armenamt." (Heute Wohlfahrt!)

Im Armenamt die üblichen Bogen zum Ausfüllen. Haben Sie Vermögen? Grundbesitz? Arbeitet Ihre Frau und wenn — was verdient sie? Man kennt das. Reimers lief davon und meldete sich erneut in der K-Fürsorge. Und — o Wunder! —

er erhielt etwas aus der — Ludendorffspende. Schnell war das Geld wieder ausgegeben. Das Armenamt: „Beweisen Sie uns, daß Sie ein K-Beschädigter sind." Reimers tat das. Das Armenamt: „So — Sie erhalten 10 Prozent Rente! Sie dürfen nicht unterstützt werden!" „Wann dürfte ich unterstützt werden?" Armenamt: „Wenn Sie mindestens 50 Prozent bekommen." Reimers holte sich von Professor Jenkel ein Attest — zwei Schreibmaschinenseiten lang — und legte es der K-Fürsorge vor. Allgemeines Erstaunen. Der Antrag auf Rentenerhöhung stieg. Aber dergleichen geht bekanntlich nicht so schnell, und so zahlte die Fürsorge einen Vorschuß aus, vorsichtig, wie nun einmal die Behörde ist. Aber schon bei der dritten Auszahlung kriegte sie es mit der Angst, was sollte geschehen, wenn der Antrag ins Wasser fiel? Reimers, der Mullbindenträger und ehemalige Held, bettelte um Arbeit, hätte er statt dessen einen Einbruch verübt (was Helden eher zukommt als Bettelei um Arbeit), so hätte man den ehemaligen Vaterlandsverteidiger natürlich „zwangsverbessert". (Siehe auch: Wohlfahrt statt Armenamt, Krankenbesucher statt Krankenkontrolleur usw.)

Etwas später wurde Reimers dann nach einer Faßfabrik geschickt. Einige Tage hielt er mit seiner Mullbinde in der Lunge diese Arbeit aus, dann schleppte er sich wieder verzweifelt, schwach und ohne jede Hoffnung nach der K-Fürsorge. Die K-Fürsorge: „Melden Sie sich krank." Schon am nächsten Tag schickte man ihm den Kontrolleur auf den Hals. Dieser K-Besucher: „Sie haben in der Faßfabrik gearbeitet?" Reimers bestritt das nicht. Am nächsten Tag zum Kontrollarzt: „Sie müssen sich andre, leichtre Arbeit suchen." Reimers: „Das will ich auch." Der K-Arzt: „Na, dann ist ja alles in Ordnung!"

Damit war die Krankenkasse ihn los, und das Arbeitsamt hatte ihn als Simulanten wieder. Keine Arbeitslosenunterstützung. Kein Krankengeld. 10 Prozent Rente.

Die Mullbinde kommt wieder ans Licht

Eine „Besucherin" der Wohlfahrt erschien, und am nächsten Tag gab es wieder Vorschuß; mit der versüßenden Erklärung, daß es das letzte Mal sei. Rentenfestsetzungsstelle. Versorgungsamt. Der „liegen gebliebene" Mullstreifen hatte sich inzwischen wohl daran gewöhnt, daß er von Reimers durch die Straßen geschleppt wurde. „Luft holen! Tiefer! Ich habe tiefer gesagt!" „Kann nicht tiefer." Resultat der Untersuchung: statt 10 Prozent keine 80, keine 70, keine 60 sondern 40 Prozent. Mit 40 Prozent kann man keine Familie ernähren und kleiden. Reimers fordert aufbrüllend in der K-Fürsorge eine Beschäftigung, die für ihn als K-Krüppel nicht zu schwer ist. Man schickt ihn nach einer Schokoladenfirma. Über ein Jahr lang braucht Reimers nicht mehr herumzubetteln, aber es ist keine Kleinigkeit, mit einer fünfzig Zentimeter langen Binde in der Lunge Tag für Tag zu arbeiten. Es ging nicht mehr. Wiederum besorgte ihm sein Bataillonskommandeur eine Anstellung, diesmal bei einer Bank. Reimers wohnte weiterhin in der Bürgerstraße Altona. Der

Kampf gegen die Wanzen blieb erfolglos, aber ein Raum war stets bewohnbar: es regnete nicht hinein. Reimers spuckte erneut Blut. Wohnungsamt. K-Fürsorge. Wohnungsamt. K-Fürsorge. Nichts. Gesuche. Wohnungsamt. K-Fürsorge. Nichts. Besuch einer „Wohnungspflegerin": „Ah, Sie haben ja noch eine Gipsdecke!" Reimers Frau warf die Dame nicht die Treppe hinunter. Sie weinte nur. Erneute Schwächeanfälle. Erneute Gesuche. Ein Fensterflügel löste sich an einem windstillen Tag und flog in den Hof. Reimers rannte mit seiner Mullbinde nach der Baupolizei, lief von Bureau zu Bureau ohne Erfolg. Die Mäuse mieden Gift und Falle, und die Wanzen waren noch dickfälliger als gewisse Behörden. Vierzehn Tage ohne Fenster. Wohnungsamt. Gesuche. Dann geschah das Unglaubliche: Reimers erhielt eine zufällig freiwerdende Wohnung; sie war sogar wasserdicht, führte keine Wanzen und hatte nur wenig Mäuse. Es gelang ihm dann, in der Blumenstraße eine gesündere Wohnung zu erhalten. Hier kam das zweite Kind zur Welt. Reimers spuckte weiterhin Blut und meldete sich krank, als sein Urlaub herankam. Wenn man im Urlaub krank spielt, merkt die Firma nichts. Nachprüfung der Rente. Reimers schleppte sich zum Versorgungsamt. Und nun vollendete sich die Tragödie: im März 1926 furchtbar quälender Husten, Eiter, Blut. Und dann bringt die Lunge das Erstaunliche zustande: aus Eiter und Blut quält sie die „liegen gebliebene" Binde vor. Krankenwagen. Krankenhaus. Eiter, Gestank und Blut. Eine Krankenschwester: „Herr Doktor, da ist ein Bindfaden im Blut!"

Arzt: „Unsinn!" (Was weiß denn schon eine Schwester von solchen Dingen!)

Schwester: „Doch, ich habe es sofort gesehn!"

Arzt: „Dann hat er (Na, was hat er denn?) Rouladen gegessen."

Reimers Frau: „Nein!"

Arzt: „Dann hat er etwas mit der Nase gehabt!"

Reimers Frau: „Nein."

Arzt: „Dann war der Bindfaden im Glas."

Reimers schoß hoch, die Augen traten ihm aus den Höhlen. Er griff sich mit letzter Kraft in die Mundhöhle und zog langsam einen stinkenden, von Eiter und Blut triefenden Mullstreifen heraus. Nach fünf Jahren erblickte der Streifen wieder das Licht dieser verwunderlichen Erde. Im Krankenhaus war sie „liegen geblieben", und im Krankenhaus wieder zum Vorschein gekommen, diese anhängliche Binde. Reimers lächelte: er konnte wieder Luft holen. Der Arzt: „Entschuldigen Sie. Dergleichen war noch nie da." Reimers entschuldigte, spuckte Blut, spuckte Blut, und konnte zuletzt nicht mehr die Augenlider offenhalten. Der Mullstreifen wanderte ins Museum.

Operation Nr. 3, 4, 5, 6

Es gab nun keine 100 Prozent Rente, keine 90, keine 80, sondern 70 Prozent.

Blut, Eiter, Eiter, Blut. Doch der Tod besann sich wieder. Spritzen, Spritzen: 69 in 14 Tagen.

Professor Jenkel sagte zu Reimers, daß er wie auf einem Vulkan lebe. Doktor Ziegler, Heidehaus bei Hannover, sei für seinen Fall der rechte, ja der einzige Mann.

Vier Wochen später Operation Nummer 3 im Heidehaus. Zwei Tage später wurde der Verband entfernt. „Schreien Sie nur, so laut Sie können!" Reimers schrie. Am Weihnachtsabend bat er dann, bei der nächsten Operation betäubt zu werden. Herr Doktor Ziegler war einverstanden. Operation Nummer 4 begann so: „Wollen wir ihm Narkose geben?" Doktor Ziegler ärgerlich: „Hab es ja versprochen." Ausziehn. Hinlegen. Anschnallen. Doktor Ziegler: „Kappe aufsetzen... — Ist er weg?" — „Nein." Doktor Ziegler: „Los, los, daß ich anfangen kann!" Und Herr Doktor Ziegler fängt an. Reißen der Fleischhaken, wahnsinnige Schmerzen, Geheul, blaue Flamme brennt ein Loch in die Lunge. Resultat: „Wir haben den Eiterherd nicht gefunden." Doktor Kellmar am Abend: „Ich kann nichts dafür, Reimers. Ich habe gesagt: nein, ist noch bei Besinnung. Doktor Ziegler hörte einfach nicht und fing an!" Operation 5. Reimers stöhnte. Doktor Ziegler (inzwischen Professor): „Mensch stöhnen Sie nicht so, sonst sollen Sie mal etwas erleben!" Operation 6. Wärter: „Mensch, stöhn heute nicht! Der hat seinen bösen Tag!" Eine Schwester: „... und so muß man sich hier von diesem Menschen (gemeint war Doktor Ziegler) behandeln lassen! Das ist eine Gemeinheit. Ich werde mich beschweren!" Also ein kleiner König, dieser Herr! Man kennt das. Je größer die Erwerbslosigkeit, um so mehr solcher Könige gibt es.

Keine Narkose, keine Spritze! Stöhnen Sie nicht! Reißen Sie sich zusammen!" Und so konnte denn ein Loch tiefer gebrannt werden. Gestank nach verbranntem Horn stieg aus der Luftröhre. Reimers brüllte: „Aufhalten! Aufhalten!" Doktor Ziegler: „Kann ich nicht." Reimers glaubte, wahnsinnig zu werden. Plötzlich erregte Zurufe, Binden, Blut.

Man will so weiter machen, aber Reimers pfeift den Herren was und flüchtet zurück nach Altona. Versorgungsamt: höchste Verpflegungszulage.

Falsch gebrannt!

Haha, dann ist bald mit mir Schluß, sagte sich Reimers, und er bat um einen Begleiter für eine kleine Reise. Fürsorge. Eisenbahndirektion. Doktor Bockhorn. Reimers zeigte ihm das Photo der ausgehusteten Binde. Bockhorn schob sie zurück, betrachtete Reimers durch sein Monokel. „Warum haben Sie sich die eigentliche Operation nicht machen lassen?" Reimers: „Plastik?" Doktor Bockhorn: „Jawohl!" Reimers: „Ich danke schön. Ich habe die Nase voll." Doktor Bockhorn: „Was soll das heißen?" Reimers kam nun aber endlich einmal richtig auf Touren: „Das soll heißen, daß man mich verpfuscht hat! Jawohl verpfuscht!" Doktor Bockhorn: „Warum gehn Sie nach dem Heidehaus! Die können ja nichts. Wären Sie zu mir gekommen, hätte ich Sie zu..." Etcetera. Durchleuchtung. „Schön, wir schreiben." Reimers wartete drei Wochen, wartete vier Wochen. K-Fürsorge: Ihr Gesuch um einen Begleiter ist abgeschlagen. Erneutes Gesuch. Dabei

erwähnte Reimers, daß er neuerdings wieder ein Stückchen Binde ausgehustet habe. Keine Antwort. K-Fürsorge: „Wollen sehn, was sich machen läßt." Reimers ging mit einem Attest von Professor Jenkel wiederum nach der Eisenbahndirektion. Attest wurde nicht beachtet, es war nicht vom zuständigen Arzt ausgestellt.

Eines Tags erhielt Reimers doch einen Begleiter. Er fuhr nun aufs Land. Doktor Ohlhausen, Landarzt in Quickborn, schickte Eiter nach der Universität Kiel. „Ich werde Sie gesund machen!" Reimers war platt. „Eine besondere Art von Salvarsan." Das war gewiß gut gemeint, aber Reimers wußte, daß ein Kriegskrüppel daraufhin Krücken benutzen mußte. Brief von Doktor Ohlhausen — leider ist er nicht mehr vorhanden — deutete zart an, daß Reimers nur seine Rente behalten wolle. Darum eben unterziehe er sich nicht der Behandlung. Ein andrer Herr war auch für Salvarsan, nur für eine andre Sorte als der junge Landarzt. Inzwischen hatte Professor Doktor Jenkel, der damals den Steckschuß entfernte, festgestellt, daß man im Heidehaus falsch gebrannt habe. Er könne sich am Röntgenbild selber davon überzeugen. 1929 erfolgte ein schwerer Blutsturz, und der behandelnde Arzt forderte eine andre Wohnung für Reimers. Wohnungsamt Altona: „Haben keine andre Wohnung." Reimers fuhr zum Reichsversorgungsamt. Eine Fahrt auf Leben und Tod. Unter dringenden Fällen war Reimers nicht verzeichnet. Kapitalabfindung, 100 Prozent Rente, Wohnungswechsel. Beim Blutsturz am 29. Februar 1929 wieder Erstickungsanfälle. Professor Doktor Jenkel: „Mehr kann doch wohl nicht kommen." Am nächsten Tage kam ein Stück Bindfaden heraus.

Epilog

Und so liegt er nun da mit seinem Duldergesicht. Wenn sich eine Höhle in der Lunge öffnet, muß man sich zusammennehmen, will man sich ob des Geruchs nicht übergeben. Neben ihm steht auf dem Nachttisch sein Glas, dahinein spuckt er Tag für Tag seinen Eiter. Wenn er nicht wie ein Toter liegt, kann er noch lächeln, kann mit seinen drei Kindern scherzen. „Er hat es gut, er bekommt volle Rente", sagte mir ein andrer Kriegskrüppel. „Ich gelte als Schwindler und habe schon an Hindenburg geschrieben."

*

Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen.
Auf in den frischen fröhlichen Krieg.
Gott strafe England.
Durchhalten.
Die lebendige Mauer im Westen.
Die Stimmung der Truppen ist vorzüglich.
Jeder muß Opfer bringen.
Der Nährwert von Fleisch- und Eierspeisen ist relativ gering.
Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiß.
Wer die besten Nerven hat, siegt.

Aus den Geheimnissen der Weisen von Zion

Ausgewählt und eingeleitet von Walter Mehring

In dem Maße, wie sich das Äußere Berlins dem Bilde einer Großstadt annähert, schießt auch die Vergnügungsbranche üppig ins Kraut und wird so immer schärfere Konkurrenz der geistigen Genüsse. Aber so verlockend der Jazz der Mohren, so betörend die Reize entblößter Orientalinnen auch scheinen mögen: ich weiß mir Besseres und greife, beim Schimmer der Moderateurlampe, gern zu einem Buch. Dabei beschränke ich mich nicht auf die übliche Literatur von der Kabbala bis Bronnen etwa — obwohl auch die Klassik manch Wissenswertes birgt, wie Schiller zum Beispiel, „der im Spiegelberg den ersten Zionisten zeichnete" (Die Weisen von Zion, Vorrede) — nein, auch aus des Gegners Worten sauge ich Belehrung. Und so, indem ich einige Perlen aus der „Bibel der Rathenaumörder" fische, erfülle ich einen Akt der Dankbarkeit denen gegenüber, die uns das allen Juden, Pazifisten, Kommunisten usw. teure Material zugänglich gemacht haben.

Ich tue das umso lieber, als ich, nach gewissenhafter Durchsicht, gestehen muß, daß ein Ableugnen der Authentizität ja doch nicht mehr möglich ist. Denn die Entlarver jener „Geheimnisse", die deutsch zum erstenmal in dritter Auflage 1919 im Verlag „Auf Vorposten", dann 1929 im Eher-Verlag von Gottfried zur Beck ediert wurden) können sich auf zwei große Autoritäten beziehen: den russischen Gelehrten Nilus, der als Erster 1905 die Veröffentlichung gewagt hatte — als Antwort darauf brach dann „die von dem als Popen verkleideten Juden Gapon" (G. d. W. v. Z.) inszenierte Revolte aus — und auf den Franzosen Joly. Joly hatte in seinem „Dialogue aux Enfers", aus dem man unschwer die Richtlinien für die von dem „Juden Gambetta" gemanagte Volksregierung 1871 herausliest, allerdings nur die Weltmachtpläne Napoleons III. denunziert, aber gemeint waren die der Juden, was sofort klar wurde, als die Enthüller die Hebräer anstelle Napoleons im Text einsetzten. Joly aber war „beschnitten", schlimmer noch: Freimaurer und Aufrührer, wie durch Leo Taxil bezeugt wurde, den großen Erforscher freimaurerisch-protestantischer Schandtaten und Besitzer eines beglaubigten Autogramms des Teufels Bitru.

Da es einige Leser der ‚Weltbühne' geben mag, in deren Elternhaus man die „Geheimnisse der Weisen von Zion" nicht studierte, möchte ich ausdrücklich bemerken, daß die bereits zitierten sowie die folgenden Tatsachen nicht von mir erfunden sind sondern den unanzweifelbaren Protokollen entstammen, „die in französischer Übersetzung dem ersten Zionistenkongreß 1897 in Basel" vorgetragen wurden. Quellen sind die genannten deutschen Ausgaben (1919—29).

Das Ziel der Ebräer:

„Ihre (der Nichtjuden) Aufgabe ist gelöst, sobald der König der Juden die Herrschaft antritt." (23. Sitzung.)

Von Mac Mahon bis Hindenburg:

„. . . in dem wir die angestammten Könige durch Strohpuppen ersetzten, die wir als „Präsidenten" aus der Masse des Volkes aussuchten. Das war der Sprengkörper, den wir unter die Mauern nicht nur eines sondern — glauben Sie es nur — aller nicht jüdischen Völker gelegt haben."

(10. Sitzung.)

Die Schuld der Juden am Weltkrieg:

„Sobald ein nichtjüdischer Staat es wagt, uns Widerstand zu leisten, müssen wir seine Nachbarn zum Kriege gegen ihn veranlassen. Wollen aber auch die Nachbarn gegen uns vorgehen, so müssen wir den Weltkrieg entfesseln."

„Sollte es zu einer gemeinsamen Erhebung aller europäischen Staaten wider uns kommen, so werden ihnen amerikanische, chinesische oder japanische Geschütze in unserm Namen antworten." (7. Sitzung.)

Gehabte jüdische Erfolge:

„Blicken Sie auf die von uns erweiterten Erfolge der Lehren von Darwin, Marx und Nietzsche!" (2. Sitzung.)

Rheinwein: eine jüdische Erfindung — Humanismus wird in Bordellen gepredigt:

„Die nichtjüdischen Völker sind vom Weingeist benebelt, ihre Jugend vom Humanismus und frühen Lastern betört, zu denen sie von unsern Beauftragten, Lehrern, Dienern, Erzieherinnen, ebenso von unsern Weibern in den Vergnügungsorten und öffentlichen Häusern verleitet werden." (1. Sitzung.)

Woher kommt die Proletariernot?

„Der Adel, der von Rechts wegen die Leistungen der Arbeiter in Anspruch nahm, war an ihrem Wohlergehen wenigstens soweit beteiligt, als die Arbeiter satt, gesund und kräftig sein mußten. Wir aber wollen grade das Gegenteil — nämlich die Entartung." (3. Sitzung.)

Teuflische Mittel:

„Wir werden uns jeden freiheitlichen Gedanken aneignen, bis wir die Menschen mit schönen Reden ermüdet und in ihnen einen Abscheu vor den Rednern aller Richtungen erzeugt haben." (5. Sitzung.)

„In den sogenannten führenden Staaten haben wir ein geistloses, schmutziges, widerwärtiges Schrifttum geschaffen. Wir werden diese Richtung noch einige Zeit nach Erlangung der Weltherrschaft begünstigen. Dann ist die Welt uns endgültig verfallen." (14. Sitzung.)

„Bald werden alle Hauptstädte der Welt von Stollen der U-Bahnen durchzogen sein. Von diesen Stollen aus werden wir im Falle der Gefahr für uns die ganzen Städte mit den Staatsleitungen, Ämtern, Urkundensammlungen und den Nichtjuden mit ihrem Hab und Gut in die Luft sprengen." (9. Sitzung.)

Anmerkung der Herausgeber: „Ein Mitglied unsres Verbandes schrieb uns, er könne nicht an die Echtheit glauben, diese Drohung wäre unausführbar. Unser Freund dachte wohl nur an Berlin ... die Berichte wurden jedoch zu einer Zeit abgefaßt, als nur Erfahrungen in London und Paris vorlagen. Wer die unterirdischen Gänge an der Seine und Themse befahren hat, wird gern bestätigen, daß dieser teuflische Plan dort gelingen könnte."

Forschungsergebnisse: Die Engländer sind Juden:

„Die enge Verbindung zwischen Juden und Angelsachsen beruht keineswegs allein auf der Freimaurerei. Nach den bekannten jüdischen Quellen fand in den Jahren 1055/51 vor Christi ein Krieg zwischen den arischen Philistern und diesem Nomadenvolke statt etcetera. Eine dritte Lesart verkündet, die Römer hätten einen Teil ihrer jüdischen Staatsbürger nach England abgeschoben."

„Was die ärztliche Kunst der Juden für unser Volk bedeutet, darüber geben die Namen eines Salvarsan-Ehrlich, den seine Stammesgenossen mit Christus zu vergleichen die Frechheit hatten, und seines Mitarbeiters Wassermann, der die Syphilis auf Menschen übertrug ... und jenes Magnus Hirschfeld, der für die Anerkennung eines dritten Geschlechtes kämpft, erschreckende Auskunft."

Aus der Deutschen Judenordnung:

1. Jede Gemeinde führt wie früher ihre Judenlisten.

4. Juden dürfen nur solche Irrenanstalten besitzen, welche nur Juden aufnehmen.

8. Die Juden werden zum Dienst in Herr und Flotte nicht mehr zugelassen, sie zahlen statt dessen eine Wehrsteuer.

10. Jüdinnen, welche die Unzucht gewerbsmäßig ausbeuten, um Staatsgeheimnisse zu erspähen, werden gehängt.

11. Alle durch Druck hergestellten jüdischen Erzeugnisse erhalten den Stern Davids.

Referenzen:

Eine deutsche Fürstin: „Wir lesen voll Interesse die Weisen von Zion; das Buch ist ja namenlos interessant."

Ein deutscher Fürst: „Ich bitte Ihnen jetzt Alles ab, wenn ich manchmal ungeduldig wurde, weil sich der Termin für das Erscheinen der Weisen immer mehr hinausschob."

Ein Hohenzoller: „Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Siegeszuge der Weisen ..."

Roger Martin du Gard von Rudolf Arnheim

„Les Thibault"

Schluß

Wer Roger Martin du Gards „Jean Barois", diesen Roman vom Glanz und Elend einer Idee, gelesen hat, wird vielleicht meinen, sein Verfasser sei zu klug, um sich jemals bei dem bloßen Erzählen bescheiden zu können. Einer, der eine so ins Einzelne sich vertiefende Freude am Kampf der Gehirne habe, werde niemals Figuren erfinden, die nichts lehren als ihr eignes Sein und nichts beweisen sollen sondern nur aus dem Drang entstehen, glaubwürdige Charaktere nachzuformen und zu klären. Nun ist Intellekt aber tatsächlich nur auf einer niedrigen Stufe der Künstlerschaft ein Hemmnis gegen phantasievolles Schaffen. Gute Kunst unterscheidet sich von mittelmäßiger wiederum durch eine erstaunliche, wenn auch häufig auf das Metier beschränkte Klugheit ihres Schöpfers, eine Klugheit, der

vor allem die kompositionelle Geschlossenheit des Werkes, aber wohl auch seine, über die Einzelschicksale des Autors und seiner Romanfiguren sich erhebende Allgemeingültigkeit zu danken ist, und die andrerseits durch das Gegengewicht einer wuchtigen Einbildungskraft daran gehindert wird, fleischlose Konstruktionen, schematisches Formenspiel zu erzeugen.

Und so ist bei Roger Martin du Gard, dessen verblüffende und offenbar unerschöpfliche Phantasie im Herbeischaffen glaubwürdiger Figuren jedem Leser seiner „Thibault" höchst auffällig und unbestreitbar erscheinen muß — so ist es trotzdem vielleicht seine auch vor rein gedanklicher Dialektik nicht versagende Intelligenz, die dazu verführt, ihn zu den wenigen Auserwählten der gegenwärtigen Literatur zu rechnen. Eindrucksvoller noch als im „Barois", wo jeder auftretenden Person ihr Stichwort durch die These, die sie zu vertreten hat, diktiert ist, zeigt sich in den „Thibault" diese ordnende, abwägende, sparsam meißelnde, harmonieschaffende Klugheit des Künstlers; denn hier liegt die Lösung nicht so im Einzelfall auf der Hand, hier heißt es, ein Gewimmel von Menschen, das nur um seiner selbst willen da ist, so zu gruppieren, daß jeder zu seiner Zeit ins helle Licht tritt, genug von sich zeigt, damit sein Wesen klar wird, und doch nicht mehr Wasser verdrängt, als ihm zugebilligt werden kann, wenn das große Gefäß nicht überschwappen soll. André Gide wirft in seinem sehr lesenswerten „Journal des Faux-Monnayeurs" seinem Freunde du Gard vor, er promeniere in seinen Romanen so durch die Jahre und leuchte jedem Ereignis von vorn ins Gesicht, so daß jedes in den „premier plan" trete; die Linien kreuzten sich niemals, es gebe keinen Schatten und keine Perspektive. Das seien, wie bei Tolstoi, Panoramen aber keine Gemälde. Nun ist aber die Geschichte der Familie Thibault keineswegs ein Panorama, wenngleich sie die Eigenschaft hat, ohne Anfang und ohne Ende zu sein. Sie ist wie ein Zopf komponiert, in den sich immer wieder neue Strähnen einfügen, sich den Windungen der übrigen anpassen, wieder verschwinden. Sie hat nicht eine sondern, wie das fortlaufende Muster eines Mäanderbandes, viele Peripetien, die gleichgewichtig auf der ins Unendliche fortführbaren Strecke verteilt sind. Und so wechselt mit dem Blickpunkt die Perspektive, aber da ist sie. Blitzartig kurz, wie in Filmepisoden, treten im Gefolge der Hauptpersonen Komparsen auf: Unter den Nachlaßpapieren des Vaters Thibault findet sich die altmodische Photographie einer unbekannten jungen Frau. Ein paar Seiten weiter: eine unbekannte alte Dame legt, nachdem die Beerdigungsfeierlichkeiten vorüber sind, einen kleinen Strauß Veilchen auf das Grab. Eine Handbewegung, ein Schicksal — vorüber! Die Bildschärfe, mit der, trotzdem, eine solche Figur erscheint, und die André Gide irritiert, entspringt wahrscheinlich nur der Fähigkeit eines guten Schriftstellers, lebendig zu machen, was er berührt.

Auch in den „Thibault" versagt es sich du Gard gelegentlich nicht, den Gang der Handlung lehrhaft zu pointieren. So, wenn die beiden Schuljungen, die auf Grund von Briefen, geschrieben in der überspannten, unschuldigen Schwärmerei

der Pubertät, von Lehrern und Eltern perverser Verfehlungen beschuldigt werden, ausrücken und nun im Hotelzimmer der fremden Stadt Verlegenheit empfinden, als sie sich voreinander ausziehen sollen — sie löschen das Licht, und im Dunkeln klettert jeder in sein Bett. So, wenn der eine dieser Jungen grade in der Fürsorgeanstalt, in die man ihn zur Strafe für seine angebliche Verworfenheit steckt, von einem üblen Erzieher verführt und verdorben wird. Dieser Fürsorgeanstalt ist ein ganzer Band gewidmet („Le pénitencier"), und da zeigt sich nun, wie erschütternd eine solche Schilderung ausfallen kann, wenn sie von einem Dichter stammt und nicht von irgend einem versehentlich in die Schriftstellerei verschlagenen Dilettanten oder Politiker. Da ist keine Messerstecherei, das Mobiliar bleibt ganz, Unzucht und Kraftausdrücke sind sehr spärlich verwendet, der Direktor ist kein verblödeter Bluthund sondern ein kleiner, geleckter, geschickter, höchst ekelhafter Gentleman mit Brille und lächelndem Chinesengesicht, und es bleibt einem der Atem weg, wenn beschrieben wird, wie der eigenwillige, impulsive, verstockte, leidenschaftlische Junge nach ein paar Monaten Fürsorgebehandlung zerbrochen ist, wie er dem Direktor respektvoll ins Gesicht sieht, aufmerksam, wie ängstlich bemüht, den Sinn der einfachen Worte zu erfassen, teilnahmslos, blicklos, bedürfnislos. Diese entsetzliche verdummte Artigkeit des Kindes wirkt fast stärker, als wenn man Striemen auf seiner Haut sähe.

Bei der Charakterisierung von Romanfiguren findet man in der Literatur vor allem zwei Fehlertypen: einmal die klischeemäßige Schwarz-Weiß-Schilderung, wobei der Autor von abstrakten Charakterschemata ausgeht, die lebendig zu machen ihm nicht gelingt; oder aber der Autor stattet seine Figur mit seinen höchst persönlichen Empfindungen aus, so daß dann ein Obersteuersekretär, wenn er sich vor dem Spiegel die Krawatte bindet, subtile und literatenhafte Fingerspitzengefühle zeigt, die man seinen Sekretärpfoten mit Recht nicht zutraut und die auch nichts sind als in fremder Leute Seele eingeschmuggeltes Feuilletonmaterial. Bei du Gard können Romanschreiber lernen, wie man einem Menschen eine sehr natürlich wirkende Fülle widerstreitendster Eigenschaften und Erlebnisse verleihen kann, ohne daß die eindringliche Eindeutigkeit verloren geht, und wie man auf jeder Seite kleine, feine Beobachtungen einfügen kann, die aber immer durch die Augen einer ganz bestimmten Person gemacht sind. Da ist das pompöse Familienoberhaupt Oscar Thibault, der durch Stiftungen Hunderten von Menschen hilft, von seinen Söhnen aber weniger weiß „als irgend ein Schulkamerad", der diese Söhne zärtlich liebt und grausam behandelt, der eingebildet, plump und großspurig und in seinen Tagebuchnotizen von einer fast zierlichen, ironischen Geisteswendigkeit ist, der orden- und titelgeschmückt vor den Menschen wandelt wie ein Gott und dann, todkrank, als nackte Fleischmasse auf Betttüchern von fünf Personen in eine Wanne mit warmem Wasser gesenkt wird und, von der Wärme angeregt, in seiner Bewußtlosigkeit einen alten, etwas ordinären Schlager aus seiner Jugend zu trällern beginnt; und der dann all seine Todesfurcht

zurückdrängt und ruhig stirbt, weil ihm der Abbé gesagt hat, es solle einmal von ihm heißen: Oscar Thibault ist gestorben wie ein Heiliger! Und da ist sein Sohn, der junge Arzt, der energisch ist aber auch energisch tut, tüchtig ist aber auch weiß, daß er es ist, der mit aller Spannung und Aufmerksamkeit ein überfahrenes Kind operiert aber sich dabei doch sehr genau den nackten Hals der jungen Frau ansieht, die ihm assistiert. Und alle diese schillernd bunten Vielfältigkeiten sind nicht abstrakt aufgezählt sondern erscheinen eingebettet in Handlungen, Ereignisse. Episode folgt auf Episode, „Schilderungen" sind selten, es passiert so viel, daß langjährige Kriminalschriftsteller vor Neid erblassen müssen. Infolgedessen liest man auch die sechs Bände, die von diesem Roman bis jetzt erschienen sind, eiliger durch als sonst einen einzigen.

Ginge es in unserm Literaturbetrieb weniger geheimnisvoll zu, so müßte ein Buch, das den Leser auf einem so hohen künstlerischen Niveau so gut unterhält, ein Bombenerfolg werden. Statt dessen hat etwa „Climats" von Maurois, ein anständiger Durchschnittsroman, viel größeres Aufsehen erregt. Hoffen wir, daß die Gehirne der deutschen Leser langsam mahlen, daß die gerechte Sache sich durchsetzen und daß das Erscheinen der letzten Bände mit derselben Spannung erwartet werden wird wie der Ausgang einer Weltmeisterschaft im Boxen. Daß Roger Martin du Gard solche Aufmerksamkeit verdient, scheint mir nicht zweifelhaft.

Siemens baut ab von Morus

Wie spricht der Herr im Lande? „Seine Majestät der Kaiser und König haben allergnädigst geruht . . . Darauf begaben sich die Allerhöchsten Herrschaften in den Dom, um dem Höchsten zu danken." Nein, so nicht mehr. Aber immerhin so:

> Wir geben hiermit den Wortlaut eines Schreibens bekannt, das der Herr Vorsitzende der Aufsichtsräte unsrer Gesellschaften an die Herren Vorsitzenden der Vorstände am 23. d. M. gerichtet hat . . . Ich bitte Sie, sich sofort mit den Herren des Vorstandes in Verbindung zu setzen und die Wege zu besprechen und zur Durchführung zu bringen, die eine möglichst schnelle Reduzierung des Personalstandes um wenigstens 10 Prozent gewährleisten. Außerdem erwarte ich Ihre Vorschläge, soweit sie organisatorischer Natur sind. Ich muß von allen Oberbeamten erwarten, daß sie sich mit aller Energie und unter Beiseitesetzung aller einseitigen Überlegungen in den Dienst dieser Maßnahmen stellen.

Mit dieser Kabinettsorder begann Carl Friedrich, König von Siemens, beraten von seinen Kammerherrn, dem frühern Generalstäbler von Witzleben, die Rauswurfsaktion in der berliner Metallindustrie. Hätte die AEG den Anfang gemacht, so hätten es sich die Herren von Siemens wahrscheinlich nicht versagt, darauf hinzuweisen, daß dieses die Folgen der Überfremdung sind. Aber man sieht, es geht auch ohne das Zutun der Amerikaner, ohne die General Electric und ohne Owen D. Young. An der Deutschheit des Unternehmens ist nicht zu zweifeln.

Für die kleinern Elektrofürsten war es eine angenehme Entlastung, daß Carl Friedrich mit so schönem Beispiel voranging. Denn man muß wissen, was dieser Name bei den Metall- und Elektroleuten bedeutet. Nicht nur, weil Siemens in der Inflationszeit, als Stinnes sein Mentor war und die Schwerindustrie Rathenaus AEG aus politischen Gründen boykottierte, sich wirtschaftlich an die erste Stelle gezwängt hat. Die wahre Krone gebührte Herrn von Siemens, weil er wie ein guter Hausvater für seine Angestellten sorgte. Mit den Arbeitern war in diesem marxistisch verrohten Lande ja wohl nichts mehr zu machen, auch wenn bei der Einstellung das Stahlhelmabzeichen und selbst ein kleines Hakenkreuz die beste Empfehlung waren. Sobald aber einer den Stehkragen trug, gehörte er zur großen Familie. Wenn ein Ingenieur nach sechs, sieben Jahren Studium irgendwo mit 300 Mark unterkommt, gilt er als Glückspilz. Kam er aber bei Siemens an, so hatte er das große Los gezogen. Siemens zahlte eine Kleinigkeit mehr als die andern. Im Kasino von Siemens wurde die Suppe etwas fetter gekocht als sonstwo. Bei Siemens winkte ein Blumentopf und ein Vorgärtlein in der lauschigen Siemensstadt. Und dann der Geist, dieser Korpsgeist und dieses Gemeinschaftsgefühl. Bei Carl Friedrich war man in sicherer Obhut und aufgehoben.

Aber nun stellt sich heraus, daß es mit alledem nicht weit her ist. Auf tausend Jahre laufen auch bei Siemens nur die Anleihen. Und auf Lebenszeit allenfalls die Verträge der Direktoren. Die andern Angestellten fliegen heraus, wenn die Konjunktur sich wendet. Auch der Musterbetrieb von Siemens ist, wie man nun deutlich sieht, nur auf Fassade gestellt. Wenn das Geschäft gut geht, werden Türme und Kirchen gebaut und aus den Dividenden der Familienmitglieder „der größte private Konzertsaal Europas". Rückstellungen, aus denen man in schlechtern Zeiten die Angestellten über Wasser halten kann, sind weniger wichtig. Wenn der Umsatz sinkt, dekretiert der Herr Vorsitzende der Aufsichtsräte unsrer Gesellschaften, daß mindestens 10 Prozent der Angestellten zu entlassen sind, und die Sache ist erledigt.

Der Zufall hat es gewollt, daß zur selben Zeit, wo Carl Friedrich diesen menschenfreundlichen Erlaß herausgab, Eisenbahn und Post unter vorzüglicher Mitarbeit desselben Herrn von Siemens hunderte von Millionen für Industrieaufträge bereitstellten. Weil diese Aufträge ausdrücklich dazu dienen sollen, die Arbeitslosigkeit etwas zu beheben, so versteht es sich von selbst, daß nur solche Firmen mit Lieferungen bedacht werden, die nicht, um sich selbst zu schonen, Tausende von Arbeitern und Angestellten auf die Straße setzen und den Sozialetat des Reichs um Millionen belasten. Auch der Arbeitsminister Stegerwald hat, nachdem er sich in dem Konflikt in der Metall- und Elektroindustrie lange genug passiv verhalten hatte, an diese Selbstverständlichkeit erinnert und sie den Unternehmern in Erinnerung gebracht.

Darob große Empörung. Wo bleibt die Wirtschaftsfreiheit, wo bleibt das Verständnis „für das Wesen und die natürlichen Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft?" fragt in

ehrlicher Entrüstung das ethische Börsenblatt der Volkskonservativen. Haben wir dazu die Sozialdemokraten aus der Regierung verdrängt, haben wir dazu ein Bürgerblock-Kabinett, haben wir dazu den Artikel 48, daß nun ein christlicher Gewerkschaftsminister kommt und uns so das Geschäft verpatzt? Es wird sich zeigen, ob die Gewerkschafter Stegerwald und Brüning ihre Mahnung ernst meinen, oder ob sie ebenso wie die neue Kartellverordnung nur ein Wahlmumpitz ist.

Bei so wohlwollender Neutralität der Instanz, die dazu da ist, den Ausgleich zwischen Reich und Arm, zwischen Starken und Schwachen zu schaffen, müssen die Gewerkschaften allein den Kampf führen. Was sollen sie tun? An einen wirksamen Streik ist, mit zweieinhalb Millionen Arbeitslosen im Rücken, nicht zu denken. Nichts wäre den Elektroherren so willkommen, wie jetzt unter dem Vorwand eines Streiks für ein paar Wochen die Betriebe still zu legen und die Aufträge für später aufzuspeichern. Es bleibt also nur die Wahl zwischen zwei Übeln: Soll man eine allgemeine Gehaltskürzung in Kauf nehmen, oder soll man es geschehen lassen, daß noch mehr Angestellte abgebaut werden? Zunächst spricht alles für den ersten Weg. Auch die Gewerkschaften wollten ihn anfangs gehen und sich sogar mit einer Kürzung der Gehälter um zwanzig Prozent einverstanden erklären, wenn die Unternehmer sich dafür verpflichteten, bis Ende des Jahres keine weitern Entlassungen und Kündigungen vorzunehmen. Aber auch diese Garantie wollten die Herren um Siemens nicht geben.

So prekär die Lage auch ist, es erscheint uns beinahe als ein Glück, daß es zu dieser Vereinbarung nicht gekommen ist. Über eine gleichzeitige Senkung von Löhnen und Preisen in der Weise, daß die Reallöhne sich dadurch etwas erhöhen, läßt sich reden. Doch diese Aktion, die noch vor der Reichstagsauflösung von der Industrie und von den Gewerkschaften gemeinsam eingeleitet wurde, ist ins Wasser gefallen. Zurzeit erschöpft sich die gesamte Wirtschaftsweisheit der Industrie in der Forderung: erst zehn- bis fünfzehnprozentiger Lohnabbau, dann — vielleicht — Preisabbau.

Gegen diese Reihenfolge müssen die Gewerkschaften sich wehren, wenn sie nicht alles aufs Spiel setzen wollen, was sie in den letzten Jahren für die Arbeitnehmer erreicht haben. Trotz der furchtbaren Arbeitslosigkeit ist es notwendig, auch einmal über den Tag hinaus zu denken. Der Versuch der Amerikaner, mit Statistik und Marktanalysen eine krisenlose Wirtschaft zu schaffen, ist gescheitert. Der Kreislauf von Hausse und Baisse, von Hochkonjunktur und Depression hat sich gegenüber der Vorkriegszeit etwas verschoben, aber die Krise hat sich als ein immanenter Bestandteil der kapitalistischen Wirtschaft erwiesen. Marx hat recht behalten, nicht Hoover.

Aus dieser Tatsache muß man die Konsequenzen ziehen. Wenn in der Krise die Arbeitnehmer, um die Zahl der Unbeschäftigten etwas einzudämmen, sich sofort mit einer zehn- oder zwanzigprozentigen Lohn- und Gehaltskürzung abfinden, so geben sie das preis, was sie günstigstenfalls in der Zeit der

Hochkonjunktur aufholen können. Das heißt, sie müssen immer wieder von vorn anfangen, immer wieder den Karren hinaufschieben, damit er ihnen nicht oben entgleitet. Es wäre eine Rutschbahn in Permanenz. Eine Erhöhung des Lohnniveaus läßt sich nur dadurch erzielen, daß die organisierten Arbeitnehmer in der Krise die Löhne und Gehälter aufrechterhalten, damit die Unternehmer gezwungen sind, bei Belebung der Wirtschaft zu diesen Löhnen bereits neue Arbeitskräfte einzustellen. Mit dem Aufstieg der Konjunktur steigen dann auch die Löhne.

Die Minderung der Arbeitslosigkeit darf nicht damit bezahlt werden, daß das allgemeine Lohnniveau auf den Tiefstand sinkt, auf dem es in der Zeit der Stabilisierungskrise war. Das wäre kein Opfer, sondern wäre Wahnsinn.

Die große alte Null von Guy de Maupassant

Aus einem Brief Guy de Maupassants an Gustave Flaubert vom 10. Dezember 1877. Der junge Maupassant war damals Beamter im Marineministerium und schrieb diese respektlosen Gedanken auf einen Briefbogen des Ministeriums nieder. Es war damals eine Zeit voll von Verfassungskonflikten; der Präsident der Republik, Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, hatte Staatsstreichgelüste. Die Kammer weigerte sich, mit dem reaktionären Kabinett zusammenzuarbeiten. Die allgemeine Erregung packte auch Maupassant, der sonst nicht viel für Politik übrig hatte. (Lettres inédites de Maupassant à Flaubert publiées par Pierre Borel. Paris 1929.)

Schon lange will ich Ihnen schreiben, verehrtester Meister, aber die Politik!!! hinderte mich daran. Die Politik hindert mich an der Arbeit, am Ausgehen, am Denken, am Schreiben. Ich bin wie die Gleichgültigen, die zu den Allerleidenschaftlichsten werden, und wie die Friedlichen, die wild werden. Paris lebt in heftigem Fieber und mich hat dieses Fieber ergriffen: jeder ist gehemmt, unschlüssig wie vor einem Zusammenbruch; ich lache nicht mehr und bin ernstlich wütend. Die Erregung, die die verbrecherischen Machenschaften dieser Lumpen verursachen, ist so intensiv und anhaltend, daß man dauernd von ihr besessen ist, daß man von ihr geplagt wird wie von Moskitostichen und verfolgt bis in die Verse und in die Arme der Frauen. Die Geduld vergeht einem vor der sträflichen Dummheit dieses Trottels. Was! dieser General, der erst, dank seiner persönlichen Dummheit in Verbindung mit den freundlichen Launen des Zufalls, eine Schlacht gewonnen; der dann ihrer zwei verloren hat, die historisch bleiben werden, verloren durch den Versuch, das Manöver auf eigne Faust zu wiederholen, das besagter Zufall beim ersten Mal so trefflich vollbracht hatte; der sich mit demselben Recht Herzog von Magenta nennt, mit dem er sich Großherzog von Reichshofen und Erzherzog von Sedan nennen könnte; dieser Herr, der unter dem Vorwand, die Dummen könnten Gefahr laufen, von Klügern regiert zu werden, die Armen zugrunde gerichtet hat (die Einzigen, die sich zugrunde richten lassen), der die gesamte geistige Arbeit eines Landes unterbunden hat, der die Friedlichen rasend gemacht und der zum Bürgerkrieg aufgestachelt hat, in einer Art, wie man die unglücklichen Stiere in den spanischen Arenen aufstachelt!

Es sieht aus, als ob ich Redensarten mache — um so schlimmer. Ich fordere den Sturz der herrschenden Klassen; des dummen Gekkengesindels, das in den Röcken jener alten, unterwürfigen, dämlichen Schlampe schäkert, die man die gute Gesellschaft nennt. Sie kriechen ihr in den Hintern . . . und murmeln dabei: die Gesellschaft ist in Gefahr, die Gedankenfreiheit bedroht uns . . .!

Deutsch von Walther Karsch

Bemerkungen

Hermann Kesser

Als Novembersturm über Europa wehte — lang ist es her und doch erst zwölf Jahre — war eine neue Dichtung entschlossen, die längst verlorene Bindung zur Wirklichkeit aufzunehmen. Man fühlte eine Weltwende und die Notwendigkeit des Kampfes um klare Ziele.

Besonders in Deutschland, das als Bilanz des Weltkrieges die meisten Toten und das wenigste Brot notieren durfte, strafften junge Künstler ihre bislang dem Militarismus unterjochten Schultern und schrieen heraus, was sich durch ein blutiges Jahrviert in ihnen verkrustet hatte. Die Dichtung kannte plötzlich wieder Spannkraft, Sprachgewalt, Zeitnähe, Verantwortungsbewußtsein. Das muß mit Achtung festgestellt werden. Denn die Literaturgeschichte kennt Gegenbeispiele — bis zum Überdruß.

Heute ist der Sturm verrauscht, die Revolution verblutet. Biedermeier feiert — auf dürftig staffiertem Tanzboden, den das Nitroglyzerin ungelöster Gesellschaftsprobleme unterminiert — fröhliche Urständ. Der Schmock beherrscht die Situation: Regierung und Parlament, Wissenschaft, Justiz, Presse und Literatur. Und die einst Jaurès Tod großartig beschworen, servieren heute Napoleon als Possenfigur.

Übrig blieben wenige dieser „Generation von Genies", um einen überschwenglichen Kritiker zu zitieren, darunter vornehmlich der fünfzigjährige Hermann Kesser. Er hat, ehrlich arbeitend und entschlossen kämpfend, seinen Weg zurückgelegt: Vom Chaos zur Gestaltung (wie beziehungsvoll der Titel seines einzigen Essay-Buches heißt).

Während viele Expressionisten nur persönlichen Groll über Feldwebelherrschaft und Schützengrabenelend durch lautere Klage loszuwerden suchten, als es der innern Notwendigkeit entsprach — ihre spätern Untaten beweisen es ja — ging Kesser souverän zu Werke: Revolutionär aus Leidenschaft und Erkenntnis, Expressionist aus seelischem Zwang und geistiger Formentschlossenheit. So entstanden die wunderbaren Novellen: „Die Peitsche", „Lukas Langhofler", „Schwester" und „Straßenmann", die Dramen „Summa Summarum", „Die Brüder", „Die Reisenden" und „Rotation" (das demnächst im frankfurter Schauspielhaus uraufgeführt wird), die Essays über Journalismus, Dichtung und Politik, Beethoven, Strindberg, Barbusse. Sie legitimieren den Künstler — als starken Former und als Vollstrecker der Wahrheit — den Politiker. Denn was ist Politik? „Hauptzwecke, Hauptziele des allgemeinen Denkens und Handelns erkennen, erzeugen, bekämpfen, unterstützen, verwirklichen", antwortet Hermann Kesser. Und in diesem Sinne ist er selbst ein Politiker gewesen und geblieben.

Und deshalb hat er die bekannten deutschen „Widersacher" gefunden, die — einen bürgerlich-ondulierten Goethe als Meßlatte im Tornister — ihn als „Tendenzschriftsteller" abzutun gedachten. Aber Kesser antwortete überlegen: „Ist es ein Vergehen, in dieser Zeit mit Inbrunst aufs neue zu wünschen, daß die Hölle abgesprengt und nach und nach vernichtet werde? ... In allen Ewigen ist etwas vom bewußten und absichtlichen Kämpfer gegen die Hölle, etwas vom Drachentöter gewesen" und beruft sich rechtens auf Büchner und Kleist, Voltaire und Zola, Gogol, Dostojewsky und Tolstoi. Denn „lebendige Geister werden immer Führer sein".

Und Führer sind immer — aus dem Winkel historischen Vollzugs betrachtet — Rebellen mit Verantwortungsgefühl. Sie dienen der Wahrheit, der ewigen, unvolkstümlichen, und widerstehen modischen Verlockungen, die im Nichts oder in Katastrophen enden. In diesem Sinne hat Kesser führerische Legitimationen erwor-

ben. Denn sein Verantwortungsgefühl ist so groß wie sein Charakter: Sie beide ermöglichten es ihm, in einer Zeit der Wert-Katastrophen seinen Platz zu behaupten, als Dichter — zu dichten, als Schöpfer des Worts — mittels des Wortes zu schaffen. So nur konnte ihm „Straßenmann" gelingen, als Novelle und Hörspiel wohl die stärkste Gestaltung der deutschen Inflationszeit. Dokument einer nahen Vergangenheit und Besitz für eine weite Zukunft.

Vor diesem Fünfziger, der noch viel Kraft und unbeirrbaren Willen zur Leistung hat, sollten den Hut ziehn, die Deutschland zu repräsentieren vorgeben. Denn er ist ein wahrhaft deutscher Dichter — nicht der sanfte Schalmeienbläser nachempfundenen Naturgefühls, nicht der Rauschebart, der deutsches Wesen auf der Zunge und im Herzen einen Hohlraum trägt, vielmehr — der gewachsene und bewußte, durch Blut und Hirn dem deutschen Kulturkreis verbundene fortschrittliche Europäer.

Von Hermann Kesser könnten wohl auch unsre jüngsten Schriftsteller lernen, die kaum ihrer Waldschule entsprungen, greisenhaft lallen oder mit smarter Handbewegung alles Unverstandene als „Kleinbürgerei" abtun. Denn Hermann Kesser anerkennen heißt an die Zukunft unsrer Dichtung glauben.

Gerhart Pohl

. . im Interesse des Dienstes . .

Das Provinzialschulkollegium in Koblenz hat kürzlich den Studienrat Doktor Pretz gegen seinen Willen von Euskirchen in der Eifel nach Odenkirchen bei M.-Gladbach versetzt. Warum?

Doktor Pretz hat unter dem Pseudonym Karl Blitz einen Roman geschrieben: „Studienrat Hancke". Die künstlerisch mäßige Arbeit erörtert die höhere Schule, wie sie ist und wie sie sein könnte. Sie stößt nicht bis zu letzten psychologischen Tatbeständen vor. Wichtig und für den Außenstehenden neu ist die Darstellung der Verwaltungsmethoden, die unser Schulwesen beherrschen und ein Übriges dazu tun, die Erziehungsarbeit der Schule zu erschweren. Das ist es aber nicht, was man dem Verfasser übel nahm. Vielmehr warf man ihm vor, er habe seine Kollegen von der euskirchner Schule durch Darstellungen, die offenbar auf **bestimmte Personen** hinzielten, in ihrer Ehre schwer verletzt, so daß ein gedeihliches Zusammenarbeiten nicht mehr möglich sei. Die für rheinländische Verhältnisse notwendige Kundgebung der katholischen Lehrer und Pfarrer fehlt auch nicht, denn Pretz hatte die Kühnheit, auch das sexuelle Privatleben der Schüler zu erörtern, was es natürlich für die katholischen Gralshüter einfach nicht gibt.

Wenn man den Roman liest, ist man baß erstaunt über die Empfindlichkeit der Eifellehrer und des dazugehörigen Provinzialschulkollegiums. Pretz hat sich krampfhaft bemüht, was kaum nötig gewesen wäre, auch die unsympathischsten Gestalten seines Romans mit jenem ominösen „Nur das Beste wollen für die Jugend" auszurüsten. Und trotzdem der Krawall?

Der Studienrat von heute ist nicht mehr der Simplizissimus-Oberlehrer der Vorkriegszeit, der nur komisch war. Vor dem Kriege kämpfte der Philologe um die Gleichstellung im Gehalt mit dem Juristen. Nach dem Kriege wurde das Ziel erreicht, aber gleichzeitig mit dieser Äußerlichkeit begann eine innere Umstellung des neugebackenen Rates, der sich zuerst konventionell, dann aber auch in seiner geistigen Haltung immer mehr dem Typ des höhern preußischen Beamten anglich. Er zog sich in eine zwar kultivierte, aber gleichzeitig erschreckend genügsame splendid isolation zurück, die ihn von der Jugend immer mehr entfernte und als notwendiges Ergebnis die Vertiefung der ohnehin schon bestehenden Kluft zwischen Schüler und Lehrer nach sich zog. An diesem Zustande wurde nichts geändert durch die von bestem Schwung getragene Reformarbeit Einzelner. Im Gegenteil, sie blieben Einzelne, die sich außerhalb der Kaste stellten, verdächtige Subjekte, die auf dem Verwaltungswege kalt gestellt wurden. Die Solidarität der Kaste verhinderte mindestens ihr Einrücken in höhere Positionen, wo sie hätten Unheil anrichten können. So mußte auch Doktor Pretz zu Fall kommen. Er hat sich an der Ehre des Standes vergangen, denn er setzte der Statik dieses Erzieherzustandes die Dynamik der Jugendbeziehung entgegen, dem Beamten die Persönlichkeit. Also mußte die vorgesetzte Behörde eingreifen, „im Interesse des Dienstes", der verlangt, daß das Gleichmaß des alltäglichen Ablaufs nicht gestört werde durch das Wollen zum Bessern.

Angesichts dieser Zusammenhänge wirkt es schon mindestens komisch, wenn die Behörde sich gegen den Vorwurf wehrt, sie habe Pretz strafversetzt. Allerdings hat sie das nicht getan, denn zu einer Strafversetzung bedarf es eines förmlichen Disziplinarverfahrens, von dem man wohlweislich abgesehen hat, denn es hätte mit einem Freispruch des Angeklagten geendet. Aber man hat es ja gar nicht nötig, so viel Umstände zu machen. Mit der katastrophalen Formel: „im Interesse des Dienstes" **kann die** Behörde machen was sie will. Sie braucht mit dem Beamten weder ein Verhör anzustellen noch braucht sie Gründe anzugeben. Es steht allein bei ihr, die dienstlichen Notwendigkeiten zu beurteilen. Das heißt mit andern Worten, daß der Beamte vogelfrei ist, wenn den Vorgesetzten seine Nase nicht behagt. Ein Zustand, der sich nirgendwo so übel auswirkt wie im Lehrerberufe, wo es grade darauf ankommt, daß sich Persönlichkeiten von unbeugsamem Charakter entwickeln und auswirken, denn Reform des Systems heißt hier nichts, Persönlichkeit alles.

M. E Donner

Zeitgemäße Phantasie

Sogar Maschinen haben ihre Heiterkeit. Welchen Beifall löste es aus, als am Ende der mannheimer Industrieanlagen ein Kran vor dem vorbeifahrenden Schiff des Reichspräsidenten regelrecht zu tanzen begann! Ja, zu tanzen! Zehn-, zwölf-, zwanzigmal drehte sich der Kran im Kreise, seinen Greifer wie eine weitreichende Schaukel über die Lagerbestände schwingend. War das ein Hallo! In diesem Einfall lag mindestens ebensoviel Herzlichkeit wie in den Darbietungen eines Männergesangvereins oder in dem errötendem Aufsagen eines Gedichts. Wackre Burschen das, mit zeitgemäßer Phantasie!

Neue Badische Landeszeitung 21. Juli 1930

Aktuelle Albumverse

I

Was auch immer geschieht:
Nie dürft ihr so tief sinken,
von dem Kakao, durch den man euch zieht,
auch noch zu trinken!

II

Köpfe abschlagen ist nicht sehr klug.
Die Stecknadel, der man den Kopf abschlug,
fand, der Kopf sei völlig entbehrlich,
und war nun vorn und hinten gefährlich.

III

Ein Auto sagte zu einem Pferd:
„Wir Autos haben uns tüchtig vermehrt."
Da sprach das Pferd (und gab dabei Gas):
„Aber uns macht die Fortpflanzung Spaß!"

IV

Parallele können sich so wenig leiden,
daß sie sich noch im Unendlichen „schneiden".

V

Es gibt zwei Arten von Intelligenz:
eine grade und eine krumme.
Es gibt zwei Arten von Intelligenz:
eine gescheite und eine dumme.

VI

Die Hühner fühlten sich plötzlich verpflichtet,
statt Eiern Apfeltörtchen zu legen.
Die Sache zerschlug sich. Und zwar weswegen?
Das Huhn ist auf Eier eingerichtet.
(So wurde schon manche Idee vernichtet.)

Erich Kästner

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. „Bankrott der Demokratie". Referenten: Walther Karsch (Die Staatspartei und der Zusammenbruch des bürgerlichen Pazifismus); Kurt Hiller (Verfassungsbruch). Öffentliche Diskussion. Café Adler am Dönhoffplatz. Sonnabend 20 Uhr.

Rundfunk

Dienstag. Kiel 16.35: Hermann Menschel liest Geschichten von Edvard Welle-Strand. — Köln 18.30: Das Problem der Generation von 1899, Axel Eggebrecht. — Berlin 19.15: Die Erzählung der Woche, Gerhart Pohl. — **Mittwoch.** Leipzig 16.00: Kunst und Staat, E. Kurt Fischer u. Arno Schirokauer. — Königswusterhausen 18.30: Goethe und die Juli-Revolution, Prof. Dr. Houben. — Leipzig 19.30: Ernst Toller liest eigne Dichtungen. — Berlin 21.00: Joh. Seb. Bach. — Köln 21.00: Schwert über uns von Peter Dick. — Danach: Meister des Jazz. — **Donnerstag.** München 18.45: Alfred Polgar: An den Rand geschrieben, Edith Schulze Westrum. — Breslau 19.05: Die Krisis der Kritik, Bernhard Guillemin, Alexander Runge. — Leipzig 20.00: Erich Kästner, Emil und die Detektive. — **Freitag.** Breslau 18.15: Literaten zanken sich: Das Plagiat, Werner Milch. — Köln 18.30: Oberskin, Hansjürgen Wille. — Berlin 18.45: Hellmuth Falkenfeld liest eigne Novellen. — München 19.05: Mozart: Cosi fan tutte. — Köln 20.00: Das neue Gedicht in der Musik. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Enthüllung des Denkmals für Heinrich Zille. — 18.25: Walter Bauer liest eigne Novellen. — Leipzig 18.30: Anarchie der Phrase, Herbert Jhering. — Frankfurt a. M. 18.35: Fabrikgeschichten, J. de Kort. — Königswusterhausen 19.25: Wagner und Nietzsche, Hans Kern. — Breslau 20.00: Die Reichsverfassung und die sozialen Kämpfe der Zeit, Staatsminister a. D. Lüdemann. — Berlin 20.30: Man nehme . . ., Kochbuch des Tonfilms von Paul Schiller und Leo Krasa.

Antworten

Doktor Gerhart Hauptmann. Man soll nichts Schriftliches aus der Hand geben — das gilt auch für Schriftsteller! Denken Sie nur, wie peinlich es wäre, wenn ein zukünftiger Literaturforscher auf der Suche nach dem Spätstil des „Weber"-Dichters an jenen höchst seltsamen Satz geriete, der augenblicklich neben Ihrem Bildnis in den Schaufenstern mancher Elektrola-Filialen zu lesen steht: „Mit allergrößtem künstlerischem Vergnügen hören wir die Elektrola-Platten auf dem gleichnamigen Apparat." Weber, Biberpelz, Florian Geyer — und dann dies hier auf dem gleichnamigen Apparat? Da muß was dran kaputt gegangen sein.

Westdeutscher. Truppe im Westen nennt sich eine neugegründete Bühne, die sich an die Arbeiterschaft wendet und ihre Vorstellungen im rheinisch-westfälischen Industriebezirk September beginnen wird. Die Leitung der Truppe hat Hermann Greid, der Sitz ist Düsseldorf. Als erste Vorstellung geht im Rahmen der Düsseldorfer Volksbühne „Sacco und Vanzetti" von Erich Mühsam in Szene.

Anita Augspurg, Berlin. Sie haben gemeinsam mit Gertrud Baer, Lida Gustava Heymann und andern einen offenen Brief an die französische Sektion der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit gerichtet. Sie wollen Ihren französischen Freunden versichern, daß viele deutsche Frauen und Männer die Gewalttätigkeiten und Ausschreitungen in den von den französischen Truppen geräumten Rheinlanden nicht nur aufs Tiefste bedauern, sondern sogar aufs Schärfste verurteilen. Sie werfen der Regierung und der Polizei vor, daß sie nicht rechtzeitig gegen die nationalistischen Verbrecher vorgegangen sind. Sie sprechen den französischen Truppen Ihre Anerkennung dafür aus, daß von ihrer Seite beim Abzug jede Provokation vermieden wurde. Sie werden nun noch mehr als zuvor die deutsch-französische Verständigung betreiben.

Rechtsanwalt Litten, Berlin. Sie haben in Ihrem Plaidoyer am 10. Juli im Prozeß gegen die Kommunisten Schwarz und Wilke, zu dem Sie den Genossen Z. als Zeugen geladen hatten, erklärt: „Mehrere kommunistische Redakteure, die Herrn Zörgiebel einen Massenmörder genannt haben, sind unter Abschneidung des Wahrheitsbeweises wegen Formalbeleidigung verurteilt worden. Ich beschuldige nunmehr Herrn Zörgiebel unter strengster Vermeidung jeder Formalbeleidigung der Anstiftung zum Morde in 33 Fällen und erwarte für diese Behauptung, für die mir der Wahrheitsbeweis nicht abgeschnitten werden kann, den Strafantrag des Zeugen Zörgiebel." Sie warten noch immer. Wir auch. Genosse Z. hat Wichtigres zu tun.

Herr Walter Mehring, Berlin, bittet uns mitzuteilen, daß alle Gerüchte falsch sind, die ihm die Verfasserschaft des Aufrufs der neuen Staatspartei in die Schuhe schieben wollen. Herr Mehring, der hier im vorigen Heft die Proklamation der Neuen Kaiser-Partei (N.K.P.) veröffentlicht hat, lehnt es entschieden ab, für alle mehr oder weniger gelungenen Stilübungen neuer Parteien verantwortlich gemacht zu werden und wird diesbezüglichen Nachreden energisch entgegentreten. Wir geben diesen Wunsch unsres geschätzten Abonnenten gern zur gefl. Nachachtung weiter.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Wahlkampf: An einen Pharisäer • Koch und Scholz • Goebbels als Geisterseher

von Carl v. Ossietzky

Lieber Vorwärts! Der Versuch Ludwig Quiddes und seiner Freunde, die den Anschluß der Demopartei an den Jungdeutschen Orden nicht mitmachen wollen, wird von Dir in einer Weise kommentiert, die nicht widerspruchslos passieren darf. Ich weiß nicht, ob Quiddes Vereinigung unabhängiger Demokraten einmal parteibildende Kraft zeigen wird oder ob es sich hier nur um einen charaktervollen Protestakt handelt, ähnlich dem Ledebours, der allein blieb, um nicht Noskes Parteigenosse zu werden. Man kann über die Möglichkeiten dieses Schrittes verschieden denken, jawohl, aber was Du dazu bemerkst, ist keine Kritik sondern ein sehr überheblicher Hymnus auf den eignen Laden. Du erinnerst an den Fehlschlag der Demokratischen Vereinigung vor zwanzig Jahren, die Herr Breitscheid geführt hat, als er noch nicht der parlamentarische Schönheitskönig war sondern ein kämpfender Revolteur. Du meinst, eine Sammlung radikaler Demokraten bedeute heute nicht mehr als die Befriedigung eines „überflüssigen Luxusbedürfnisses" und hieße auch, „das Arbeiten des politischen und parlamentarischen Apparates noch weiter erschweren." Ausgezeichnet. Ein paar allzu aufrichtige Einzelgänger könnten den politischen und parlamentarischen Apparat allerdings segensreich erschweren, unter anderm auch Deiner Partei die Begründung ihrer Umfälle komplizierter machen. Du nimmst aber auch die Gelegenheit wahr, um die etwas legendär gewordene Radikalität der Partei wieder zu manifestieren: „Allerdings geht die Sozialdemokratie weiter. Sie steht als Partei des arbeitenden Volkes für den Sozialismus gegen den Kapitalismus, und das ist eine Hürde, vor der auch die ‚unabhängigen' Demokraten noch scheuen. Sie begreifen oder wollen nicht begreifen, daß nur das arbeitende Volk wirklicher Träger der demokratischen Ideale sein kann... Ehrlichen und aufrechten Demokraten bleibt nichts übrig als der Weg zur Sozialdemokratie." Gott, was für klassenkämpferische Töne! Ist da ein Bauchredner im Zimmer? Wann außer in Wahlzeiten hört man das? Zwar hat vor ein paar Tagen erst Herr Erkelenz bei Dir versichert, wie angenehm leicht ihm der Übertritt zur Sozialdemokratie gefallen sei; er hätte seine Anschauungen gar nicht zu revidieren brauchen und Marxismus werde ja nicht verlangt. Es ist eine peinliche Geschichte, verehrtes Zentralorgan — Deine Genossen haben in diesen zwölf Jahren Republik mit den seltsamsten Leuten ohne große Einreden das Lager geteilt, aber wenn sie auf ein paar anständige demokratische Republikaner stoßen, dann erwacht plötzlich die Erinnerung an den Sozialismus und daß die Andern doch nur „Bürger" sind. Wo hat die Partei denn für den Sozialismus

gestanden? Ist das Republikschutzgesetz Severings, dies Ausnahmegesetz gegen die Kommunisten, etwa eine große demokratische Leistung? Und um nur ein Beispiel von vielen zu nehmen: ist der Bürger Erzberger nicht ein stärkerer und sozialerer Finanzminister gewesen als der Genosse Hilferding? Wäre die Sozialdemokratie wirklich die republikanische Partei par excellence, dann wäre für unzählige freiheitlich Denkende die Frage viel einfacher, welche Mitgliedskarte sie in der Tasche tragen, welche Partei sie am 14. September wählen sollen, und dann würden auch die Linksradikalen nicht so prosperieren wie jetzt. Gegen Quiddes Gründung lassen sich mancherlei Einwände erheben, aber wenn Du, lieber Vorwärts, plötzlich den rauhen Proletarier spielst und mit der vollen Unerbittlichkeit deiner marxistischen Prinzipien diese Leute als Bürger abtust, die vor dem Klassenkampf zittern, — das geht nicht. Das ist eine widerwärtige Tartüfferie. Faß dich an Deinen eignen Zörgiebel, alter Pharisäer.

*

Der Hund lief in die Küche
und stahl dem Koch den Brei,
da nahm der Koch den Löffel
und schlug den Hund entzwei.

Kinderlied

Mit der bürgerlichen Sammlung ist es wieder nichts. An Stelle der Einheitspartei der Mitte treten noch ein paar Gruppen mehr auf als sonst. Dabei müssen die Unterschiede der Parteien von Treviranus bis Dietrich mit dem Vergrößerungsglas gesucht werden. Selbst die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', ein schwerindustrielles Blatt mit fascistischer Gösch, findet, daß Volkspartei und Staatspartei eigentlich dasselbe wollen und deshalb ohne Gewissensbeschwerden in einander aufgehen können. Doch da sind noch Scholz und Koch... Wenn die Einigung bisher nicht zustande gekommen ist, so lag das ganz gewiß nicht an den Göttern zweiten Ranges sondern an der Eifersucht der Führer. Im Grunde genommen bedeutet die Kreation der Staatspartei nur eine neue Phase in der alten Rivalität zwischen diesen beiden Granden. Daß etwas gegründet werden sollte, stand schon lange fest; es kam nur darauf an, wer den Anfang machen und wer der künftige alleinige Leader sein sollte. Erich Koch hat zwar seine alte Partei mit Mann und Maus ins Verderben gebracht, aber ein schlechter Führer kann noch immer ein flotter Gründer sein. Herr Koch, dem seine Stadt Kassel hoffentlich einmal ein Standbild aus Gelatine setzen wird, ist Herrn Scholz an Fixigkeit entschieden über. Während der Duce der Deutschen Volkspartei über dem Projekt einer Reichspartei und dem dazugehörigen flammenden Aufruf bastelte, setzte sich Koch mit Mahraun ins Rheingold und gründete auf Teufel komm raus. So hatte Scholz das Nachsehen. Er fühlte sich überrumpelt und wurde böse. Es ist kein Zweifel, daß sich die Volkspartei augenblicklich zwischen den Neukonservativen und der Staatspartei etwas unglücklich plaziert fühlt. Denn sie steht so als reine Unternehmerpartei da, auf soziale Redensarten ist sie nicht eingefuchst; Herr Lambach, rechts von

ihr, macht das viel besser. Es wäre also rein zum Verzweifeln, wenn ihr nicht aus der Staatspartei selbst Sukkurs käme. Auf dem rechten Flügel, dort wo der Hansabund thront, sehnt man sich nach Scholz und den Seinen, um das sozialreaktionäre Element zu verstärken. Wäre Herr Scholz ein solcher Zwerg und seine Partei so unbedeutend, wie die der Staatspartei befreundeten Blätter behaupten, dann brauchten doch nicht solche Anstrengungen gemacht zu werden, um an den Verhandlungstisch zu kommen. Dann könnte man die Leute doch still verrotten lassen. Statt dessen bietet Herr Koch — gewiß unter schwerem Druck — seinen Rücktritt an und wird dann in Urlaub geschickt, während für die Aussprache „von Mensch zu Mensch" Herr Höpker-Aschoff delegiert wird. Die Staatspartei ist also bereit, ihren eben noch umjubelten Gründer zu opfern, weil er der Nachbarpartei noch immer zu jakobinisch riecht. Denn Mahraun und den Syndici der Jungdeutschen ist nur an Erweiterung nach rechts gelegen, während dem Hochkapitel von I. G. Farben die ganze Volksgemeinschaft keinen Spaß mehr macht, wenn die Schwerindustrie nicht dabei ist. Herr Koch hat mit der Gewandtheit des Taschenspielers eine neue Partei aus der Manschette geholt, wobei aus Versehen allerdings auch die Judenklausel der Jungdos ins Parkett gefallen ist. Der schwerfällige Scholz spekuliert dagegen auf die Schwerfälligkeit seiner Mitbürger. Es gibt schon heute genug Nachdenkliche, die sagen, daß die Parteien am besten abschneiden werden, die ihren Namen nicht geändert haben.

*

Große Männer waren immer abergläubisch. Bei Goebbels hat man es sehr mit dem Spiritismus, und wenn irdischer Rat nicht mehr verfängt, muß die okkulte Welt regulierend eingreifen. Das paßt zwar nicht recht zu dem Bild, das man sich nach seinen turbulenten Reden von dem völkischen Alleszerschmetterer gemacht hat. Aber unser formidabler Volkstribun ist, sich selbst überlassen, ein armes, seelisch verquetschtes Luder, gar kein Bramarbas mehr, wie an der Rostra im Toben des Beifalls, sondern ein Zerbrechlicher, der mit allerlei magischem Hokuspokus sich selbst mehr als andre mystifiziert. Da fand vor einiger Zeit in Garmisch-Partenkirchen so eine Séance statt... Man hatte die Gläser im Kreise aufgestellt, und wie sie nachher auf dem Tisch herumtanzten, bezeichneten sie die Orakelsprüche aus Geistermund. Es waren Gäste dabei, die wahrscheinlich Armin und Thusnelda und andre Exzellenzen des Germanentums erwarteten, aber es muß an diesem Tag im Jenseits eine Betriebsstörung fällig gewesen sein, denn es meldete sich zunächst ein nicht eingeladener Herr Simon mit echt jüdischer Vordringlichkeit. Viel schlimmer noch als das Entrée war das weitere Benehmen dieses Herrn, denn das Wort, das entziffert wurde, es kann nicht verschwiegen werden, hieß schlicht und rund: „Kotze". Das hatte die peinliche Folge, daß die Damen entrüstet das Zimmer verließen. Mit Verwünschungen überhäuft zog sich der unanständige jüdische Geist nach Gehenna zurück. Die Damen

erschienen erst wieder, als sich der galante Prinz Louis Ferdinand meldete, der indessen keine frivolen Scherze machte, sondern sich nur auf die trockene Bemerkung beschränkte, daß Goebbels nächstens Kultusminister werden würde. Als Letzter stieg, wie selbstverständlich, Bismarck aus dem Hades. Keine Feier ohne Bismarck. Damals war grade der Konflikt Hindenburg-Goebbels ausgebrochen, dem eisernen Kanzler schien das zu weit zu gehen. „Goebbels, denk an Tannenberg!" mahnte er betrübt, und Goebbels dachte daran und war tief erschüttert. So endete die bedeutsame Séance. Kleinere Politiker müssen zur Begründung ihrer taktischen Schwenkungen mit Zitatensprüchen längst Verstorbener aufwarten, doch der nationalsozialistische Häuptling, in den Tiefen der parapsychologischen Wissenschaft zuhause, bestellt die Herren selbst herauf und läßt sich von ihnen bestätigen. Jeder Esel kann sich auf Bismarck berufen, aber um den Schatten Bismarcks selbst an den Zeugenstand und zum Sprechen zu bringen, dazu muß man schon ein Erleuchteter wie Goebbels sein.

Pater D'Herbigny von Anton Gantner

Der Papst ernannte den französischen Jesuitenpater D'Herbigny zum Präsidenten und Leiter des Päpstlichen Orientalischen Instituts in Rom, einer Nachkriegsgründung mit dem einleuchtenden Zweck, Missionare für Sowjetrußland auszubilden, die später die Geschäfte Roms in Rußland in die Hand nehmen sollten. Es ist wichtig, genau zu verfolgen, wie detektivmäßig geschickt Herbigny die Aufgaben eines päpstlichen Emissärs ausführte und die Rollen verteilte zum Zwecke der großen politischen Wiedervereinigung der von Rom abgefallenen östlichen Kirchen. Da in dem Federkreuzzug gegen die Sowjets der Kopf und Sachwalter der römischen Ostinteressen, der Bischof Michel D'Herbigny die schärfsten und fundiertesten Angriffe gegen Moskau schleudert, so kann es nur einer wahren Objektivität dienen, wenn wir ein wenig der eignen Quellensammlung Herbignys nachgehen.

1927 ist ein unscheinbares Büchlein erschienen: „Das Kreuz unter dem Sowjetstern." Ein erster Reisebericht des Jesuiten, übertragen aus der römischen Sammlung Orientalia Christiana des Ostinstituts, dem man aber damals in der katholischen Presse noch kaum Beachtung schenkte. Auch Pater Herbigny, der doch vom Papste nach Rußland gesandt wurde, um unter allen Umständen zu retten, was zu retten war, scheint 1925/26 noch nicht vorausgeahnt zu haben, daß zwei, drei Jahre später seine ersten positiven Eindrücke von Moskau so gänzlich umschlagen werden. D'Herbigny ist ein ganz moderner Jesuit, der nur voll Freude bewundern kann, daß er bestätigt findet, was ihm Außem, der damalige Generalkonsul der USSR. in Paris, sagte, daß man jetzt in Rußland auch eine neue religiöse Politik befolge: man habe beschlossen, den direkten Kampf gegen die religiösen Tendenzen aufzugeben. Der französische Royalist lobt: „Die zentrale Regierung ist klüger als die Dekadisten von 1793 und hat im neun Gesetzbuch die Sonntagsruhe und die der großen christlichen Feste bestätigt. Die Parole lautet: Freiheit — Freiheit der Religion wie ihrer Gegnerschaft. Deshalb sind in der Tat in Moskau selbst die meisten Kirchen offen und dem Gottesdienst erhalten geblieben. Die Sektion für Archäologie hat die Restauration der meisten alten Kirchen in Angriff genommen. Einige besonders wichtige Restaurationsversuche sogar mit unendlicher Sorgfalt durchgeführt; so riß die Feinheit der gegenwärtigen Restaurationsarbeiten in der Auferstehungskathedrale im Kreml die Gläubigen ganz hin!" Diese Freude über die Unterschiede der heutigen

roten Machthaber im Vergleich mit den Bilderstürmern der französischen Revolution macht ihn so glücklich, daß er wirklich objektiv bemerkt: „In der Theorie und der Praxis befolgte der alte Zarenstaat den Grundsatz, Russe sein heißt orthodox sein, aufhören orthodox zu sein, heißt aufhören Russe zu sein; daß bedeutete besonders im Kriegsfall schlimmsten Terror für Katholiken und Protestanten. Gewisse orthodoxe Bischöfe haben in Galizien von 1914 bis 1917 soundsoviele Abschlachtungen oder Verschickungen veranlaßt — und entrüsten sich heute noch immer gegen die Inquisition (vielleicht auch gegen die barbarische Rückkatholisierung im neuen Polen!)." Er ist im allgemeinen mit der Lage so zufrieden, daß er bei aller Kritik der antireligiösen Propaganda besonders unter den Jugendlichen noch zweimal im Jahre 1926, zwar ohne Hinterlassenschaft eines Reiseberichts nach Rußland zurückkommt und es fertigbringt, im roten Rußland drei neue katholische Bischöfe zu weihen und einzusetzen. Wer kann sich da wundern, daß der Präsident des Orientalischen Instituts nach diesen abenteuerlichen Vorbereitungen für das Missionsgeschäft vor Wut aufschreit, als im April 1929 die Kulturabteilung des Sowjetstaats Bestimmungen ändert, die eben jenen guten Ton, den Herbigny als so günstig für Rom beurteilte, umstoßen.

Der Überblick, den Herbigny aus der Situation der russischen Christen auf seiner ersten Inspektionsreise gewonnen hatte, gab Rom auch die allerbesten Aussichten; denn die Katholiken sind ja unter den hundertfünfzig Millionen Sowjetbürgern auch heute noch kaum von einer Bedeutung, die der Rede wert ist. Herbigny berichtet selbst darüber aufschlußreich: „Die Staatsorthodoxie des Zarismus erklärt allein diese Dinge — das so gut wie vollständige Fehlen des Katholizismus in den russischen und sibirischen Gebieten. In Sowjetrußland blieben als Diözessen nur zwei Bistümer, beide meist von deutschen oder polnischen Kolonisten besiedelt. Die residierenden Bischöfe wurden gezwungen, das Land zu verlassen. So hat ein einziger Priester manchmal ein Gebiet zu versorgen, das nahezu so groß ist wie die Gesamtfläche Italiens; in Moskau selbst soll es 25- bis 30 000 Katholiken geben, und für sie ist auch nur ein Priester vorhanden." Wenn man noch die neuste katholische Statistik über Rußland hinzufügt, so gibt es doch in Rußland nur anderthalb Millionen Katholiken, drei von Herbigny geweihte Bischöfe, 564 Pfarreien, 386 Priester. Auch bei diesen Zahlen wird jeder vernünftige Mensch im Augenblick erstaunt sein, daß für diese beinahe unbemerkbare Diaspora Rom die kämpfende Führerrolle der Religionen übernommen hat. Setzen wir das Perspektivenglas von Herbigny an, so werden wir gleich tiefer und umfassender die Hintergründe durchschauen. Die kleine Schrift ist Beweis für einen bewundernswerten Eifer, eine Aufgabe zum besten Ende zu bringen. Die zusammengebrochene schismatische Orthodoxie soll solange liebevoll beackert werden, bis man sie in den Schoß der alleinseligmachenden römischen Kirche aufnehmen kann. Herbigny berichtet, daß durch den Zusammenbruch der Zarenmacht eine ganze Serie von neun bis zehn Richtungen im russischen Christentum entstanden sind, die sich alle untereinander aufs heftigste bekämpfen, ein großer Teil zeigt sich unversöhnlich mit der neuen Ordnung, eine andre im Aufsteigen begriffene Richtung, der Herbigny seine volle Sympathie schenkt, weil sie dem Katholizismus am nächsten kommt, erkennt zwar die neue Staatsform an, aber wehrt sich mit aller Energie gegen die antireligiöse Propaganda; einige Gruppen haben mit den Sowjets Frieden geschlossen, nennen sich Rote Kirchen, konnten aber keine weitere Bedeutung erlangen. Außerdem erklärten sich eine Reihe von Landesorthodoxien für selbständig. Herbigny besucht nun alle die führenden religiösen Persönlichkeiten der verschiedenen Richtungen und bringt ein überaus günstiges Endresultat nach Rom, für den Plan, das unermeßliche russische Land für ein katholisches Missionsgebiet reif zu machen.

Die Vereinigung des Ostens mit dem Westen ist also 1925/26 für Rom kein Traum mehr; denn die Hoffnung der großen Unionsbestrebungen Roms, die für Herbigny erst einmal „unwillkürlich aus seinem Gebet entsprossen" war, wurde ihm gleich danach von einem klarblickenden Diplomaten in Worte gefaßt: „Einige Tage vorher hatte eine der bedeutendsten Sowjetpersönlichkeiten die Ansichten über die gegenwärtige Weltlage entwickelt und dabei drei große Strömungen, drei Imperialismen festgestellt; den englisch-amerikanischen Universalismus, den moskauer kommunistischen Universalismus, sich auf Asien stützend, und natürlich den päpstlichen Universalismus, der sich auf Gott stützt. Gegen Rom suchen wir noch einen Weg — ohne Rom würden alle Abarten des Christentums sich verflüchtigen oder kapitulieren, die Religionen sterben. Der Kampf bleibt ungewiß, er wird lange dauern."

Man kann sich denken, mit welchen hochtrabenden Hoffnungen und Erwartungen der Jesuit Herbigny nach solchen Summa-Erörterungen in sein Präsidium in Rom zurückgekehrt ist. „Die katholische Kirche entzündet keinen Kampf und entsendet keine Propagandisten gegen einen Fortschritt, eine Wissenschaft, eine Industrie; sie verbreitet das Gute überall ohne politische Etikette, es gibt nur ein Weltchristentum, nur eine Kirche, die der Materialismus nicht überwältigen wird." Rom entfacht nur einen weltumspannenden Kreuzzug in dem Augenblick, da die günstigen Perspektiven, die der Pater Herbigny noch 1927 für die Expansionspolitik Roms konstatieren konnte, durch die gewaltigen Aufbauarbeiten eines vollkommen andern Staatswesens ihre Gültigkeit verlieren. Müssen wir nicht ernstlich glauben, daß die römische Kirche, da sie doch um der kirchlichen Wiedervereinigung willen bereit gewesen war, über die rücksichtslosen russischen Kirchenenteignungen nach allen Regeln politischer Kunst mit sich handeln zu lassen, nur aus Gewinngründen (weil diese Verhandlungen abgebrochen wurden) die Aktion gegen USSR. eröffnete? So bleibt auch vorläufig für Herbigny und sein russisches Institut in Rom nur der Spruch als Trost, den der Engel zu Maria sprach und mit dem Herbigny sein Buch beschließt: „Non erit impossibile apud Deum omne verbum." ... und Abwarten bis zur nächsten Rußlandreise.

Reichswehr und § 218 von L. Nieder

> Die Angehörigen der Wehrmacht bedürfen zur Verheiratung der Genehmigung ihres Vorgesetzten. Diese Genehmigung wird in der Regel nicht vor Vollendung des 27. Lebensjahres erteilt. (Artikel 1 der Heiratsordnung.)

Diese Ausnahmebestimmung muß der junge Bursche, so er Soldat werden will, unterschreiben. Erst wenn er acht Jahre abgerissen hat, darf er darauf hoffen, in den heiligen Stand der Ehe einzutreten, vorausgesetzt, daß seine Braut aus achtbarer (nicht roter!) Familie ist und die vertraulichen Erkundigungen des Vorgesetzten auch sonst keine Hinderungsgründe festgestellt haben. Wie man sieht, wird in der Reichswehr auf Ordnung gesehen.

So auch in der Feststellung und Durchforschung der Selbstmorde und Selbstmordversuche von Angehörigen der Wehrmacht, deren große Zahl immer wieder berechtigtes Aufsehen erregt hat. Das Rechnungsjahr für Selbstmorde läuft jeweils vom 1. Oktober bis 30. September. Die Bilanz wird zu einer Statistik nebst Kurve zusammengestellt und dem Reichstag zum Wehretat als Material zugestellt; mit der Ab-

sicht „nachzuweisen", daß die sich häufenden Selbstmorde „in keinem Fall auf falsche Behandlung seitens der Vorgesetzten" sondern auf „eignes Verschulden" zurückzuführen sind. Das muß man glauben, da die Toten nicht mehr reden können und die wegen Selbstmordversuchs fristlos Entlassenen auch kein Recht mehr bekommen, mögen sie reden was sie wollen. Bemerkenswert ist immerhin, daß allein 27 Selbstmorde und Selbstmordversuche aus Furcht vor Strafe und ihren Folgen unternommen wurden.

Die Statistik für 1929 zählt 62 Selbstmorde und 17 Selbstmordversuche. Nach den Angaben des RWM. haben 21 „aus Liebeskummer" mit dem Leben Schluß gemacht oder zu machen versucht. Bei 12 von diesen ist festgestellt, daß die Zahlung von Alimenten oder uneheliche Vaterschaft überhaupt die Ursachen gewesen sind. Mit andern Worten: über 14 Prozent sind Opfer des § 218 und der nicht ausreichenden Besoldung. Es ist kein Fall bekannt, wonach ein Offizier aus denselben Gründen sich das Leben genommen hätte.

Das RWM. gibt in seiner Statistik jeweils zu jedem einzelnen Fall eine kurze Begründung: Wir lassen nachstehend einige folgen, die erschreckend zeigen, welche Tragödie sich in jedem einzelnen Falle abgespielt haben muß, wenn an sich keineswegs verbrecherische Handlungen einen Menschen dazu bringen, sein Leben von sich zu werfen.

Obergefreite X., 26 Jahre alt, 8 Dienstjahre. Er war mit einer nicht geschiedenen Frau verlobt, hatte von einem Mädchen ein uneheliches Kind und unterhielt Verkehr mit noch zwei andern Mädchen.

Fahrer X., 18 Jahre alt, 1 Dienstjahr. Ein Mädchen hatte ihm einige Zeit vor der Tat geschrieben, wenn sie nicht bald Post von ihm erhalte, wisse sie nicht, was sie zu tun habe; er sollte nicht vergessen, daß ihr Leben in Gefahr sei.

Gefreiter X., 23 Jahre alt, 4 Dienstjahre. Er hatte ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen geblieben war, abgebrochen wegen eines andern Mädchens, das ihn aber zurückwies.

Oberfahrer X., 23 Jahre alt, 3 Dienstjahre. Im Abschiedsbrief bittet er seine Mutter, nichts für ihn zu bezahlen und teilt ihr mit, er würde nochmals Vater eines unehelichen Kindes.

Obergefreiter X., 27 Jahre alt, 10 Dienstjahre. Der Vater eines geschwängerten Mädchens bezichtigte ihn, diesem zur Abtreibung geraten zu haben.

Obergefreiter X., 28 Jahre alt, 6 Dienstjahre. Am 10. Mai 1929 hatte ihm sein Mädchen mitgeteilt, es sei von ihm in andern Umständen. Am 22. Mai erschoß er sich.

Obergefreiter X., 21 Jahre alt, 4 Dienstjahre. Nach eignen Angaben im hinterlassenen Brief an Angehörige zur Zahlung von Unterhalt für uneheliches Kind verurteilt.

Obergefreiter X., 26 Jahre alt, 8 Dienstjahre. Er hatte von zwei Mädchen je ein uneheliches Kind.

Oberschütze X., 22 Jahre alt, 4 Dienstjahre. Er war Vater eines unehelichen Kindes und hatte ein zweites zu erwarten.

Gefreiter X., 24 Jahre alt, 6 Dienstjahre. Er hatte außerhalb des Standortes ein Verhältnis mit einem Mädchen und ein Kind von diesem. Außerdem verkehrte er im Standort mit einem andern Mädchen. Nach hinterlassenen Briefen haben beide beschlossen, gemeinsam zu sterben. Er hat zuerst das Mädchen, dann sich erschossen.

Kann man, wie es das Reichswehrministerium versucht, diese armen Teufel, die in ihrem Liebesleben gescheitert sind,

einfach als Psychopathen bezeichnen? Natürlich nicht. Alimente wollen bezahlt sein. Werden sie vom Sold des Soldaten abgezogen, dann bleibt von diesem nicht mehr viel übrig. Da der Angehörige der Wehrmacht erst nach dem achten Dienstjahr heiraten darf, müßte er daher in dieser Zeit keusch leben; da das aber nicht zu erwarten ist, sind die unausbleiblichen Folgen die, daß er sehr bald ein oder auch mehrere uneheliche Kinder in die Welt setzt. Da der § 218 jeden Eingriff verbietet, so kommt der Soldat sehr bald in die größten Konflikte mit seinem Leben, die, wie die obigen Fälle beweisen, sehr oft in der Verwirrung zum Selbstmord führen. Auch hier fordert der § 218, der das keimende Leben schützen will, das Leben erwachsener Menschen.

Das neue Sexualstrafrecht und die Schwarze Gefahr

von Kurt Hiller

II

Beginnen wir mit der strafrechtlichen Behandlung der künstlichen Schwangerschaftsunterbrechung. Unsre Forderung ging und geht dahin, die Strafe für Abtreibung im Normalfall völlig aufzuheben und lediglich in zwei Fällen Strafe zu verhängen: erstens über den, der die Frucht ohne Einwilligung der Schwangeren abtreibt; zweitens über den, der sie, ohne approbierter Arzt zu sein, abtreibt. Die Abtreibung mit Einwilligung der Schwangeren durch einen kundigen Arzt muß straflos sein. Unerhört bleibt, daß in dieser Zeit schwerster Not die Proletarierin nach wie vor zum Gebären gezwungen werden soll. Das Gesetz, das diese Ungeheuerlichkeit vorschreibt, ist erbarmungslos. Es ist auch gesellschaftsfeindlich. Denn die Gesellschaft hat kein Interesse an einem Nachwuchs, der im Elend gezeugt worden ist, im Elend geboren ward, im Elend aufgezogen wird und im Elend verkommt. Selbst die Früchte von Alkoholikern, Kokainisten, Epileptikern, Tuberkulösen und Syphilitikern müssen ja heute, und auch nach den neuen Beschlüssen, bei Strafe ausgetragen werden. Sogar die, die das Ergebnis einer Notzucht sind. Alle diese traurigen Föten werden gezwungen, dem Verein ‚Menschheit' beizutreten. Der Staat tut weder ihnen noch der Menschheit einen Gefallen damit. Trotzdem steckt er menschenfreundliche Ärzte, die sinnlose Geburten dieserart auf Wunsch der Mutter verhindern, nach wie vor ins Zuchthaus. Diese Gesetzmacher kümmern sich den Teufel um einen gesunden Nachwuchs; sie brauchen Kanonenfutter und Giftgasfutter, sie brauchen Profitsklaven. Dabei wird grade das Profitargument, wonach eine schrankenlose Volksvermehrung zur Hebung der Warenproduktion erforderlich sei, Lügen gestraft und in seiner ganzen Lächerlichkeit aufgezeigt durch die Arbeitslosenheere. Unter proletarischem Gesichtswinkel ist die Abtreibungsstrafe ein niederträchtiges Verbrechen am Volk; aber selbst unter kapitalistischem Ge-

sichtswinkel ist sie sinnlos: sie nützt niemandem und schafft nur Jammer und Qualen. Schon vor Jahren hat Helene Stöcker auf die Schauerlichkeit der Groteske hingewiesen, daß derselbe Staat, der Millionen seiner Bürger im Kriege bedenkenlos hinopfert, mit Überempfindlichkeit das Leben von Embryonen schützt, von unfertigen Keimgeschöpfen oder Geschöpfkeimen, denen ein Wille zum Leben noch gar nicht innewohnt. Wenn gesagt worden ist, die Freigabe der Abtreibung würde einen Massenmord an den Ungeborenen bedeuten, so ist das, in einem kriegeführenden Staate von einem Bejaher dieses Staates geäußert, widerwärtigste Heuchelei.

Der Reichstagsausschuß hat sich unsrer Auffassung nicht angeschlossen. Er hat die Regierungsvorlage nur um drei belangarme Nuancen verbessert. Nach wie vor soll eine Frau, die ihre Frucht im Mutterleib oder durch Abtreibung tötet oder die Tötung durch einen andern zuläßt, mit Gefängnis bis zu fünf Jahren bestraft werden. Ebenso ein andrer, der eine Frucht im Mutterleib oder durch Abtreibung tötet. Auch der Versuch soll, nach wie vor, strafbar sein. Nur in besonders leichten Fällen des Versuchs und auch der vollendeten Handlung soll das Gericht von Strafe absehen können. Die Regierungsvorlage hatte nur die besonders leichten Fälle des Versuchs berücksichtigt. Neu ist ferner, daß die Strafbarkeit dieser Handlungen in zwei Jahren verjähren soll. Und neu ist drittens: daß eine Abtreibung im Sinne des Strafgesetzes nicht vorliegen soll, wenn ein approbierter Arzt eine Schwangerschaft unterbricht, weil es nach den Regeln der ärztlichen Kunst zur Abwendung einer ernsten Gefahr für das Leben oder die Gesundheit der Mutter erforderlich ist. Das ist die sogenannte medizinische Indikation. In der Regierungsvorlage hieß es, statt „zur Abwendung einer ernsten Gefahr": „zur Abwendung einer auf andere Weise nicht abwendbaren ernsten Gefahr". Also auch wenn objektiv die Möglichkeit besteht, daß die ernste Gefahr für das Leben oder die Gesundheit der Mutter anders als durch die Unterbrechung der Schwangerschaft abgewendet wird, soll der Arzt in Zukunft sich nicht strafbar machen, wofern er die Abtreibung vornimmt, weil er sie nach den Regeln der ärztlichen Kunst für erforderlich hält. — Zweifellos ein Fortschritt; aber ein winziger. Denn diese Formulierung, die zwar der medizinischen Indikation gerecht wird, berücksichtigt nicht die eugenische und nicht die soziale. Erkennt der Arzt, daß die Austragung der Frucht zwar der Mutter gesundheitlich nicht schaden würde, daß aber nach menschlichem Ermessen ein biologisch minderwertiges Wesen durch die Geburt in die Welt gesetzt würde oder daß die traurige Wirtschaftslage der Eltern durch die Entbindung eine unerträgliche Verschlechterung erfahren müßte, so daß auch dem Kinde keineswegs gedient wäre, wenn man ihm zur Geburt verhülfe —: erkennt der Arzt dies und handelt er gewissenhafterweise seiner Erkenntnis gemäß, das heißt, treibt er auf den Wunsch der Mutter die Frucht ab, dann soll er, auch nach den Beschlüssen des Reichstagsausschusses, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft werden, selbst falls er für seinen Eingriff

nur ein ganz bescheidenes Honorar genommen hat. — Ein Arzt kann schließlich nicht umsonst ordinieren und operieren; er lebt von seinem Beruf, wie jeder andre Werktätige.

Nicht einmal die Straflosigkeit der Abtreibung von Föten, die durch Notzucht entstanden sind, stellte der Ausschuß fest; und auch die Gefängnisstrafe für den, der öffentlich seine eignen oder fremde Dienste zur Vornahme oder Förderung von Abtreibungen anbietet, ließ er bestehen. Diese Strafe trifft nicht nur den Kurpfuscher und die ‚weise Frau' sondern auch den fachmännisch ausgebildeten Gynäkologen; und dies, obwohl ihm in einem Falle, nämlich in dem der medizinischen Indikation, das Recht auf Unterbrechung der Schwangerschaft ja zugestanden wird! Es soll also strafbar sein, straflose Dienste öffentlich anzubieten.

Nun gilt grade für das Problem der Geburtenregelung das Wort Doktor Leo Klaubers: „Ein Lot Vorbeugung ist besser als ein Zentner Medikamente"; und man könnte die Rigorosität des Strafrechtsausschusses gegenüber der Abtreibung zur Not noch verstehen, wenn er zu den empfängnisverhütenden Mitteln eine vernünftige Stellung einnähme. Davon ist leider keine Rede. Unser Gegenentwurf hatte die Strafbestimmung gegen Ankündigung, Anpreisung, Ausstellung empfängnisverhütender Mittel völlig gestrichen, und zwar schon deshalb, weil diese Mittel ja vielfach zugleich Mittel zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten sind und die Strafandrohung also gradezu der Ausbreitung dieser Krankheiten Vorschub leistet; sie ist, vom sozialhygienischen Standpunkt aus, ein Wahnsinnsakt; und einen bessern Standpunkt als den der Sozialhygiene gibt es nicht! Aber der Reichstagsausschuß hat es, in seiner Weisheit, bei der Bestimmung der Regierungsvorlage belassen. Mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe soll bestraft werden, wer in einer die Sitte oder den Anstand verletzenden Weise ein Mittel, einen Gegenstand oder ein Verfahren, die zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten oder zur Verhütung der Empfängnis dienen, öffentlich ankündigt oder anpreist oder ein solches Mittel oder einen solchen Gegenstand an einem allgemein zugänglichen Orte ausstellt. Demnach soll sich der Propagator des empfängnisverhütenden Mittels nur dann strafbar machen, wenn er „in einer die Sitte oder den Anstand verletzenden Weise" verfährt. Dieser Paragraph ist eine echte Kautschukbestimmung, ist ein wahrer Gummiartikel; in Kraft gesetzt, muß er zu einer unerträglichen Rechtsunsicherheit und Rechtsungleichheit führen. Anstatt die Verbreitung der Schutzmittel durch Strafdrohungen zu hemmen, sollte der Staat in Zeiten der Wirtschaftsdepression, der Arbeitslosigkeit, des Massenelends ihre Verteilung selber in die Hand nehmen; es wäre das beste Mittel gegen die Abtreibungen!

Einen Fortschritt gegenüber der Regierungsvorlage stellt die Streichung des sogenannten Sodomie-Paragraphen dar. Geschlechtliche Handlungen mit Tieren sollen also hinfort straffrei sein; sogar der deutschnationale Abgeordnete D. Strathmann hatte deren Strafwürdigkeit bezweifelt. Da-

mit ist eine alte Forderung freiheitlicher Sexualpolitik durchgesetzt; freilich eine recht bedeutungsarme.

Von gesellschaftlich ungleich größerer Bedeutung als das Phänomen der Sodomie ist das der Homosexualität. Die Presse hat seinerzeit in großen Schlagzeilen mitgeteilt, der Ausschuß habe „den § 175 gestrichen". Die Presse war falsch unterrichtet. Der Ausschuß hat den § 175 weder gestrichen noch beibehalten; er hat ihn in bestimmter Weise eingeschränkt und in bestimmter Weise verschärft.

Die Regierungsvorlage war an den zahllosen Tragödien, die der § 175 verschuldet hatte, vorübergegangen, als seien sie nicht vorhanden und als hätten nicht seit Jahrzehnten Kenner eine ganze Literatur darüber produziert. Dieselben Kreise, für die der Schutz der nationalen Minderheiten (außerhalb Deutschlands!) eine selbstverständliche sittliche Forderung ist, lehnen den Schutz jener sexuellen Minderheit, als die sich die Gruppe der gleichgeschlechtlich Empfindenden darstellt, entrüstet ab. Es handelt sich ja nur um zwei bis drei Prozent der Bevölkerung; eine so winzige Minderheit darf zertreten werden. Das „Rechtsbewußtsein des Volkes" verlangt das angeblich. Tatsächlich ist das Volk nie befragt worden; und entschiede es selbst in seiner Mehrheit so, wie die klerikal-konservativen Kreise sichs wünschen, dann wäre dies Ergebnis nur die Folge der Tatsache, daß man dem Volk die wissenschaftliche Wahrheit über diese Frage von jeher mit Beflissenheit vorenthalten hat. Große Teile der Massen, besonders der kleinstädtischen und der Landbevölkerung, halten immer noch für Laster und Lüstlingsraffinement, was Anlage und Naturtrieb ist, oder glauben, wer in dieser Hinsicht von der Norm abweicht, müsse ein Monstrum oder verrückt sein. Als ob ein Rothaariger ein Monstrum oder verrückt wäre, weil rote Haare — was sich nicht leugnen läßt — von der Norm abweichen! Das Regelwidrige ist noch nicht krankhaft, geschweige lasterhaft oder verbrecherisch. „Widernatürlich" ist nichts, was in der Natur vorkommt. Die Homosexuellen sind eine natürliche Spielart des Menschen, eine biologische Varietät. In den Jahren 1925—27 sind im Deutschen Reich 2707 Personen wegen gleichgeschlechtlicher Handlungen zu Gefängnisstrafen verurteilt worden; die Fälle sexueller Antastung von Knaben (Fälle, die selbstverständlich strafwürdig bleiben), sind in dieser Ziffer nicht enthalten. Soviel Elend über Unschuldige, Unschädliche zu verhängen, ist schlicht verrückt. Dreiviertel aller Staaten der Erde haben das längst erkannt und die Strafe, sofern sie sie überhaupt je hatten, gestrichen. Während das einstweilen einzige Land ohne Abtreibungsstrafe — außer für Pfuscher und Ausbeuter, versteht sich — Sowjetrußland ist (es hat die vorzüglichsten Erfahrungen damit gemacht: die Zahl der Todesfälle durch Abtreibung sank, die Zahl der Geburten stieg), ist die Bestrafung der Homosexualität, als solcher, bereits von der französischen Revolution, 1791, beseitigt worden. Der Code Napoléon übernahm diese Regelung, und von da ging sie in die Gesetzbücher fast aller lateinischen Staaten über. Japan, China, die Länder des Islam kannten die Bestrafung ohnehin

nicht. Vor 1870 war gleichgeschlechtlicher Verkehr — unter Erwachsenen — straflos in Bayern und Württemberg, bis 1866 auch in Hannover. Unter Frauen ist er, inkonsequenterweise, auch nach geltendem deutschen Recht und nach der Regierungsvorlage völlig straflos. Den unter Männern bedroht sie mit Gefängnis bis zu fünf Jahren, in sogenannten schweren Fällen mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren!

Diese Strafdrohung möchte die homosexuell Veranlagten zu lebenslänglicher Enthaltung vom Geschlechtsgenuß oder zu lebenslänglicher Selbstbefriedigung zwingen. Sie hat also die Tendenz, von der Norm abweichende, aber an sich gesunde und sozial ungefährliche, unter Umständen sozial wertvolle Menschen psychisch krank und dadurch sozial schädlich zu machen — grade so, wie die Strafdrohung gegen Verbreitung von Schutzmitteln offenkundig die objektive Tendenz hat, das Umsichgreifen der Geschlechtskrankheiten zu fördern. Man sollte annehmen, derartige Gesetzesparagraphen könnten nur in der Irrenanstalt entstehen. Aber nein, sie sind im Reichsjustizministerium entstanden.

Die Forderung des Gegenentwurfs, die homosexuellen Handlungen nicht mehr unter Ausnahmerecht zu stellen, sie vielmehr in jeder Hinsicht den heterosexuellen gleich zu behandeln, also lediglich diejenigen Fälle gleichgeschlechtlichen Verkehrs zu bestrafen, wo sexuelle Nötigung, sexueller Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses, sexuelle Antastung eines Geschlechtsunreifen oder öffentliche Erregung eines Ärgernisses vorliegt — diese Forderung ist weder von der Regierungsvorlage noch auch vom Reichstagsausschuß erfüllt worden. Richtig ist, daß der Ausschuß die Strafbarkeit des unqualifizierten Homosexualverkehrs beseitigt hat — mit 15 gegen 13 Stimmen (unter den 15: die Stimme des Ausschußvorsitzenden, Geheimrat Kahl); dafür hat er aber, in Anlehnung an die Regierungsvorlage, strafbare Qualifikationen geschaffen, die das geltende Recht nicht kennt.

Der § 297 in der Ausschußfassung lautet so:

„Mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten wird bestraft:

1. ein Mann, der einen andern Mann unter Mißbrauch einer durch ein Dienst- oder Arbeitsverhältnis begründeten Abhängigkeit nötigt, sich zur Unzucht mißbrauchen zu lassen;

2. ein Mann, der gewohnheitsmäßig zum Erwerbe mit einem Mann Unzucht treibt oder sich dazu anbietet;

3. ein Mann über einundzwanzig Jahre, der einen männlichen Minderjährigen verführt, sich zur Unzucht mißbrauchen zu lassen."

Die erste Ziffer ist annehmbar; sie entspricht ungefähr dem Standpunkt des Gegenentwurfs; allerdings hatten wir an Stelle des gefährlich verschwommenen Begriffs „Mißbrauch der Abhängigkeit" konkret formuliert: „Drohung mit einer Verschlechterung" des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses „oder mit Kündigung". Ein muckerischer Richter nämlich wird, unter Umständen, bereits in der einfachen Tatsache des erotischen Verhältnisses mit dem Angestellten einen „Miß-

brauch der Abhängigkeit" erblicken, also in Fällen strafen, wo ein Interesse des Angestellten gar nicht verletzt ist.

Ziffer 2 bestraft die männliche Prostitution. Und zwar nicht den Gigolo, nicht den Mann, der sich an Frauen verkauft, sondern lediglich jenen, der sich an homosexuelle Männer verkauft. Der Absatz ist also, unverkennbar, eine Ausnahmebestimmung gegen Homosexuelle. Vor allem aber eine sinnlose Schikane gegen arbeitslose junge Proletarier, die, um nicht zu Dieben und Räubern zu werden, als vorübergehenden Ausweg aus ihrer Not trotz innerer Hemmungen die Prostitution wählen. Gegenüber der Regierungsvorlage bedeutet diese Ziffer eine Milderung und eine Verschärfung zugleich; eine Milderung insofern, als der Ausdruck „gewerbsmäßig" durch den Ausdruck „gewohnheitsmäßig zum Erwerbe" ersetzt ist („gewerbsmäßig" enthält, nach Ansicht des Reichsgerichts, nicht das Element des Gewohnheitsmäßigen); eine Verschärfung, insofern jetzt nicht mehr nur bestraft werden soll, wer die Unzucht „treibt", sondern auch bereits der, der sich „dazu anbietet".

Ziffer 3 stellt nicht nur gegenüber dem Gesetzentwurf sondern sogar gegenüber der Regierungsvorlage eine erhebliche Verschärfung dar. Wir hatten, paritätisch für junge Mädchen und junge Männer, ein Schutzalter von sechzehn Jahren vorgeschlagen; die Regierungsvorlage hatte das Schutzalter für junge Männer auf achtzehn Jahre festgesetzt; der Reichstagsausschuß erhöhte es auf einundzwanzig Jahre! Freilich muß auch der Verführer einundzwanzig Jahre alt sein. Diese Normierung hat groteske Folgen. Ein Neunzehnjähriger darf danach mit einem Siebzehnjährigen eine erotische Freundschaft schließen; zwei Jahre lang dürfen sie, unbehindert vom Strafgesetz, so intim miteinander verkehren, wie es ihnen beliebt; dann aber, vom einundzwanzigsten Geburtstage des Ältern an, müssen sie, soll dieser nicht straffällig werden, sich der Askese hingeben; abermals zwei Jahre lang; denn sobald der Jüngere das einundzwanzigste Jahr erreicht hat, dürfen sie wieder! (Verführung eines schon früher Verführten ist nach der amtlichen Begründung möglich.) Ein Meisterstück unsrer Gesetzgeber! Der Paragraph wurde gegen die 3 kommunistischen Stimmen bei 4 Enthaltungen angenommen.

Über den § 300, welcher die Verbreitung unzüchtiger Schriften und Abbildungen unter Strafe stellt, hat sich der Ausschuß in zwei stundenlangen Sitzungen nicht zu einigen vermocht. Nachdem ein vernünftiger demokratischer Antrag (Ehlermann) angenommen war, diesem Paragraphen den Absatz hinzuzufügen:

„Schriften, Abbildungen oder andre Darstellungen, die wissenschaftlichen oder künstlerischen Zwecken dienen, fallen nicht unter diese Vorschrift",

wurde der Gesamtparagraph abgelehnt. Die zweite Lesung hätte die Lücke ausfüllen müssen.

Von ganz besondrer Rückständigkeit sind, sowohl im geltenden Recht wie in der Regierungsvorlage, gewisse Paragraphen über „Kuppelei". Darüber das nächste Mal.

Die Tragödie der Lehrerin Maldaque

von Peter Nord

In Regensburg, der Stadt des Bürgermeisters Hipp, dessen Rede im Zirkus Krone über die Wege zur Wiedereroberung der kulturellen Geltung Bayerns enthusiastische Purzelbäume hervorrief, wurde am 24. Juli dieses Jahres die Lehrerin Elly Maldaque von weinenden Kinderscharen und empörten Erwachsenen zu Grabe getragen, nachdem sie von der zuständigen Kreisregierung am 30. Juni fristlos entlassen und einige Tage später auf Befehl des Rechtsrats Doktor Reuß mit nachträglicher Genehmigung des regensburger Polizeisenats unter Anwendung von Gewalt in die Irrenanstalt Karthäus-Prüll gebracht worden war.

Siebzehn Jahre war Elly Maldaque als Lehrerin tätig. Beinahe zehn Jahre davon stand sie im Dienst bayrischer Schulen. Niemals wurde über sie Beschwerde geführt. Kollegen und Eltern standen mit ihr in bestem Einvernehmen.

So ging das fünfzehn Jahre. Dann aber kam in das ruhige Leben Elly Maldaques Bewegung. Durch Freunde und Kollegen erhielt sie Einblick in die Volksklasse, deren Kinder sie unterrichtete. Wahlversammlungen und politische Literatur brachten sie der proletarisch-revolutionären Bewegung und den Freidenkern näher. „Jetzt weiß ich, daß ich auf Tod und Leben dem Kommunismus gehöre", so schrieb die Lehrerin in ihr Tagebuch, das zwei Jahre später die Polizei bei einer Haussuchung beschlagnahmte.

Oberstadtschulrat Freudenberger machte Elly Maldaque im März dieses Jahres darauf aufmerksam, daß das gemeinsame Singen von Liedern wie „Brüder zur Sonne, zur Freiheit" und andrer mit Arbeitern, die in der K.P. organisiert sind oder mit ihr sympathisieren, „Folgen" haben könnte. „Darauf schränkte ich meine Besuche ein", so berichtet Elly Maldaque in jener Anklageschrift, die sie wenige Tage vor ihrer zwangsweisen Einlieferung in die Irrenanstalt verfaßte.

Aber der Feind hatte Lunte gerochen. Gegenüber dem Hause Elly Maldaques in Regensburg wurden nach der Erklärung eines Kriminalpolizisten zwei Hakenkreuzler zur Beobachtung einquartiert. Triumphierend konnten sie berichten, daß der kommunistische Stadtrat Fuß dort verkehrte. Als Fuß dann im Mai 1930 wegen Gotteslästerung vor Gericht stand, entdeckte ein Spitzel im Zuschauerraum eine thüringer Lehrerin, die von Frick abgebaut worden war. Während einer Pause unterhielt sich diese Lehrerin mit dem Angeklagten. Das genügte, um sie zu verhaften. Dann wurde in der Wohnung von Fräulein Maldaque, bei der die Festgenommene wohnte, eine Haussuchung mit der Begründung durchgeführt, daß die beiden Lehrerinnen im Verdacht stünden, in den Militär- und Schupokasernen die Zersetzungszeitung ‚Alarm' verteilt zu haben. Das war natürlich ein dummer Vorwand, denn in Wirklichkeit ist in den regensburger Kasernen nicht die geringste Zersetzungspropaganda getrieben worden. Dafür aber versuchte man bei der Vernehmung aus der thüringer Lehrerin die Aussage zu erpressen, daß Elly Maldaque Mitglied der KPD sei, sie selbst habe das gestanden. Doch auch diese Manöver hatten nicht den gewünschten Erfolg. Nur Mitgliedskarten vom Arbeiter-Abstinentenbund, von der Internationale der Bildungsarbeiter, vom Arbeiter-Turn- und Sportbund und vom Bunde der Freunde der Sowjet-Union wurden bei Elly Maldaque gefunden. Doch das genügt, um in Bayern aus Amt und Würden und in die Irrenanstalt gejagt zu werden. Als wenige Wochen später Elly Maldaque vom Oberstadtschulrat eine Woche Urlaub zum Besuch einer internationalen pädagogischen Ausstellung in Leningrad verlangte, erhielt sie am 28. Juni statt der Genehmigung die Zustellung der fristlosen Entlassung.

Nun begann der zweite Akt der Tragödie. Verfolgt und gehetzt, Tag und Nacht von den Spitzeln gegenüber beobachtet, einen Monat vor der lebenslänglichen Anstellung mittellos auf die Straße gesetzt, brach die Lehrerin körperlich und seelisch zusammen. In wenigen Tagen wurde aus der bis dahin Gesunden ein von den Furien der Verfolgung gepeitschtes Wesen. Darauf aber hatte man nur gewartet. Elly Maldaque wurde unter Zustimmung ihres von religiösem Fanatismus beherrschten Vaters am 9. Juli plötzlich zwangsweise in die Irrenanstalt Karthäus-Prüll, und zwar in die Abteilung für schwerste Fälle gebracht. Jeder Besuch von Bekannten und Freunden war verboten. Als Kolleginnen zwei Tage vor ihrem Tode die Hinzuziehung eines zweiten Arztes — Landgerichtsarzt Doktor Bunz — ermöglichten, erklärte der verantwortliche Anstaltsarzt Doktor Corde, das wäre nicht mehr notwendig, da eine „wesentliche Besserung" im Befinden eingetreten sei.

Zwei Tage später war sie tot. Der Landtagsabgeordnete Schaper, der sie am Sonntag nachmittag besuchen wollte, erhielt vom Pförtner die Antwort: „Sie können nicht mehr zu ihr, sie ist gestorben." Der Wunsch des Abgeordneten, die Leiche zu besichtigen, wurde vom Pförtner zunächst mit der Erklärung abgelehnt, daß an der Leiche noch nichts hergerichtet und sie infolgedessen noch nicht zur Besichtigung freigegeben sei. Als schließlich der Direktor der Anstalt — kreideweiß, mit vibrierenden Gesichtsmuskeln, wie Abgeordneter Schaper berichtet — erschien, erklärte er, die Leiche Elly Maldaques sei bereits — seziert. Zwischen zwölf und ein Uhr war Elly Maldaque gestorben. Um fünf Uhr — am Sonntag nachmittag! — soll die Leiche bereits seziert gewesen sein. Klarer haben wohl auch die Verantwortlichen an der lübecker Kindertragödie nicht versucht, die Spuren ihres Handelns zu vertuschen.

„Die Regierung hat die Überzeugung gewonnen, daß Sie Ihrer geistigen Einstellung nach der Bewegung des Kommunismus und Freidenkertums zugehören und wirkendes Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands sind."

Damit begründete die Kreisregierung — gezeichnet von Rückert — die fristlose Entlassung auf Grund eines Paragraphen, der die Bedingungen für die „Unwürdigkeit" eines Lehrers umgrenzt. Wenn Elly Maldaque der Ausübung des Lehrerberufs unwürdig war, dann müssen die Eltern der Kinder, die sie unterrichtete, besser als andre informiert sein. Und grade hier wird Elly Maldaque das allerbeste Zeugnis ausgestellt. Am 7. Juli — einige Tage nach der fristlosen Entlassung — fand eine Zusammenkunft der Elternschaft mit der entlassenen Lehrerin statt. Am Schluß dieser Besprechung wurde von allen Anwesenden eine Resolution an das Kultusministerium angenommen, in der es heißt:

„...Die unterfertigten Eltern sind nach heute Abend erfolgter gegenseitiger Aussprache zu der einstimmigen Überzeugung gekommen, daß Fräulein Maldaque sich in keiner Weise einer Unterrichtsart bedient hat, die einer christlichen Schule widersprechen würde. Die Eltern sprechen hiermit Fräulein Maldaque das vollste Vertrauen aus und bedauern es im Interesse ihrer Kinder, daß diese tüchtige, streng gerechte Lehrerin den Kindern genommen wird...

Außerdem halten wir die fristlose Entlassung ohne jede Entschädigung nach so vielen Dienstjahren für eine unbillige Härte, um so mehr, als sich Fräulein Maldaque keine unehrenhafte Handlung und keine Berufsverletzung hat zuschulden kommen lassen. Da Fräulein Maldaque unsre Kinder stets mit größter Hingabe betreut und belehrt hat, betrachten wir es als unsre Pflicht, das hohe Staatsministerium zu ersuchen, den Fall erneut zu prüfen und Fräulein Maldaque in ihre bisherigen Rechte wieder einzusetzen. Die Elternschaft bittet, um der Kinder willen Fräulein Maldaque den

zweiten Kurs der evangelischen Volksschule der untern Stadt wieder zurückzugeben."

Umsonst, daß dieses Dokument die namentliche Unterschrift von 34 Eltern trägt. Ob deutschnational, volksparteilich oder sozialdemokratisch — alle sprachen sie der beliebten Pädagogin das Vertrauen aus. Da findet man einen Syndikus Doktor Preinhelter neben dem Stadtbaumeister Nüßler, die Kaufmannsfrau neben der Schlossersgattin. Ja, selbst im eignen Lager der bayrischen Regierung zog die Affäre politische Weiterungen. Der deutschnationale Kaufmann Black schrieb an den Führer der Hugenberg-Fraktion im bayrischen Landtag, Doktor Hilpert, einen Brief, in dem er namens der Elternschaft die Zurücknahme der Maßregelung verlangte. Vergebens.

Und der bayrische Kultusminister? Am 18. Juli erklärte Minister Goldenberger in einer Sitzung des Ausschusses für den Staatshaushalt, daß „das bloße Bekenntnis zur kommunistischen... Lehre für sich allein noch kein Anlaß zu einer disziplinarrechtlichen Folgerung gebe." Da aber selbst Goldenberger nicht imstande war, mehr als ein „bloßes Bekenntnis zur kommunistischen Lehre" zu konstatieren, und selbst der Landtag unter dem Eindruck der öffentlichen Entrüstung stand, so erklärte der Minister: wenn „die Handlungsweise von Fräulein M. auf einer anormalen, geistigen Veranlagung beruhe, die Angelegenheit sich für das Ministerium vielleicht anders beurteilen lasse." Der „Irrsinnigen" wollte man also zubilligen, was man der angeblichen Kommunistin verweigerte. Aber selbst dieser Wink mit der Pensionsberechtigung kam zu spät und nützt heute höchstens noch dem erbberechtigten, mit den Verfolgern seiner Tochter zusammenarbeitenden Vater. Denn inzwischen ist Elly Maldaque gestorben. Nicht einmal die Ursache ihres Todes konnte der Arzt angeben.

Der Film des Kleinbürgers von Béla Balázs

Freilich gibt es auch Ausnahmen. Aber Gesetze der Wirtschaft sind eben Gesetze der Wirtschaft. Filmproduktion ist eine Großindustrie und muß nach dem größtmöglichen Absatz trachten. Das ist notwendig und selbstverständlich. Diese Großindustrie muß der Ideologie der breitesten Masse entgegenkommen, aber ohne ihre eigne aufzugeben. Sie muß sich rentabilitätshalber an „untre" Schichten wenden. Doch nur an jene, deren geistige und emotionelle Bedürfnisse sie befriedigen kann, ohne die Interessen der herrschenden Klasse zu gefährden. Da kommt also vor allem jene Masse in Frage, der die eignen Interessen am wenigsten bewußt sind. Es ist das Kleinbürgertum.

Der Kleinbürger nämlich hat kein Klassenbewußtsein. Er wird also nicht alles ablehnen, was seinen ökonomischen und sozialen Interessen widerspricht. Vor allem aber ist das Kleinbürgertum darum das größte Absatzgebiet, weil sein Geist nicht auf eine Gesellschaftsschicht beschränkt ist. Der Kleinbürger steckt überall. Sehr viele Proleten, Intellektuelle und Großbürger braucht man nicht lange zu kratzen und das eine und einige große Kinopublikum kommt zum Vorschein.

Kleinbürgerlich, das ist die begrenzte Sicht des unsozial und unpolitisch betrachteten Lebens. Es ist jener „bescheidene", weil kurzsichtige Egoismus, für den nur das unmittelbar Nächstliegende Realität hat. Die Schranken seiner Beschränktheit sind des Kleinbürgers feste Burg. Innerhalb dieser Schranken ist die Idylle. Außerhalb ihrer die Romantik.

Romantisch also ist das Ferne und alles, was fern sein und bleiben soll. Alles, was die Ruhe bedroht, wird jenseits der Schranken verdrängt. Romantisiert. Romantisierung ist eine Abwehrmaßnahme des Kleinbürgers. Denn kein Gruseln darf seinen Glauben an die Unantastbarkeit seiner Lebensbasis (die vielleicht gar nicht mehr vorhanden ist) erschüttern. Das happy end ist da, um diesen Glauben aufrechtzuerhalten. Denn so schlimm seine Situation auch sein mag, der Wechsel erscheint dem Kleinbürger als das Schlimmste. Begreiflich. Denn für den, der keine historischen und sozialen Zusammenhänge sieht, bedeutet jeder Wechsel das Chaos.

Beruhigung! Beruhigung also ist die Grundtendenz der durchschnittlichen Filmproduktion. Beruhigung auch in der Darstellung aufregendster Sensationen. (Nichts ist so beruhigend als Romantik.) Auf Beruhigung gehen alle gangbaren Themen und Motive des Films aus.

Vor allem die Liebe. Denn die Liebe ist am leichtesten ohne Klassenkampf zu behandeln. Als Naturkraft scheint sie allgemein gültig zu sein und darum allgemeines Interesse zu beanspruchen. Im dramatischen Konflikt mit sozialen Hindernissen erweist sich die Gewalt der Filmliebe fast immer siegreich. Sie überbrückt Klassenunterschiede und beruhigt darüber, daß Klassengegensätze letzten Endes nicht entscheidend sind.

Dem Selbstbewußtsein, radikal und emanzipiert zu sein, wird dabei auch Nahrung gegeben. Soziale Einrichtungen und Vorurteile, die dem Menschen das Recht auf Liebe nehmen, werden oft ganz rebellisch kritisiert. Es sind immer solche, die in der Praxis des Kleinbürgers kaum vorkommen. Es handelt sich meist um eingesperrte Nonnen oder regierende Fürsten, die dem Ruf ihres Herzens nicht folgen dürfen. So werden auch andre vergangene oder exotische Vorurteile gebrandmarkt. Ideelle Revolten gegen Unterdrückungsformen, die es längst nicht mehr gibt, sind die ideologischen Ventile für den kleinbürgerlichen Liberalismus. Und wenn das reiche Mädchen den armen Jüngling, oder umgekehrt, nicht heiraten darf, so wird umsichtigerweise darauf aufmerksam gemacht, daß solche Strenge sich als ein Rechenfehler erweisen könnte. Denn im letzten Akt hat dann der Jüngling oft mehr Geld als das Mädchen. Oder umgekehrt.

Erotische Leidenschaft erscheint als Naturkatastrophe. Wie eine schwere Krankheit, die den Menschen überfallen kann, jedoch nicht zum Bestand des normalen Lebens gehört. Nicht dazu gehören soll! Darum ist Leidenschaft immer etwas Romantisches. Sie scheint nur an den dunklen Peripherien des Lebens vorzukommen. Sie wird eben durch die Romantisierung an die Peripherie verdrängt. Wo der Kleinbürger nicht mehr sehen will, dort beginnt er zu phantasieren.

Familiengefühle sind auch „allgemein menschlich", das heißt ziemlich ähnlich bei allen Klassen, und können darum normiert werden. Mutterliebe ist eine international und bei allen Gesellschaftsschichten verwertbare Ware. Daß zumal der amerikanische Film den Gemütsgehalt des Familienlebens ausbeutet wie Ölfelder und Kohlenreviere, das kommt daher, daß

in dem überorganisierten, mechanisierten Betrieb des amerikanischen Lebens die Familie die einzige Insel ist, wo der Mensch noch natürliche Beziehungen erlebt.

Und er möge sie gar nicht anderswo suchen. Familienglück ist Trost für jede Unbill. Soll es sein. Laß der Welt und der Ausbeutung ihren Lauf. Was schert dich der Klassenkampf. Die Familie ersetzt dir alles.

Mit der Verdinglichung des taylorisierten und rationalisierten Menschen wächst sein Bedürfnis nach Sentiment. Das Gefühl, aus dem sachlichen Leben verdrängt, fließt wie die herausgepreßte Limonade nebenher und formt sich zu eignen Wunschtraumgebilden. Da der Kleinbürger nicht daran denkt, an seiner eignen Wirklichkeit etwas zu ändern, so schafft er sich die Filmmythologie vom gemütlichen Wien, vom poetischen Rhein, wo kein Maschinentempo Gefühl und Stimmung frißt. Mythologien vom Zeitalter des goldenen Herzens. Es ist eigentlich eine abgelenkte Opposition gegen die Versachlichung. Es sind Wunschträume eines Unbehagens und einer Unzufriedenheit.

Ein ähnliches ideologisches Ventil öffnen auch jene parodistischen Filme, in denen Kleinstadtleben und längst verschollene Duodezfürstenhöfe verspottet werden. Um nicht revoltieren zu müssen gegen die Wirklichkeit, die ihn demütigt, richtet der Kleinbürger sein Selbstgefühl an der Komik noch kläglicherer Umstände wieder auf. Wie der Feldwebel die Ohrfeige, die er bekommen hat, dem Rekruten weitergibt. Und wenn er sich diesen Rekruten erfinden muß. So wird abreagiert.

Auch die Angst und Sorge des Kleinbürgers um seinen Besitz wird außerhalb seiner sozialen Sphäre lokalisiert. Um die Angst vom legalen, alltäglichen Raub der kapitalistischen Ausbeutung abzulenken, wird die Gefahr romantisiert und erscheint ausschließlich in Gestalt des Verbrechens. Denn, was erlaubt ist, das ist auch in Ordnung.

Der unerschrockene Ritter St. Georg, der Beschützer des Privateigentums, ist der Detektiv. Wie in alten Heldengesängen der gepanzerte Held sich in den Sattel schwang, um für die Königstochter eine Lanze zu brechen, so steckt der Detektiv seinen Browning in die Tasche und wirft sich ins Auto, um mit seinem Leben die heiligen Wertheimkassen zu schützen.

Was ist dabei so romantisch, daß es die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten scheint? Alles, was die Grenzen des Strafgesetzbuchs überschreitet. Für den Kleinbürger bedeuten Weltordnung und Rechtsordnung ein und dasselbe. Symbol und Repräsentant der Weltordnung ist also der Polizist und der Polizeikordon bedeutet die Grenze des normalen Lebens. Darüber hinaus beginnt das Geheimnis und das Abenteuer.

Wir sagten: „Das Gefühl, aus dem sachlichen Leben verdrängt, fließt wie ausgepreßte Limonade nebenher." Ist das nicht eine Beschreibung des Kitsches überhaupt? Das Gefühl spaltet sich ab von der mechanisierten Wirklichkeit, die kei-

nen Raum für Sentiment hat. Empfindung ist nicht mehr organischer Inhalt des Lebens sondern wird ein Ding für sich. Nie gab es noch einen so destillierten Schmalz der Sentimentalität, wie ihn heute die konfektionierten Stimmungen der „Schlager" bieten.

Ich sagte: „Romantisierung sei eine Form der Verdrängung". Nun, der Kitsch ist die romantisierte Empfindung. Das Gefühl wird an die Peripherie der Alltagswirklichkeit verschoben, damit es den normalen Lebensbetrieb und den Geschäftsgang nicht störe. Darum muß das Gefühl in der Kunst etwas Feierliches, Sonntägliches bekommen und eine andre Sprache sprechen. Darum wird es verkitscht. Im Gefühl meint der Kleinbürger, soll man vollkommen aufgehen. Freilich, grade darum kann man sich so etwas nicht alle Tage leisten. Die allzugroße Forderung ist immer schon ein guter Vorwand gewesen, überhaupt nichts zu tun. Man steigert die Sache zu etwas Außergewöhnlichem, damit sie nicht mehr anzuwenden sei. Und das grade ist der Kitsch: Gefühl ohne Konsequenz.

Ausdrucksformen, die nicht mehr verpflichten, (leergewordene Redensarten einer niedergehenden Klasse) werden alsbald zum Kitsch. Denn die aufsteigende Klasse durchschaut sie als bloße Ideologie. Das rhetorische Pathos etwa der feudalen Kunst ist nicht von vornherein kitschig gewesen. Es ist kitschig geworden, ohne daß es sich selbst geändert hätte. Bloß die Wirklichkeit hat sich verschoben, und das Pathos wurde in der bürgerlichen Welt zum Kitsch, weil es unanwendbar geworden ist. Das neue, das revolutionäre Pathos der russischen Filme zum Beispiel wirkt nicht kitschig. Denn es ist Ausdruck eines Gefühls, aus dem in der Praxis letzte Konsequenzen gezogen werden.

Eine Gesellschaftsordnung, die in Mißkredit geraten ist, verliert auch ihre ästhetische Autorität. Die Opposition gegen eine Klasse äußerte sich nicht nur im politischen Kampf. Sie beginnt schon viel früher mit der Geschmackskritik. Die französische Revolution lag nur noch als latente Spannung in der Luft, als Rousseau schon die Abkehr von den herrschenden Sitten und die „Rückkehr" zur Natur predigte. Mit dieser Rückkehr war aber ein Schritt nach vorwärts gemeint. Es war bereits eine revolutionäre Parole. Eine Absage an die herrschenden Sitten.

Und auch heute ist unser Verlangen nach Natürlichkeit, nach Einfachheit, nach möglichst verhaltenem Ausdruck bloß eine Negation. Eine Negation der herkömmlichen Ausdrucksformen, denen wir nicht mehr trauen. Wiewohl wir noch keine neuen haben.

Mit der bloßen Negation ist es aber nicht getan.

Die Dinge, die man nicht wahrnehmen will, werden über die Grenze geschoben. Über die Grenze der unmittelbar erlebten, real gesehenen, verpflichtenden Wirklichkeit, in den blauen Dunst einer Märchenferne. Für den alten Kleinstadtbürger begann die Romantik beim Schlagbaum der Stadtgrenze. Seine Mär-

chenwelt war genau um so viel größer als seine wirkliche Welt kleiner als die unsrige war. Für den Kleinbürger der modernen Großstadt aber wird die ideologische Flucht in die Ferne immer schwieriger. Der Weltverkehr hat die geographische Ferne entromantisiert. Unabwendbare soziale Erkenntnisse haben die Illusionen gesellschaftlicher und historischer Fernen diskreditiert. Wenn dem modernen Großstadtbürger der Anblick seiner Wirklichkeit unbehaglich wird, so kann er sich nicht mehr gut Seeräubergeschichten oder indischen Maharadschalegenden zuwenden. Auch die Unterwelt der Verbrecher, auch die Oberwelt der Milliardäre genügen immer weniger, um von der eignen Welt abzulenken. Der Großstadtkleinbürger ist zu aufgeklärt.

Er hat einen andern Ausweg gefunden. Der moderne Film bietet seine ganze Kunst auf, bei dieser Bewußtseinsflucht zu helfen. Der moderne Großstadtkleinbürger hat plötzlich die kleinen Wirklichkeiten entdeckt, um mit ihnen die große Wirklichkeit zu verdecken.

Daß der Naturalismus des modernen Films sich zu so einer subtilen Kunst entwickeln konnte, lag zum großen Teil daran, daß er dem ideologischen Bedürfnis des Kleinbürgers entgegenkam. Daher die schon lange fühlbare Divergenz in den Filmen zwischen den wahrhaftigen und guten Details und der verlogenen Stupidität der Gesamtfabel. Dieser neue Tatsachenfanatismus, diese Freude an kleinen, lebensnahen Beobachtungen, diese Betonung der Alltagsmomente ist nämlich eine Flucht vor dem Ganzen in die Einzelheiten. Denn aus Einzelheiten kann man keine Konsequenzen ziehen. Nur das Ganze zeigt Bedeutung. Alle die neuen deutschen Filme „aus dem wirklichen Leben des gewöhnlichen Menschen" sind beruhigende Kleinbürgerromantik mit negativen Vorzeichen. Sie verbergen in einer Fülle von Tatsachen — ihren Sinn. Sie verdecken die Wahrheit mit der Wirklichkeit.

Die Forderung ist es vor allem, die der ruhebedürftige Kleinbürger nicht verträgt. Als er noch romantisch war im alten Sinn, da gefielen ihm die Märchenhelden, die so großartig und unerreichbar waren, so fern gerückt von den realen Möglichkeiten, daß ihr Beispiel bei aller Begeisterung zu keiner Nachfolge verpflichtet hat. Mit der Flucht in die kleinen Einzelwirklichkeiten, mit der Umkehrung der Romantik wurde der Held nun ganz nahegerückt. So nahe, daß er überhaupt kein Held mehr ist und sein Beispiel keine moralische Forderung bedeutet. Die amerikanischen Filme propagieren schon seit Jahren diesen Typus des braven Mannes mit dem einfachen Herzen, der froh ist, wenn er sein Mädchen findet und leben kann, und sich weiter um nichts kümmert. Sein Beispiel stellt keine Anforderungen an die Moral und keine Anforderungen an den Geist. Die wirklichkeitslose Romantik von früher und die Romantik der neuen Sachlichkeit weichen gleicherweise der Forderung und dem Pathos des möglichen und realen Heroismus aus.

Aus dem Buche „Der Geist des Films", das demnächst im Verlag Wilhelm Knapp, Halle, erscheint.

Weltkrieg der Stenographen von Michael Osten

Vor vielen, vielen Jahren, als ich noch die Tertia besuchte, wurde uns Schülern bekanntgegeben, daß wir Gelegenheit hätten, die Kurzschrift zu erlernen; ein Primaner wäre bereit, Unterricht zu erteilen. Beginn dann und daun, dort und dort. Ich fand mich ein.

Damals waren die deutschen Stenographen geteilt in solche, die nach Gabelsberger, und in solche, die nach Stolze schrieben. Die Ehe Stolze-Schrey bestand noch nicht, und an Einheitskurzschrift wagte niemand zu denken. Mir unbefangenem Neuling war es, begreiflicherweise, gleichgültig, ob ich in Gabelsbergers oder in Stolzes System eingeführt werden sollte. Es ergab sich bei Beginn des Unterrichts, daß unser Lehrer, der Primaner, nach Gabelsberger schrieb und eben diese Kunst an uns weiterzugeben gedachte. Und ich, ebenso wie meine Mitschüler, nahm die Entscheidung gelassen zur Kenntnis.

Aber bald erfuhren wir, daß es sich bei der Wahl zwischen Gabelsberger und Stolze keineswegs um eine gleichgültige sondern um eine unerhört wichtige Entscheidung handelte. Denn wie unser Lehrer erst in Andeutungen, im Laufe des Kursus immer dreister und schließlich mit verbissener Leidenschaft uns zu erkennen gab, hatten wir in unverdientem Maß Glück gehabt, als das blinde Schicksal uns Ahnungslose grade zu Gabelsberger und nicht zu Stolze führte. Es ergab sich nämlich, wenn wir dem Lehrer glauben durften, nicht nur daß Gabelsbergers Stenographie an Brauchbarkeit, Wohlgestalt und innerer Würde der Konkurrentin weit überlegen war, sondern auch daß sich unter der Fahne Gabelsbergers alle Wohlgesinnten zusammenfanden, während Stolze, nach den packenden Schilderungen des Primaners, gradezu den Abschaum der Menschheit an sich zog. Die Stolze-Anhänger wußten genau, daß ihre Lehre nichts taugte. Trotzdem entblödeten sie sich nicht, von den Vorzügen und gar der Überlegenheit ihrer Schrift zu prahlen. Sie taten es wider bessres Wissen, aus purer Gemeinheit und Charakterlosigkeit. Es war nicht auszudenken, welche Schliche sie anwandten und zu welchen verwerflichen Mitteln sie griffen, um ihre schlechte Sache gegen die gute Sache Gabelsbergers durchzusetzen und um die redlichen Anhänger Gabelsbergers, an denen kein Falsch und kein Arg war, zu verleumden. Es half ihnen nichts. Wie unser Zirkel von etwa einem Dutzend Tertianer und Sekundaner bewies, lernten die besten Europäer nicht Stolze sondern Gabelsberger, und würden fortfahren, Gabelsberger und nicht Stolze zu lernen.

So predigte unser Lehrer, ein blonder stämmiger Muskeljüngling, trotz seiner Primanerjugend schon so trocken und langweilig wie ein ausgewachsener Philister. Er war der geborene Vereinsvorsitzende.

Es ist ihm nicht gelungen, mir die nützliche Kunst der Schnellschrift beizubringen. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Wenn ich mich aber im heutigen Deutschland umsehe, so möchte ich annehmen, er habe sich glücklich verheiratet und zahllose Kinder in die Welt gesetzt, die alle nach seinem Ebenbild geraten sind.

Die Badekur von Erich Kästner

Es kann ja sein, daß die Kur was nützt. Möglich ist alles. Amerikaner, die bereits gestorben waren, gehn heute wieder ihren Geschäften nach, versichert die Ortschronik. Soviel erwarte ich gar nicht. Mein Herz hat eine mitrale Konfiguration und präsystolische Geräusche; erweitert ist es auch. Bei der ersten Untersuchung war der Badearzt sich klar, daß ich einen Klappenfehler hätte. Je länger ich aber in der Kohlensäure liege und je öfter er meinen Brustkasten behorcht, um so unsicherer wird er. Bald wird er nicht mehr wissen, ob mir was fehlt, oder ob ich im Gegenteil was habe. Wozu hat er mich im Stehen, Sitzen und Liegen belagert? Wozu hat er mich in eine Dunkelkammer und auf einen elektrischen Stuhl gezerrt, und wozu hat er dort wie ein Alchimist hantiert? Jetzt hat der Mann zwar eine maßstabgerechte Landkarte von meinem Herzmuskel angefertigt und kennt sämtliche lateinischen Ortsbezeichnungen, die am Lager sind, — aber was mir fehlt, weiß er weniger denn je. Gestern sagte er schon, und senkte dabei verschämt sein ergrautes Köpfchen: „Na, schaden können die Bäder auf keinen Fall." Mache ich etwa deswegen die teure Kur, damit sie mir nicht schadet? Fast täglich liege ich in der Wanne, sehe zu, wie sich die Kohlensäureperlen, Straßbesatz ähnlich, an mir festsetzen, und zeichne, gelangweilt und mit dem Fingernagel, meinen eignen und fremde Vornamen in die Perlenschicht. Aber bin ich denn zwecks Erlernung des Monogrammzeichnens hierher gereist, statt nach Weggis oder nach Gilleleje?

So endet nun der Weltkrieg für mich: in der Badewanne! Am liebsten schickte ich dem Sergeanten Waurich eine Ansichtskarte. Er soll Kohlenhändler in Dresden sein. Doch wer weiß, wo ich wäre, wenn er mich damals nicht mit Hilfe von zweihundertfünfzig wohlgezielten Kniebeugen ins Reservelazarett gebracht hätte? Es gibt noch andre Behältnisse außer kohlensauren Badewannen.

Mit der Kohlensäure allein ist es nicht getan. Die Verhaltungsmaßregeln sind streng. Treppensteigen ist Gift. Der Fahrstuhl und das Bett sind, neben der Wanne, der einzige genehmigte Aufenthalt. Man altert zusehends. Wo man hintritt, tritt man auf weiße Bärte, und das steckt an. Nicht, daß man einen Vollbart bekäme, viel schlimmer! die Empfindungsweise akklimatisiert sich. Der Seele fallen die Zähne aus, und sie wackelt mit dem Kopf. Eine Stadt voller Menschen, deren jeder darauf stolz ist, daß er zu hohen Blutdruck, zu schnellen Puls und eine undichte Aorta hat, ist kein Umgang. Neulich wurde zwar der Plan laut, für mich als einzigen Teilnehmer ein hübsches Kinderfest zu veranstalten. Doch das Projekt scheiterte. Der Arzt verbot mir von vornherein jedes Ballspielen und Herumspringen. Und so überlasse ich mich nun, so ergeben wie möglich, der Eingreisung.

Glücklicherweise gibt es hierorts ein Kabarett. Da kann man sich amüsieren, daß die Schwarte knackt. Sechsmal war

ich bereits dort und beherrsche das Programm wie eine Souffleuse. Es ist auf Schwachsinnige abgestimmt und recht lustig. Die Chansonette liefert jeden Abend ein Lied, das sich „Die Hände“ betitelt. Mir ist ein Teil der mittlern Strophe gegenwärtig. Das Fräulein legt dabei die gefalteten Hände schräglinks gegen den Unterkiefer und singt, während ihr Tränen die Stimme entlangrollen:

Doch was ist Ehre und Schicksalsgewalt?
Er tat das gleiche wie sie.
Zwei Schüsse hatten im Wald geknallt.
Sie standen sich vis à vis.
Von Einigung sprach der Sekundant.
Da schoß er nach seines Freundes Hand.

Besondern Erfolg hat regelmäßig jene Zeile, in der sich die zwei Schüsse vis à vis stehen. Das rührt. Mir wurde dabei so warm ums Herz, daß ich den Rock ablegte. Da kam der Oberkellner und brachte mir hiesige Lebensart bei.

Neulich fand ein Wettbewerb im Laiendichten statt. Die alten Herrschaften ließen die Köpfe hängen und fabrizierten Verse. Beispielsweise:

Trinkt Wasser, sagen die Philosophen.
Wir trinken Sekt und lassen das Wasser loofen.

Arteriosklerose ist Trumpf, doch man geht mit der Zeit. Auf einer Modenschau wurden „krawattenseidene“ Kleider vorgeführt, das heißt, wenn das teure Kleid kaputt ist, läßt sich der Gatte zwei bis drei Selbstbinder davon machen. Die Ersparnis leuchtet ohne weiteres ein.

*

Gelegentlich setzen wir uns, der drohenden Gehirnerweichung zu entfliehen, in einen Autobus der Reichspost und befahren die Gegend. Man kann im Taunus herumgondeln. Auf verbeulten Feldwegen, weil sämtliche Autostraßen gleichzeitig renoviert werden. Wir sahen in Darmstadt das Denkmal vom Erfinder des Fleischextrakts, und in Heidelberg das Denkmal vom Entdecker des Bunsenbrenners; ferner die Schloßbeleuchtung, die sämtliche bunten Ansichtskarten der Welt aus dem Felde schlägt.

Der Arzt erfuhr davon und hat uns nun derartige Aufregungen ein für alle Mal verboten. Von Kabarett weiß er noch nichts. Wenn ers erführe, nicht auszudenken! Die Versicherung, daß ich die Witze des Konferenciers seit Jahren nur noch ernst nehme, würde ihn kaum noch umstimmen. Ins Theater zu gehen, hat er erlaubt. Er geht selbst hin. Das beste, was ich sah, war die „Südwestdeutsche Erstaufführung“ eines französischen Lustspiels von zwei deutschen Autoren. Ich habe selten so wenig gelacht. Ein verarmter Fabrikant wollte in diesem Stück der Gattin den Konkurs verheimlichen und verdiente — zur Nachahmung empfohlen — als maskierter Masseur das kärgliche Brot, das er zur Aufrechterhaltung des voluminösen Hausstandes benötigte. Zum Schluß mußte er die eigne Frau massieren und kriegte

von ihr das Geld, das sie ihm nachmittags abgebettelt hatte. Die Erkennungsszene war erschütternd. Und die graumelierten Kurgäste wurden sinnlich. Normalerweise sind dreißig bis vierzig Zuschauer im Theater. Nur Zuckmayers „Katharina Knie" war besser besucht. Weil eine echte Zirkustruppe im Stück mitmachte. Der Schlangenmensch hatte acht Vorhänge. Einmal waren allerdings neunhundert Menschen im Theater! Das war, als die drei Fratellini auftraten.

*

Um nicht ganz untätig zu sein, habe ich eine Arbeit erfunden, die ich auf der Terrasse des Kurcafés statistisch vorbereite. Ich betrachte sämtliche vorübergehenden Damen jüngerer Herkunft und beobachte, ob sie, wenn man sie anschaut, die Zungenspitze zwischen die Lippen schieben, oder ob nicht. Nicht, daß sie es absichtlich täten! Das ist hier selten. Aber es handelt sich anscheinend um eine unwillkürliche Reaktion auf männliche Blicke. Wer die Zunge zeigt, kriegt einen Strich. Wenn ich genug Striche beisammen habe, schreibe ich einen Aufsatz mit dem Titel: „Die weibliche Zungenspitze im Dienst der Erotik."

Und so vergeht die Zeit. Nie hätte ich gedacht, daß man von Badekuren derartig krank wird.

Sowjetmaler von Ernst Kàllai

Der Besuch dieser Ausstellung im Hause der Berliner Sezession sei allen Feinden der sozialen und geistigen Revolution aufs wärmste empfohlen. Sie brauchen keine Angst zu haben, mit „Kulturbolschewismus" à la Nolde, Klee, Picasso und George Grosz oder Kandinsky, Tatlin, Lissitzky und Gabo in Berührung zu kommen. Sie werden auch vom pathetischen Anblick roter Schlachtenmalereien verschont. Zwar stößt man gleich beim Eingang auf das fürchterliche Knetgebilde einer überlebensgroßen Leninbüste; ihre bewegten Gesichtszüge sollen vermutlich eine revolutionäre Rede andeuten. Aber schließlich ist diese Gipsmasse nur stummer Kitsch, ein Akt üblicher Obrigkeitsrepräsentation. Kein Bürgerschreck also sondern ganz im Gegenteil. Auch das Gemälde einer roten Demonstration, gleich links von der Leninbüste, ist in seiner übrigens recht sympathischen volkstümlichen Bilderbogenart so weit entfernt von der erregenden Gewalt wirklicher Massenaufzüge, daß man es ohne Bedenken über das erstbeste Plüschsofa hängen könnte. Die rote Fahne wäre nötigenfalls sehr leicht zu einem Wahrzeichen privater Vereinsmeierei umzumalen. Und so die ganze Ausstellung. Die wenigen Bilder mit Motiven der politischen oder wirtschaftlichen Sowjetrealität lassen zumeist ein lockres Spiel impressionistischer Farbflecke über das Gegenständliche dominieren. Oder sie kehren die energievolle, männliche Intensität dieser Dinge durch eine, künstlerisch zuweilen allerdings sehr reizvolle, kindlich-naive Stilisierung ins harmlos Idyllsche um. Die Sowjetmaler leben oder erträumen Bilder friedlichster Beschaulichkeit. Sie feiern wohl auf diese Weise die Periode des friedlichen Aufbaus, in dem die Sowjetunion sich gegenwärtig befindet. Es soll nichts gegen Beschaulichkeit gesagt und beileibe kein einziges gutes Wort für den Tempo-Irrsinn unsrer kapitalistischen Zwangsanarchie eingelegt werden. Aber man ist doch einigermaßen betroffen von der vorherrschenden Neigung der Sowjet-

maler, Welt und Leben im Bilde möglichst zu bagatellisieren. Und man stellt mit Bedauern fest, wie weit sie dabei ihre Kunst bagatellisieren. Sehr im Gegensatz zu ihren Landsleuten und Genossen vom Film. Vernichtend für die Maler, wenn man ihre Turksib-Bilder etwa mit dem Filmstreifen gleichen Namens vergleicht.

Schwer zu ergründen, worin das spezifisch Sowjetgeistige dieser Malerei zu erblicken sei. Sie ist kleinbürgerlich-motiv-fromm oder zu eigenbrödlerischen Liebhabereien der Form neigend — so gut wie die westeuropäische, genauer: die pariser Malerei, von der sie viel gelernt hat und von der sie nur durch ein östlich-provinziales, bunteres Lokalkolorit und durch ein im ganzen anspruchsloseres Niveau zu unterscheiden ist. Und durch den fast absoluten Mangel an Willen oder Fähigkeit, für neue Inhalte neue Formen zu suchen. Das Vorwort des Katalogs verzeichnet mit offensichtlicher Genugtuung das Zurückweichen jener „linken Strömungen, deren eigentlicher Nährboden das radikale Jung-Paris war. Die ersten Jahre gaben diesen „Linken" die Oberhand. Sie wurden gewissermaßen die offiziellen Vertreter der sowjetrussischen Kunst. Ihr Abgelöstheit von den Massen, ihr scharfer Individualismus in der Form und im Sujet, die abstrakte Fassung um ihrer selbst willen konnten den neuen Beschauer nicht befriedigen, da sie im höchsten Grade dem realistischen Geschmack des Proletariats fremd waren." Nun, dieser Realismus, der uns durch die Ausstellung der Sowjetmalerei zu Gemüte geführt werden soll, ist uns sehr wohl bekannt. Den gleichen, nur in bessrer Ausführung haben wir bei uns in der Sezession, in der Akademie, in der Juryfreien — und in der Gartenlaube. Die scharfen kunstpolitischen Tendenzmacher der KPD-Presse werden vielleicht sagen, das russische Proletariat könne sich diesen Kunstfrieden eben leisten, es hätte Grund und Recht genug, auf seinen Lorbeeren zu ruhen. Gewiß. Aber was sagen unsre vulgärmarxistischen Kunsttheoretiker dazu, daß diese proletarische Kunstruhe aufs Haar die gleiche ist, die auch von unsern Familienblättern und Sonntagsbeilagen gepflegt wird. Je weniger man für den bureaukratischen Parteidespotismus Moskaus übrig hat, um so mehr hätte man Grund, sich über die sowjetmalerisch belegte Tatsache zu freuen, daß trotz allen übermächtigen politischen Zwangsapparaturen die russischen Maler dennoch ein Reservat schlichter Privatheit und Naturfreude zu wahren wissen. Freilich, in recht bescheidenen Grenzen. Immerhin bleibt die Begegnung mit der erfrischenden Naivität von Malern wie Gurewitsch, Kaschina, Labas, Lutschischkin, Lebedewa und Schifrin eine freundliche Erinnerung. Das ironisierte Biedermeier von Tyschler ist von köstlichem Wert, eine besondre, etwas skurrile, sehr geistvolle Feinschmeckerei, die keinen pariser Vergleich zu scheuen brauchte. Schade, daß von Malewitsch, der zu den wesentlichsten Anregern der heute so verpönten konstruktiven Kunst gehört, nicht mehr und nicht Bedeutsameres zu sehen ist. Altmann und Sterenberg, die auf der russischen Ausstellung von 1923 mit Gemälden originellster Flächenbearbeitung auffielen, enttäuschen diesmal. Überhaupt bleibt die ganze Ausstellung weit hinter jener Lebendigkeit zurück, mit der uns ihre Vorgängerin vor sieben Jahren zu begeistern verstand. Ein einziger Maler zeigt sich der Aufgabe gewachsen, die große weithin gespannte Einheit einer Gemeinschaftsvision malerisch im Geiste unsrer Zeit zu beherrschen: Pimenoff mit seiner Komposition „Textilwerk". Mensch und Maschine als beschwingte Gegenspieler im lichten Raum. Eine Komposition von durchsichtig-klarer Gliederung, dabei vielschichtig, reich und beweglich. Pimenoff hat das Zeug zu einer neuen monumentalen Wandmalerei. Er ist entschieden die wichtigste Begabung der Sowjetmalerei.

Pariser Dramatiker von Léon J. Springer

Man könnte zum Beispiel äußern: Das pariser Theater, außer Giraudoux, sei inexistent. Und berichten, daß die Comédie Française trotz den nunmehr akzeptierten Cocteau, St. Georges de Bouhélier, Lang etcetera noch immer eine Form des Staubsaugers darstellt, die selbst dem Reklamechef dieses Artikels ungeahnte Ausflüchte eröffnet. (Jaques Copeau als Direktor war nur ein Schreckschuß.) Denn St. Georges de Bouhélier war schon immer, noch bevor er dort gespielt wurde, der Autor des Hauses — und nie ein Dramatiker. Cocteau ist artig geworden — nachdem er seit einiger Zeit Weihrauch anstatt Opium zu sich nimmt. Und Lang, mein Gott, Lang ist nie sehr unartig gewesen. Hinzufügen darf man, daß der Boulevard vom simpelsten Amüsieren lebt, welches Amüsieren nie aufgehört hat, langweilig zu sein. Er hat sich die Techniker der sogenannten Avantgarde dienstbar gemacht — siehe Pagnol —, die nunmehr mit Bernstein und Bourdet dem sogenannten ernsten Genre frönen. (Der Buchstabe B fängt an, mir auch in Frankreich fürchterlich zu werden.) Schließlich sollte man mit dem Seufzer: Pitoëff spielt die „Verbrecher" von Bruckner, also Ausland; Dullin: noch immer den „Volpone" des Ben Jonson, der hier, tüchtig bearbeitet, mit Stefan Zweig und Jules Romains die Ehre hat zu zeichnen, also nochmals Ausland; und schließlich den Seufzer glücklich ausschwingen: aber Jouvet spielt ein französisches Schauspiel von Giraudoux! Zu erwähnen wäre noch, daß Mademoiselle Falconetti, die unvergeßliche Jeanne d'Arc in Schreyers Film, Molière mimt, und einem jungen Dichter in einem Traumspiel Gelegenheit gibt, sich früh zu üben, um kaum ein Meister zu werden (Georges Neveux: „Juliette où La elé des Songes"). Daß Rothschild ein herrliches Theater erbauen ließ, um statt Antoine zuguterletzt Herrn Sacha Guitry dort regieren zu lassen. Und daß schließlich Maître Henri Torrès den Prozeß der Mary Dugan für Paris neu aufnahm, mit dem Erfolg, den er vom Schwurgericht her gewöhnt ist. Dann hätte man seine Pflicht getan und könnte gehen. Und in dem gehobenen Bewußtsein, daß wir mit Pirandello immer noch mit der Seele jenen Autor suchen, nach dem wir uns sehnen, daß wir getrost banal sein können mit den kleinen Abwechslungen, die das Metier die Dramatiker und uns gelehrt hat, könnten wir unsern Bericht schließen.

Aber ich äußere das nicht, denn so macht beiläufig Bernstein seine Stücke. Auch Paris besitzt Autoren besondrer Art. Sie entsprechen nicht der dramatischen Sehnsucht Mitteleuropas. Es sind keine Erneuerer des Dramas, auch wenn sie moderne Gebärden, heutige Sprache und heutige Sorgen enthüllen. Sie suchen nicht die neue Formel, die Europa revolutionieren soll; sie besitzen ein Handwerk, ihr Handwerk. Erfindung hin, Genie her — ohne Metier wirds keiner schaffen. In Paris spielt man gutes Theater, weil es gekonntes Theater ist. Nicht ungenutzt bleiben die Vorgänger Sardou, Dumas fils. Jener Bourdet zum Beispiel macht mit „Le sexe faible"

bestimmt kein ewiges Theater — aber Theater. Es ist alles ein bißchen verlogen, ein bißchen hergerichtet, auf dem Silbertablett serviert. Da steht also ein Mann, Maître d'Hotel von Beruf, ein verstrickter Mensch, der hilft und lügt und kuppelt, bewußtlos, der Moral entblößt, weil er halt da ist, um gefällig zu sein. In Deutschland hätten wir mit psychoanalytischem Drum und Dran seine Tragödie erlebt, oder man hätte nur dialogisierte Abhandlungen zur Erläuterung des dienenden Standes serviert. Hier steht der Autor fest an der Peripherie der drei Akte: er hält die Stricke der spielenden Marionetten sicher.

Giraudoux ist ein Dichter. Und ein wirklicher Dramatiker. Giraudoux hat nun mit „Amphytrion 38" zum zweiten Male in wichtiger Form dem Theater einen Inhalt gegeben. Er setzt hier Ibsen fort, Hauptmann, Shaw. Nach den Germanen endlich der Lateiner; Pirandello war ein glücklicher Wegweiser.

Mit befreiter Hand faßt der sanfte, preziöse, in die heutige Welt eher verliebte als von ihr gepackte Giraudoux, als Achtunddreißiger einen schon dem Plautus aufgefallenen Menschenzustand, um ihn, der ewig ist und sein wird, trotz allen kommenden Oktoberrevolutionen, fürs Heute zu deuten. Treue in der Liebe — Treue in der Ehe, wobei Liebe und Ehe kongruent sind, das Eine das Ziel des Andern ist. Treue bis in den Tod; gegen Gott und die Welt, gegen die neidischen Götter und die niedrigen Menschen — dies ohne Jambus, ohne Aufhebens, mit Argumenten der Ewigkeit in fast stiller Form, in Worten von heute. Man denkt an den Cäsar, an die Johanna von Shaw. Kein klassischer Marmor trennt uns mehr von den Helden. Wir erzittern nicht mehr vor den sozusagen ehernen Worten des Tonans Jupiter. Der Gott der Götter ist endlich unser Ebenbild geworden. Der Held Amphytrion verliert das Pathos des Heldenhaften, gewinnt an einfacher Größe mit einer uns sympathisch berührenden Lächerlichkeit. Alkmene schreitet nicht, sie geht; sie fleht nicht, sie bittet, kämpft mit allen Reizen ihrer Weiblichkeit, mit aller Schärfe ihres durchaus nicht übermenschlichen Intellekts, mit aller reizenden Gerissenheit der Frau, an der es aus keinem ersichtlichen Grunde in der Mythologie gemangelt haben kann.

Das Fabelhafte schwindet; wir nähern uns dem Wahrhaftigen. Das Überlebensgroße wird zum Lebensgroßen. Der Anachronismus wird zeitlos. Auf die Liebesnacht, die Alkmene mit Jupiter verbringt, findet die gesunde, liebende Gattin das herrliche Adjektiv: ehelich. Diese unpathetische Blondine steht uns nahe.

Der 38. Amphytrion gehört nach Berlin. Unvergeßlich die Tessier als Alkmene und Jouvet als Merkur. Paul Colin, der auf dem Boulevard nichtssagende Kulissen malt, hat für Amphytrion herrliche Stoffe hervorgezaubert. Jeanne Lanvin sei genannt. Alkmene trug reizende Roben. Einmal in rosa, einmal in hellblau. Man versteht den Jupiter durch sie noch besser.

Soll man erwähnen, daß in Paris auch deutsch gespielt wird? Bruno Walter dirigierte neben der Neunten die Fledermaus. Dazu läßt sich nur bemerken: Wenn schon die Fledermaus in deutscher Sprache, dann nur die, die Reinhardt schuf. Paris hätte nicht nur die Ohren sondern auch die Augen aufgerissen. Gottes und der Theaterdirektoren Wege sind jedoch dunkel. Rothschild, der die wiener Operette in seinem Theater spielen läßt, hat die Gelegenheit verpaßt: Die vierzig aus dem Fenster geworfenen Millionen hätten einen Sinn bekommen können. Den einzigen, den das Mäzenatentum hat: die Kunst zu fördern, die es verdient. Der Erfolg war, daß die pariser Kritik ihre französische Aufführung aus dem Jahre 1904 vor der Walterschen Fledermaus nicht vergessen konnte, und daß sie ein bißchen gelangweilt war. Reinhardt wäre vielleicht für sie die Offenbarung gewesen. Man muß sich trösten in dem Gedanken, daß auch Millionäre sich irren können.

So war die pariser Schaubühne in der ersten Jahreshälfte 1930.

Auf in den Kampf von Morus

Mehr Bankiers in den Reichstag

Dieser Wahlkampf wird noch mehr, als es frühere Kampagnen waren, ein Kampf des Geldes sein. Das steht schon jetzt fest. Allenthalben geht der Klingelbeutel um, und auch Kreise, die sonst nur zögernd etwas hineintaten, geben diesmal mit vollen Händen. Das Finanzgeraufe der letzten Monate hat sie darüber belehrt, daß man sich die Politik etwas kosten lassen muß, um sie zu beherrschen. Von wenigen Stimmen kann es abhängen, ob den Brauereien oder den Warenhäusern, den Arbeitgebern oder den Arbeitnehmern der Steuersack aufgehalst wird. Man muß also sehen, daß man im Reichstag seine Leute hat.

Als einer der ersten haben die Banken zum Sammeln geblasen. Solange sie an jedem Ultimo dem Reichsfinanzminister die Zinsschrauben ansetzen konnten, brauchten sie nicht das Parlament. Aber nun, wo kurzfristiges Geld so billig ist, daß man froh sein muß, es beim Staat unterzubringen, genügt der Weg über die Ministerialbureaus nicht mehr. Man muß in den Reichstag hinein. Bisher war da die Behrenstraße schlecht genug vertreten. Seitdem der alte Rießer abgedankt hatte, gab es wohl überhaupt keinen unmittelbaren Bankabgeordneten mehr, und die armen Syndici mußten wie ganz gewöhnliche Staatsbürger in der Wandelhalle warten, bis sich ihre Verbindungsmänner herausbemühten.

Das soll jetzt anders werden. Die Banken wollen die drei Bürgerparteien diesseits des Hugenberges, die Konservativen, die Volkspartei und die Staatspartei, reichlich mit Notgeld

versehen, aber dafür wollen sie mindestens sechs Bankvertreter in den Reichstag schicken. Man hat auch schon Kandidaten in Aussicht genommen. Als linker Flügelmann kommt der kluge Doktor Kempner von Mendelsohn in Frage. Die Volkspartei soll eventuell durch Herrn von Stauß bereichert werden. Noch weiter rechts blinkt ein Stern erster Ordnung, Hjalmar Schacht, der nun auch parteipolitisch dort gelandet ist, wo er seit langem hingehört, bei den Westarp-Leuten. Aber einmal hat das Vertrauen der Banken zu Schacht seine Grenzen, und dann weiß man nicht, ob dieser große Mann sich bereit finden würde, als simpler Abgeordneter in den Reichstag zu gehen, oder ob er es nicht vorzieht zu warten, bis das deutsche Volk ihn zu höhern diktatorischen Aufgaben beruft. Wir werden also diesmal auf den D-Bänken des Reichstags wohl noch mit kleinen Genies vorlieb nehmen müssen.

Hitler und Kirdorf

Die Verluste, die Hugenberg durch den Abmarsch einiger Stahlindustrieller erlitten hat, werden durch das Vordringen Hitlers im Ruhrgebiet wettgemacht. Als Geldgeber betätigt sich vor allem der Alte vom Gelsenberge, der nun einmal sein dreiundachtzigjähriges Herz an die Nazis verloren hat. Emil Kirdorf und sein Freundes- und Verwandtschaftskreis von der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft sorgen dafür, daß der Nationalsozialismus das Privateigentum schützt. Neben Kirdorf ist es sein Schwiegersohn, der Fregattenkapitän a. D. Hans Krüger, nunmehr ordentliches Vorstandsmitglied von Gelsenkirchen, der die Wiederauferstehung Deutschlands im Geiste Hitlers fördert. Auch der bisherige Generaldirektor von Gelsenkirchen, Herr Willi Huber, zugleich Aufsichtsrat der Vereinigten Stahlwerke, bevorzugt die äußerste Rechte. Als Zahlstelle dient die zu Gelsenkirchen gehörige Zeche Monopol. Und das alles in einer Gesellschaft, in deren Aufsichtsrat noch immer Hugenberg in persona sitzt.

Das schädlichste an dem internen Konkurrenzkampf Hitler—Hugenberg ist aber, daß Hitler sich nun auch in die eigenste Domäne Hugenbergs vorwagt. Mit den schwarzen Diamantensplittern Kirdorfs haben die Nationalsozialisten sich in Essen und in Köln Druckereien zugelegt, um dort im Herbst neue Tageszeitungen herauszubringen und dazu Kopfblätter für Aachen, Düsseldorf und Koblenz herzustellen. Wenn es auch noch nicht die Regierungsfahnen sind, so sollen wenigstens die Papierfahnen mit dem Hakenkreuz am freien Rhein wehen und der Bevölkerung den Beweis liefern, daß trotz der Wirtschaftskrise für das Dringendste immer noch Geld da ist.

Herr Mahraun und die Aufsichtsräte

Während den Braven das Geld gleich zechenweise zuströmt, haben die Abtrünnigen eben doch ihre Schwierigkeiten. Herr Arthur Mahraun, vom Hochmeister zum Parteiführer avanciert, bemüht sich in seinem ‚Jungdeutschen' händeringend darum, die „wirklichen Führer der Wirtschaft" zu gewinnen. Er weist ihnen sogar gleich einen Platz in der ersten Parkettreihe an. Autorisiert von Unbekannt teilt Mahraun mit:

> Ich kann hier im Namen weiter Kreise meiner Freunde erklären, daß sie es begrüßen würden, wenn diese wirklichen Führer der Wirtschaft sich voll und ganz mitten in die vorderste Front der Führung stellen würden.

Gleichzeitig macht er den wirklichen Führern der Wirtschaft die Eröffnung, daß sie in seiner Partei nichts zu sagen haben werden, denn Plutokratie gibts nicht: „Die Plutokratie hat sich im politischen Leben unsrer Zeit vor den Augen weitester Volkskreise als eine verabscheuungswürdige Methode politischer Willensbeeinflussung gezeigt. Das Volk hat das Wesen der Plutokratie erkannt. In der Auflehnung des Volkes gegen sie liegt der Schlüsselpunkt des Niedergangs der alten bürgerlichen Partei." Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß auf die interessanten, wenn auch nicht gerade richtigen Feststellungen hin, der Andrang der wirklichen Wirtschaftsführer zur Mahraun-Partei sehr groß sein wird. Die wirklichen Wirtschaftsführer, Herr Mahraun, lassen sich nämlich nicht so behandeln, wie die Juden: am Tage die gute Arbeitsgemeinschaft, am Abend beim Ordensschoppen die gute Arierklausel. Die Herren wollen wenigstens wissen, woran sie sind. Bei Hitler wissen sies; bei Ihnen, Herr Mahraun, noch nicht.

Aber auch die Demokraten, die sich bereits mit dem Jungdo zusammengetan haben, werden Herrn Mahraun noch um einige kleine Auskünfte bitten müssen. In den fünf jungdeutschen „Grundforderungen" findet sich nämlich nicht nur die Kampfansage gegen „die Beherrschung der Parteien durch Truste und Konzerne", sondern die Grundforderung Nr. 4 lautet mit anerkennenswerter Klarheit: „Aufsichtsratsmitglieder privater Erwerbsgesellschaften dürfen nicht Volksvertreter sein." Nun sind aber zufällig die demokratischen Volksvertreter mit Aufsichtsratsposten besonders reich gesegnet. Die letzte demokratische Reichstagsfraktion verfügte bei 25 Abgeordneten über 92 Aufsichtsratssitze. Hermann Fischer brachte Herrn Mahraun allein 51 Aufsichtsratsstellen in die Ehe, Peter Reinhold 20, der Geheime Kommerzienrat Wieland 7, Koch-Weser 4 undsofort. Herr Fischer wird doch wohl wieder in Frankfurt an der Oder kandidieren, Reinhold ist bereits in seinem Wahlkreis Hessen-Nassau aufgestellt, Koch-Weser als Spitzenkandidat für Berlin bestätigt, und Oskar

Meyer, Hummel, Sparrer und die andern Aufsichtsräte werden auch wieder ihren Stammsitz im Reichstag beanspruchen.

Wie wird der Jungdo sich dazu verhalten? Werden die Ordensbrüder ihre Grundforderung Nr. 4 verleugnen, die der Hochmeister vor noch nicht zwei Jahren verkündet hat, oder wird Herr Mahraun von den demokratischen Kandidaten fordern, daß sie ihre Aufsichtsratsposten niederlegen, bevor sie als Volksvertreter in den Reichstag ziehen? Eins von beiden ist doch wohl nur möglich.

Nachruf von Theobald Tiger

Ruhe sanft!
Das tatest du ja immer.
Ruhe sanft den deutschen Bürgerschlaf.
Du gingst hin im schwarz-rot-goldenen Schimmer,
vorn ein Schäfer, hintenrum ein Schaf.
Du warst so beseelt von zwei Gefühlen,
mit dem Hintern zwischen allen Stühlen...
Du warst niemals da — und überall dabei,
Deutsche Demokratische Partei —!

Ach, du spieltest jenes Spiel von hohen Reizen
auf dem etwas schlaff gespannten Seil
mit den einerseits und andererseitsen...
jede Weltanschauung kriegt bei dir ihr Teil.
Hörte man dich für die Freiheit wettern,
wars, um auf die Bäumer raufzuklettern.
Pazifistischer Parademarsch
und zum Essen: Rostbeef, vegetarsch...
Und wie hieß die Phrasenspielerei?
Deutsche Demokratische Partei.

Ruhe sanft!
Knock-out nach den paar Runden...
Brave Spießer tragen einen neuen Hut.
Ruhe sanft. Du hast nun heimgefunden;
an des Jungdos Busen lagern Christ und Jud.
Was ihr wollt, ist euch noch zweifelhaft,
doch das wollt ihr voller Manneskraft!
Laßt die Reichswehr auch nach Ostland reiten —:
habt ihr nur die Geldschrank-Sicherheiten —!
Angestellte, macht ihr mit?
Der Weg ist frei
zu der neuen, zu der schönen,
zu der schönen, zu der neuen,
zu der schönen neuen Deutschen Staatspartei.

Bemerkungen

Pogromangst

Als mein Vater dreizehn Monate im Schützengraben gelegen war, hatten sich seine Vorgesetzten an seine jüdische Nase gewöhnt, und er avancierte zum Gefreiten. Nach weitern elf Monaten hatten sich alle Gesichter soweit einander geähnelt, daß die Unterschiede zwischen den Kreaturen verschwanden: man beförderte ihn zum Unteroffizier. Ich glaube, hätte der Krieg nur wenige Jahre länger gedauert, mein Vater hätte es bis zum jüdischen Offizier bringen können, aber ein französisches Geschoß bestätigte die Günthersche Rassenlehre von der Unfähigkeit der Juden zu höhern Kommandos, er fiel im Jahre 17. Er hinterließ ein Testament, in dem meiner Mutter aufgetragen wurde, uns zu wahrheitsliebenden Menschen und guten Deutschen zu erziehen. Meine Mutter ging uns mit bestem Beispiel voran, indem sie nur die Lebensmittel kaufte, die uns von Staats wegen rationiert wurden, uns Kindern gab sie ihr Teil mit, und verhinderte die endgültige Befolgung des letzten Willens meines Vaters, indem sie einige Monate nach seinem Tod an einer Magengeschichte starb. Meine weitere Erziehung im Sinne des väterlichen Testaments übernahm ein damals vierzigjähriger Schlosser, der, weil er hinkte, nicht ins Feld zu rücken brauchte und daher in der Heimat für militärische Disziplin sorgte: auf dem Heimweg von der Schule schlugen er und einige Freunde mich Zwölfjährigen blutig. Da ich mich wehrte, versetzte er mir mit umgekehrtem Krückstock einen Hieb gegen die Schläfe, einen Zentimeter über dem Auge, dessen Narbe mich noch heute ziert.

Der Schlag dieses Schlossers hatte mir neben meinen Wunden auch neue Möglichkeiten zu Überlegungen verschafft. Ich quittierte also den Dank des Vaterlandes durch ein mir typisch scheinendes Exemplar, weil es sich ja typisch benommen hatte.

Ich wußte, wo der Schlosser wohnte. Ich hatte auch Bekannte, die bei ihm arbeiten ließen; ich war mit meinen Kameraden dafür berühmt, mit größter Virtuosität Fensterscheiben einschlagen zu können — mit einem Wort, es hätte damals für mich Möglichkeiten gegeben, auf die gleiche kindische Art, wie er sein versinkendes Vaterland an mir gerächt hatte, meine Unterlegenheit an ihm zu rächen. Und ich tat es auch, aber meine Rache war jüdisch, hartnäckig und gemein: ich tat nämlich nichts! Ich überlegte mir, daß dieser Mann auf meine Rache warten müsse; wie er Gewissensbisse bekommen müßte, immer mehr, immer bedrängendere, wie er schließlich mich sucht, den kleinen Jungen, den er geschlagen hat, — und nie sollte er mich finden! war mein Beschluß.

Mir ist diese Geschichte eingefallen, als ich jetzt nach dreizehn Jahren den Schlosser bei einem Umzug wieder sah. Sein Schnurrbart war dick, nach oben gebürstet, seine kleinen Äuglein blinzelten vergnügt unter den charakterfesten buschigen Brauen, er trug eine Fahne, er lachte. Und ich mußte mir sagen, meine Rache von damals war keine Rache. Ich schämte mich.

Diese Geschichte wurde nicht ihres Inhalts sondern ihrer Pointe wegen erzählt. Die deutschen Juden stehen heute vor entscheidenden Situationen. Wer einigermaßen Bescheid weiß, kennt die politische Verwirrung, in der sich die einzelnen Gruppen bekämpfen. Einig sind sie nur in der wortreichen Abwehr des Antisemitismus, ja, die jüdischen Zeitungen und Zeitschriften beschäftigen sich mit dem Wesen des Antisemitismus, als sei die sophistische Behandlung dieser Frage notwendig oder auch nur zweckmäßig.

Das geht nicht! Es muß etwas geschehen! Wenn in der Tat gewisse Rechtskreise sich zu Marx bekennen und „die Welt nicht mehr erkennen sondern verändern wollen", so dürfen die Juden einzig nicht noch immer beim „Erkennen" bleiben, denn dies wird zum Verkennen. Ich glaube, daß die Bemühungen antisemitischer Rechtsorganisationen allmählich organisch zu nichts anderm führen können als zu einer Entassimilation, zur Reorganisierung jüdischen Separatismus. Dagegen, und nur dagegen muß endlich etwas getan werden. Alles andre ist unwichtig. Beim kommenden Wahlkampf hängt es davon ab, den Parteien die Stimmen zu geben, die ein entscheidendes Gegengewicht gegen die Rechtsradikalen bieten, und das sind auf keinen Fall opportune Erkenntnisparteien, Mittelparteien. Es gilt, endlich aufzuhören mit jüdischen Protestversammlungen, dafür gilt es, die jüdischen Sportorganisationen zu stärken.

Wenn an dieser Stelle über diese internen Dinge gesprochen wird, so darf es nur darum geschehen, weil eine Gruppe von Menschen, die Juden, die nicht verantwortlich zu machen ist für das, was ihr vorgeworfen wird (man wird Jude nicht aus Gesinnung sondern durch Geburt), als Vorhut einer Armee attakkiert wird, die die geringen Errungenschaften der Revolution des Novembers 1918 schützt.

Heinz Liepmann

Doktor Eckener bedauert

Auf seiner Weltreise steuerte Herr Doktor Eckener auch Brasilien an. Erst jetzt sickern Nachrichten durch, was dabei vorgefallen ist. Briefe von Brasildeutschen und Pressemeldungen geben ein einigermaßen klares Bild.

Landungen waren in Recife und in Rio de Janeiro vorgesehen. Ihre Durchführung lag in den Händen des Kondor-Syndikats, einer Tochtergesellschaft der Deutschen Lufthansa. In großzügiger Weise hatte die brasilianische Regierung die zollfreie Einfuhr des Ankermastes, der Gasgeneratoren, des Brennstoffs und des sonstigen Materials gewährt. In Recife ließ sie das als Landungsplatz zur Verfügung gestellte Gelände kostenlos planieren, ebenso den Ankermast, die Gasgeneratoren und die elektrischen Kraft- und Telephonanlagen auf eigne Rechnung aufführen. Schließlich stellte die Regierung in Rio de Janeiro den Militärflugplatz und für beide Landungen Militär und Polizei zur Verfügung. Um seiner Bereitwilligkeit die Krone aufzusetzen, hatte das Bundesparlament einen Spezialkredit von etwa fünfzigtausend Mark ausgeworfen, der zum größten Teil in Form von Barsubventionen an das Kondor-Syndikat geleitet wurde. Hatten die Yankees für die Landung in Lakehurst fünftausend Dollar verlangt, so entstanden hier in Brasilien dem Syndikat so gut wie gar keine Spesen.

Alles wäre in Ordnung gewesen, hätten nicht plötzlich die Zeitungen gemeldet, das Kondor-Syndikat erhebe Eintrittspreise in Höhe von fünfundzwanzig Mark und zwei Mark fünfzig. Das war den Brasilianern zu viel. Die Regierung wurde bei Herrn Hammer, dem Direktor, vorstellig, und der mußte klein beigeben. Seine

Drohungen, Eckener in Kenntnis zu setzen, halfen ihm nichts, die Regierung ließ ihm nur, taktvoll, einen einigermaßen anständigen Rückweg offen, nachdem er vorher zwei eigentümliche Dementis herausgegeben hatte.

Daneben lief noch eine andre Aktion. Herr Hammer versuchte, auch die deutsche Kolonie in Rio de Janeiro zu rupfen. Mit der Berufung auf die „ungeheuren Spesen" wurde eine Sammlung veranstaltet, die in kurzer Zeit siebzigtausend Mark ergab. Einer der Spender — er hatte fünfzigtausend Mark gezeichnet — war vorsichtig genug, sich nach den „Spesen" zu erkundigen, und machte, als er die Wahrheit erfuhr, sein Geschenk rückgängig. Darauf verschwand die Zeichnungsliste vollständig: der Beutezug war mißglückt, Herr Hammer aber schwer verärgert.

In der allgemeinen Begeisterung schenkte man der Nachricht, Herr Hammer sei dem Luftschiff nach Recife zur „Berichterstattung" entgegengereist, keine Aufmerksamkeit. Eckener landete in Recife und spendete den Soldaten reichliches Lob, da ihr Verhalten seinen bisherigen Landungsrekord gebrochen habe. Nach einer Unterredung mit Herrn Hammer schlägt auf einmal Eckener, der vor der Landung — wie der liebe Gott — eine „Botschaft an das brasilianische Volk" erlassen hatte, die Einladung der Staatsregierung, ihr Gast zu sein, aus und logiert im Hause des Leiters der dortigen Vertretung des Kondor-Syndikats. Ist man schon versucht, diese brüske Maßnahme, die Herr Eckener sich wohl als Privatperson leisten darf, wenns ihm Spaß macht, nicht aber als Führer des der gesamten deutschen Nation gehörigen Luftschiffes, als Folge der mißglückten Schröpfungsversuche zu bezeichnen, so läßt der weitere Verlauf der Dinge gar keinen Zweifel zu, daß die unbefriedigte Geldgier dieser Idealisten auf Rache sann.

Am 24. Mai Aufstieg nach Rio de Janeiro. Starke Gegenwinde auf dem ersten Teil der Fahrt veranlassen Eckener, seine Landung in Rio erst für den nächsten Morgen in Aussicht zu stellen. Dabei herrschten dort am 24. und 25. Mai günstige Witterungsverhältnisse. Neue Nachricht: Landung am 24. um elf Uhr abends. Vergebliches Warten des im Lichterglanz erstrahlenden Rio. Um zwei Uhr nachts meldet eine Küstenwachtstation, nicht etwa Herr Eckener, das Schiff habe Kurs nach Süden. Also erwartet man in Santos und São Paulo den Grafen Zeppelin, blind vertrauend auf Eckeners Zusage, er werde nach dem Besuch von Rio über diesen beiden Städten kreuzen. Da trifft dort um zehn Uhr morgens die Nachricht ein, das Schiff sei um sieben Uhr in Rio gelandet und habe sofort den Rückflug nach Norden angetreten. Von zehn Uhr abends bis vier Uhr morgens hatte Herr Eckener es also nicht für nötig befunden, irgendwelche Funkanfragen zu beantworten. Das Luftschiff war, sicher auf Druck des deutschen Gesandten in Brasilien, der als Vertreter der deutschen Regierung Eckener befohlen hatte, in Rio zu landen, kurz vor Mitternacht vor der Stadt eingetroffen und hatte, ohne sie zu überfliegen, in einer Entfernung von etwa fünfzig Kilometern teils sich mit abgestelltem Motor treiben lassen teils gekreuzt. Befragt, warum er keine Funkmeldungen gegeben habe, meinte Herr Eckener, die Sendestation müsse gestört gewesen sein, außerdem habe er, rücksichtsvoll wie er nun einmal ist, die Bewohner nicht aus dem Schlafe schrecken wollen, obwohl man ihn vier Mal gebeten hatte, über Rio zu kreuzen. Herr Hammer aber, der sich an Bord befand, ersann eine andre Ausrede: Die Presseberichte brächten der Funkgesellschaft, die das Monopol des Luftfunks habe, mehr ein, daher hätte man sich um seine Telegramme nicht gekümmert, nicht einmal Eckener habe wirklichen Einfluß. Wers glaubt, bekommt einen Freifahrtschein zur nächsten Weltreise. Man hat nie vor-

her von ähnlichen Eigenmächtigkeiten der betreffenden Funkgesellschaft gehört, ausgerechnet in diesem Fall, wo Herr Eckener und Herr Hammer böse sind, muß ihnen das Pech passieren.

Der Vorhang zum letzten Akt der Komödie hebt sich. Trotz wunderschönstem Wetter trifft um vier Uhr morgens die Meldung ein, man könne sich wegen der Witterungsverhältnisse erst in letzter Minute entscheiden, wann man landen werde. Um sechs Uhr heißts: in einer Stunde. Herr Eckener war also so unhöflich, den vorher offiziell eingeladenen Präsidenten der Republik nicht rechtzeitig zu benachrichtigen. So war, als das Luftschiff um sieben Uhr niederging, ohne auch nur eine Schleife über Rio zu ziehen, bloß ein Teil der Behörden, der Kriegsminister und der Präfekt des Bundesdistrikts erschienen.

Der zweite Offizier, Herr Flemming, schnauzt die Haltemannschaften an, weil sie nicht rechtzeitig die Taue ergriffen hätten. Die Leute hatten die strengste Weisung, erst zuzugreifen, wenn das Luftschiff das vereinbarte Flaggensignal gegeben habe. Herr Flemming versäumte dies und brüllte dafür die Soldaten an, die eine solche Behandlung nicht gewöhnt sind. Ein brasilianischer Offizier stellt Herrn Flemming zur Rede. Resultat: der schneidige Herr muß sich entschuldigen, was sichtlich zur Hebung der Laune des Herrn Eckener und seines Stabes beiträgt.

Der vom Präfekten begrüßte Luftschiffgewaltige betritt gar nicht erst den Boden. Er nimmt übel, schlägt den Herren vom Empfangskomitee die Bitte um Autogramme rundweg ab, läßt seine Passagiere nicht aus dem Luftschiff, begeht also nebenbei so eine kleine Freiheitsberaubung, und zieht sich in seine Kabine zurück. Die Rufe werden stärker. Ein Offizier erscheint: „Doktor Eckener bedauert". Er spielt den Gekränkten.

Als der Vertreter des Bundespräsidenten und der Kriegsminister Herrn Eckener in seiner Kabine besuchen wollen, wird ihnen der Zutritt verweigert und die Türe vor der Nase zugeschlagen. Ohne ein Abschiedswort wird Befehl zum Aufstieg gegeben; ein Telegramm gibt bekannt: Rückflug nach Norden.

Große Empörung in Rio und in São Paulo. Die Presse kommentiert: „unerklärlich", „befremdend", „taktlos". Auch der deutsche Gesandte ist entsetzt über das unqualifizierbare Verhalten Eckeners. Darum schickte er, obwohl selbst auf dem Landungsplatz, nur einen Gesandtschaftssekretär an Bord.

Wie hieß es doch? „Wir bewundern den Mut und die Ausdauer Doktor Eckeners, der unter unvergleichlichen Opfern der Welt den Siegeszug der nicht zu schlagenden deutschen Technik vor Augen geführt hat, der das Ansehen Deutschlands in der Welt gefördert hat und die engsten Beziehungen zwischen uns und denen über den großen Teich hergestellt hat. Sein Idealismus ist das leuchtende Vorbild für uns alle." So siehst du aus.

Walther Karsch

Zur Verfassungsfeier

Reichspatentamt
Patentschrift Nr. 503 884
Klasse 74 d Gruppe 10
G 72 670 VIII a/74 d
17. Juli 1930
Walter Gerdes in Berlin
Fahne mit Längs- oder Querstreifen

Es ist üblich, feierliche Ereignisse, insbesondre solche politischen Charakters, durch Tragen oder Aufziehen einer Fahne zu bekunden. Zahlreiche Kreise der Bevölkerung haben hierbei nun den Wunsch, die Farben der Fahne der politischen Verschiedenheit der Ereignisse jeweils beliebig anpassen zu können. So erscheint es in manchen Fällen wünschenswert, die alten Reichs-

farben Schwarz-Weiß-Rot, in andern Fällen wieder die neuen Farben Schwarz-Rot-Gold zu zeigen. Das Publikum steht dann vor dem unter dem Namen Flaggenfrage bekannt gewordenen Problem und vor der Entscheidung, entweder eine zweite Fahne anzuschaffen oder von einer äußeren Bekundung seiner Teilnahme an dem betreffenden Ereignis abzusehen. Zur Beseitigung dieser Frage setzt die Erfindung ein.

Medizinische Lyrik.

Du sollst den Blick nicht, Mädchen, niederschlagen,
Wenn sie es sehen, daß du schwanger bist!
Dein Haupt sollst du gar hoch erhoben tragen,
Weil deine Lieb', dein Leib gesegnet ist:
Was dir im Liebesglück ward einst gegeben,
In Glück und — Liebe reife es zum Leben!

Wenn dich die Schwestern mitleidsvoll besehen,
Ertrage lächelnd ihren Krittlerblick;
Stolz sollst du deine Mutterschaft gestehen
Und stolz dein froh genoss'nes Jugendglück!
Als ihr in holder Liebe euch gefunden,
Hat euch ein mächtig, heilig Band umwunden!

Du frag' die tugendsamen Ehefrauen,
Die so verdrossen ihres Weges ziehn,
In ihres Ehealltags Frost verblühen,
Frag sie, wie vielen nicht in eklem Grauen
Des Leibes Frucht ward nächtens aufgerungen —
— Und dank dem Liebessturm, der dich bezwungen!

O danke ihm, o danke seinem Segen,
Durch den in Schönheit sich an dir erfüllt,
Wo andre der Gewalt nur unterlegen!
O freue dich und zeige unverhüllt,
Daß Weibesglück mit Weibespflicht sich paarte
Und dir Erniedrigung und Schmach ersparte!

H. Pfeiffer
Münchner Medizinische Wochenschrift

Höchste Ehrung

Dann dankte der Asta-Vorsitzende, und Korpsstudenten, Burschenschafter und alle andern rieben auf die heidelberger Arbeiter einen donnernden Salamander, das erstemal, daß Arbeitern diese höchste studentische Ehrung erwiesen wurde. Jetzt gabs kein Halten mehr.

Münchner Zeitung
24. Juli 1930

Rätsel

Wenn wir es mit dem Munde tun,
Ist es — gemein!
Mit Händen aber, die nicht ruhn,
Heißt's: „Das war fein!"

Berliner Illustrierte Zeitung
Nr. 31.

Liebe Weltbühne!

Im berliner Anwaltsblatt, Jahrgang 4 Heft 7 Juli 1930 Seite 163, findet sich folgender Auszug aus einem Kammergerichtsurteil vom 19. Dezember 1929 20 Wa. 255. 29:

„In Sachen pp. hat der 20. Zivilsenat des Kammergerichts auf die Erinnerung des R.-A. Dr. X. in der Sitzung vom 19. 11. 29 beschlossen: Die angefochtene Entscheidung wird dahin geändert, daß dem Erinnerungsführer weitere zwei Reichspfennige aus der Staatskasse zu erstatten sind. Dieser Beschluß ergeht gebührenfrei."

Wie wir hören, hat der Fiskus Revision beim Reichsgericht eingelegt.

Hinweise der Redaktion

Bücher

Ernest Hemingway: In einem andern Land. Ernst Rowohlt, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Frankfurt 17.30: Westfront 1918, Paul Laven. — Leipzig 19.00: Wer soll Schriftsteller und wer soll Journalist werden?, Dr. Hans Goslar. — Berlin 19.35: Gustav Kiepenheuer erzählt sein Leben. — Köln 19.40: Die englische Schutzzollpolitik und die Dominions, Fritz Sternberg. — Breslau 19.45: Die geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, Henri Guilbeaux und Herbert Ihering. — Königsberg 20.05: Thomas Mann, Ludwig Goldstein und Otto Bernstein. — Berlin 20.30: Zeitgenossen urteilen, Hans Flesch. — **Mittwoch.** Köln 16.45: Abenteuerliche Lebensläufe, Anton Schnack. — 17.05: Ungedruckte Dichter, Martin Rockenbach. — Königswusterhausen 20.00: Kulturbolschewismus, Alfred Döblin und Pater Friedrich Muckermann. — **Donnerstag.** Berlin 17.45: Für und gegen den Spiritismus, Dr. Bergmann und Dr. Adolf Schmidt. — Frankfurt 18.35: Skandal aus dem Stegreif, Manfred Georg. — Berlin 19.10: Heimweh, Herwart Walden. — **Freitag.** Berlin 17.25: Julius Hart. — 18.40: Moderne Technik und deutscher Idealismus, Pater Friedrich Muckermann. — **Sonnabend.** Königswusterhausen 17.30: Dichter der Gegenwart als Theoretiker der Erziehung, Heinz Monzel. — Berlin 19.05: Vom unbekannten Jazz, Hans Winge.

Antworten

Außenminister Curtius. Ein südschweizer Blatt, die ‚Libera Stampa' im Tessin, berichtet, daß Sie während Ihres Ferienaufenthaltes im Hôtel du Parc in Locarno von einem Funktionär des dortigen italienischen Konsulats bespitzelt werden. Der Mann heißt Gabucci und kontrolliert mit Hilfe eines Hotelangestellten Ihre Tätigkeit, Ihren Umgang, Ihre Umgebung. Das muß für Sie sehr angenehm sein. Auch bei uns zu Haus sind die italienischen Konsulate nicht viel mehr als Spionagezentralen. Gäbe es da nicht eine Gelegenheit, sich für die in der Schweiz erwiesenen Aufmerksamkeiten zu revanchieren?

Doktor Heinrich Simon, Berlin. Sie übermitteln uns den Brief eines Heizers vom Dampfer Kellerwald (Kapitän Stehr). Zwei der Kameraden dieses Heizers sind in Mobile (U.S.A.) desertiert. Das macht für die Hapag je 1000 Dollar Strafe, so will es das amerikanische Gesetz. Was tut darauf der Schiffsgewaltige? Er läßt die gesamte übrige Mannschaft in Schutzhaft nehmen und ins dortige Strafgefängnis einliefern. 14 Kojen für 24 Mann; das Essen haben die Leute den Wärtern vor die Füße geworfen; die sanitären Einrichtungen waren so unhygienisch, daß die Kojen Pesthöhlen glichen. Sie glaubten nun, daß sei ein unberechtigtes Vorgehen des Herrn Kapitäns. Sie kannten aber nicht die rauhen Sitten unsrer Seefahrt, die einen Abglanz sogar noch auf die Klubsessel der Hapag-Direktoren werfen. Denn von da wurde ihnen die Antwort, daß das Verhalten des Kapitäns nichts Außergewöhnliches sei. Seine Methode sei das einzig Mögliche, um der amerikanischen Gesetzesbestimmung aus dem Wege zu gehen. Den Mitgliedern der Besatzung empfiehlt diese menschenfreundliche Direktion, ihren verständlichen Ärger nicht gegen die Reederei oder den Kapitän zu richten sondern gegen die entwichenen Kollegen. Für die Schiffahrtsgesellschaften sind also Seeleute nichts andres als ein Stück Vieh, das man behandeln kann wie man will. Und wenn die amerikanischen Behörden noch mehr als 1000 Dollar für jeden entlaufenen Seemann verlangen, ist die Gesellschaft, in deren Etat eine solche Summe sicher kein großes Loch reißt, noch lange nicht zur Freiheitsberaubung berechtigt. Bis gegen diese Methode, die an die Zeiten der Sklaverei erinnert und die Seeleute unter ein Ausnahmegesetz stellt, nichts von Seiten der dafür verantwortlichen Stellen unternommen wird, seien den betroffenen Mannschaften Abwehrmaßnahmen empfohlen, wie sie unser Heizer schildert: „Kannst dir ja denken, daß wir Rache nahmen. Den Dampf, den wir sonst auf fünfzehn Atmosphären fahren, haben wir natürlich auf neun gefahren und am andern Tag hat die Hälfte von uns Heizer die Kranken-Nudel geschoben. Verstehts doch. Auf diese Art haben wir für die Fahrt von Mobile nach New Orleans statt zwei Tage dreieinhalb gebraucht. In New Orleans hat der Kapitän es nicht mehr riskiert, uns einsperren zu lassen. Es hätte Tote gegeben." Hoffentlich findet dieses Beispiel der Abwehr strafbarer Gewaltmaßnahmen Nachahmung, so daß eine allgemein einsetzende Rebellion diese gesetzwidrige Bestimmung hinwegfegt.

Franz Seldte. Sie haben, so gut Sie es vermochten, Deutschland auf einer Nordlandfahrt kompromittiert, mit Reden und Bumbumtrara, mit Paraden und Parademärschen, also jenem Exportartikel, in dem Deutschland auch heute noch unerreicht dasteht. Dabei ist Ihnen ein kleines Malheur unterlaufen. Sie haben in Bergen eine Rede auf einen dort gedenkmalten Mann gehalten, und Ihr Blatt läßt sich dazu also vernehmen: „Ist dieser Mann nicht unsres Sinnes?" Der Mann ist Björnstjörne Björnson. Guter Herr Seldte, dieser Mann ist gewiß nie Ihres Sinnes gewesen. Sie halten sich

an sein schönes Lied — „Ja, wir lieben dieses Land" —, das er für Norwegen gedichtet hat und das Nationalhymne geworden ist. Aber Björnson war, was Sie nicht wissen können, weil Sie nicht lesen können und, könnten Sie es, das Gelesene nicht verstehen — Björnson war einer der letzten europäischen Liberalen, ein Mann von dem Gefühl Nansens, wenn auch von andrer Denkart; einer, der, wie Sie zum Beispiel in vielen Jahrgängen der alten münchner Zeitschrift ‚März' nachlesen lassen können, immer wieder für die Unterdrückten in aller Welt eingetreten ist und nichts so gehaßt hat wie einen polternden und frech-dröhnenden Nationalismus, dem er stets sein gut europäisches Gewissen gegenübergestellt hat. Schade, daß Denkmäler nicht sprechen können. Dieses hätte „Fan!" gesagt, hätte sich umgedreht und ihnen seinen breiten und soliden Rücken gezeigt.

Fahrgast. Sie wollen sich über Ihr Erlebnis bei der Reichsbahn beschweren? Tun Sie das nicht. Die hat Besseres vor. Sie schützt. Wen oder was? Fragen Sie sie — sie wird Ihnen nicht antworten. Sie besitzt einen „Streifdienst", dessen Höhe sie mit sechzehnhundert Mann angibt, der in Wahrheit aber höher ist — er wird wohl etwa das Doppelte betragen. Die Ausbildung dieser Leute erfolgt durch Offiziere und Unteroffiziere der Reichswehr auf Truppenübungsplätzen. Schießen, Handgranaten, Exerzieren — als Krone neunzehn Panzerzüge. Das muß doch einen tiefern Grund haben? Das hat einen tiefern Grund. Wir sind ein armes, wehrlos gemachtes Volk ... und wenn wir keine Hereros mehr haben, dann schießen wir eben auf uns selber. Auf den Tag!

Münchner. Sie gingen in die Briegersche Universitätsbuchhandlung am Odeonsplatz und glaubten, dort die ‚Weltbühne' kaufen zu können. Sie haben sich geirrt. Der Inhaber bedauert: „‚Weltbühne'? Führen wir nicht". Sie lassen aber nicht locker und siehe, Sie müssen erfahren, daß der Buchhändler, eingeschüchtert durch wiederholte Drohungen der Nationalsozialisten, die ‚Weltbühne' entfernt hat. Glückliches München, die Paladine deines Hitler wollen dich vor dem zersetzenden Geist unsrer kleinen roten Hefte bewahren. Wenn die nun noch die Postauslieferung der ‚Weltbühne' in die Finger kriegen könnten, Gott, würde das ein Jubel werden.

Ernst Johannsen. Ihr Artikel über die Tragödie des Kriegsbeschädigten Reimers im vorigen Heft der Weltbühne hat eine spontane Wirkung gehabt. Es gehen uns zahlreiche nähere Erkundigungen nach dem Unglücklichen und Spenden zu, um sein Los zu erleichtern. Die Geber wünschen ungenannt zu bleiben. Wir quittieren über den Eingang einer Sammlung von 70 Mark, sowie von zwei Einzelbeträgen von 100 Mark und 20 Mark. Die eingegangenen Summen sind inzwischen an Martin Reimers weitergesandt worden. Wir berichtigen auf Ihren Wunsch, daß es in Ihrem Artikel auf Seite 201 statt Professor Jenkel Professor Lichtwitz heißen muß, statt Doktor Kellmar Doktor Kellner und bestätigen Ihnen gern, daß Reimers Ihre Darstellung seiner Leidensgeschichte als mit den Tatsachen übereinstimmend anerkannt hat.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1. Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Wahlkampf: der Hindenburg-Block

von Carl v. Ossietzky

Herr Gottlieb Treviranus, Minister der nicht mehr besetzten Gebiete, bringt in die hohe Politik jene fatale Beredsamkeit, die in niedern bürgerlichen Regionen arme Witwen bewegen kann, ihre letzten Sparsechser abzuheben, die nachher in amüsanterer Gesellschaft vertan werden. Doch auch in jenen Höhen, wo die dünne Luft der Weltgeschichte weht, weiß man ein betörendes Lächeln, einen flapsigen Charme wohl zu schätzen. „Ein lieber Junge, wenn er auch leicht über die Stränge schlägt", sagt die nachsichtige Närrin, die öffentliche Meinung, und vergißt, daß der liebe Junge seine vierzig Jahre zählt. Der Herr Kapitänleutnant hat in den paar Monaten seiner besetzten und unbesetzten Ministerschaft schon einigen außerhalb seiner Zuständigkeit liegenden Unfug gestiftet — was tut das? Er trägt in diesen buntscheckigen Wahlkampf erst das richtige Marineblau, das der deutsche Spießer so gern hat, obgleich noch lange nicht alle Rechnungen beglichen sind, die er der langen Galerie unternehmungslustiger Marineoffiziere von Tirpitz bis Lohmann zu verdanken hat.

Gäbe es in Deutschland ein anständiges Niveau des öffentlichen Urteils, so wäre Herr Treviranus nach der kläglichen Auslegung, die er seiner sehr eindeutigen Revancherede durch den Rundfunk hinterhergeschickt hat, ein für allemal erledigt gewesen. „Leere Drohungen", so erklärte der Herr Minister nachher, „sind für Volk und Vaterland schädlich und rufen im Ausland den Eindruck hervor: Den Brüdern ist nicht zu trauen!" Ahnungsvoller Engel. Aber ein Widerruf, der ebenso leichtherzig über die Lippen fließt wie die Drohung, wird nirgends ernst genommen werden. Das Echo des Auslandes sagt deutlich genug, was Treviranus angerichtet hat. Es ist plötzlich wieder eine Gewitterstimmung um Deutschland, wie seit Jahren nicht, und nur der römische Karnevalscäsar nickt zufrieden. Ist es nicht frivol, zu glauben, das eilfertig hergeplapperte pater peccavi werde als Bürgschaft genommen werden? Soll denn wieder das böse alte Vorurteil in die Weltmeinung einziehen, daß dem Deutschen in der Politik das einfache Gefühl für Treu und Glauben fehle, dieses Vorurteil, das Deutschland jahrelang so schrecklich isoliert hat? In London und Paris baut man zwar auf die Anständigkeit, weniger auf die Energie des Herrn Curtius, und gegen den Anbruch einer neuen Ära jener berüchtigten „außenpolitischen Aktivität", die Deutschland so viele überflüssige Demütigungen eingebracht hat, bietet er nur geringe Gewähr. In den Redaktionen der berliner liberalen Blätter war man höflich genug, die Revancherede des Herrn Treviranus als dessen persönliche Angelegenheit zu behandeln, und sich nicht zu erinnern, daß Herr Brüning bei seiner Kabinetts-

bildung grade ihn zunächst ins Außenministerium schicken wollte, was nur an dem Einspruch des Herrn Scholz scheiterte, der diesen Platz für seine Fraktion beanspruchte. Wenn es also nach Herrn Brüning gegangen wäre, so säße heute an Stresemanns Tisch ein alldeutscher Schwadroneur, ein geschaßter Hugenbergscher Leibmameluck, der auf seiner blauen Kehrseite noch sichtbarlich den Fußabdruck des grollenden Geheimrats trägt. Übrigens ist es ein optimistischer Irrtum anzunehmen, Treviranus hätte wenigstens nach seiner Abbitte vor dem Mikrophon ein wenig Ruhe gegeben. Am nächsten Tage schon griff er in einem in der ‚Königsberger Allgemeinen Zeitung' veröffentlichten Interview die Frage neu auf. Er war diesmal menschenfreundlich genug, zu beteuern, daß ihm der kriegerische Weg nicht gangbar erscheine; geeigneter finde er eine Betrauung des Völkerbundes damit oder eine Konferenz der beteiligten Mächte. „Die Bereinigung der Ostfrage", so schloß Herr Treviranus, „ist jetzt nach der Liquidation des Rheinproblems akut. Sie steht auf dem nächsten außenpolitischen Programm der Reichsregierung." Wer hat Treviranus autorisiert, über Dinge zu reden, die zu behandeln lediglich dem Reichskanzler oder dem Außenminister zukommen? Und warum fahren jene demokratischen Blätter, die sich sonst bei jeder Gelegenheit als die von Stresemann selbst bestellten Testamentsvollstrecker gebärden, nicht einem gesprächigen Dilettanten, den der lebende Stresemann unmißverständlich abgeschüttelt hat, gehörig in die Parade?

Das ist ein höchst trauriges Kapitel. Mit Ausnahme der ‚Frankfurter Zeitung', die Herrn Treviranus gründlich zu Gemüte geführt hat, daß er sich überschätze, hat keins der liberalen Blätter Worte der Abwehr gefunden. Im Gegenteil. Hier las man die süßsaure Bescheinigung, daß der Herr Minister wenigstens eine Diskussion über die Korridorfrage in Fluß gebracht habe, dort, daß jeder Deutsche in dieser Sache gleicher Meinung mit ihm sei. Eine verwegene Behauptung, in der Tat. Wie steht es damit Es herrscht die allgemeine Anschauung in Deutschland, daß die Grenzziehung im Osten unbefriedigend ist. Aber bei näherm Zusehn wird man finden, daß die Abneigung sich viel weniger gegen die in den Verträgen festgesetzten Grenzsteine richtet als vielmehr gegen das Netz militärisch-polizeilichen Zeremoniells, das der polnische Staat über den Korridor gebreitet hat. Der vernünftige Teil des deutschen Volkes, der für die Beurteilung außenpolitischer Dinge allein in Frage kommt, will von der stupiden Vorstellung einer Reannektion nichts wissen, wodurch nur die Farbe der Schilderhäuser nicht aber das Streitthema geändert werden würde. Der vernünftige Deutsche hofft vielmehr, die Härte der Grenzziehung durch handels- und wirtschaftspolitische Verständigung zu mildern und damit das Mißtrauen abzutragen. Das Verhältnis zwischen Deutschland und Polen ist nicht gut, und eine deutsche Regierung, die jetzt unvermittelt die Korridorfrage auf den Tisch werfen wollte, würde eine gründliche Abfuhr erleben. Und namentlich die Rechtsregierung des Herrn Brüning mit ihrer Diktaturneigung und mit einigen Mitgliedern, die noch gestern für die

Minister der Erfüllungspolitik Zuchthausstrafen forderten, ist am wenigsten geeignet, Appelle an das Weltgewissen zu richten oder die guten Geister des Rechtes zu beschwören. Sollten die Herren Lust verspüren, in Genf davon anzufangen — und dem jetzigen Staatssekretär von Bülow werden solche Neigungen nachgesagt — so würde man ihnen wahrscheinlich recht böse übern Schnabel fahren. Die großen liberalen Blätter von Berlin und Frankfurt, die wegen ihres internationalen Ansehens wohl auch in der Wilhelm-Straße noch beachtet werden, täten gut, vor solchen diplomatischen Kadettenstreichen zu warnen, anstatt die Fiktion einer außenpolitischen Einheitsfront mitzumachen. Sie würden Deutschland damit ein paar klatschende Ohrfeigen ersparen.

*

Herr Treviranus allein wiegt nicht viel mehr als eine Marinejacke mit blanken Knöpfen. Aber er ist, in des Wortes schlimmster Bedeutung, der Exponent einer Machtgruppe. Er ist der Tambour der Hindenburgdiktatur. Kanzler Brüning ist ebenso gesprächig wie eine Auster in Madeirasauce. Er sagt aus eignem Antrieb so gut wie nichts und verfügt außerdem noch über das so beliebte gesellige Talent, Fragen zu überhören. So hat er alle Fragen überhört, ob er den außenpolitischen Exkurs seines Ministers decke. So hat er alle dringenden Interpellationen überhört, ob er sich die merkwürdige Prognose des selben Ministers über die Zukunft des nächsten Reichstags zu eigen mache. Denn Herr Treviranus hat in einer Ansprache an politische Freunde geäußert, daß der Reichstag so lange aufgelöst werden müsse, bis er endlich die Finanzvorlagen der Regierung Brüning annehme: „Die Regierung hat sich dem Reichspräsidenten gegenüber verpflichtet, die Reform der Reichsfinanzen durchzusetzen, gleichgültig wie oft der Wahlapparat zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt werden muß." Die Verfassung weiß nichts von einer solchen Machtbefugnis des Reichspräsidenten. Sie besagt klar und deutlich, daß der Reichskanzler die Richtlinien der Politik bestimmt, und sie besagt weiter, daß der Reichskanzler und die Reichsminister zu ihrer Amtsführung das Vertrauen des Reichstags bedürfen. Wir möchten nicht das wenig kurzweilige Gesellschaftsspiel der liberalen Blätter mitmachen, Herrn Brüning zu befragen, ob ein solches Abkommen zwischen seinem Kabinett und dem Reichspräsidenten besteht. Wir müssen das als wahr unterstellen und wollen dem Treviranissimus dankbar sein, daß er das Geheimnis so munter ausgeplaudert hat. Wir sind nach der Art des Zustandekommens dieser Regierung und nach ihren bisherigen Taten nicht überrascht.

In den glücklichen Zeiten, als Hindenburg und Hugenberg noch eines waren, wurde zuerst die Parole ausgegeben: Mehr Macht dem Reichspräsidenten! Damals wurde von der gesamten bürgerlichen Mitte diese Parole als reaktionär und pseudo-monarchistisch bekämpft. Seitdem die Mitte wieder etwas weiter nach rechts gerutscht ist, haben sich alle Parteiführer diese Forderung zu eigen gemacht, wenn sie auch verschieden nuanciert herauskommt. Schiele, Treviranus, Scholz und Brüning, alle haben sie an den Flaggenmast der

Partei das Bild des Reichspräsidenten genagelt, und bald werden Koch und Mahraun folgen, um die Konjunktur nicht zu versäumen. Noch kratzen sie sich im Kampfe um den Wähler gegenseitig die Augen aus, aber nach dem 14. September wird der große Hindenburgblock parat sein. Und damit auch alle dabei sein können, spricht der Reichspräsident dem kleinen Goebbeles, der ihm in einer Anwandlung edlen Unmuts ein paar zackige Ausdrücke an den Kopf geworfen hat, gnädigst seine Verzeihung aus — warum auch eine künftige Regierungspartei verärgern? — und Fama will sogar wissen, daß im Auftrage Hindenburgs der ehemalige königliche Kammerherr Elard v. Oldenburg-Januschau sich bemüht hat, Hugenberg und Schiele wieder zu versöhnen. In den Kreisen der treviranischen Partei, der Volkskonservativen Partei, aber erzählt man gutgelaunt jedem, der es hören will: „Geld haben wir nicht, Mandate haben wir auch nicht viel zu erwarten, aber wir brauchen weder Geld noch Mandate. Denn so lange der alte Herr Präsident ist, so lange ist unser Einfluß auch gesichert." Der Einfluß der Herren ist gesichert. Die Verfassung kommt nicht mehr in Frage. Das persönliche Regiment ist da und mit ihm die Kamarilla.

In dem besten Artikel, der diesmal zum Verfassungstage geschrieben wurde, hat der ausgezeichnete Publizist Professor Samuel Saenger die gegenwärtige Situation dargestellt: „Sie bedeutet, daß in Deutschland die parlamentarische Demokratie im Begriff ist, eine plebiszitäre (präsidentielle) Demokratie zu werden. Jetzt zum erstenmal in der jungen Geschichte der deutschen Republik offenbart sich der zwiespältige Charakter der Weimarer Verfassung. Um die ‚reine' Parlamentsherrschaft zu verhüten, haben die bürgerlichen Parteien die direkte Volkswahl des Reichspräsidenten durchzusetzen gewußt und ihn mit einer Machtfülle ausgestattet, die das amerikanische Vorbild in den Schatten stellt. ... Da Jünglinge nicht zum Präsidenten der Republik gewählt zu werden pflegen, so erleichtert diese Bestimmung die Anwartschaft auf eine lebenslängliche Regierungszeit. Und in dem Maße, wie die Schwierigkeiten der parlamentarischen Regierungsbildung wachsen, wächst auch die Autorität des Präsidenten, der ja durch das direkte Vertrauen einer Volksmehrheit zur Macht emporgehoben wurde. Mit andern Worten: das Plebiszit beginnt in der deutschen Geschichte eine Rolle zu spielen... Die Gedanken verirren sich in die Napoleonidenzeit." Diese Wahlen sind Hindenburgwahlen. Die bürgerlichen Parteien wissen es. Weiß es auch die sozialdemokratische Opposition?

*

Heute rächt es sich, daß die deutsche Öffentlichkeit so wenig auf die Diskussion von Verfassungsfragen eingespielt ist. Jahrelang hat man gedankenlos die sogenannte formale Demokratie verhöhnt, und heute sieht man bestürzt, wie mit der Form auch der Inhalt zerbröckelt. Schon wird mit dem Artikel 48 die Gesetzgebung auf dem Verordnungswege durchgeführt, und wie lange noch und die schönen Reste von Pressefreiheit und anderm verächtlichen Komfort aus dem Boudoir des antiquierten Liberalismus werden völlig ver-

blüht sein. Die deutsche Linke hat wenig Sinn für Wahrung und Ausgestaltung der Verfassung gezeigt. Vater Ebert hat den Artikel 48 allzu häufig benutzt. Über den Einmarsch in Sachsen im Oktober 1923 hat Hugo Preuß verzweifelt die Hände gerungen. Es half nichts. Der Sozialdemokrat Ebert ließ marschieren, und die Gebete der Konsistorialräte in der Linden-Straße waren bei den Fahnen des Generals Müller und seiner weniger legalen schwarzen Hilfstruppen.

Auf der Rechten, wo man die Verfassung offen bekämpft, hat man sich auf ihre Handhabung und Deutung immer besser verstanden. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', zum Beispiel, gräbt jetzt einen Vorschlag des frühern volksparteilichen Abgeordneten Dauch wieder aus, der bei ihr vor zwei Jahren erschienen ist. Herr Dauch forderte: Der Reichstag solle mit Zweidrittelmehrheit die Einberufung einer neuen Nationalversammlung beschließen, „die mit einfacher Mehrheit eine Verfassung schaffen kann, welche zutagegetretene, unerträgliche Mängel, unsrer bisherigen aufhebt." Wir brauchen nicht anzunehmen, daß grade nach dieser Methode prozediert werden wird. Eine Zweidrittelmehrheit dazu wird niemals gefunden werden. Doch dann kommt eben der treviranische Moment des deutschen Parlamentarismus. Um „zutagegetretene, unerträgliche Mängel" der Verfassung zu beheben, dazu ist der Staatsstreich da. Wenn die Stimmung erst einmal so weit gediehen ist, daß der Demokratie zugemutet wird, sich selber aufzuheben, dann wird das Regime auch nicht mehr vor den historischen Mitteln zurückschrecken, die Neigung zur Selbstentleibung zu beschleunigen. Dann wird man zur Ausschließung der Opposition greifen, oder die neue Verfassung wird einfach oktroyiert werden. Und gern betrogene Liberale werden die neue „autoritäre Demokratie" als Fortschritt preisen. Ça ira. Von dem Tropfen demokratischen Salböls, ohne den nach Uhlands Wort eine deutsche Kaiserkrone nicht mehr denkbar ist, hat man während der Monarchie herzlich wenig bemerkt. Dafür wird aber die Republik mit bester Hohenzollernpomade gescheitelt werden.

Herr Reichskanzler Brüning ist ein Mann, der nicht gern antwortet, und wir lehnen es ab, Herrn Treviranus betreffende Fragen an ihn zu richten. Aber einer viel weitergehenden, einer das ganze deutsche Schicksal der nächsten Zeit erfassenden Frage sollte er nicht ausweichen. Doch lassen wir ihn, denn er selbst ist ja der Hauptschuldige, und da ist auch noch der redliche Erzrepublikaner Joseph Wirth, der den Feind rechts gesucht hat und deshalb gleich dort geblieben ist und mit seinem Heckerhut zwischen den Hindenburgischen Diktaturpelotons eine höchst merkwürdige Figur macht. Was denkt sich also der gedankenreiche Verfassungsredner bei dieser Affäre? Sieht er es nicht auch als eine nahezu irrenhäuslerische Vorstellung an, daß in diese Monate, die von der Giftatmosphäre der würgendsten sozialen Not erfüllt sind, auch noch die Dynamitladung eines Verfassungskonfliktes geworfen werden soll —? Gibt es nicht immer noch im Zentrum eine Gruppe vernünftiger Leute, die den Anschlag des Herrn Brüning auf das letzte Quentchen Geduld, das sich das deutsche

Volk noch bewahrt hat, abzuwenden wissen? Wenn nicht in der Zentrumspartei selbst dem Zauber ein Ende bereitet wird, werden die Dinge ihren tragischen Lauf nehmen.

Es ist ein Akt von unheimlicher Symbolik, daß zum erstenmal für ein republikanisches Parlament der fünfundsiebzigjährige Herr v. Oldenburg-Januschau kandidiert, der einst dem kaiserlichen Reichstag den berühmten Leutnant mit den zehn Mann auf den Hals gewünscht hat. Es wird also, um im Jargon dieses ostelbischen Granden zu reden, wieder „Feuer auf den Frack" geben. Der Januschauer ist Allerhöchsten Ortes ein gern gesehener Berater. Er war zwischen 1910 und 1914 auch das wichtigste Orakel des ältesten Kaisersohnes. Ein deutscher Kronprinz, der von dem Januschauer beraten wird, kann sehr leicht zum Vater der deutschen Republik werden, schrieb Hans Leuß kurz vor Kriegsausbruch in der ‚Welt am Montag' und wurde dafür ins Gefängnis gesteckt. Selten hat ein Prophet so hundertprozentig Recht behalten. Auch ein Präsident der deutschen Republik, der auf Herrn von Oldenburg-Januschau hört, kann trotz seines patriarchalischen Alters noch einmal Vater werden. Es ist eine unwiderlegbare geschichtliche Erfahrung, daß die ausweglose Not oft in Verfassungskonflikten ihr dramatisches Ventil findet. Dem hungernden Volk, das sich in der Kompliziertheit der Wirtschaft nicht mehr auskennt, kann die von absolutistischen Gelüsten angetastete Papierfahne der demokratischen Charte leicht zum Idol werden, für das sich zu sterben lohnt. Wenn der Hindenburgblock siegt, wird es zum Winter wieder Barrikaden geben.

Parliament's Decline von C. A. Bratter

„Früher war das anders", klagt „Old Stager", der „Alte Praktikus" des ‚Daily Telegraph', in seiner letzten Wochenbetrachtung. Dieser Old Stager sitzt nämlich im „Memory Corner", der Erinnerungsecke des londoner Blattes und räsonniert allwöchentlich über Vergangenes in seiner Beziehung zum Gegenwärtigen. Diesesmal schlägt er besonders melancholische Töne an: sein Thema lautet: „Parliament's Decline", der Niedergang des Parlaments. „Man konnte über die Politik wütend werden oder von ihr entzückt sein", sagt er rückschauend, „man konnte ihr aber nie gleichgültig gegenüberstehen. Unsern Vätern war politische Heldenverehrung Sache der Religion. Ein Parlamentsmitglied war eine Persönlichkeit. Heute hat kein Schuljunge, kein Bankbeamter mehr Respekt vor dem M. P., dem Member of Parliament". In dieser Molltonart geht es noch eine ganze Weile weiter.

Und woher dieser Wechsel? Der Old Stager sagt: weil die Parlamentarier ihre Partei-Polemik, ihre Angriffe und Schmähungen auf den offenen Markt tragen, „über die strengen Grenzen des Parlaments hinaus." Zweitens: weil dem Parlament der Wiederaufbau nach dem Kriege nicht gelingen will. „Man kann keine Achtung, geschweige denn Helden-

verehrung für ein Parlament empfinden, solange die Einkommensteuer eine halbe Krone (zweieinhalb Mark) übersteigt und die Arbeitslosenziffer in die Millionen geht. Der Politiker wird nach seinen Leistungen beurteilt."

*

Dieser grollende Beobachter ist nicht der erste und nicht der einzige, der seinem Unmut über „Parliament's Decline" Luft macht. Er huldigt augenscheinlich noch der altenglischen Auffassung, das englische Parlament sei traditionsgemäß eine Stätte der großen Persönlichkeiten. Und er scheint zu glauben, die Zeit der großen Persönlichkeiten sei in England vorüber. Das ist sicherlich eine irrige Annahme. Der Stoff, aus dem die „Großen" in der Politik gemacht werden, ist gewiß noch vorhanden; aber es scheint, daß sie sich nicht entfalten können, weil zu viel zersplitternde materielle Arbeit auf ihnen lastet, sie vorzeitig zermürbt.

Die Parlamente von heute sind nicht mehr geeignet, die Eigenschaften zur Entwicklung zu bringen, die den Kulturzusammenhang mit dem Volk herstellen und festigen: die stark wirkende Einfachheit, die Festigkeit, die Kraft der mutigen Suggestion, die alles im Fluge mitreißt. Heute ersticken die Parlamente unter der Verästelung und Verkümmerung in der Taktik, unter den Forderungen der Zweckmäßigkeit, die nie das Blut, die Phantasie der Massen entflammen. Auch das Land der politischen Hochkultur, auch England wird von dem grämlichen Frostgefühl durchzogen, dem der Old Stager Ausdruck gibt. Das House of Commons ist, wie schon Sidney Low in seinem berühmten Buche „The Governance of England" nachgewiesen hat, nur noch dem Namen nach eine gesetzgebende Körperschaft. In Wahrheit ist es das Ministerium, das die Gesetze gibt. Das Ministerium, das über eine sichere Mehrheit im Unterhause verfügt, beherrscht nicht nur die Minorität, der es — nach dem Beutesystem — jede amtliche Stelle vorenthält; auch über die Majorität schwingt es die Peitsche, indem es die Kabinettsfrage stellt und so der Majorität die Verantwortung für die Gefahren einer Neuwahl aufbürdet.

Das Ministerium hat das Recht der gesetzgeberischen Initiative an sich gerissen; Anträge „gewöhnlicher" M. P.s („private Members") sind meistens gänzlich wirkungslos, da diese „privaten" Mitglieder durch sorgfältig abgestufte Clôture-Regeln sowie durch Beschränkung der Vertagungsanträge gehemmt und gefesselt sind. Die Kontrolle der Finanzen, die Armee- und Marine-Debatten sind — nach Sidney Low — eine „Farce"; über Millionen wird abgestimmt „in Gegenwart von einem Minister und einem bis zwei Unterstaatssekretären, einem Ex-Premierminister, ein paar tiefsinnigen Spezialpolitikern und etwa einem Dutzend knurrender Obersten und brummender Hauptleute." Die andern aber: „die große Masse, ist erschöpft, gelangweilt... sie muß sich im Rauchzimmer oder auf der Terrasse ausruhen." Denn die Überbeschäftigung hat jetzt einen Grad erreicht, der (immer nach Low) jeder Beschreibung spottet. Das Unterhaus vergleicht Low mit einem Dampfhammer, der „ebenso mühselig

gehoben und gesenkt werden muß, um ein Ei zu zerbrechen, wie um eine Panzerplatte zu zermalmen." Das House of Commons ist ein Mädchen für alles; „heute stimmt es über Krieg und Frieden, morgen vielleicht über eine Straßenbahn in Camberwell oder über Gaswerke in Gravesend, über das, was irgendeinen Marktflecken betrifft, oder über das, was das Schicksal von Millionen entscheidet." In diesem dampfmaschinenmäßigen Geschäftsgang, der die Minister wie die Parlamentarier ständig in Atem hält, in diesem aufreibenden und kräfteverzehrenden Betriebe verschwindet, verbraucht sich die Individualität.

Schon Lord Salisbury sprach in diesem Zusammenhange von der „ungeheuren Veränderung", die die Stellung des Hauses zur Allgemeinheit und — zu sich selbst erfahren habe. Es ist durch Überbeschäftigung zusammengepreßt, durch den alltäglichen Kleinkram der parlamentarischen Taktik von den großen Dingen abgewendet; es ist verbittert durch die Ausschließung der privaten Initiative, die jedem Engländer im Blute liegt und zum Charakter der Nation gehört. Nicht mehr im Unterhause liegt jetzt die Garantie gegen den Mißbrauch ministerieller Macht sondern in der öffentlichen Meinung. Der Wähler spricht das Urteil, nicht die Majorität. Und Lord Hugh Cecil sagte von der Schmälerung der Rechte der „privaten" Parlamentsmitglieder: „Wie kommt es, daß niemand außerhalb dieser Mauern (des Parlamentsgebäudes) sich um die Rechte der privaten Mitglieder kümmert? Weil ein tiefgewurzeltes Gefühl herrscht, daß das Haus eine Institution ist, die aufgehört hat, viel Autorität oder viel Ansehen zu haben; weil man fühlt, daß es eine Sache von geringem Interesse für das Land ist, wenn eine bessere Institution — die Regierung — die Rechte einer schlechtern Institution schmälert."

Es ist in England vorgekommen, daß angesehene Leute, die ähnliches in weit mildern Worten ausdrückten, sich schwere Anklagen wegen Aufruhrs zuzogen. Dem Lord Hugh Cecil ist nichts geschehen. Dem mißmutigen Old Stager wird auch nichts geschehen, trotzdem er sich vermaß, zu höhnen: „Der Mr. Poffley (ein Phantasienamen) sieht zwar aus, wie ein Esel (ass) und spricht sicherlich wie ein Esel, aber ... er ist ein M. P. Als solcher besitzt er ganz gewiß verborgene Eigenschaften und ist daher zu unsrer Achtung berechtigt."

Spanische Revolution von Hanns-Erich Kaminski

Der Fremde, der einen Überblick über die politische Lage in Spanien gewinnen will, steht vor lauter Rätseln. Die alarmierenden Nachrichten, die ins Ausland gelangen, weisen auf eine Spannung hin, die Entladungen erwarten läßt. Aber man begeht einen großen Fehler, wenn man diese Nachrichten mit unserm berühmten gesunden Menschenverstand betrachtet. Der gesunde Menschenverstand ist eine Mitgift des Abendlandes; in Spanien, wo die Geschichte Orient und Occident auf eine einmalige, durchaus eigenartige Weise gemischt hat, gibt es ihn nicht.

Was die Engländer von Indien sagen: wer hinkommt, der schreibt nach einem Monat ein Buch, nach einem Jahr einen Zeitungsartikel, nach zehn Jahren überhaupt nichts mehr, weil er allmählich einzusehen beginnt, daß er doch nichts begreift — das trifft auch auf Spanien zu. In diesem Land, über das in Deutschland nichts als falsche Vorstellungen herrschen, ist alles unlogisch, unheimlich, schicksalhaft.

Nach sämtlichen politischen und seelischen Gesetzen, die in Europa gelten, — die Spanier mögen den Ausdruck verzeihen, aber das Wort, daß Europa an den Pyrenäen aufhört, stammt von keinem Geringern als Victor Hugo — nach allem, was sich in den letzten Jahren ereignet hat, müßte die Lage in Spanien revolutionär sein. Wir sind freilich leicht geneigt, die Erlebnisse der Völker, die im Weltkrieg neutral waren, zu unterschätzen und zu glauben, sie hätten ohne eignes Schicksal gewissermaßen bloß von der Galerie aus die letzte, an Erschütterungen so überreiche Periode der europäischen Geschichte angesehen. In Wirklichkeit trifft das auf Spanien noch weniger als auf andre der früher neutralen Staaten zu. Der Weltkrieg bedeutete für das Königreich einen unaufhörlichen, wenn auch meist unterirdisch geführten Kampf zwischen den Freunden Deutschlands und der Entente, er bedeutete ferner eine wirtschaftliche Blüte, die zu einem allgemeinen Aufstieg führte und den Kurs der Peseta so hoch schnellen ließ wie nie zuvor. Dann kam der Rückschlag mit der großen Krise von 1920; es kamen die anarchistischen Attentate, die Monate lang mindestens Katalonien in Schrekken versetzten; es kam der marokkanische Krieg gegen die Riffkabylen mit seinen Opfern an Menschenleben und Geld. Und alles das geschah unter der Herrschaft einer nur dem Namen nach demokratischen, tatsächlich korrupten und unfähigen Klüngelwirtschaft, bis schließlich die Diktatur dem Land seine letzten Freiheiten raubte und das Regime eines gewerkschaftlich denkenden Offizierskorps etablierte, um ohne Furcht vor Verantwortlichkeit den Kolonialkrieg fortsetzen zu können. Und nun ist auch der General, der so viel Gefallen am Regieren fand und den zunächst mit ihm gemeinsame Sache machenden König mehr und mehr beiseite drängte, verschwunden und im Ausland gestorben. Sein Erbe aber ist eine völlige Verwirrung der Verfassung und Verwaltung, eine enorme Verschwendung der öffentlichen Mittel und ein Währungssturz mit allen Anzeichen einer beginnenden Inflation.

Gibt es ein Land der Welt, in dem nach diesen Erfahrungen nicht der Schrei nach Rache, der Wunsch nach Erneuerung, der Wille, nun schnell aufzuräumen, allgemein wäre? Jedoch in Spanien dauert immer noch die Lethargie an, in die das Land seit der Niederlage der Armada versunken ist und aus der es nicht einmal seine turbulente Geschichte im neunzehnten Jahrhundert gerissen hat. Die Spanier vergleichen sich selbst gern mit dem Stier; er ist wirklich mit ihnen verwandt, sie haben das gleiche Temperament, die gleichen Instinkte, und wahrscheinlich ist für dies Volk nichts so bezeichnend wie die Tatsache, daß das Wichtigste bei der Corrida nicht die Menschen, die ihr Leben wagen, und schon gar

nicht die Pferde, die lautlos sterben, sondern die Stiere sind: ihnen in erster Linie gilt der Beifall oder der Hohn und die Verachtung der Menge. Damit der Stier aber kämpft und vom Matador getötet werden kann, muß der Picador ihm erst vom Sattel des Pferdes aus die Lanze tief in den Rücken stoßen. Und diesen Lanzenstoß hat das spanische Volk noch nicht erhalten. So groß die ihm auferlegten Prüfungen waren, sie haben noch nicht genügt, um unter seine Haut zu gelangen und es zum Kampfe zu reizen.

Immer noch gibt es kein öffentliches Leben im Königreich, die Umwälzungen der letzten Jahre sind alle unter Ausschluß des allgemeinen Interesses vorgegangen. Eines Tages war die Diktatur da, und eines Tages verschwand sie wieder, ohne daß diese Ereignisse die Volksseele auch nur berührten.

Infolgedessen ist es kaum möglich, „die politische Lage" zu schildern. Es gibt keine politische Lage in Spanien oder sie besteht jedenfalls aus lauter Fragezeichen.

Die Diktatur war ursprünglich das gemeinsame Werk des Königs und der Juntas. Später drängten die Juntas die dem König ergebenen Lealisten im Offizierskorps zurück, und auch die wiederholten Aufstände der monarchistischen Offiziere vermochten die Situation nicht zu ihren Gunsten zu ändern. Dann berief der König Primo de Rivera ab und ernannte an dessen Stelle seinen Freund, den General Berenguer, den Führer der Lealisten zum Ministerpräsidenten. Seither regiert Berenguer, man weiß nicht, auf was für verfassungsmäßigen Grundlagen. Man könnte also von einer Diktatur des Königs sprechen, — aber Alfons XIII. empfindet die Lage als so wenig kompliziert, daß er ruhig für ein paar Wochen nach London fuhr.

Der Ministerpräsident, der sich selber als keinen Politiker bezeichnet, erklärt bei jeder Gelegenheit seinen Willen, zu normalen Zuständen zurückzukehren. Allgemeine Wahlen sollen ausgeschrieben werden, — jedoch der Zeitpunkt dafür steht noch nicht fest. Vorläufig sind noch nicht einmal die unter der Diktatur völlig durcheinander geratenen Wählerlisten in Ordnung gebracht. Welchen Charakter die aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Versammlung haben soll, ob es eine gewöhnliche Parlamentssession oder eine Verfassung gebende Nationalversammlung sein soll, ob also die Frage Monarchie oder Republik entschieden werden soll, weiß vollends niemand. Graf Romanones und Melquiadez Alvarez, die Präsidenten des Senats und der Kammer von 1923, vertreten neuerdings sogar die Meinung, Neuwahlen seien überhaupt überflüssig, man solle vielmehr einfach das von Primo de Rivera aufgelöste Parlament wieder einberufen.

Inzwischen erläßt die „provisorische" Regierung die einschneidendsten Gesetze und Verordnungen. Zum Teil bedeuten sie unleugbar eine Milderung der von der Diktatur getroffenen Maßnahmen, beispielsweise das Gesetz, das den Provinzen gestattet, neben der Nationalflagge ihre eignen Farben zu hissen, was besonders wichtig für Katalonien ist. Aber auch wenn derartige Gesetze ebenso wie die Maßnahmen zur Rettung der Peseta allgemeine Zustimmung finden, wem ist die

Regierung dafür verantwortlich? Das Ganze wird noch komplizierter durch die Aufrechterhaltung der Zensur. Nach wie vor muß jede Zeitung die Vorzensur passieren, und die aufsehenerregenden Stellen in den Reden der Republikaner, in denen sie auf die Verantwortlichkeit des Königs hinwiesen, sind niemals unter die Augen der spanischen Zeitungsleser gekommen. Derartige Angriffe kann man sich nur aus den Punkten des Zensors zusammenreimen.

Alles ist undurchsichtig und provisorisch wie so häufig in Spanien. Und die Provisorien dauern hier oft sehr lange.

Plötzlich sind allerdings die alten Politiker, die durch die Diktatur verdrängt waren und zum größten Teil in Paris lebten, wieder da. Aber da es keine Parteien gibt und auch keine in Bildung begriffen sind, bedeutet jeder Mann ein besondres Programm, das in der Regel nicht einmal feststeht. Eine zielbewußte Aktivität findet man nirgends. Auf der einen Seite veranstalten die Anhänger Primo de Riveras eine öffentliche Sammlung zu einem Denkmal für den Diktator, auf der andern kämpfen die Republikaner um die Leitung des wissenschaftlichen Vereins Athenäum. Viel mehr hört man von beiden Gruppen nicht. Und zwischen ihnen steht das Gros der Politiker, die selber nicht wissen, ob sie Monarchisten oder Republikaner sind, und ihre Polemiken mit den Versicherungen gegenseitiger Hochachtung zu beginnen pflegen. Selbst ein Mann wie Sanchez Guerra, der Führer des Aufstands von Valencia, dessen Stellung zur Staatsform übrigens auch unklar ist, leitet sein Rechtfertigungsbuch mit der Feststellung ein, Primo de Rivera habe lediglich seine Pflicht zu tun geglaubt.

Die Partei der bewußten Republikaner, die nicht jetzt entstanden ist sondern seit Jahrzehnten existiert, lenkt freilich die Blicke der ausländischen Betrachter auf sich, weil sie die meisten Führer des spanischen Geisteslebens umfaßt. Aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß es nur eine zahlenmäßig kleine Intellektuellenpartei ist, zwar mit Einfluß, jedoch ohne Macht.

Auch die Arbeiterbewegung ist nur schwach und verfolgt zudem fast ausschließlich gewerkschaftliche Ziele. Als Beweis dafür kann die Streikwelle gelten, die gegenwärtig als eine Folge des Währungssturzes und der Teuerung durch Spanien geht. Sie tritt überall als reiner Lohnkampf auf, ohne mit politischen oder auch nur wirtschaftlichen Forderungen allgemeinerer Natur verknüpft zu sein.

Der einzige organisierte Faktor im politischen Leben Spaniens ist das Heer. Der Versuch, seine beiden Richtungen, die Juntas und die Lealisten, durch eine gemeinsame Diktaturregierung unter einen Hut zu bringen, ist jedoch gescheitert. Jetzt halten sie sich gegenseitig im Schach, und es müßten schon grundstürzende Ereignisse eintreten, um sie wieder zu gemeinsamen Handlungen zu vereinen.

Vielleicht — alles ist hier möglich — wird Spanien trotz alledem Republik werden. Aber ob Unamuno Präsident wird oder Don Alfonso König bleibt, im Wesentlichen wird sich nichts ändern, weil sich nichts ändern kann. In einem Land, das durch seine geographische Lage zu keiner äußeren Poli-

tik genötigt ist, in dem weit mehr als die Hälfte der Bewohner weder lesen noch schreiben können, in dem das ganze Leben durch starre Traditionen beherrscht wird, in dessen Dörfern der Cacique und in dessen Familien der Geistliche regiert, muß jede Politik ohne Resonanz bleiben. Und noch hat der Lanzenstich des Picadors nicht gesessen, noch ist lange nicht der Augenblick gekommen, in dem nach dem zweiten Trompetenstoß der Banderillero seine Widerhaken setzen kann, damit der spanische Stier zum Endkampf mit dem Matador genügend vorbereitet ist.

Das neue Sexualstrafrecht und die Schwarze Gefahr

von Kurt Hiller

III

Was das Volk unter Kuppelei versteht, nämlich das Unternehmen, geschlechtlich Unreife oder halbwüchsige, jugendliche Unerfahrene gegen ihren Willen oder jedenfalls gegen ihr wahres Interesse aus Eigennutz dem Sexualverkehr zuzuführen, ferner geschlechtliche Reife unter Anwendung hinterlistiger Kunstgriffe oder unter Mißbrauch der Autorität, zum Beispiel der elterlichen, — diese sozusagen echte Kuppelei bleibt natürlich auch unsrer Auffassung nach strafwürdig. Aber der strafrechtliche Begriff der Kuppelei ist ein völlig andrer; er umfaßt selbst Harmlosigkeiten, wie das bloße Gewähren von Gelegenheit zum nicht-ehelichen Geschlechtsverkehr. Steht der Gewährende in gewissen verwandtschaftlichen oder verwandtschaftsähnlichen Beziehungen zu dem, dem er gewährt, so liegt „schwere" Kuppelei vor, und auch ohne Gewohnheitsmäßigkeit und ohne Eigennutz gibt es Zuchthaus — nach geltendem Recht und nach der Regierungsvorlage.

Der krasseste Fall sei herausgegriffen: Ein Vater, der seinem dreißigjährigen unverheirateten Sohn aus Einsicht und Güte gestattet, in der väterlichen Wohnung einmal eine erotische Feierstunde mit der Freundin abzuhalten, kann dafür nach geltendem Recht mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren, nach der Regierungsvorlage (§ 307) aber mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft werden. Zehn Jahre Zuchthaus für derartige, überhaupt nicht strafwürdige Dinge! (Während die Höchststrafe für die schwersten Fälle grausamer, absichtlich quälerischer Körperverletzungen oder Mißhandlungen an Kindern oder wehrlosen Kranken im Entwurf lediglich fünf Jahre beträgt.)

Nun hat der Ausschuß sich zu drei nicht unerheblichen Verbesserungen aufgeschwungen. Zunächst hat er die sogenannten Absteigen grundsätzlich von der Strafe ausgenommen. In der Tat, wenn außerehelicher Geschlechtsverkehr strafgesetzlich gestattet ist, erscheint es als sinnlos, die Beihilfe dazu, nämlich das Vermieten von Zimmern, unter Strafe zu stellen. Zumal bei der heutigen Wohnungsnot! Fortan soll, „wer einer Person über achtzehn Jahre nur Wohnung oder Unterkunft gewährt, auch wenn er gewerbsmäßig handelt",

lediglich dann bestraft werden, „wenn damit ein Ausbeuten der Person, der die Wohnung oder Unterkunft gewährt ist, oder ein Anwerben oder ein Anhalten dieser Person zur Unzucht verbunden ist." In der Regierungsvorlage fehlten die Worte „oder Unterkunft".

Sodann hat der Ausschuß die Bestrafung der sogenannten Kuppelei an der Ehefrau gestrichen. Mit 14 gegen 13 Stimmen. Sehr mit Recht hatte der kommunistische Abgeordnete Doktor Alexander dargelegt, daß es sich hierbei entweder um erwachsene Personen handle, die mit ihrem Willen sich zu solchen Handlungen hergäben; dann fehle es an jedem Grund zur Strafe. Oder, wenn sie es ohne ihren Willen täten, gebe es andre Paragraphen, um den Zwang zu bestrafen. Die gibt es; es sind die Paragraphen gegen Nötigung, Erpressung, Freiheitsberaubung, Frauenhandel.

Drittens beseitigte der Ausschuß jenen tollen Unsinn, daß mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren Eltern bestraft werden sollen, die ihrem erwachsenen Kinde den Sexualverkehr in der elterlichen Wohnung gestatten. Hier wurde ausnahmsweise einmal radikale Arbeit getan. Die Zuchthausstrafe für tolerante Eltern, Adoptiveltern, Stiefeltern, Großeltern und Pflegeeltern wurde weder herabgesetzt noch in Gefängnisstrafe verwandelt, sondern völlig gestrichen; und zwar hat sich um diese Sache der Sozialdemokrat Doktor Marum ein großes Verdienst erworben. Daß, wer Jugendlichen, das heißt Personen unter 18 Jahren, Gelegenheit zum Geschlechtsverkehr vermittelt, gewährt oder verschafft, strafwürdig sei, ist auch die Auffassung unsres Gegenentwurfs gewesen. Wir haben da freilich Gefängnisstrafe für ausreichend erachtet; der Ausschuß beließ es bei Zuchthaus bis zu fünf Jahren. Eltern also, die ihrer Tochter an deren achtzehntem Geburtstage den Geschlechtsverkehr in der elterlichen Wohnung gestatten, sollen straflos bleiben; gestatten sies ihr einen Tag vorher, dann sollen sie ins Zuchthaus wandern: dieser Übergang erscheint mir ein wenig schroff!

Durchaus versagt hat der Ausschuß beim Problem der Zuhälterei. Er hat hier die Regierungsvorlage unverändert angenommen, das heißt beschlossen, daß auch Jene mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft werden, die eine Prostituierte ohne Ausbeutung, ja ohne jeden Eigennutz, aber gewohnheitsmäßig bei Ausübung der Unzucht schützen. Ein sozialer Grund zur Strafe besteht in diesen Fällen keineswegs.

Schließlich sei erwähnt, daß der Ausschuß die Strafe auf Ehebruch mit 14 gegen 14 Stimmen gestrichen hat. Die Regierungsvorlage hatte die Strafe des geltenden Rechts auf das Doppelte erhöht: auf 1 Jahr.

Welches Rechtsgut, welches strafrechtlich zu schützende Interesse verletzt der Ehebruch? Das subjektive Interesse an der ehelichen Treue? Dann mutets seltsam an, daß die Strafbarkeit erst entsteht, wenn die Ehe des Ehebruchs wegen geschieden ist! Das objektive Rechtsgut der „geschlechtlichen Ordnung"? Zutreffend sagt Professor Wolfgang Mittermaier,

einer der wenigen Köpfe unter unsern offiziellen Kriminalisten, daß dies „nur in einem sehr unbestimmten Sinne gelten kann". Auch reimt sich ja mit der objektivistischen Deutung nicht zusammen, daß der Ehebruch lediglich auf Antrag des verletzten Gatten strafrechtlich verfolgt wird!

Wenn der Staat Menschen ihrer Freiheit beraubt, ihrer gesellschaftlichen Ehre und ihrer wirtschaftlichen Existenz, dann sollte er handgreiflicher Gründe dazu bedürfen; die Gelatine einer metaphysischen Phraseologie sollte hierfür nicht ausreichen.

Es scheint mir nötig, ohne Umschweife zu sagen, daß und weshalb die Strafbestimmung gegen Ehebruch zwecklos, platt und unmoralisch ist.

Die Strafdrohung ist zwecklos, weil kein von einer Liebesleidenschaft ergriffener Mensch — ob Weib, ob Mann — sich durch diesen Staatsdrohbrief abschrecken lassen wird, sie zu betätigen.

Die Strafdrohung ist platt, weil durch geschlechtlichen Verkehr mit einer dritten Person der seelisch-sittliche Sinn der Ehe keineswegs aufgehoben, der Wert der Ehe keineswegs vernichtet oder auch nur gemindert sein muß. Er kann es sein; er muß es nicht sein. Man erinnere sich der Odysseus-Mythe. Ist des Vielgewanderten liebende Verehrung für die Gattin Penelope im geringsten erschüttert worden, seine Anhänglichkeit an den Sohn Telemach im geringsten beeinträchtigt worden durch das Erlebnis Kalypso? Oft bedeutet eben „Ehebruch" keinen wirklichen Bruch der Ehe. Die Dinge liegen verwickelter. Der schöpferische Mann und die Ehe: ein Problem. Vielleicht ist es lösbar nur durch die Insel Ogygia. Selbst der „naturgewollt monogame Charakter der Frau" ist eine These, deren Allgemeingültigkeit zweifelhaft bleibt. Die Natur, besonders die der menschlichen Seele, ist zu reich an Übergängen, kennt zu viel Varianten, sie spottet der Normung. Einmischung des Staats, des Strafrichters in diese Subtilitäten — man schämt sich als Erdianer vor dem Marsbewohner, der herniederschauen könnte.

Die Strafdrohung ist aber auch unmoralisch; denn dadurch, daß sie die Bestrafung vom Verlangen des verletzten Ehegatten abhängig macht, erzeugt und rechtfertigt sie schäbigste Racheakte, leistet sie infamsten Erpressungen Vorschub.

Schließlich haben Gegner der Bestrafung (es gibt deren vor allem in Dänemark, der Schweiz, Frankreich, Brasilien) mit Recht darauf hingewiesen, daß vor allem die Kinder es sind, die von der Strafe getroffen werden — eine Tatsache, die besonders denen zu denken geben sollte, die die Strafbarkeit des Ehebruchs mit der Heiligkeit der Familie begründen. Selbst im prüden England ist der Ehebruch straflos.

Wir sehen also, daß der Reichstagsausschuß die Regierungsvorlage in mancher Hinsicht verbessert, in mancher verschlechtert, in mancher unverändert übernommen hat. Einige Wirkung hat der Gegen-Entwurf zweifellos getan. Die Anträge der Linksparteien fußten teilweise auf seinen Formulierungen. Was könnte man unternehmen, um noch mehr

von seiner Substanz in das kommende Gesetz zu retten? Es gibt ja wohl keinen andern Weg als den der unermüdlichen Propaganda: durch öffentliche Versammlungen in allen größern Städten Deutschlands, durch Aufsätze in der Presse, durch den Versuch persönlichen Einwirkens auf Abgeordnete.

Ich glaube, wir müssen uns bei dieser Propaganda vor zwei Fehlern hüten. Der eine Fehler: unsre Forderungen zu überspannen. Wenn es Leute gibt, die, zum Beispiel, die Abtreibungsstrafe ganz und gar streichen, also die Abtreibung gegen den Willen der Mutter als bloße Körperverletzung bestraft sehen wollen, so wie sie auch die Notzucht als besondres Delikt glauben entbehren zu können und ihren Tatbestand unter Nötigung, Beleidigung und Körperverletzung aufteilen; wenn es Leute gibt, die das Schutzalter des jungen Mannes nicht auf achtzehn, nicht auf sechzehn, sondern auf vierzehn Jahre herabzusetzen wünschen, so kann die Agitation für derartige Forderungen der sexualfreiheitlichen Sache nur schaden. Die Sphäre, die das Mysterium von Trieb, Zeugung, Empfängnis umgibt, ist eine besondre und rechtfertigt einen besondern Schutz. Es geht nicht an, sie zu bagatellisieren und zu banalisieren. Aber es geht erst recht nicht an, um einer für Millionen nicht verbindlichen „Sittlichkeits"lehre willen Handlungen unter staatliche Strafe zu stellen, durch die weder ein Einzelner geschädigt oder gefährdet wird noch die Gesellschaft. An dieser Stelle dürfen wir nicht Abmilderungen, sondern müssen wir grundsätzliche und gründliche Wandlung fordern. Und wir würden einen schweren Fehler begehen, wenn wir den Kampf um das richtige Recht mit Konzessionen an den Gegner einleiteten. In der Demokratie endet ohnehin alles mit dem Kompromiß; wenn wir gleich mit dem Kompromiß beginnen, dann wird das Ergebnis ein Kompromiß zwischen dem Kompromiß und dem Standpunkt der Reaktion sein! Wir dürfen unsre Forderungen weder überspannen noch sie zurückschrauben. Wir müssen das Recht jedes Staatsbürgers proklamieren, über den eignen Körper zu verfügen und über den Körper eines andern voll Willensfähigen mit dessen Einverständnis; und wir müssen die Tendenz der Kirche, ihre Sexualmoral dem Staate, das heißt unter anderm den Massen der kirchlich nicht Gebundenen, aufzuzwingen, als das kennzeichnen, was sie ist: eine überlebensgroße Unverschämtheit.

„Es besteht keine Staatskirche", sagt die Reichsverfassung. Es besteht mithin auch keine staatliche Geschlechtsmoral. Die Geschlechtsmoral variiert unter den verschiedenen Anschauungs- und Zielgruppen, die heute den Staat bilden. Keine dieser Gruppen hat ein Recht, ihre Moral den andern zu oktroyieren. Folglich bleibt dem Staate hier nur Liberalismus übrig, nämlich: sich in seiner Funktion als Strafrichter auf die Fälle zu beschränken, wo rechtsschutzwürdige Interessen verletzt oder gefährdet werden. Strafrecht ist nicht Moralpädagogik, Strafrecht ist Interessenschutz. Im geltenden Recht, in der Regierungsvorlage und auch in gewissen Beschlüssen des Reichstagsausschusses dominiert die Moralpädagogik noch in einem Grade, daß oft mit der Strafe nicht

nur kein Interesse geschützt sondern gradezu ein berechtigtes menschliches Interesse verletzt wird. Gegen diesen barbarischen Unsinn, welcher im Prinzip nichts Besseres ist als die Menschenopfer der Urzeit zu Ehren der Götter oder zur Versöhnung der Dämonen, müssen wir unerbittlich und unerschütterlich kämpfen. Die Situation ist um so ernster, als im März, zu Wien, wieder einmal eine Konferenz deutscher und österreichischer Abgeordneter stattgefunden hat, zwecks „Angleichung" beider Strafrechte — eine Konferenz, die mit kleinen Mehrheiten beschlossen hat, die paar Fortschritte, zu denen der Strafrechtsausschuß des deutschen Reichstags sich aufgerafft hatte, fast sämtlich wieder rückgängig zu machen. Dieser Abmachung fehlt zwar die völkerrechtlich bindende Kraft; aber da sie jene Abgeordneten der Mittelparteien, die den Ausschlag geben, moralisch zu binden scheint, kommt ihr leider praktisch eine ziemlich erhebliche Bedeutung zu. Es ist zu befürchten, daß grade ein Mann wie Kahl die Rechtsangleichung als Vorstufe der Vereinigung mit Oesterreich für derart wichtig hält, daß er ihr zuliebe sich dem Willen des österreichischen Klerikalismus beugt. Daß dem deutschen Zentrum der Druck der Christlich-Sozialen Partei Oesterreichs nur willkommen ist, versteht sich; sehr möglich sogar, daß es ihn bestellt hat.

Die Todesstrafe, um die ein scharfer Kampf gehn wird, ist in Oesterreich durch die Verfassung abgeschafft. Durch einfache Mehrheit kann sie nicht wiederhergestellt werden. Das Zentrum und seine Hilfsvölker im deutschen Reichstag werden also, aus österreichischen Gründen, die Todesstrafe streichen und werden diese Streichung als gar gewaltige Konzession an die Linke aufziehen, als eine so gewaltige, daß weitere Zugeständnisse, etwa in der Frage des Sexualstrafrechts, ausgeschlossen seien. Daß die republikanische Linke sich gegen die Zumutung eines solchen Kuhhandels sperren werde, trotz aller Koalitionsaussichten, ist ein Wunsch, den ich hege, aber keine Zuversicht, die mich erfüllt.

Deswegen müssen wir Kulturkämpfer mit einer Intensität arbeiten, die alles bisher Geleistete übertrifft. Denn, was der neue Reichstag beschließen wird, das dürfte fünfzig, vielleicht hundert Jahre Geltung haben. Steuergesetze sind weniger langlebig. Die Verantwortung der gegenwärtig bestimmenden Generationen ist riesengroß. Unermeßliche Not und Pein wäre durch ein vernünftiges, zugleich freiheitliches und soziales Sexualstrafrecht verhütbar. Es muß möglich sein, endlich in Deutschland für Frauen und Männer das Recht über sich selbst zu erkämpfen — den Mächten der Finsternis zum Trotz.

Das beste Strafrecht der Welt ist heute das russische. Stehn wir vor der Alternative „Rom oder Moskau"? Vielleicht gibt es ein Drittes. Aber das scheint sicher, daß die stärkste Macht westlich von Rußland heute die römische Kirche ist. Zu ihr, vielmehr zu ihren Eingriffen in die staatliche Gesetzgebung, gilt es unbedingt Nein zu sagen — um der Freiheit des Menschen willen. Die Schwarze Gefahr ist groß; wir müssen sie erkennen, um sie zu bannen.

Der Impfwahn Von Walther von Hollander

Über die Schuldfrage am lübecker Kindersterben werden sicherlich eines Tages die Gutachten der Sachverständigen vorliegen. Vielleicht erfordert wirklich die sorgfältige Erforschung aller Todesursachen und aller Kunstfehler, die vor und nach der Fütterung mit den Calmettekulturen gemacht worden sind, die Zeit, die von den Sachverständigen gebraucht wird.

Das Volk, die Laien und die Kurpfuscher aller Richtungen sind überzeugt, daß bei diesen Gutachten nichts Wesentliches herauskommen wird. Sie sind überzeugt, daß kein Gelehrter den andern Gelehrten, kein Fachmann den andern Fachmann zu sehr hineinreiten wird. Sie sind sich klar darüber, daß von den Fachleuten und den Staatsanwaltschaften mit zweierlei Maß gemessen wird.

Angenommen, ein, zwei Kurpfuscher hätten das lübecker Kindersterben verschuldet. Nein . . . nicht verschuldet . . . es bestünde der Verdacht, daß durch ihre Nachlässigkeit fünfzig, sechzig Kinder getötet worden wären; angenommen, man wüßte zudem, daß sie und ihre Gehilfen sich bemüht hätten, das Belastungsmaterial zu vernichten... meinen Sie wirklich, diese Kurpfuscher säßen nicht längst hinter Schloß und Riegel? Meinen Sie nicht, die Presse würde die ganze Strenge des Gesetzes gegen sie fordern und durchsetzen? Nein, nicht nur gegen sie sondern gegen das ganze System, gegen die ganze Kurpfuscherei, gegen das ganze unverantwortliche und unverantwortete Spiel mit der Gesundheit und dem Leben der Säuglinge, mit dem Glück und dem Unglück der Eltern.

Es wird mit zweierlei Maß gemessen. Das Elend, das die Kurpfuscher über die Menschen bringen, wird strenger verfolgt und bestraft als das Elend, das nachlässige Ärzte über die Menschen bringen. Es ist aber für die Patienten ganz gleich, durch wessen Nachlässigkeit sie zu Tode befördert werden und ob das unter Anwendung streng wissenschaftlicher Fehler oder unwissenschaftlicher Fehler geschieht.

Haben die Ärzte und die Ärztevertretungen immer noch nicht das Gefühl, wie sehr sie sich das Vertrauen durch die Verteidigung des Nichtzuverteidigenden verscherzen?

Wo sind nach soviel tapferen Zeileisbekämpfern, von denen einer vor Gericht seinen Mut in der Zertrümmerung harmloser Geißlerscher Röhren erwies, wo sind die ärztlichen Vorkämpfer gegen die leichtfertigen Calmettisten von Lübeck?

Es erfordert freilich etwas mehr Mut gegen die Lübecker vorzugehen als gegen den dicken Herrn aus Gallspach, der wahrscheinlich seine Meriten hat, bestimmt aber seine Röhren und seine Fähigkeiten überschätzt. Es erfordert mehr Mut. Denn es ist nach Lage der Dinge nicht damit abgetan, daß nun die Kunstfehler hervorgesucht werden, die gemacht worden sind (obwohl auch das geschehen muß). Es ist nicht

damit abgetan, daß man Vorkehrungen trifft gegen die Wiederholung solcher Nachlässigkeiten, es muß der ganze Calmettismus unter die Lupe genommen werden. Es muß der Impfwahn endlich bekämpft werden.

Wir nehmen an, Calmette habe die Erfolge wirklich, die er zu haben glaubt. Wir setzen voraus, daß mit der Impfung durch Calmetteserum (der Fütterung also durch Tuberkelbazillen) die Kinder eine Zeit lang immun gegen Tuberkulose werden. (Über die Dauer der Immunität und die Notwendigkeit, die Fütterungen in Abständen zu wiederholen, besteht unter den Ärzten ein Streit.) Ist das ein Erfolg? Ja — es ist der Erfolg eines Spezialisten. Tuberkulose wird in einem bestimmten Zeitraum nicht auftreten. Das mag stimmen. Wie aber geht es den Kindern sonst? Wie leben sie und — wie sterben sie? Woran leiden sie nun? Fragen alles, die den Spezialisten „nichts angehn". Er hat seine Krankheit aus seinem Gebiet vertrieben. Fertig.

Es sind das aber Fragen, die die Betroffenen sehr deutlich angehn und die zu Ende gedacht folgendes Bild ergeben: Man kann gegen Tuberkulose impfen, man kann gegen Pokken impfen, man kann gegen Pest und Cholera impfen und man wird damit immer längere oder kürzere Immunitäten gegen die betreffenden Krankheiten erzielen. Man wird das auch für einen Erfolg ansehen, solange man noch den alten Bazillentheorien anhängt, nach denen (vereinfacht gesagt) der Zusammenstoß zwischen Mensch und Bazillus eine Krankheit ergibt.

Sobald man aber weiß, daß Krankheit gar nicht mit diesem Zusammenstoß erklärt ist (auch nicht damit, daß der eine Mensch eben gegen bestimmte Bazillen immun ist und der andre nicht und daß allen geholfen ist, wenn alle immunisiert sind), sobald man also weiß, daß Krankheit eine Störung des Gesamtorganismus ist, ausgedrückt in einem bestimmten Organ (und zwar meistens im schwächsten Organ des Patienten), dann weiß man, daß mit der Immunisierung dieses Organs nichts für den Organträger geschafft ist. Denn wenn die Krankheit sich eben nicht in einem Organ ausdrücken kann, so wird sie sich in einem andern ausdrücken. Populärer gesagt: der Calmettegeimpfte wird aller Wahrscheinlichkeit nach keine Tuberkulose bekommen — darin hat Calmette recht! —, aber er wird deshalb nicht gesund sein. Sein Organismus ist gestört und diese Störung muß sich zeigen. Wenn die Krankheit sich nicht als Tuberkulose auswirken kann, so wird sie sich vielleicht als Nierenkrankheit auswirken. Wohlgemerkt: nicht vermittels der Tuberkelbazillen sondern vermittels andrer Bazillen. Wenn also die Tuberkulose abnimmt, so nimmt noch lange nicht die Zahl der Kranken ab. Die Zahl der Kranken bleibt sich vielmehr gleich und nur der Anteil einer bestimmten Krankheit an der Summe aller Krankheiten ändert sich durch die Impfung. Man muß dann also — will man konsequent sein, entweder Impfstoffe auch gegen die übrigen (jetzt zahlreichern) Krankheiten finden und den Menschen in einem fort reihherum Organ für Organ

impfen — oder man wird einen völlig andern Weg suchen müssen.

Sieht man ein, daß dieses Herumimpfen oder — was theoretisch dasselbe ist — die Erfindung eines Generalimpfstoffes, der gegen jede Krankheit immunisiert, eine biologische Unmöglichkeit ist (denn es würde die Grundstörung des Organismus, die Krankheitsursache, die den Ausweg über die bekannten Krankheiten versperrt sieht, sich Auswege über neue Krankheiten suchen und darum müßte der Generalimpfstoff dauernd ergänzt und erweitert werden und würde doch nie die Grundkrankheit erfassen), sieht man das ein, so ist damit das Impfen als hygienische Maßnahme überhaupt in Frage gestellt. Und hier halten wir tatsächlich im Augenblick.

Impfen ist eine Erfindung von Gestern, eine Maßnahme aus der Zeit, da man glaubte, mit der Entdeckung des Krankheitserregers auch das Wesentliche der Therapie entdeckt zu haben. Heute weiß man, daß jeder Mensch von nahezu jedem Krankheitserreger eine Unzahl mit sich schleppt. Man weiß, daß jeder Mensch in jedem Augenblick (theoretisch) von jeder Krankheit bedroht ist.

Impft man überhaupt, glaubt man, daß es mit der künstlichen Immunisierung zu schaffen ist, so ist es sehr leichtsinnig, wenn man es bei der Pockenimpfung allein beläßt. Die impfgläubigen Ärzte handeln durchaus logisch und korrekt, wenn sie versuchen, den Impfzwang möglichst weit auszudehnen. Denn ihre Milchmädchenrechnung lautet: je mehr Impfungen, um so weniger Krankheiten. Sie würden leichtfertig handeln, wenn sie nicht für immer weitere Impfungen eintreten würden.

Darum werden sie auch — nach einer kurzen Pause, in der sich die Laien von dem lübecker Schrecken erholen dürfen — wieder für Calmette und seine Impfung eintreten (natürlich mit bestimmten Kautelen und Vorversuchen). Ja, wir können ziemlich sicher sein, daß sie die Gesetzgeber, die samt ihren medizinischen Ratgebern von Gestern sind, auf ihre Seite bekommen werden. Und dann haben wir die Tuberkulosezwangsimpfung wie wir die Pockenzwangsimpfung haben. Und da die Krankheitsursachen bleiben und nur die einzelnen Krankheiten in dem Maße abnehmen, in dem andre Krankheiten zunehmen, so werden die nächsten Impfungen (unter Beibehaltung aller bisherigen) nicht auf sich warten lassen.

Dagegen muß jetzt, zurzeit, da man noch calmetteskeptisch ist, angegangen werden.

Jede Immunisierung ist — das geben alle Ärzte zu — ein Eingriff in den Organismus. Mögen nun die organisierten Impfgegner übertreiben, was die nachweisbaren Schäden angeht. Sicher ist, daß ein geimpfter Organismus nicht mehr die Gleichgewichtigkeit, die Durchlässigkeit, die Ausgleichsfähigkeit und die feine Reaktionsfähigkeit haben kann, die der ungeimpfte Organismus besitzt. Wandelt sich nun infolge der

Impfung eine Krankheit in eine andre — und nichts andres wird erreicht — dann ist der geimpfte Körper weniger fähig, mit der neuen Krankheit fertig zu werden, wie ein ungeimpfter Körper es wäre.

Ist dieses Resultat der Impferei nun schlimm? Ja, es ist schlimm. Der Mensch wird nämlich erstens in eine täuschende Sicherheit gewiegt. Er ist nicht sicherer dran als der Ungeimpfte. Er hat nicht den Tod ausgeschlossen sondern nur eine Todesart. Er unterliegt auch nicht einer Gefahr weniger, sondern er hat mit der Ausschließung einer Gefahr eine andre näher herangezogen. Denn die Störung muß so oder so aus dem Körper heraus und die Krankheit ist der Weg, auf dem die Störung herausgeht. Geht sie also den einen Weg nicht, so geht sie einen andern.

Zweitens aber und schlimmstens: der Mensch, der mechanisch gegen Krankheiten geschützt wird, braucht nicht mehr seine natürlichen Schutzkräfte heranzuziehen und auszubilden. Seine Schutzkräfte, die richtig angewandt und vor allem richtig ausgebildet, tatsächlich so etwas wie einen Generalimpfstoff darstellen. Der einigermaßen ungestörte Organismus, der seine normale Reaktionsfähigkeit noch besitzt, hat die Möglichkeit, sich selber zu helfen in einem Maße, das die Medizin von Vorgestern nicht ausgemessen hat. Die moderne Medizin weiß das. Sie ist nicht mehr im Spezialistentum und in der Lehre von den speziellen Krankheiten und den speziellen Heilungen befangen. Sie weiß, daß man nur den gesamten Organismus heilen kann und gesund erhalten oder gar nichts. Und daß die gesamte Therapie, die das vergißt, eine elende Stümperei ist. Sie weiß, daß es für Morgen darauf ankommt, eine Gesundheitslehre aufzustellen, eine Lehre also, wie man das natürliche Gleichgewicht, wie man die natürlichen Immunitätskräfte des menschlichen Körpers stärkt.

Das Impfen gehört in das Gebiet der stümperhaften und unmodernen Medizin von Gestern. Leider hat diese Medizin, wie gesagt, die Gesetzgeber für sich. Leider können noch immer Ärzte und Eltern wider ihre bessre Einsicht gezwungen werden, ihre Kinder impfen zu lassen. Der Calmetteskandal von Lübeck (an dem Calmette, wie nochmals betont sei, nicht eigentlich, wohl aber im tiefsten Sinne schuldig ist) kann etwas Gutes haben, wenn dadurch die Einsichten der besten Mediziner etwas lebhafter diskutiert werden, so lebhaft, daß wenigstens eine Erweiterung des Impfzwanges aus wissenschaftlichen Gründen abgelehnt wird und daß auch dieses seltsame Rudiment aus dem vorigen Jahrhundert, die Pockenimpfung (die unter ganz andern hygienischen Gesichtspunkten eingeführt wurde als sie heute gelten), daß diese Pockenimpfung auch noch fällt. Wenn so aus dem Calmetteskandal eine allgemein erweiterte Einsicht in den menschlichen Organismus kommt, eine tiefere Einsicht in Aufgaben und Grenzen der Medizin, dann sind die armen sechzig Säuglinge wenigstens nicht ganz sinnlos gestorben.

Der Romancier als Kritiker von Otto Zarek

Zu Heinz Liepmanns „Ende der jungen Generation" (‚Weltbühne' Nr. 31.)

Die literarischen Fehden spiegeln das geistige Niveau einer Epoche. Sie waren fruchtbar in Zeiten der Sammlung, der Besinnung; sie waren leer und verpufften in Zeiten der mangelnden Konzentration, gleichgültig, ob bürgerliche Zufriedenheit oder die Substanzlosigkeit chaotischer Jugend in ihnen sich manifestierte. Es besteht der allgemeine Eindruck, daß in der deutschen Prosa eine gewisse Sammlung und Verdichtung spürbar sei, eine „Wiedergewinnung der Substanz" (Platz) wie ein erfolgreiches Bemühen um Formung, um die Architektonik des Romans. Die großen — international bestätigten — Erfolge der voluminösen Prosawerke von Arnold Zweig, Lion Feuchtwanger, Alfred Neumann, Leonhard Frank beweisen, daß „wieder gut geschrieben wird", wie der Laie sagt; daß, mit andern Worten, an die Stelle einer Literatur der ewigen Versprechungen eine Literatur der Leistung gerückt ist. Was in Frankreich selbstverständlich war und ist: daß ein soeben erschienenes Buch unbedingt auch ein artistisch gutes Buch sei, — das beginnt auch bei uns die Regel zu werden.

Es war notwendig, daß mit diesem entscheidenden Wandel auch ein Wechsel in der Besetzung der verantwortlichen Referentenposten eintreten mußte — so wie für einen Lehrstuhl, dessen Gegenstand an Bedeutung gewann, ein bedeutenderer Vertreter gefunden werden muß. Es genügt heute nicht mehr, mit Dinstinktion, das heißt mit dem Geschmackssinn, den eine gute Kinderstube entwickelt, an Bücher heranzugehen und mit brillanter Schaumschlägerei Stilübungen als Referate auszugeben. Leider hat noch manche große und strammdemokratische Tageszeitung, konservativ bis in die Knochen, auf ihren Kathedern der Buch-Kritik die geschmäcklerischen Alles-Besprecher belassen, anstatt sich nach neuen wesentlichen Persönlichkeiten umzusehen, die dem Anspruch genügen, den das heutige Schaffen an den kritischen Betrachter stellt. Es kann zum Beispiel heute niemand Kritik üben, dem nicht das gesamte Schrifttum der Gegenwart bekannt ist. Welcher Mediziner würde sich anmaßen, über einen Gegenstand zu publizieren, ohne die Fachliteratur der gesamten Kulturwelt zu kennen? Wie oft aber beschränken sich unsre Buchreferenten darauf, von den Literaturen fremder Zunge nur die en vogue-Schlagworte wie den Schlagobers zu schlürfen und die Substanz unter der süßen Creme unangetastet liegen zu lassen. Wer heute leichtfertig vom Roman „Sachlichkeit" fordert (bitte, wer tut es nicht?), hat an den Tafeln der Surréalisten und der U.S.A.-Produzenten als ein flüchtiger Reporter gesessen, und, vom Sektgeknall des spritzigen Wortes berauscht, vergessen: daß es eine französische Literatur und einen James Joyce gibt; daß zwischen Unanimismus und Populismus noch fette Schlagwortbrocken liegen, genug für zehn ausgezeichnete Diners. (Gar nicht zu reden von den Strömungen innerhalb der katholisch orientierten Prosa, die wir ja eo ipso bespötteln wie eine Art Gallspach der Literatur). Wenn neben der gefährlichen Majorität unzulänglich vorgebildeter Rezensenten zwei oder drei Köpfe von polyhistorischem Wissen in Erscheinung treten, so werden sie immer wieder von den rein impressionistisch orientierten Referenten überspielt...

Es ist darum eine Art Selbsthilfe der Literatur, daß sie, in steigendem Maße, ihre eignen Leute zum Schutze der werdenden Literatur vorschickt. In Frankreich sind diese Hebammendienste der Arrivierten keineswegs neu; sie sind Tradition. Zwei Methoden sind üblich: die Préfacierung des neuen Buches und die „Einführung" (statt einer Rezension) in den Journalen und Magazinen. Wir haben,

bei uns, mit dem „Préface" keine guten Erfahrungen gemacht. Als Jakob Wassermann sich mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit für den jungen Aufricht-Ruda einsetzte, verpuffte dieser Kanonenschuß, der dröhnend erwecken sollte. Als Anatole France dem unbekannten Marcel Proust für sein Erstlingsbuch (ein Nebenwerk) das Geleitwort schrieb, hallten die Blätter wider. In Deutschland hat auch das Wort eines Anerkannten geringeres Gewicht — — es sei denn, daß es in der Zeitung steht. So blieb für den Entdecker und Erwecker, der das voreilige Urteil der Zeilenschinderreferenten kompensieren wollte, nur der Weg: sich selbst unter die Zeitungsreferenten einzureihen. Der Romancier als Kritiker — wir begrüßen diese Wendung als Zeichen einer erwachenden Kameraderie unter den Schaffenden; aber auch als Symptom für sein geschärftes Verantwortungsbewußtsein.

Man sollte meinen, der Romancier ließe sich nur herbei, den Kritiker zu mimen, wenn er enthusiastisch pro sein kann. So ist es in Frankreich; und es macht dort nichts aus, ob der Kritiker und der Kritisierte eines Geistes oder ob sie so heterogene Naturen sind wie France und Proust. Man sollte meinen, es gäbe nur eine Gegenform der enthusiastischen Kritik: die leidenschaftliche „literarische Fehde". Denn diese setzt mit Notwendigkeit die Achtung des Befehdeten, seine Anerkennung als würdiges Objekt des Angriffs voraus. Dieser Angriff wird ja sinnvoll nur „von einem Standpunkt aus" unternommen, also in der Voreingenommenheit des Überzeugten, der eine persönliche Anschauung der Welt und der (literarischen) Dinge zu verteidigen hat. Nur der religiös Überzeugte hat das Recht, ein Fanatiker zu sein. Nur der Fanatiker unter den Schaffenden hat das Recht zur literarischen Fehde.

Es war bisher in Deutschland, seitdem die Romanciers zu Kritikern wurden, erfreulich zu sehen, wie sehr ihr Enthusiasmus der persönlichen Eigenliebe fremd blieb. Sie legten sich nicht ins Zeug für ihre Epigonen, um ihre eigne Position zu stärken. Sie entdeckten mit der Freude des Genießenden, des literarischen Gourmets. Sie entdeckten unterschiedslos das Gute. Man muß das bei uns rühmen; in Paris ist es selbstverständlich. Wenn aber persönliche Freundschaft den Ältern und den Jüngern verband, wie Marcel Proust mit André Gide, so faßte man dort, im Lande des geschärften psychologischen Vermögens, diese Beziehung nicht als die Ursache der zustimmenden Kritik — sondern die Freundschaft als einen Ausdruck geistiger und seelischer Gleichgestimmtheit auf. Wehe dem, der die (historische) Verbundenheit, die sich im Briefwechsel Gides mit Proust elementar ausdrückt, und das Eintreten des Einen für den Andern anders gedeutet, gehöhnt oder gar verdächtigt hätte!

Bei uns hat diese neue Amicalität unter den Schaffenden Früchte getragen. Wenn Arnold Zweig, nach seinem eignen großen Erfolge, für den zartern Sochaczewer eintritt; wenn Remarque desgleichen für diesen feinen Dichter wirbt, so bedeutet das: diesen stillen Gestalter wollen wir der Voreingenommenheit der auf Schlagworte eingefuchsten Rezensenten entreißen. Wenn Stefan Zweig — dem mancher inzwischen zur Arriviertheit gelangte Dichter den schnellen Aufstieg zu danken hat (er kündete Hans Carossa und Verhaeren und Crommelynck und unzählige andre, die sonst sich langsamer oder nie durchgerungen hätten — das soll man nie vergessen!) —, wenn dieser Stefan Zweig sich in das Manuskript des unbekannten Richard Friedenthal verliebt, ihm den Inselverlag und damit Wirkung und Geltung verschafft: so ist diese enthusiastische Zuneigung des Dichters für alles Werdende, Kommende, Zu-Entdeckende so adelig und schön, daß sie auch durch ein gelegentliches Zuviel-an-Lob nicht desavouiert werden kann. Ich sage dies nicht nur pro domo; auch Joachim Maaß — mir stilistisch fern und vielleicht in seinem star-

ken Buch „Bohème ohne Mimi" zumindest der nordische Gegenpol zu meinem Roman „Begierde" — auch er verdankt dem Künder Stefan Zweig (wie ich), was Raymond Radiguet oder Crevel und alle jungen Franzosen, was heute schon fast alle jungen Deutschen ihren Verkündern zu danken haben. Nicht zu vergessen, daß Joachim Maaß selbst ein „enthusiastischer" Kritiker ist; — das heißt bei aller kritischen Schärfe ist er ein — ich möchte sagen: passionierter Jasager.

Ich kenne nur einen Romancier, der — ohne Not das Kritikerschwert schwingend — eine andre Haltung einnimmt: Heinz Liepmann. Ich sage das nicht post festum, nachdem er mein Buch „abgelehnt" hat. Ich schrieb ihm das bereits vor Monaten, als er — kurz nach seiner eignen Ehrung durch den Harperpreis — auf den gleichaltrigen Ebermayer Gift und Galle spuckte. Ich will nicht etwa den erfolgreichen Romancier verpflichten, nur zu loben. Nein! Aber wenn der Romancier Kritiker wird, um zu tadeln: dann muß sein Opfer als eines prinzipiellen Angriffs würdig von ihm anerkannt werden. Dann muß er ihm als Anlaß zu einer „literarischen Fehde" dienen; Anlaß also: eine starke eigne Idee oder persönliche Haltung ihm entgegenzustellen.

Heinz Liepmann kritisiert mit dem Anspruch des Überzeugungsstreiters. Er kämpft fanatisiert. Aufhorchend fragt man: wofür? Und dann entblättert sich aus dem Geräusch seiner Worte die kolossalische Idee: er wünsche eine Literatur, die sich „zu den Besonderheiten der Persönlichkeit bekennt". Nun ist man paff! Herr Liepmann liebt nicht das „Modegeschrei"; und damit ist er mit mir ganz einig. Es ist sogar die Mode, die Modeliteratur zu verwerfen. Schade nur, daß Liepmann selbst der Sachlichkeitsmode verfällt. Er fordert, daß ein durchaus psychologisch orientierter Roman (wie schon der Titel kündet) ins Soziologische geweitet würde. Er fordert, daß meine Darstellung von Charakteren, die um der psychologischen Begebnisse willen unternommen wird, durch eine Darstellung des „beruflichen" Seins ergänzt (nach meiner Ansicht: entscheidend gebrochen) würde. Er ist unfähig, zu sehen, daß es dem Schaffenden vorbehalten sein muß, ob er auf die Landschaften der Seele oder auf die Tatbestände der peripherischen Existenz sein Augenmerk richten will. Das Soziologengeschrei, das die Philosophie von gestern verdorben hat und heute bereits von der neuen Metaphysik reduziert wurde, — es dröhnt aus Liepmanns Zeilen mir entgegen, als ob der Romancier Heinz Liepmann ein schlagwortbesessener Rezensent und nicht selbst ein ... Seelendeuter wäre. Wohin, in Gottes Namen, verbannt er Joyce und Gide und Giraudoux, wohin die Martin du Gard und Maurice und Maurois und die ganze Phalanx der jungen Franzosen, wohin Bernanos und schließlich auch Julien Green, wenn er die „privatesten Temperamente" als „untypisch" ablehnt? (Man denke an den „Leviathan"!) Mein Buch — ob gut, ob schlecht — wagt es, mit relativer Ausschließlichkeit das Thema Eros zu diskutieren; das ist wohl evident. Dieses Thema mag man für sich ablehnen; aber darf man dem Verfasser vorwerfen, daß er seine Charaktere in erotischen Konflikten nur „auf eine Art, nämlich die erotische, Hilfe suchen und finden" läßt?

Zugegeben, daß es eine andre Weltstadtjugend gibt; zugegeben, daß die erotischen Probleme nicht mehr im Vordergrund stehen (wie vor fünf Jahren, als ich mein Buch begann; die Zeit überholt den Chronisten). Zugegeben selbst, daß die gesamten Geisteswissenschaften Unfug treiben, wenn sie heute noch, gegen Heinz Liepmanns Ansicht, dafür von Freud rettungslos infiziert, das Eros-Problem für ein zentrales, noch rätselhaftes, noch darstellungswürdiges halten. Zugegeben, daß es interessanter wäre, die „Jugend am Bureaupult" zu belauschen, als in den Stunden „privatester" Existenz. Aber — es gibt

Romanciers genug, sich der von mir übergangenen Probleme anzunehmen. Mich reizte, in diesem Buch, mein Thema. Der Kritiker hat nicht den Stoff vorzuschreiben; er hat immanent zu kritisieren.

Der Romancier als Kritiker — — wir begrüßen diesen Wandel! Aber ihn, den Romancier, verpflichtet die Noblesse seines Schöpfertums: zu unbedingter Lauterkeit; zu hellhörigem Verstehen; zu hilfefreudiger Kameraderie und zur — Ressentimentlosigkeit.

Fahrgäste von Theobald Tiger

Frühmorgens, wenn das graue Licht
durch Jalousien sickert;
wenn jäh dein Schlaf in Krümel bricht,
der Wecker tickt und tickert:
dann fahren und stuckern und fahren sie so
in die Federnfabrik und ins Auskunftsbureau...
Die Leute von der Spree,
die stürzen ins Gefecht sich
mit der F— mit der I— mit der W—
mit der Q— mit der 69.

Sie sitzen wie die Vögel da
auf einer langen Stange.
Sie sind sich alle gar so nah
im Kampf, im Druck, im Zwange.
Doch jeder lebt auf dem eigenen Stern;
sie sehn sich nicht an, und sie haben sich nicht gern...
Der liebt die Rotarmee,
der orientiert nach rechts sich —
mit der F— mit der I— mit der W—
mit der Q— mit der 69.

Die Scheiben klirrn. Der Mittag naht.
Die hunderttausend Leute,
sie fahren dienstlich und privat,
die Kerls und ihre Bräute...
Nur manchmal blitzt auf in dem laufenden Band
ein Gedanke an Sonntag und Havelstrand...
Ein Blick... Ein stummes: He!
Dann meldet das Geschlecht sich
mit der F— mit der I— mit der W—
mit der Q— mit der 69.

Und abends, staubig im Gesicht,
so fahren sie heim und schwanken.
Wer Arbeit hat, der jammere nicht,
er darf dem Herrgott danken.
Ja, denkt denn da keiner — wies schade ist! —
daß Arbeit doch keine Gnade ist?
Arbeitende Armee!
Wann nimmt sie wohl ihr Recht sich...
Mit der F— mit der I— mit der W—
mit der Q— mit der 69!

Teatro dei Piccoli von Friedrich Torberg

Unsre Zeit leidet an einer Überschätzung des Repertoires; wobei für Repertoire ebensogut Kulisse gesagt werden kann oder Thema oder Absicht. Jeder künstlerischen Äußerung wird mit einer Art posthumer Kritik begegnet, aus der die mißtrauische Frage: „Was will er?" nachgerade rhetorisch hervorgrollt. Dies gilt besonders fürs Theater. Ein gutes Stück schreiben, einfach ein gutes Stück, nichts Andres — Verdächtigeres könnte ein Autor schon nicht mehr unternehmen. Denn es läge die peinliche Vermutung nahe, daß er nichts Andres wolle, als was schon viele vor ihm gewollt hatten. Und das ist zu wenig, mag der unmittelbare Genuß ein noch so großer sein.

Unter solchen Umständen tut es dem Kritiker, welcher sich den pfeifend und unerbittlich auf ihn herabsausenden Schlagworten lächelnd willfährig zeigen muß, wenn er nicht dem Vorwurf ausgesetzt sein will, daß er antiquierterweise für die Wonnen des Masochismus kein Verständnis habe — tut es also dem Kritiker gradezu satanisch wohl, sich einmal dem Vergnügen der Darbietung völlig verantwortungslos hinzugeben. Hier muß er keinem tiefern sondern einem höhern Sinn nachspüren, hier darf er sämtlichen Forderungen der Zeit kollektiv ein Schnippchen schlagen, darf ihr sozusagen ins Fäustchen lachen, das sie ansonsten drohend über seinem Haupte ballt. Hier ist er Mensch, hier darf ers wieder sein.

Denn auf der Bühne ist keiner. Es handelt sich nämlich um ein Puppentheater, um das „Teatro dei piccoli" des Doktor Vittorio Podrecca, das nach seinem großartigen Erfolg in Paris nunmehr Mitteleuropa bereist.

Nach den einleitenden Worten könnte angenommen werden, daß hier für die Kunst an sich eine Lanze gebrochen werden soll; dem ist nicht so. Im Gegenteil. Was an diesem Puppentheater derartig fasziniert, ist eben, daß es l'art contre l'art darstellt, daß hier die Kunst gegen sich selbst zu Felde zieht — freilich ist es ein Feldzug mit Zinnsoldaten, voll von Ironie und von einer schon wieder sich selbst parodierenden Grazie. Podreccas Puppen spielen da zum Beispiel Sidney Jones Operette „Geisha". Vorne, im Orchester, dem Publikum unsichtbar, sitzen namhafte Sänger und Sängerinnen, sie singen sehr schön, wirklich — und hinterrücks, den Sängern unsichtbar, treiben ihre leblosen Vorbilder hämischen Schabernack mit dem durchaus ernsthaften Bestreben von Künstlern, die schön singen wollen. Da greift sich die Puppendiva bei jedem Fermate erbarmungslos auf den Busen, da begleitet der Puppentenor das Tremolo seines Komplements mit beängstigendem Gewackel und verbeugt sich affektiert für den Beifall, der dann weder ihm gilt noch dem Sänger, sondern einem, den wir allesamt nicht sahen, den wir vergessen hatten und an den wir uns erst jetzt, wie aus bösem Spuktraum erwacht, mit Dankbarkeit erinnern: dem Drahtzieher, dem verborgenen Urheber dieser völligen Aufgelöstheit der

Kunst in ihre Bestandteile. Denn es ist ja so, daß wir die Puppen spielen sehen und singen hören, wenn es auch in Wahrheit verschiedene Menschen sind, die für die Puppen spielen und für die Puppen singen. Musterbeispiel einer Synchronisierung: Ton und Geste gehen friedlich ihren Umweg zu unserm Ohr und Auge, nebeneinander gehen sie, parallel, und dort, wo sie sich im Unendlichen schneiden, ist das wahre Lächeln, auf das es doch letzten Endes ankommen sollte bei allem, was wir tun.

Daß wir es schon längst vergessen haben, und wie lächerlich wir darum eigentlich sind — Podrecca könnte es uns noch viel sinnfälliger beweisen als durch diese Demonstration aller Wesenlosigkeit. Aber er ist sanft und milde (wie man ja überhaupt das Gefühl nicht los wird, daß Sänger und Drahtzieher und Puppen einander dauernd väterlich zulächeln), er will sichs doch nicht ganz verderben mit uns, seine Puppen bleiben immer Puppen, er läßt sie nie der Versuchung unterliegen, sich ganz als Menschen zu geben, und weist uns so auf die Möglichkeit eines wenn auch fadenscheinigen Trostes hin: na ja, schön und gut, wir mögen uns da oder dort tatsächlich so gebärden — aber man merkt ja doch, daß es Puppen sind: sie bewegen sich so unnatürlich... (Haben Sie sich schon einmal im Film gesehn?) Das aber tun sie mit solcher Konsequenz, daß der geschlossene Eindruck einer Theateraufführung entsteht, und es liegt wirklich nur in der Hand Podreccas, ob uns die Wiedergabe des Lieds vom „Chin-Chin-Chinaman" noch heiterer vorkommen soll als es gemeint war, oder ob wir etwas, das wir sonst ernstzunehmen gewohnt sind, als knochenlos, aufgeblasen und komisch wahrnehmen sollen. Denn es stellt sich heraus, daß der innere Aktionsradius, der Antrieb unsrer künstlerischen Manifestationen entsetzlich enge ist. Alles kann von Puppen gespielt werden. Sie treffen es ebenso gut.

Zu weitern verallgemeinernden Schlüssen auf das Gefüge unsrer Welt — daß wir selbst, von oben, vermutlich nur Puppen sind, nicht wahr, und daß es einen großen Drahtzieher über uns... — dazu soll das Teatro dei piccoli nicht anregen. Und will es wohl auch nicht. Es wahrt bei allem Prunk der Kostüme, bei allem Raffinement der Szenerie und Regieführung eine bewußt-naive Anspruchslosigkeit, und in ihr liegt ja der geheime Reiz auf das Kind im echten Manne, das spielen sehen will, nur spielen, harmlos und freudig, erfüllt von der behaglichen Gewißheit, daß ein kleiner Ruck genügt, um den Akteur von der Szene verschwinden zu lassen, wenn nötig durch die Luft. Bei wirklichen Schauspielern geht das nicht, so gern mans häufig möchte. Wirkliche Schauspieler sind aus Fleisch und Blut, sie bewegen ihre ausgeborgte Geltung vermöge eignen Schwergewichts, sie sind Menschen wir wir, sie sind Tatsachen — und sie werden uns deshalb die Vorgänge in einer Scheinwelt niemals so vollkommen und bis zur Neige glaubhaft nahebringen können, wie es ein Puppentheater zu tun vermag. Hier müßte Offenbach gespielt werden.

Zum Schluß, wenn der aus lauter Verlegenheit besonders wilde Beifall losprasselt, bringt der Oberregisseur Podrecca alle seine Hilfskräfte vor den Vorhang, die Sänger und die Drahtzieher und die Beleuchter und die Kostümmacher und überhaupt alle, die am Erfolg auch den kleinsten Teil hatten. Hierdurch unterscheidet er sich ebenfalls aufs vorteilhafteste von — aber was wollen Sie denn? es ist doch ein Puppentheater... Und das Publikum klatscht und klatscht, befreit und froh, weil wieder wohlgeformte Lebewesen da oben stehn und sich gebührlich verneigen, solcherart bestätigend, daß schließlich ja doch der Mensch die Krone der Schöpfung ist, Gott sei Dank, gratias dei piccoli.

U. S. A. und Moskau von Alfons Goldschmidt

Ists ein Wirtschaftswunder? Es scheint so, aber es ist keins. Märchen-U.S.A., der ewige Prosperity-Onkel, bangt um Lieferungen an die Sowjet-Union! Sie möchten auch nicht einen Traktor weniger liefern, obwohl sie damit die Realisierung des Fünfjahrplans beschleunigen. Das ist kein Wunder sondern Exportnotwendigkeit und Beweis, daß die Krise heftig an der Wirtschaft rüttelt. Der Großgläubiger ist ängstlich geworden. Wie lange ist es her, daß der Präsident die reichste Nation gepriesen hat. Heute droht die Regierung in Washington schon mit den Schulden der Vereinigten Staaten. Siebeneinhalb Milliarden Dollar Ende 1929. Das heißt: Nicht nur wir haben Risiko an euch, auch ihr an uns.

Wie schnell ist das gegangen. Als ich, 1925, in einem Mexikobuch die Krise anzeigte und deutete, wollten das nicht fünfzig Bürger in Deutschland glauben. Jetzt lesen wir Überschriften „Glück und Ende einer Midasnation" oder „Schwarze Tage", und die dörrende Hitze über den Getreide- und Fruchtfeldern der Vereinigten Staaten wird fast schon als Zeichen der Unstabilität genommen. Jeden Monat hunderte von Millionen Konkursverpflichtungen, der Aktien-Index auf Halbmast, der Abrechnungsverkehr nur noch im Trab, aufgestockte Zollmauern und Exportminus, der Raumwahn verfliegt und die Ford-Phantasien vom U.S.A.-Globus stoßen sich an der unwilligen Kaufkraft.

Wie sonderbar: Der Himmel über Rußland ist gnädiger als der Himmel über Gottes eignem Land. Spekulanten beten drüben, Jobber empfehlen, anstatt der versengten Paste Weizen zu verfüttern. Nicht des Tierschutzes wegen sondern wegen der Weizenpreise. Wieder sind Milliarden verloren, auf den gestern noch grünen Wiesen sind die Tage schwarz. Was ist es nun mit der Rationalisierung? Wir hatten doch geglaubt, die Drainage führe Wasser, Regenersatz, durch den ganzen „unendlichen Raum" der Vereinigten Staaten. Die standardisierte Ernte sei gesichert, der Himmel sei von der Technik überholt.

In diesem Zustand müssen auch die wildesten Pioniere aus Boston dulden, daß Sowjetschiffe in amerikanischen Häfen

gelöscht werden. Zwar wird die bolschewistische Holzmasse morgen schon Zeitung mit den üblichen Aufrufen gegen die Sowjetunion sein. Aber sie müssen die Masse kaufen, weil sie verkaufen müssen und auch weil es preiswerte Qualitätsmasse ist. Die Eiferer veranstalteten schnell eine Enquete, wie stark wohl das Kommunistenheer in den U.S.A. sei. Aber es hilft nichts. Obwohl mit Wut übertrieben, ist die Zahl nicht groß, aber ob groß oder klein, die Kommunisten vermehren sich nicht so schnell wie die Konkurse. Auch ohne sie wäre die Krise da. Sie wird sich zu einer der furchtbarsten Wirtschaftskatastrophen auswachsen. Nicht heute, aber morgen. Deutlicher als in den Vereinigten Staaten war der Unsinn nie, politische Propaganda für Rentabilitätszusammenbrüche verantwortlich zu machen. Dieser „Kampf gegen den Marxismus" ist angesichts der Wirtschaftstatsachen mehr als lächerlich. Das wäre was für schreckbare Kinderhirne, aber Kaufleute?

Immer klarer wird das Antipodische der beiden Großmächte. Wenn wir heute auf die Bandenunternehmungen, Milliardensubventionen für die Armee der Sowjetgegner in aller Welt, den „rollenden Dollar", das „rollende Pfund", auf die Ölkomödie in Genua, die reaktionäre Erotomanie des Herrn Deterding, auf den „Abbruch der Beziehungen", die Überfälle auf Sowjetvertretungen, die „Wiederaufnahme der Beziehungen", wenn wir auf all das Geschrei, das Blut, den Hunger, die Verlogenheiten und Brutalitäten jeder Art zurücksehen, was ist erreicht? Nichts! Weniger noch als nichts: Abbaukrise des goldreichsten Landes auf der einen Seite, Konstruktivitätskrise auf der andern Seite. Lest nur die Prophezeiungen, die Moralidiotien, die wissenschaftlichen „Beweise", die Phrasen von der Privatinitiative, den Hohn, wenn einer behauptete, auch das Kapital könne nicht ohne Rußland leben, diesen ganzen Schleim und Schlamm von dreizehn Jahren, was wurde damit erreicht? Nichts, gar nichts und noch viel weniger! Als ich im Juni 1920, nach der Rückkehr aus Rußland, Organität und Dauer der Sowjets behauptete, welch Gelächter. Ohne Verständnis für Umformung, Notwendigkeit, für Triebkräfte in der Kollektivität, für die Riesenbedeutung erhöhter Dispositionsgewalt über die Wirtschaft, für den Zwang, die Wirtschafts-Geographie zu rationalisieren und fressende Last zu vermindern.

Konkurrent? Wer lacht da? Aber der Gegner konkurriert, erst mit Öl, dann mit Holz, mit Erz, mit Platin, und übermorgen wird ers auch mit Maschinen tun. Glaubt man wirklich, das Gesetz der Wirtschaftsmobilisierung mache vor Moskau halt?

Mit welch viehischem Sadismus haben Kapitalisten und ihre Regierungen im Jahre 1921 den hungernden Bauernmillionen Rußlands die Menschlichkeit versagt, die sie gleich darauf so reichlich und triefend, wenn auch ohne Risiko, für die in russischen Wäldern und auf russischen Straßen irrenden Kinder aufbrachten. Selbst Napoleon hatte Herzweh, als er Gefangene preisgeben mußte, weil seine eignen Truppen hun-

gerten. Aber diese Kapitalisten, diese Bürger und diese Regierungen hatten innigste Herzfreude an einem Unglück, das „der Himmel gesandt hatte", derselbe Himmel, der jetzt die Wiesen in den Vereinigten Staaten ausdörrte. Ich glaube nicht, daß es einen Marxisten gibt, der sich über ein Erdbeben oder eine Dürre freut, wenn und weil sie in einem kapitalistisch verwalteten Lande geschehen.

Auch die Vereinigten Staaten versuchen durch den Zusammenschluß der Wirtschaftskräfte die Krise zu überwinden. Aber es ist keine Kollektivität sondern nur Organisation, in der die Gegensätzlichkeiten weiter toben. Um die beiden Wirtschaftspole der Welt, die Börse in Wallstreet und den Obersten Volkswirtschaftsrat in Moskau, realisiert sich das ökonomische Gesetz. Wo die konstruktivere Macht ist, das ist heute auch keinem Kapitalisten mehr zweifelhaft, der mit offenen Augen von Rußland kauft oder nach Rußland liefert. Dagegen ist nichts zu machen, nicht mit Schleichkoalitionen, nicht mit Hetzen und Bomben, mit Fronten, Geschrei und Spionen. Die neue Konkurrenz war im Keim da, als die Umorganisierung im Jahre 1917 begann. Sie wurde sichtbar vor einigen Jahren, als sie von Baku aus vorströmte. Sie ist heute schon deutlicher, sie wird wachsen und sie wird, je weiter die Umordnung in der Sowjet-Union schreitet, dem internationalen Kapital spürbarer und spürbarer werden. Es ist nicht der beginnende Siegeszug der Propaganda, es ist die naturnotwendige Expansion eines Prozesses. Hört man irgendwo in der Welt einen brauchbaren Vorschlag, Belastung, Unproduktivität, Verworrenheit, Feindschaften der kapitalistischen Wirtschaft zu beseitigen oder auch nur zu mildern? Ich kenne keinen bürgerlichen Praktiker und keinen bürgerlichen Wirtschaftswissenschaftler mit derartigem Vorschlag. Es muß also wohl nicht möglich sein.

Die Leute laufen ins Theater von S. J.

Die Leute laufen ins Theater, wie auf die Rennbahn, wie auf den Flugplatz, wie in den Kino, wie in die Kneipe. Man will sich zerstreuen, sich kitzeln lassen, sehen und gesehen werden. Wen ich fördere, der schlägt der Menge ins Gesicht. Darum meidet sie ihn. Was soll denn der Bourgeois, der Schieber, das Weibchen. Was sollen sie alle mit einer Darbietung anfangen, die ihre Idole verspottet und zersetzt? Sollen sie dazu noch applaudieren? Warum? Aus aesthetischen Gründen? Aber sie wissen ja gar nicht, was das ist. Aus Überzeugung? Dann müßten sie sich wandeln. Das fällt ihnen nicht ein. Oder sie lügen. Sind sie wahrhaftig, so beten sie gestern zu Sudermann, heute zu Hardt. Sie verlassen das Theater, wo sie zufällig Strindbergs „Totentanz" oder Tolstois „Lebenden Leichnam" gesehen haben, und benehmen sich zu Haus, in ihrem Geschäft, gegen ihre Mitmenschen so, als wäre nichts gewesen. Es war auch nichts oder war doch ihnen nichts.

Aus „Das Jahr der Bühne", Zweiter Band 1912/13

Bemerkungen

Ehrenmal — Grauenmal

Tessenow hin — Poelzig her; geschlossene Kammer oder offener Hof: wozu dieser ganze Ästhetenstreit um die neue Gestalt der Schinkelwache? Die unberührte Fassade wird auch weiterhin für den preußischen Klassizismus Spreeathens einstehen, und selbst wenn man sie ändern wollte, dürfte den Linden durch dieses verhältnismäßig bescheidene Objekt bei weitem nicht so Arges passieren wie das, was sie durch Staatsbibliothek, Bankaufstockung und dergleichen bereits erlitten haben. Es geht ja diesmal nur um innere Bauorgane, und Tessenow wird den operativen Eingriff mit leichter und sicherer Hand führen. Sein Entwurf ist von der Schlichtheit und dem Adel der Proportionen, die an Bauten Tessenows seit jeher zu schätzen waren. Der von ihm zu schaffenden Gedächtnisstätte wird es nicht an weihevoller Andacht und an gedämpften Schatten der Trauer fehlen, aber auch nicht an milder Verklärung. Selbst viel profanere, industriebewußte Stahl- und Glasarchitekten verstehen sich heute aus dem ff auf solche seelenergreifende Raumstimmungen. Wenn es darauf ankommt, auch mit dem nötigen parfümgleichen Anflug sakraler Transzendenz. Um eine Kultstätte zu schaffen, die den modernen Gepflogenheiten, an Tieferes nur gelegentlich und möglichst leicht zu streifen, entgegenkommt, braucht man nur ein wenig Geschmack zu haben. Tessenow aber hat mehr als Geschmack. Er ist ein lyrisches Gemüt unter den Architekten. Wie geschaffen, um den Toten des Weltkrieges ein zartes Blümlein aufs Millionengrab zu pflanzen: eine Stätte des leicht-rührseligen Gedenkens. Harmonischer Nachklang zur schrillsten Dissonanz der Menschheitsgeschichte. Schönheitspflaster auf dem grauenvollen Antlitz unsrer patriotischen Untaten. Beruhigungspille für das böse Gewissen.

Es gibt Künstler, deren Werke, aus seelischem Wohlklang zur Gestalt geworden, spontanerweise in Harmonie erstrahlen. Sie offenbaren nicht allein unsre Sehnsucht nach Erlösung und Verklärung. Sie sind nicht nur Wunschträume sondern auf ihre Art vom gleichen Gesetz der Ordnung getragen, das auch den Bau, den Bestand der Welt regelt. Tessenow gehört zu diesen Künstlern. Er kann nur lichte Harmonien gestalten. Freuen wir uns, daß wir solche Künstler haben. Doch was sollen ihre harmonischen Bausentenzen im Zusammenhang mit einer Welt der irrsinnigsten Zerfleischung von Ländern, Kontinenten und Völkern? Ein Ehrenmal erinnert nicht nur an Tote, es verklärt sie auch. Doch im Namen welcher kosmischen Böswilligkeit, welcher Göttergrimasse, welcher höllischen Instanz soll verklärt werden? Und was, zum Teufel? Die große Schlachtbank? Das stumpfe Schlachtvieh und blutrünstige Schlächtergezücht Massemensch? Seine Viehtreiber, Händler und Herrscher? Gewiß, es gibt Weltanschauungen, die auch der Zerstörung ins Auge schauen und jeden tödlichen Widerspruch im Gefüge unsrer Welt zu motivieren wissen. Funktionäre aller Konfessionen haben es zur Kriegszeit fertig gebracht, ihre Herdenkinder im Namen des gleichen Gottes aufeinander zu hetzen. Sie haben mit geziertem Augenaufschlag zu Gott beten können, der das Eisen wachsen und Blut fließen ließ. Sie sind nicht an dem Amen erstickt, an dem schönen runden wohlgesetzten Ja auf alles Schreckliche, was damals im Namen heiligster Güter verbrochen worden ist. Allerdings wurde dieses fromme Begleitrhabarber recht weit vom Schuß gemurmelt. Daher war es auch so leicht und billig wie die Kriegsbegeisterung der patriotischen Journaille. So substanzlos, so leer — wie heute eine Gedächtnisstätte für die Toten des

Weltkrieges, die in harmonischer Raumordnung sich verklärend und somit versöhnend über das Entsetzliche wölbt, ohne zugleich bemüht zu sein, dieses Entsetzliche mit allen Mitteln der Suggestion mahnend heraufzubeschwören. Jedes Pantheon der Kriegsgefallenen bleibt mehr oder minder fromme Pose, wenn es nicht zugleich auch eine Schreckenskammer ist von restlos enthüllender Anschaulichkeit aller Kehrseiten der großen Kriegsmedaille. Baut konservierte Schützengräben, Drahtverhaue, Unterstände und Granattrichter auf, mit Leichen und Gestank, mit Blut und Dreck. Dazu die Herren Kommandierenden und Regierenden in Lebensgröße, wohlbestallt und -gepflegt. Setzt Zahlen und Bilder darüber: Bilanz von Kriegsgewinn und Kriegselend. Kriegsverdiener und Kriegskrüppel. Kriegshuren und Kriegswaisen. Und als Bekrönung den Christus mit der Gasmaske von George Grosz. Und dann seht zu, ob Ihr einen schönen Raum daraus machen könnt, von edlen Proportionen und abgeklärter Stimmung. Amen.

Ernst Kállai

„Aufbruch der Jugend"?

In der ‚Literarischen Welt' schreibt Herr Alfred Kantorowicz einen höchst prinzipiell scheinenden Aufsatz über „Positiven Aktivismus". Er spricht von einem „Aufbruch der Jugend", von einer „letzten Chance des Bürgertums", bemüht die Philosophie von Plato bis Hegel und meint — die Gründung der Deutschen Staatspartei. In ihrem Aufruf, der kaum eine falsche Vokabel nicht enthält, sieht er eine Sprache, die „von der deutschen bürgerlichen Jugend besser verstanden werden wird, als die säuerlichen Parteiprogramme von ehedem". Von dieser Partei erwartet er, daß sie „Humanität und Liberalität und den sittlichen Nationsbegriff" bewahren kann. In Jünger, Hielscher und Brauweiler spürt er „geistige Kräfte", die dem „aktivistischen Heroismus der Jugend einen Sinn geben, der über Schlagworte hinausgeht". Das alles ist so wenig zu verstehen wie das Appellieren an Aufbauarbeit und das Ansprechen des „Zwiespaltes von Geist und Staat als des tragischen Konfliktes des deutschen Kaiserreiches".

Vielleicht trägt man das jetzt. Vielleicht hält Herr Kantorowicz das für tief und philosophisch. Diese Tiefe ist ein Bluff. Tausendfach ist der ideologische Schwindel, der hier mit einer abgenutzten Terminologie getrieben wird, aufgedeckt worden. Schmockerei ist ein sehr gelindes Wort für solche Klitterung. Auf diesen falschen Jargon soll die Jugend hören? Wenn Herr Kantorowicz die ideologische Verbindung von Kulturkonservativismus und Radikalismus suchen wollte, wäre das verständlich. Es war immer das Schicksal der gebildeten Jugend in Deutschland, einem Kulturkonservativismus zu verfallen. Niemals aber hat diese Jugend zu einer Mitte gestanden, niemals zu einem Staat, von dem man nicht weiß, was er ist, und wer ihn repräsentiert. und zu einer Partei, von der man sehr genau weiß, wer sie ist und wen sie repräsentiert.

An dieser Stelle braucht nicht über das Wesen der Deutschen Staatspartei gesprochen zu werden. Diese Notgemeinschaft aus Jungdo, Rechten und Demokraten, die sich vor dem Tode durch einen Sprung aus dem Fenster retten wollten, ist bereits hinreichend gekennzeichnet worden. Was veranlaßt einen vernünftigen Menschen, anläßlich der Gründung dieser Partei vom „Aufbruch der Jugend" zu sprechen, was veranlaßt ihn, hier Chancen für eine Kulturpolitik zu sehen. Die ganze falsche Nachkriegsphraseologie von Volksgemeinschaft bis Wiederaufbau wird mit dem Jungdeutschen Orden übernommen und propagiert.

Es gibt kaum eine Partei, die sich jede Einsicht von vornherein so verbaut hat, wie die Staatspartei. Was soll die Jugend in ihr suchen? Soll sie die

Interessen der I. G. Farben vertreten? Soll sie Herrn Mahrauns antirussische „Husarenritte" mitmachen? Soll sie dem verkapselten Antisemitismus folgen, wo sie ihn offen bei Hitler findet?

Der „vermessene Marxismus", der die Herrn Kantorowicz heiligsten Güter in nationalökonomische Formeln auflöst, hat jedenfalls mit Hilfe dieser Formeln die Möglichkeit, festzustellen, wo der geistige Ort und die wirtschaftliche Position dieser Partei ist. Er sieht mit Recht nichts andres in ihr als die Stellungnahme einer Industriegruppe gegen eine andere und ihre gleichzeitige Verbindung gegen die Arbeiterschaft.

Jugend stand immer da, wo sie ihren eignen élan vital verkörpert fand. In rationalistischen Zeiten kämpft sie für Gerechtigkeit, in andern mehr für jene irrationalen Formen, die sich aus dem élan vital entwikkeln. Das können schon Staat, Nation, Volk und dergleichen Dinge sein. Aber von ihr zu verlangen, daß sie für eine tote Sache, wie es die dieses Bürgertums ist, kämpfen soll, ist um sehr viel vermessener als Herr Kantorowicz zu sehen wünscht.

Dieser gestorbenen Bewegung liefert ein Schriftsteller eine auf frisch geputzte Ideologie. Das ist das Schlimmste. Die politische Rechte (und dazu gehört Herr Mahraun und wer mit ihm geht) hat es bisher in Deutschland nicht fertig gebracht, Ideen zu entwickeln, noch weniger, sie zu formulieren. Ihr Geschreibsel läßt an Primitivität und schlechtem Deutsch nichts zu wünschen übrig. Diesen Leuten wird eine Terminologie geliefert mit allen Begriffen ihres täglichen Bedarfs. Ihre verblasenen und abgenutzten Ideen werden salonfähig gemacht. Schlechter formuliert hörten wir dasselbe gestern im ‚Lokalanzeiger'. Mit dieser Sprache unter den Fahnen der Humanität und des Liberalismus ist der Krieg gemacht, unter diesen Fahnen ist die Revolution zerschlagen und unter diesen Fahnen geht die Reaktion aus der Defensive in die Offensive über.

Wenn man ein Bewußtsein schaffen will, muß man sich das Sein ansehen auf dem dieses Bewußtsein wachsen kann. Das Sein des Bürgertums ist heute der letzte Kampf um ökonomische Sicherheit. Alles was außerhalb liegt, ist Phraseologie und nicht mehr. Wie das deutsche Bürgertum (selbst nach Kantorowicz) Jahrzehnte lang dem Machtgedanken gelebt hat, lebt es heute dem Wirtschaftsgedanken. Der tragische Zwiespalt, den Herr Kantorowicz darin sieht, ist nichts als ein schonender Ausdruck, der nicht verdekken kann, was die Tatsache deutlich macht. Dahin also führt der Liberalismus und die Toleranz dieser Vertreter intellektueller Jugend: in die weißeste Reaktion. Der zur Standpunktlosigkeit Verurteilte steht plötzlich da, wo er sicher nicht zu stehen geglaubt hat: in der Ideenfabrikation für die geistig unfruchtbarste Bewegung.

Kurt Hirschfeld

Gott sieht aufs Herz — worauf aber sieht Hitler?

Aus unsrer Schmähbriefmappe bringen wir heute wieder einen Brief eines Goebbels-Anhängers, der unsern Lesern sicherlich das gleiche Vergnügen wie uns bereiten wird:

„Den 22. 7. 30.

Ihr Verräter,

Ihr habt die Reihen der NSDAP verlassen und seid damit zu den Feinden des nationalen Deutschlands übergegangen. Eure Hetze gegen Adolf Hitler und gegen Goebbels hat Euch in den Augen aller Deutschen zu Schurken gemacht. Nur weil Ihr sachlich nichts vorzubringen wißt, versucht Ihr ihn persönlich zu beschimpfen und ihn als rassisch minderwertig zu bezeichnen. Wir wissen selbst, daß Goebbels nicht sehr nordisch ist, aber wenn es Hitler passen

sollte, einen waschechten Juden als Gauleiter einzusetzen und wir damit einverstanden sind, dann geht Euch das nicht im geringsten an. Für uns ist nicht das Gesicht maßgebend sondern das Herz, und ein Jude, der für Deutschland kämpft, ist uns lieber als ein Verräter an der nationalsozialistischen Partei. Die Wahlen werden ja zeigen, wo der nationalsozialistische Gedanke lebt und wir werden auch diese Schlacht gewinnen mit unserem Kampfruf

Heil Hitler!!!

Rache den Verrätern!!!"

„Der Nationale Sozialist"

„Vaterlandslose Gesellen"

Ich habe keinen Kriegsroman mit wirklicher Zustimmung lesen können. Überall war da etwas, was mich kalt stimmte, und zwar nicht nur in Einzelheiten sondern in der Gesamtanlage. Da las ich Scharrer „Vaterlandslose Gesellen" und merkte gleich, daß hier etwas da ist, was kein andrer hat. Von der ersten bis zur letzten Zeile ist hier das, wozu ich ja sage, ohne Einschränkung.

Scharrer stellt dar, was ein Sozialdemokrat erlebte und erleben mußte, wenn er festhielt an dem, was die Sozialdemokratie Generationen durch verkündet hatte: Kampf gegen den Krieg. Die „Bonzen" verkünden den Burgfrieden, stimmen für Kriegskredite, und auch von den kleinen Funktionären, den wenigen, die versuchen, standzuhalten, fällt einer nach dem andern ab und stellt sich zum Heeresdienst. Er, der Held des Romans nur, versucht, sich der Gestellung zu entziehen, nicht aus Feigheit, — obwohl er zugibt, daß vielleicht Feigheit dabei ist. Aber wir empfinden, daß dieses bißchen Feigheit nichts ist gegenüber dem Mut, ein solches Leben zu führen wie er, freiwillig, für die Idee des Kampfes der proletarischen Klasse. Und dann stellt er sich doch. Aber das ist kein Zusammenbruch. Sondern die scheinbare Unkonsequenz wird zur wahren Konsequenz. Der passive Widerstand, das Zigeunerdasein wäre zur Eigenbrödelei geworden, hätte auf die Dauer den Zusammenhang mit der Klasse gelöst. Er wird Soldat, ein herzlich schlechter Soldat vom Standpunkt des Militärs aus gesehen. Aber das alles hat Sinn. Und schließlich nach viel Hunger und Elend klingt es in die Revolution aus.

Das alles könnte man mit einer frechen Geste sagen: „Ich hasse die Bourgeoisie, und werde es zeigen, ob es grade einen Sinn hat, ist mir gleich. Nur sie ärgern!" Das ist nicht Scharrers Art. Seine Worte lauten ruhig dahin. Nicht in der Geste sucht er die Wirkung. Er macht sichs sehr schwer. Er sieht das Elend rings und denkt dumpf nach. Er liebt seine Klassengenossen. Stille und schwere Menschen sind das alles, und er vielleicht der allerschwerste. Jeder Entschluß reifte ihm aus einer Qual. Dann aber ist er fest. Und das gibt dem Buch eine Kraft, die keins der andern Kriegsbücher hat. Die andern Bücher sind alle zersetzt von

Zweifeln. Sie sind alle Anklagen, selbst wenn sie es nicht sein wollen. Und was das Unerfreuliche ist, sie sind Anklagen, die nicht erhoben oder nicht aufrecht erhalten werden, weil man nur reformieren, aber nicht entschieden handeln will. Und die einzige entschiedene Handlung wäre doch: Bruch mit dem ganzen System.

Scharrer vollzieht diesen Bruch, freilich nicht in dem Sinne, daß er das bisherige System zerbricht. Das kann er natürlich nicht mit der kleinen Gruppe um ihn. Aber er vollzieht den Bruch in jedem Augenblick neu, denn jeden Augenblick trifft er auf das System und muß nach seiner Konsequenz handeln. Und das vollzieht er nicht schematisch sondern immer anders, immer nach der jeweiligen Lage. Das gibt einen Kampf, der nie abreißt. Und Scharrer könnte das gar nicht als Einzelperson. Er kann es nur in der Fühlung mit den Genossen und in dem großen Glauben an die Zukunft seiner Klasse. Da liegt die große Ruhe und die große Kraft, die man immer fühlt vom ersten bis zum letzten Wort. Und so entsteht hinter der ganzen Zerrissenheit die große Einheit und Sicherheit, die es in der bürgerlichen Literatur nicht mehr gibt.

Man hat — übrigens gutgläubig — mein Buch „Krieg" das Buch des einfachen Mannes im Schützengraben genannt. Das hat sich als ein Irrtum herausgestellt. Man wird ein solches Buch in diesem Sinne nicht bekommen, weil der einfache Mann im Schützengraben, der Arbeiter im Waffenrock, den Krieg auf eine Weise betrachtet, die den Kriegführenden durchaus nicht angenehm ist. Bei Scharrer ist die Auffassung des Arbeiters im Waffenrock in ihrer Konsequenz durchgeführt. Dieses Buch bedeutet einen Abschnitt und vielleicht einen letzten Schritt in der Literatur über den Weltkrieg 1914/18. *Ludwig Renn*

Der Recke Malleczewen

Dies aber ist die einfachste Formel für das unzerstörbare Staatsgefühl der Deutschen. Das ist — es muß endlich einmal gesagt werden — dynastisch... Nie kannte es den Byzantinismus, und der deutsche König, der außerdienstlich in seinen Offizierskorps weilte, war nicht Cäsar und nicht Imperator sondern der ältere Kamerad. Es war bescheiden, wie es edel war, und wie es arm war und diente, so war es stolz. Es verlangte nicht klingenden Lohn und es erwartete von dem deutschen König nur dieses eine: daß der Träger der Krone nie seine Würde vergaß und ihn niemals fallen ließ, den Herzogmantel... Wie lange es dauert, das zweite, deutsche Interregnum, ist nicht Gegenstand dieser Untersuchung, und wird abhängen von dem Ausbruch der gigantischen Gewitter, die über dem ganzen Erdball sich zusammenziehn... Der alte Bismarck aber — er, von dem die Demokratie nichts andres zu wissen scheint, als daß er in tragischer Stunde frondierte — der alte Bismarck schrieb ein trotzigeres und unbequemeres Wort nieder und sprach sie damit aus, die Formel eines höchst erdgewachsenen und daher niemals zu vernichtenden deutschen Staatsgefühles. Varzin, im Sommer 1889, im Sommer heranziehender Sorgen, im trüben Ahnen des verantwortungsbewußten Staatsmannes: „Die Monarchie gehört zu meinem physischen Wohlbefinden."

Fritz Reck-Malleczewen in den ‚Münchner Neuesten Nachrichten'

Der Daitsch

Badevorschriften eines bayerischen Strandbades

1. Jedes An- und Auskleiden außerhalb der Kabinen wird strengstens verfolgt.

2. Ungebührliches Betragen in sittlicher Hinsicht in den zugewiesenen Baderaionen muß in jeder Hinsicht in anständiger Weise benommen werden. Das Tanzen im Badekostüm darf we-

gen andrer Badegäste und Zuschauer nicht stattfinden.

3. Schulkinder dürfen das Bad nur in Begleitung der Eltern oder deren Lehrern in geschlossener Form betreten. Zu diesem Zwecke werden die Badestunden eigens bekanntgegeben im Einverständnis der Gemeinde deren Lehrerschaften.

4. Jede Verunreinigung der Kabinen, des Badewassers oder Strandplatzes ist aus Rücksicht seiner Nebenmenschen in gesundheitlicher Weise zu unterlassen.

5. Das Waschen der Badewäsche oder Sichwaschen mit Seife oder Hunde ist aus Rücksicht der Appetitlichkeit andrer strengstens verboten.

6. Herren dürfen sich vor den Badekabinen nicht stehen bleiben.

Neue italienische Anekdote

Marconi, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie, ging in Rom auf die Staatsbank, um Geld abzuheben. Leider konnte er sich nicht legitimieren.

„Bedaure", sagte der Kassierer, „ohne Legitimation darf ich nichts auszahlen. Ich glaube Ihnen gern, Exzellenz, daß Sie Marconi sind, aber Sie müssen es beweisen."

„Kleinigkeit", antwortete Marconi, zog ein Stückchen Draht aus der Tasche und ließ den Bankbeamten den Rundfunk von Buenos Aires hören. „Wollen Sie vielleicht auch noch mit San Franzisco telephonieren?" fragte er ihn dann.

„Danke, nicht nötig", erwiderte der Kassierer. „Sie sind Marconi, hier ist Ihr Geld."

Am nächsten Tag erschien der Finanzminister auf der Staatsbank, um ebenfalls einen Betrag in Empfang zu nehmen. Er konnte sich auch nicht legitimieren.

Der Kassierer erzählte ihm, wie sich Marconi ausgewiesen hätte.

„Wie spät ist es?" fragte der Finanzminister.

Der Bankbeamte wollte nach seiner Uhr sehen — sie war verschwunden.

„Hier ist sie", erklärte lächelnd der Finanzminister und zog die Uhr aus seiner Tasche.

„Danke, Exzellenz, weitere Beweise sind überflüssig, Sie sind der Finanzminister".

Einen Tag später kam der Unterrichtsminister. Gleichfalls ohne Legitimation.

„Vielleicht weisen sich Exzellenz durch ein Kunststückchen aus", riet der Kassierer. „Vorgestern war Marconi hier und stellte durch einen einfachen Draht die Verbindung mit Buenos Aires her, und gestern legitimierte sich der Finanzminister durch eines seiner Taschenspielerstückchen. Können Exzellenz nicht auch etwas vormachen?"

Der Unterrichtsminister zuckte verzweifelt mit den Achseln. „Aber ich kann doch gar nichts!" rief er aus.

„Danke", erwiderte der Bankbeamte. „Das genügt."

Hinweise der Redaktion

Bücher

Béla Balázs: Der Geist des Films. Wilhelm Knapp, Halle a. d. S.
Philipp Halsmann: Briefe aus der Haft an eine Freundin. J. Engelhorn, Stuttgart.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 15.40: Not und Aufgabe des Provinztheaters, Hans Meissner. — Köln 17.05: Aus den Lebenserinnerungen von Julius Hart, Maya Hart. — Berlin 18.00: Pierre Jean de Béranger, Alfred Wolfenstein und Sylvia Jaffé. — 19.30: Das musikalische Magazin, Heinrich Burkard. — Breslau 20.30: Nju von Ossip Dymow. — Stuttgart 21.00: Die Tücke des Objekts. — **Mittwoch.** Breslau 18.15: Die soziale Idee in der Musik, Karl Storck und Hermann Gaupp. — Leipzig 20.00: John D. erobert die Welt von Friedrich Wolf. — **Donnerstag.** Berlin 18.25: China frißt Menschen, Richard Huelsenbeck. — **Freitag.** Breslau 20.30: Josef Conrad: Ein Lächeln des Glücks, Hermann Gaupp. — Köln 21.00: Kolportage von Georg Kaiser. — **Sonnabend.** Breslau 15.35: Gerichtsreportage, Erich Landsberg. — Berlin 19.35: Die Erzählung der Woche, Paul Kornfeld. — Köln 24.00: Meister des Jazz.

Antworten

Polizeipräsidium, Berlin. Zu euch kam kürzlich, an einem Sonnabend, der neue Freund der tollen Lissy, die als Anführerin einer jugendlichen Räuberbande ein paar Tage den Berlinern sensationellen Unterhaltungsstoff geboten hat, und gab an, daß sich Elisabeth selbst stellen werde, denn sie sei unschuldig. Er werde sie herbringen, nur bitte er, dem Mädchen noch diesen Sonntag zu schenken. Großzügig gewährtet ihr die Bitte — und fügtet hinzu, Lissy könne sich auch noch einen freien Tag nehmen, denn am Montag sei die Polizei bei den Verfassungsfeiern beschäftigt. Herrliche Aussichten für Spitzbuben. Sie werden am 11. August jeden Jahres ungestört arbeiten können, währenddessen ihr „bei der Verfassungsfeier beschäftigt" seid. Und welche Möglichkeiten erst für die Feinde der Verfassung! Während ihr sie feiert, wird sie von den Andern abgeschafft.

Professor Möde, Berlin. Ihre menschenfreundlichen Betriebsvorschläge, von denen hier Walter Zadek in Nummer 30 berichtete, haben einen solchen Entrüstungssturm hervorgerufen, daß Sie es vorziehen, von ihnen abzurücken. Jeder unbefangene Leser mußte Ihrer damaligen Veröffentlichung entnehmen, daß Sie diese Methoden empfehlen. Das wollen Sie auf einmal nicht wahrhaben. Sie lassen Berichtigungen los, in denen es heißt, Sie hätten nur über Erfahrungen in gewissen Betrieben „referiert". Ihren Dementis ist man in den Redaktionen mit unverhohlener Skepsis begegnet. Was tun Sie nun? Sie lassen eine kleine Broschüre erscheinen, in der Sie Ihren Vorschlägen auf einmal die Überschrift geben: „Von intriganten Vorgesetzten und Kollegen und ihren Gepflogenheiten." Ihre Hilflosigkeit konkreten Vorwürfen gegenüber nimmt gradezu groteske Formen an. Sie sollten sich nicht wundern, wenn Ihnen keiner mehr etwas glaubt.

Politiker. Daß die Mitglieder der neuen Staatspartei Statisten heißen werden, ist noch nicht offiziell.

K. W., Frankfurt a. Main. Sie schreiben uns: „Im Rahmen eines Vortragszyklus über das deutsche Wehrproblem sprach am 11. Juli im Auftrage des Amtes für politische Bildung an der Technischen Hochschule Darmstadt Herr Referendar Otto Koffka, Berlin, (in Couleur und mit Stahlhelmabzeichen) über den ‚Wehrwillen der deutschen Jugend'. Herr Koffka zeigte, wie wir im Kriegsfall infolge mangelhafter militärischer Ausrüstung und Erziehung feindlichen Angriffen willkürlich preisgegeben sind. Er stellte unsrer Reichswehr als Vorbild die französischen und englischen Heere gegenüber und unterschied hier zwischen dem Berufs-Angriffsheer und dem Volksheer, zu dem in Frankreich schon die Sechsjährigen in „camps" ihre erste Ausbildung erhalten. Da der Zukunftskrieg mehr denn je im Zeichen der Mannhaftigkeit des Einzelnen stehen werde, fordert Herr Koffka eine ähnliche Ausbildung für Deutschland, trotzdem er die Motorisierung und Mechanisierung des kommenden Krieges zugegeben hatte. Da es aber auf Grund des Versailler Vertrages verboten sei, die Wehrhaftmachung in irgendwelchen Verbänden und Vereinigungen zu betreiben, sei es Pflicht jedes Einzelnen und besonders der Studenten, sich selbst militärisch auszubilden: Karten und Kompaß lesen zu lernen, vierzig Kilometer Gepäckmarsch zu trainieren, Kleinkaliberschießsport zu pflegen und, sehr wichtig, Treffsicherheit im Schleudern von ‚Holzkeulen' auf dreißig Meter, Weitwurf fünfzig Meter, zu erlangen! Deutschland sei es aber auch nicht gestattet, Kriegsvorräte aufzustapeln; darum sollte sich jeder deutsche Junge Tornister, Brotbeutel, Feldflasche und Koppel besor-

gen, deren Anschaffung ja nicht allzu kostspielig sei. Bei Wanderungen solle unser schönes deutsches Vaterland nicht nur auf seine Schönheit hin betrachtet werden, sondern vor allen Dingen auch auf seine Brauchbarkeit als Kriegsgelände (auf die Möglichkeit, Straßen schnellstens abzusperren, Truppenbewegungen unbemerkt auszuführen usw.). Den Kern des ganzen Vortrags bildete die Aufforderung an die Studenten und die Korporationen im besondern, den Wehrgedanken nicht nur allein durch das Wort zu bejahen sondern vor allen Dingen auch in die Tat umzusetzen." Da kann ja die Soldatenspielerei wieder mal losgehen. Das Originalrezept des Herrn Koffka enthebt uns aller Ausrüstungssorgen. Kolonnenweise wird die Schuljugend durch Deutschlands Gaue ziehen, kriegerisch angetan und bereit, sich abschlachten und vergiften zu lassen für das höhere Wohl der Industrie. Daß Herr Koffka trotz der auch ihm bekannten fortschreitenden Mechanisierung des Krieges solchen Unsinn empfiehlt, beweist nur, in welch verheerendem Maße auch heute noch die Seuche der Kriegsromantik verbreitet ist. Über Herrn Koffkas Ausführungen könnte man zur Tagesordnung übergehen, identifizierte sich nicht das veranstaltende Amt, das angeblich überparteilich ist, damit. Denn Sie schreiben uns weiter: „Auf eine bescheidene Anfrage beim Amt für politische Bildung, ob nicht auch einmal ein andersgesinnter Redner sprechen könne, erhielt man die entrüstete Antwort: „Ja, wir können doch hier nicht einen unsrer Gegner, etwa einen Pazifisten, reden lassen!" Woraus man auf den unparteiischen Charakter dieses „Bildungsamtes" schließen kann." Politische Bildung — ja, aber bitte immer nur nach rechts. Heiter wird die Sache, wenn Herr Koffka zum Schluß auch noch Walter Flex zitiert: „Leutnant sein heißt seinen Leuten vorleben, Vorsterben ist dann ein Teil davon." Das allseitige Beifallsgetrampel, von dem Sie uns berichten, sollte wohl der Dank für die freundliche Auskunft über die sprachliche Wurzel des Wortes Leutnant sein. Das mit dem Vorleben mag stimmen, so ein Couleurstudent hat immer eins; aber mit dem Vorsterben hat das so seine besondre Bewandtnis ... Den Zwang, vorangehen zu müssen, in einen freiwilligen Entschluß umzudichten, gehört zum Handwerk der Kriegsverherrlicher hinter der Front.

Frau Terrahe und Genossinnen, Münster. Sie, die Vorsitzenden der Frauen- und Müttervereine sowie die Präfektinnen der Jungfrauenkongregationen haben den Staat sowie die Religion und auch das deutsche Familienleben gerettet. Wodurch? Durch eine Proklamation, die, getreu einem päpstlichen Erlaß, gegen die saubere Gemeinschaft von Badenden in Familienbädern auffordert; für eine Badekleidung, welche ... und gegen eine Kleidung, „welche nicht unbedingt Gewähr gibt, daß bei jeder Stellung und Bewegung die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit gewahrt werden, noch auch wollen wir dulden, daß solche Kleidung von unsern Angehörigen und Untergebenen vor andern getragen wird". Hallelujah. Wer ihr seid, geht klar aus dem Wörtchen „Untergebenen" hervor — merkwürdig, daß solche Aufrufe niemals von den „Untergebenen" ausgehen sondern immer nur von befehlswütigen Bürgerfrauen. Eure stramm katholische Dreistigkeit geht recht weit. Man müßte denken, daß, wenn jemand nicht in einem Familienbad baden will, er in ein Bad geht, wo er mit seinen Geschlechtsgenossen allein ist. Jeder seins. Es aber anständigen und reinlich denkenden Männern und Frauen, die ihre Sexualität anderswo betätigen als grade in einem Sportbad, zu verbieten, nach ihrer Façon an der Sonne zu braten —: das ist eine Anmaßung. Ihr wütet in den kleinen Stadtbädern der Provinz nicht schlecht. Warum ihr das tut, steht bei Freud. Man sollte euch, Dame für Dame, auslachen und nach Hause schicken.

Aufmerksamer Leser. Der Titel des Stückes von Georges Neveux, von dem Léon J. Springer im vorigen Heft berichtete, heißt nicht

„Juliette ou La elé des Songes", sondern „Juliette ou La clé des Songes".

Republikaner. Die ‚Weltbühne' hat neulich die Frage angeschnitten, ob es nicht endlich an der Zeit sei, den Ausländer Adolf Hitler über die Grenze abzuschieben. Es ist in der Öffentlichkeit wenig bekannt, daß Hitler 1921 wegen Sprengung einer Versammlung zu vier Monaten Gefängnis mit Bewährungsfrist verurteilt wurde. Wie Hitler sich bewährt hat, davon legte der Hochverratsprozeß Zeugnis ab. Die guten bayrischen Richter hielten indessen den Anlaß nicht für gegeben, die Bewährungsfrist aufzuheben. So bewährt sich Adolf weiter. Was seine Totschlägerbanden täglich anrichten, berührt den geduldigen deutschen Staat nicht. Oder fühlt er sich nicht stark genug? Herr Jules Sauerwein vom ‚Matin', der sich zurzeit in Deutschland aufhält, schreibt dazu in der ‚Prager Presse' sehr aufschlußreich: „Ich glaube allerdings nicht, daß ein deutscher Minister sicher wäre, daß ein Befehl an die Reichswehr, den Generalstab Hitlers zu verhaften, durchgeführt werden würde. Auf jeden Fall schienen die meisten Minister, mit denen ich sprach, es vorzuziehen, einen solchen Versuch lieber nicht zu machen."

Oscar Meyer, Börsenkomtur. In Ihrem neuen Organ, dem ‚Jungdeutschen' setht eine kräftige Polemik gegen die „Mosse-Mischpoche". So drückt sich der jungdeutsche Schreiberitter aus. Das kann nett werden, wenn Sie sich mit Ihren neuen Freunden mal in die Haare geraten. Gute Verrichtung.

Babbitt. Die Bilderbeilage des ‚New York Herald' vom 3. August bringt ein schönes Photo des Sarkophags der Kaiserin Maria Theresia aus der Kapuzinergruft in Wien mit einigen Männern, die in mysteriöser Weise darum beschäftigt sind. Unterschrift: „Laying poison around the tomb of Maria Theresa, Queen of Hungary and Bohemia, Vienna, against the hundred of rats, in preparation for the 150th anniversary of her death." O Babbitt, du kennst die großen historischen Momente Europas.

S. M. Eisenstein. Was haben Sie aus Ihrem herrlichen Potemkin-Film machen lassen? Ist der Kitsch zu Ihrer neuen Generallinie geworden? Ihr Film ist redend geworden, und wir haben die Sprache verloren. Eisenstein, werden Sie wieder stumm!

Ernst Johannsen. Wir bestätigen Ihnen, daß von einer Seite, die nicht genannt werden will, weitere 20 M. für den Kriegsbeschädigten Martin Reimers eingelaufen sind.

Pastor Köpke, Berlin. Sie haben die Leichenrede für die von ihrem Sohn ermordete Frau Thielecke zu einer ungewöhnlich gefühlsrohen Salbaderei über „eheliche und außereheliche Moral" benutzt. Das Geschick der Ermordeten, so führten Sie nach einem Zeitungsbericht aus, sei zwar furchtbar, aber verständlich, wenn man bedenkt, daß der Mörder ihr unehelicher Sohn ist. Alles komme daher, daß die Moral verletzt worden sei. Was sagt man dazu? Gar nichts. Man tritt sofort aus der Kirche aus, die sich mit solchen Dienern kompromittiert.

Einbrecher Bachnick. Bravo, bravo, bravo!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Wahlkampf: C.V. und Staatspartei

von Carl v. Ossietzky

In der Zeitung des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens befaßt sich deren Leitartikler, Herr Ludwig Holländer, mit der Staatspartei und mit den verwickelten Erklärungen Herrn Mahrauns, ob er und seine Freunde nun Antisemiten sind oder nicht. Wir würden uns mit dieser Auseinandersetzung nicht beschäftigen, wenn nicht das Blatt für gut hunderttausend unsrer jüdischen Mitbürger ein Orakel bedeutete und schon oft eine lebhafte meinungbildende Kraft bewiesen hätte. Die Gerechtigkeit gebietet vorauszuschicken, daß der C. V. niemals zu den jüdischen Offensivtruppen gehört hat, sondern immer weit mehr jenem israelitischen Heereshaufen gleich, der dem Zweikampf Davids mit Goliath interessiert zusah, als dem kühnen Hirtenknaben selbst. Vom C. V. war demnach nicht mehr zu erwarten als ein höfliches Verharren in einer traditionellen Position, mehr Wehleidigkeit als Militanz. Es ist aber viel ärger gekommen: Herr Holländer trompetet mit vollen Backen zum Verlassen der alten Stellung. Natürlich kann er Bedenken nicht ganz verschweigen, nicht ganz untern Tisch fallen lassen, daß der Jungdeutsche Orden noch immer an seinem Arierparagraphen festhält und Herr Mahraun noch jetzt auf der Zinne der neuen Volksgemeinschaft etwas viel von „christlicher und deutscher Kultur" schwafelt. Was das bedeutet, weiß nach der langen leidvollen jüdischen Vergangenheit wohl selbst der irrste Gemeindeirre, und nur der Leitartikler des C. V. dreht und deutelt daran. Herr Holländer meint: „Wenn völkische Grundlagen bedeuteten: Erhaltung von Vaterland und Kultur, so würden die Massen der Juden mit Mahraun einig sein. Wenn sie aber heißen: Ausschluß einer angeblich fremden, im Gegensatz zur übrigen deutschen Bevölkerung befindlichen ‚Rasse', so muß eine solche Auffassung als unwissenschaftlich und kulturzerstörend zurückgewiesen werden." Aber Gottseidank hat sich Herr Mahraun seitdem wieder beruhigend geäußert, und deshalb darf Herr Holländer in Sperrdruck der neuen Partei das Plazet des Rabbinats geben: „Vom Standpunkt des Central-Vereins kann deshalb die Deutsche Staatspartei als ‚bedenkenfrei' bezeichnet werden." Und dann noch ein gutes Wort für die Unzufriedenen: „Gewiß widerspricht vieles, was hier gesagt wird, der Gemütseinstellung einer großen Reihe unsrer Freunde. Das wissen wir und das verstehen wir. Immer, wenn Altes überwunden wird und Neues geschaffen werden soll, gehen Gemütswerte verloren." Ich weiß nicht, ob Herr Holländer auch das Schamgefühl zu den Gemütswerten rechnet, denn das vor allem scheint uns bei dieser feinen Konstruktion in die Binsen zu gehen. Das hätte einer noch vor einem Jahre zu sagen wagen sollen, daß das C.-V.-Blatt, das Fachorgan des deutschen Judentums sozusagen, eine versöhnliche Exegese des bösen Wortes „völkisch" seinen Lesern als verbindlich aufzureden

versuchen würde! Und warum diese plötzliche Umstellung? Herr Holländer verweist auf die „heutige Zeit, in der sich alles wandelt". Nun, die heutige Zeit hat nicht mit der Gründung der Staatspartei begonnen. Das ist eine gelinde Übertreibung. Doch auch der alten Zeit wirft Herr Holländer einen respektvollen, wenn auch kühlen Abschiedsblick zu: „Der liberale und demokratische Gedanke hat die gesetzliche Gleichberechtigung der Judenheit in hohem Maße gefördert. Auf seiner Grundlage wurden wir von Geknechteten und Unterdrückten zu Vollbürgern. Es ist deshalb verständlich und begreiflich, daß eine große Anzahl von Juden sich zur bürgerlichen oder zur sozialistischen Demokratie bekannte und bekenne. Das Gewicht der geschichtlichen Tatsachen zog sie zu dieser Auffassung. Dem widerspricht auch nicht der Umstand, daß die Entwicklung und die neue Zeit unsre Freunde vielfach zu andern Parteien treiben, weil auch bei uns Liberalismus und Demokratie vielfach nicht mehr ihr früheres Vollgewicht besitzen." Da erhebt sich nun die Frage, welche Bewegung denn den C. V., ja das ganze Bürgertum so furchtbar durcheinander gequirlt hat, daß alle diese nicht mehr ganz frischen Tribunen von den Deutschnationalen bis zu Hansafischer von „neuer Zeit" und „neuer Jugend" reden, von den großen „neuen Ideen", die einstweilen noch in der Luft segeln, aber morgen schon alles umgestaltet haben können. Weshalb flüchten denn die einen hinter den alten Marschall, die andern hinter den Hoch- und Tiefmeister Mahraun? Gibt es denn einen Verständigen unter uns, der glaubt, daß die Nazisozis Deutschland morgen in der Tasche haben und à la Horthy regieren werden? Oder gibt es jemanden, der sich einbildet, daß die Kommunisten schon im Herbst ihr Sowjet-Deutschland aufmachen könnten? Weshalb diese Panik, diese allgemeine Auf- und Anbruchstimmung? Die bescheidene Ursache dieser plötzlichen Unruhe, die eruptive Energie, die die unpolitische, zähe deutsche Bürgerseele unvermutet flüssig macht und sie ungeheure Ströme von ideologischem Pfannkuchenteig übers Land strömen läßt, ist eine nicht grade erschütternde Portemonnaiefrage. Seitdem sich vor etwa zwei Jahren herausstellte, daß unser Steuersystem ins Wackeln gekommen war und die, die es haben, etwas mehr an direkten Abgaben leisten und einen größern Anteil an den Soziallasten tragen müßten, seitdem werden die Krisengemälde immer schreckensvoller, und seitdem raucht der Pfannkuchenkrater der deutschen Metaphysik wie seit 1914 nicht. Es ist allzu billig, auf die wirtschaftliche Depression der ganzen Welt, auf die Schwierigkeiten des kapitalistischen Systems auf dem ganzen Erdenball zu verweisen. Die aktuelle Aufgabe für Deutschland ist, daß der Kapitalismus einen geringen Prozentsatz nur beizusteuern hätte, um ärgste soziale Kalamitäten zu beseitigen. Um diese paar Prozent pflegten Monarchen oder Träger gesellschaftlicher Systeme von jeher zu feilschen. Um diese paar Prozent wurden von jeher die Kanonen aufs Volk gerichtet, und diese paar Prozent haben schließlich alle Revolutionen herbeigeführt. Das deutsche Bürgertum galoppiert Hals über Kopf aus seinen überlieferten Programmen und Ideengebäuden und

läßt den alten Parteihabit hinter sich. Und die jüdische Bourgeoisie findet, daß Liberalismus und Demokratie, die Mächte ihrer Emanzipation, das frühere Vollgewicht verloren haben, und wirft sich lieber in ein verzweifelt ungewisses Abenteuer. Aus Furcht vor materieller Einbuße gesellt sie sich zu Leuten, die „an den Grundsätzen der christlichen und deutschen Kultur" nicht rütteln lassen wollen, die aber um diese Konzession bereit sind, jüdisches Geld zu verteidigen. Dabei macht es sich Herr Holländer noch einfach, indem er sich an die sanftesten Äußerungen Mahrauns hält. Es wird Stellungnahme zu ärgern Zitaten, wie dem jüngst in der ‚Germania' mitgeteilten, vermieden: „Die Judenfrage läßt sich nicht so lösen, wie es viele Fanatiker wollen. Wenn man eine Wunde am Körper hat, so nützt es nichts, das Geschmeiß der Fliegen fortjagen zu wollen. Man muß dafür sorgen, daß die eiternde Wunde heilt, daß der Körper gesundet, dann fliegen die Fliegen allein fort." Der Herold des C. V. zuckt die Achseln: „In dieser Frage muß jeder seine eignen Wege gehen", und für das Stück Zweifel, daß Herr Mahraun auch bei ihm übrig gelassen hat, findet er die elegante Schlußformel: „Wir müssen es ablehnen, eine Analyse der seelischen Zusammenhänge vorzunehmen, durch die hindurch der einzelne zu seinem politischen Ergebnis gekommen ist." Das heißt etwas weniger elegant: Antisemitismus ist Privatsache! Für den einzelnen Juden ist in der politischen Entscheidung sein Judentum demnach nicht mehr ausschlaggebend. Der C. V. betont nicht mehr den jüdischen sondern den bürgerlichen Glauben. Diese deutschen Staatsjuden bürgerlichen Glaubens haben sich entschieden und damit auch das Recht verwirkt, künftig über Antisemitismus zu zetern. Ich glaube hier nicht nur für mich, sondern auch für viele freiheitlich gesinnte Nichtjuden zu sprechen, die durch lange Jahre den Antisemitismus als die säkulare Schande bekämpft haben, wenn ich sage, daß wir die berühmten Appelle des C. V. an das gemeinsame humanitäre Gefühl in Zukunft gelassener ertragen werden. Namentlich wenn bei dieser Gelegenheit die offiziell als leer erkannten demokratischen und liberalen Grundsätze plötzlich wieder ihr früheres Vollgewicht erlangen sollten. Da eine repräsentative jüdische Organisation, wie es der C. V. ist, selbst in der Existenzfrage des Judentums mit sich handeln läßt, kann man schwerlich von Nichtjuden verlangen, daß sie auf die Schanzen steigen, wenn Holofernes wieder einmal vor Bethulien steht. Antisemiten kann man bekämpfen, das ist eine grade, offene Rechnung. Aber was in aller Welt soll man mit Juden machen, die sich selbst den gelben Fleck aufs Kleid tun, nur um für ihre Tresors und Aufsichtsratposten die gütige Protektion einer Antisemitensippe zu gewinnnen —? Da bleibt nichts als Resignation. Es wird uns nicht leicht fallen, aber wir wollen uns Herrn Holländers unerbittliche Erkenntnis zu Herzen nehmen: „Immer wenn Altes überwunden wird und Neues geschaffen werden soll, gehen Gemütswerte verloren." Schalom.

Die Chancen des deutschen Fascismus

von K. L. Gerstorff

I

Es besteht kein Zweifel, daß der Nationalsozialismus sich zur Zeit in einer stürmischen Aufwärtsentwicklung befindet. Und zwar erfolgt dieser Aufstieg nicht nur in einzelnen Landesteilen Deutschlands sondern überall, wo in der letzten Zeit Wahlen stattgefunden haben, haben die Nationalsozialisten zum Teil sehr erhebliche Erfolge zu verzeichnen gehabt. Nur einige Fakten:

Die nationalsozialistischen Stimmen stiegen (in Prozent):

	Vorletzte Kommunalwahlen	Kommunalwahlen Nov. 1929
Berlin	2,8	5,8
Breslau	2,2	3,2
Hannover	3,8	4,9
Altona	1,8	5,8
Kiel	5,1	4,0
Stettin	2,6	3,4
Nürnberg	11,8	15,6
Königsberg	2,1	5,7
Köln	2,3	4,6
Frankfurt a. M.	4,4	10,0
Halle	6,9	6,3
Dresden	0,9	4,7
Leipzig	2,5	4,2
Chemnitz	1,8	7,2
Darmstadt	1,7	10,4

In Thüringen stiegen sie gegenüber den Landtagswahlen von 1927 von 4,6 Prozent auf 11,3 Prozent im Dezember 1929. In Sachsen haben sich die nationalsozialistischen Stimmen bei den letzten Wahlen fast verdreifacht, die Nationalsozialisten sind dort stärker geworden als die Kommunisten. Die aufsteigende Linie ist also nicht zu verkennen. Und die Frage ist nur, wird diese aufsteigende Linie anhalten, wird damit der Fascismus in Deutschland in absehbarer Zeit zur wirklichen positiven Macht gelangen, oder was werden die nächsten Jahre bringen? Es gibt kaum ein Presseorgan, das sich mit dieser Frage in letzter Zeit nicht auseinandergesetzt hätte. Was aber fehlt, ist die systematische Analyse der heutigen ökonomischen Situation des Kapitalismus, die uns allein über die Chancen des fascistischen Aufstiegs einigen Aufschluß geben kann. Was bedeutet der Fascismus für Deutschland? Er bedeutet eine derartige Zuspitzung der Klassenkämpfe, der Klassengegensätze, daß es die Bourgeoisie nicht mehr für möglich hält, parlamentarisch zu herrschen, auf parlamentarischem Wege ihre ökonomischen Machtpositionen zu behaupten, daß sie daher auf die direkte politische Herrschaft durch das Parlament notgedrungen verzichtet; daß sie zunächst die direkte politische Macht aufgibt, um die ökonomische zu halten.

Wenn man sich mit dem Fascismus beschäftigt, so blickt man zunächst meist nach Italien. Aber es ist völlig falsch, zu glauben, daß eine deutsche fascistische Entwicklung sich in denselben Formen vollziehen kann wie in Italien. Das ist ausgeschlossen. Ausgeschlossen darum, weil die ökonomischen Machtpositionen wie die gesamten Klassenverhältnisse in Italien völlig anders gelagert waren und auch heute anders gelagert sind als in Deutschland. Italien ist ein junges Industrieland; das prägt sich darin aus, daß in seiner Wirtschaft die Industrie noch stark hinter der Landwirtschaft zurückbleibt. Die Industriearbeiterschaft ist nicht viel stärker als zwei Millionen, also nur ein kleiner Bruchteil der deutschen. Auf der andern Seite ist natürlich auch die Großindustrie noch nicht sehr weit entwickelt. Die Großbourgeoisie, das Finanz-, das Monopolkapital spielt daher in der italienischen Wirtschaft und Politik eine weit geringere Rolle als in Deutschland. Die italienischen Arbeiter hatten, als sie seinerzeit die Fabriken besetzten, es nicht verstanden, einen Block mit der ungeheuern Zahl der von den Großgrundbesitzern ausgebeuteten Bauern und Landarbeiter zu schaffen. Als sie so mit den ökonomischen Schwierigkeiten nicht fertig wurden und ihre Position wieder aufgaben, hatten sie der Bourgeoisie doch einen solchen Schrecken eingejagt, daß diese dem Fascismus, der sich damals zum größten Teil aus mittelständischen und kleinbäuerlichen Elementen zusammensetzte, die Macht überließ, der die Arbeiter und ihre Organisationen völlig niederknüttelte.

Das deutsche Monopolkapital ist eine ganz andre ökonomische und politische Macht als die wenigen italienischen Industriellen; auf der andern Seite ist die deutsche Industriearbeiterschaft wiederum ein ganz andrer ökonomischer und politischer Machtfaktor (oder besser gesagt, könnte es sein). Daher sind für den deutschen Kapitalismus ganz andre Voraussetzungen notwendig als für den italienischen, wenn er nicht, wie bisher, die fascistische Entwicklung nur dulden sondern sie direkt an die Macht kommen lassen soll. Der deutsche Kapitalismus hatte in den letzten zwölf Jahren drei schwere Erschütterungen durchzumachen: Erstens den Sturz des Kaisertums nach dem verlornen Krieg, zweitens die Krise bei Liquidierung der Inflation, drittens die heutige Weltwirtschaftskrise. Und jedesmal war eine besondre Steigerung der fascistischen Bewegung zu konstatieren.

Die bewaffneten Freikorps, die nach Beendigung des Krieges die revolutionäre Bewegung niederknüttelten, nannte man damals zwar noch nicht Fascisten, aber sie hatten bereits die fascistische Funktion: die ökonomische Position des Kapitalismus gegenüber dem revolutionären Ansturm zu verteidigen, dem man mit parlamentarisch-demokratischen Methoden nicht mehr begegnen konnte.

Als die Inflation die Klassengegensätze verschärfte, die Monopolkapitalisten riesenhafte Gewinne realisierten, die Arbeiter jedoch nicht mehr so viel erhielten, daß sie das nackte Leben fristen konnten, als es in Hamburg losging, als der Reichswehreinmarsch in Sachsen begann, als sich der Kapitalismus revolutionär bedroht sah, wuchs auch die fascistische

Bewegung. Man vergißt bei dem heutigen Anschwellen der nationalsozialistischen Ziffern sehr leicht, daß sie schon einmal sehr stark gestiegen und seither wieder gesunken waren. Die Nationalsozialisten erreichten bei den Reichstagswahlen folgende Stimmenzahlen:

Wahlkreis	4. Mai 1924	7. Dezbr. 1924	20. Mai 1928
1. Ostpreußen	87 438	62 248	8 114
2. Berlin	39 930	17 808	16 505
3. Potsdam II	56 597	26 273	17 502
4. Potsdam I	50 854	25 756	16 321
5. Frankfurt a. d. O.	40 550	26 524	8 185
6. Pommern	65 620	38 229	13 543
7. Breslau	37 905	13 648	9 258
8. Liegnitz	8 885	9 080	7 420
9. Oppeln	18 883	8 200	5 545
10. Magdeburg	43 162	27 304	15 801
11. Merseburg	62 098	31 425	19 629
12. Thüringen	109 914	60 297	40 751
13. Schleswig-Holstein	55 403	20 433	31 784
14. Weser-Ems	48 993	33 056	36 267
15. Osthannover	43 427	22 199	13 573
16. Südhannover-Braunschw.	77 168	34 018	46 321
17. Westfalen-Nord	37 153	13 639	12 118
18. Westfalen-Süd	19 097	14 320	19 682
19. Hessen-Nassau	66 604	29 087	42 452
20. Köln-Aachen	13 322	5 247	10 598
21. Koblenz-Trier	6 987	—	11 893
22. Düsseldorf-Ost	38 279	16 624	19 870
23. Düsseldorf-West	19 794	7 265	10 101
24. Oberbayern-Schwaben	164 564	55 779	72 083
25. Niederbayern	46 246	16 643	19 861
26. Franken	230 010	94 337	100 701
27. Pfalz	21 071	8 230	23 288
28. Dresden-Bautzen	43 812	15 153	18 245
29. Leipzig	55 317	13 225	14 601
30. Chemnitz-Zwickau	70 717	39 205	41 497
31. Württemberg	50 630	25 277	21 731
32. Baden	45 049	19 160	26 330
33. Hessen-Darmstadt	17 893	8 216	11 281
34. Hamburg	37 757	14 479	17 761
35. Mecklenburg	92 889	54 562	9 151
zusammen	1 923 018	906 946	809 763

Man lese diese Zahlen sehr genau, denn sie zeigen, daß die Nationalsozialisten nicht nur in Bayern stark waren, nicht nur in ländlichen Bezirken sondern auch in typischen Industrierevieren, wie in Sachsen und Thüringen. Sie zeigen weiter, daß die nationalsozialistischen Stimmen vom Mai 1924 bis Dezember 1924 um über die Hälfte zurückgingen, und daß sie vom Dezember 1924 bis zum Mai 1928 noch weiter, wenn auch geringfügig, gesunken sind. Woher kam der plötzliche Absturz? Er war die Folge der Stabilisierung, die Folge davon, daß nach dem außerordentlichen Tiefstand der Löhne in der Inflation die

Löhne etwas stiegen (die Profite allerdings noch mehr), daß die deutschen Produktionsziffern stiegen wie der deutsche Außenhandel und daß es so den Anschein gewann, als ob die schweren Nachkriegsjahre nur die Folgen des Krieges und der Inflation seien und daß es in Deutschland immer besser werden würde, je weiter man vom Kriege entfernt sei. Seit 1928 verstärken sich wieder die fascistischen Stimmen; und es ist zunächst die Frage zu beantworten: wird der deutsche Kapitalismus aus der heutigen Krise so herauskommen wie aus der Inflation, werden wir noch einmal einen langdauernden Aufschwung erleben? Die Frage ist mit einem runden Nein zu beantworten. Es ist nicht mehr zu verkennen, daß der gesamte Weltkapitalismus in der Niedergangsepoche steht, und daß eines seiner schwächsten Glieder, der deutsche Kapitalismus, besonders stark davon betroffen wird.

Aber es ist klar, daß der Niedergang kein einfacher, gradliniger Prozeß ist, daß die herrschenden Klassen sich dagegen auf alle Weise zu wehren suchen, daß sie die Wirkungen des Niedergangs möglichst von sich abzuwälzen suchen. Das Charakteristische an der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands schon in den letzten Vorkriegsjahrzehnten war die riesenhafte Konzentration und Zentralisation des Kapitals, das immer stärkere Wachsen der monopolistischen Organisationen, der Kartelle und das Verwachsen dieser monopolistischen Organisationen mit dem Bankkapital zum Finanzkapital. Was ist der wesentliche Zweck bei der Gründung dieser monopolistischen Organisationen? Durch „geregelte" Festsetzung der Preise einen besonders hohen Gewinn zu machen. Dieser Profit muß natürlich auf Kosten andrer Wirtschaftskreise gemacht werden, er belastet einmal natürlich die gesamten Konsumenten, die breite Masse, vor allem die Arbeitnehmerschaft. Hohe Kartellpreise erhöhen ihre Lebenshaltungskosten. Aber er belastet nicht nur diese. Die hohen Profite des Monopolkapitals werden auch ermöglicht durch Senkung der Profite, durch Senkung der Einkommen aller andern kapitalistischen Schichten. Der Monopolprofit fließt aus der Herabsetzung der Profite der nicht monopolisierten, das heißt zum Beispiel der weiter verarbeitenden Industrie. Im Kapitalismus setzt sich zwar immer wieder ein Durchschnittsgewinn durch, im Monopolkapitalismus aber nur mit sehr starken Reibungswiderständen. Das heißt, es ist immer wieder durch längre Epochen möglich, die Gewinne der monopolisierten Industrie über den Durchschnittsgewinn zu erhöhen, die der nicht kartellierten Industrie dagegen bedeutend zu senken.

Die besonders hohen Profite des Monopolkapitals beruhen weiter auf einer gewissen Herabsetzung des Handelsprofits. In der Epoche der freien Konkurrenz hatten gegenüber den einzelnen Fabrikanten die Großkaufleute eine sehr mächtige Position. Sie konnten die einzelnen Industriellen gegeneinander ausspielen und so den Anteil des Handelsprofits gegenüber dem des industriellen Profits erhöhen. In der Epoche des Monopolkapitalismus dagegen wird der Anteil des Handelskapitals am Profit ständig herabgedrückt. Der

zersplitterte Handel ist dem in feste Organisationsformen zusammengeballten industriellen Monopolkapitalismus nicht mehr gewachsen. So wird der Profit des Großhandels immer stärker herabgesetzt. Dem Kleinhandel geht es noch schlimmer. Die Kartelle und Trusts lassen ihm vielfach den Schein der Selbständigkeit, aus sehr einfachen ökonomischen Erwägungen. Die großen Trustorganisationen, zum Beispiel, könnten vielfach auch den gesamten Handelsapparat in ihre Organisationen einbeziehen. Wenn sie es in zahlreichen Fällen nicht taten, dann aus folgendem Grunde: um auch den gesamten Handelsapparat einzubauen, sind größere Kapitalien notwendig, die vielfach nicht geringer sind als die Investitionen der „selbständigen" Händler. Auf das gesamte industrielle Handelskapital muß dann der entstehende Profit verrechnet werden. Bleibt dagegen der Kleinhändler selbständig und ist die monopolistische Organisation sehr stark, dann kann sie den Handelsgewinn herabdrücken auf den Zins des Kapitals plus den Angestelltenlohn des Kleinhändlers und behält die Differenz zwischen Profit und Zins. Damit erhöht sich die Profitrate des Monopolkapitals. Man wird daher den Kleinhändler solange selbständig bestehen lassen, solange nicht wesentliche Kapitalersparnisse durch die Einbeziehung der Handelsorganisation in die industrielle Produktion zu machen sind.

In der Landwirtschaft hat sich im Gegensatz zur Industrie der bäuerliche Kleinbetrieb im großen Umfange erhalten, der allerdings immer mehr in die Marktwirtschaft einbezogen wird. Hier sind also viele Einzelbetriebe vorhanden, die genau so wie die weiterverarbeitenden Betriebe in der Industrie die Preise nicht „regeln" können. Und daher ist überall in den Vereinigten Staaten genau so wie in Deutschland eine „Schere" in der Entwicklung der Monopolpreise und der Preise für landwirtschaftliche Produkte festzustellen. Die Monopolpreise sind weit stärker gestiegen als die Preise für die landwirtschaftlichen Produkte. Der Gesamtprofit ist kaum mehr bedeutend gewachsen. Und während so nicht viel mehr zu verteilen ist, sind die monopolistischen Organisationen in Deutschland noch stärker gewachsen. Sie versuchen mit Erfolg ihren Profit zu erhöhen und die Folge ist natürlich, daß die Einkommen aller andern Schichten nicht nur relativ abnehmen sondern diesmal auch absolut. Das ist der entscheidende Grund der Unruhen im gesamten bürgerlichen Lager. In der heutigen Phase des Kapitalismus, in der der gesamte Profit nicht mehr sehr steigt, in der die ökonomische Macht des Monopolkapitals sich aber noch weiter erhöht, in der daher ihr Profit unter direkter Herabsetzung des Einkommens aller andern kapitalistischen Staaten steigt, sind die bürgerlichen Interessen immer schwerer unter einen Hut zu bringen. Daher gibt es ständig im bürgerlichen Lager neue Parteibildungen, Parteigründungen.

Daher im bürgerlichen Lager der Kampf gegen den Parlamentarismus, der Ruf nach dem starken Mann. Daher die aufsteigende Kurve der fascistischen Bewegung. Sie setzt sich heute aus drei Komponenten zusammen. Erstens aus

dem Teil der Bauernschaft, der direkt verelendet, aber den Zusammenhang seiner Verelendung mit der heutigen Niedergangsepoche des Kapitalismus, mit der Ausbeutung durch das Monopolkapital nicht begreift, zweitens aus großen Teilen der Angestelltenschaft und der Mittelschichten, die in ihrem Einkommen zwar proletarisiert sind, aber vom Proletariat sich distanzieren wollen, drittens aus Arbeiterkreisen, und zwar sowohl aus ökonomisch zurückgebliebenen Gebieten (wie die Heimarbeit in Sachsen), aber auch aus Arbeitern in Großbetrieben, wo ein Teil der Arbeiter seine Unzufriedenheit mit der offiziellen Politik, der sozialdemokratischen wie der kommunistischen Partei durch einen Stimmzettel für die Nationalsozialisten beweist.

Wahlaufruf gegen den Marschall-Präsidenten

von Victor Hugo

Selten gibt es eine so deutliche Analogie in der Geschichte wie die Krise der französischen Republik und des Parlamentarismus von 1877 und die der deutschen Republik und des Parlamentarismus von 1930. Das erste Staatsoberhaupt der dritten Republik, Thiers, wurde durch einen Beschluß der reaktionären Mehrheit der Nationalversammlung, die von ihm eine „entschieden konservative Politik" verlangte, 1873 zur Abdankung gezwungen. Zu seinem Nachfolger wurde der Sieger von Magenta und Besiegte von Sedan, der Marschall Mac Mahon gewählt. Dieser hatte ursprünglich an der Restauration der bourbonischen Monarchie gearbeitet, orientierte sich aber um, nachdem diese aussichtslos geworden war, und wurde während einer kurzen Periode ein Musterbeispiel der Eides- und Verfassungstreue, ein Musterbeispiel des sich loyal der neuen Zeit anpassenden alten Soldaten. Aber Senat und Kammer hatten keine zuverlässige reaktionäre Mehrheit, und der Marschall schlug bald wieder um. Er begann einen schweren Kampf gegen die Kammer, und sein Anhang drängte, im Interesse der „Sittlichen Ordnung", auf Diktatur. Der Marschall-Präsident richtete am 16. Mai 1877 einen Brief an den gemäßigt republikanischen Ministerpräsidenten Jules Simon über die Kammerauflösung und ließ diesen Brief veröffentlichen, ohne den Adressaten zu fragen, der übrigens ihm, bis dahin, ein allzugroßes Entgegenkommen gezeigt hatte. Jules Simon dankte ab und wurde durch den Vertreter des Elysée-Kreises, dem Herzog von Broglie, ersetzt. Die Regierung Broglie erhält in der Kammer ein Mißtrauensvotum, mit 363 gegen 158 Stimmen, setzt aber im Senat, mit Hilfe der damals noch bestehenden Institution der lebenslänglich ernannten Senatsmitgliedschaft, die Auflösung der Kammer durch. Es kam zu Neuwahlen, welche die heftigsten Kampfwahlen der Geschichte des französischen Parlamentarismus sein sollten. Der Marschall ließ offizielle Kandidaten aufstellen, gebrauchte in Armeebefehlen Ausdrücke wie „mein Wille" und „meine Politik", ließ bei den Wahlen Terror und Korruption walten und deutete mit ziemlicher Klarheit an, daß er zur neuen Auflösung schreiten würde, falls die Wahlen eine republikanische Mehrheit ergeben sollten. Der Führer der Oppostion, Gambetta, erklärte aber, daß die 363 wiedergewählt würden, und dann bleibe bloß „Unterwerfung oder Abdankung" übrig. Mac Mahon unternahm nach dem Wahlsieg der Opposition einen neuen Auflösungsversuch und setzte unter dem Vorsitz eines Generals eine offene Staatsstreichregierung

ein. Er mußte aber bald nachgeben, da diese Regierung im Senat, wie sogar in der Armee, die den Staatsstreich durchführen sollte, auf Widerstand stieß. Der Marschall-Präsident mußte sich endlich dem Parlament fügen.

Die nachstehende Rede Victor Hugos wurde vor einer Wählerversammlung des IX. Bezirkes von Paris am 12. Oktober 1877 gehalten. Der republikanische Kandidat in diesem Bezirk war Jules Grèvy, der als Präsident der aufgelösten Kammer als symbolische Verkörperung der Opposition gegen die präsidentiellen Diktaturgelüste galt. Victor Hugo, schon in seinem siebenundsiebzigsten Lebensjahr, warf seine volle Energie, seine ganze, seit der Rückkehr aus der Verbannung ungeheuer gestiegene Popularität und unbetrittene moralische Autorität in den Kampf gegen den Marschall. Seine hier in ihren Hauptstücken folgende Rede ist ein klassisches Dokument des französischen Republikanertums und auch ein wichtiger Beitrag zu der so aktuellen Frage der politischen Betätigung der Geistigen.

Wähler, ihr werdet das große Bürgerrecht ausüben und die große Bürgerpflicht erfüllen.

Ihr werdet einen Gesetzgeber wählen, das heißt eure Souveränität in einem Menschen verkörpern. Eine beachtliche Wahl ist das, Mitbürger! Der Gesetzgeber ist der höchste Ausdruck des Volkswillens. Seine Funktion beherrscht die Gesamtheit der übrigen Funktionen. Warum? Weil aus seinem Gewissen das Gesetz entsteht. Das Gewissen ist das innere Gesetz, das Gesetz ist das äußere Gewissen. Daher die religiöse Achtung, die ihm zuteil wird . . . Es gibt nichts außer ihm, noch über ihm. Darum ist in jedem gut geregelten Staatswesen die Exekutivmacht der Gesetzgebung untergeordnet.

Diese Unterwerfung ist streng, unbedingt und notwendig.

Jeder Widerstand der Exekutivmacht gegen die Gesetzgebung ist ein Gewaltakt; jede Vergewaltigung der gesetzgebenden Macht durch die Exekutive ist ein Verbrechen. Gewalt gegen Recht, ja, dies ist eine Missetat, groß genug, um durch einen achtzehnten Brumaire den Ruhm von Austerlitz zu vernichten, groß genug, den Namen Bonaparte durch den zweiten Dezember vertilgen. Was am achtzehnten Brumaire und am zweiten Dezember Schiffbruch erlitten hatte, war nicht Frankreich sondern Napoleon.

Wenn ich in diesem Augenblick den Namen Napoleon ausspreche, so geschieht dies nur, weil es immer nützlich ist, sich der Geschichte zu erinnern und sich auf die Grundsätze zu berufen; es ist indessen nicht nötig zu sagen, daß ich diesen Namen, nicht mit den Namen jener, die uns heute regieren, in Beziehung bringen will. Nein, dazu nimmt er in der Geschichte zu viel Platz ein. Ich möchte keine Bescheidenheit verletzen. Ich will hier behaupten und unbeugsam behaupten, daß die Gewalt dem Gesetz, dem Gesetzgeber, der es schafft, und dem allgemeinen Wahlrecht, das den Gesetzgeber bestimmt, tiefe Achtung schuldet.

Wie Sie sehen, meine Herren, wir kommen stufenweise auf das allgemeine Wahlrecht zu sprechen. Dies ist der Ausgangs- und Schlußpunkt; dies hat das erste und das letzte Wort zu sagen.

Meine Herren, das allgemeine Wahlrecht wird sprechen, und was es sagen wird, ist endgültig und souverän. Was Frankreichs erhabene Stimme ausspricht, wird ein Beschluß und ein Urteil sein, Beschluß für die Republik, Urteil gegen die Monarchie. Es kommt vor, meine Herren, so etwas sieht man oft in der Geschichte, daß kleine Gruppen sich der Regierung bemächtigen. Sie schaffen etwas, was man Phantasiekrisen nennen könnte, und diese sind die verhängnisvollsten. Diese Krisen sind um so furchtbarer, als sie vergeblich sind; sie haben keine Grundlage. Sie stellen, überraschend, gewaltsam, und ohne jeden Grund, nur weil es ihnen eben gefällt, die Arbeit, die Industrie, den Handel, den Austausch, die Entwicklung der Ideen ein, spalten die Interessen, unterdrücken den Gedanken und beunruhigen alles, bis auf das freie Gehen und Kommen. Und sie haben dazu noch die Verwegenheit zu verkündn, daß sie in keiner Weise eine Veränderung bedeuten, und sie stellen ihre Bedingungen. Sie sind zähe, und das verkleinerte und verarmte Land staunt darüber. Man kann von gewissen Regierungen sagen, daß sie einen Knoten in den Weg des allgemeinens Gedeihens legen. Man kann diesen Knoten entzweihauen oder entwirren. Die Revolution haut ihn entzwei, das allgemeine Wahlrecht entwirrt ihn.

Das Volk regiert durch Abstimmung, das ist Ordnung, und herrscht durch Wahl, das ist Friede.

Dem allgemeinen Wahlrecht muß also gehorcht werden und es wird auch so kommen. Was es will, ist der Wille von oben. Das Volk ist die Souveränität, und Frankreich ist das Licht. Man kann weder dem Volk noch Frankreich gegenüber den Herrenton anschlagen. Es kommt vor, daß eine wenig aufgeklärte Regierung den Maßstab vergißt, das allgemeine Wahlrecht erinnert sie daran.

Frankreich ist großjährig, es weiß, was es tut und was zu tun notwendig ist . . . Derjenige, der die unermeßliche Ehre hat, zu ihm zu sprechen, soll seine Worte wohl überlegen. Dieses Frankreich ist so glanzvoll, daß die höchsten Gestalten sich vor ihm beugen . . . Montesquieu würde zögern, zu ihm von „Meiner Politik" zu sprechen, und Washington hätte nicht den Mut zu ihm „Mein Wille" zu sagen.

Bürger, das allgemeine Wahlrecht wird siegen. Die jetzigen Wolken gehen auseinander. Frankreich wird befehlen, und jeder wird gehorchen. Niemanden will ich, mit einem Zweifel an diesem Gehorsam, beleidigen. Der Sieg wird vollständig sein. Wir sind, von nun an, erfüllt von Friedenswillen, und wir empfinden eine Art von Erbarmen. Wir stoßen nicht bis zu den logischen Grenzen unsres Sieges vor, der Triumph des Rechtes und Gesetzes ist aber sicher. Die Zukunft besiegt die Vergangenheit.

Bürger, wir sollen an das Vaterland glauben zur Begründung der Zukunft, und ja, dies ist mein letztes Wort —, Bürger, man kann alles von diesem Frankreich erwarten, das aus dem ungeheuersten der Stürme, der Revolution, die beständigste der Regierungen, die Republik, hervorgebracht hat!

Justiz eine Stunde von Berlin von C. Barrister

I

Strafen macht Spaß

An einem Sitzungstage des kleinen Amtsgerichts X. in der Mark standen sieben Sachen zur Verhandlung an. Fünf davon mußten vertagt werden, weil entweder Angeklagte oder Zeugen nicht erschienen oder nicht geladen waren oder aus andern Gründen.

In der sechsten Sache wurde der Angeklagte freigesprochen, weil man ihm die Unterschlagung nicht nachweisen konnte.

Zu diesen Vorkommnissen äußerte sich der verhandelnde Richter seinem Gerichtsschreiber gegenüber folgendermaßen: „Heute ist aber auch ein ganz verrückter Tag, alles geht verquer: erst lauter Vertagungen und auch jetzt bloß eine Freisprechung."

An diesem selben Vormittag wurde in der siebenten Sache der Angeklagte mit drei Wochen Gefängnis wegen Diebstahls bestraft. Der Angeklagte war offensichtlich geistig nicht ganz zurechnungsfähig. Den Richter veranlaßte das zu den Worten: „Der Angeklagte ist ja geistig minderwertig. Der versteht ja seine Strafe gar nicht richtig, da macht einem das Strafen gar keinen Spaß."

II

Strafe muß sein

Zeuge: Mein Kollege und ich (Arbeiter) fuhren morgens gegen halb fünf die Landstraße lang, da kamen uns die Ausflügler, so fünf bis sechs besoffene junge Burschen entgegen. Plötzlich sah ick, wie einer am Boden lag und von ihnen verprügelt wurde. Da ich meinen Kollegen nich mehr neben mir sah, glaubte ich, er würde von denen da verprügelt, ging auf sie zu und fuhr sie an, wie sie denn dazu kämen. Später merkte ich erst, daß das einer von den Brüdern selbst war, der da von ihnen vermöbelt würde. Na und da fuhren sie mich an: Du Hund, mach daß Du wegkommst, sonst werden wir Dir schon dazu bringen. Ich ergriff sofort das Hasenpanier, lief die Chaussee zurück und in das Haus eines Sommerhäuslers hinein. Der machte gleich die Tür hinter mir zu. Kurz darauf bumberten die Brüder an die Tür und wollten mir partout heraus haben. Als aber keiner aufmachte, zogen sie wieder ab.

Richter: So, also Du Hund haben sie zu Ihnen gesagt. Na, das ist doch eine grobe Beleidigung.

Zeuge: Ja, det ham se zu mia jesacht.

Richter: Na, und da fühlen Sie sich doch sicher sehr beleidigt.

Zeuge: Ach wissen Se, na ja eijentlich . . .

Richter: Aber hören Sie mal, wenn man da so einfach Du Hund zu Ihnen sagt?

Zeuge: Ach Du liebes Jöttchen, da könnt ick mia den janzen Tag beleidigt fühlen. Bei uns in der Fabrik, da bekommt man schon allahand zu heern, da is man schon was jewöhnt.

Richter: Na ja bei Ihnen in der Fabrik. Aber das sind doch wildfremde Leute, die Sie da so anrempeln.

Zeuge: Det is ja schon wahr, aber die Kerls waren doch eben besoffen, und . . . .

Richter: Aber lieber Zeuge, damit wollen Sie die Leute noch entschuldigen! Kommen hier heraus in unsre friedliche Gegend und stören mir nichts, dir nichts das Publikum, keiner ist mehr vor solchen Rempeleien sicher. Da wagt man sich ja nicht mehr heraus in die schöne Natur, und das wollen Sie mit Trunkenheit entschuldigen?

Zeuge: Das will ich ja nu eijentlich nich, aber schließlich ham se mir ja nischt jetan.

Richter: Angerührt haben sie Sie nicht?

Zeuge: Ne, ick bin ja jleich uff und davon.

Richter: Geschlagen hat man Sie also nicht. Was haben sie denn da vor der Tür getobt?

Zeuge: Hab' nischt vastanden, Herr Richter.

Richter: Also damit kann man ihnen nicht beikommen, da bleibt also nur die Beleidigung, um die Leute zu kriegen. Sie stellen also Strafantrag wegen Beleidigung?

Zeuge: Was, Strafantrag? Nee, ick stelle keenen Strafantrag; die Leute ham mia ja nischt jetan.

Richter: Na, beeinflussen will ich Sie ja nicht. Also Sie stellen keinen Strafantrag, dann können die Leute nicht verfolgt werden, denn das geht nur, wenn Sie den Strafantrag stellen.

Zeuge: Nein, ich nich, Herr Richter.

Richter (zu dem protokollierenden Beamten): Strafantrag stelle ich nicht. (Hochrot und in Wut.) Also dafür arbeitet man und gibt sich Mühe für das Publikum, um ihm seine Ruhe zu erhalten. Dafür bietet man die Polizei auf, stellt hunderte von Ermittlungen an, damit die Leute, denen wir beistehen wollen, uns direkt in unsrer Arbeit hindern. Wissen Sie, da kann einem alle Lust vergehen. Na, wollen Sie denn nicht, daß dieses Banditenwesen bestraft wird? Das kann doch nicht so einfach ungestraft hingehen.

Zeuge: Na meinetwegen solln se schon bestraft wern, aber mia ham se doch nischt jetan.

Richter: Na nun hören Sie mal Mann und seien Sie vernünftig! Also wenn die Bande Ihnen auch nichts besonders Schlimmes getan hat, so muß man sie doch im Interesse der allgemeinen Sicherheit bestrafen. Und da wir keinen andern strafbaren Tatbestand in Händen haben als die Beleidigung, die gegen Sie verübt worden ist, so muß man es damit machen. Das geht aber nur, wenn Sie den Strafantrag stellen. Das ist so eine Bestimmung in der Strafprozeßordnung. Also wenn Sie sich noch weigern, dann müssen solche Freveleien ungesühnt bleiben, das Publikum bleibt weiter solchen Gefahren ausgesetzt. Sie haben es aber in Ihrer Hand, die gerechte Strafe herbeizuführen. Und wenn Sie es auch nicht für sich selbst für wichtig halten — was ich nicht verstehen kann —, so tun Sie es doch im Interesse der Allgemeinheit. Also wollen Sie, daß die Leute bestraft werden?

Zeuge: Ja, das solln se.

Richter: Aber dazu müssen Sie den Strafantrag stellen. Haben Sie es nun verstanden?

Zeuge: Na eijentlich will ick ja nich. Also Sie kenn det nich ohne mich machen?

Richter: Nein.

Zeuge (Pause. Es ist ihm sichtlich sehr peinlich, er kämpft lange mit sich. Schließlich): Na, wenn Se meinen, Herr Richter, stelle ick Strafantrag.

Lenin, Mayer und Modratschek von Egon Erwin Kisch

Einmal, so sagt Modratschek aus, einmal, es war viele Jahre vor dem Kriege, erschien bei mir ein polnischer Genosse, der in Prag lebte: „Genosse Modratschek, ich komme nur, um Ihnen einen Gruß vom Genossen Lenin auszurichten."

„Von wem?" fragte ich erstaunt.

„Vom Genossen Lenin. Sie wissen doch, wer das ist?"

Freilich weiß ich, wer das ist. Das ist der Linke von der russischen Partei. Aber ich kenne ihn nicht persönlich.

Nun war das Erstaunen auf seiten des Polen: „Sie kennen ihn nicht? Ich komme grade aus Krakau" (er kann aber auch „Warschau" gesagt haben, ich erinnere mich nicht mehr genau) „und da hat Lenin zu mir gesagt: Bis Sie wieder in Prag sind, müssen Sie zum Genossen Modratschek gehen und ihn von mir grüßen. Ausdrücklich hat er mir das eingeschärft."

Mir blieb nichts andres übrig, als mich beim Überbringer des Grußes zu bedanken, aber erklären konnte ich mir das nicht, denn ich hatte Lenin nie gesehen, und daß er mich vom Hörensagen kennen sollte, war ausgeschlossen, weil ich außerhalb der tschechischen Partei niemals hervorgetreten bin.

Mindestens ein Jahr später kommt der Genosse Nemec vom Internationalen Kongreß in Basel zurück und sagt mir: „Du, Modratschek, Genosse Lenin hat mir aufgetragen, dich herzlich zu grüßen."

Jetzt war die Sache noch geheimnisvoller. Denn im selben Jahr, 1912, also zwischen dem ersten Gruß und diesem zweiten hatte in unsrem Parteihaus die Reichskonferenz der russischen Bolschewiken stattgefunden, und ich wußte, daß Lenin dabei war. (Er hatte, glaube ich, im „Hotel Myschka" am Rand der Vorstadt Zizkow gewohnt, ohne zu ahnen, daß dieses Hotel von Polizeistreifen gradezu bestreut wurde, wenn auch aus Sittlichkeitsgründen.) Also wenn mich Lenin wiederholt grüßen läßt, warum besuchte er mich nicht bei seinem Aufenthalt in Prag? Ich fand absolut keine Antwort auf diese Frage.

Dann kam die russische Revolution und aus ihr hob sich die Gestalt Lenins heraus, des Mannes, den zu kennen ich mich beim besten Willen nicht erinnern konnte, — und ich habe ein gutes Gedächtnis! — und der mich grüßen ließ.

Da sah ich Lenins Bild und rief meine Frau: „Sakra, weißt du, wer dieser Lenin ist? Das ist unser Mayer!"

Meine Frau beugte sich nun auch über die Zeitung und sagte: „Natürlich ist es der Mayer".

Um darüber Sicherheit zu haben, begann ich meine alten Papiere daraufhin durchzustöbern, ob sich — obwohl ich während des Krieges alles verdächtige Material verbrannt hatte — nicht Reste meines Briefwechsels mit Mayer darin fänden.

*

Während also der alte Modratschek alte Papiere nach Beweisen für die Identität des Mayer mit dem Lenin durchsuchte, wollen wir erwähnen, daß an einem Märztage im Jahre 1900 aus den Dörfern von Minussinsk alle politischen Verbannten in die Kreishauptstadt kamen, um Abschied zu nehmen von ihrem jungen Führer. Seine fünf sibirischen Jahre waren um, er kam nach Minussinsk, um die Hände der Genossen und Leidensgefährten zu drücken und weiter zu eilen. Er kehrte heim, — „heim", das hieß für ihn (und alle wußten es): in die Arbeit der sozialistischen Organisation. Alle küßten ihn, denn sie hofften auf ihn, auf Wladimir Iljitsch.

Weiter ging seine Fahrt. Der Schlitten durchschnitt die Scheiben gefrorenen Windes, die entlang des Jenissej standen; dreihundert Werst saust der Schlitten am Ufer, ganze Tage und ganze Nächte, die Schnittwunden des Frostes brannten ins Fleisch, aber Lenin hatte den Pelz abgelegt, ihm war heiß. Er fieberte, denn jeder Schritt der Pferde brachte ihn näher ans Ziel, wo er mit der Verwirklichung seiner zu Schuschenskoje ausgearbeiteten Pläne beginnen konnte, vor allem damit, ein russisches Zentralorgan zu schaffen, die ‚Iskra', den Funken, der überspringen sollte auf den zaristischen Zunder.

Der Schlitten jagte bis Ufa. Dort mußte sich Lenin verabschieden von der Getreuesten der Getreuen, von der Krupskaja, ihre Verbannungszeit war noch nicht abgelaufen. In Peskau machte Lenin Aufenthalt, um — die berühmte Pskower Beratung — die Legalen Marxisten für ‚Iskra' und ‚Sarja' zu gewinnen. Dann wollte er ins Ausland zu den Alten, zu Plechanow, Axelrod und Vera Sassulitsch.

Aber die Ochrana war ihm auf der Spur und in St. Petersburg verhaftete sie ihn. Er hatte das Gründungskapital des Blattes bei sich, zweitausend Rubel, und auf einem Bogen Notizen über die Verbindungen mit dem Ausland; sie waren mit Milch geschrieben und darüber mit gewöhnlicher Tinte ein harmloser Brief. Gierig warf sich der Kommissar auf das dem gefährlichen Häftling abgenommene Schreiben. Er fand nichts, was darauf schließen ließ, es könnte, mit einem Chiffernschlüssel gelesen, einen geheimen Sinn ergeben, und legte es zu den Akten.

Eine und eine halbe Woche saß Lenin in der Zelle: werden sie auf die Idee kommen, das Papier zu erwärmen?

Sie kamen nicht auf die Idee, der Arrestant Uljanow wurde am zehnten Tage vorgerufen, man gab ihm die abgenommene Habe zurück, darunter zweitausend Rubel und einen Privatbrief, schärfte ihm ein, sich jeder revolutionären Tätigkeit zu enthalten, keinen Versuch zu machen, sich ins Ausland zu begeben, und entließ ihn.

Und Lenin begibt sich ins Ausland, wohin ihm nach Jahr und Tag seine Lebensgefährtin folgt, da auch ihre Verbannungszeit abgelaufen ist.

In ihren „Erinnerungen an Lenin" (Verlag für Literatur und Politik, Berlin) erzählt die Krupskaja, wie sie nach Prag fuhr, in der Annahme, daß sich Lenin dort unter dem Namen Modratschek aufhalte. Das war die Adresse, unter der er sich ihre Briefe hatte schicken lassen. Aber der letzte Brief, den Lenin, in den Deckel eines unpolitischen Buches eingebunden, an sie gesandt hatte, und der seine münchner Adresse enthielt, war der Krupskaja nicht zugekommen. So telegraphierte sie nach Prag die Stunde ihrer Ankunft und war maßlos erstaunt, Wladimir Iljitsch nicht auf dem Bahnsteig zu sehen. Sie wartete noch eine zeitlang, mietete dann, in großer Verlegenheit, bei einem Kutscher eine Droschke, ließ ihre Koffer aufladen und fuhr los. In der engen Gasse eines Arbeiterviertels, vor einer Mietskaserne, in deren Fenstern eine Unmenge von Bettzeug zum Lüften ausgehängt war, hielt der Wagen. Nadeshda Konstantinowna lief ins vierte Stockwerk hinauf, wo ihr eine blonde Tschechin öffnete.

„Modratschek, Herr Modratschek," stieß die Krupskaja hervor.

Ein Arbeiter erschien in der Tür und sagte: Modratschek? Das bin ich."

„Nein," murmelte die Krupskaja bestürzt, „Modratschek ist mein Mann."

Modratschek begriff, wen die Frau suchte: den Russen, dem er die Briefe nach München nachschickte. Das heutige Telegramm hatte er per Post an ihn weitergesandt.

Die Krupskaja schreibt: „Modratschek widmete mir einen ganzen Tag. Ich erzählte ihm von der russischen Bewegung, und er mir von der österreichischen. Seine Frau zeigte mir ihre gehäkelten Spitzen und fütterte mich mit tschechischen Knödeln."

*

Aber es waren nicht die Knödel, die das Hauptgericht jener prager Mahlzeit ausmachten, das wahre Hauptgericht hätte sich Genossin Krupskaja noch besser als die Knödel gemerkt, wenn sie geahnt hätte, was sie da in Prag vorgesetzt bekam: es war ein Gulasch aus Pferdefleisch, obgleich, wie fast zu jeder Fleischspeise in Böhmen, Knödel beigegeben waren.

Wieso hier dieses Detail eines längst verdauten Mittagessens behauptet werden kann, wenn die Teilnehmerin selbst nichts davon wußte? Nun, die Gastgeber wußten es und wissen es noch heute genau. Sofort nach dem Erscheinen der Erinnerungen Krupskajas haben wir uns an den alten Pionier der tschechischen Genossenschaftsbewegung, Frantischek Modratschek, gewendet, da nur er und kein andrer der in den Memoiren erwähnte Modratschek sein konnte. Er gab bereitwilligst Auskunft über seine Beziehung zu einem geheimnisvollen Fremden und dessen Gattin:

„Die Redaktion des Parteiblattes, des ‚Pravo lidu', die sich zu jener Zeit auf dem Palacky-Platz befand, hatte im Sommer 1900 einen russischen Genossen zu mir gesandt, der mit mir etwas besprechen und auch bei mir übernachten sollte. Ich wohnte damals in der Vorstadt Wrschowitz an der Ecke Kollargasse und Nerudagasse, die Wohnung führte auf den Hof hinaus und war so klein, daß ich keinen Raum hatte (und eine Matratze auch nicht), um dem Fremden eine Lagerstatt zu bereiten. So schlief er nicht in meiner Wohnung.

Von ihm erfuhr ich, daß er geheim aus Rußland nach dem Ausland reise, nachdem er in Sibirien als Verbannter gelebt. Er sah durchaus nicht wie ein exaltierter Nilhilst aus sondern machte auf mich eher den Eindruck eines Geschäftsreisenden von etwas ausländischem Typus. Er wohl von mittlerer Größe, weder dick noch mager, aber etwas breitschultrig. An seinen Bart erinnere ich mich nicht. Sein Benehmen war gemessen, obwohl er, wie ich fühlte, in Eile war. Er sprach gut deutsch.

Er wollte, daß ich ihm einen Paß auf den Namen eines Mannes verschaffe, der ihm einigermaßen ähnlich sehe. Ich versprach ihm, daß ich das versuchen werde, aber es gelang mir nicht.

Am nächsten Tage reiste er ab, nachdem er mit mir vereinbart hatte, er werde an mich Briefe und Geld aus Rußland schicken lassen, und ich möge alles an eine von ihm von Fall zu Fall anzugebende Adresse weiterleiten. Meine Auslagen würden gegen Ausstellung einer detaillierten Rechnung vergütet werden.

Der Fremde nannte mir seinen Namen nicht sondern sprach den Wunsch aus, ihn in Briefen nur „Genosse Mayer" zu nennen.

Nach seiner Abreise begannen wirklich zahlreiche Sendungen aus Rußland einzutreffen, gewöhnlich in Abständen von vierzehn Tagen, und ich schickte sie nach München an die mir angegebene Adresse. Dann kamen aus Deutschland und der Schweiz Pakete russischer Zeitschriften und Broschüren, beinah jede Woche. In den Verlagsräumen der Sozialdemokratischen Druckereigenossenschaft, bei der ich tätig war, packte ich sie um und verstaute sie in Kisten, um diese an eine mir mitgeteilte Adresse nach Krakau zu expedieren.

Einige Monate nach der Abreise des Russen hielt zeitig morgens vor unserm Haus in der Kollargasse eine Droschke, der eine schwächliche, etwa dreißigjährige, einfach gekleidete Frau von sympathi-

schem Äußern entstieg — die Gattin Mayers; sie ereiferte sich zunächst über den hohen Fahrpreis, den ihr der Kutscher abverlangt hatte. Etwas gesprächiger als ihr Gatte, ziemlich gut deutsch sprechend, erzählte sie, daß sie mit diesem in der Verbannung, und dann im Hause eines reichen russischen Kaufmannes als Lehrerin tätig gewesen sei, nun aber mit ihrem Manne in der Fremde leben wolle.

Ich befand mich damals in recht elenden Verhältnissen, so daß meine Gattin der Fremden nichts andres vorsetzen konnte als einen armseligen Kaffee und ein Goulasch aus Pferdefleisch. Eine Nachbarin hatte uns seit einigen Tagen zugeredet, es einmal mit Pferdefleisch zu versuchen statt unausgesetzt fleischlose Mahlzeiten einzunehmen, und grade an diesem Tage hatte meine Frau zum ersten Mal diesen Rat beherzigt. Wir zitterten, daß die fremde Genossin es bemerken und sich mit Ekel von diesem Essen abwenden würde, aber sie war anscheinend sehr hungrig, und so schmeckte ihr alles gut, wie übrigens auch uns.

Die Genossin, die die Fahrt von Rußland ohne Unterbrechung zurückgelegt hatte, war sehr abgespannt, weshalb ihr meine Frau unser Bett zurechtmachte, darin die Fremde einige Stunden schlief.

Am Abend — die Arbeiter kamen eben aus den Fabriken — begleitete ich sie auf den Staatsbahnhof, den heutigen Masaryk-Bahnhof, von wo sie nach München weiterfuhr.

Eines Tages beschlagnahmte die Polizei eine an mich gerichtete Sendung russischer Bücher, öffnete die Verpackung und gab das Paket erst heraus, nachdem sie ein Verhör über Herkunft und Bestimmung angestellt hatte. Davon benachrichtigte ich sofort den Genossen Mayer in München, und daraufhin kamen keine Poststücke mehr an meine Adresse.

Zu Weihnachten 1901 erhielt meine kleine Tochter von Frau Mayer aus München eine Schachtel mit Figürchen, Sternen und andren Kleinigkeiten, mit denen Weihnachtsbäume behängt werden. Sie hat von diesem Geschenk einen goldenen, heute allerdings bereits stark geschwärzten Stern mit einem Engel in der Mitte aufbewahrt.

Im Frühjahr oder Sommer 1902 (ich glaube wenigstens, daß es im Jahre 1902 war), kam mit einer Empfehlung Mayers ein junger Russe zu mir, der illegal nach Rußland reiste; wie ich von ihm erfuhr, bestand seine Aufgabe darin, mehrere Kisten von Büchern hinüberzuschaffen. Er schlief zwei Tage bei mir und fuhr dann nach Krakau weiter. Drei Tage später brachten die Zeitungen eine Nachricht, daß an der russisch-galizischen Grenze ein Nihilist erschossen worden sei, der auf einem Wagen revolutionäre Schriften und Blätter nach Rußland einzuschmuggeln versucht hatte. Ob es jener Russe war, der bei mir gewohnt hatte, kann ich nicht sagen, aber ich vermute, daß er es gewesen.

Von jener Zeit an habe ich jede Verbindung mit den „Mayers" verloren und die romantische Bekanntschaft wäre mir gewiß aus der Erinnerung entschwunden, wenn nicht aus der Schweiz mir von Zeit zu Zeit russische Drucksachen zugekommen wären, darunter die Zeitschrift ‚Sarja', ohne daß angegeben war, wer mir das schicke. Ich dachte mir schon, daß das von Mayer ausgehe.

Aber auf die Idee, daß auch die merkwürdigen Grüße des mir unbekannten Lenin mit dem Mayer in Zusammenhang stehen könnten, bin ich niemals gekommen. Bis ich dann die Photographie sah. Nun suchte ich, wie gesagt, meine alten Papiere durch, ob sich nicht Reste meines Briefwechsels mit Mayer darin fänden.

Und wirklich fand ich Bestellscheine des Wrschowitzer Postamtes über eingeschriebene Briefe, Pakete und Geldsendungen. Sie lauteten auf die Adresse: „Dr. med. Karl Lehmann, München, Ga-

belsbergerstraße 20 a, II; für Herrn Mayer", ferner auf „Karl Lehmann, München" und „Georg Rittmayer, München", — Deckadressen, von denen aus alles an Mayer weitergeleitet wurde. Die älteste der Postanweisungen stammt vom 13. März 1901 und betrifft die Sendung eines Pakets im Gewicht von drei Kilogramm und 200 Gramm und eines Pakets von drei Kilogramm und 700 Gramm.

All das bildete keine Beglaubigung dafür, daß mein Gast gerade Lenin gewesen sei. Aber da fand ich zuletzt diesen Aufgabeschein des Wrschowitzer Postamtes, gestempelt vom 3. Mai 1901; darauf wird bestätigt, daß ich an jenem Tage einen Einschreibebrief mit der deutschgeschriebenen Adresse „Frau Uljanow, Moskau" aufgegeben hatte. Nun hatte ich es staatlich bestätigt vor mir, daß der Lenin niemand andrer als der Mayer war. Und die Memoiren der Krupskaja sagen mir nichts neues. Daß sie damals Knödel vorgesetzt bekam, weiß ich nicht. Daß sie damals Pferdefleisch vorgesetzt bekam, weiß sie nicht.

*

Frantischek Modratschek, der alte Sozialdemokrat, weiß noch etwas. Er weiß, daß die ersten Hefte der ‚Iskra' durch seine Hände gingen auf ihren Weg ins Zarenland, wo sie vier Jahre später den ersten Brand entfachten und weitere zwölf Jahre später das große Feuer.

Was aber Frantischek Modratschek, der alte Sozialdemokrat, nicht weiß, ist das: daß er der Sache der internationalen Arbeiterschaft einen unendlich großen Dienst erwiesen hat, aus Gefälligkeit für einen Fremden, der unauffällig aussah und sich Mayer nannte.

Das Hauptverfahren von Multatuli

Gerichtsdiener: „Herr Richter, hier ist der Mann, der Bärbchen ermordet hat!"

Richter: „Der Mann muß hängen! Wie hat er das gemacht?"

Gerichtsdiener: „Er hat sie in kleine Stücke geschnitten und eingesalzen."

Richter: „Sehr unrecht von ihm! Der Mann muß hängen."

Lothario: „Herr Richter, ich habe Bärbchen nicht ermordet! Ich habe sie genährt und gekleidet und gepflegt. Ich habe Zeugen, die aussagen werden, daß ich ein guter Mensch bin und kein Mörder."

Richter: „Mann, Du mußt hängen! Du erschwerst Dir die Sache durch Eigendünkel. Es schickt sich nicht, für einen, der — angeklagt ist, sich für einen guten Menschen zu halten.

Lothario: „Aber, Herr Richter, es sind Zeugen da, die es bestätigen werden. Und da man mich des Mordes beschuldigt..."

Richter: „Du mußt hängen! Du hast Bärbchen in Stücke geschnitten, hast sie eingesalzen, bist von Dir selber eingenommen... drei böse Verbrechen!! ... Wer bist Du, Mädchen?"

Frau: „Ich bin Bärbchen."

Lothario: „Gott sei Dank! Herr Richter, Sie sehen doch, daß ich sie nicht ermordet habe."

Richter: „Hm... tja... aber das Einsalzen!"

Frau: „Nein, Herr Richter, er hat mich nicht eingesalzen. Er hat mir im Gegenteil immer Gutes getan. Er ist ein edler Mensch."

Lothario: „Sie hören, Herr Richter, sie sagt, daß ich ein guter Mensch bin."

Richter: „Aha! ... der dritte Punkt bleibt also! Gerichtsdiener, führen Sie den Mann ab, er muß hängen. Er ist schuldig des Eigendünkels. ... Gerichtsschreiber, führen Sie in der Urteilsbegründung Lessings Patriarchen an!"

Sogenanntes „Motto" zum „Max Havelaar"

Kleiner Jubel mit Fransen von Peter Panter

Deutsche Unterhaltungslektüre... das ist wie deutscher Whisky, der schrecklichste der Schrecken. Das Zeug ist deshalb nicht gut, weil sie bei uns fast nie unterhalten können, ohne nach der „höhern" Literatur zu schielen, die ihrerseits gar nicht so hoch ist, wie sie zu sein sich einbildet. Ach, es könnten viel mehr große Autoren bei Knaur für 2,85, mit bunten Bildern für den Zeitungsstand der Bahnhöfe geziert, erscheinen — es wäre gar kein Sakrileg, höchstens eines an der guten Unterhaltungsliteratur.

Sie schrauben sich bei uns zu hoch. Annehmbare und gescheite Schriftsteller mimen die Olympier — je weniger ihnen mit zunehmendem Alter einfällt, desto olmypischer werden sie. Die Mitte wälzt Probleme, daß es eine Art hat — aber keine gute. Unten im Souterrain weisen sie den Gedanken weit von sich, mit ihrem Geschreibe den Leuten ein paar freundliche und heitere Abendstunden zu bereiten; sie sind darin sehr deutsch, denn der Deutsche will nicht nur — er will „auch". Die Herren von der Unterhaltungsliteratur wollen auch, wie die Kollegen vom Olymp, dartun, was sie für feine Dichter seien. Neulich haben sie den sonst so gescheiten Ludwig Wolff über Unterhaltungsliteratur befragt; er gab — in der Literarischen Welt — eine Antwort, die von Minderwertigkeitskomplexen, von uncharmanter Bosheit und Pike-Pike auf die „Literatur" nur so strotzte. Es war kein schöner Anblick.

Da hätten wir also: „Prinzgemahl" von Philipp Macdonald (bei Th. Knaur in Berlin). Ja, Herren, das ist ganz was anders.

Da ist ein Autor von mittlerer Observanz; der Mann schafft keine Menschen, sondern hantiert, frisch aus dem Kasten, mit glatt lackierten Figurinen, mit kleinen Holzmännerchen, die schon andre vor ihm in der Hand gehabt haben — bewährte alte Puppen. Die hat er also frisch angemalt, und nun spielt er damit. Er kann kleine Geschichten schreiben, und er hat deren sieben geschrieben, eine taugt nichts. Was macht er nun? Er baut einen Rahmen drum herum, ein kleines Theater, er macht eine Kurzgeschichten-Revue. Und wie das gebaut ist, wie das aneinandersitzt, wie es ihm gelungen ist, die Spannung dieses Erzählungswettkampfes — dies der Gedanke seiner Revue — bis zum Schluß durchzuhalten... wie witzig die kleinen Pointen und wie nett der Schluß... wieviel Humor... wie es ihm gelungen ist, durch scheinbare Kritik jede Geschichte, die man mit Freuden zu Ende gelesen hat, scheinbar kaputt zu machen, indem er mit höchst ernsthafter Miene dartut, daß das, was wir da eben gehört haben, nichts tauge, aber auch schon gar nichts... das ist nun zum Entzücken gar. Diese Leute können eben mehr als die unsern.

Ich überschätze dergleichen gar nicht — es hieße ja, in denselben Fehler verfallen, den wir oben gerügt haben, wenn ich nun den Herrn Macdonald als einen Dichter ausklingeln wollte. Aber gar nicht. Er ist nur ehrlicher als unsre Männerchen.

Man sehe sich die kleinen Zeitungsromane an, die bei uns erscheinen. Von der kleinen Provinz will ich schon nicht sprechen: da machen sie in Vaterland und in Religion und in garantiert indanthrenfarbener Liebe mit Verlobung und dem ganzen Schnäddärädäng.

Wie verlogen aber sind erst die Romänchen, die sich die bessern Herren ausdenken! Welcher Tiefenschmus! Welches endlose Gerede, weil die Erfindungsarmut der Autoren etwas braucht, um die Spalten zu füllen! Welche Philosopheme! Man hat immer das Gefühl, daß ein älterer Literat nachts auf einem Ball versucht, das Mädchen seiner Wahl mit unendlichem Geschwätz nach Hause zu bekommen.

Er kann nämlich nicht tanzen.

Sie können nicht tanzen. Es sind jene Probleme, für die es gar nicht genug Anführungsstriche gibt — Probleme, die schon bei Herbesthal ihr Ende finden . . . die Welt hört nicht zu. (Auch nicht, wenn, wie triumphierend verkündet wird, der Kram ins Englische und Französische übersetzt ist.) Niemand hört zu. Sie schwätzen in einer splendid isolation.

Was den Fall noch besonders verwickelt und die Lektüre dieser ununterhaltenden Lektüre so unleidlich macht, ist der Plapper-Jargon, die Papageiensprache, die sie alle sprechen. Mühelos kann man ein Vokabularium zusammenstellen — es ist für alle das gleiche. Lasset uns gähnen, lieben Freunde. Es sind Individualitäten am laufenden Band.

Lieber ein ehrlicher und sauberer englischer Unterhaltungsroman, als diese Wandervogellyrik, diese falsche Mondänität, die große Welt für den kleinen Moritz und für Frollein Lieschen, Philosophieersatz ohnmächtiger Erzähler. Bildung ist gut. Unterhaltung ist gut. Wie schlecht kann gebildete Unterhaltung sein!

Die Weber von Goethe von Felix Stössinger

Kein Druckfehler und keine Irreführung! Nicht die Balladen-Weber von Freiligrath, Ludwig Pfau, Hermann Püttmann, Georg Weerth und Heine, nicht die Bühnen-Weber von Gerhart Hauptmann sind gemeint, sondern wirklich: die Weber von Goethe, von jenem unbekannten Goethe, der „bekanntlich" den Intermaxillarknochen entdeckt, die Eiszeit geahnt, die Metamorphose der Pflanzen geschaut, die Natureinsicht auf jedem Gebiet bereichert hat, und der, nicht „bekanntlich", als einer der ersten die Tragik der Maschine und den Fluch der Rationalisierung begriffen und gestaltet hat. Ein Kapitel Goethe, das nur deswegen unbekannt ist, weil es in jeder Ausgabe seiner Werke steht.

Die Weber von Goethe sind ein Abschnitt in Wilhelm Meisters Wanderjahren, in denen Goethe die Persönlichkeit seines Helden aus der Freiheit eines ungebundenen, launischen Individualismus in eine neue gesellschaftliche Bindung von Pflicht und Dienst überführt, die, genau gesehen, nicht den

Übergang vom achtzehnten ins neunzehnte sondern den Sprung ins zwanzigste Jahrhundert verwirklicht. Wie Faust entsagt auch Wilhelm Meister dem Genie zugunsten der gesellschaftlich nützlichen Tat. Faust wird Kolonisator, Wilhelm Arzt. Aber wie Faust zu diesem Ziele zu gelangen, vom Himmel durch die Welt zum Himmel geführt wird, befindet sich Wilhelm stets auf dieser Erde, durch deren gesellschaftliche Schichtungen er hindurchgehen muß, um das Wesen der Gesellschaft verstehen zu können. Dieser Wanderung dienen die eingestreuten Novellen, Tagebücher, Briefe, Aphorismen und wenn besonders die Novellen und die Pädagogische Provinz berühmt sind, so sind die Kapitel um die Weber gründlich vergessen oder übersehen. Für uns haben sie aber eine neue Bedeutung: In ihnen enthüllt sich Goethe als ein soziologischer Geist höchsten Ranges, der die Tragik des Proletariats zwanzig Jahre vor dem Kommunistischen Manifest prophezeit hat, das doch selbst nicht Realismus ist sondern Prophetie.

Goethes Weber sind von allen Webern der Balladen und des Dramas wesensverschieden. Es sind nicht die ausgemergelten Arbeiter Heines und Hauptmanns; nicht die Rebellen von Lyon und Lancashire, sondern behaglich zufriedene schweizer Heimarbeiter, die in harmonischen Verhältnissen noch ein Auskommen finden. Goethe selbst kannte die Weber nicht aus eigner Erfahrung sondern nur aus Briefen Heinrich Meyers.

Leider ist aber Goethe zu lässig gewesen, die Welt der Weber zu bilden. Wilhelm Meister lernt das Leben größtenteils nicht direkt sondern durch den Schleier eines goethisch verschönernden Scheins, durch Novellen, Briefe und Tagebücher kennen, wobei aber auch die Novellenfiguren Wilhelm Meister als lebendige Menschen, als tätige Wesen erscheinen sollen. Denn vom Denken zum Tun zu kommen, vom Individualismus zum Kollektivismus, vom Genießen zum Nützen, das ist die neue Weltanschauung dieses Werkes. Dem epikuräischen Patriotismus des „Wo mirs wohl geht, ist mein Vaterland" stellt Goethe die Parole entgegen „Wo ich nütze, ist mein Vaterland", also eine sehr revolutionäre Tendenz.

Wilhelm Meister lernt die Weber durch das Tagebuch seines Freundes Leonardo kennen. Auch Leonardo hat das Ziel, etwas goethisch Vollkommenes zu leisten, auch er ist eine Figur der neuen Lehre, die das wirkliche Können, die wirkliche Leistung über genialen Dilettantismus stellt. Leonardo sucht daher überall in der Welt, die technischen Verhältnisse zu begreifen und durch ihre Darstellung auch auf Wilhelm Meisters Entwicklung einzuwirken. Das ist die Romangrundlage, die Wilhelm Meister und die Weber zusammenführt, den Bürgersohn und die Arbeiter, den Individualisten, der in nützlicher Arbeit eine neue Verwurzelung sucht, und die Handarbeiter, die Goethe als eine besondre soziologische Gruppierung formt, nämlich als Menschen, die äußerlich durch das Gebirge, gesellschaftlich durch die Umstände, die Tradition, die Lebensbedürfnisse zusammengehalten, durch ihre Arbeitsweise eine befriedigende Lebensform gefunden haben. Dieser Lebensform spricht Goethe eine große Bedeutung zu, weil sie

das glückliche Verhältnis der Pflichten des Menschen zu seinen Fähigkeiten und Kräften repräsentiert.

Leonardos ausführliche Reportage über die Technik der Handweberei, über die Arbeitsteilung in den Dörfern, über die Lebensweise in den Häusern können wir uns hier schenken. Man lese sie selbst im dritten Buch, fünftes Kapitel, nach. Es sind relativ friedliche Verhältnisse, die Goethe deswegen so liebevoll ausmalt, weil er ihre Katastrophe voraussieht. Der Arbeitsgeber heißt „Verlagsherr", und er ist noch nicht ein Blutsauger wie Hauptmanns Dreißiger, der an jedem gelieferten Stück mäkelt, um den Lohn drücken zu können. Vielleicht malt Goethe den Verlagsherrn humaner als er war. Denn wenn wir auch gleich Goethes Genie in der Prophetie des unausbleiblichen Zusammenbruchs werden bewundern müssen, so steht doch die Härte der Einsicht neben der Schöntuerei seines Alterstils, der nur zu oft unerträglich ist. Bescheidene Verhältnisse findet Goethe schön und köstlich, die Alten sitzen am Ofen und besuchen die Nachbarn, zwischendurch hört man Gesänge, was denn sonst als vierstimmige Psalmen, und so recht leutselig lobt der große Herr die Häuslichkeit der Armut, während er selbst vierzig Zimmer bewohnt.

Und doch empfindet Goethe in der Einsamkeit des Genies die verborgene Tragik der Verhältnisse. Ein unheimliches Gespenst ist im Anzug: die Maschine. Noch freuen sich die Menschen des Friedens, „obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr; denn es war nicht zu leugnen, das Maschinenwesen vermehre sich im Lande und bedrohe die arbeitsamen Hände nach und nach mit Untätigkeit. Doch ließen sich allerlei Trost- und Hoffnungsgründe beilegen."

Schon in dieser Bemerkung ist Goethe Prophet des Wesentlichen: die Maschine schafft Arbeitslose, sie bedroht die Hand mit Untätigkeit. Die Maschine erzeugt eine Not, aber keinen ewigen Notstand. Sie ist eine drohende Gefahr, sie ist aber auch eine Hoffnung.

In diesem Kapitel tritt eine Weberin, Frau Susanne, als die Person hervor, die den drohenden Maschinenkonflikt als unvermeidlich voraussieht. Sie glaubt nicht, daß neben der neuen Maschinenmethode die bisherige Produktionsweise aufrecht erhalten werden kann. Sie erkennt in der Maschine eine revolutionäre Kraft, die nicht nur den Augenblick, den Übergang bedroht sondern alle Zukunft der Handarbeit. Sie sieht voraus, daß die Maschine nicht schnell, plötzlich da sein wird, sondern daß sie eine progressiv vordringende Gewalt ist. Einmal entfesselt wird diese Gewalt alle Handarbeit im Laufe eines Prozesses vernichten, der für die Handarbeiter Hunger und Elend bedeutet. Wie wenige Maschinenwebstühle gab es in Deutschland, als Goethe bereits mit den düstersten Ahnungen von der Hölle des Frühkapitalismus erfüllt war: „Das Überhandnehmen der Maschinenwesen quält und ängstigt mich: es wälzt sich heran, wie ein Gewitter, langsam, langsam, aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Und wer möchte sich solche

Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Täler sich durchs Gebirge schlingen wie das, wodurch Sie herabkamen. Noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor, das Sie dieser Tage dort gesehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allseits gestern das erfreulichste Zeugnis gab: Denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen wird." Das alles klingt heute für unser Ohr stilistisch altbürgerlich; aber wie genial ist die Vision, selbst in der Übertreibung!

Welches Verhalten empfiehlt Goethe dem Menschen in diesem Gewitter? Passivität ist unmöglich, da Goethe bereits von der ästhetischen Weltanschauung zur sozialen gelangt ist, vom Trieb zur Tat, vom Anarchischen zum Gesellschaftlichen. Zwei Wege zeigt er: einen Weg und einen Ausweg. Der Ausweg heißt: Auswanderung, und ist indiskutabel. Der Weg führt dahin, das Neue zu ergreifen, die Maschine nicht zu verfluchen sondern zu verwenden. Der Rat, auszuwandern, erscheint heute naiv, wo das Auswanderungsziel, Amerika, das maschinell stärkste Land der Welt ist. Auch ist diese Flucht Goethes nicht würdig, dessen Seherkraft zu höhern Lösungen verpflichtet. Dagegen ist die Empfehlung, die Maschine zu akzeptieren, echtester und bester Goethe. Es ist der Rat, die Dinge, die uns bedrohen, ungefährlich zu machen, indem man sie bejaht, und indem man sie sich zu eigen macht. Es ist die Anwendung des Goetheschen Grundsatzes, das Notwendige und das Organische in der Welt anzuerkennen, auf das Soziale. Das bleibt weise, auch wenn im gegebenen Fall der Rat an die durch die Maschine proletarisierten Handarbeiter, möglichst schnell Kapitalisten mit eignen Maschinen zu werden, naiv ist. Goethes Prophetie ist aber groß, sowohl in der Ausmalung des Elends, das die Maschine schafft, wie in der Ahnung der neuen und großen Zustände, die durch sie bewirkt werden. Eine Verbindung zwischen beiden zu finden, war ihm nicht möglich. Der Prophet eines Unheils kann nicht den Ausweg aus diesem Unheil zeigen, wie ja auch Marx nur das sozialistische Werden, aber nicht die sozialistischen Formen voraussagen konnte. Es ist schon allerhand Genie, daß Goethe in der Maschine ein neues Schicksal erkannte, nachdem Napoleon die Politik als Schicksal durchschaut hatte. Und wenn Goethe selbst in seiner so optimistischen Kunst dieser düstern Vision nicht entsagen konnte, so spricht dies deutlich für die Stärke seiner Besorgnisse. Aber schließlich liegt auch hier Goethe das Tragische nicht, weil er eine zu verbindliche Natur war. So stellt seine Weberin Susanne das echt weimaranisch bürgerliche Verhalten Goethes der Wirklichkeit gegenüber dar: weder wandert sie aus wie ein Teil der Weber, noch geht sie zur Maschinenproduktion über. Als Mensch zu weich, um sich an der Vernichtung und Ausplünderung ihrer Mitmenschen durch den Übergang zur Maschinenproduktion beteiligen zu können, wird sie Gesellschaftsdame bei Makarie, das heißt: sie weicht einer Kampflösung aus und zieht sich in ein ideologisch behagliches Lager zurück. Eine Nebenfigur der Handlung ist es, die der Gang des Romans in die Lage versetzt, das Weber-

dorf zu verlassen, in die Stadt zu gehen, Maschinen zu kaufen und eine eigne Fabrikation anzulegen, denn auch sie hat erkannt, daß die Maschine „alle Nahrung an sich ziehen wird". So wird der Roman schließlich durch eine Figur mit dem Maschinenzeitalter verbunden, von dem Goethe annimmt, daß es die Menschen „auf eine andere, lebhaftere Weise beschäftigen wird".

Für Goethes Leser war diese Formel die beruhigende Versicherung eines happy ends. Für Goethe, für uns, ist sie mehr. Es ist die Prophetie jenes Goethe, der im Jahrzehnt nach Napoleons Tod der weiseste Seher des zwanzigsten Jahrhunderts war, der die Vision des Maschinenzeitalters als eines seiner großen Geheimnisse mit sich trug, und von ihm aus zur Vision des erblindeten Faust gelangte, den das Geklirr der arbeitenden Massen von der qualvollen Suche nach einem individuellen, isolierten Glück befreit, das es nicht mehr gibt, und ihn dafür die Hingabe an die Menschheit als der Weisheit letzten Schluß erkennen läßt und sogar als das Glück.

Unter den Dächern von Paris von Wolf Zucker

Die Mode der surrealistischen Filme, die eine Zeitlang das Entsetzen der braven pariser Bürger bildete, wenn sie sich durch Zufall in eins der so harmlos aussehenden Avantgarde-Kinos verirrten, und die deshalb wohl von ihren Herstellern als letzte Offenbarung künstlerischer Gestaltung ausgegeben wurden, scheint schon im Abklingen zu sein. Was man da an witzigen Bildassoziationen zu sehen und an metaphysischen Erklärungen zu hören bekam, war sicherlich sehr vergnüglich und bestimmt als Vorübungen für kommende Filme wichtiger als das Gros der üblichen Industrieproduktion. Aber ein Film, der die künstlerische Notwendigkeit solcher Spielereien erwiesen hätte, hat bis vor wenigen Wochen gefehlt.

Bis vor wenigen Wochen — denn jetzt hat René Clair, der temperamentvolle Vorkämpfer der Avantgardisten, der im „Entr'act" und im „Florentiner Hut" sich seine surrealistischen Hörner ablief, einen Film herausgebracht, der einer der schönsten Filme überhaupt und sicherlich der allerschönste Tonfilm ist: „Unter den Dächern von Paris". Hier ist das épater le bourgeois nicht mehr letztes Ziel, es geht sehr ähnlich zu wie in hundert andern Filmen, und doch ist genau zu spüren, daß jene Atelierexperimente nicht vergeblich waren. Man hat recht erfolgreich gearbeitet unter den Glasdächern von Paris.

Ja, das ist schon ein hübsches Stück Paris, das hier gezeigt wird: Die Straßensänger, die ihre neuen Schlager en plein air einem singfreudigen Publikum einüben; die Kriminalbeamten, die auch in Paris nichts an handfester Klotzigkeit zu wünschen übrig lassen; die „Apachen", die zwar keine bunten Halstücher tragen, aber ihren kehligen Argot weniger deutlich als fließend sprechen; eine Messerstecherei vor den Rangiergeleisen irgendwo im „Achtzehnten" zwischen Nordbahnhof und St. Denis; dieser Querschnitt durch ein Bürgerhaus, das vom Keller bis

zum Boden den neuen Schlager „Sous les toits de Paris" summt. Das alles ist so richtig, so ohne große Betonung selbstverständlich, daß man gar nicht begreift, wie man es je anders machen konnte. Und doch weder Naturalismus noch pathetische Russentechnik in der Wiedergabe der Wirklichkeit. Da ist die mörderische Schlägerei zwischen den rivalisierenden Taschendieben. René Clair verlegt sie vor den Zaun der Rangiergeleise, durch den hindurch der Menschenknäuel in ungewissem Halbdunkel photographiert wird. Und anstatt in der bisherigen primitiven Tontechnik nun die Schreie, Flüche, Schimpfworte naturalistisch wiederzugeben, läßt René Clair das viel aufregendere Pfeifen und Rattern eines hin- und herrangierenden Güterzuges, das Donnern der aufeinanderprallenden Waggons hören, ohne daß dieser Zug, der ja nur den akustischen Hintergrund abgeben soll, selbst sichtbar wird. Hier ist zum erstenmal der Tonapparat zu eigner Bedeutung erhoben. Der Film wird nicht hörbar gemacht, um der Wirklichkeit näher zu sein, sondern weil dem Hörbaren im Tonfilm eine eigne, vom Bild unabhängige künstlerische Aufgabe zugewiesen wird.

Der besondere Reiz des Films liegt in der graziösen Leichtigkeit der Handlungs- und Dialogführung. Es ist ja wohl nicht immer ganz leicht und konfliktlos, das Leben unter den Dächern von Paris, aber zumindest im Film versteht man doch, alle Schärfen und Härten durch ein paar weiche Worte, eine gesummte Melodie und einen etwas melancholischen Humor abzuschleifen. Préjean, den man als sozialistischen Minister in den „Neuen Herren" kannte, gibt den hübschen Straßensänger, dem seine kleine charmante Freundin (Pola Illery) unbegreiflicherweise untreu wird, als er für ein paar Wochen ins Gefängnis muß. Aber das muß man eben tragen, es bleibt einem ja die Freundschaft, das Teilen der letzten Zigarette, das Zusammenstehen mit dem Freunde gegen die andern und auch die gängigen Schlager zwischen den pariser Vorstadthäusern.

Nach der Vorstellung kam Préjean rosig lächelnd und im Abendanzug auf die Bühne, und das war fast eine Enttäuschung, als man ihn da sein hübsches, sentimentales Lied singen hörte. Denn da gab es eine Art Cabaret, und Herr Préjean war gar nicht mehr der arme verlassene Straßensänger sondern ein recht selbstbewußter Star mit allen dazugehörigen Mätzchen. Und die armen Leute sind ja — im Kino wenigstens — sympathischer als die Erfolgreichen.

Abgeordnetendiäten von Morus

Viel größer als die Furcht, der Abgeordnete könnte sich zum Schaden seiner Wähler bestechen lassen, ist die Angst, der Abgeordnete könnte sich persönlich bereichern und als Parlamentarier und Politiker zuviel verdienen. Obwohl der deutsche Wähler stärker als der Wähler andrer Länder in dem Abgeordneten den Vertreter und Schützer seiner wirtschaftlichen Interessen sieht, hat er sich doch von der Persönlichkeit des

Abgeordneten eine catonisch strenge, beinahe romantische Vorstellung bewahrt. Daß man seinen Interessenvertreter, den Gewerkschaftsfunktionär oder den Verbandssyndikus angemessen besolden muß, ist eine Selbstverständlichkeit. Bei dem Interessenvertreter im Parlament liegt der Fall offenbar anders. Von Rechts wegen müßte der Abgeordnete von Luft und Liebe zum Vaterland im allgemeinen und zu der ihn wählenden Interessentengruppe im besonderen leben. Die Besorgnis, die Abgeordneten könnten ein üppiges Faulenzerleben führen und schlaue Leute könnten sich ins Parlament wählen lassen, nur um dort zu prassen, ist auffällig weit verbreitet.

Die Auffassung wird noch dadurch gestärkt, daß das Publikum, auch wenn es einmal einen Blick in den Reichstag tut, doch nur die Außenseite des Parlaments sieht, den meistens dünn bevölkerten Plenarsaal, das ungenierte Umherstehen und die zwanglosen Unterhaltungen der Abgeordneten, und daß es womöglich sogar ein würdiges Reichstagsmitglied, tief in einen Klubsessel versunken, beim Mittagsschläfchen überrascht. Von der wirklichen großen Arbeit des Parlaments, die in den Kommissionen geleistet wird, sieht der Besucher des Reichstags nichts, und wenn er es sehen würde, wäre er wahrscheinlich auch enttäuscht. Denn der Durchschnittswähler verlangt nun einmal von „seinem" Abgeordneten neben allem andern auch noch die Gebärde und das Auftreten eines Heldentenors — nur, daß er dem Mann seiner Wahl keine Tenorgage zubilligt. In seinem Wahlkreis soll der Abgeordnete sich als Mann des Volkes geben. Im Parlament aber soll er nicht das Ebenbild sondern die Idealfigur des Wählers sein; und zu einer Idealgestalt gehört, daß sie kein Geld kostet.

Diese Vorstellung des Wählers von seinem Abgeordneten hat dazu geführt, daß die Frage der Abgeordnetendiäten allenthalben einen peinlichen Beigeschmack hat. Es mag nicht dem Ansehen des Parlaments förderlich sein, wenn Abgeordnete kurz vor Schluß der Sitzung sich noch schnell in die Präsenzliste eintragen, um nicht ihres Tagegeldes von 25 Mark verlustig zu gehen. Tatsächlich kann eine geschickte Regie die Diäten als Druckmittel benutzen, um eilige Beschlüsse herbeizuführen und das Parlament auch noch in sommerlicher Hitze bis zu den Ferien zusammenzuhalten, da bei namentlichen Abstimmungen die Abwesenheit den Verlust des Tagegeldes zur Folge hat.

Diäten auf Teilzahlung

Vor dem Kriege hat sich denn auch die Regierung der Diätenschraube gern bedient, um die Tätigkeit des Parlaments nach ihrem Willen zu regulieren. Als im Jahre 1906 unter der Kanzlerschaft Bülows die Diäten im Reichstag eingeführt wurden, weil das Parlament vorher sehr häufig beschlußunfähig war und sich selbst bei wichtigen Abstimmungen nur 70 bis 80 Abgeordnete im Plenum einfanden, gab es 3000 Mark jährlich. Aber diese nicht eben fürstliche Entschädigung, die auch damals nur dem Gehalt eines jüngern Subalternbeamten entsprach, wurde noch auf recht eigenartige Weise ausgezahlt.

Im Dezember erhielten die Abgordneten 200 Mark, im Januar 300, im Februar 400, im März 500 und im April 600 Mark. Die letzten 1000 Mark wurden bis zum Schluß der Session einbehalten. Mit diesem Kunstgriff versuchte die Regierung das Parlament zu drängen, möglichst schnell Schluß zu machen und in die großen Ferien zu gehen, damit die Bureaukratie sich wenigstens ein halbes Jahr um das unbequeme und verhaßte Parlament nicht zu kümmern brauchte. Erst in den letzten Monaten des kaiserlichen Deutschlands, im Sommer 1918, wurden, mit Rücksicht auf die wachsende Teuerung, die Reichstagsdiäten von 3000 auf 5000 Mark jährlich erhöht.

Die Einführung der Diäten, die von der Regierung höchst unfreiwillig, zur Erzielung eines regern Besuches des Reichstages zugestanden wurde, galt aber bereits als ein großer Sieg der Demokratie. Jahrzehntelang waren alle Bemühungen des Parlaments, Diäten einzuführen, an dem Widerstand Bismarcks gescheitert. Schon bei der Verfassung des Norddeutschen Bundes gab es um die Diätenfrage erbitterte Kämpfe, bei denen Bismarck, gemeinsam mit den Vertretern der andern Bundesstaaten, sich aufs energischste für die Diätenlosigkeit der Abgeordneten einsetzte, bis schließlich in die Verfassung der „Unentgeltlichkeitsartikel" aufgenommen war: „Die Mitglieder des Reichstages dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen." Vierzig andre Abänderungsvorschläge zum Verfassungsentwurf nahm Bismarck an. Die Reichstagsdiäten aber waren für ihn eine Kabinettsfrage, und dem nationalliberalen Führer Bennigsen erklärte er, daß er keine Stunde länger Minister bleiben würde, wenn ihm der König befehlen sollte, den Abgeordneten Tagegelder zuzugestehen. Die Unentgeltlichkeit sollte den „gewerbsmäßigen Parlamentarismus" verhindern, aber sie sollte auch ein Gegengewicht gegen die Demokratisierung des Parlaments auf Grund des allgemeinen Wahlrechts bilden. Sie sollte den besitzenden Schichten einen größern Einfluß im Parlament verschaffen als den Besitzlosen.

Die einzige Konzession, die Bismarck dem Reichstag machte, war die Gewährung von Freifahrten auf sämtlichen deutschen Bahnen während der Parlamentstagungen, acht Tage davor und acht Tage danach — zu einer Zeit übrigens, als die Bahnen noch nicht verstaatlicht waren. Aber auch dieses Zugeständnis wurde wieder teilweise zurückgenommen, als die Abgeordneten begannn, die Freifahrtkarten zu Agitationsreisen auszunutzen. Von 1884 an hatten nur noch die auswärtigen Mitglieder des Reichstages zwischen Berlin und ihrem Wohnort freie Fahrt. Auch diese Vergünstigung wurde lediglich gewährt, weil infolge der großen Kosten für die Auswärtigen die Zahl der in Berlin ansässigen Abgeordneten immer mehr stieg und Bismarck darauf Wert legte, „daß der Reichstag nicht verberlinert wird".

Die Privatdiäten der Sozialdemokratie

Die Rigorosität Bismarcks in der Diätenfrage ging aber noch weiter. Er verhinderte nicht nur, daß die Abgeordneten für ihre parlamentarische Tätigkeit vom Staat ein Entgelt er-

hielten, sondern er hielt auch die Annahme von Privatdiäten, das heißt, die regelmäßige Unterstützung unbemittelter Abgeordneter von irgendeiner Seite für unerlaubt. Schon als Kanzler hatte er die Ansicht vertreten, „daß der Abgeordnete, der Diäten aus irgendeiner Quelle bezieht, wenn es amtlich konstatiert wird, die Eigenschaft als Abgeordneter dadurch ipso jure auf Grund der Verfassung verliert."

Wenige Monate vor Bismarcks Tod kam es über dieselbe Frage im Reichstag zu einem heftigen Zusammenstoß. Bebel und Singer, die sozialdemokratischen Führer, hatten offen zugestanden, daß die sozialistischen Abgeordneten auf Unterstützung ihrer Partei angewiesen seien, und Singer, der frühere Millionär, der sein ganzes Vermögen für die sozialdemokratische Partei hergegeben hatte, fügte noch hinzu, seine Freunde müßten Diäten annehmen, weil sie sich nicht an Gründungen beteiligen könnten. Der Großindustrielle Freiherr von Stumm hatte darauf den Sozialdemokraten im Reichstag zugerufen: „Sie haben eigentlich gar nicht das Recht, hier zu sitzen. Sie beziehen zugestandenermaßen Diäten und verletzen damit die Verfassung". Das war für Bismarck das Stichwort, um noch einmal in den Kampf einzugreifen. Es war eine der letzten Polemiken, zu der der dreiundachtzigjährige Bismarck in seinen ‚Hamburger Nachrichten' ausholte.

„Die Frage ist als eine Verfassungsfrage so tiefgehend, daß es sich wohl empfehlen würde, ihr näherzutreten, als in den flüchtigen Verhandlungen zwischen den obengenannten Abgeordneten geschehen ist. Da der Reichstag nach Artikel 27 der Verfassung die Legitimation seiner Mitglieder selbst prüft, so ist es für ihn eine Ehrenpflicht und eine Rechtspflicht, dafür zu sorgen, daß Mitglieder, welche in dieser ihrer Eigenschaft Entschädigungen beziehen, nicht zugelassen werden, ihre Funktionen auszuüben."

Bismarcks Wunsch, die Sozialdemokraten als Diätenempfänger aus dem Reichstag zu entfernen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Sozialdemokraten haben ihre Mandate behalten, wenn auch mit der wachsenden Zahl der sozialistischen Abgeordneten die Privatdiäten für die Partei eine schwere Belastung bedeuteten. Dabei wurden die Tagegelder so schmal wie nur möglich gehalten. Noch um die Jahrhundertwende erhielten die in Berlin ansässigen Abgeordneten aus der sozialdemokratischen Parteikasse drei Mark täglich, die auswärtigen sechs Mark. Der Parteikassierer, ein altes Faktotum, war sehr ungehalten, wenn zuviel auswärtige Abgeordnete sich ihr Tagegeld abholen kamen, und fragte die Parlamentarier, was sie eigentlich im Reichstag wollten, es sei doch nichts los.

Dieser erbauliche Zustand änderte sich erst, als im Jahre 1906 der Unentgeltlichkeitsartikel der Verfassung fiel und die Abgeordneten amtlich Diäten erhielten. Nun war für die Sozialdemokraten die Zeit der größten Not vorüber, und die Abgeordneten konnten sich revanchieren, indem sie von ihren 3000 Mark ihrerseits die Partei unterstützten.

Eine üppige Einnahmequelle sind aber auch in der Republik, wo der Reichstag die oberste Instanz ist und ungehindert das Entgelt für die Abgeordneten festsetzen kann, die parlamentarischen Diäten nicht geworden. Sie sind auf dem vierten Teil der Ministergehälter festgesetzt. Das macht 9000 Mark im Jahre aus, die allerdings von der Einkommensteuer befreit sind und dadurch einem Gehalt von etwa 10 000 Mark entsprechen. Von den 750 Mark, die die Abgeordneten monatlich ausgezahlt bekommen, müssen sie aber in allen Parteien, nicht nur in den sozialistischen, die nicht unerheblichen Kosten des Fraktionsbureaus tragen, so daß den Abgeordneten von ihren Diäten im allgemeinen nicht mehr als 550—600 Mark bleiben. Das unmittelbare Einkommen der Abgeordneten aus ihrem Reichstagsmandat entspricht also ungefähr dem Gehalt eines Regierungsrates. Auch wenn man die Begabung der Parlamentarier auf anderm als auf politischem Gebiet nicht überschätzt, muß man doch zugestehen: die Abgeordnetendiäten bieten an sich noch keinen großen Anreiz, sich der politischen Karriere zu widmen.

In den nächsten Tagen erscheint im S. Fischer-Verlag ein neues Buch von Morus „Das Geld in der Politik". Zum ersten Mal wird darin ausführlich untersucht, wer die Parteien, die politischen Verbände und die Presse finanziert, was Politik kostet und was sie in Deutschland und im Ausland den Politikern einbringt. Die hier abgedruckten Abschnitte über die Abgeordnetendiäten sind aus dem Werk von Morus entnommen.

Die Mäuler auf! von Theobald Tiger

Heilgebrüll und völksche Heilung,
schnittig, zackig, forsch und päng!
Staffelführer, Sturmabteilung,
Blechkapellen, schnädderädäng!
Judenfresser, Straßenmeute ...
Kleine Leute. Kleine Leute.

Arme Luder brülln sich heiser,
tausend Hände fuchteln wild.
Hitler als der selige Kaiser,
wie ein schlechtes Abziehbild.
Jedes dicken Schlagworts Beute:
Kleine Leute! Kleine Leute!

Tun sich mit dem teutschen Land dick,
grunzen wie das liebe Vieh.
Allerbilligste Romantik —
hinten zahlt die Industrie.
Hinten zahlt die Landwirtschaft.
Toben sie auch fieberhaft:
Sind doch schlechte deutsche Barden,
bunte Unternehmergarden!
Bleiben gestern, morgen, heute
kleine Leute! kleine Leute!

Bemerkungen

Mussolinis Kriegserinnerungen

Benito Mussolini hat aus Tagebüchern, die er im Krieg geführt hat, Memoiren hergestellt und veröffentlicht. Italien hat sie mit der begeisterten Dankbarkeit, die sich von selbst versteht, aufgenommen. Deutsche Zeitungen, die, um große Stimmen aus der Fremde ja nicht ungehört bleiben zu lassen, sogar nicht zögern, heimische zu unterdrücken, druckten sie ab. Sie sind um nichts bedeutender als die übrigen Äußerungen dieses Mannes, der ja nicht als Individuum und nicht einmal als Phänomen interessant ist sondern nur durch das Phänomen interessant wird, daß ein großes Volk ihn duldet, und daß eine verrückte Zeit sogar ein System aus ihm macht.

Diese Memoiren sind nicht interessant, aber sie sind aufschlußreich. Wir lesen aus ihnen über den Krieger, der sie geschrieben hat, und über den Krieg, nichts, was wir nicht längst wissen. Aber wir entnehmen das hier den Angaben eines Mannes, der ganz gewiß „es gewollt hat", der ihn gemacht hat, der von der angeblichen Idealität des Krieges heute noch lebt und sogar einen Mythos aus ihr zu machen versucht.

Es gelingt ihm nicht. Was er erzählt, ist platte, rohe Schützengrabenalltäglichkeit, ist die Banalität eines Gruppenlebens, das sogar den Tod entwürdigt und gewöhnlich gemacht hat und, das zeigt auch diese Schrift, sich doch nicht daran gewöhnt hat, mit dem Tode zu rechnen.

Mit dem eignen Tode rechnet Mussolini so wenig wie irgend ein „unbekannter Soldat"; in keinem Satze spricht er von ihm, in keiner Situation denkt er an ihn. Daß niemand ihn erwartet, daß jeder auch bei größter Unwahrscheinlichkeit dieser Tatsache naiv damit rechnet, grade er werde zurückkommen, das nur macht den Krieg überhaupt möglich.

Erträglich macht ihn nichts; was aber macht ihn, sogar für den gemeinen Soldaten, nicht nur für die Etappe und die höhern Chargen — sogar angenehm? In Mussolinis naiven Erzählungen finden wir es:

Die Bersaglieri seiner Korporalschaft singen ein Lied, dessen wichtigste Zeilen in deutscher Übersetzung ungefähr heißen: „Den Krieg, den muß man führen, denn der König will es." Das ist eine Erleuchtung. Kants These, der ewige Friede sei nur in einem ausnahmslosen System von Republiken möglich, erfährt in diesem Liede eine merkwürdige negative Bestätigung. Trotz aller Volksheere ist der Krieg, ist jede Armee, auch wenn sie nicht monarchistisch ist, monarchistisch oder monarchisierend. „Der König will es so", oder irgend ein Oberer, irgend einer oben; der gemeine Soldat, für den der Bataillonskommandant schon das riesige, unerbittliche, unzugängliche Schicksal bedeutet, und für den alle diese Übergeordneten gänzlich in olympischen Wolken verschwinden, braucht nicht zu planen, nicht zu denken. Auch der Subalternoffizier nicht und eigentlich keiner. „Der König will es so", er hat, irgendwo ins Leere hinein, die Verantwortung. Immer und für jeden hat ein Andrer, ein Höherer die Verantwortung. Der Krieg kann nur mit einem System geführt werden, das die Verantwortung nach oben verschiebt; er bedeutet das Aufhören jeder eignen Verantwortung.

Noch vieles andre, das unbequem und schwierig ist, hört in ihm auf. Mussolini schildert ziemlich genau das tägliche Leben im Schützengraben. Man kann — an die Beschießungen ist man schon gewöhnt —, lange schlafen; das wichtigste Ereignis ist, und das bestätigt nur andre. bessre Kriegsbücher, neben andern physischen Verrichtungen das Essenholen, das Essen. Und dieses Essen, das zu holen

schwer und gefährlich ist, das oft sogar nur unpünktlich und unregelmäßig gefaßt werden kann — ist immer da. Es kostet Strapazen und Gefahren, es zu holen, aber keine Arbeit, und es ist immer gesichert. So paradox es klingt, so wahr ist es: der Krieg bedeutet das Aufhören des Kampfes ums Dasein.

Diese Ausdeutungen erlauben, diese Bestätigungen geben uns Mussolinis Memoiren. Sonst besagen sie wenig; ihre Schilderungen sind konventionell, ihre Aussagen bedeutungslos, ihre Situationsdarstellungen langweilig. Aber auch diese Belanglosigkeit ist ein Beweis: sie bestätigt, was kürzlich auf einem Pazifistenkongreß ein englischer General gesagt hat: daß der Krieg langweilig ist, und daß man grade das der Jugend nicht genug sagen könne. Nicht nur eine Hölle sondern höllisch langweilig. Nicht nur tödlich sondern langweilig.

Mussolini selbst muß erzählen, daß seine nächsten Kameraden den Krieg nicht gewollt und nicht gewünscht haben.. Warum sie ihn dennoch hinnehmen und führen, untersucht er natürlich nicht; er verrät es nur. Seine von ihm autorisierte Biographie übermittelt uns aus einer Schrift oder Rede den Satz: „Das Individuum als solches will weder Steuern zahlen noch Krieg führen; also muß man es dazu zwingen". Daß das Individuum, und nicht nur als solches, recht haben könne, darauf kommt dieser unkomplizierte und wenig skeptische Denker nicht.

Rudolf Leonhard

Nationales Gemauschel

Und so hat es sich wieder einmal erwiesen, wie sie im Grunde doch alle so einig, einig, einig sind. Kunststück, Bürger seid ihr doch alle!

Ernst Jünger

Kinderdemonstrationen

Vor einiger Zeit fand in Berlin ein kommunistisches Weltkindertreffen statt. Es kamen Kinder aus der Mongolei (es sollten welche aus Rußland kommen, aber da der Staat offenbar auch durch die Anwesenheit unmündiger Roter gefährdet wird, verbot man ihnen die Einreise), es kamen Kinder aus allen möglichen Ländern. Sie demonstrierten in Berlin, besuchten und veranstalteten Versammlungen, redeten, hielten ein Sportfest ab, — und dann fuhren sie wieder zurück. Somit wäre alles gut gewesen. Die Kinder hatten eine schöne Reise gemacht, waren von den Genossen gut aufgenommen worden, sie hatten Gleichaltrige aus andern Ländern kennen gelernt und das Demonstrieren und Reden hatte ihnen — soweit ich Kinder kenne — sicher großen Spaß gemacht. Zum Schluß ergab sich das Bild einer hübschen — wenn auch nicht besonders sinnvollen Veranstaltung.

Jetzt sind wir von der Presse aller Farben und Richtungen eines Bessern belehrt worden. Es sei eine unerhörte Roheit, Kinder zur Einmischung in die Politik zu zwingen, sie als Werkzeug für eine Sache zu benutzen, von der sie nichts verstünden. Kinder sollen Kinder bleiben, schallte es von rechts bis halblinks, und nichts mit Politik zu tun haben. Überwältigt von solchem christlichen Mitgefühl für kommunistische Kinder, überzeugt von den Argumenten und niedergebrochen unter dem Gefühl der eignen Minderwertigkeit, die diese Dinge gar nicht so schlimm gefunden hatte, beschloß man, die Beschäftigung mit der Politik aufzugeben und ging ins Kino. Und was sahen die erstaunten Kinderaugen des nunmehr unpolitischen Beschauers als erstes Bild der Wochenschau? Den Katholikentag im Stadion, Kinder, Hunderte von Kindern, Figuren bildend auf dem Rasen, Spalier bildend im Innenraum. Nun schön, wenn die Kirche die Kinder mobilisiert, ist es etwas andres, als wenn es die Komintern tut. Die Kirche ist keine Kampforganisation, obwohl die von ihr gegen Ungläubige und Unzüchtige geschleuderten Bannworte und Ta-

ten auch nicht grade von christlicher Sanftmut sind.

Kaum hatte man sich von dieser Anfechtung erholt, kam ein andres Bild, die Tagung des V.d.A., und was wanderte da die Straße entlang, kostümiert und in weißen Kleidern, mit Fahnen und sonstigem Zubehör? Kinderzüge, nichts als Kinderzüge, genau wie in Berlin bei den Kommunisten. Der V.d.A. ist nicht die Kirche, der V.d.A. treibt kräftig Politik (wenn er es auch Kulturpolitik nennt) und seine Gefühle gegenüber den Beherrschern der jeweiligen Irredenta äußern sich (von den ehemals deutschen Gebieten ganz zu schweigen) nicht immer in pazifistischer Form. Warum ist es nun beim V.d.A. richtig und bei der K.P.D. nicht?

Es gibt wichtigere Dinge als ein Weltkindertreffen und einige Zeitungsangriffe. Sie sind nur ein Symbol, sie zeigen, wie sehr selbst von klugen Leuten aus dem linken Lager mit zweierlei Maß gemessen wird. Selbst in ihren Augen ist das Welttreffen ein Kindermißbrauch und der Aufmarsch von siebentausend Schulkindern am Verfassungstage ein „machtvolles Bekenntnis der Jugend zur Republik".

Ob Kinderdemonstrationen als politische Waffe richtig sind, bleibt eine Frage für sich. Es sei nur daran erinnert, daß die harmloseste, vor Politik und Klassenkampf bewahrte Kindheit dem Kinde wenig nützt, wenn es im Hause kein Brot gibt. Und daß es nicht angeht, sich über politische Kinderdemonstrationen zu entrüsten, solange Kinder unter den Zuständen mitleiden müssen, die die Erwachsenen zu Demonstrationen zwingen.

Eva Priester

Potemkin als Tonfilm

Man hätte es nicht tun sollen. Nein, wirklich nicht! Hat Eisenstein nichts dagegen unternommen oder unternehmen können? Weil Tonfilme Mode sind, weil man sich von ihnen ein Geschäft verspricht, hat man einen Akt der Schändung begangen, der nur dadurch wiedergutzumachen wäre, daß man uns schleunigst den stummen Potemkin sehen ließe, zur Erholung aus unsrer tiefen Niedergeschlagenheit.

Welch eine verrückte Idee, diesem in sich völlig abgeschlossenen Film etwas anzuhängen, was seinem Wesen vollkommen widerspricht. Vor vier Jahren, als der Potemkin, vom Apollo-Theater aus, seinen erfolgreichen Weg antrat, war man sich einig: dieser Film ist ein Kunstwerk, ist vollkommen. Und nun? Hat man den Tonfilm nur dazu erfunden, um die großen stummen Filme sprechend zu machen? Haben die geschäftstüchtigen Herren noch nichts davon gehört, daß jede der beiden Filmgattungen ihrem eignen Gesetz unterworfen ist? Daß dem Potemkin die Sprache geben, dasselbe ist, wie die Venus von Milo mit Hilfe eines eingebauten Grammophons zum Sprechen bringen?

Wo sind die großen Eindrücke, die wir damals empfanden? Verwischt, aufgehoben, zerstört, vernichtet, verkitscht. Restlos verkitscht. Was so eindeutig in der Sprache des stummen Films zu uns redete, das braucht nicht noch durch Worte, durch Geräusche unterstrichen zu werden. Wenn die Herren nicht wußten, daß man einen Schrei, daß man Meeresrauschen, Wind, Kanonenschüsse, Gewehrsalven photographieren kann, nämlich das Sichtbare an ihnen so, daß die Illusion des Hörens entsteht; wenn die Herren dies nicht wußten, dann hätten sie sich den stummen Potemkin mit der Musik von Meisel vorführen lassen sollen. Sie hätten ihre Finger von dieser einmaligen Schöpfung gelassen. Es war ein Verbrechen, ein Mordversuch. Daß er nicht ganz geglückt ist, spricht nur für die künstlerische Stärke des Films.

Daß die Tonwiedergabe absolut unvollkommen ist, daß die Worte meist unverständlich bleiben, daß die Musik Meisels, bestechend einst

durch die saubere Herausarbeitung selbst der kleinsten Nuancen noch in den turbulentesten Szenen nun jeden Reiz verloren hat, das alles sei der Unzulänglichkeit der neuen Erfindung zugute gehalten. Aber wenn diese Mißstände sämtlich einmal verschwinden sollten, selbst dann beweist es das vollkommene Fehlen künstlerischen Instinkts, einem Potemkin das Tonfilmkleid anzuziehen. *Walther Karsch*

Krankheiten

Die russischen Kommunisten leiden an der Rückenmarx-Schwindsucht;
die deutschen Thaterdirektoren am Star
und Tairoff an Zwangsvorstellungen.

Trauriges Lied, auf einem Kamm geblasen

Heuer — die Nazis sagen immer: heuer — in diesem Sommer wird das mit der Liebe wohl nichts werden. Es kann nichts werden. Warum nicht? Weil daß die Damenmode so blumig ist... wer hat uns das angetan?

Früher . . . das war eine schöne Zeit. Wenn ich noch daran denke, wie meine gute Großmama mit kurzem Kleidchen in den Alpen herumsprang, daß es eine Freude war — wie einfach war das alles! Es war eine Mode, die sogar der Mann verstand: klar, übersichtlich, praktisch in Bezug auf und bezüglich des... es war eine schöne Zeit. Manchmal, in freudischen Kinderträumen, taucht zwischen Abitur und einem Traum-Ich, das nackt auf dem Platz vor dem Wasserturm in Mannheim steht, die Angst vor den Flitterkleidern unsrer Embryonaljugend auf: Mama vor der Gesellschaft, in ungeheuerm Korsettkrach mit dem Hausmädchen begriffen, einen ganzen botanischen Garten im Haar, auf dem Stuhl liegt ein Textillager, und zweitausend Stecknadeln glitzern auf dem Fußboden...

Im verwichenen Frühjahr hatte ich zu einem Freund gesagt, daß das deutsche Reichsgericht ein Gericht sei, und daneben gebe es eine politische Verwaltungsbehörde, die unter anderm die Kommunisten bekämpfe — aber mit der Justiz habe das nichts zu tun: das Reichsgericht spreche Recht. Der Freund sah mich besorgt an, und abends hatten sie mich schon in eine Zwangsjacke gesteckt, eine hübsche, kleidsame Sache, die es bekanntlich gar nicht gibt... gestern habe ich zum ersten Mal ohne Wärter ausgehen dürfen. Da sah ich die junge Mode, zum ersten Mal.

Gott, der du mir zur Freude die lieben Hundchen nachtaus, nachtein bellen läßt, der du ihre Flöhe zählst und die Herzen der Menschen kennst —: du wirst das nicht wollen. Du kannst es nicht wollen, lieber Gott. Sprich. Sag ein Wort. Sage: es ist ein Traum. Eine Vision. Es kann nicht sein —

Von den alten Damen will ich gar nicht sprechen — denen steht diese Mode gar schön zu Popo. Aber die jungen Frauen...!

Sie haben alle etwas an, das sieht aus wie bedrucktes Vorsatzpapier, so ganz billiges, wie pathetische Papierblumen... wenn ich, posito, gesetzt den Fall, und ich hätte in meiner Bibliothek ein Buch von Wolfgang Götz — das ließe ich so einbinden... und so laufen sie herum. Nein, so gehn

sie herum; laufen können sie nicht. Sie können nicht laufen, weil sich nachmittags und abends die Kleider um ihre Beine schlingen, die, dessen ungewohnt, hier und da ausschlagen, wie die Füße mückengepeinigter mexikanischer Esel; das Zeug schlunzt und schlingert um ihre Füße, unten wackelt es, und wenn die Kleider nicht gar herrlich gearbeitet sind und vom ersten Schneider kommen, dann denkt man an wandelnde Lampenschirme. Sie selber glauben, es fließe; aber es weint nur an ihnen herunter. Manche, die Hagern, sehen aus wie männliche Transvestiten nachts um vier: es ist die Stunde, wo jene schon zeigen wollen, daß sie Männer seien. Es ist eine vergnügte Mode.

Und alle sehen achtundzwanzig Jahre älter aus, lieblich wie verspätete alte Jungfern aus einem Roman der neunziger Jahre... „Und noch einmal sollte das Liebesglück an Ernestine herantreten, und ihre Wangen erglühten in einem ihr selber ungewohnten Rot. Fortsetzung bei der nächsten Nummer." So eine Mode ist das.

Voller Freude bringen die illustrierten Zeitungen nebeneinander Bilder von der Modenschau aus dem Jahre 1908 und von heute — die von heute ist um eine Spur häßlicher. Mit solchen Kleidern steigen sie in die Autos. Damit sind sie dem Manne ebenbürtig. Damit laufen sie herum. Wie groß muß ihre Freude an der Verkleidung sein, daß junge Mädchen und solche, die es wieder werden wollen, in diesen Kissenbezügen einherwallen!

Tausendundvier Augen locken mich, tausendunddrei, die eine junge Dame hatte ein Glasauge; ich sah keine, ich beachtete keine.

Früh um fünf stand am Sanatoriumseingang ein bitterlich weinender Mann. Es war ich. Er bat um erneute Aufnahme; der Portier sprach: „Sie sind wohl verrückt?" Ich ging hinein. Mein Herz muß heuer ohne Liebe bleiben, traurig stehe ich am Fenster, ein Liedchen in Moll auf meinem Kamm blasend — ich sehe dabei in den schönen Park des Klapskastens, die Krokusse blühen, Fräulein Gudula verneigt sich vor einer Birke, Herr Melchior kämmt seinen Astralleib, ein deutscher Verleger zeichnet pünktliche Abrechnungen in den erstaunten Sand, und alle zusammen sind noch lange nicht so verdreht wie das Unterfangen, in diesem Sommer draußen die Mädchen zu lieben.

Kaspar Hauser

Qualifiziertes Delikt

In der Weltbühne verhöhnt derselbe Literat das deutsche Exerzierreglement und die Ehe gleichzeitig, indem er erzählt, daß er, Tucholsky, mit der Gattin eines ehemaligen Musketiers „ein Stündchen die Ehe gebrochen habe", während dieser sich in die Lektüre seiner deutschen „Bibel" aus der Rekrutenzeit vertieft habe.

Dresdner Nachrichten

Deutsches Deutsch

Frankfurt ist eine Mischung von Michel- und Judentum.

Die Frage drängt sich auf: Ist dieser breite Dialekt Ausdruck von Verschmitztheit, Tücke, Finanztalent, von Handelsinstinkt, Geschäftssinn, von Profitgier und was sonst noch den Ruf Frankfurts am Main ausmacht?

Sicher nein!

Und ergo gilt schon der erste Satz! Denn dieser breite Dialekt, dieser Ausdruck harmonischer Sorglosigkeit, Gutmütigkeit, Harmlosigkeit, er ist das, was Frankfurts am Main allgemeine Stadtsignatur ist. Überall derselbe Ausdruck typisch-michelscher Ahnungslosigkeit — um nicht bald zu sagen: Geistlosigkeit. Zu klar dieser Eindruck, als daß er verwischbar wäre.

Und ebenso unverschüttbar graviert: Die bewußte, gewaltige Tatsache der finanziellen Universal-Entwaltung und zentralen Finanzgewalt, die spezielle Signatur!

Völkischer Beobachter

Was für eine Militärklasse?

Aus einer katholischen Wochenschrift, der ‚Allgemeinen Rundschau', Heft 29:

In allen seinen Arbeiten, selbst in den Bestrebungen um Deutschlands „Größe", hatte der Kaiser nur eines im Auge: die Herrschaft der regierenden Dynastie für immer als „Vorherrschaft" sicherzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, nahm er direkte Eingriffe in das öffentliche und private Leben seines Volkes vor. Um die Vorherrschaft seines Hauses zu garantieren, schuf er eine eigne „Militärkaste", die sich aller nur denkbaren Vorrechte erfreute. Für diese begann der Deutsche ein Mensch zu sein, erst nachdem er sein Offizierspatent hatte. Als Lauro Müller es nicht mehr verhindern konnte, daß Brasilien in den Krieg eintrat, hörte man einen Minister in offizieller Sitzung sagen: „Nicht das deutsche Volk, sondern die preußische, protestantische Militärklasse erklärte uns den Krieg."

Ehrenrettung der Sau

Am 25. Februar 1930 hat der nationalsozialistische Kreistagsabgeordnete Wilhelm Paul aus Lengede in öffentlicher Versammlung von dem republikanischen Landrat Brandt des Kreises Peine erklärt: „Der Landrat Brandt hat in seiner Betriebsverwaltung eine saumäßige Wirtschaft." Der Landrat erhob Klage. Das Schöffengericht in Peine stellte fest; daß der gegen den Landrat erhobene Vorwurf völlig unbegründet war. Trotzdem sprach es den schimpfenden Nationalsozialisten am 25. Juli frei, indem es in der schriftlichen Urteilsbegründung ausführt:

„Was zunächst den Ausdruck „saumäßige Wirtschaft" anlangt, so muß festgestellt werden, daß dieser zwar sachlich völlig unberechtigt war, doch ist in ihm keine Formalbeleidigung im Sinne des § 193 StrGB. zu erblicken — er ist ein Kraftausdruck, wie er im Leben auch sonst angewendet wird und von gesund denkenden Menschen — jedenfalls in einer politischen Versammlung, in der nun einmal ein sanfter Ton in der heutigen Zeit der schärfsten politischen Gegensätze nicht mehr gebräuchlich ist — nicht als verletzend empfunden wird. Insoweit liegt eine strafbare Handlung des Angeklagten nicht vor."

Die Stadt Peine ist einst in den siebziger Jahren durch einen Kantus berühmt geworden, den einer ihrer Lehrer verbrochen hatte. Dieser Lehrer pflanzte seine Schuljugend auf dem Bahnhof auf, um Kaiser Wilhelm I. bei einem kurzen Aufenthalt zu begrüßen. Als der alte Herr den Kopf zum Fenster hinausstreckte, scholl ihm entgegen: „Peine bricht sich, Peine bricht sich, Peine bricht sich." Was Peine gebrochen hat, nämlich „Bahn", hat Wilhelm I. nie erfahren. Das Rollen des abfahrenden Zuges erstickte die Lösung des Rätsels zugleich mit dem Lachen des alten Herrn.

Den Ruhm von Peine hat jetzt der Vorsitzende des Schöffengerichts, Herr Amtsgerichtsrat Wecke, neu aufgefrischt. Er hat festgestellt, daß „gesunddenkende Menschen" — also Menschen wie Herr Wecke und seine Schöffen — den Ausdruck „saumäßige Wirtschaft" nicht als verletzend empfinden. Natürlich, denn bei dem Vergleich mit einer Sau denkt doch der Normaldeutsche nur an das gar nicht genug zu schätzende und zu schützende deutsche Edelschwein und nicht etwa an polnische Ferkel. Ein „Kraftausdruck" wie der von der „saumäßigen Wirtschaft" darf einem deutschen Kraftmenschen, wie das ein Nationalsozialist selbstverständlich ist, durchaus nicht übelgenommen werden.

Trotzdem würden wir keinen politischen Gegner des Herrn Amtsgerichtsrats Wecke raten, in öffentlicher Versammlung von einer „saumäßigen Wirtschaft" auf dem Amtsgericht Peine zu sprechen. *H. v. Gerlach*

Ohne Schlaf

Ohne Schlaf
lieg ich auf dem schmalen
Floße meines Körpers;
ohne Schlaf
kann es mich den Strom des Seins
entlang nicht führen,
ohne Schlaf
stößt es auf die Sandbank wachen
Lebens.

Und nun kommt er doch, der
Langersehnte,
kommt der Schlaf,
und ich gleite froh auf bunten
Fluten,
sehe fern am Ufer meine Seele,
die, ein Baum, der im August erst
blüht,
voll Vertraun den roten Himmel
weiß durchschimmert
im Schlaf. *Fritz Pick*

Ueber den Verkehr mit Vorgesetzten

Den Übermut der Ämter, und die Schmach,
Die Unwert schweigendem Verdienst
erweist.
Shakespeare

Mit Vorgesetzten sollte man überhaupt nicht verkehren. Man muß aber.

Was kann man machen.

•

Legenden aus besserer Vergangenheit künden von Menschen, die alle Brüder waren. Schauungen einer bessern Zukunft verheißen Brüder, die alle Diener sein werden. Nur unsre Ewigkeit wurde mit den Vorgesetzten verflucht.

•

Tief liegen die Wurzeln des Vorgesetzten. Er steht jenseits der Parteien, jenseits der Politiken und über allen Republiken und Monarchien. Er ist wie eine Krankheit. Nur noch gefährlicher. Weil man die Krankheiten fliehen kann. Dem Vorgesetzten kann man nicht ausweichen. Das heißt, nicht jeder. Man muß leben. Man will leben.

•

Viele Ämter werden ersessen. Viel Macht wird ersessen. („Das Sitzfleisch ist eine Sünde wider den heiligen Geist. Nur die ergangenen Gedanken haben Wert." Nietzsche.) Der Wandernde ist auch der Ehrlichere. Aber wer sitzt, hat Macht.

Leider.

•

Als der Mensch an Bedeutung verlor, wurden die Titel erfunden. Der Titel ist das Brot und Symbol des Vorgesetzten. Der Titel braucht nicht immer „Oberst" und „Graf" zu sein. Denn der Vorgesetzte steht über den Parteien. Er hat ihre Länder aufgefressen. Er selbst aber stirbt nicht und kommt mit Hydra und Januskopf immer verdoppelt und in neuer Erscheinung wieder.

•

Er ist das, was in einem Märchen von heute der böse Zauberer wäre. Nur gefährlicher. Denn er zaubert nicht durch eigne Kraft.

•

Vieles Gewaltige lebt. Aber nichts ist gewaltiger, als was uns vorgesetzt ist. Die Naturgewalten sind ein Spieß gegen diese Gewalten. Beides sind zwar nur Gewalten von dieser Welt. Aber wir leben in dieser Welt. Und unsre Frauen denken mit den Gedanken dieser Welt. (Leider.)

•

Die Macht des Vorgesetzten ist groß. Groß. Groß. Denn wir sind viele und sind müde und haben Hunger. Haben Hunger nach Arbeit.

•

Als Gott uns zu strafen den Vorgesetzten schuf, schuf dieser als notwendig folgendes Übel das Vorzimmer. Und wie Schmutz und Unrat aus sich selber das kriechende Ungeziefer zeugen, schufen die Vorzimmer ihre Lakeien. Nicht alle Lakeien haben Livreen.

•

Seit es Vorzimmer gibt, gibt es Menschen, die warten müssen. Seit es Vorzimmer gibt, gibt es Menschen, die andre warten lassen. Nicht immer, weil sie müssen. Sondern weil sie Vorgesetzte sind. Und weil wir viele sind und Hunger haben.

•

Seit es Vorzimmer gibt, gibt es Lakeien, die gähnen, und Lakeien, die böse sind. Selten, sehr selten, daß du im Vorgesetzten deinen Bruder findest. Zittere, er wird es nicht lange mehr sein.

•

Wie du auch zum Vorgesetzten kommst, bist du falsch. Kommst du bescheiden, will er dich munter, kommst du froh, will er dich ernst. Überwindest du dich, ihn in seinen Gedanken zu begegnen, läßt er dich absterben. Komme mit unrasierter Seele. Aber komme ja nicht mit unrasiertem Gesicht. Mit Haut ohne Haar mußt du dich vorstellen, um mit Haut und Haar gefressen zu werden. Für alle Fälle.

•

Meinen Gruß an die Brüder, die warten müssen. Warten müssen, wie ich und du und viele. In der ganzen Welt. Einen Gruß, meine Brüder, wir sind nicht die Schlechtesten. Vielleicht kommt bald die Zeit, wo es eine Ehre sein wird, zu den Wartenden zu gehören.

Meinen Fluch der Dreieinigkeit: Vorgesetzten, Vorzimmer und Lakai! Wehe der Nachkommenschaft, die euch erkennt. Amen.

Norbert Schiller

Liebe Weltbühne!

Mein Freund Paul, Student, hatte auf einer Autoreise seine Ausweispapiere verloren. Er brauste zum nächsten Amt und ließ sich einen Interims-Reisepaß ausstellen. Das Amt war Nürnberg.

Das Formular war ausgefüllt; auf der ersten Seite stand, in edelgeschwungener amtlicher Kalligraphie, der „Name des Paßinhabers": Paul Carstens; schon war die nützliche Legitimation in den Händen des Petenten, da fragte der Beamte: „Was ist eigentlich Ihr Vater?"

„Mein Vater", sagte Paul, „mein Vater ist Senator."

„Einen Augenblick, bitte!" sprach das Amtsorgan, nahm ihm den Paß ab, schlug ihn auf und setzte vor den Namen ein schöngeschriebenes „Herr".

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltjugendliga. Freitag, 20 Uhr: Öffentliche Versammlung. Heim der Zugscharen Bergstraße 77 (Stettiner Bahnhof). Prof. J. B. Matthews (New York): „Amerika und Europa, vom Standpunkt eines Sozialisten"; Harold Bing (London): „England und Indien".

Bücher

Bernard von Brentano: Kapitalismus und Schöne Literatur. Ernst Rowohlt, Berlin.
Edouard Herriot: Beethoven. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
Josef Kastein: Sabbatei Zewi. Der Messias von Ismir. Ernst Rowohlt, Berlin.
Peter Maslowski: Gotteslästerung. Mopr Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Köln 16.25: Vom deutschen Drama der Gegenwart, Erik Reger. — Hamburg 20.00: Waldemar Maas und Max Sidow: Der Prozeß Galilei. — Leipzig 20.40: Fjodor Gladkow: Friedhof der Maschinen, Arno Schirokauer. — **Mittwoch.** Frankfurt 18.05: Hermann Kesser erzählt sein Leben. — Berlin 20.00: Von der Kinothek bis zum Tonfilm. — Königsberg 20.45: Flaubert vor dem Staatsanwalt, Ludwig Marcuse und Ernst Schoen. — **Donnerstag.** Leipzig 12.00: Platten, die uns nicht erreichten. — Stuttgart 15.45: Westfront 1918, Carl Struwe. — Frankfurt 18.05: Der Frankfurter Goethepreis, Alfons Paquet und Sigmund Freud. — Berlin 21.20: Was Sie von Beethoven noch nicht kennen. — **Freitag.** Berlin 14.00: Amerikanischer Jazz (Schallplatten). — Frankfurt 18.05: Wozu Biographie?, Ludwig Marcuse. — München 20.30: Frida Richard spricht. — Berlin 21.00: Ernst Barlach: Der blaue Boll. — **Sonnabend.** Berlin 17.00: Coolidge — Stalin — Poincarè, O. Katz. — Köln 18.30: Grundsätzliches zur Friedensbewegung, Franziskus Stratmann. — Königswusterhausen 19.25: Liebermann-Kokoschka, Paul Westheim. — Berlin 19.35: Die Erzählung der Woche, Ernst W. Freissler. — Köln 24.00: Meister des Jazz.

Antworten

Deutscher Werbeklub E. V., Berlin. Ihr verschickt eine Pressenotiz, in der ihr auf einen Vortrags- und Diskussionsabend mit dem Thema „Wie macht man Wahlpropaganda" hinweist. Es heißt da: „Der Deutsche Werbeklub will an diesem Abend — unter Ausschaltung aller politischen Erörterungen — zum ersten Mal die Frage zweckmäßiger Wahlpropaganda ganz sachlich vom werbepsychologischen Standpunkt aus untersuchen. Unter Berücksichtigung der großen Schwierigkeiten, die in diesem Wahlkampf alle Parteien bei der Gewinnung der Wählermassen, insbesondere auch der Nichtwähler, zu überwinden haben, wird eine Aussprache im Kreise der berufenen Werbefachleute sicher außerordentlich interessant sein." Na, gewiß doch. Die Parteien werden euch sehr dankbar sein. Die alten Werbemethoden, nämlich zu zeigen, was man geleistet hat, lassen sich aus Mangel an Stoff sowieso schon nicht mehr anwenden. Ihr zeigt den Weg, den ahnungslosen Wahlberechtigten möglichst kräftig einzuseifen. Politische Meinungsbildung? Ach, gehen Sie doch mit solchen abgeleierten Phrasen; es kommt darauf an, wessen Plakate und Flugzettel größere Suggestion ausüben.

Kommerzienrat Ludwig Scheer. Sie haben die hamburger Tagung des „Reichsverbandes der Deutschen Lichtspieltheaterbesitzer" dazu mißbraucht, eine Attacke gegen Filme „mit entsittlichender Tendenz" zu reiten. Hierbei haben Sie einen Song aus der „Dreigroschenoper", die demnächst als Tonfilm herausgebracht wird, in die Versammlung geschmettert. Darob großer Beifall bei Ihren Leuten. Sie meinten dann, mit solchen Filmen könne sich Deutschland „keine Weltgeltung" verschaffen. Waren Sie nicht einmal Direktor des Emelka-Films? Damals ließen Sie „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren" drehen, womit Sie bestimmt alles getan haben, um Deutschlands Weltgeltung zu befestigen. Sie sollten sich lieber um Ihre Geschäfte kümmern, sich aber nicht in Angelegenheiten mischen, deren Niveau Ihren Koofmichs-Horizont um einige Kilometer übersteigt.

Alfred Kantorowicz. Sie schreiben: „Im letzten Heft der Weltbühne werde ich von Herrn Kurt Hirschfeld mit sachlicher Schärfe angegriffen. Ich kann einen Angriff von dieser Seite her nicht leicht nehmen. Das ist für mich eine sehr überraschende Situation, daß ich grade in der Weltbühne angeprangert werde, und zwar ein wenig mit dem Unterton: auch wieder so ein deutschnationaler Jude, der dem kapitalistischen Klassenkampf billige Handlangerdienste mit der Anfertigung neu aufgeputzter Ideologien leistet. Dieser unausgesprochene Vorwurf hat mich deshalb getroffen, weil er ungerecht ist; wäre er nämlich gerecht, so wäre es ja das einfachste, ihn zu ignorieren, oder noch besser, damit in der rechtsbürgerlichen Presse Geschäfte zu machen. Wenn ich diesem Vorwurf hier entgegne, so soll diese Antwort keine Polemik sein sondern eine Klarstellung, oder, es ist für mich kein Prestigeverlust das auszusprechen, der Weltbühne gegenüber sogar eine Rechtfertigung. Zwölf Jahre lang habe ich abseits gestanden, vereinzelt, ganz resonanzlos, durchaus jenseits aller Parteien, aller Bünde, aller Cliquen. Das ist weiter kein Ruhm, das haben die meisten Leute, die ein klein wenig Verstand mit ein klein wenig Charakter paarten, in diesen zwölf Jahren getan. Ich gebe zu: es ist nicht bequem gewesen, und es ist nicht leicht, ganz ohne Resonanz zu bleiben. Aber schließlich, es hätte sich auch noch ein paar Jahre ertragen lassen in dem Bewußtsein, daß unsre Zeit ja auch einmal kommen wird. Zu fast allem, was hier geschehen ist, mußte man nein sagen; aber es ist sehr gefährlich aus dem Neinsagen eine Lebensaufgabe zu machen; man darf wohl nur nein sagen,

wenn man immer in Bereitschaft ist, im ersten gegebenen Moment ja zu sagen. Dieser Moment scheint Herrn Hirschfeld mit der Gründung der Staatspartei nicht gegeben zu sein. Mir aber scheint er gegeben zu sein — das ist unsre Meinungsverschiedenheit. Und zwar scheint er mir nicht etwa gegeben zu sein in der formalen Aktion einer neuen Parteigründung, die möglicherweise wirklich nicht mehr sein wird als die Klitterung überlebter alter Parteien, aber er scheint mir gegeben zu sein durch die Tatsache, daß zum erstenmal seit 1918 respektable Teile der bürgerlichen Jugend im innern Aufbruch sind, weil sie fühlen, daß Parteischlagworte auf die Dauer eine notwendige Ideologie nicht ersetzen können. Wir haben zwölf Jahre lang darauf gewartet, daß sich vielleicht einmal eine Partei bilden wird, die unsre Partei ist, und nun zum erstenmal scheint es mir an der Zeit zu sein, in eine Partei hineinzugehen und ihr ein wenig von dem, was wir wünschen, mitzuteilen, nicht schmollend und abseits stehend und krittelnd sondern in unmittelbarer fruchtbarer Auseinandersetzung mit einer Jugend, die grade deshalb aufnahmefähig ist, weil ihr in der Tat bisher von rechts noch niemand eine Ideologie geliefert hat. Es scheint mir wirklich unsinnig, Artur Mahraun und Ernst Lemmer, die Jungdeutschen und die Jungdemokraten und einen wesentlichen Teil der Jungvolksparteiler in einen Topf zu werfen mit Hugenberg- und Hitleranhängern. Denn der Unterschied liegt darin, daß jene zwar eine politische Weltanschauung haben, die man als rechtsbürgerlich bezeichnen kann, diese aber, wenn sie national oder völkisch sagen, überhaupt keine Weltanschauung haben. Das will sagen: mit den Hitlerknaben kann man nicht über Weltanschauung gegen ‚Vitalität' stehen. Aber mit einem Jungdemokraten oder auch einem Jungvolksparteiler kann man sich sehr wohl auseinandersetzen, und ich ziehe es vor, diese Auseinandersetzung diesmal nicht von außen her zu betreiben, auf einem grünen oder roten Sofa sitzend und übelnehmend, sondern ich glaube, daß es richtiger ist (übrigens zweifellos auch bequemer) an der momentan labilsten Stelle in die immerhin am weitesten linksstehende bürgerliche Partei einzudringen, nicht um sie zu zersetzen sondern um mitzuhelfen, daß die guten Kräfte der Jugend, die ihr anhängt, sich vernünftig ausbalanzieren. Bequem ist das bestimmt nicht. Man wird mit dieser Staatspartei viel Ärger haben und vielleicht wird sich herausstellen, daß dieser erste Versuch vergeblich war. Aber ich könnte ja dagegenfragen, wie sich denn beispielsweise Herr Kurt Hirschfeld eine positivistische Aktion vorstellt. Ist er Marxist, so hätte er gewiß ein gutes Fundament, meiner Aktivität zu opponieren. Das würde die Auseinandersetzung verlagern (hier ist für mich weder der Anlaß noch der Raum gegeben, zu sagen, was mich vom Marxismus trennt) aber ich fürchte fast, daß er auch in jener meiner Ansicht nach haltloser Zwischenposition ist, sich nicht eindeutig und mit jeder Konsequenz zum Marxismus zu bekennen und andrerseits jede bürgerliche Aktion von vornherein zu negieren. Hier eben scheide ich mich von ihm, und ich fürchte fast, daß ich mich in diesem Punkt auch von der Weltbühne scheide. Ich sehe für mich keinen Anlaß zur Beschämung, daß ich mitbemüht bin, einem anständigen, positiven Teile der bürgerlichen Jugend eine bürgerliche Ideologie zu schaffen. Ich kann nicht finden, daß man sich zum Handlanger der Reaktion macht, wenn man versucht, Begriffen wie Humanität und Liberalität wieder einen ehrlichen Sinn zu geben. Herr Hirschfeld spürt vielleicht nicht die Bewegung, in der die bürgerliche Jugend ist, die das Schlagwort und den Parteikompromiß nicht mehr erträgt, die sich wieder nach Inhalten sehnt, nach ihrer Ideologie verlangt. Es ist wirklich fraglich, ob sie diese Inhalte in der Staatspartei finden wird. Ich bin nicht verantwortlich für die zukünftigen Entscheidungen dieser Partei, und ich werde mich nicht scheuen, mich von ihr loszusagen, wenn sie wirklich nur reaktionäre oder wirklich nur eine Notgemeinschaft zur Rettung verfallner

Mandate sein sollte. Aber bis zum Beweise des Gegenteils werde ich in der Gründung dieser Partei neben spekulativen Zwecken, die ich nicht bestreite, auch einen guten Impuls junger Kräfte suchen, die bemüht sind, vielleicht vorläufig noch unzulänglich bemüht sind, zu einer positivistischen Aktion zu kommen. Diese Staatspartei, das ist kein Zweifel, ist die letzte noch nicht völlig reaktionäre Position des Bürgertums, und es wäre ein allzu billiges Vergnügen, sie dem Einfluß der reaktionären Kräfte zu überlassen, indem man wieder und weiterhin abseits steht und übelnimmt, daß auch die Staatspartei noch nicht völlig unsre Partei ist. Ich zu meinem sehr bescheidenen und vermutlich völlig einflußlosen Teil, werde jedenfalls weiterhin bemüht sein, den reaktionären Kräften innerhalb der Staatspartei entgegenzuwirken, indem ich die Begriffe Humanität und Liberalität in einem Sinne deute, der nichts mit einem Aufputz bürgerlichen Klassenkampfes oder reaktionärer Kulturfeindlichkeit zu schaffen hat. ‚Vielleicht', so schrieb ich schon in dem inkriminierten Artikel, ‚wird es sich herausstellen, daß es noch nicht an der Zeit war, sich zu aktivieren, daß auch dieser Versuch sich als ein fauler Kompromiß erweist, aber solange der Beweis noch nicht geführt ist, muß man einmal alle intellektuellen Reservate beiseite stellen und ja sagen'." Wir werden in der nächsten Nummer darauf antworten.

Heinz Liepmann. Ihre Antwort an Otto Zarek wird im nächsten Heft erscheinen.

Gustav Zeuner, Dresden. Sie schreiben: „Neulich wurde in der Weltbühne berichtet, daß Ernst Glaesers ‚Jahrgang 1902' in Ungarn verboten worden sei. Dasselbe Schicksal hatten neuerdings drei Körperkultur-Photos aus dem Verlag der ‚Schönheit', Dresden, die vom königlichen Gericht in Budapest beanstandet und deren Vernichtung beschlossen wurde. Im Verlag der Schönheit erschien ein Kriminalkommissar und teilte mit, der Staatsanwalt interessiere sich auf Grund des budapester Urteils für die drei Photos — nicht etwa um sie zu beschlagnahmen sondern um sie seinem Archiv einzuverleiben. Gegen die Bilder sei ja nichts zu sagen, das sie nicht pornographisch seien. Man gab ihm je eine Kopie der Photos, außerdem noch einige Verlagswerke, die dem Kommissar noch nicht bekannt waren. Diese entgegenkommende Haltung, die einem Außenstehenden sicher recht ungewöhnlich erscheinen mag, beruhte darauf, daß man mit dem inzwischen verstorbenen Vorgänger des Staatsanwaltes, der alle Verlagserzeugnisse, also auch die drei Photos kannte, in bestem Einvernehmen stand. Nach fünf Tagen wurden die Photos vom Amtsgericht Dresden im Sinne des § 184 StGB. als unzüchtig bezeichnet und ihre Beschlagnahme beschlossen". Jetzt fragt man sich, was die königlich-sächsich-ungarische Staatsanwaltschaft so sehr in Harnisch gebracht hat? Um was für grauenvolle Unzüchtigkeiten handelt es sich? Es sind drei durchschnittliche Sportphotos, wie sie in jeder Zeitschrift für Gymnastik etcetera zu finden sind. Das eine zeigt das Winterluftbad eines ostpreußischen Försters im Walde. Es wird einem kalt, wenn man das Bild sieht, der Staatsanwaltschaft heiß.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Wahlkampf: Zwischenspiel der Generale

von Carl v. Ossietzky

Seitdem es einer von ihnen so weit gebracht hat, wollen die alten Generale gern in die Politik, zunächst in den Reichstag. Es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß die Herren nach der Bürgerkrone streben, und da sämtliche Parteien mit ihren Frontkämpfern paradieren, so ist es zu begrüßen, daß der nächste Reichstag doch ein paar Mitglieder enthalten wird, die am allerwenigsten als Frontkrieger zu betrachten sind, nämlich Generale. Die Herren täuschen sich aber: das Parlament ist für Rapidkarrieren nicht sehr geeignet. Die meisten unsrer Bonapartes befinden sich in gesetzten Jahren; wenn sie die berühmte Kleinarbeit in den Kommissionen endlich hinter sich haben und ministrabel werden, sind sie achtzig. Wer kümmerte sich um die Parlamentarier Tirpitz, Gallwitz und Ludendorff? Und selbst der verwitterte Seeheld Brüninghaus hat keine neuen Lorbeeren sondern höchstens neue Spesen errungen. Er vertritt nämlich im Reichstag die Interessen der Tabakindustrie, und die Roten nennen ihn höhnisch den „Zigarrenreisenden". Herr von Lettow-Vorbeck, der 1928 noch als ein ungezähmter hugenbergscher Buschkrieger nach Berlin kam, hat sich längst den Ring aus der Nase genommen; er trägt jetzt das Totemzeichen der Neukonservativen und redet über außenpolitische Dinge manierlicher als Treviranus, sein Boss. Herr von Seeckt mag weitreichende Pläne haben, aber einmal gewählt wird er sich weniger gigantisch ausnehmen als jetzt, da wird er einfach Mitglied der Fraktion Scholz sein. Ein Abgeordneter, eine Nummer. Ein Mann wie General von Seeckt will aber mehr.

*

Generaloberst Heye, der Chef der Heeresleitung wird still in den Abschied geschickt. Voran ging das übliche skandalöse Dementierspiel. Schon im vorigen Jahre, als er in seine südamerikanischen Ferien fuhr, sollte Herr Heye abgehalftert werden. Damals war die neue Auflage von Professor Moedes Betriebslehre mit ihrer klassischen Anweisung, wie man Mißliebige während ihrer Urlaubszeit um den Posten bringt, noch nicht erschienen, und es klappte nicht. Die Stunde der Hammerstein und Schleicher war noch nicht da. In der liberalen Presse wird der Abgang Heyes lebhaft beklagt — aber warum werden die Vorgänge, die zu seinem Sturz führten, nicht endlich erzählt? Sie sind doch bekannt genug. Der Reichskanzler Brüning hat dem General Heye mitgeteilt, daß der nächste Reichstag nicht arbeitsfähig sein würde und deshalb weiter mit dem Artikel 48 regiert werden

müßte; Heye habe sich also für „den Ernstfall" parat zu halten. Worauf der General erwiderte, daß für ihn nur die verfassungsmäßigen Bestimmungen maßgebend seien und daß er sich auf andres nicht einlassen könne. Hierauf Brünning: „Dann ohne Sie ..." Man wandte sich nunmehr an die Herren von Schleicher und von Hammerstein, die sich weniger schüchtern zeigten und bereitwillig ihr Programm entwickelten. Das war Heyes Ende. Es ist wahrscheinlich, daß dabei auch die Kanzlei des Reichspräsidenten und alte Regimentskameradschaften des Majors von Hindenburg eine Rolle gespielt haben. Dem Verfassungsdoktrinär Heye ist seine Dickköpfigkeit schlecht bekommen. Er hat versucht, wenigstens die Außenseite der Armee glatt zu halten, die dramatischen Zwischenfälle hörten auf. Die Reichswehr zeigte sich nicht mehr demonstrativ antirepublikanisch, die nationalsozialistische Zersetzungsarbeit wurde bekämpft. Nun ist der Chef selbst durch die Tür geflogen, die er für die Komplotteure geöffnet hatte. Es ist dies das zweite Mal in der Geschichte unsrer Wehrmacht, daß einem hohen Kommandeur seine Verfassungstreue zum Verhängnis wurde. Als im März Zwanzig die Brigade Ehrhardt gegen Berlin rückte, war der jüngst verstorbene General Reinhardt der einzige unter den nach der Wilhelmstraße gerufenen Truppenführern, der sich bereit erklärte, die Meuterer mit dem Degen in der Hand zu empfangen. In dieser schrecklichen Stunde zeigte Herr von Seeckt zum ersten Mal sein Sphinxgesicht: er sah gelangweilt auf seine Stiefelspitzen und sagte nichts. Dafür wurde er auch später dem General Reinhardt als Generalissimus vorgezogen. Der Zurückgesetzte ging in seiner Verärgerung nach der andern Seite; er ist als dezidierter Rechtsradikaler gestorben. So führt man dem jüngsten Leutnant vor, daß Loyalität sich nicht lohnt. So zeigt man den Gutwilligen, daß sie keine Aussichten haben. Wohin wird General Heye gehen?

*

Mit einer noch nie vorgekommenen Offenheit ist in der letzten Woche das Verhältnis der Reichswehr zur Roten Armee von der berliner Presse behandelt worden. Ja, man konnte es ganz offen lesen, daß ein gewisses Zusammenarbeiten zwischen deutschen und russischen Offizieren noch immer nicht aufgehört hätte und daß Heye, von Hammerstein und Schleicher mit Zustimmung des Reichswehrministers Groener beseitigt worden sei, weil er diese Art von Ostorientierung nicht liebte. Es ist über diese Dinge immer viel geraunt worden, aber Sicheres war kaum zu erfahren. Gelegentlich konnte man hören, daß eine deutsche militärische Studienkommission in Moskau arbeite, man hörte auch manches von deutschen Drilloffizieren in der russischen Armee. Im allgemeinen jedoch glaubte man, daß diese Geschichten der Vergangenheit

angehörten. Was Rußland bei einer solchen Cooperation profitierte, war leicht auszudenken. Aber Deutschland —? Aber Deutschland —? Während die Reichswehr fast zu einer Spezialtruppe gegen die deutsche Sektion der kommunistischen Internationale geworden war, sollten unsre Offiziere mit den Bolschewikenteufeln von Moskau über gemeinschaftlichen Plänen brüten —? Das ist doch eine Vorstellung, aus der ein vollbesetztes Tollhaus schreit. Stutzig werden konnte man allerdings über die Zähigkeit, mit der seinerzeit im Kreml die Entsendung des Herrn von Seeckt als Botschafter nach Moskau gewünscht wurde. Übrigens war es auch nicht empfehlenswert, sich über dies Thema breiter auszulassen, denn in Leipzig ist man mindestens in diesem Punkte sehr prokommunistisch. Die ‚Weltbühne' selbst befindet sich seit einem Jahre in einem vom Oberreichsanwalt eröffneten Untersuchungsverfahren, weil sie einmal nur an ein Zipfelchen des Schleiers zu rühren versucht hatte. Es ist zu begreifen, daß ich mir deswegen einige Reserve auferlegen muß, aber kein Oberreichsanwalt kann mich hindern, der diebischen Freude Ausdruck zu geben, die ich beim Gedanken an diesen Prozeß empfinde. Das Blatt des Reichskanzlers, die ‚Germania', eröffnet höchstpersönlich die Diskussion über russophile Strömungen im Reichswehrministerium und gibt den „nun einmal vorhandenen Eindruck" zu, „daß zum mindesten innerhalb des Truppenamtes in der Pflege von Beziehungen zur Sowjetarmee ein außenpolitisches Wunschbild gesehen wird, das sehr viel bestimmter und positiver gezeichnet ist, als die Vorstellungen, die der amtlichen deutschen Politik von Rapallo und Berlin zugrunde lagen". Dann fragt die ‚Germania' allerdings, ob die dem General von Hammerstein untergeschobene Politik nicht auch in gewissen führenden Kreisen der amtlichen Außenpolitik Anklang finde. Das ist eine faustdicke Lüge, um den Schuldanteil der Offiziere zu verkleinern. Als moskaufreundlich ist wohl nur der Botschafter von Dircksen zu bezeichnen, der sich damit in beträchtlicher Isolierung befindet. Seitdem bekannt geworden ist, daß der ehemalige Rittmeister Amlinger nicht einem Rennunfall sondern einem Flugzeugunglück in Rußland zum Opfer gefallen ist, führt die liberale Presse eine unverhüllte Sprache. „Man kann diese neue Phase der Diskussion über die Reichswehr bedauern, aber man kann sie nicht verhindern." (‚Berliner Tageblatt.') „Ohne Zweifel wird die deutsche Position in Moskau nicht dadurch gestärkt, daß man auf russischer Seite den Trumpf in der Hand hat, Mitwisser eines ‚Geheimnisses' zu sein. Dies um so weniger, wenn es sich um ein öffentliches Geheimnis handelt" (‚Vossische Zeitung'). Das Reichswehrministerium behauptet zwar, Amlinger sei vorher aus dem aktiven Dienst geschieden und der Grund seines Aufenthaltes in Rußland ganz unbekannt. „In diesem Zusammenhang ist... die uns gewordene

Mitteilung merkwürdig, daß ein Kamerad Amlingers aus dem gleichen Regiment, ein Oberleutnant Gerstenberg, ebenfalls nach Rußland übergesiedelt ist." (‚8 Uhr-Abendblatt.') So so. Jedenfalls zum Studium des Fünfjahresplans, um dem Agrarminister Schiele ein paar Rezepte für die Sozialisierung der Landwirtschaft zu liefern. Vor ein paar Monaten hatte die ‚Weltbühne' ein Stück aus einem der Enthüllungsartikel Bessedowskis kommentarlos wiedergegeben, worin auch von aërotechnischer Zusammenarbeit zwischen deutschen und russischen Militärs die Rede gewesen war. Kurze Zeit darauf rief ein Herr vom Reichswehrministerium in unsrer Redaktion an und verlangte das Heft, „ in dem was über Junkers in Rußland gestanden hat". So lebhaft wir auch immer auf die Wahrung unsrer traditionell guten Beziehungen zur Bendler-Straße bedacht sind, wir konnten dem Herrn den Gefallen nicht erweisen, einfach weil bei uns kein Artikel erschienen war, in dem „was über Junkers in Rußland" gestanden hätte. Wahrscheinlich war das Referat über Bessedowskis Indiskretionen oder Phantasien gemeint. Dem Reichswehrministerium aber möchte ich den dringenden Rat geben, mit militärischen Geheimnissen weniger unvorsichtig umzugehen.

*

Nun sind die Herren von Schleicher und von Hammerstein obenauf. Beide haben in der Geschichte ihres Ministeriums eine oft angefochtene Rolle gespielt. Unter dem Generalobersten Heye hat man von der Reichswehr nicht viel gesprochen, unter seinem Nachfolger, Herrn von Hammerstein-Equord, wird es um sie wieder dramatisch werden. Der neue Chef gilt als hochintelligenter Offizier, und er ist ohne Zweifel niemals intelligenter gewesen als damals, wo er den hochverräterischen Brief des Herrn von Gaza still in den Papierkorb tat. Jahrelang hat die Kritik der linksbürgerlichen Presse die Reichswehr schonend behandelt. Heute wird Alarm geschlagen — aber ist es nicht schon zu spät? Wie irgend ein lateinamerikanisches Unruheland steht die deutsche Republik vor der unmittelbaren Gefahr, von einer Offiziersjunta in Besitz genommen zu werden. In dem Zweikampf zwischen Bürgertum und Militär zieht das Bürgertum den Kürzern. Daß das Heer in der Republik eine kleinere Stellung einnehmen muß als in der Militärmonarchie, hat es niemals erkennen wollen. „Das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft ist das Recht, die Freiheit, die Gerechtigkeit. Das Prinzip der militärischen Gesellschaft ist die Disziplin, der Befehl, der Gehorsam... Die Soldaten haben nur Daseinsberechtigung, weil sie das Prinzip verteidigen, das die bürgerliche Gesellschaft darstellt." (Georges Clemenceau im Prozeß Zola.)

Wie wählt die Jugend? von Heinz Pol

Je magerer die Zeiten, desto fetter die Ideologien. Wenn man wirklich genau wissen will, in einer wie tiefen wirtschaftlichen Krise sich Deutschland befindet, so braucht man sich weiter nichts anzusehen oder anzuhören als die Wahlaufrufe und Wahlreden der verschiedenen Parteien: es trieft in ihnen von leidenschaftlichen oder sentimentalen Deklamationen, ausgeklügelten Theorien, wissenschaftlichen Begründungen. Nur vom Thema wagt niemand zu sprechen. Das Thema lautet: Wie rette ich mich mit wem wohin? Statt dessen sagt man „Hindenburgprogramm" oder „Aufbruch der Jugend".

Die Jugend vornehmlich hat es den Parteien diesmal angetan. Kein Wahlflugblatt ohne eine besondere Spalte mit einem „Aufruf an die Jugend", man kämpft um die Jugend, man beschwört sie, man wird selbst jugendlich, man ringt um die Kräfte der neuen Generation, man schuftet sich ab für die Kommenden, wer die Jugend hat, dem gehört ein Abgeordnetensitz und die gesamte Zukunft.

Auch in der Politik gibt es Moden wie überall. Vornehmlich in den letzten zehn Jahren legten unsre Berufspolitiker alle sechs Monate ein neues Gewand an, um nicht zu sagen: wendeten das alte. Kein Modegeschrei aber war jemals in der Politik so erschütternd komisch wie jetzt das nach der Jugend. Man entdeckte nämlich etwas, was immer da war, was sich immer schon aktiv politisch betätigte, ganz gleich, ob die Politiker sich um sie kümmerten oder nicht. Oder sollte es ein Irrtum sein, daß zur Zeit der letzten Reichstagswahlen, im Mai 1928, noch keine junge Generation in Deutschland existierte? Was haben die Zwanzig- bis Dreißigjährigen damals gemacht, und was taten sie im Dezember 1924 und im Mai 1924, als man ebenfalls Reichstagswahlen vornahm? Gab es damals nicht auch schon Millionen junger Leute, die zur Politik drängten, war nicht auch schon damals die wahlmündig gewordene Jugend von ausschlaggebendem Einfluß auf alle Parteien? Hat der „Nachwuchs", auf den man bisher so geringschätzig herabsah und den man jetzt umgirrt wie Romeo seine Julia, hat dieser Nachwuchs nicht schon immer seine höchst persönlichen Ansichten über Sinn, Zweck und Form der Politik und des Staates gehabt wie die ältere Generation? Wieso also plötzlich dieser Rummel?

„Diesmal aber bricht die Jugend wirklich auf," sagen die alten Leute und schütteln ihre weißgewordenen Häupter. Unter diesem Aufbruch verstehen sie, wenn man sie fragt, die Verschiebungen innerhalb der Parteien, also die Spaltung der Deutschnationalen, die neue konservative Richtung, die Staatspartei etcetera. Nun kann man der deutschen Jugend gewiß vielerlei nachsagen, aber eins muß man zu ihrer Ehrenrettung doch feststellen: an dem Zusammenbruch der alten Parteien und den Neugründungen aus der Masse des Schutts ist die Jugend völlig unschuldig. Die Jüngsten derjenigen, die ihre Programme auf neu gebügelt haben und jetzt mit der Seele (ich werde mich hüten, zu sagen: mit der Wahlkasse!) das Land

der Jugend suchen, zählen immerhin vierzig Lenze. Die Jugend also ist durchaus nicht aufgebrochen, wohl aber die Generation der Vierzig- bis Sechzigjährigen: ihr, nur ihr allein schwimmen die Felle weg, und nun braucht sie nichts dringender als junge kräftige Arme, die ihnen ihr Hab und Gut rettet. In den Wahlversammlungen heißt das: die Jugend sei dazu berufen, der Nation wieder einen Gefühlsinhalt zu geben.

Das Spiel der alten Generation mit der Jugend, so undurchsichtig es erscheint, weil es ideologisch recht geschickt getarnt ist — dieses Spiel wird die Jugend trotz alledem nicht verlieren, denn wenn auch unsre Zwanzig- bis Dreißigjährigen in Deutschland noch durchaus nicht etwa politischen Elan besitzen, geschweige denn einen Funken revolutionären Temperaments (ich spreche in diesem Zusammenhang nicht von den sozialistisch Orientierten), so fangen sie doch auf Grund sehr realer Ereignisse an zu begreifen, was um sie herum vorgeht und welche Stellung sie zu nehmen haben. Es ist immer schon ein großer Fortschritt, wenn jemand seinen Standort kennt. Die große Masse der jungen Generation in Deutschland bestimmt, durchaus folgerichtig, ihren politischen Standpunkt nach ihrer wirtschaftlichen Lage. Und von diesem Punkte aus läßt sich auch sehr leicht erkennen, was die ältere Generation will.

„Sie will uns mitverantwortlich machen für das, was sie in der Zukunft versiebt," sagte mir ein durchaus rechtsbürgerlich gerichteter Bekannter, und er fuhr fort: „Wie werden sie noch ein letztesmal wiederwählen, diese alten Knaben, aber diesmal lassen wir ihnen allerhöchstens drei Monate Zeit. Sind dann nicht die Dinge in Ordnung gebracht, die sie in Ordnung zu bringen versprachen, dann werden wir ihnen eine Unordnung inszenieren, wie sie Deutschland noch nicht gesehen hat." So sprach ein junger Chemiestudent, der seinen Stimmzettel nicht etwa Hitler oder Thälmann gibt sondern treu und brav dem Herrn Treviranus, dem voraussichtlichen Sieger des Wahlkampfes.

Diese Art Jugend ist durchaus bereit, dem Staate einen neuen „Gefühlsinhalt" zu geben, aber sie wünscht zunächst einmal vom Staate eine Existenzmöglichkeit für den Augenblick und ein gedeihliches Fortkommen für die Zukunft gesichert zu erhalten. Von guten Reden wird sie nicht satt, und der Anblick der alten Hengste aus dem Parlaments-Stall nebst ihrem „außerparlamentarischen" Führeranhang kann nicht einmal die Phantasie in Nahrung setzen.

Die Art Jugend weiß natürlich auch ganz genau, welcher Kurs gesteuert wird.

„Ich halte es für durchaus möglich," sagte mir ein andrer Fünfundzwanzigjähriger, „daß der große Rechtsblock für eine Weile politisch stark regieren und vor allem wirtschaftlich Beruhigung schaffen kann, selbstverständlich bedarf er dazu der aktiven Mithilfe der Nationalsozialisten." „Ja, aber vergessen Sie doch nicht, antwortete ich ihm, „daß wir auch noch einen Block der Mitte haben, dessen eine Seite immerhin links-

bürgerlich ist. Könnte man mit diesem Block nicht auch regieren und wirtschaftliche Beruhigung schaffen?" Der junge Mann (angehender Lehrer) sah mich groß an: „Lassen Sie sich vielleicht auch von den Wahlaufrufen irreführen? Wo gibt es einen Block der Mitte, der noch dazu eine linksbürgerliche Seite hätte? Was es heute noch an linksbürgerlichen Elementen gibt, hält sich entweder von der Wahl fern oder wählt sozialdemokratisch."

„Sie vergessen die Staatspartei," warf ich ein. „Ich vergesse sie durchaus nicht, aber auch über sie, die zwar von Anfang an nicht linksbürgerlich war, aber immerhin noch gewisse ausgleichende Tendenzen zeigte, ist der Geist der Erkenntnis gekommen. Ob man Hitler oder Mahraun wählt, ist vollkommen gleichgültig, denn beide gehören demselben Rechtsblock an." „Sie machen schlechte Scherze!" Der junge Mann rückte an seiner Brille: „Laßt Tatsachen sprechen. In Süddeutschland und im Rheinland hat sich die Staatspartei mit der Volkspartei zusammengetan. Nach der triumphierenden Mitteilung der ‚Kölnischen Zeitung' hat man für den Wahlkampf nicht nur eine ideologische sondern auch eine organisatorische Einheit gebildet. Zu deutsch: völlige Verschmelzung. Nun aber ist die Volkspartei diejenige Partei, die in Thüringen Frick in den Ministersessel half, und die seitdem an ihrem nationalsozialistischen Kurs — aus sehr guten Gründen, mein Herr! — festhielt und auch in Zukunft Hand in Hand mit der Staatspartei festhalten wird. Sie sehen also, der Block ist bereits heute, drei Wochen vor der Wahl, vollkommen fertig. Er reicht tatsächlich von Hitler bis Mahraun, wobei ich Ihnen gern konzediere, daß Mahraun immerhin der linkeste Flügel dieses rechten Riesenblockes ist, mit dem das Bürgertum zum letztenmal versuchen wird, die Entwicklung seit 1918 zu korrigieren. Ich bin der Ansicht, daß das nur mit Gewalt geschehen kann, und eben deshalb bin ich für diesen Block."

Nun bleiben nur noch ein paar Worte zu reden von jenen merkwürdigen Jugendlichen, die aus der Beschäftigung mit der Politik eine literarische Mode machen. Bis vor einem Jahre debattierten sie über James Joyce, die jungen Franzosen und die neue Sachlichkeit, in diesem Jahre aber singt man nun plötzlich: „politisch Lied, süßes Lied". Ich wüßte keine Zeitung oder Zeitschrift in Deutschland, die augenblicklich einen Artikel über die Politisierung der Jugend ablehnen würde. Wenn er dann gar noch von einem Jugendlichen geschrieben ist, so ist der Gipfel der Aktualität erklommen. Es ist natürlich nichts gegen Outsider zu sagen, sie sind im Gegenteil meistens schätzenswert wegen der Frische ihres Tons und Auftretens. In diesem Falle aber handelt es sich größtenteils um Konjunkturjäger, bestenfalls um Mißbrauchte. Auch Wirrköpfe gibt es, und vornehmlich solche, die deshalb politische Aufsätze schreiben, weil sie hoffen, sie werden sich vielleicht während des Schreibens darüber klarwerden, was sie eigentlich meinten mit dem, was sie eine Zeile vorher geschrieben hatten. Manchen gelingts. Andre aber sind vom Pech verfolgt. So, mein guter Freund Alfred Kantorowicz, der jüngst in der ‚Welt-

bühne' wegen seiner merkwürdigen politischen Äußerungen apostrophiert wurde und daraufhin im letzten Heft in den „Antworten" auf fast zwei Seiten sich klarzuwerden versuchte, warum er so wirr ist. Kantorowicz kann sich nicht klar ausdrücken, solange er mit Begriffen jongliert, mit denen unsre vierzig- bis sechzigjährigen Gschaftlhuber um sich werfen, in der Meinung, die Jugend werde sich schon irgend etwas dabei denken. Diese Spekulation ist also leider nicht immer ganz falsch. Dem Typus Kantorowicz (dem Typus des urplötzlich in die politische Atmosphäre hineinriechenden oder hineingestoßenen jungen Literaten) imponiert es, wenn Herr Mahraun etwa erklärt, er sei für einen „positiven Aktivismus". Dieser positive Quatsch imponiert Kantorowicz so grenzenlos, daß er ihn noch mehr verquatscht, indem er von einer „positivistischen Aktion" spricht, einem Begriff, der auch sprachlich völlig sinnlos ist. Aber vielleicht bin ich zu negativistisch, um die „Humanität und Liberalität" (unter dem tuts Kantorowicz nicht) der neuen bürgerlichen Weltanschauung voll zu würdigen.

Lieber Kantorowicz, Du willst dem „anständigen, positiven Teil der bürgerlichen Jugend eine bürgerliche Ideologie schaffen"? Zunächst einmal: gibt es auch einen unanständigen Teil der bürgerlichen Jugend? Und dann: hältst Du es nicht für wichtiger, der Jugend erst einmal eine wirtschaftliche Basis oder wenigstens eine politische Betätigungsmöglichkeit zu schaffen, die nicht nur im Artikelschreiben besteht sondern tatsächlich in der Praxis wirken kann? Mit fünfundzwanzig Jahren darf man Abgeordneter werden. Siehst Du bei irgendeiner bürgerlichen Partei einen fünfundzwanzigjährigen oder auch nur einen dreißigjährigen Reichstagskandidaten? Schreiben läßt man Euch, armer Junge, aber an die große Futterkrippe dürft Ihr nicht ran. Vielleicht fürchtet man, daß Ihr nicht richtig draus freßt wie die andern sondern das Ding erst mal zerschlagt und dann umbaut. Warum schreibst Du darüber nicht? Ach, ich vergaß, daß das Wort „zerschlagen" nicht in Euer positivistisches Aktionsprogramm hineinpaßt. Gute Nacht.

Die Chancen des deutschen Fascismus

von K. L. Gerstorff

II

Wir definierten den Fascismus dahin, daß die Bourgeoisie zeitweilig auf die direkte politische Macht verzichtet, um die ökonomischen Positionen zu halten. Es ist damit selbstverständlich, daß der Fascismus für die Kapitalisten die ultima ratio ist, wenn sie ihre ökonomische Machtposition auf keinem andern Wege mehr verteidigen zu können glauben. Ist dies in absehbarer Zeit in Deutschland der Fall? Wir haben gezeigt, daß der deutsche Kapitalismus im Niedergang begriffen ist. Dieser Niedergang ist die allgemeine Basis für die Analyse der fascistischen Aussichten; aber diese Feststellung genügt noch nicht für die konkrete Analyse der augenblicklichen Situation. Dafür ist vielmehr wichtig, fest-

zustellen, in welchem Tempo der weitere Aufstieg erfolgt. Die deutschen Arbeiter leben heute, wenn wir bedenken, daß der Lebenshaltungsindex weit höher ist, als dies amtlich zugegeben wird, weit unter dem Friedensniveau. Und wir stehen bereits bei einem neuen Angriff des Unternehmertums, den Lebensstandard noch mehr herabzusetzen. Im kapitalistischen System ist diese Entwicklung zwangsläufig, denn die Krise verschärft die Konkurrenzkämpfe der einzelnen nationalen Kapitalisten um die Weltmärkte, und wenn man selbst fürs eigne Land die Krise etwas erleichtern will, so muß man sie auf die Konkurrenten abwälzen. Dies tut man durch Preisunterbietung, für die der Lohnabbau die Voraussetzung ist.

In der Unternehmerpresse ist zu lesen, daß dem Lohnabbau ein Preisabbau folgen soll, daß die Eisenpreise herabgesetzt werden sollen; aber vorläufig essen die Arbeiter noch keine Nägel. Selbstverständlich ist, daß dieser Lohnabbau die revolutionären Stimmungen verstärkt. Aber in welchem Umfange, das ist die Frage. Wenn wir vom Niedergang des deutschen Kapitalismus sprechen, der heute besonders deutlich ist, so vollzog und vollzieht sich der natürlich nicht in einer eindeutigen Abwärtsentwicklung sondern in einer vielfach gebrochenen Linie. Das zeigt auch sehr deutlich die Kurve der Löhne. Die Arbeiterlöhne standen am tiefsten bei Liquidierung der Inflation. Damals hatten die breiten Massen kaum noch die Hälfte ihres Friedenslohnes, damals hatten sie so kaum das physiologische Existenzminimum. Seitdem ist ein gewisser Aufstieg zu konstatieren gewesen bis ungefähr 1928, dann eine Stagnation und jetzt wieder ein Abstieg. Die kapitalistische Stabilisierung, der Aufstieg der Löhne wie der Exporte seit Liquidierung der Inflation hatte in der Arbeiterbewegung dem Reformismus einen neuen Auftrieb gegeben. Das Zeitalter der Wirtschaftsdemokratie, so wurde erklärt, sei angebrochen, und die Arbeiter seien politisch wie ökonomisch immer bessergestellt. Daß die Wirtschaftsdemokratie ein fauler Schwindel ist, daß es in der Epoche des Monopolkapitalismus keine geben kann, das sieht die deutsche Arbeiterschaft in immer höherm Grade ein. Aber ein recht großer Teil schenkt immer noch denen Glauben, die glauben machen wollen, daß der Abbau der Löhne nur Folge der augenblicklichen Weltwirtschaftskrise sei; nach ihrer Überwindung würden die Löhne bald wieder heraufgehen. Für viele Arbeiter ist die heutige Krisis noch eine Stockung, die bald überwunden sein wird. Sie sträuben sich vor der Erkenntnis, daß der Kapitalismus bereits im Niedergang begriffen ist, und daß dessen Tempo bald noch schneller werden wird. Da sie das von sich weisen und für sie der Kapitalismus noch eine längere Aufstiegszeit vor sich hat, so besteht ihre „Realpolitik" darin, die einzige Partei in Deutschland zu sein, die Parlament und Demokratie noch ernst nimmt. Die Reformisten besetzten die Ministerposten, um in dieser Zeit für die Kapitalisten die Offensive gegen die Arbeiterklasse im Parlament zu führen. Das Ergebnis der Koalition: Panzerkreuzer, Konkordat, Erhöhung der Agrar-

zölle und der indirekten Steuern und schließlich der Bund der Sozialdemokraten mit den Kapitalisten, um den Arbeitern klarzumachen, daß eine große, umfangreiche Kapitalbildung einsetzen müsse. Früher nannte man das mit dem weniger gebildeten Namen Ausbeutung. All das ergab sich als notwendige Konsequenz, wenn man an eine neue Aufstiegsperiode des Kapitalismus glaubte und man sich daher verpflichtet sah, im Rahmen dieses kapitalistischen Staates Arbeit zu leisten. Und doch ging es nicht weiter. Die Koalition zerbrach. Woran ist sie gescheitert? Offiziell an einigen Zehnermillionen für die Finanzierung der Arbeitslosenversicherung, die nach der Ansicht der deutschen Volkspartei nicht aufzubringen waren. Und die erste Tat der Brüningregierung war das Ostprogramm, dessen Finanzierung jährlich die kleine Summe von zirka eine Viertelmilliarde kostet. Was hätte damals geschehen müssen? Die Sozialdemokratie hatte im Parlament kaum die Möglichkeit, die Regierung zu stürzen, denn diese hatte vorläufig die Majorität. Wer aber konnte die Gewerkschaften am außerparlamentarischen Kampf hindern? Wer konnte die Arbeiter hindern, daß sie vierzehn Tage lang beim Verlassen der Betriebe unter der Parole demonstrierten: Geld für die Aufrechterhaltung der Arbeitslosenversicherung ist nicht da, die Viertelmilliarde für die Junker ist da. Niemand konnte die deutschen Gewerkschaften daran hindern als ihr eigner Reformismus. Der hat den Weg für außerparlamentarische Machtkämpfe verschüttet.

Und das Monopolkapital hat natürlich die Situation voll ausgenützt; es hat die riesenhafte Arbeitslosigkeit zur Organisation des Generalangriffs auf den Lebensstandard der Arbeiterschaft benutzt. Der Schiedsspruch für die Metallindustrie ist für verbindlich erklärt worden; dadurch wird der Lohnabbau gesetzlich sanktioniert. Selbstverständlich ist damit das Umsichgreifen des Lohnabbaus auf alle andern Industrien. Den ersten Lohnabbau machen die Gewerkschaften noch als königstreue Opposition mit, während die breiten Massen bereits dagegen zu revoltieren beginnen. Aber der erste Lohnabbau wird nicht der letzte sein. Die amerikanische Wirtschaftskrise vertieft sich, ein neuer Börsenkrach ist erfolgt, die amerikanischen Preise fallen. Die Kapitalisten der Vereinigten Staaten verfolgen äußerst gespannt die Preissenkungskampagne des deutschen Monopolkapitals. Die Konkurrenzkämpfe um die Weltmärkte verschärfen sich, wenn vielleicht auch noch nicht in den nächsten Monaten, so doch in absehbarer Zeit. Das deutsche Institut für Konjunkturforschung, das erklärt hatte, der tiefste Punkt der Krise sei bereits erreicht, wird sich wieder einmal revidieren müssen. Geht aber eine starke Exportoffensive von den Vereinigten Staaten aus, erfolgt von dort eine starke Preissenkungskampagne, dann werden die deutschen Kapitalisten wieder folgen müssen, dann wird ein neuer Angriff auf die deutschen Löhne einsetzen. Er wird schwerer durchzusetzen sein als der erste, denn die Arbeiterschaft wird nicht so leicht darüber hinweggetäuscht werden können, daß der Kapitalismus niedergeht und eine lange Aufstiegsepoche nicht

mehr zu erwarten ist. Das deutsche Monopolkapital bereitet sich schon heute für diese Situation vor. Einzelne Kapitalisten hoffen, daß die Gewerkschaftsführer noch heute erklären werden: In der Stunde der Gefahr lassen wir den deutschen Kapitalismus nicht im Stich. Dem Monopolkapital aber genügt dies nicht; wenn der Lohnabbau in brutalster Form einsetzen wird, dann werden vielleicht noch einige Gewerkschaftsführer mitmachen, aber die Massen nicht mehr.

Also muß man ein zweites Eisen im Feuer haben. Und das ist der Fascismus.

Denn Fascismus bedeutet, daß durch Zerschlagung der Parteien und der Gewerkschaften der Lohn einfach diktiert werden wird. Der deutsche Kapitalismus hat die Zermürbungstaktik gegen die Gewerkschaften, gegen die Arbeiterschaft bisher mit gutem Erfolge angewandt. Es ist interessant, daß auch Sozialdemokraten das zu erkennen beginnen. In der Zeitschrift ‚Der Klassenkampf' schreibt der zur sächsischen Linken gehörende Abgeordnete Seydewitz, daß der Reformismus durch seine Koalitionspolitik zum Wegbereiter des Fascismus geworden ist. Die weitere Entwicklung ist damit klar. Das Tempo im Prozeß der Fascisierung ist davon abhängig, wie schnell sich die Weltwirtschaftskrise noch verstärken wird, wie schnell und wie umfangreich sich die amerikanische Exportoffensive auf den deutschen Kapitalismus auswirken wird, ist davon abhängig, ob der amerikanische Stoß sehr bald kommen wird, ohne daß vorher eine relevant in die Wagschale fallende Erholung unsrer Wirtschaft eingetreten sein wird. Dann wird sich auch die Unruhe im bürgerlichen Lager verstärken, dann wird es den Mittelschichten immer schlechter gehen, dann werden sie an die Regierung mit neuen Forderungen herantreten. Sie haben dies bereits bei Begründung der Regierung Brüning getan, und das Monopolkapital wirft dieser bereits vor, daß sie den Mittelschichten zu viel bewilligt habe. Das ist der Grund, warum Duisberg, der Farbenkönig, jüngst erklärte, daß die Industrie sich stärker politisieren müsse, was auf gut Deutsch heißt, daß sie sich durch politische Maßnahmen nichts von ihrem Monopolprofit wegnehmen lassen will. Wenn aber das Monopolkapital infolge der Zuspitzung der Situation den Mittelschichten noch etwas zukommen lassen muß, so wird es natürlich versuchen, das durch verstärkte Ausbeutung der Arbeiterklasse herauszuholen. Dann werden, wie Zentrum und Demokraten in trauter Einigkeit erklärten, drakonische Maßnahmen einsetzen. Die reformistischen Illusionen werden dann der deutschen Arbeiterschaft durch die Wirklichkeit sehr bald ausgetrieben werden. Aber es ist zu primitiv, einfach anzunehmen, daß die Antwort auf die starke absolute Verschlechterung der Lage nur revolutionäre Massenaktion sein könne. Die Massen können, wenn die Kommunisten diese historische Situation nicht oder nicht genügend zu organisieren verstehen, darauf mit völliger Passivität, mit einzelnen explosiven Regungen und auch mit einem teilweisen Überlaufen zur fascistischen Prätorianergarde antworten. Mehr als zwölf Millionen Industriearbeiter gibt es in Deutschland,

reichlich fünf Millionen Mitglieder der freien Gewerkschaften, eine reichliche Million organisierter Sozialdemokraten, hundertfünfzigtausend organisierte Kommunisten. Um die Millionen Gewerkschaftsmitglieder handelt es sich. Werden diese Millionen, bewußt organisiert, in den Kampf geführt, so ist ihr Sieg gewiß. Ihnen muß klargemacht werden, daß die Gewerkschaften nicht mehr allein die Aufgabe haben können, unter Anerkennung der Zwangsschlichtung ständig in den Abbau der Löhne einzuwilligen. Denn solange die Gewerkschaften sich auf die Basis des Paktierens stellen, solange sie die gesetzliche Schlichtung anerkennen, müssen in der augenblicklichen Situation die Löhne abgebaut werden. Der Kapitalismus ist ja keine Wohltätigkeitsgesellschaft sondern gehorcht seiner ökonomischen Gesetzmäßigkeit. Die Arbeiter müssen erkennen, daß Gewerkschaften heute in der Niedergangsepoche des Kapitalismus die Arbeiterschaft zum politischen Kampf gegen das gesamte System zu organisieren haben. Wenn die Arbeiterschaft das nicht erkennt, dann werden wir mit einem starken Wachstum des Fascismus und im weitern mit einer völligen Zerschlagung der Arbeiterorganisation rechnen müssen. Wenn sie aber erkennt, daß die ökonomischen Kämpfe, wenn sie wirklich ausgefochten werden, zu politischen Kämpfen führen müssen, und dabei der Kampf gegen das gesamte System zu organisieren ist, dann und nur dann ist die aufwärtsstrebende fascistische Welle zu hemmen.

Nicht zwischen Fascismus und Demokratie wird daher der weitere Kampf gehen sondern, wenn überhaupt ein Kampf geführt werden wird, dann zwischen dem Fascismus als Prätorianergarde des Monopolkapitals und der Arbeiterschaft, die den Sozialismus erobern will. Es ist das Zeichen einer herrschenden Klasse, daß sie die kommende ökonomische Entwicklung in ihren großen Zügen erkennt, und daß sie mit ihren politischen Maßnahmen nicht darauf antwortet, bis sie eingetreten ist. Im Gegenteil, daß sie sie politisch vordiskontiert. Die herrschenden Klassen, die die starke Zuspitzung der ökonomischen Gegensätze vor dem Kriege spürten, haben nicht darauf geantwortet, bis diese zu ökonomischen Explosionen führten sondern sie haben sie durch den imperialistischen Krieg politisch vordiskontiert, während die beherrschte Klasse, die Arbeiterschaft, sich überraschen ließ.

Es ist ein Zeichen des kapitalistischen Niedergangs, daß es der herrschenden Klasse immer schwerer wird, sich ein klares Bild der kommenden ökonomischen Entwicklung zu machen und die weitere Entwicklung in politischen Maßnahmen vorwegzunehmen. Vielleicht glückt es ihr noch einmal. In dieser historischen Situation ist die bisher beherrschte Klasse, die Arbeiterschaft, um so mehr verpflichtet, die weitere Entwicklung ungetrübt zu erkennen, um ihre politischen Maßnahmen danach zu treffen. Gelingt dies der Arbeiterschaft, dann wird zum erstenmal in der Geschichte Westeuropas die beherrschte Klasse zum Subjekt der Geschichte, dann wird sie im Kampf gegen den Fascismus Sieger bleiben.

D'Annunzios Staatsverfassung

von Hanns-Erich Kaminski

Wir sind uns einig über Gabriele d'Annunzio: er ist ein kleiner Mensch und ein großer Künstler. Und er hat gelebt! Den Höhepunkt in seinem fast unvergleichlich reichen Leben aber bildete das Abenteuer von Fiume, und die Verfassung, die er seinem Staat gab, ist nicht das schlechteste seiner Werke. Am 27. August sind seit ihrem Erscheinen grade zehn Jahre verflossen.

Man braucht diese Verfassung, die sich stellenweise wie ein Gedicht liest, nicht allzu ernst zu nehmen. D'Annunzio dachte sie sich zwar als Vorbild für Italien und womöglich für die ganze Welt, aber es dürfte keinen Staat geben, mit dessen Realitäten sie vereinbar wäre. Es lohnt trotzdem der Mühe, auf sie zurückzukommen. Sie zeigt, wie nach Plato und den Utopisten ein Geistiger im zwanzigsten Jahrhundert den Staat organisieren möchte; und sie ist wirklich „die freieste Verfassung der Welt". Mit dem Fascismus, der ein paar Äußerlichkeiten von d'Annunzio entlehnt hat, hat sie nicht das Mindeste zu tun.

Der Staat, den der Autor des „Feuers" in Fiume dichtete, sollte weder kapitalistisch noch sozialistisch und vor allem kein Beamtenstaat sein. Was ihm vorschwebte, war eine Erneuerung der italienischen Kommunalverfassungen des Mittelalters im modernen Geist. „Der Staat", erklärt er, „ist der gemeinsame Wille und die gemeinsame Anstrengung des Volkes zu einem immer höhern Grad materieller und geistiger Kraft. Nur die auf den allgemeinen Reichtum bedachten Produzenten und die auf die allgemeine Macht bedachten Schöpfer sind in der Republik Vollbürger und konstituieren mit ihr eine einzige wirksame Substanz, eine einzige aufsteigende Gesamtheit."

Macht und Reichtum sind somit der Zweck des Staates. Die nationalistische Gesinnung, die sich darin ausspricht, braucht nicht noch besonders hervorgehoben zu werden. In der Tat findet sich in der ganzen Verfassung kein Hinweis auf friedliche Absichten gegenüber andern Staaten.

„Dreifach", sagt d'Annunzio, „ist der religiöse Glaube, der in der Gemeinschaft der Kommunen über allem andern steht: das Leben ist schön und wert, daß es der freie Mensch ~~ernst und herrlich~~ lebe; der ganze Mensch ist der, der jeden Tag seine eigne Tugend zu erfinden versteht, um jeden Tag damit seinen Brüdern ein neues Geschenk zu machen; die Arbeit, auch die demütigste, auch die niedrigste, ist, wenn sie gut ausgeführt wird, schön und schmückt die Welt."

Und wie verwirklicht der Staat diese Religion? Er verwirklicht sie, indem er als Gesamtheit egoistisch, seinen Bürgern gegenüber jedoch weitherzig und freiheitsliebend ist. Nur die Arbeit gibt Rechte in ihm. „Der Staat erkennt das Eigentum nicht als absolute Herrschaft der Person über die Sache an sondern betrachtet es als die nützlichste der sozialen Funktionen. Kein Eigentum kann einer Person vorbehalten sein, als ob es ein Teil von ihr wäre; noch kann statthaft sein, daß ein Eigentümer es unbenutzt lasse oder schlecht verwende . . . . Einziger legitimer Titel der Herrschaft über jedes Mittel der Produktion und des Austauschs ist die Arbeit. Nur die Arbeit ist Herrin der Substanz, die möglichst fruchtbar und möglichst einträglich für die Gesamtwirtschaft verwandt werden muß."

Die drei Grundpfeiler, auf denen sich diese nationalistische und soziale Demokratie aufbaut, sind die Bürger, die Korporationen und die Kommunen.

Bürger sind alle Bewohner des Staatsgebietes, die zwanzig Jahre alt sind, ohne Unterschied des Geschlechts, der Rasse, der Sprache, der Klasse, der Religion. Die Grundrechte sind dieselben wie in allen

modernen Staaten. Es gehört zu ihnen jedoch auch die Zusicherung eines Minimallohnes für jede Arbeit, Unterstützung im Fall unverschuldeter Arbeitslosigkeit und Ersatz aller Schäden, die durch Justizirrtümer oder Mißbrauch der Regierungsmacht entstehen. Der Verlust der bürgerlichen Rechte erfolgt außer in den sonst üblichen Fällen auch bei Deserteuren, Steuerhinterziehern und „unverbesserlichen Parasiten", die der Gesamtheit zur Last fallen, ohne arbeitsunfähig zu sein.

Die Korporationen — an der Spitze jeder stehen zwei selbstgewählte Konsuln — sind ein Mittelding zwischen Zünften und Gewerkschaften. Jeder Bürger muß Mitglied einer Korporation sein. Es gibt deren zehn: der ersten gehören die Arbeiter, kleinen Handwerker und Kleinbauern an; der zweiten die technischen und administrativen Angestellten der Privatbetriebe; der dritten die kaufmännischen Angestellten; der vierten die Arbeitgeber; der fünften die Beamten; der sechsten die Intellektuellen, Studenten, Lehrer und Künstler; der siebenten die freien Berufe; der achten Vertreter der Aktiengesellschaften und Genossenschaften; der neunten sämtliche Seeleute. „Die zehnte hat weder Beruf noch Zahl noch Vokabel. Sie wird in ihrer Gesamtheit erwartet wie die zehnte Muse. Sie ist den geheimnisvollen Kräften des Volkes, das arbeitet und aufsteigt, vorbehalten. Sie ist gleichsam eine Votivfigur, gewidmet dem unbekannten Genius, der Erscheinung des neuen Menschen, den idealen Verwandlungen der Leistung und des Werks, der vollendeten Befreiung des Geistes von dem beängstigenden Druck und dem blutigen Schweiß. Im Sanktuarium der Bürgertugend ist sie dargestellt durch eine brennende Lampe, die als Inschrift ein altes toskanisches Wort aus der Epoche der Kommunen trägt, überraschenden Hinweis auf eine vergeistigte Form der menschlichen Arbeit: Mühe ohne Mühe (fatica senza fatica)."

Die Kommunen erhalten vollständige Autonomie. Ihnen unterstehen die Richter der untersten Instanz und die Volksschulen. Gegen von den Kommunen getroffene Maßnahmen kann die Regierung jedoch Einspruch erheben und, falls sie keine Einigung erzielt, den Staatsgerichtshof anrufen.

Das Parlament besteht aus zwei Kammern, der politischen, die von den Bürgern auf drei Jahre, und der wirtschaftlichen, die von den Korporationen auf zwei Jahre gewählt wird. Die Wahlen sind allgemein, gleich, direkt und geheim und erfolgen nach dem Proportionalsystem. Die beiden Kammern des Parlaments — die politische heißt Consiglio degli Ottimi (Rat der Besten), die wirtschaftliche Consiglio dei Provvisori — vereinigen sich einmal im Jahr zur Nationalversammlung, dem Arengo. Der Arengo ist zuständig für die Beziehungen zu andern Staaten, die Finanzen, den Hochschulunterricht und für Verfassungsänderungen.

Die Regierung besteht aus sieben Rektoren, die teils durch den Consiglio degli Ottimi, teils durch den Consiglio dei Provvisori, teils durch den Arengo auf ein Jahr gewählt werden. Der Rektor des Äußern hat als primus inter pares die Stellung eines Ministerpräsidenten.

Gewählt werden auch die Richter, die der untersten Instanz, die Buoni Uomini (die guten Männer), durch die Bürger, die Arbeitsrichter durch die Korporationen. Die Richter des Appellgerichts, die Giudici togati, werden vom Staatsgerichtshof aus den juristisch vorgebildeten Bürgern ernannt. Ferner gibt es ein Tribunale del Maleficio, das aus sieben Geschworenen und einem gelehrten Richter besteht und für Strafsachen und politische Delikte zuständig ist. Die höchste Instanz ist der Staatsgerichtshof. Er besteht aus fünf Mitgliedern, von denen mindestens drei Juristen sein müssen, und wird vom Arengo gewählt. Er urteilt über alle Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Staatsorganen, ferner über Hochverräter und Regierungsmitglieder, die ihre

Befugnisse überschritten haben. Außerdem ist er die Revisionsinstanz für die Urteile aller andern Gerichte.

Beamte in unserm Sinn gibt es in d'Annunzios Staat nicht. Die Träger öffentlicher Funktionen werden jedes Jahr neu gewählt, die Rektoren dürfen ihr Amt sogar nur zweimal hintereinander ausüben. Auch die Gehälter der im öffentlichen Dienst stehenden Personen werden jedes Jahr von neuem festgesetzt, und das Volk kann jeden Funktionär jederzeit durch Volksabstimmung mit einfacher Mehrheit absetzen.

Ebensowenig gibt es ein stehendes Heer. Alle Bürger beiderlei Geschlechts vom siebzehnten bis zum fünfundfünfzigsten Lebensjahr sind jedoch zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet, die Männer mit den Waffen, die Frauen im Hilfsdienst. Jeder Bürger behält seine Waffen und verliert keines seiner politischen Rechte auch während der kurzen militärischen Übungen, zu denen er verpflichtet ist.

Die Schulen sind weltlich. Der Elementarunterricht ist in jeder Kommune in der Sprache der Mehrheit zu erteilen; in der Sprache der Minderheit muß in Parallelklassen unterrichtet werden.

Die Verfassung enthält ferner außerordentlich weitgehende Bestimmungen über Verfassungsänderungen, Volksabstimmungen, Petitionsrecht und die Verantwortlichkeit der öffentlichen Funktionäre. Sie vergißt nicht, von den öffentlichen Festen und der Verschönerung des Alltags zu sprechen, und sie schließt mit einem Kapitel über die Musik, die als eine religiöse und soziale Institution bezeichnet wird.

Einen Ausnahmezustand gibt es nicht, es gibt dafür den Diktator, der den Titel Commandante führt. „Wenn der Staat in äußerste Gefahr gerät und sein Heil in dem hingebungsvollen Willen eines Einzelnen sieht, der alle Kräfte des Volkes für den Kampf und für den Sieg sammeln, anzustacheln und zu führen versteht, kann die feierlich als Arengo versammelte Nationalversammlung durch mündliche Abstimmung die höchste Gewalt ohne Appellation dem Commandante übertragen . . . . Der Rat setzt die Dauer des Imperiums für längere oder kürzere Zeit fest, wobei er nicht vergißt, daß in der römischen Republik die Diktatur sechs Monate dauerte." Ist die für die Diktatur festgesetzte Zeit abgelaufen, so kann der Commandante neu gewählt, durch einen andern ersetzt, bestraft oder verbannt werden.

Solange der Freistaat Fiume existierte, war er in Gefahr, er führte sogar Krieg gegen Italien. Folglich gab es auch einen Commandante, und er hieß selbstverständlich Gabriele d'Annunzio. Die Paragraphen, die vom Commandante handeln, sind denn auch der einzige Teil der „Verfassung des Quarnero" geblieben, der in Kraft getreten ist.

*

Wollte man diese Verfassung kritisieren, so ließe sich leicht gegen sie einwenden, daß sie mehr Probleme schafft als löst. Man spricht — an dieser Stelle — nur einen Gemeinplatz aus, wenn man feststellt, daß mit der Freiheit noch nichts getan ist. Und trotz seinem demokratischen Gewande, trotz seinem Gerede von der alleinseligmachenden produktiven Arbeit — auch in der deutschen Verfassung steht der Satz: „Eigentum verpflichtet" — geht d'Annunzio an der sozialen Frage höchst leichtfertig vorüber.

Aber es wäre sinnlos, gegen seine Verfassung zu polemisieren. Nicht nur, weil sie heute weniger aktuell als je ist. Sie war und ist nicht mehr als die poetische Phantasie eines Künstlers. Nicht mehr, freilich auch nicht weniger. Und es ist immerhin interessant, daß der Vorläufer Mussolinis, der Diktator von Fiume, der Mann, der den italienischen Ministerpräsidenten Nitti stets nur als „Plebejerhäuptling" bezeichnete, sich einen Staat nur als hundertprozentige Demokratie vorstellen kann.

Eça de Queiroz von Gerhart Pohl

Eça de Queiroz — ein spätes Reis am Geniestamme der Shakespeare, Cervantes, Rabelais, Voltaire, Goethe, Heine, Balzac, Hugo, Flaubert — hat mit einem halben Dutzend von Büchern vermocht, was sechs Millionen seiner Landsleute in den letzten drei Jahrhunderten durch keine Tat und kein Werk zustande brachten: die Welt für Portugal zu interessieren.

Seit Vasco da Gama den Seeweg nach Ostindien fand (1497) und Alvarez Cabral Brasilien entdeckte (1500), seit diese beiden Konquistadoren also mit dem gewaltigen Kolonialreich Macht und Reichtum des Mutterlandes begründeten und in Luis de Camões den wunderbar beschwingten Chronisten ihrer Taten fanden („Die Lusiaden" 1572), hat durch drei Jahrhunderte wohl kein Portugiese so weiten Widerhall gefunden wie Eça de Queiroz. Seine Bücher sind in vielen portugiesischen Auflagen und in spanischen, französischen, italienischen, englischen, deutschen, schwedischen, russischen Übersetzungen verbreitet. Und was der bündigste Druckmesser wirksamer Kraft bleibt, Eça de Queiroz ist noch heute umkämpft: fast sechzig Jahre nach seinem literarischen Beginn. Noch krächzen die unsterblichen Raben menschlicher Dummheit Schmähungen wider Einen, der nun schon dreißig Jahre in Portugals Erde ruht. Noch hält die katholische Kirche mit greisenhafter Dickköpfigkeit seine Romane „Das Verbrechen des Paters Amaro" und „Die Reliquie" auf dem „Index librorum prohibitorum", jeden katholischen Leser mit schwerster Kirchenstrafe bedrohend. Vergeblich. Eça de Queiroz wirkt über Land und Zeit hinaus, weil sein Werk, nach seinem eignen Wort, „unter dem durchscheinenden Mantel der Phantasie die nackte Kraft der Wahrheit" gibt.

*

José Maria Eça de Queiroz wurde 1843 geboren. Über seiner Geburt liegt das Dunkel eines furchtbaren Bürgerkriegs und einer heimlichen Liebe. Dafür zeugt noch die Taufurkunde vom 1. Dezember 1845, die ihn „als natürlichen Sohn von José Maria d'Almeida Teixeira de Queiroz und von unbekannter Mutter" ausweist. Grade im Geburtsjahr des Kindes tobte ein offener Bürgerkrieg zwischen den Anhängern des absoluten Königtums und den Chartisten, die — unter dem Einflusse der konstitutionellen Revolution Spaniens, Teil einer großen europäischen Bewegung — eine Verfassung für Portugal forderten. Nach anfänglichen Niederlagen gewann die chartistische Bewegung die Oberhand; und zwar 1842, kurz vor der Geburt des kleinen Eça. Sein Vater, der Abgeordnete Doktor Queiroz, mußte fliehen und sich viele Monate in einer abgelegenen Mühle verbergen. Erst nach dem Friedensschluß mit dem Ministerium (1845) kehrte er in seinen Wahlbezirk zurück, ließ das fast zweijährige Kind taufen und heiratete später die Mutter, das Fräulein Carolina Augusta, Tochter des Majors d'Eça. Auf dem Lande also, in dem einsamen Dörfchen Povõa de Varzim, wurde Eça de Queiroz geboren und von einer armen Bauernfrau erzogen. Hernach kam er zu den Großeltern nach Oporto, schließlich — achtzehnjährig — auf

die alte Universität in Coimbra, wo er bis 1866 die Rechte studierte.

In Lissabon traf ein werdender Rechtsbeistand ein und war ein paar Wochen später ein umkämpfter Schriftsteller. Denn seine ersten Essays in der literarisch führenden Gazeta de Portugal erregten Aufsehen und Widerspruch und das Gelächter der literarischen Cafés: „als Urbilder gewissenloser Komik“

Ein Jahr danach verließ der Vierundzwanzigjährige Lissabon und übernahm die Redaktion des ‚Districto de Evora‘. Hier in Evora, also in der tiefen Provinz, lernte er Stumpfsinn, Aberglaube und Scheinheiligkeit einer an die Kirche gefesselten Gesellschaft kennen, die er später meisterhaft gezeichnet hat.

1875 erschien „Das Verbrechen des Paters Amaro“ im Feuilleton der ‚Revista Occidental‘, die, offenbar unter klerikalem Druck, als redaktionelle Schlußnotiz unwahrscheinliche Entschuldigungen stammelte, 1876 die erste Buchausgabe, der acht große Auflagen (bis 1920) folgen sollten. Der literarische Ruhm war begründet.

Nun folgten lange Dienstjahre als Konsul in Bristol, Havanna auf Cuba und Paris. Eça de Queiroz war ein diplomatischer Beamter wie viele andre, ohne Fehl und ohne Schwung: Verwalter seiner bürgerlichen Existenz. Die Politik war nicht der Kernpunkt seines Interesses, obwohl grade in dieser Zeit mancher politischer Sturm über Portugal brauste und dem Konsul wohl manche Gelegenheit bot, Gesandter oder Minister zu werden. Ihn hielt die Kunst gebannt: die gültige Gestaltung seiner Epoche, über Tag und Ort hinaus. Zeitgenossen schildern den Konsul als scheinbar hochmütigen Mann, der sich gelangweilt im Sessel seines Büros streckte und jedem Anliegen mit eisiger Interesselosigkeit zu begegnen suchte. So wirkt auch sein Bild aus dieser Zeit: Ein gepflegter Herr, Pariser des neunzehnten Jahrhunderts, mit unnahbarem Gesicht, den eleganten Überrock hochgeschlossen, Brillantnadel im modischen Schlips unter den breiten „Vatermördern“ des Kragens, kokett-gerafftes Brusttuch und ein Monokel am schwarzen Band: der Dandy der Oskar-Wilde-Zeit. Und doch verbarg der Modeflitter ein gutes, starkes Herz, und hinter dem unnahbar-blasierten Gesicht arbeitete eines der lebendigsten Gehirne der Zeit. Und doch ließ der interesselose Staatsbeamte keinen proletarischen Bittsteller gehen, ohne seine Not gelindert, seine Schwierigkeiten beseitigt zu haben. Das portugiesische Konsulat in Havanna war zu Eças Zeit überall in Mittelamerika berühmt, als letztes Eiland für Versinkende.

Auf dessen Schreibtisch immer Blumen standen, der Kinder und Vögel, stille Landschaften und zartes Kunstwerk liebte, war von so kindlicher Empfindlichkeit, daß fremder Schmerz wie eigner brannte. Und kam einer, dem weder Dokumente noch Verfügungen helfen konnte, einer der Gescheiterten dieser phantastischen Tropenwelt, er zog mit ein paar Franken aus dem Zimmer des Konsuls. Und hier auf

Cuba vollbrachte Eça de Queiroz, den die Politik zu langweilen schien, seine einzige, eine große politische Tat:

Als er zum Konsul in Havanna ernannt wurde, beneideten ihn alle Kollegen des auswärtigen Dienstes. Denn Cuba galt infolge einer staatlichen Konsularverfügung, die den Konsul am Handel beteiligte, als beste Pfründe des Königreichs. Damals blühte dort noch der Sklavenhandel mit Chinesen aus der portugiesischen Kolonie Macao. Aufgabe des Konsuls war es, diesen Handel zu überwachen und zu fördern, weil er dem Staate großen Nutzen brachte. Aber Eça de Queiroz, der — mit staatlicher Hilfe und unter dem Schutz der Gesetze — in einem Jahrzehnt hätte Millionär werden können wie mancher Vorgänger, begann eine große Aktion gegen „diese Barbarei". Seine amtlichen Berichte malten dem lissaboner Außenministerium eine Hölle des Elends, an der Portugal mitschuldig sei: „Tatsächlich kommen auf den Arbeitsplätzen Morde an Aufsehern vor, an denen die Chinesen, unsre Kolonialuntertanen, beteiligt sind. Aber diese Exzesse kann man nicht als Grausamkeiten bezeichnen. Es sind Verzweiflungsakte, die sich überall da ereignen, wo menschliche Sklaverei geduldet wird . . . Und wenn die Gerechtigkeit nicht eine leere Formel der Vernunft bleiben soll, so muß etwas für unsre Kolonialuntertanen in Mittelamerika geschehen. Denn ihre Lebensbedingungen stehen im klaren Widerspruch zur Menschenwürde."

Nach unermüdlichem Kampfe erreichte Eça de Queiroz schließlich das amtliche Verbot des Sklavenhandels. Hernach verließ er Cuba, bedroht von den wutschnaubenden Pflanzern, die sich ihrer üppigsten Profitquelle beraubt sahen.

Die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens verbrachte er in Paris in einem schönen stillen Landhaus, in Neuilly-sur-Seine. Dort starb er am 16. August 1900 und wurde in Lissabon beigesetzt.

*

Eça de Queiroz schrieb die Romane „Das Verbrechen des Paters Amaro" (1875) und „Vetter Basilius", eine lissaboner Familienchronik (1878), die grotesk-phantastische Novelle „Der Mandarin" (1879; auch deutsch erschienen), den glänzend gestalteten satirischen Roman mit der genialen Christusvision „Die Reliquie" (1887; ins Deutsche übertragen von R. A. Bermann 1918), „Die Maias", Episoden aus der romantischen Zeit Portugals (1880), „Das berühmte Haus Ramires" (1900) und den in der künstlerischen Einzelheit starken, als geistige Gestaltung unsichern und heute längst überholten Antizivilisationsroman „Stadt und Gebirg" (1901; ins Deutsche übertragen von L. Ey 1903), bizarr-romantische Essays, die weitreichende Erkenntnisse mit visionärer Kraft darstellen, von seltener Klarheit. (Der große antiklerikale Roman „Das Verbrechen des Paters Amaro" wird demnächst in der Übertragung von Thomas Schlichtkrull in der Universum-Bücherei für Alle erscheinen.)

Seine Gestalten, in Erde und Zeit verwurzelt, ragen über sie hinaus. Das eben ist ja das Geheimnis dichterischen Genies: Gestalten zu schaffen, die

eine Zeit ausdrücken und sie doch überleben. Der Don Carlos Schillers hat niemals gelebt, — denn der historische Infant war ein schwächlicher Schöngeist — und lebt doch: als Fanfare des Menschenrechts gegen mittelalterliche und gegen moderne Barbarei. Madame Bovary trägt ihr verwirrtes Frauenherz durch die Jahrzehnte, obwohl die heutige Frau anders lebt und fühlt, und Zolas Maheude (aus „Germinal") ihren tiefen Mutterschmerz. In dieser kleinen Galerie literarischer Gestalten, die über ihre Heimat dringen und dem Flugsande der Zeit widerstehen, finden sich auch einige Figuren des Eça de Queiroz.

Man hat Eça de Queiroz mit Anatole France verglichen, weil für Beide die Ironie Mittel des Ausdrucks gewesen, hat ihn als Zola-Epigonen abzutun versucht, weil realistische Besessenheit Beide ausgezeichnet hat, und weil „Das Verbrechen des Pater Amaro" Zolas „Sünde des Abbé Mouret" in Titel und Haltung ähnelt. Diese Vergleiche sind unhaltbar. Denn zwischen Zola, dem fanatischen Wahrheitskämpfer mit der Keule des Romans, und Eça de Queiroz, dem fanatischen Nur-Künstler mittels des Romans, gibt es nur eine Bindung: daß jener diesen für einen größern Künstler als Flaubert gehalten hat. Zudem ist der portugiesische Pfaffenroman fünf Jahre vor dem französischen erschienen.

Aber auch der Vergleich mit Anatole France ist nicht treffend. Der Ironiker France „amüsiert seine schlechte Laune mit den Leiden und Fehlern des Volkes" (Unamuno), während für Eça de Queiroz die Ironie eine Waffe ist, verderbliche Illusionen zu erschlagen. Er liebt, die er verhöhnt, und vergißt im zischenden Dampf seiner Bosheiten nicht den kleinen Winkel der Güte im Herzen der Menschen. Seine Ironie ist der Ausdruck einer melancholischen Erkenntnis: daß ewig die Wahrheit gegen ewige Täuschung kämpft. Und Melancholiker ist Eça de Queiroz, wie alle Ironiker, aus sozialem Verantwortungsgefühl. Nicht die gauklerische Sentenz interessiert ihn, die unsre bürgerlich-dekadente Literatur zu ironischen Arabesken hinreißt, vielmehr die moralische Belehrung, der männliche Angriff. Seinen beißenden Spott treibt ein schluchzendes Herz, das bessern will, helfen, erlösen; und hierin ähnelt ihm einzig Heinrich Mann.

*

Eine Frage hat den jungen Eça de Queiroz gepackt und durch sein ganzes Leben beschäftigt: die katholische Kirche als Lebensmacht und als Vernichterin des nazarenischen Christentums. Schon seine frühen Essays bringen nadelspitze Sentenzen, die treffen und töten, kurze Seitenhiebe, die selbst einen denkenden Klosterschüler aus dem Sattel der Exegese zu werfen vermöchten. Seine Romane „Das Verbrechen des Paters Amaro" und „Die Reliquie" sind die Aufrechnung eines tausendjährigen Kontos und die Bilanz des Bankerotts als Folge schlechter Geschäftsführung. Mit glühendem Enthusiasmus und der heiligen Wut eines Jakobiners kämpft er wider Lebenshaltung und Weltgesinnung der „Diener Christi", dieser „Heuchler, Lügner und Erpresser", die aus der bigotten Dummheit gläubiger Provinzler ihr behagliches Genießertum speisen.

Da ist der Domherr Dias, das Urbild des Pfaffen, einst Kumpan des Feudalismus, heute Kompagnon der Großbourgeoisie, der die Unterdrückten knechten, die Armen ausplündern und die Schwachen niedertreten hilft. Da werden Grundsätze zu Gestalten, beschworen von großartiger Dichterkraft, und eingefügt als logische Ergebnisse ihrer sozialen und politischen Umgebung. Ein Hexensabbath der Unsittlichkeit wird entfesselt, ein erregender Zug lebenswahrer Figuren, die — unter den Masken zeitgenössischer Portugiesen — das zeitlose Gesicht des Kirchendieners offenbaren: Von Paulus aus Tharsus, dem ersten katholischen „Eiferer von Fach" (Brandes) bis zu jenem züricher Pfarrer Bolliger, der nicht als einziger die Maschinengewehre und Flammenwerfer des Weltkrieges segnete.

Dieser Anschauung entspringt auch das Schlußkapitel von „Das Verbrechen des Paters Amaro", dessen historischer Weitblick an Voltaire gemahnt: Kirche und Reaktion in brüderlicher Kameradschaft, zur Niederhaltung der Arbeiterklasse, die, einem historischen Gesetze zufolge, mit ihren Lebensinteressen die Zukunft des Menschengeschlechts vertritt. Zwar kannte Eça de Queiroz, Bürger eines rückständigen Agrarlandes mit sechzig Prozent ländlicher Analphabeten, den damaligen europäischen Industriearbeiter nicht, dessen politischer Ausdruck die erste Internationale war. Dennoch beschwor die Vision eines großen Dichters die geschichtliche Wahrheit. Was der reaktionäre Minister und die beiden Pfaffen unter dem Denkmal des alten Freiheitsdichters Luis de Camões über die französische Commune äußern, es entspringt derselben Weltanschauung, die das Leichengebirge der Inquisition türmte, die alle europäischen Revolutionen der Neuzeit und damit den Fortschritt bekämpfte. Gegen diese Kirche kämpfte Eça de Queiroz mit dem Grimme eines Jakobiners und der Schlagkraft großer Gestaltung, im Herzen die Vision eines nazarenisch-reinen Christentums.

*

Heute ziert sein Bildnis die portugiesischen Zehn-Escuden-Scheine, die Banknote mit dem größten Umlauf. So hat jeder Landsmann einmal Eça de Queiroz gesehen. Ein Denkmal in Lissabon, eine Tafel am Geburtshause in Povōa de Varzim und die Buchläden gefüllt mit seinen Werken: die Nachkommen ehren den toten Dichter.

Und doch ist sein Werk noch heute umkämpft. Noch spricht der portugiesische Pfahlbürger mit mehr Grauen als Liebe von ihm. Noch rufen die Einen „Ketzer" und „Schwein", während die Andern ihn wie eine Gottheit verehren. Vor zwanzig Jahren, also ein Jahrzehnt nach seinem Tode, flammte der Kampf, der ihn sein ganzes Leben umtobte, noch einmal zu offenem Zeitungsstreit auf. Der moralische Wert seiner Dichtung war das Thema und die Bilanz — „vernichtend" für „Das Verbrechen des Paters Amaro" und „Die Reliquie".

Nun sind dreißig Jahre seit seinem Tode vergangen. Nun kann auch „Das Verbrechen des Paters Amaro" in fremden Sprachen erscheinen. Sein Sohn Antonio, Vertreter der Erben,

hat Übersetzungen dieses Werkes zu verhindern gewußt. Leiter der portugiesischen Lufthansa, fühlte er sich wohl als Söldner der kapitalistischen Reaktion Europas, dieses mächtigen Kameraden der Kirche. Ihm ging es um Posten und Protektion, nicht um die Wirksamkeit des Vaters. Wes Ungeistes Nachsprecher dieser Antonio ist, zeigt ein Brief an den Übersetzer Thomas Schlichtkrull: „Ich glaube: Sie halten meinen Vater für einen revolutionären oder fortschrittlichen Schriftsteller in dem Sinne, den man heute diesen Worten gibt. Nichts ist falscher: Lebte mein Vater heute und richtete er seine Augen auf Deutschland, so glauben Sie mir: Er würde mit Sympathie auf die nationalistischen Gruppen schauen, wie zum Beispiel die Stahlhelmer ...".

Genug: wir wissen Bescheid, wir danken. Gut nur, daß auf Cuba der große Eça war und nicht der kleine Antonio. Sonst würden vielleicht heute noch die gelben Sklaven den Peitschenhieben der Farmer ausgeliefert sein.

Des Niggers Chance von Ernst Toller

Man tut den deutschen Sensationsblättern unrecht, keines erreicht je das Niveau der amerikanischen Tageszeitungen. (Nur ‚New-York Times' und ‚Call' San Francisco bilden Ausnahmen.)

Eine halbe Seite politische Nachrichten.

Zwei Seiten Society-Mitteilungen.

Miß X. ist in die Gesellschaft eingeführt worden (Porträt).

Mrs. Y. gab einen Tee (Bild der idyllisch gruppierten Gäste).

Mrs. Z. empfing den Besuch eines albanischen Grafen (Großaufnahme).

Dann fünf Seiten Morde, Diebstähle, Einbrüche, Räubereien, Filmstaraffären.

Die Unbildung der großen Mehrzahl der amerikanischen Journalisten ist unbeschreiblich. Aber wozu brauchen sie Bildung? Die politische Linie bestimmen drei oder vier Zeitungsmagnaten, Sottisen zu sammeln haben sie Talent genug.

Der Himmel bewahre uns vor amerikanischem Zeitungsbetrieb! Der europäische genügt.

Vor mir liegt die ‚Los-Angeles-Times'. Auf der ersten Seite fettgedruckte Überschrift:

„ER HAT SEINE CHANCE NICHT AUSGENUTZT"

Ist von einem Boxer die Rede? Von einem Börsenmakler? Vom Völkerbund? Ich lese:

„Lynch-Justiz in Texas! Sonderbericht! Alle Einzelheiten!"

In einem Walde, nahe einer kleinen Stadt in Texas wurde ein Neger, der angeblich eine weiße Frau vergewaltigt hatte, von einer, nach Gerechtigkeit dürstenden Menge aus dem Gefängnis geholt und an einen Baum gehängt. Der Strick riß, das Opfer, ohnmächtig vor Schreck und Schmerz, fiel zu Boden. Erst glaubte die Menge, der Neger sei tot. Aber bald

zeigte sich, daß er noch lebte. Rasch wurde ein Reiter ins Städtchen gesandt, um einen neuen Strick zu holen.

Das Publikum langweilte sich.

In Amerika hat bekanntlich jeder eine Chance, und so rief ein Babbitt, man möge auch dem Opfer die allgemeine Gunst nicht versagen.

„Gebt ihm eine Chance," kreischte der Mann mit dem guten Herzen, „bis der Reiter zurück ist, soll er uns erzählen, warum er die Tat begangen hat."

Der arme Neger konnte sich kaum auf den Beinen halten. Mit letzter Anstrengung versuchte er zu sprechen. Vielleicht wollte er erklären, daß er gar nicht die weiße Frau vergewaltigt habe. Daß im Gegenteil sie ihm eine Chance gab, die er gleich Joseph bei Frau Potiphar nicht ausnutzen wollte.

Der Neger stammelte. Schweiß brach ihm aus den Poren, aber ach, die Silben formten sich nicht zu Worten, aus seinem Munde floß Speichel und jammernder Laut.

„Er nützt seine Chance nicht aus!" riefen etliche aus dem Publikum, und da inzwischen der Reiter wiedergekommen war, wurde dem Neger aufs Neue die Schlinge um den Hals gelegt und zwiefach gegürtet, damit sie diesmal nicht reiße.

Nun konnte das Opfer, befreit vom Wohlwollen seiner Mörder, die Chance ergreifen, die selbst der stummen Kreatur bleibt.

Geschehen im November 1929 nach Christi Geburt in Gottes eignem Land.

Amerika ist ein freier Staat, er verbietet die Sklaverei. Auch das amerikanische Herz in den Südstaaten schlägt höher beim Wort Menschlichkeit, aber die Entrechtung des Negers im politischen und sozialen Leben wird als selbstverständlich hingenommen.

Daß der Neger nicht mit Weißen in einem Zugabteil, in einer Trambahn, auf einem Schiffsdeck fahren darf, daß ihm fast alle Universitäten, Hotels, Theater verschlossen bleiben, daß er in der Praxis kein Wahlrecht ausüben darf, wird als recht und billig empfunden.

Wer in Amerika wählen will, muß eine bestimmte Summe Geldes besitzen und ... Bildung.

Kommt nun ein Neger zum Richter, der über seine Zulassung als Wähler entscheidet, so fordert der Weiße ihn auf, entweder einen weißen Zeugen aufzutreiben, der für sein Vermögen bürge, oder ihm einen Beweis seiner Bildung zu demonstrieren. Zum Beispiel soll er darüber Auskunft geben, warum die Urteilsbegründung im Prozeß gegen Herrn X., der vor zwei Jahren in Washington geführt wurde, berechtigt war, und der Neger muß schließlich voller Selbstzerknirschung einsehen, daß ihm die Qualitäten für das amerikanische Wahlrecht fehlen.

Wie gut haben es doch weiße Mädchen in den Südstaaten! Fühlen sie sich schwanger, ist immer die Ausrede zur Hand, irgend ein Schwarzer habe sie genotzüchtigt. Sie behalten ihre Ehre und die Ehrlosigkeit des Negers wird vom Richter Lynch geahndet. Denn was gilt der Eid eines Negers!

Die I.L.D. veröffentlicht jeden Monat ein Bulletin, dem ich die Lynch-Statistik für den Monat Mai 1930 entnehme:

Delaware

Wilmington

Mai 1930. Der Neger Theo Ruß war angeklagt, eine weiße Frau vergewaltigt zu haben. Am 17. Juli sollte er gehängt werden. Die I.L.D. nahm den Fall auf und brachte folgendes in Erfahrung: Ruß hatte von einer bekannten Alkoholschmugglerin, Frau Mary Roed, Schnaps gekauft. Als er das zweite Mal kam, wollte er sich um die Bezahlung drücken. Der Ehemann und der Bruder der Frau Roed ertappten ihn dabei. Am nächsten Tage wurde er verhaftet, die Schnapsgeschichte wurde nicht erwähnt, statt dessen wurde die Anklage wegen Vergewaltigung erhoben.

Oklahama

Chickasha

30. Mai. Henry Argo wurde der Vergewaltigung beschuldigt. Offensichtlich zu unrecht. Das Gefängnis, in dem er saß, wurde gestürmt, und da die Gitter dem Ansturm widerstanden, schoß man in die Zelle (die in Amerika nicht durch Türen sondern durch Eisengitter verschlossen ist) und tötete den Neger.

Tennessee

Oakdale

19. Mai. Der Neger Herbert Robertson, ein Arbeiter, wurde in der letzten Nacht im Hofe der Eisenbahnwerke von einem Beamten grundlos erschossen.

Texas

Houston

28. Mai. Im Jahre 1928 überfiel ein Weißer einen Negerportier. Der Neger in Notwehr schoß und tötete den Angreifenden. Da er wußte, daß einem Neger Notwehr kaum zugebilligt wird, entfloh er nach Arizona. Dort wurde er am 28. Mai verhaftet und wartet auf seine Verurteilung.

Sherman

10. Mai. Ein Neger, der Arbeiter George Hughes, wurde verhaftet und der Vergewaltigung bezichtigt. Die Menge stürmte das Gefängnis, zündete es an, und bemächtigte sich des Hughes. Er wurde gelyncht und sein verstümmelter Leichnam an einen Baum gehängt. Während des Lynchgerichts wurden viele Neger angegriffen und ihre Wohnungen geplündert.

Virginia

Norfolk

22. Mai. Stephan Graham wurde wegen Verteilung von Anti-Lynch-Flugblättern verhaftet. Er wurde beschuldigt, Schriften, die zum Aufruhr anstiften, verteilt zu haben.

Portsmouth

21. Mai. Stephan Graham wurde wegen Verteilung von Anti-Lynch-Flugblättern verhaftet. Die Polizei beschuldigt ihn der Erregung öffentlichen Ärgernisses.

*

Es wird sich einmal furchtbar an Amerika rächen, was es den Schwarzen an Schmerz und Unrecht zufügt.

Ein starker Negerbund verficht die Rechte des „coloured people", eigne Universitäten und Schulen, Hotels und Theater nehmen die von der weißen Rasse Unterdrückten auf.

Heute kämpft ein Trupp von schwarzen Pionieren, morgen wird eine selbstbewußte Millionenarmee um Menschenrechte kämpfen.

Tell im Tonfilmatelier von Kaspar Hauser

Die MIFA beehrt sich, vorzuführen:
„Wilhelm Tell“

Ein hundertprozentiger deutscher Farben- und Ton-Film mit Reliefwirkung.

Produktion: Erich Pommac
Künstlerische Oberleitung: Generaldirektor Justus Cohn
Gesamtleitung: Arpàd Szégèdin
Musik: Imre Zimches
Beleuchtung: Professor Zeileis
Kostüme: Kasimir Edschmid
Kulissen-Schiebungen: Aros.
Bärte: Tristan Bernard
Defizit: Deutsche Bank
Regie: Professor Dr. Max Reinhard (zur Zeit auf Reisen)

ja, richtig — und

der Text:

Text frei nach dem Original-Drama von Friedrich von Schiller,
bearbeitet von Karl Vollmoeller, Wolfgang Goetz und Thea von Harbou.

Weil aber alles, was auf der Welt geschieht, von einem Herrn Liebmann stammt, so ist auch dieser Text sicherlich von

Robert Liebmann.

---

59. Scene

Wilhelm Tell: *ein markiger, hochgewachsener, blonder Mann, also dargestellt von Fritz Kortner, steht finster sinnend an einem Stachelbeerstrauch. Text:*

„Was wird hier...? Soll ich... soll ich nicht... Ich bin nämlich der Rächer meines Volkes... dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm... durch diese hohle Gasse muß er... auch ich muß... denn nichtswürdig ist die Nation, die nicht der Brüder denkt im Saargebiet sowie auch die Sudetendeutschen... Ist mein Bogen geladen? Mein Jagdschein... alles da... So lasset uns zuvörderst einen Trunk tun... (*er zieht eine Flasche aus dem Wams und entkorkt sie. Geräusch: mittlerer Pistolenschuss. Er trinkt. Geräusch: Gebirgsbach.*) Ah... das erfrischte... Ist mirs doch, als sehe ich mitunter im Geiste junge Burschen vor mir, die, der Sorgen ledig, fröhlich pokulieren...!“

Lebendes Bild. Drei deutsche Studenten erscheinen mit Recht im Hintergrund und singen, in der linken Hand einen Landesvater, in der rechten einen Salamander: Die Lore vor dem Tore — Geräusch: Männergesangverein.

Der hinterste Hintergrund färbt sich ausserordentlich bunt, es erscheint die

Lore vor dem Tore *(heute sehr schlecht bei s. Sie will zum Erstchargierten sagen: „Du bist süss!“ Man hört: „Du bidd düd!“*

Sie singt: *„Ich bin von Kopf bis Fuss auf Liebä eingäställt"* . . .
Geräusch: *Alfred Braun, wenn er heiser ist* . . .

Die Visiong verschwindet.

Tell: „Still . . . man kommt . . .!" (*er verbirgt sich*).

60. Scene

Der Vorige. Herr Reichslandvogt Gessler, ein harter kriegerischer Mann: Adele Sandrock, mit etwas Pferd.

Geßler: „Ich bin mir Manns genug. Und was das Volk braucht, ist ein Mann. Siehst du den Hut dort auf der Stange . . .? Das war ein Ding! Schießt der dem kleinen Knäblein das Obst vom Kopf! Kompagnie . . .? Gut, der Mann! (*zum Ross gewandt*). Was wendest du dich zitternd? (*Das Ross wiehert. Geräusch: Singende Henny Porten*). Nun, still . . . Ich wittere Feinde ringsum . . . hier ist nicht gut sein . . . Lasset uns entreiten . . ."

Ein Pfeil zischt. Geräusch: reissende Bembergseide.

Geßler: „Weh mir — ich bin im Herzen getroffen! Der Pfeil ragt mir hinten wieder raus! Schön durch — wie Elida . . . Das war Tells Geschoß!"

Tell: (*tritt murrend aus dem Hinterhalt; Geräusch: Kegelbahn*). „Ja, das war Tells Geschoß! So sinke denn hin, Versklaver unsres Landes — und frei gebiet ich alle meine Knechte! So sollen alle dahingehen, die gegen die Diktatur für die Pöbelherrschaft wirken . . . Schluß mit dem Schmachfrieden von Uznach! Fort mußt du, deine Uhre . . . apropos, dort ist ja auch die Lore! So fahr zur Hölle, Vogt! Und frei gebiet ich . . . das hatten wir schon —"

Der Vogt bricht jäh zusammen; Geräusch: Alle Neune. Musik: „Was kommt mir jubelnd zum Halse heraus — das deutsche Vaterland!" Das Volk strömt zu Hauf, die gesamte schweizerische Komparserie gruppiert sich um Telln, sie reichen sich die Hände . . . Alle treten nach vorn.

Tell (*prophetisch, infolgedessen durch die Nase*):

„Gott segne unsern deutschen Tonfilm-Murks!
In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

Fanfaren. Vorhang. Text an der Kasse.

Clique oder Claque von Heinz Liepmann

In meinem Aufsatz „Das Ende der jungen Generation" (Weltbühne Nr. 31) stellte ich Otto Zarek vor, einen Autor, der später (Weltbühne Nr. 34) seine durch meine Bemerkungen endlich erweckten literarischen Minderwertigkeitsgefühle dadurch abzureagieren versuchte, daß er mir den Fehdehandschuh zuwarf. Da ich als Referent für die zu Wort kommende Diskussionsredner verantwortlich gemacht werden könnte, fühle ich mich verpflichtet, die Argumente Zareks, eindeutig formuliert und in deutscher Sprache, zur Debatte zu stellen. Es bleibt mir allerdings nicht erspart, alle Behauptungen Zareks

ernst nehmen und widerlegen zu müssen, ein Zeitverlust, der aber helfen kann, eine saubere Atmosphäre zu schaffen.

Zarek ist sich mit mir in der Ablehnung der wenig qualifizierten und deshalb einflußlosen deutschen Buchkritik einig. Das Publikum glaubt heute bereits, und mit Recht, daß es sich auf die Theaterkritiker gewisser Zeitungen verlassen kann. Aber es gibt keine Autoritäten, die, vom Publikum anerkannt, entscheidende Wertung der vielen alljährlich erscheinenden Bücher treffen. Zarek glaubt diesen Buchkritiker, den er allerdings in der zweiten Hälfte des Aufsatzes, wo es um seine eigne Produktion geht, vorsichtiger, ablehnt, fordern zu müssen, und als Grundlage von dessen Autorität wird quantitatives Wissen verlangt, Bildung.

Bildung bedeutet bei vielen Leuten, über Themen zu sprechen, von denen sie genau wissen, daß die Partner keine Ahnung von ihnen haben. Man müßte aber doch vorsichtiger sein als Zarek, der in seinem Aufsatz französische Autoren zusammenstellt, die zusammenpassen wie Heinrich Mann, Rudolf Presber, Stefan George, Heinz Tovote und Fontane. Es sei dem „weltfremden Ästheten" Zarek verziehen, daß er von einem Buchkritiker fordert, er müsse „das gesamte Schrifttum der Gegenwart" kennen; aber Ästheten sollen wenigstens das Polemisieren sein lassen, sonst sind sie keine Ästheten mehr. Denn Zarek blieb es wohl unbekannt, daß allein in Deutschland jährlich dreißigtausend Bände erscheinen; ein unaufhörlich lesender Mensch kann im Jahr hundert Bücher in sich fressen; ein Dreißigjähriger also, wie Zarek, kann bestenfalls zweitausend Bände gelesen haben. Die Bildung allein kann es also nicht machen. Subjektiver Theaterkritiker wird man durch Neigung, Bildung, Instinkt. Vielleicht mag ein solcher dem Theater dienen können, für die Buchkritik halte ich nur die kritische Methode für richtig, die ich später erwähnen werde.

Zweitens: Zarek beneidet des öftern Frankreich — übrigens: das klassische Land literarischer Korruption — wo anerkannte Autoren jungen Talenten „Hebammendienste" leisten. Zarek weist bewundernd auf Stefan Zweig, der dies System übernahm und damit unzähligen Autoren half. Allerdings: Stefan Zweig hat Zareks Roman „Begierde" mit einem Universallob bedacht, ein Buch, über das im Literaturblatt der ‚Frankfurter Zeitung' geschrieben wurde, es sei „eine Schweinerei", nachdem ich im oben erwähnten Aufsatz meine Meinung darüber gesagt hatte. Wenn also Otto Zarek eine Partei derjenigen gegen mich aufzurichten sich bemüht, die von Stefan Zweig gelobt wurden, so ist dies ein Akt der Dankbarkeit gegen Zweig, aber kein Beweis für die Qualität der Gelobten und die Qualität von Zweigs Urteilsfähigkeit. Zweig hatte keinen Kredit als Buchkritiker mehr zu verlieren, als er Zarek lobte. Zu seiner Partei gehören — schreibt Zarek — sein „nordischer Gegenpol" Joachim Maaß, Friedenthal, Crevel und Radiguet. Es stimmt; alle diese, in ihrer Produktion an ihr privates Dasein gebundenen Ästheten, verdanken einen Teil ihres meist ziemlich bald verblassenden Ruhmes Stefan Zweig. Die Reihe läßt sich übrigens beliebig erweitern. Stefan Zweig

sei, fährt Zarek in seinem Parteiprogramm fort, wie sein kleiner Kollege Maaß, ein enthusiastischer Kritiker, das bedeute: „bei aller Kritikerschärfe ein passionierter Ja-Sager sein". Ob diese Autoren „Ja-Sager" sind, um sich gegenseitig die notwendige Stütze zu bieten, kann ich nicht untersuchen, weil die Besprechungen Stefan Zweigs und seiner Epigonen — wie ich schon sagte — seit einiger Zeit wertlos, und darum nicht von mir gelesen wurden. Man berichtet mir jedoch, daß dies heftige Ja-Sagen nicht stimmt, daß diese Angabe ein weiterer „Irrtum" des eine „geistig qualitative Literaturfehde" fordernden Zareks sei. Als Kind bewunderte ich bei einer Tante einen Porzellanchinesen, der nichts konnte als mit dem Kopf nicken. Viele der Autoren, die zu schreiben eine gleiche Gesinnung treibt wie mich, wurden von den nickenden Chinesen angegriffen: Ebermayer und Beheim-Schwarzbach erlaubten sich, Hermann Kesten zu besprechen und ihn abzulehnen, Josef Roths Isoliertheit wurde mehrmals heftig attackiert, ohne daß die Chinesen in ihren Attacken von Roths Stil gelernt hätten, Etcetera. Aber Zarek behauptet trotzdem, und mit ihm eine Reihe Leidensgefährten, ich sei der einzige, der „fanatisch das Kritikerschwert" schwinge, und mein Fanatismus sei besonders heftig ausgebrochen, nachdem ich durch Verleihung eines Literaturpreises arriviert sei. Mit dieser in einer „literarischen Fehde von Niveau" besonders charmanten Erwähnung verbindet Zarek den Vorwurf, ich tadle im Auftrag einer „kolossalischen" Idee.

In Wirklichkeit handelt es sich bei diesem Vorwurf nicht, wie Zarek immer wieder glauben machen will, um mich, meine Freunde, und unsre Art der Kritik. Zarek leidet — kann man das sagen? — unter einer Zwangsneurose: ich habe nämlich noch niemals eine Kritik geschrieben. Ich schreibe gar keine Kritiken. Ich halte absolut nichts von der Methode des subjektiven Theaterkritikers, auf die Buchkritik übertragen. Ich habe seit Jahren niemals diejenigen, die sich als getadelt gefühlt haben, eines Tadels für wert gehalten: sondern ich habe die siebenhundert oder dreihundert Seiten ihrer Produktion in zwanzig Zeilen, oder auch in viel weniger, dargestellt. Denn ich glaube nicht, daß es nützlich ist, Urteile zu fällen; sondern ich glaube an die Verpflichtung, dem Buchkäufer, den Inhalt, die Gesinnung und den Glanz eines Buches darzustellen. Nichts als das. (Daß Zarek dabei schlecht weggekommen ist, liegt, wie man verstehen wird, nicht an mir.)

Der Schluß von Zareks Aufsatz enthält eine Verteidigung seines Buches: unnötig, sich damit zu beschäftigen, für die, die das Buch nicht kennen; noch unnötiger für die, die es kennen.

Aus der Darstellung von Zareks Gedanken und aus dem was ich dazu zu sagen für richtig hielt, ersehe man meine „Methode" der Buchkritik. Ich glaube eben, daß es zwei Arten von Schriftstellern gibt: Erstens die der Chinesen aus „Kameraderie" (sprechen Sie dies Wort laut vor sich hin! es stammt von Zarek). Zweitens, die der Autoren, die sich für die in ihrem Beruf geschehenden Bewegungen verantwortlich fühlen.

Kinderlied für Arbeitslose von Erich Kästner

Schlafzimmer habt ihr immer noch keins.
Doch Kinder kriegt ihr fast jedes Jahr Eins.
Warum ihr das wohl tut?
Euch gehts wohl noch zu gut?
Der letzte Groschen wird verfeuert.
Der Vater wird bald ausgesteuert.
Das Hinterhaus ist voll Geschrei.
Eia popeia, eia popeia —
Von wegen Eiapopei!

Die Dummheit sollte Grenzen haben.
Was sollen denn die vielen Knaben?
Sie werden erstens groß
und zweitens arbeitslos.
Wann werdet ihr denn nur gescheit?
Ihr seid nicht mehr, je mehr ihr seid!
Was soll die ewige Fortpflanzerei?
Eia popeia, eia popeia —
Von wegen Eiapopei!

Und jeder hat Töchter, und jeder hat Söhne.
Und immer tiefer drückt man die Löhne.
Laßt doch die Kindereien!
Begnügt euch mit Einem und Zweien.
Ihr seid der Bund der Kinderreichen.
Ihr liefert für die Zukunft Leichen.
Ihr liefert dem Elend frei ins Haus.
Eia popeia, eia popeia —
Nein! Schlaft aus!

Who is who? von Morus

Da reden die Leute, die Schwerindustrie sei, mit Dietrich zu sprechen, nur ein Interessentenhaufen. Dabei streiten die Herren von der Ruhr mit ihrem Herzblut darum, auf welche Weise sie Deutschland am bequemsten staatsvölkisch regieren können. In vielerlei Gestalt erstreben sie das gleiche Ziel.

Der alte Kirdorf reicht brüderlich seine Rechte Hugenberg und seine Linke Hitler oder umgekehrt, wie mans nimmt. Auf die Mitteilungen, die hier vor drei Wochen über Kirdorf und seinen Freundschafts- und Verwandtschaftskreis von Gelsenkirchen gemacht wurden, hat sich der Alte gemeldet und im ‚Lokal-Anzeiger' mit schöner Offenheit sein politisches Credo abgelegt. Wir wollen es auch den Lesern der ‚Weltbühne' nicht vorenthalten. Emil Kirdorf erklärt, daß er 1927, als Achtzigjähriger, zu Hitler übergegangen ist, weil ihm die Deutschnationalen unter Führung von Hergt und Schiele damals zu schlapp waren: „Schon im folgenden Jahr aber mußte ich mich trotz meiner warmen Freundschaft und Hochschätzung

für Adolf Hitler von seiner Partei loslösen, da sein Vertreter hier im Revier eine Richtung einschlug, gegen die ich mich wenden mußte. Ich stehe treu zur Deutschnationalen Volkspartei, solange sich diese einer zielbewußten nationalen Führung wie derjenigen des Herrn Doktor Hugenberg erfreut, und unterstütze nur diese Partei."

Das kommt davon, daß Hitler seine Unteragenten nicht besser im Schuß hat. Dabei haben sich die nationalsozialistischen Führer alle Mühe gegeben, es den Bergherren recht zu machen. In dem offiziellen Kommentar zu ihrem Parteiprogramm, den der Reichstagsabgeordnete Gottfried Feder verfaßt hat, nehmen sie ausdrücklich „die wirklich großen Schöpfer unsrer Schwerindustrie, die Krupp, Kirdorf, Thyssen, Abbé, Mannesmann, Siemens", von der Sozialisierung aus, obwohl sonst die „Riesenbetriebe (Konzerne, Syndikate und Trusts) verstaatlicht werden sollen". Trotzdem bevorzugt also Kirdorf momentan die Nuance Hugenberg. Aber um Hitler nicht in Mißkredit zu bringen, wollen wir geziemend feststellen, daß Hitler vor vierzehn Tagen bei seinem letzten Besuch im Ruhrgebiet wiederum mit seinem bewährten Freunde und Gönner Kirdorf zusammen war. Die guten Beziehungen haben gücklicherweise unter den Stürmen der Zeit nicht gelitten. Möge die warme Freundschaft mit unserm großen Adolf den Senior von Gelsenkirchen dafür trösten, daß er auf seine alten Tage mit Jacob Goldschmidt im selben Aufsichtsrat sitzen muß.

Neben Kirdorf hat sich noch ein andrer Ruhrfürst öffentlich zu Hugenberg bekannt. Fritz Thyssen hat es sich nicht nehmen lassen, mit großer Entschiedenheit für den Young-Befreier Alfred Hugenberg einzutreten. Das ist um so rührender, als Thyssen früher nicht zu dem engern Hugenberg-Kreise gehörte und auch nicht zu den zwölf nationalen Männern zählte, die als die obersten Treuhänder über dem Hugenberg-Konzern wachen. Ein bißchen Hilfe von dieser Seite tat Hugenberg besonders not, denn grade die Stahlindustrie hat sich so brüsk von ihm abgewandt, daß man schon fast auf den Verdacht kam, im Ruhrgebiet sei die Vernunft eingezogen. Der Geschäftsführer des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, der bisherige deutschnationale Abgeordnete Reichert, hat sich zur Treviranus-Gruppe geschlagen und haut seit Wochen in der Rechtspresse auf Hugenberg ein, daß die Funken nur so sprühen. Den Anlaß zu dieser Polemik bietet der freundliche Vorschlag Hugenbergs, die Reparationslasten durch Sonderzölle aufzubringen, durch die auch die Eisenindustrie schwer betroffen würde. In einem Flugblatt sucht nun Hugenberg sich zu verteidigen und den Nachweis zu führen, daß sein Zollplan nicht ganz so widersinnig sei, wie er ist. Aber was er vorbringt, ist nicht sehr üppig. Wahrscheinlich wird, wenn bis dahin die Rechte noch nicht handelseinig geworden ist, die Debatte über die Hugenberg-Zölle sich im neuen Reichstag fortsetzen, denn selbstverständlich kehrt auch Doktor Reichert mit einem der wenigen sicheren Mandate, die die Treviranus-Gruppe zu vergeben hat, ins Parlament zurück. Noch ein paar Bänke weiter links wird

ein andrer, stillerer Gegner Hugenbergs seinen Platz wieder einnehmen; der Vertreter der Vereinigten Stahlwerke in der Deutschen Volkspartei, Adolf Hueck.

Die vom Langnamverein ausgegebene Parole, mehr Industrievertreter ins Parlament zu schicken, wird sich diesmal wegen des rapiden Kurssturzes der Deutschen Volkspartei nicht leicht verwirklichen lassen. Immerhin ist es der Schwerindustrie gelungen, einen neuen Namen an guter Stelle zu placieren. Im Rheinland wird auf der Liste der Treviranus-Leute der Geschäftsführer des Arbeitgeberverbandes der Eisen- und Stahlindustriellen Nordwest, der frühere Staatsanwalt Grauert kandidieren. Herr Grauert hat sich seine Sporen bei dem großen Arbeitskampf in der Eisenindustrie verdient, wo er als Kronanwalt der Unternehmer fungierte. Seitdem erfreut er sich bei den Granden der Schwerindustrie besonderer Sympathien. Seine Kandidatur findet im Ruhrbezirk aber noch aus einem andern Grunde Beachtung. Die Aufstellung Grauerts bedeutet nämlich die Niederlage Schlenkers, des Geschäftsführers des Langnamvereins.

Es ist noch in frischer Erinnerung, daß grade Doktor Schlenker eifrig dafür agitierte, das Unternehmertum müsse sich wieder mehr um Politik bekümmern, und die großen Werke sollten sich neben den technischen und den kaufmännischen Direktoren eigens politische Direktoren halten. Der Vorstoß Schlenkers wurde unter den kundigen Thebanern allenthalben dahin verstanden, daß Herr Schlenker selbst sich für einen politischen Direktorenposten und vor allem für den Reichstag in Empfehlung brachte. Schon bei der vorigen Reichstagswahl hatte er sich darum bemüht, bei der Deutschen Volkspartei ein Mandat zu bekommen, aber sein damaliger Chef, der Vorsitzende des Langnamvereins, Paul Reusch, hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Inzwischen ist Herr Schlenker bei den maßgebenden Industriellen keineswegs beliebter geworden, und noch mehr Gegnerschaft findet er innerhalb der Verbandsbureaukratie. Als sein Hauptgegner gilt sein früherer Adlatus, ein wackerer Stahlhelmer, der durch seine propagandistische Geschicklichkeit der Schwerindustrie manchen Dienst erwiesen hat. Herr Grauert, der offiziell nur die sozialpolitischen Interessen der Eisenindustrie wahrzunehmen hat, ist allmählich auch wirtschaftspolitisch an die erste Stelle gerückt, während der Stern Schlenkers im Erlöschen ist. Da die Außenwelt gewohnt ist, in der Schwerindustrie immer nur die Götter und Giganten zu sehen, mögen diese Auseinandersetzungen innerhalb der Verbände unwesentlich erscheinen. Aber sie sind es nicht. Bei der Überorganisation der Schwerindustrie ist es durchaus nicht gleichgültig, wer im Stahlhof und in den andern Verbandsbureaus die Feder führt und welcher Syndikus den Unternehmern den Firnis liefert.

Vielleicht hält man einen offiziellen Vertreter des Langnamvereins in der Deutschen Volkspartei auch deshalb nicht mehr für notwendig, weil der Langnamverein dort bereits inoffiziell einen hervorragenden Vertreter besitzt. Der „Schweine-Schmid", eine Zierde des Reichstags, ist, seitdem

er nach langem Zögern seinen Staatssekretärposten im Ministerium für die besetzten Gebiete niedergelegt hat, in enge Beziehungen zur Schwerindustrie getreten. Anfangs hieß es sogar, er würde einen offiziellen Geschäftsführerposten in einem der Verbände übernehmen. Aber es schien doch wohl ratsamer, ihn nicht offen als Industrieabgeordneten abzustempeln und ihn ohne besondere Kennzeichen als Verbindungsmann in Berlin walten zu lassen. Man sieht, Herr Schlenker braucht sich keine Sorgen um das Vaterland zu machen: die Schwerindustrie wird auch ohne ihn hinreichend im neuen Reichstag vertreten sein.

Gesangseinlage von Theobald Tiger

Nach einem Alt-Berliner Couplet

China, dieses Reich der Mitte,
weil es eine alte Sitte,
hielt die langen Zöpfe hoch —
die ham wa ooch! die ham wa ooch!
Doch, so schlau wie die Chinesen
sind wir immer schon gewesen.
Unsere Bonzen, Mandarinen
sind viel schöner als bei ihnen.
Und sie sind auch viel gemeiner!
Solche Herzen voller Bier,
die hat keiner, die hat keiner,
die hat keiner so wie wir —!

Kriegt die Russin eine stramme
Tochter, kommt die Hebeamme,
und sie nimmt det Kindchen hoch —
det ham wa ooch! det ham wa ooch!
Aber forsche Staatsanwälte,
die mit Paragraphenkälte
arme Frauen frech entehren,
immer feste zu gebären...
Und zum Troste liest ein feiner
Pfaffe was aus dem Brevier:
Das hat keiner, das hat keiner,
das hat keiner so wie wir —!

In Italien, im Gewimmel,
hebt der Mann den Arm zum Himmel,
denn sonst setzt es Staub und Rooch —
det ham wa ooch! det ham wa ooch!
Aber solche armen Hiesel,
solche rohen Hitler-Stiesel,
Kerls, die nie die Welt gerochen,
das Kommiß in allen Knochen —
die vor Judenfeindschaft brummen
(Sozialismus aller Dummen) ...
Über ihnen kräht da einer
mit dem indischen Panier —:
Die hat keiner, die hat keiner,
die hat keiner so wie wir —!

Bemerkungen

Wahlparole?

Man muß — steht bei Goethe — das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum uns immer wieder gepredigt wird. Ein Satz, eher auf Welt-Erkenntnis als auf Welt-Gestaltung abzielend; denn Goethe war mehr Ontolog als Ethiker, mehr Forscher als Forderer. Aber fürs Politische bleibt die These erst recht richtig. Man muß immer wiederholen, daß über allen Grundsätzen der Grundsatz „Erhaltet das Leben!" steht, und daß heute die erste Pflicht einer Partei, der wir vertrauen sollen, die Entschlossenheit ist, mit jedem tauglichen Mittel gegen den Krieg zu arbeiten. Ein negatives Ziel? Dann wäre die Medizin eine negative Wissenschaft.

Ein nur theoretisches, nur akademisches Ziel, da Krieg in Europa für absehbare Zeit nicht drohe? Dieser Einwand setzt einen Idioten voraus, der ihn erhebt, und einen zweiten Idioten, der ihn ernstnimmt. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien, zwischen Italien und Jugoslawien, zwischen Litauen und Polen, zwischen Polen-Rumänien und der Sowjet-Union sind derart, daß (in Verbindung mit dem internationalen Debakel der Wirtschaft) dieKriegsgefahr leider eine eminent praktische, eine eminent reale ist. Nirgends Abrüstung; überall Pulverfässer und regster Funkenflug. Die Pakte? Du lieber Gott.

Wenn in Europa Krieg „ausbricht" (blöde Vokabel! noch nie in der Geschichte „brach" ein Krieg von selber „aus"; immer sind sie gemacht worden!), dann gibt es für Deutschland die bekannten drei Möglichkeiten: Bündnis mit dem franko-polnischen, Bündnis mit dem russisch-italienischen Block (der wird bald zu Ende geschmiedet sein) — oder Neutralität. Geehrte Parteivorstände: Welche dieser drei Möglichkeiten werden sie zu verwirklichen trachten?

Eine „rationalistische" Frage: was, Tante Bäumer? Nur der Glibber gilt, mahraunen Sie uns zu. Aber mir, Verehrteste, imponiert die belemmerte Mystik einer Partei in diesem Staat, die nichts andres weiß, als daß sie ihn will, absolut nicht; und ich nehme mir die Freiheit, klar zu sein. Welche der drei Möglichkeiten werdet ihr zu verwirklichen trachten? Der Jungdeutsche grimassiert einstweilen russenfresserisch und polenfresserisch in einem; er scheint sich noch nicht hinreichend entschlossen zu haben, sehr ähnlich darin den Hitler, Hugenberg, Treviranus, Scholz, die sämtlich offenbar abwarten, welche Staatengruppe mehr bietet. Und auch darin ist er mit dem gesamten Nationalismus einig, daß die Neutralität keine Wünschbarkeit sei; bleibt sie doch die Forderung jener „internationalen pazifistischen Schwärmer", deren Wirksamkeit „so unermeßlichen Schaden" stifte. Den verloren gegangenen Glauben „an den Krieg als weltbewegendes Schicksal" gelte es „zu erwecken", ließen münchner Studenten neulich drucken; und den linken Flügel der Front, die dem zustimmt, bildet die Staatspartei; mit ihrem „positiven Aktivismus".

Oder sollte die Front noch weiter reichen? Liebäugeln prominente Sozialdemokraten nicht vielleicht mit dem paneuropäischen Militärbündnis gegen die Sowjets? Hat nicht vor einigen Jahren sogar der Pazifist F. C. Endres, ein Mann, der die Phänomene des künftigen Gaskriegs erschütternder geschildert hat als die Meisten, sich dennoch für Verdreifachung der Stärke unsrer Reichswehr und für ihre Fusion mit dem französischen Heere ausgesprochen, welche „unbedingt nötig" sei „für die ohne jeden Zweifel kommende Auseinandersetzung Europas mit Asien"? Propagiert Ströbel nicht hartnäckig den Sanktionskrieg des Völkerbunds? Ströbel, der Linkste der Linken! Sind die Mehrzahl der antimilitaristischen Usepeter von einst nicht längst

zu Gehilferdingen der Sozialpatrioten verkümmert? Haben wir Anlaß, den Panzerkreuzerbauern von heute den vierten August Vierzehn zu amnestieren? Bestimmt der Typ Seydewitz den Kurs der Partei? Mir scheint, nach wie vor bestimmt ihn der staatsloyale, opportunistische, saturierte Parteiwebel.

Und die Kommunisten? Sie stehen in schärfster Abwehrfront gegen die Versuche, Deutschland in den antirussischen Konzern zu ziehn; das ist unzweifelhaft. Sie wollen ehrlich und energisch Rußland schützen. Aber wie? Wenn eines Tages ein Teil der deutschen kapitalistischen Reaktion die Parole ins Volk werfen wird: Kriegsbündnis dieses Deutschlands mit der Sowjet-Union, gegen den gemeinsamen Feind — werden unsre Kommunisten dann Widerstand leisten? Wünschen sie bei einer kriegerischen Auseinandersetzung Rußlands mit den Westmächten und deren Vasallen Deutschlands Neutralität, die Neutralität dieses Bourgeois - Deutschlands, wohlgemerkt, ... oder wünschen sie den Koalitionskrieg? Den Koalitionskrieg auf die Gefahr hin, daß ein Sieg der russisch-deutschen Koalition den deutschen Imperialismus fester in den Sattel setzt, als er je saß, und daß eine Niederlage den Zusammenbruch des Bolschewismus in Rußland zur Folge hat? Man löge, wollte man behaupten, daß die Kommunistische Partei auf diese klare Frage, die nicht erst gestellt zu werden braucht, bisher eine auch nur halbwegs klare Antwort erteilt habe. Ihr kluger und kraftvoller Wahlaufruf schweigt über diesen Punkt — wie ihre gesamte Literatur, die mehr demagogische und die mehr dialektische. Der Kommunismus bekämpft „den imperialistischen Krieg", nicht den Krieg; was für ein Krieg wäre eigentlich der Krieg, den ein kapitalistisches, von einem Direktorium Hitler-Hugenberg-Schleicher oder von Herrn v. Seeckt geleitetes Deutschland im Bunde mit der Sowjet-Union führen würde?

Ich sehe keine Partei in Deutschland, die zuverlässig gegen den Krieg arbeitet. Wem sein Gewissen vorschreibt, an die Spitze des eignen Aktionsprogramms den Kampf gegen den Mord, gegen den vom Staat organisierten Massenmord, zu stellen, ist außerstande, in diesem Deutschland parteipolitische Begeisterung und eine Wahlparole zu produzieren — es sei denn die, unter allen den Übeln dem verhältnismäßig kleinsten den Vorzug zu geben, um den größern Abbruch zu tun. Welches das kleinste der Übel sei, das zu entscheiden wird dem revolutionären Humanitär nicht zu schwer fallen.

Kurt Hiller

Was wird aus den Phosgen-Opfern?

Am Abend des 20. Mai 1928 sind auf der Veddel bei Hamburg hunderte von ahnungslosen Einwohnern dieses Industrievororts vergiftet, zwölf getötet worden. Seit dem 20. Mai 1928 kämpfen die Opfer der Giftgaskatastrophe um ihr Recht. Sie kämpfen um eine Entschädigung und darüber hinaus um ein gerechtes Urteil. Soweit sie durch die Verpestung ihrer Lungen mit dem teuflischen Gas des Herrn Doktor Stolzenberg erwerbsunfähig gemacht wurden, ist die Entschädigungsfrage für sie eine Lebensfrage. Uns muß an der billigen Erfüllung ihrer Ansprüche ebenso liegen wie an den rechtlichen Bestandteilen eines Urteils, um das sich hamburger Gerichte nun schon jahrelang bemühen. Wie nach Kriegen und diplomatischen Zänkereien klammert man sich an Schuldfragen, über die sich bekanntlich bis an den jüngsten Tag streiten läßt. Die Dauer dieses Prozesses ist ein Skandal.

Als die neuroder Bergleute vergast wurden, rührte sich das ganze Reich zur Hilfeleistung. Als in Lübeck zweihundert Säuglinge mit Tuberkelbazillen gefüttert wurden, erklärte der lübecker Senat sich bereit, für die Opfer nach Möglichkeit zu sorgen und materielle

Hilfe zu leisten, wo sie noch einen Sinn hatte. Mit ähnlicher Selbstverständlichkeit hielt es der Magistrat der Stadt Koblenz für seine Pflicht, sich sofort der Opfer der Brückenkatastrophe anzunehmen. Die hamburger Phosgengeschädigten prozessieren Jahre hindurch um ihr Recht.

Heute lesen sich die offiziellen Verlautbarungen um die Katastrophe wie ein Höllenwitz. Da die erste Aufgabe der staatlichen Instanzen die der Besänftigung der Gemüter ist, erklärte der Reichswirtschaftsminister in einer Sitzung des Reichskabinetts am 30. Mai 1928, also zehn Tage nach der Katastrophe, unter anderm: „Auch eine Verletzung gesetzlicher Vorschriften kommt nicht in Betracht. Das höchstbedauerliche Unglück ist nicht anders zu beurteilen als andre Unfälle auch." Nun ist es nicht erst seit Geßler Sache der Minister, falsch orientiert zu sein. Doch dieser Fall ist besonders traurig und grotesk. In Koblenz, Lübeck und Neurode, wo es sich wirklich um Unfälle gehandelt hat, sind die öffentlichen Stellen sofort in die Bresche gesprungen. Die hamburger Phosgenopfer kämpfen seit zwei Jahren um eine Selbstverständlichkeit.

Endlich ist für die Gerichtsentscheidung nach Verwerfung eines selbst auf den Laien wie eine Brüskierung der Vernunft wirkenden Sachverständigengutachtens ein zweites Gutachten eingeholt und fertiggestellt worden, vor dem allerdings die Erklärung des Reichswirtschaftsministers ein sehr verändertes Aussehen erfahren muß. Obgleich angeblich keine „gesetzlichen Vorschriften verletzt" waren, stellt das Gutachten Professor Wirths von der Technischen Hochschule Charlottenburg unter anderm fest, daß der Brandingenieur Drews vor dem Unglück, dem leicht Hunderttausende zum Opfer hätten fallen können, bereits berichtet hat: „Bei der heutigen Besichtigung wurde die Abfüllanlage in einem Zustand angetroffen, der zu schweren Bedenken gegen die Weiterführung des Betriebes Anlaß gibt." Vier Tage vor der Explosion eines der Tanks, die je 13 700 Kilo der teuflischen Substanz enthielten, wurde vom Gewerbeaufsichtsamt geäußert: „Die vom Feuerwehramt gerügten Mängel sind vorhanden. Die jetzige Art der Lagerung und des Betriebes bedeutet eine erhebliche Gefahr für die Umgebung, es erscheint dringend notwendig, den ganzen Betrieb so schnell wie möglich, spätestens binnen vierzehn Tagen einzustellen."

Weiterhin ergibt sich aus dem Gutachten, und dies ist das Entscheidende, daß der gesamte Betrieb für die Zwecke, denen er dienen sollte, falsch angelegt war, da er „keine Sicherheit" gegen Unfälle bot. Es handelte sich nämlich um eine Aufarbeitungsstelle für das alternde Phosgen aus den Demobilmachungsbeständen. Die insgesamt hunderttausend Kilo Phosgen waren eine Gabe der deutschen Reichswehr. Das Reichswehrministerium hätte bei der tötenden Kraft dieser Riesenmengen die Pflicht gehabt, Verwendung und Unterbringung ihrer ehemaligen Bestände genauestens zu prüfen. Sie hätte die Pflicht gehabt, Mengen, die für medizinische Verwendung nie in Frage kamen, selbst zu vernichten und den Rest so sicherzustellen, daß das Gas niemals hätte entweichen können.

Die Reichswehr hätte sich vor allem auch diesen Doktor Stolzenberg ansehen sollen, über den zur Genüge geschrieben worden ist. Stolzenbergs russische Chemikalienaufträge sind bekannt. Eine schuldhafte Fahrlässigkeit höchsten Grades scheint also durch das Gutachten des Professor Wirth erwiesen. Diese Mengen Phosgen, die für die Verpestung einiger Millionen ausgereicht hätten, durften niemals in unmittelbarer Nähe einer Stadt lagern. Mengen diesen Umfangs überhaupt zu lagern, erscheint mir schon als ein Verbrechen. Sie bei Stolzenberg in Quartier zu geben, der dreitausend Flaschen dieses Gif-

tes ohne den geringsten Schutz gegen die Witterung im Freien lagerte, der also von unerhörter „Gewissenhaftigkeit" und Berufskundigkeit sein mußte, kann mit ausreichenden Attributen überhaupt nicht gewertet werden.

Das Reichsministerium hat also fahrlässig gehandelt und Doktor Stolzenberg nicht weniger; bleibt der hamburger Staat, der mit den Opfern prozessiert und feilscht. Festgestellt ist, daß die hamburger Ordnungspolizei, als sie zur Hilfeleistung in das Unfallgelände entsandt wurde, völlig ahnungslos über die Beschaffenheit der durch Explosion freigewordenen Gase war. Das ist es eben: sieben Stellen sorgten für den Schutz der Bevölkerung. Einige waren überhaupt nicht orientiert, darunter die helfende, die retten wollte und selber in Gefahr geriet. Die andern wußten zum Teil Bescheid und empfanden die Gefahr. Sie forderten Abstellung der „Mißstände", nicht aber als erste Forderung Vernichtung des Phosgen. Sie witterten Unrat, aber es waren der Instanzen zu viele, um die Gefahr zu beseitigen.

Ein bürgerschaftlicher Bericht, den ich noch während meiner kurzen Tätigkeit als Abgeordneter in Hamburg abfaßte, nennt folgende Schutzinstanzen: die Wohlfahrtspolizei, die Baupolizei, das Aufsichtsamt für Dampfkessel und Maschinen, das Feuerwehramt, die Gesundheitsbehörde und das Gewerbeaufsichtsamt. Man hat also auch in diesem Falle wieder einmal Akten gewechselt und „Instanzen", viele Instanzen beschäftigt statt zu handeln, aber für den einzigen radikalen Entschluß, der die Gefahr der Ermordung Hamburgs bezwungen hätte, für den Entschluß, aktiv einzugreifen, wär keine dieser vielen Stellen kompetent genug. Jetzt allerdings ruhen dreitausend Phosgen-Flaschen im Atlantischen Ozean, wo er viertausend Meter tief ist, also „keine Fischgründe mehr sind und keine Gefahr für die Schiffahrt besteht". Fünfzig Mann von der Reichswehr haben nach der Katastrophe wacker beim Verladen auf den Dampfer „Hudikswall" geholfen. Einer aber, der Reichswehrminister, hätte vorher helfen können.

Die Opfer prozessieren heute noch. Und das dritte Gutachten steht noch aus.

Erich Lüth

Die Aufgabe des Vorsitzenden

„Ein Gegenstück zu dem Fall, in dem ostpreußische Geschworene den Mann aus dem Westen verurteilten, ist der Fall des Rennfahrers Breuer, der im Jahre 1910 vom SchwG. in Trier wegen Mordes verurteilt worden ist. Auch hier dürfte es sich um einen Fehlspruch handeln, den rheinische Geschworene über einen Mann aus Berlin gefällt haben." Man mag über das alte SchwG. denken wie man will, ich muß aber die rheinischen Geschworenen gegen den ihnen hier gemachten ganz unbegründeten Vorwurf in Schutz nehmen. Ich war an dem Verfahren gegen Breuer in keiner Weise beteiligt, habe aber alle Phasen desselben aus nächster Nähe miterlebt, und da muß ich sagen: Außer den Verteidigern, gab es in Trier keinen Juristen — mochte er aus dem Rheinland oder aus einer andern Provinz

stammen —, der an Breuers Schuld zweifelte. Von einem Fehlspruch der Geschworenen dürfte also in diesem Falle nicht gesprochen werden können. Noch viel weniger aber von einer Animosität der Geschworenen gegen Breuer. Vielleicht hätten sie sogar den Rennfahrer Breuer, der infolge zweimaliger Aufhebung des Urteils durch das RG. dreimal vor ihnen stand, beim dritten Mal nicht für schuldig erkannt, wenn nicht einer der damals glänzendsten rheinischen Schwurgerichtsvorsitzenden, der LG.-Dir. Dr. Schneider, der seinerseits felsenfest von der Schuld Breuers überzeugt war, in zähem Kampf mit der Verteidigung mit starker Hand die Verhandlung geleitet hätte. Man kann daher den Fall Breuer nicht als typischen Fehlspruch gegen das alte SchwG. verwerten.

Juristische Wochenschrift

Volkswirtschaftlicher Moment

Das ist... eh — wie soll ich das erklären... Das ist so:

„Diese Hosenträger", hat das kleine brünette Fräulein grade gesagt, „sind ganz weich, sie werden im Tragen immer weicher, sie halten unbegrenzt lange — ja, sie werden sehr viel gekauft, wir verkaufen überhaupt keine andern — wirklich preiswert, sehr preiswert — wenn Sie aber einen Gürtel nehmen wollen — wir haben auch sehr gute Gürtel, sehen Sie, hier — aber von den Hosenträgern sind nur diese da wirklich empfehlenswert..." Pause.

Du zögerst.

Noch prangen die hellgrauen Hosenträger neben dem schönen englischen Gürtel — beide lächeln dich freundlich an; sie sind höflich zu dir, sie sagen: Bitte sehr, Herr Käufer; sie spreizen sich... noch sind sie eine Ware.

Die Ware ist unter Berechnung des äußersten Nutzens gut eingekauft worden; Reklame haben sie dafür gemacht; in den großen Blättern, die bei völliger Unabhängigkeit des Inseratenteils auch etwas Text unter die Anzeigen mischen, haben sich gerasterte Mädchen über autotypierte junge Herren gebeugt — Unterschrift: „Ja, Schatz, seit du einen Wonkemeyer-Gürtel trägst, ist mir viel wohler!" — noch ist alles, was da vor dir liegt, eine Ware. Du zögerst.

Zögere, Freund. Wisse: du stehst auf einem kleinen Hügelpunkt deines Lebens... einen Moment später, einen einzigen Moment, und —

Und der Gürtel ist keine Ware mehr. Er ist ein ganz gemeiner Gürtel geworden. Und dies sind die Folgen dieses wirtschaftlichen Mysteriums, in pane, sub pane:

Eben war der Gürtel noch vier Mark und achtzig wert, und wenn ihn nicht du genommen hättest, dann vielleicht ein andrer Mann, dem die Hosen zu rutschen beginnen. Nun aber ist der Gürtel auf einmal gar nichts mehr, nun ist es dein Gürtel geworden, irgend einer — der Gürtel ist aus dem Kreislauf der Waren in dein Leben getreten... und das ist ihm nicht gut bekommen.

Kämest du nun — nach deinem kleinen Wörtchen Ja, dieser die Offerte annehmenden Willenserklärung, so das Rechtsgeschäft eines Kaufs zustandebringend — kämest du nun mit dem Gürtel in dasselbe Geschäft und wolltest deinen hellbraunen Wonkemeyer, das Entzücken der Gents, verkaufen —: hinausgeschmissen würdest du. „Wir kaufen keine alten Sachen." sagte der Chef. Hinweg mit dir. Ein Gürtel! Was ist ein Gürtel?

Zögere, Freund. Noch steht die Verkäuferin mit einer unmerklichen Höflichkeitskrümmung vor dir, der ganze Laden scheint zu lauschen — denn solcher Gürtel sind viele in diesem Augenblick, der Käufer aber wenige, und wenn ein verkaufender Kaufmann höflich ist auf dieser Welt, so heißt das immer, daß das Angebot die Nachfrage übersteigt. Zögere, Freund. Genieße diese Minute, schöpfe ihren Reiz bis

aufs letzte, schlürfe, koste aus, genieße. Bedenk: trägst du diesen Gürtel nach Hause und trifft dich unterwegs — verzeih mir — der Schlag, so ist der Gürtel eine bewegliche Sache in deinem Nachlaß. Noch nie getragen — aber ein ganz gewöhnlicher Gürtel. Zögere... zögere... Das Fräulein sieht dich fragend an. Die Pause hat so lange gedauert, wie eine solche Pause überhaupt dauern kann.

„Ich werde diesen hier nehmen", sagst du.

Du armes Aas.

Peter Panter

Das Interesse der Öffentlichkeit

Anschließend eröffnete um 11 Uhr Magistratsbaurat und Branddirektor Verfürth in seiner Eigenschaft als erster Vorsitzender des Preußischen Landes-Feuerwehrverbandes den 19. Westfälischen Brandmeistertag. Aus den Beratungen ist für die Öffentlichkeit von Interesse, daß der alte Feuerwehrgruß „Gut Schlauch" durch den neuen Gruß „Gut Wehr" ersetzt werden soll, der auch in den meisten preußischen Wehren schon gebräuchlich ist.

Der fascistische Gruß

Wahlversammlung in Moabit, mit dem großen Goebbeles als Redner. Der Vorsitzende erhebt die Hand zum fascistischen Gruß...

Stimme aus dem düstern Teil des Parterres: „Ja woll — so hoch liegt bei euch der Dreck!"

Der präsidiale Stil

Gegeben am 9. des Brachmonat 1928

Wenn Ihr die Seele Grafenwerth
feuchtfröhlich schlürfend heut beehrt,
gedenkt des alten „Urstrategen",
er wünscht Euch treulich Heil und Segen!
Hollahoh!

Der Trutzherr von Tannenberg an die Ritter Rodenstein, so da am 9. 6. 28 tagend auf der Insel Grafenwerth bei Honnef am Rhein. Absender: Berlin, Wilhelmstr. 73.

Faksimiliert wiedergegeben im ‚Düsseldorfer Mittag' vom 9. August 1930

Hinweise der Redaktion

Berlin

Künstler im Reich. Reckendorfhaus, Hedemannstraße 24.

Bücher

Viscount d'Abernon: Ein Botschafter der Zeitwende, Band 3. Paul List, Leipzig.
Joseph Conrad: Jugend. S. Fischer, Berlin.
Lion Feuchtwanger: Erfolg. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Jules Romains: Kumpane. S. Fischer, Berlin.
Ernst Toller und Alfred Mühr: National-Sozialismus? Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Fritz von Unruh: Phaea. Felix Bloch Erben, Berlin.
Paul Valéry: Meer, Matrosen, Marine. Firmin-Didot, Paris.
Carl Vogl: Aufzeichnungen und Bekenntnisse eines Pfarrers. Agis-Verlag, Wien-Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Breslau 19.00: Um Carusos Erbe (Schallplatten). — Stuttgart 19.05: Kindertheater in Rußland, Peter Flamm. — Berlin 20.00: Literarische Umschau, Edlef Köppen. — **Mittwoch.** Köln 19.15: Stunde des Arbeiters, Erik Reger. — Berlin 20.00: Schöpferische Persönlichkeit, Gottfried Benn. — Breslau 22.40: Dichtung und Musik der Zeit, zur Diskussion gestellt; Paul Rilla und Franz Josef Engel. — **Donnerstag.** Breslau 16.15: Die Revellers und ihre Schule (Schallplatten). — Berlin 17.50: Die Erzählung der Woche, Günther Birkenfeld. — Frankfurt 18.35: Die Staatenlosen, Kurt Großmann. — **Freitag.** Frankfurt 18.05: Aus der deutschen Theatergeschichte, Erik Reger. — Berlin 19.30: Was nützen uns Biographien, Erich Franzen und Willy Haas. — Leipzig 20.40: Miguel de Unamuno: Der Andere. — **Sonnabend.** Berlin 16.00: Begegnungen mit der „Powenzbande" von Ernst Penzoldt, Hermann Valentin. — Frankfurt 18.05: Die Idee der Freiheit bei Karl Marx, H. Ritzmann. — Breslau 18.35: Jack Hylton — Paul Whiteman (Schallplatten). — Königsberg 19.30: Die Agrarumwälzung in der Sowjetunion, O. Schiller.

Antworten

Doktor Werner Arendt. Sie schreiben: „Am 26. August hat in einer Wahlversammlung der Staatspartei Herr Oscar Meyer sein Bedauern ausgedrückt, daß die Einheitsfront nicht von Westarp bis zu Koch-Weser reiche. Ich bedaure auch, denn auf diese Weise würden selbst den dämlichsten von Meyerns eventuellen Wählern die Augen geöffnet werden. Leider hat eine gewisse Charakterfestigkeit der Leute um Westarp die Staatspartei daran gehindert, den Volkskonservativen dort hineinzukriechen, wohin es sie zog, denn bei solchen Gesinnungsakrobaten ist kein Ding unmöglich, und sie würden auch über Westarp hinaus den Weg zu Hugenberg und Hitler finden, wenn sie dort vorgelassen würden." Lieber Herr Doktor Arendt, warum so böse? Die Herren haben ihr Mandat gerettet. Meyers Wahl ist sicher. Koch ist zwar dabei in die Weser gefallen, aber jetzt auf der Reichsliste wieder aufgetaucht. Nenne er sich von nun an: Koch-Reichsliste.

Edlef Köppen. Sie schreiben an die Adresse des Börsenvereins deutscher Buchhändler in Leipzig: „Hochwürdige Herren: Wiewohl ich weiß, daß es unziemlich ist, wenn ein Schriftsteller, einer der Subalternsten also im von Ihnen beherrschten Reich des Buchhandels, sich Ihnen nähert, wage ichs in aller Bescheidenheit. Nicht natürlich, um Rechenschaft von Ihnen zu fordern für Maßnahmen, die ich vielleicht nicht verstehen kann sondern aus armseliger Wißbegier. Darf ich mich Ihnen vorstellen? Ich hatte die Vermessenheit, ein Buch zu schreiben, das sich mit dem Krieg befaßt. Ich hatte die Ungezogenheit, mit einigem Nachdruck zu behaupten, daß jene Große Zeit doch nicht ganz so groß war, wie unter einem großen Teil Ihrer Mitglieder immer noch geglaubt wird. Mein Buch hatte das Schicksal, von der Kritik sehr vieler Lager als gut befunden zu werden, was mich, wie ich versichere, mehr erschreckt als erfreut. Mein Verlag hatte die Kühnheit, in Ihrem allerwertesten Organ, dem ‚Börsenblatt für den deutschen Buchhandel', einige dieser guten Kritiken veröffentlichen zu wollen. Und nun schreiben Sie ihm am 16. August unter anderm: ‚Wir möchten Sie höflichst bitten, mit einer geringfügigen Korrektur in der in diesem Inserat befindlichen Kritik der ‚Berliner Börsen-Zeitung' freundlichst einverstanden zu sein, und zwar handelt es sich um den Satz: ‚Es ist zehnmal soviel Kriegswirklichkeit in seinem Buch wie in dem von Remarque.' Hier bitten wir Sie, diesen Autor nur punktiert anführen zu dürfen, da wir sonst auf Grund der ‚Bestimmungen über die Verwaltung des Börsenblattes' gezwungen wären, Ihre Anzeige vor Abdruck erst dem Verleger des kritisierten Buches zur Stellungnahme in einer Gegenanzeige — vorzulegen. Wir glauben jedoch, sicher damit nicht in Ihrem Sinne zu handeln und Ihr Einverständnis zu der angeführten kleinen Änderung zu erhalten.' Sicherlich, hochehrwürdige Herren, haben Sie recht: die Korrektur ist geringfügig. Statt eines Wortes einige Punkte: für den Setzer ist es ein Griff. Aber ist es doch nicht zu streng? Kann es mir nun nicht passieren, daß infolge Ihrer Strafpunkte der eine glaubt, mein Buch habe zehnmal so viel Kriegswirklichkeit wie Schauwecker, der andre, es habe zehnmal soviel wie Renn? Und wäre das nicht am Ende gar so etwas wie eine Irreführung? Muß ich mich Ihrem Diktum wirklich unterwerfen? Natürlich, mein Buch ist, ich hoffe: Eindeutig: gegen den Krieg. Aber darum gleich Punktierung? Und muß der arme Kritiker der Börsenzeitung, der Ihnen bestimmt nicht wehtun wollte, auch unter meiner Verworfenheit leiden? Oder, hochehrwürdige Herren? Sind Sie eigentlich Inseratenakquisiteure, die sich jede Anzeige hoch bezahlen lassen, oder sind Sie Zensurbeamte? Muß punktiert werden, weil es in Ihren hundertjährigen Bestimmungen steht, oder muß punktiert werden, weil zehnmal so viel Kriegswirklichkeit gar nahe an der einmaligen Wahrheit liegt? Es geht nicht um mich, nicht um Remarque. Es geht darum, daß endlich ein Punkt gemacht wer-

den muß mit Punkten! Daß endlich, auch bei Ihnen, grade bei Ihnen, Schluß gemacht werden muß mit der Bevormundung der öffentlichen Meinung! Aber verzeihen Sie: fast ließ ich mich hinreißen zu Unbesonnenheiten, die mich am Ende für immer des Glückes beraubten, in Ihrem allerwertesten Organ in bezahlten Anzeigen genannt zu werden. Verzeihen Sie. Ich schließe. Seien Sie versichert, meine Hochachtung für Sie ist laut Ihrer Allerhöchsten Kabinettsorder vom 16. August dieses Jahres größer als die gegen ... Ich werde Ihre ... Institution immer und mein Leben lang mit Inbrunst ... Ich bin in ... Ihr Sie stets ... K." Ich glaube, der Verlag Remarques würde sich weniger engherzig gezeigt haben als das brave Börsenblatt. Übrigens ist dies selber seiner Satzung neulich nicht treu geblieben. Denn in seiner Ausgabe vom 22. August zeigt der Verlag Gerhard Stalling sein neues Opus, die „Gruppe Bosemüller" von Beumelburg, durch Wiedergabe einer Kritik des ‚Hamburger Fremdenblatts' an, deren Verfasser Beumelburgs Buch mit Renn, Remarque und einigen andern vergleicht, um es endlich das vielleicht „bisher vollkommenste Kriegsbuch überhaupt" zu nennen. Wo bleiben da die venerablen Bestimmungen über die Verwaltung? Wo bleiben denn da die Punkte?

Kommunist. Deine Partei erläßt einen Wahlaufruf an die geistigen Arbeiter. Darin ist manches Richtige gesagt über das Volk der Dichter und Denker, in dem der geistige Arbeiter zum Paria herabgesunken ist. Stärker kommt das alles aber in der letzten Nummer der ‚A.J.Z.', heraus, denn das Bild ist ein bessrer Agitator als das Parteibureau. Gut ist in dem Aufruf das freie Bekenntnis, daß man nicht von selbst zum Sozialismus kommt und dann nicht gleich alles gut ist: „Wir verheimlichen es nicht: der Weg ist hart und entsagungsvoll", ganz schlecht das von den „Sklavenketten des Youngplans". Das stammt aus einer andern Küche. Dennoch werden viele, die sich mit mir darüber ärgern, deine Partei wählen. Aber nicht aus feuriger Zustimmung sondern aus Resignation. Das ist zu wenig. Eine Arbeiterpartei darf sich nicht nur als „das kleinere Übel" wählen lassen.

Philosoph. Ja, Ihre Zeitung hatte recht, als sie meldete, daß am 25. August vor dreißig Jahren Friedrich Nietzsche gestorben ist. Und auch Sie haben recht, wenn Sie sich über die Belanglosigkeit solcher Daten moquieren. Immerhin läßt sich aus Anlaß dieses Tages eine erfreuliche Feststellung machen: man kann Nietzsches Werk endlich zu einem erschwinglichen Preise erstehn. Da hat der Kröner-Verlag in Leipzig zwei Auswahlbände von insgesamt mehr als 1200 Seiten für 5,70 RM. herausgebracht; August Messer hat sie zusammengestellt. Andre Verleger werden folgen. Von diesem positiven Ergebnis des Gedenktags abgesehen bleiben nur traurige Feststellungen übrig. Wo ist zu lesen, was Nietzsche grade uns heute noch zu sagen hat? Scheint es nicht beinahe so, als hätten die recht, die ihn als „Philosophen des Kapitalismus" beschimpfen? Er war es nicht. Die nationalistischen Gewaltmenschen, die ihn heute für sich reklamieren, schänden sein Werk, und die Nietzsche-Philologie tut es nicht minder. Kann Nietzsches Werk Helfer sein im Kampf um eine, mit Nelsons Wort, revolutionäre Revision des Sozialismus? Kann es denen als Waffe dienen, die dem Geist die Macht im Staate erobern wollen? Diese Fragen — wo werden Sie beantwortet? Nirgends. (Obwohl Köpfe da sind, die imstande wären, sie zu beantworten.) Statt dessen auf der einen Seite wissenschaftlicher Leerlauf um Nietzsche-Probleme mindern Ranges, auf der andern ein widerlich verquollener Denkmischmasch, der sich zur Nachfolge jener Schöpfungen aufwirft, in denen, wie fast nirgends in der Geschichte der Philosophie, tiefste Tiefe mit klarster Klarheit gepaart ist.

Ernst Johannsen. Wir bestätigen Ihnen den Eingang zweier weiterer Spenden für den Kriegsbeschädigten Martin Reimers in Höhe von 20 RM. und 4 RM.

Dr. med. Fritz Fränkel, Berlin. Sie berichten uns von einer merkwürdigen Erfahrung mit der Leitung der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden. Aus der von Ihnen zusammengestellten Abteilung Kampf gegen Rauschgifte sind zwei Stücke entfernt worden, ohne daß man Sie gefragt oder Ihnen wenigstens später offiziell Mitteilung gemacht hätte. Es handelt sich um ein Bild des Malers Wiegmann, auf dem ein wohlgenährter Bürger behaglich das Steigen der Brauerei-Aktien verfolgt; im Hintergrunde steht eine abgehärmte Frau, die Frau eines Trinkers. Das zweite Stück ist ein Bierglas mit einer durchschimmernden Leiche; Unterschrift: Wieviel sterben jährlich durch Alkohol. Darauf legte die ‚Tageszeitung für Brauerei' los: „Auch sonst sind in dieser Abteilung unerhörte Angriffe gegen den Alkohol, vor allem gegen das Bier, zu sehen. Auf wiederholte Reklamationen sind einige dieser Gemeinheiten — anders können sie nicht bezeichnet werden — entfernt worden. Aber dieses Bierglas blieb stehen." Nun, es blieb nicht mehr lange stehen: der Deutsche Brauerbund erreichte bald die Entfernung. So wurde die von Ihnen geschaffene Abteilung stückweise abgebaut. Wir verstehen, daß Sie es ablehnen, mit der Ausstellungsleitung, die es nicht für nötig hielt, Ihnen davon Mitteilung zu machen, zu verhandeln. Die Allmacht des Alkoholkapitals ist bekannt, vielmehr sehr unbekannt, denn die große Presse meidet dies Thema von jeher sehr sorgfältig. Warum aber klappt das Präsidium der Hygiene-Ausstellung davor zusammen? Was hat dies Unternehmen davon zu befürchten? Oder haben die Brauer auch hier subventioniert —? Sie sollen ihre eignen Ausstellungen finanzieren; das ist eine grade Sache, aber hier haben sie nichts verloren. Wir bitten das Präsidium, das Ihnen gegenüber geschwiegen hat, um Antwort.

Doktor N. N. Geben Sie uns bitte Ihre Adresse an, damit wir Ihnen Ihr Manuskript zurückschicken können.

Hamburger. Die Unabhängigen Demokraten Hamburgs, die die Preisgabe des Linkskurses durch die hamburger D.D.P. nicht mitmachen, haben ihre Geschäftsstelle bei Doktor Zacharias, Hamburg, Schauenburger Straße 49.

Unorientierter. Sie fragen, ob der Volkswirt Stolper für das rumänische Parlament kandidiert —? Nein. Er kandidiert in Hamburg auf der Liste Reemts- — pardon — Staatspartei.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Fünfundzwanzig Jahre von Kurt Tucholsky

„Mein geronnenes Herzblut" sagte Siegfried Jacobsohn, wenn er die rote Reihe der Halbjahrsbände der Weltbühne betrachtete, die immer vor ihm standen. Seine Arbeit war darin, seine Liebe und sein ganzes Leben. Einundzwanzig Jahre hat er dem Blatt jede wache Stunde gewidmet, und er träumte, wenn nicht von Mozart, dann sicherlich von neuen zu gewinnenden Mitarbeitern. Er deckte sich jede Woche einen kleinen Geburtstagstisch: „Sächelchen tue ich Euch in die nächste Nummer . . .!" und vorausgenießend schmeckte er die Qualität der Arbeiten ab, deren Entstehung fast immer seiner Initiative, seiner Tatkraft, seiner liebevollen Überredung zu verdanken waren. Und jetzt stehen die fünfzig Bände vor uns; man muß schon zweimal kräftig ausschreiten, wenn man die lange Reihe abgehen will. Fünfundzwanzig Jahre sind um. Wir dürfen zurückblicken.

*

Am 7. September 1905 erschien die erste Nummer. Am Geburtstag Albert Bassermanns: für S. J. ein schönes Vorzeichen.

Nach jenem Spektakel, den eine künstlich aufgepustete und von S. J. später im „Fall Jacobsohn" aufgeklärte Plagiataffäre des jungen Theaterkritikers an der Welt am Montag hervorgerufen hatte, war Jacobsohn in die Versenkung untergetaucht. Er war auf Reisen gegangen, hatte innerlich wieder von vorn angefangen und in fernen Ländern frischen Mut geschöpft. Mit Hilfe von Freunden, die die Literatur und das Theater ebenso liebten wie er, war es ihm möglich gewesen, die neue Zeitschrift ins Leben zu rufen. Er hat von der ersten Nummer bis zum letzten Novemberheft des Jahres 1926 alles allein gemacht — keine Krankheit, keine Reise, keine Ungunst der Stunde haben ihn jemals veranlassen können, die Redaktion auch nur für eine einzige Woche abzugeben.

1905. Siegfried Jacobsohn, der „Abschreiber", macht ein eignes Blatt auf.

Mir ist für den Mann kaum etwas so charakteristisch erschienen, wie die ersten drei Worte, mit denen seine Theaterkritik in der Nummer eins begann. „Medias in res", heißt es da; fangen wir mitten in der Sache an! Er hat immer mitten in der Sache angefangen.

Die ‚Schaubühne' erschien. In den ersten drei, vier Jahrgängen stand S. J., ohne es zu wollen, im Mittelpunkt der Zeitschrift. Seine Theaterkritik der Woche war das Rückgrat; drum herum fanden sich wichtige und fesselnde Aufsätze über das Theater und auch über die Literatur... aber ganz am Anfang war da noch kein eigner Ton, die einzelnen Nummern bildeten noch nicht solche wohlorchestrierten Einheiten wie später. Der Theaterkritiker S. J. war auf der Höhe. Der Redakteur war noch im Werden.

Das änderte sich in den Jahren 1908 und 1909. Das Blatt bekam eine neue Ausstattung von E. R. Weiß; es war sorg-

fältiger gedruckt als zu Beginn, die neue Zierleiste am Anfang verkündete ein neues Programm. Das Theater war für S. J. die Welt — doch nahm er den Begriff so weit, daß niemals, weder bei ihm noch bei seinen gleichgesinnten Mitarbeitern, ein enges Spezialistentum daraus wurde. Drängten nicht in das Theater die jungen Kräfte der neuen Generation? Verlohnte es sich nicht, für Reinhard und gegen Reinhard, gegen Brahm und für Brahm: für die Wahrheit in der Kunst zu kämpfen? Er kämpfte.

Blättert man heute in diesen alten Heften, so wird zweierlei klar.

Einmal, welche ungeheure Spanne uns von der Vorkriegszeit trennt, obgleich Deutschland auf das emsigste bemüht ist, sie, was den Tiefstand des politischen Niveaus angeht, wieder zu erreichen, ohne daß die Tapferkeit jener literarischen Generation erreicht wird, der S. J. angehört hat. Denn es kann nicht bezweifelt werden, daß dieses Geschlecht, das ich einmal der Kürze halber mit dem Wort „Autoren des Verlages S. Fischer zu Beginn des Jahrhunderts" bezeichnen will, starke und eigenwillige Talente gehabt hat, Männer von Format, die man nicht damit abtun kann, daß man mit Befriedigung feststellt, sie seien heute „tot". Mit dem Begriff der Dauer und der Nachwelt ist das so eine eigne Sache — S. J. hat das nie überschätzt, weil er immer gewußt hat, daß es schon etwas bedeutet, seine Zeit auszufüllen.

Und dies ist das zweite, das aus der Lektüre der alten Schaubühne ersichtlich ist: daß es nämlich für den Wert einer Zeitschrift nicht entscheidend ist, ob sie, gedruckt im Jahre 1932, auch noch im Jahre 1989 lesbar ist, sondern daß es darauf ankommt, seine Zeitgenossen zu packen, aufzuwühlen, zu bilden und zu fassen. Die Schaubühne hat eine Zeitaufgabe erfüllt, und sie hat sie gut erfüllt. Tot —?

Der Streit um Ibsen ist dahin; heute kramen ältere Damen im Parkett bei den „Gespenstern" ihre Handtaschen um und fragen ihre Tochter: „Hast du zu Hause das Licht ausgeknipst?" Und ahnen nicht, daß der große Apothekersmann auch für sie gekämpft hat, dafür, daß hundert Vorurteile gefallen sind, gekämpft für hundert Dinge, die der Tochter gewiß selbstverständlich erscheinen. Kunstwerke erhalten sich selten — Resultate bleiben.

Für solche Resultate hat sich die Schaubühne eingesetzt, mit viel Gehalt, mit großem Wissen und, weil das Blatt jung gewesen ist, mit viel Lärm. Zeitschriften haben, wie die Menschen, ihre Jugend, ihre Reife und ihr Alter, und unter S. J. ging das parallel mit seiner eignen Entwicklung vor sich. Welch Getöse —!

„Du bist kein Polemiker", sagte er öfter zu mir, wenn ich später zu bösartigen und scharfen Angriffen schwieg, und ich erwiderte ihm: „Dick sein ist eine Weltanschauung." Er war dünn. Er hatte Lust zu kämpfen, er hatte das flinke Florett und eine tödlich treffende Hand. Er war ein ritterlicher Gegner — doch wohin er schlug, da wuchs kein Gras mehr.

Welche „Affären"! Die sind nun heute wirklich mausetot; man kann sie nur geschichtlich werten, und ich werde mich

hüten, sie aufzuwärmen, indem ich auch nur die Namen nenne! In dem „kleinen Mann" war so viel Kampfeswille, so viel Begeisterung, im literarischen Kampf anzutreten; man hatte manchmal das Gefühl, als komme ihm der Gegner grade recht, als habe er nur darauf gewartet, ihn abzutun. Das vollzog sich sehr oft in Form eines geistigen Zweikampfes; er gab schon damals dem Gegner das Wort im Blatt, antwortete sofort, und man hatte niemals den Eindruck, daß er nun das ‚letzte Wort' behielte, weil ers typographisch hatte. Er traf — aber er blieb dabei stets in den Regeln des Spiels.

Welche Affären —! Theaterdirektoren, die wie heute ihren Beruf als eine Mischung von Pacht, Unterpacht und weltfremdem Snobismus auffaßten; die große Presse, der die Unabhängigkeit des kleinen Mannes peinlich war, und deren Redakteure ihr schlechtes Gewissen an einer guten Sache ausließen; Schieber aller Arten; kleine Leute im Kaufladen der Kunst, deren Geheul erschütternd zum Himmel klang — es war sehr schön. Niemand hat heute mehr Muße, solche homerischen Redekämpfe durchzustehen, die Zeit ist anders geworden, aber damals war das Land, das sich außerordentlich „nervös" vorkam, ruhiger, und ein Thema hielt länger im Gedächtnis der Leute vor. (Glückliche Revuedichter aus dem Jahre 1901!) Und hatte S. J. einmal jemand beim Wickel, dann ließ er ihn sobald nicht los. Er verfolgte ihn, er schlug, er wich nie zurück, er war ein Polemiker von Geblüt. Davon wissen viele zu klagen.

Und in diesen Jahren — etwa um 1911 — bildete sich in der Schaubühne das heraus, was später den Geist der Weltbühne ausmachen sollte: die blitzblanke Redaktionsarbeit; die treffliche Auswahl der Mitstreiter; das unsichtbare, aber stets spürbare Patronat des Regisseurs, der für alle seine Leute die gleiche gute deutsche Sprache forderte, von einer Unerbittlichkeit im Stil, die von keinem seiner Gegner jemals erreicht worden ist.

Das ging bis ins Winzigste. Das Blatt erweiterte sich; zum Ernst gesellten sich Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung, denen eine Stelle zu gönnen in diesem durchweg zweideutigen Leben kaum irgendein Blatt zu ernsthaft seyn kann. Das damalige „Kasperle-Theater" wurde eine Weile lang von Christian Morgenstern beliefert, der bezaubernde Späße für uns gedichtet hat; Karl Walser ließ seine zart angepinselten Puppen tanzen, und die Zeitsatire machte oft ein Journalist, der im Kriege gestorben ist: Walter Turszinsky, der Scherze von seltener Schlagkraft beisteuerte. Ewigkeitswert hatte das alles nicht, aber Zeitwert, und das ist schon viel. Wir Jungen verschlangen das Blatt, und ich besinne mich noch genau, wie ich jenen Aufsatz „Der Fall Lanz" las, der, wie kaum ein zweiter, in die Seele Siegfried Jacobsohns blicken läßt; ich hätte damals noch nicht gewagt, auch nur einen Beitrag einzureichen und fühlte mich doch schon völlig als zur Familie gehörig — das da ging uns alle an. Welche Grazie! welche Leichtigkeit noch im wuchtigen Schlag! welche Melodie! — alles Eigenschaften, die den Schreibenden bei dem schlechtern Typus des Deutschen höchst verdächtig machen. Den Nobelpreisträger legitimiert der Schweiß.

Was im Blatt stand, das drang weit ins Land — totschweigen half nicht, kreischen half nicht, nach „Motiven" suchen half nicht, denn es waren keine andern da, als nur eines: der niemals zu unterdrückende Drang, die Wahrheit zu sagen. „Ich habe," sagte S. J. einmal stolz, „mein ganzes Leben immer nur getan, was mir Freude gemacht hat." Und dieses war seine Freude: zu arbeiten, die Schreibenden zu ermuntern, die Wahrheit zu sagen — auch gegen alle andern, wenns not tat.

So traf ich das Blatt an, als ich im Januar 1913 endlich wagte, einen kleinen Artikel einzureichen. Ich hatte mich im damaligen Herrnfeld-Theater krank und wieder gesund gelacht... ich versuchte, das aufzuschreiben. Und ich platzte vor Stolz: S. J. ließ mich kommen. Und hat mich dann nie mehr losgelassen.

Er ermunterte mich zu kleinen Versen, von denen ich ihm eine Probe gezeigt hatte; er „kommandierte die Poesie"; ich durfte mit ihm manchen Artikel, der dann anonym erschienen ist, zusammenschreiben: welch ein Lehrmeister! Er war unerbittlich, er ließ nicht nach, mogeln galt nicht — es war ein ehrliches Spiel. Es gibt viele Dinge in der alten Schaubühne, von denen ich heute nicht mehr sagen kann, wer sie eigentlich gemacht hat: er oder ich oder wir beide. Er öffnete mir bei der Arbeit die Kammern seiner Seele. Nur an seine Aktenmappe hat er mich nie herangelassen.

Nun möchte ich mir gewiß nicht nachträglich das Verdienst zuschreiben, aus der Theaterzeitschrift ‚Die Schaubühne' die politische Zeitschrift ‚Die Weltbühne' gemacht zu haben. (Den Namen hat, wenn ich recht bin, eine züricher Zeitung in einer freundlichen Besprechung der Schaubühne vorgeschlagen.) Ich baute aber damals meinen Doktor, und mein Repetitor, ein kluger und nachdenklicher Mann, erzählte mir beim Kapitel Handelsrecht, das der liebe Gott segnen möge, viel von der Börse. Witziges, Radikales, Erheiterndes... „Warum schreiben Sie das nicht?" fragte ich ihn. „Wo sollte ich das schreiben!" sagte er. „Meinen Sie, daß das einer druckt?"

Das hinterbrachte ich Siegfried Jacobsohn, und am 25. September 1913 erschien zugleich mit einem Börsenaufsatz von ‚Vindex' eine ‚Antwort':

„K. St. in Helsingborg. Da Sie doch in Ihrem nächsten Brief, getreueste aller Leserinnen, die bange Frage stellen werden, warum und zu welchem Zweck Vindex den Tabaktrust in der „Schaubühne" vornimmt, und ob er sich nicht vielleicht in der Adresse geirrt habe, so sei Ihnen gleich heute gesagt: Wenn hier neun Jahre das Theater und nur das Theater betrachtet worden ist, so habe ich damit noch nicht das Recht verwirkt, einmal andre Dinge betrachten zu lassen und zu betrachten. Ein Feld abgesondert von allen andern zu beackern, hat seine Reize, seine Vorteile, aber auch seine Gefahren. Es gibt hundert Zusammenhänge mit den andern Feldern, die auf die Dauer doch nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Wir können uns nicht entziehen, wenn der Reichsbankdiskont hinaufgesetzt wird, und letzten Endes hängen wir alle an Fäden, die in der Burgstraße zusammenlaufen.

An feinen Fäden, die wir nicht immer sehen. Aber gerade deswegen sollten wir sie sorgfältig ansehen, sollten wir lernen, wie es auf der Welt zugeht. Denn schließlich sitzt im Theater, dessen Bühne wir seit neun Jahren zu säubern versuchen, auch ein Publikum, von dem hier noch zu wenig gesagt worden ist. Jetzt also wollen wir öfters das Fenster des Arbeitszimmers öffnen, ein wenig hinausblicken und Ihnen dann berichten, was es draußen gibt — liebste aller meiner Leserinnen."

Damit hats angefangen. S. J. hatte immer den Flair für seine Zeit.

Sein Mitarbeiterkreis dehnte sich aus. Er hatte seine Lieblinge. Primus war Alfred Polgar, ohne den in der Theatersaison keine Nummer denkbar war, und das Wunder erfüllte sich: diese grundsätzlichen Theaterbetrachtungen aus Wien interessierten die Berliner, weil es hier nicht um ein Fräulein Pospischill, sondern um die Sache des Theaters, um die Sache der Kunst ging — diesen Polgar hat S. J. wohl am meisten von uns allen geliebt, und mit Recht.

Dann war da Harry Kahn, der am längsten von uns allen dabei ist. S. J. hat ihn den „Samumisten" genannt, oder er sich selber ...? Sein Temperament fegte denn auch dem Wüstenwind gleich durchs Blättchen; es gibt da herzerfrischende Polemiken, wie die gegen den seligen Kasimir Edschmid, eine prachtvolle Leistung. Herbert Ihering ist hier mit seinen ersten Theaterkritiken hervorgetreten; Ferdinand Hondekopf gab mit Puder gezeichnete Pastells; Peter Altenberg war in fast jeder Nummer zu finden.

Das Theatergeschäft, die wirtschaftlichen Grundlagen dieses eigenartigen Betriebes wurden beleuchtet; die Herren hätten gern im Dunkel gearbeitet, sehr lieb ist ihnen diese öffentliche Kritik nicht gewesen. Die Börse... die Bodenspekulation... die Mode... und immer mehr die Politik... So bis zum 1. August 1914.

S. J. saß damals in seinem geliebten Kampen, wo sie ihn beinah festgehalten haben; von dort aus schrieb er sein kleines Kriegstagebuch „Die ersten Tage", das sehr lehrreich für die Stimmung jenes Unglücksmonats ist. Dann kam er nach Berlin. Seine erste Aktion erstreckte sich auf das Theater: er empfand es als eine Kulturschande, mit welch rohen Kriegspossen die Berliner Bühnen ihren Kassierern und einer Zeit gerecht zu werden versuchten, die S. J. aus dem Gefühl innerer Sauberkeit überschätzt hat: die Possen waren für diesen Krieg grade richtig. Und es ist nur konsequent gewesen, daß das Oberkommando den kulturellen Mahner als unbequem und die patriotischen Juchzer („Landsturm mit Waffe — mit Knarre und mit Affe") als recht angemessen empfunden hat.

Das Blatt lavierte durch den Krieg, an Verboten vorbei, durch die Papierrationierung, und, mit einer Ausnahme, schwieg es da, wo es nicht sprechen konnte. Keine Nummer wäre erschienen, wenn gesagt worden wäre, was zu sagen war. Was mich angeht, so schwieg ich fast drei Jahre.

Im Sommer des Jahres 1918 wurde die ästhetische Stille, die bis dahin gewaltet hatte, prickelnd unterbrochen. Als ich

meine ersten Arbeiten aus Rumänien schickte, hätte ich nie geglaubt, daß sie gedruckt werden könnten. Aber irgend ein Instinkt sagte mir: Es ist Zeit. Es ist Zeit. Es ist Zeit. Ach, es war gar nichts vom „Dolchstoß" zu spüren... hätten wir nur —! Doch schien sich zu Hause manches gelockert zu haben, die Gewalthaber waren unsicher geworden, und das nutzten wir aus. Ich begann zuzuschlagen, erst sanft, dann stärker, immer stärker, andere folgten... S. J. riskierte das. Dann strudelte der November über uns zusammen.

Die Rolle des Blattes in der Nachkriegszeit ist bekannt.

Vom 1. April 1918 hießen wir nicht mehr ‚Die Schaubühne', sondern ‚Die Weltbühne', und ich glaube, daß wir diesen Namen gerechtfertigt haben.

Zunächst galt es, die vier Jahre erzwungenen Schweigens nachzuholen. Ich begann mit einer Artikelserie „Offizier und Mann", und nun ging es los. Die Wirkung war beispiellos. Broschüren und Bücher erschienen gegen uns; das Blatt war so verhaßt, wie es beliebt war, und das wollte etwas heißen. S. J. lebte auf — in diesen Jahren hat er seine Meisterprüfung als Redakteur abgelegt, wenn es einer solchen noch bedurft hätte. Von allen Seiten strömten ihm das Material und die Menschen zu; er sichtete, verwarf, nahm an und holte immer neue Leute in seinen Kreis. Offiziere, die niemals eine Seite hatten drucken lassen, gaben ihm Informationen und stellten ihm ihre Erinnerungen zur Verfügung; von der Wirtschaft berichtete mit Felix Pinner unser Morus; die Zeitkritik flammte.

Mit Morus tat sich S. J. erst sehr geheimnisvoll. „Du wirst ja sehen...", sagte er. „Wer ist es denn?" Tiefes Geheimnis. Ein Arzt? Ein Journalist? Nun, ich sah: daß hier nämlich einer den sonst so trocknen und nur für die Besucher der Burgstraße lesbaren Handelsteil so amüsant, so lebendig und so schonungslos witzig gestaltete, daß seine Artikel zugleich mit denen Jacobsohns wohl am meisten gelesen worden sind und gelesen werden.

Das Theater ließ Jacobsohn nie außer Acht, nun grade nicht, nun grade nicht. „Verbiete du, dem Seidenwurm zu spinnen", sagte er, wenn ich zweifelte. Erst in den allerletzten Jahren hat das nachgelassen: „Wozu soll ich etwas mit Liebe betrachten, was ohne Liebe gemacht ist", pflegte er zu sagen. In diesen Nachkriegsjahren hat die Weltbühne in Deutschland gute Reinigungsarbeit getan.

Wir haben uns einige Male den tragischen Spaß gemacht — nach dem Kapp-Putsch, nach der Ermordung Rathenaus —, unsre Voraussagen zusammenzustellen: es war erschreckend. Was die Berufspolitiker, diese berufsmäßig Blinden, mit wegwerfendem Pusten durch die Nase abzutun geglaubt hatten, das war fast immer blutige Realität geworden; wir hatten traurig Recht behalten. Jene wußten viel mehr Einzelheiten als wir, aber sie fühlten nichts. Am Zeigerblatt der Weltbühne kann man die Geschichte der Nachkriegszeit ablesen.

S. J. ließ nicht nach. Am 18. August 1925 erschien die erste Veröffentlichung über die Feme-Morde, eine Aktion, die heute noch nicht ganz abgeschlossen ist; Carl Mertens hat hier eine mutige Tat getan, für die wir ihm alle dankbar sind. Er

hat sie damals nur tun können, weil S. J. den Kopf hinhielt. Er hat ihn für seine Leute immer hingehalten, für sie und für die Sache, die sein Leben gewesen ist.

Am 3. Dezember 1926 ist er gestorben. Carl von Ossietzky, der schon am 20. April 1926 zum Blatt gekommen ist, und ich halten sein Erbe in Händen.

*

Wir können es nur in Händen halten, weil der Verlag der Weltbühne einen Fall statuiert hat, der mir selten zu sein scheint. „Der Verlag" ist die Frau unsres S. J. Das Blatt hat unter ihr seine Tradition gewahrt: es ist frei geblieben.

Frei wozu, wissen wir. Aber frei wovon . . .?

Die Weltbühne hat immer zwei gewichtige Gegenpole gehabt: die Parteien und die große Presse.

Was die Parteien angeht, so ist der Deutsche gern da individualistisch, wo es das zu sein sich gar nicht verlohnt, und da kollektivistisch, wo andre ihr Privatherz zu sitzen haben. Er verlangt gern von „seinem" Blatt, daß es „Farbe bekennt".

Nun, die Weltbühne ist zunächst nicht ein Blatt, das vom Leser redigiert wird. „Sie haben nur ein Recht: mein Blatt nicht zu lesen", sagte S. J. Und schrieb einst an einen verdienten Mann, der in einer Gefühlsaufwallung die Weltbühne abbestellte: „Da verlieren Sie mehr als ich." So sehr wir mit der Leserschaft in Verbindung stehen: wir haben ihr niemals das Recht eingeräumt, durch Druck oder Drohung, durch Empfehlung oder Anwendung jener legendären „Beziehungen" unsre Haltung zu beeinflussen. Ich für meinen Teil kann aufhören, zu schreiben — aber ich könnte, solange ich schreibe, es nicht nach dem Diktat eines Verlegers tun. „Dies", sagte der Verleger, der seine Zeitung verkaufen wollte, „ist der Maschinensaal . . . hier sind die Verlagsräume . . . sehen Sie, das ist die Expedition . . . hier ist die Anzeigenannahme — und das da, ach Gott: das ist bloß die Redaktion."

Das Blatt ist unabhängig geblieben, und wenn wir Fehler machen: dann machen wir wenigstens unsre Fehler.

Also nicht die von Parteien.

Farbe bekennen —? Wie verblaßt sind diese Farben, wie vermischt, wie verschmiert mitunter! Und es ist seltsam, daß in den allermeisten Fällen die Forderungen der Parteibonzen, fügten wir uns ihnen, negativ bleiben. Sie wissen genau, was wir nicht sagen dürfen — aber mit dem Positiven ist es dann recht im argen, wenn man davon absieht, daß jemand uns verpflichten wollte, verblasene Parteiprogramme aufzusagen, mit denen wir nichts anfangen könnten und unsre Leser auch nicht. Es ist eine Anmaßung, in geistigen Dingen den dort Beschäftigten Kategorien vorzuschreiben, und die Frage: „Sind Sie für oder gegen die Calvinisten?" kann auch so beantwortet werden, daß sie gar nicht beantwortet wird.

Der alte Vorwurf „Partei! Partei!" ist hierin nicht enthalten. Wie denn anders soll eine Partei im Kampf der Wirklichkeiten kämpfen, wenn nicht mit einem festen, also stets etwas starrem Programm? Das Bedauerliche im deutschen Parteileben ist höchstens darin zu suchen, daß diese Programme mit wenigen Ausnahmen so vieldeutig und verschwommen sind,

daß man mit ihnen nichts beginnen kann. Es führt aber notwendig zu einer Verengung des geistigen Horizonts, wenn die Parteien den Maßstab ihres Dogmas nun auch an Leistungen legen, die zunächst auf dem Felde des Geistes getan werden. So reich ist keine Parteilehre — nicht einmal die katholische —, daß nicht nach kurzer Zeit eine Beschränkung, eine Borniertheit der wohl behüteten frommen Schäflein zu spüren wäre ... Daher werden hier keine Wahlparolen ausgegeben: wir sind nicht die praeceptores Germaniae, und Freiheit ist auch eine schöne Sache.

Denn es ist nicht nur ein sittliches Gebot, „zu sagen, was ist" — es ist auch eine Temperamentsfrage. Bei der allgemeinen Verschmuddeltheit, bei jener unfaßbar leisen Korruption des deutschen Lebens, das den einzelnen Zeitungsmann nicht mit großen Summen, sondern mit einem Schulterklaps und einer Zigarre, einer Einladung zum Abendessen und der schmeichelhaften Anerkennung einer Macht besticht, die fast nie ausgenützt wird, braucht die Zeit ein Ventil, durch das der Dampf entweichen kann. S. J. hat einige Male den Idealfall erreicht: das Blatt mit Arbeiten zu füllen, die hier und nur hier stehen konnten. „Man muß protestieren."

Nun ist der Einwand der Parteidogmatiker: „Was soll das? Wozu kann das führen?" nicht ganz von der Hand zu weisen. Es besteht in der Tat die Gefahr des Leerlaufs, und zwar des doppelten: beim Autor, der sich an der stilistisch saubern Leistung wie an einem Selbstzweck erfreut, und beim Leser, der die Arbeit schmunzelnd liest: Der hats ihm aber ordentlich gegeben! Dabei bleibt es mitunter; in diesem bösen Fall stellt die Weltbühne den moralischen Verdauungsschnaps braver Bürger dar, die für die Abteilung „Gutes Gewissen" das Blatt abends nach Geschäftsschluß lesen. Das wäre keine Wirkung — da ist nur ein Effekt.

Wodurch aber wirken wir?

Ein kleines Blatt hat seiner Konstruktion nach nicht jene Bindungen, unter denen die große Presse zu ihrem Schaden zu leiden hat.

Was bei der Mehrzahl der deutschen Zeitungen, nämlich bei den Provinzzeitungen, angerichtet und vor allem verhindert wird, das weiß nur der, der dort einmal einem Umbruch beigewohnt hat. Der Redakteur ist so gut wie machtlos, wenn er nicht dem Druckereibesitzer oder dem Vertreter des die Zeitung beherrschenden Konzerns in die Seele kriecht: dann darf er tun, was er will, weil er das will, was der Direktor täte. Die Reihe der Rücksichten reißt nicht ab: die auf die Inserenten (vom Standpunkt dieser Blätter aus verständlich); die auf die Empfindlichkeit der Bürger (unverständlich — weil denen, wenn man es geschickt anfängt, Mut imponiert); Interessentenverbände ohne Zahl ... Was da alles „nicht gebracht werden kann" — die Herren haben es nicht leicht.

Das liegt zum Teil daran, daß sie ihren Einfluß so unendlich überschätzen.

Welchen Einfluß hat zunächst die Weltbühne? Soweit ich das im Laufe von siebzehn Jahren zu beurteilen gelernt habe: einen mittelbaren. Durch tausend Netzkanälchen laufen aus

dieser Quelle Anregungen, Formulierungen, Weltbilder, Tendenzen und Willensströmungen ins Reich — wir folgen hier ganz und gar S. J., der niemals übel genommen hat, wenn man ihn benutzte, nachdruckte, ja sogar ausplünderte: „Wenn nur das Gute unter die Leute dringt." Und es gibt heute schon eine Reihe vernünftiger und mutiger Provinzredakteure, unter denen ich Walter Victor in Zwickau einmal obenan nennen möchte; sie fangen nicht ohne eignes Risiko die Bälle auf, die von hier aus geschleudert werden, und geben sie weiter.

Hier mußten sich also die Wege, die zur großen Presse führen, von den unsern trennen.

Welchen Einfluß hat nun diese große Presse?

Ich glaube: kulturell einen ungeheuren; politisch einen viel, viel kleinern als sie denkt. Das sieht man zunächst an den umsonst ausgegebenen Wahlparolen, die von dort kommen — sie werden kaum beachtet. Macht? Wird denn von den Verlegern Macht auch nur gewollt? Sie haben es ganz gern, wenn man diese Macht bei ihnen voraussetzt und respektiert; angewandt wird sie fast nie. Sie wird in Rechnung gesetzt. Und da steht sie denn.

Wer also hat die Macht —?

In Amerika sind es die großen und kleinern Verbände, deren Masse in Washington auf die prompt funktionierenden Politiker drückt. In Frankreich ist es die Clubatmosphäre der Ministerien und der beiden Kammern, die das Geschick des Landes bestimmt, gemischt ist diese Atmosphäre aus den wirtschaftlichen Interessen und einer mit ungeheuerm Raffinement gemachten Personal-, Klatsch- und Intriguen-Politik. Das Land kocht die Suppe, in Paris wird sie zubereitet. Im dezentralisierten Deutschland liegt es anders.

Die Begleitmusik der Presse hat dabei die vierte Stimme. Ich möchte Sonntags einmal das sein, was der Außenpolitiker eines großen Blattes sich wochentags zu sein einbildet. Dabei liest man ihn, aber man folgt ihm nie.

Die vier Großmächte des Landes: Landwirtschaft, Industrie, Heer und Kirche teilen sich in die Gewalten; daran kann zurzeit keine Presse etwas ändern. Und es ist ja sehr bezeichnend, daß die Zeitungen dieser Gruppen, wie etwa die ‚Germania' hauptsächlich von Berufspolitikern und nur daraufhin gelesen werden, ob man ihren bewußt faden und farblosen Artikeln etwa ansehen kann, wie der Fraktionsvorstand über dies und jenes denkt, und was die eigentlichen Macher der Parteien nun wirklich wollen.

Der Weg, diese bereits vorhandene Machtposition durch die künstlich herbeigeführte Zustimmung der Herren Wähler zu untermauern, führt über hundert Korrespondenzen, über den Maternversand und vor allem über die Nachrichtenagenturen, die noch aus einem Ausbruch des Vesuvs eine Apotheose des Fascismus machen. Der Redakteur macht dann den Umbruch und die Schlagzeile.

Hiermit wollen wir nicht konkurrieren.

Ein Teil unsrer Freunde ist mit der großen Presse personaliter verbunden, wie das ja bei Schriftstellern gar nicht anders sein kann. In den meisten Fällen erwächst den Beteiligten daraus

kein Schade: in den großen demokratischen Zeitungen und in denen der Mitte liegt das geistige Niveau so hoch, daß, wo gekämpft wird, mit geistigen Waffen gekämpft wird, und nur die kleinern bevorzugen die dümmste Taktik: unsre Arbeit zu verschweigen. Sie lesen uns alle — aber sie sagens nicht. Freistunde der Redakteure.

Sicherlich hat die Weltbühne Anständigkeit und Unabhängigkeit nicht gepachtet. Die kindliche Zeitungsgewohnheit, so zu tun, als sei man mit seinem Blatt ganz allein auf der Welt, und den Leser um Gottes willen nicht wissen zu lassen, daß es auch noch andre vernünftige und tapfre Leute gibt, haben wir nie mitgemacht. Man kann in vielen Fällen widereinander streiten, wenn es die Sache erfordert — die Zeit der Literaturpolemik alten Stils ist vorüber.

Immerhin haben wir auf unserm Gebiet vor den großen Blättern eines voraus: die Freiheit.

Auch eine Wochenschrift hat ihre Traditionen und ihre moralischen Gebundenheiten, ihre Freundschaften und ihre Feindschaften. Aber erstens sind die hier der Zahl nach, absolut und relativ, kleiner als anderswo, und zweitens kann ich mich auf keinen Fall besinnen, wo wir aus jenem flauen Gefühl: „Das kann man doch nicht ..." geschwiegen hätten. Wenn uns S. J. nichts vererbt hätte: seine Zivilcourage haben wir von ihm übernommen.

Sie wirkt sich aus.

Unsre Auflage auf die von Westermanns Monatsheften zu bringen, wäre nur möglich durch die Umwandlung des Blattes in eine Wiener Hauspostille. Unser moralischer Wirkungskreis ist erfreulich groß; der merkantile ständig im Wachsen. (Er ist heute weit größer, als er jemals unter S. J. gewesen ist; die Zeit braucht solche Blätter.) Ich mag das Spiel nicht mitspielen, das darin besteht, die eigne Leserschaft für die Aristokratie des Geistes zu erklären, eine billige Art der Abonnentenwerbung. Aber es sind gute Leute unter denen, die in jeder mittlern und kleinen Stadt die ‚Weltbühne' lesen — sie haben sich zum Glück noch kein Knopfloch-Abzeichen ausgedacht, das sie tragen, doch könnten sie sich in jedem Gespräch erkennen. Durch Unabhängigkeit des Urteils; durch Sinn für Humor; durch Freude an der Sauberkeit.

Und durch einen Glauben an die Sache, der auch bei uns unbeirrbar steht.

Jedes Blatt hat seine Lücken, seine Versager, seine schwachen und seine starken Zeiten. Eins aber ist sicher:

Solange die Weltbühne die Weltbühne bleibt, solange wird hier gegeben, was wir haben. Und was gegeben wird, soll der guten Sache dienen: dem von keiner Macht zu beeinflussenden Drang, aus Teutschland Deutschland zu machen und zu zeigen, daß es außer Hitler, Hugenberg und dem fischkalten Universitätstypus des Jahres 1930 noch andre Deutsche gibt. Jeder Leser kann daran mitarbeiten.

Tut er es in seinem Kreise durch die Tat: es ist unser schönster Lohn. In diesem Blatt sind wir frei und sind wir ganz; auch uns ist die Weltbühne im Andenken an Siegfried Jacobsohn: „unser geronnenes Herzblut"

Wahlkampf: die Revisionisten

von Carl v. Ossietzky

Der Reichskanzler Doktor Brüning hat vor ein paar Tagen eine Rede gehalten, die als ein Dämpfer für Herrn Treviranus aufgefaßt wurde. Ebenso hat Herr Curtius fühlen lassen, daß der Minister eines seit zwei Monaten von jeder Arbeit geräumten Ressorts in seinem Gehege nichts verloren habe. Und schließlich hat das Kabinett neu bekundet, daß in Dingen der Außenpolitik volle Einmütigkeit herrsche.

Damit hat Herr Treviranus also seinen Wischer weg, und selbst sein unversöhnlichster Gegner muß zugeben, daß er ihn mit Würde trägt. Er hat auch keinen Grund zum Verzweifeln, denn von alters weiß man, daß solche beruhigenden außenpolitischen Erklärungen nicht viel wiegen, wenn eine große innenpolitische Entscheidung vor der Tür steht. Außerdem fällt noch die genfer Tagung in diesen Zustand von Ungewißheit. So lange nichts geklärt ist, muß auch alles vermieden werden, was unsre Delegation für die freimütigen Äußerungen des Herrn Ministers mit dem geräumten Portefeuille haftbar machen könnte. So wird dem treuherzigen Mariner bedeutet, sein geräuschvolles Schifferklavier einstweilen abzustellen, und der saure Herr Brüning quält sich pazifistische Lyrismen ab.

Warum wird das selbst von linken Republikanern mit so viel Genugtuung verzeichnet? Wir wissen, wer Herrn Treviranus stützt und wessen Autorität sein Dazwischenregieren möglich macht. Wir wissen auch, daß der mit ihm eng befreundete Kanzler viele seiner Anschauungen teilt. Mindestens außerhalb Deutschlands ist es nicht vergessen, daß Herr Brüning den blauen Freund ursprünglich zum Außenminister ausersehen hatte, und heute gilt er in manchen Kreisen bereits wieder als der designierte Außenminister des Hindenburgkabinetts nach den Wahlen, des Diktaturkabinetts. Vielen seiner eignen Parteigenossen erscheint Herr Curtius als zu sachlich und zu schwächlich. Wenn die geschlagene Partei Scholz noch engern Anschluß an die Rechte suchen muß, dann wird dort gewiß die Preisgabe des einzigen Mannes verlangt werden, der anständig aber kraftlos verwaltet, was von Stresemanns Nachlaß noch nicht verwirtschaftet ist.

Das bedeutet selbstverständlich nicht gleich Krieg nach Ost und West. Denn grade unsre heißesten Nationalisten haben immer auf gute Beziehungen zu Einzelexemplaren des Feindbundes gehalten. Hitler geht mit dem italienischen Erbfeind fremd, Mahraun mit dem französischen. Die Deutschnationalen, in ihrer unübertroffenen synthetischen Begabung, schäkern zugleich mit dem Foreign Office und seinem roten Widerpart im Kreml. Als Herr Kapp in die Wilhelm-Straße einzog, war seine erste Tat, den englischen und französischen Militärmissionen seine Ergebenheit und Vertragstreue versichern zu lassen. Wenn heute Hugenberg und Hitler zur Macht kämen, würden sie wahrscheinlich den Franzosen die Rheinlande, den Italienern Tirol und Bayern, den Engländern Hamburg und Bremen, den Tschechen Sachsen und die Lausitz anbieten, um nur im übrigen Deutschland ungestört herrschen zu können.

Und nur gegen Polen würde das große Maul geführt werden, damit wenigstens ein Erbfeind á la suite gehalten bleibt.

Von der nationalen Trompete zur nationalen Tat ist ein weiter Weg. Die Gefahr besteht nicht darin, daß der Korridorstratege Treviranus morgen schon in den Kampf zieht sondern in der Veranstaltung außenpolitischer Hetze zu innenpolitischen Zwecken. Die Diktatur braucht viel Säbelgerassel, und unsre Diktatoren von morgen stellen schon heute die Revision der Friedensverträge als Hauptpunkt in ihr Programm. Natürlich nicht auf militärischem Wege: die deutsche Außenpolitik muß elastisch werden, bald dieser, bald jener Mächtekoalition gefällig sein, um auf diese Weise wieder ein Faktor in der Weltpolitik zu werden. So etwa sagen es Treviranus und seine Freunde, nicht viel anders aber auch die Herren weiter links. Der ganze Wahlkampf ist von einem Revisionsgeschrei erfüllt, bei dem sich keiner viel denkt, das aber außerhalb unsrer Grenzen bitter ernst genommen wird. Diese superkluge Vorstellung, mit allen und zwischen allen bindungslos spielen zu können, ist nicht weniger töricht als der Glaube an den Krieg gegen alle, wie ihn die Ganzwilden wollen. Mit solchen Kunststücken wird Deutschland nicht Subjekt der Außenpolitik sondern im Endeffekt Prügelobjekt für alle.

Daß Mussolini Satelliten braucht, ist bekannt. Die meisten von den Revisionisten sind zum Mitmachen bereit. Die militärische Liaison mit Moskau war gemeingefährlich und für beide Teile gleich wenig ehrenvoll. A propos, hat die russophile Haltung der Reichswehrgeneralität die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland gebessert oder der Kommunistenverfolgung in Deutschland ein Ende gemacht? Aber auch von französischer Seite kommen Offerten, die mit größter Vorsicht behandelt sein wollen. Herr Jules Sauerwein, zum Beispiel, hat am 7. Juli im ‚Matin' ein Programm deutsch-französischer Annäherung entwickelt, dessen erster Punkt sehr vernünftig Bildung einer Einheitsfront fordert, um mit Amerika wegen besserer Regelung der Reparationsfrage verhandeln zu können. Das ist klug und richtig gedacht. Fatal ist schon der zweite Punkt: „Verständigung über die Erlaubnis für Deutschland, ein Heer zu unterhalten, dessen Stand eines großen Landes würdiger ist, um jede Verheimlichung möglichst überflüssig zu machen." Welch eine Generosität! Sollte aber Frankreich wirklich aus reiner Menschenliebe dem problematischen Nachbarn eine neue Paradetruppe gestatten, nur um der deutschen Eitelkeit Futter zu geben? Es ist doch wohl nicht zu zweifeln, daß dieses Heer, „dessen Stand eines großen Landes würdiger ist," im Ernstfall für Frankreich zu marschieren hätte. Nicht Freiheit würde das bedeuten sondern ein unwürdiges Mietlingtum für fremde Interessen. Deutschland würde die Schlachtfelder und die zum Siege erforderlichen Leichen zu liefern haben, und alles, um am Ende seine Fahne auf einem Fetzen zerstörten Landes aufpflanzen zu können.

Die Verträge von 1919 sind hart aber nicht ungerechter, als solche Verträge, die das Fazit einer eindeutigen Situation ziehen, zu sein pflegen. Es hat auch im Krieg bei uns niemanden gegeben, der geraten hätte, im Falle des Sieges

die Andern zu pardonnieren. Schon die Wenigen, die nicht so viel annektieren wollten wie die Alldeutschen, waren wie Geächtete. Es gibt nicht viele unter uns, die mit gutem moralischem Recht eine Änderung der Verträge fordern dürfen. Und was wäre mit einer Änderung, mit einer Rückgabe verlorener Territorien auch gewonnen? In diesen elf Jahren ist in den abgetretenen Gebieten gearbeitet worden, fremde Kraft, fremdes Geld steckt darin; sie haben einen ganz andern Charakter als in der deutschen Zeit. Was jetzt Mehrheit ist, wird wieder Minderheit werden. Die Pulverfässer erhalten eine neue nationale Etikette. Das ist alles. Es kommt nicht darauf an, die Grenzen neu zu ziehen sondern ihnen ihre sakrale Bedeutung zu nehmen. Gute Wirtschaftsabkommen, Herr Sauerwein, nicht Militärpakte, schaffen ein besseres Europa. Militärische Allianzen fördern vielleicht das Rapprochement der Generale, aber sie trennen die Völker.

Dieses Europa ist gewiß fragwürdig konstruiert und voll von Gebresten. Aber ein Kindskopf nur kann annehmen, es würde gesünder werden, wenn Danzig, wenn Eupen-Malmedy wieder ans Reich zurückfielen. Ein sozialistisches Deutschland dürfte mit Recht die Zahlungen weigern, die Schuldscheine zerreißen, denn das Arbeiterdeutschland würde ein höheres Prinzip gegenüber den bürgerlich-kapitalistischen Siegermächten verkörpern, an keine Vergangenheit gebunden sein. Aber dieses bürgerlich-kapitalistische Deutschland hat kein sittliches Anrecht auf Vertragsbruch gegenüber Mächten, die aus dem gleichen Stoff gemacht sind, nicht einmal ein Recht auf das ewige moralische Lamento. Was ist denn geschehen? Die Generale der französischen Fabrikanten haben sich talentierter erwiesen als die der deutschen. Folglich müssen die deutschen Fabrikanten zahlen. Warum der fürchterliche Krakehl? Wenn einmal die rote Fahne über Europa aufsteigt, werden sie sich doch vertragen.

Die „Dreyfusards“ von Walter Mehring

> Außer dieser fürchterlichen Kaste (der reichen Juden) gab es eine Menge kleiner Juden, die nicht beliebter als die großen, aber weit weniger gefürchtet waren. In jedem Polizeistaat ist Reichtum ein heilig Ding; in den Demokratien ist er das einzig Heilige.
>
> *Anatole France: „L'Affaire“*

Ich schlage vor, den Abschnitt der Kulturgeschichte, der uns gewidmet ist: „Die nachsynchronisierten Rebellionen“ zu betiteln.

Und sonderbarerweise ist es die dritte Republik des Erbfeinds, die als Schablone dient, nicht nur verwelschten Snobkreisen sondern den echten, den deutschesten Männern, die sonst keinen Franzen leiden mögen. Also nicht nur jene, die aus Rimbauds Literaturverachtung Literatur machen, jene, die mit Zolas „J'accuse“ gegen Zolas verstorbene Feinde losziehen, jene Wochenblättchen, die alle ihre Dreyfus-chen in der Sonntagsausgabe haben, sondern auch die wahren, die chemisch aufgenordeten Monopol-Deutschen mit eingebrannter Schutzmarke

haben dem Franzen alles abgelauscht, die Diktaturreklame des Boulangisme, das Vokabular der Ligue des Patriotes, das Ansehen der Armee, das um jeden Preis gewahrt bleiben muß, selbst um den Preis des ganzen Volkes, die Panamaskandale und den Haß gegen Juden und Freidenker, auch das Renommieren mit la nation, die eine Schöpfung der großen Revolution gegen den Feudalismus war. Es laufen lauter Doubles herum, geheimnisvolle Generäle, die nur einen Feind brauchen, um das Vaterland zu retten, Spionenriecher à la Paty de Clam, Mahraunen à la Déroulède, Jünger à la Daudet, und gleich in so hoher Auflage, daß wir die Komödie doppelt und dreifach hochaktuell besetzen könnten; fehlt leider bloß eine Kleinigkeit: ein Zola. Und von dieser Kleinigkeit soll die Rede sein.

*

Als die große Zeit verebbte und der Riesenkater nach dem Blutrausch Europa überkam, da erblickte man seltsam die mächtigen Reiche wieder. Nur England beständig; Frankreich zurückgesunken in die Reaktion vor der Affäre, besiegt Clemenceau, der zwar ein eingefleischter Bürgerdespot, aber auch der letzte wirkliche citoyen gewesen war; Rußland mit tollkühnem Sprung in ein Experiment über hundert Jahre; Deutschland eine verstrohwitwete Monarchie, der der Legitime verschütt gegangen; Deutschland hatte zu wählen und entschied sich für nichts; für ein Interregnum unter historisch getreuer Rekonstruktion der dritten französischen Republik. Mit der angeborenen Gründlichkeit, mit der erstaunlichen Einfühlungsgabe, der man den Reichtum der Übersetzungsliteratur verdankt, wurde alles, das Gute wie das Überholte, das Camelotunwesen wie die Menschenrechte, der Symbolismus wie die Zolageste repetiert; sah manchmal der Freiheit zum Verwechseln ähnlich und hörte sich oft fast wörtlich wie ein Boulanger-Aufruf an. Rührend manchmal wie längst Entdecktes auf Neu gewendet wurde; langweilig auch, weil selbst die Reaktion jeder Originalität entbehrte, wie sie zum Beispiel den Antisemitismus einfach abschrieb. Man könnte sagen, daß die Adaptation von Altbewährtem einer verschlechternden Neuerung vorzuziehen sei, wenn nur diese Kopie nicht den Unterton von Geschäftstüchtigkeit hätte. „Zeitnähe": so lautet der literarische Fachausdruck für Konjunktur. Also, weil es in die Zeit paßt, wird vertonfilmt und verbrettert, was die Historie und Literaturgeschichte an Aufruhr hergibt; kraß naturalistisch die Abtreibung auf der Bühne, andächtig ein gesittetes Publikum vor den Klängen der Internationale. Viele Wahrheiten sind auf dem Marsche, doch mit Vorsicht, mit Vorbehalten. Man hat sich geeinigt, um gewisse heikle Vorurteile einen Bogen zu schlagen.

Da sind zunächst die Kirche und die Gefühle Andersgläubiger. Einmal, weil in dieser Republik das Zentrum dem Liberalismus die letzte Zuflucht dünkt; dann, weil die frommen Naturen, die doch die Greuel des Krieges so gut überwintert hatten, jetzt wieder eine derartige Empfindlichkeit zeigen, daß sie jede Auffassung, die nicht aus vorgalileischen Zeiten stammt, bereits lädiert. Wohingegen Proleten, Pazifisten und ähnliches Gesindel von Gottes Ungnaden, das ja zu den Un-

gläubigen rechnet, Schonung ihrer Gefühle oder gar ihres Leibes nicht zu beanspruchen haben.

Da ist ferner die Armee! Mißstände, zumal im alten österreichischen oder russischen Heere, mag man kritisieren. Aber wehe dem, der die Auserwähltheit dieses Standes, die Unantastbarkeit seiner Insignien bemäkelt, daran noch lange nach der Abdankung das Tabu von Kaisers Rock haftet.

Da ist das Judentum (Ostjuden und völkische; christliche und jüdische Antisemiten).

Und da ist die Presse.

Über der offenen Diskussion von alledem ruhet der Burgfriede. Doch grade diese vier bildeten die Elemente der Dreyfuskampagne. Und was sich damals begab, war mehr als ein Film, mehr als Justizirrtum um einen jüdischen Herrn; es war die letzte Revolte der Zivilgewalt, der Demokratie, die Europa in zwei Parteien spaltete. Dreyfusard sein: das bedeutete noch nicht „la lutte finale", aber den Kulturkampf der Geistigen gegen jeden Ungeist: Pfaffentum, Militarismus, Antisemitismus, Korruption. Dreyfusard sein: das hieß sich zur Souveränität des Intellekts, zur „priorité des lettres" nach dem stolzen Worte des Führers Zola bekennen. Dies Bündnis ist an der Katastrophe von 1914 ebenso kläglich gescheitert wie das der Sozialisten. Nun finden wir uns in dem viel umfassenderen Wirtschaftskrieg, davon die geistige Aufklärung nur eine Teilaktion ist; doch scheint sie mir allzusehr vernachlässigt, zu Unrecht verleugnet von denen, die sich revolutionäre Parteien nennen. Intellektuelle und Sozialisten haben die gleichen Gegner, die gleichen, die die „Affäre" gefingert hatten. Intellektuelle und Sozialisten sind heute eins; aber — das sei mein Ketzerwort — die Geistigen sollen, bei eindeutiger Bejahung der revolutionären Quintessenz im Klassenkampfe, ihre Unabhängigkeit, ihre Pflicht zur Unbestechlichkeit, ihr Recht auf Kritik bewahren. Ich möchte das an einem Fall erläutern.

*

Am 15. September 1899, nach der zweiten Verurteilung von Dreyfus in Rennes, veröffentlichte Sigmar Mehring (mein Vater) in dem von ihm geleiteten ‚Ulk' folgende Verse:

Die feige That in Rennes

Entrüstet und empört war alle Welt,
Dem Zahmsten mußte es die Ruhe rauben.
Wenn man in Frankreich solches Urtheil fällt,
wie soll man an der Menschheit Fortschritt glauben?
— Horch! In Rennes die Glocke hallt,
Und sie ruft das Volk zur Messe,
Lumpenpack und Staatsanwalt,
Bürgermädel und Maitresse.

Wie konnt' solch schreiend Unrecht denn geschehn
Bei den Verkündigern der Menschenrechte?
Wie fanden sich, den Rechtsbruch zu begehn,
Im Land der Freiheit will'ge Henkersknechte?
— Und der Bauer macht sein Kreuz
Vor dem Christ und seinen Jüngern.
Aus der Nase ein Geschnäuz
Holt er mit denselben Fingern.

Ist dies das Volk, das in dem Ruhm sich wiegt,
Es hab die Höhen der Kultur erschwungen?
Ist dies das tapfre Volk, das selbst besiegt
Dem Feinde einst hat Achtung abgezwungen?
— Und das Pfäfflein murmelt leis,
Und es neigt die fromme Glatze,
Und des Bäuchleins weiter Kreis
Wackelt mit bei jedem Satze.

Kann so fanatisch eine Rotte sein
Und so vom Wahnwitz sich verwirren lassen?
Wie frißt so tief der gift'ge Haß sich ein!
Wo lernten diese Männer so zu hassen?
Rechter Hand und linker Hand
Ehrt das Volk die Jesuiten.
Der Sutanen schmutz'gen Rand
Küssen fromm die Hingeknieten.

Mit banger Trauer sieht der Menschenfreund
Zerfallen dieses Volks Kultur-Gefüge.
Einst von der Sonne seines Ruhm's gebräunt,
Erstickt es jetzt im Höllenqual der Lüge.
Und ein hoher General,
Den noch ein paar Lügen pein'gen,
Läßt sich von Gewissensqual
In der stillen Beichte rein'gen.

Mein Vater war Darwinist, Dissident und wählte sozialdemokratisch, verfügte also über sämtliche unbequemen Eigenschaften, die von der wilhelminischen Gesellschaft geächtet wurden. Ein Jahr vorher war er bereits durch allgemeine Entrüstung geehrt worden, weil er die Kämpfer von Achtundvierzig „die letzten Helden" genannt hatte. Diesmal wurde er, weil er „nicht nur die katholische Kirche als solche zu verunglimpfen, sondern die Messe und die Beichte, das Kreuzzeichen, das Priestertum, das Priestergewand und den Jesuitenorden mit Kot zu besudeln die Absicht gehabt hatte", zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, dann — gegen seinen Willen — zu drei Monaten Festung begnadigt; diese Haft war allerdings idyllisch gegen den heutigen Strafvollzug an Linksgerichteten, wenn auch weniger angenehm als die des gräflichen Eisnermörders. Interessanter erscheint in diesen Tagen, da grade die theatralischen Effekte des Stoffes von Bühne und Film ausgeprobt wurden, wie damals die Umwelt reagierte. Denn das Gedicht, das einen Presseaufruhr entfesselte, stärker als den bei der Verurteilung von Dreyfus selbst, schuf in seiner prinzipiellen Art Einmütigkeit der Empörung bei Boche und Erbfeind, Jud und Antisemit, eben bei der gesamten Reaktion, die keine nationalen noch Rassegrenzen kennt. Tobte die ‚Germania' über den „Judenlümmel" und die „jüdische Preßflegelei", so forderte der ‚Israelit' zum Boykott des Mosseblattes auf, und die Israeliten von Neiße approbierten in einem Aufruf den Leitartikel der dortigen Zeitung: „Unerhörte Frechheit des jüdischen Blattes" als „vollkommen richtig". Berichtete jubelnd ‚La Vérité', daß „der Jude Mehring in Deutschland verurteilt worden sei, weil er das Kriegsgericht von Rennes beleidigt habe", so schrieb in gleichem Geiste ein

deutsches, ein münchner Blatt von „dem Gedicht, das in frechster Judenmanier die katholische Kirche zu Ehren des Landesverräters Dreyfus verhöhnt".

„Was kümmert Sie es", hatte der General Gonse zum Colonel Picquart auf dessen erste Beschwerde geantwortet, „ob dieser Jude auf der Teufelsinsel sitzt."

Die deutschen Patrioten, die doch sonst so überzart sind, kümmerte es ebensowenig, wenn die „Welschen" die Affäre zu wildesten Verdächtigungen gegen Deutschland und den Protestantismus ausnützten; und die deutsche Antisemitenpresse hielt Dreyfus für schuldig der Spionage zugunsten Deutschlands. Die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens kümmerte es ebensowenig; sie protestierten nur, daß „man dasjenige, was ein christlicher Redakteur des ‚Ulk' getan, der Gesamtheit der Juden zum Vorwurf mache!" Und das ‚Berliner Tageblatt' salvierte sich durch die vorsichtige Erklärung: „daß in dem zitierten Gedicht sich Ausdrücke befinden, die als verletzend für katholische Gemüter gedeutet werden können, und deren Form wir bedauern..." und „daß der ‚Ulk' ein völlig selbständig redigiertes Blatt sei, dessen Redaktion in voller Unabhängigkeit von derjenigen des ‚Berliner Tageblatts' besteht." Wie unabhängig der ‚Ulk' war, zeigte sich, als mein Vater, von der Festung zurückgekehrt, der Leitung der Redaktion enthoben wurde. (Nur die sozialdemokratischen Blätter, Kerr und im Landtag der Abgeordnete Peltasohn hatten sich uneingeschränkt für ihn eingesetzt.)

*

So hat die Affäre Dreyfus wirklich ausgesehen: Einigkeit der Antisemiten ohne Ansehen der Nation und Rasse; Komplizentum der feindlichen Regierungen vom Kabinett Brisson bis zum Fürsten Bülow; Solidarität des Militärs, das die Völker um seiner selbst willen schützt, würdig vertreten durch den Walsin-Esterhazy, der erst dem österreichischen, dann dem französischen und später noch andern Vaterländern gedient hat.

Die geistige Entlarvung der Herrschenden, die mit Heiligkeit der Kirche, Würde der Nation, Vorrang der Uniform ihre Zwecke und Ziele tarnen: dies ist die Aufgabe des Schriftstellers. Zola hat so gehandelt, als er auf der Höhe seines Ruhms seine Karriere und seine Arbeit opferte. Es ist von Interesse, seine Reden wieder zu hören; es ist billig, dem „Sieg der historischen Wahrheit" vom sichern Parkett Beifall zu klatschen; ein Parkett, das seiner eignen Schande applaudiert; platonische Bewunderung reicht nicht aus. Was man wirklich bewundert, ist die Geschicklichkeit der Drehbuchautoren und der Riecher des Produktionsleiters.

Revolutionen und Kriege geben stets gute Sujets für die Literatur her. Aber darum geht es nicht!

Sondern: daß der alte Kampf der Hutten, Anti-Goeze, Dreyfusards immer wieder neu, immer wieder eindeutig formuliert wird.

Schriftsteller sein, bedeutet: Anschauungen unbestechlich analysieren.

Brief an die ‚Weltbühne' von Siegbert Cohn

Bedauerlicherweise trifft mich Ihre Aufforderung, zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der ‚Weltbühne', als erster Verleger der damaligen ‚Schaubühne', etwas über die Gründung des Blattes zu schreiben, auf meinem Sommerurlaub in Gastein. Da immerhin fünfundzwanzig Jahre seit diesem denkwürdigen Tage verstrichen sind, werden Sie verstehen, daß ich mich nur noch dunkel an alles Wesentliche erinnern kann. Sicher hätte mir die umfangreiche, beiderseits oft temperamentvoll geführte Korrespondenz mit S. J. viele interessante Einzelheiten ins Gedächtnis zurückgerufen.

Was mir in Erinnerung geblieben ist, will ich gern kurz erzählen: S. J.'s Bekanntschaft mit mir geht auf unsre Schulzeit im Friedrich Werderschen Gymnasium zurück. Er war damals Sekundaner, ich Quartaner, er also für mich eine unnahbare Respektsperson, auch schon aus dem Grunde, weil bekannt war, daß er bereits als Tertianer alle literarischen Premieren besuchte.

Anfang 1905, ich war neunzehn Jahre alt und hatte grade meine praktische buchhändlerische Tätigkeit in Berlin, Paris und London beendet, trat S. J. an mich heran und setzte mir seine Pläne für die Gründung einer neuen lebendigen kritischen Theaterwochenschrift auseinander. Auf die Frage, ob ich mitmachen wolle, willigte ich hellbegeistert ein. Wenige Monate später wurde von einigen jungen Enthusiasten das Blatt gegründet. Die Gründung fand bei Justizrat Heinitz statt. Das Merkwürdige war dabei, daß weder Verleger noch Herausgeber einen Namen für das Blatt hatten, als sie zum Notar gingen. Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, fragte Justizrat Heinitz: „Wie soll das Blatt denn eigentlich heißen?" und als beide erstaunt über die Frage schwiegen, sagte er: „Nennen Sie es doch einfach ‚Schaubühne' oder so ähnlich." Dieser Name wurde dann auch gewählt, und ich erinnere mich, wie S. J. für diesen guten Ratschlag Herrn Justizrat Heinitz immer eine besondere Dankbarkeit bewahrte. Die Geschäftsführung der „Schaubühne G. m. b. H." übernahm ich.

Im September 1905 erschien das erste Heft mit Beiträgen von:

Siegfried Jacobsohn,
H. von Hofmannsthal,
Julius Bab,
Samuel Lublinski,
Josef Theodor,
Rudolf Rittner,
Georg Altmann.

In unserm jugendlichen Optimismus glaubten wir natürlich, daß am Erscheinungstage das Räderwerk der Welt stillstehen und kein Mensch andre Gelüste verspüren würde, als sich auf ‚Die Schaubühne' zu stürzen.

Vorsichtig, wie wir waren, ließen wir sogar den Satz stehen, um sofort nachdrucken zu können. Es ergab sich jedoch, daß diese Vorsichtsmaßregel reichlich übertrieben war.

Man interessierte sich wohl in literarischen Kreisen, die prachtvollen Kritiken S. J.'s, der eben von einem längern Aufenthalt in Paris nach Berlin zurückgekehrt war, zu lesen, — aber der Käuferandrang konnte bewältigt werden.

Für das zweite Heft ließ das Interesse merklich nach. Nicht besser erging es der dritten Nummer. Man sann nach, wie man dem Blatte mit einem Schlage zu einem unerhörten Absatz verhelfen könne. Der Retter in der Not stellte sich in Gestalt Emmy Destinns ein. Eines der folgenden Hefte brachte einen Artikel über die Bedeutung dieser damals im Mittelpunkt des Interesses stehenden Sängerin. Bis dahin hatten die von uns aufgebotenen Straßenhändler wenig Absatz. Beim Abholen der neusten Nummer hellten sich ihre Mienen merklich auf, als ich sie auf den Destinn-Artikel hinwies. Ohne natürlich den Artikel zu kennen, boten sie diese Nummer an: Sensationelle Enthüllungen über die Königliche Kammersängerin Emmy Destinn. Bald war das Heft, welches die breite Masse arg enttäuschte, völlig vergriffen.

Nach einigen weitern Nummern stellte sich trotzdem heraus, daß eine nur auf das Theater gerichtete literarische Theaterwochenschrift das breite Publikum auf die Dauer nicht genug interessiere. Das Kapital der G. m. b. H. schrumpfte merklich zusammen, und eines Tages mußte ich den Gesellschaftern die wenig erfreuliche Mitteilung machen, daß entweder aufgefüllt oder ein neuer Verlag für die ‚Schaubühne' gesucht werden müsse. Dies ereignete sich im Dezember 1905.

Im Januar 1906 gründete ich den Verlag Oesterheld & Co., der also in einigen Monaten ebenfalls auf das fünfundzwanzigjährige Bestehen zurückblicken kann, und übernahm als erstes Verlagswerk ‚Die Schaubühne'.

Jetzt, wo die ‚Schau-Weltbühne' einen ungeahnten und wohlverdienten Aufschwung genommen hat, der dem unermüdlichen Fleiß und dem großen Wissen des Stilkünstlers S. J. zu danken ist, freue ich mich, daß meine Vorarbeiten nicht ganz zwecklos gewesen sind.

Ich wünsche Ihnen von Herzen weiter viel Erfolg und Freude.

Was ist geblieben? von Arnold Zweig

Unterhalb steinerner Berge sitzend, die im Abendlicht langsam ergrauen, und auf deren faltiger Elefantenhaut mit den weißen Striemen der Schotterstürze die Lärchenwälder, Tannenwälder unermüdlich aufwärts klettern bis zur Grenze ihres Fortkommens, werde ich an das fünfundzwanzigste Jahr der ‚Weltbühne' erinnert.

Ich gedenke in der schweigsamen Abendluft all der kritischen und klugen Köpfe, die wir doch noch jung in das Reich des Todes verschwinden sahen: des eleganten Kenners Felix Poppenberg, der die Reihe eröffnete; Gustav Landauers, des glühenden, für verbindende Gesinnung und Erkenntnis schlagenden Herzens; Willy Handls, der so gerecht zu sehen und

zu wägen wußte, Moritz Heimanns, dessen mächtiger Verstand behutsam und schneidend sein konnte wie das Messer des Chirurgen, und zugleich so liebend und heilend wie die Hand, die solches Messer führt; Maximilian Hardens, der mit Lastern und Tugenden alle Facetten des Wilhelminismus verkörperte; schließlich Siegfried Jacobsohns.

Was ist von ihnen allen geblieben, von diesen lebendigen, unermüdlich erkennenden, unermüdlich wertenden und werbenden Geistern? Von Gustav Landauer die heroische Gestalt und das reiche Werk seiner schöpferischen Kritik; von Moritz Heimann das Erbe, das er in den Verlag S. Fischer hineingebaut, seine Stücke und seine erzählenden Schriften, von denen die „Tobiasvase" in meiner Erinnerung lebendig und gültig, rein ausgeformt voranleuchtet; von Willy Handl ein Roman, den man vergessen hat, und die Gestalt bei seinen Freunden; von Poppenberg ein Schatten, der noch wenigen etwas zuflüstert; von Harden die vergilbenden Jahrgänge der Zukunft, und, hinter der barocken Unbrauchbarkeit seines Stils hervortretend, die schon geschichtliche Figur dieses schlechten Politikers und guten Kritikers.

Von Siegfried Jacobsohn aber ist diese ‚Weltbühne' geblieben, abgesehen von den Bänden, in denen er seine Kritiken sammelte, und seinen Gelegenheitsschriften; diese ‚Weltbühne', rechthaberisch manchmal, streitsüchtig manchmal, irrend manchmal, wie er hinter seinem Schreibtisch saß, rechthaberisch, streitsüchtig und irrend, aber vor allem furchtlos wie er, dem Volke dienend wie er, von ungeheurem Drang nach Reinlichkeit besessen wie er, lustig kämpfend, mit gutem Ernst auf der Seite der linken Leute fußend wie er. Sein schmetterndes Gelächter ist verstummt, und weit davon entfernt, einen Goldrand der Erinnerung um ihn zu ziehen, sehen wir ihn vielmehr scharf umrissen mit seinen Schwächen und seinen Kräften, und so, scharf umrissen, mit Schwächen und Kräften, ein lebendiges Wesen, steht die ‚Weltbühne' unter den wirkenden Elementen dieser Zeit. Wir können sie nicht entbehren.

Der Weg zur Politik von Lion Feuchtwanger

Einige Jahre nach der Gründung der ‚Schaubühne' hatte ich Siegfried Jacobsohn eingeladen, in einem münchner literarischen Verein über das berliner Theater zu sprechen. Man war damals in München noch sehr interessiert an Kunstdingen, und unter Jacobsohns Zuhörern war auch der bayrische Außenminister Graf Crailsheim. Das war für Jacobsohn eine große Überraschung, er war von Berlin her nicht gewöhnt, daß sich Minister für seine Äußerungen interessierten, und wir hatten damals, er und ich, ein langes Gespräch über die Beziehungen von Kunst und Politik. Wir waren Einer Meinung, daß diese beiden Bereiche soviel wie nichts miteinander zu tun hätten, und daß Jacobsohns Bereich sehr weit abliege von aller Politik.

Um so mehr überraschte es mich, als sich Jacobsohn wenige Jahre später entschloß, aus der ‚Schaubühne' die ‚Weltbühne' zu machen. Wir hatten einige ziemlich heftige mündliche und schriftliche Auseinandersetzungen. Ich hatte den leichtern Part. Ich konnte Jacobsohn seine eignen Argumente aus den frühern Jahren vorhalten: die Kritik an Dingen des Theaters sei zehnmal wirksamer als die Kritik der politischen Zustände; die Stärke der „Schaubühne" liege darin, daß sie sich aufs Theater beschränke. Jacobsohn erwiderte mit dem schönen Zitat, er sei keine von den Korkseelen, die immer auf der Oberfläche ihrer einmal vorgefaßten Meinung schwämmen. Der kleine, lebendige Mann war wirklich das Gegenteil eines Prinzipienreiters; hatte er eine These noch so leidenschaftlich verteidigt, einen erkannten Irrtum gab er rückhaltlos preis.

Es war dies: Jacobsohn, durch seine leidenschaftliche Liebe zum Theater, hatte sich zum feinsten Barometer dieses Instituts entwickelt. Ich saß in meinem trägen, reglosen München: er, in Berlin, witterte die Zukunft der deutschen Bühne. Er spürte, wie sie sich aus der Bindung mit der Literatur löste, und ging ihr voran auf dem Weg, den sie dann nach seinem Tode einschlug, auf dem Weg zur Politik.

An einen Reichsgerichtsrat von Ernst Toller

Berlin, den 17. Juli 1930

Sehr geehrter Herr Toller!

Sie haben in Ihrem Aufsatz in Nummer 318 des ‚Berliner Tageblatts' vom 9. dieses Monats „Die Konflikte der Jugend in Deutschland" den Satz geschrieben: Jugendliche beteiligten sich an den Aufständen in Oberschlesien gegen die Polen.

Ich möchte zu Ihrer Entschuldigung annehmen, daß Sie damals der Freiheit beraubt waren und deshalb nicht Gelegenheit hatten, die Vorgänge in Oberschlesien richtig zu verfolgen. Wenn Sie sich aber die Mühe nehmen wollen, sich irgendwie bei Unparteiischen zu informieren, so werden Sie erfahren, daß grade das Gegenteil dessen richtig ist, was Sie geschrieben haben. Oberschlesien war seit fast zweihundert Jahren deutsches Land, und von den Polen sind dort aufs Frivolste Aufstände entfacht worden, bei denen sich die Deutschen gegen polnische Mordlust und Plünderung nur in der Abwehr befanden, als sie schließlich Corps organisierten.

Ich hoffe von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, daß Sie nach eingezogenen Erkundigungen Gelegenheit nehmen werden, jenen Satz in Ihrem Aufsatz richtig zu stellen.

Hochachtungsvoll

Doktor Sonntag,
Reichsgerichtsrat.

Ihre Auffassung, daß das Gegenteil von dem richtig ist, was ich über Oberschlesien schrieb, halte ich für recht problematisch. Der Satz sollte keine Wertung sein sondern eine Feststellung. Tatsächlich kam es in Oberschlesien zu Aufständen von Polen gegen Deutsche und von Deutschen gegen Polen. Die Frage, ob die Klausel des Vertrages von Versailles, die in deutschen Gebieten Oberschlesiens Abstimmungen darüber gebot, ob das Land Preußen oder Po-

len zufallen sollte, gerecht war oder nicht — diese Frage wurde gar nicht berührt. Wir wissen alle heute, daß der Friede von Versailles eine Reihe von drückenden und ungerechten Bestimmungen enthält, daß die führenden Männer der Entente (aus Memoiren geht es hervor), über die geographische und nationale Lage der Abstimmungs-Gebiete unzulängliche Vorstellungen hatten. Wir wissen aber auch heute, daß die Freicorps in Oberschlesien gewiß nicht ideale Träger nationaler Verteidigung waren. Sie haben vielleicht, sehr geehrter Herr Reichsgerichtsrat, den Aufsatz des Verteidigers eines der Fememörder gelesen, in dem ein gewiß Kompetenter die Behauptung aufstellt, daß dort zweihundert Menschen als „Verräter" ermordet wurden. Und da Sie als Richter des höchsten Gerichts politische Prozesse verfolgen, dürfte Ihnen auch bekannt sein, mit welcher frivolen Leichtfertigkeit harmlose Menschen zu Verrätern gestempelt wurden.

Aber nicht darum antworte ich Ihnen öffentlich. Sie appellieren an meine Gerechtigkeitsliebe, und diese Gerechtigkeitsliebe ist getroffen von der Stelle Ihres Briefes, in der Sie von „polnischer Mordlust und Plünderung" sprechen. Sie, Herr Reichsgerichtsrat, bekommen es fertig, im Jargon sturer Stammtischpolitiker von „polnischer Mordlust und Plünderung" zu sprechen. Haben Sie nie darüber nachgedacht, daß solch gedankenlose Verallgemeinerungen sehr beklagenswerte Folgen haben können? Haben Sie vergessen, wie man im Kriege die Engländer Schufte und Krämerseelen, die Franzosen eine degenerierte Rasse, die Russen Barbaren zu nennen beliebte? Haben Sie vergessen, daß Gleiches auch die Journaille der Entente-Länder mit uns Deutschen tat, daß wir drüben ein Volk von Barbaren und Boches genannt wurden, die die Gewohnheit haben, Frauen die Brüste abzuschneiden und Leichen zu schänden?

Es gibt nichts, was ich zu Ihrer Entschuldigung annehmen kann. Sie waren nie der Freiheit beraubt und hatten in Schule und Universitäten, in Zeitschriften und Büchern Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß die Polen ein altes Kulturvolk sind, daß von „polnischer Mordlust" zu sprechen unverantwortlich ist. Sie als Jurist müßten auch wissen, daß schon der Begriff Mord — Lust sehr fragwürdig ist. In jedem Volk leben Mörder und Plünderer. Wenn einzelne von ihnen aus Lust morden oder plündern, sind sie nach einem Paragraphen, den Sie gewiß auswendig kennen, dem Zugriff der Justiz entzogen und als Kranke der Aufsicht von Ärzten überantwortet.

Ich möchte nicht wünschen, Herr Reichsgerichtsrat, daß es am höchsten Gericht des Deutschen Reiches viele Richter gibt, die denken wie Sie und damit beweisen, daß sie nicht denken.

Aber Vorkommnisse der letzten Zeit lassen es mich befürchten.

Hochachtungsvoll

Ernst Toller

Nachschrift: Daß Worte, wie die von Ihnen gebrauchten, Völkerhaß und Kriegsstimmung zeugen, geht aus einer Notiz hervor, die ich in der ‚Rügenschen Zeitung', dem Anzeigenblatt republikanischer Behörden, finde:

Litauen kann das — warum Deutschland nicht?

Warschau, 20. Juli. Wie aus Wilna gemeldet wird, überflog ein polnisches Flugzeug bei Lida litauisches Gebiet. Die litauische Grenzwache eröffnete mit einem Maschinengewehr das Feuer, worauf das Flugzeug schleunigst auf polnisches Gebiet zurückflog.

Schauspieler von S. J.

Barnay

Als er im Jahre 88 nach vielen Irrfahrten das Berliner Theater gründete, da hatte er den Zeitpunkt glücklich abgepaßt. Seit 1883 konnte der Berliner seinen Schiller und Shakespeare nicht mehr einzig am Gendarmenmarkt sondern auch in der Schumannstraße reich ausgestattet sehen. Damit verlor das bloße Ausstattungsstück sein letztes bißchen Bedeutung, und mit dieser Abart der Bühnenproduktion verschwand auch das Victoria-Theater aus dem Gesichtskreis der Theaterbesucher. Es entstand Raum für eine neue Bühne, der der breiteste Erfolg winkte, wenn sie die Fünfmarkstücke des Deutschen und des Hoftheaters als Dreimarkstücke verausgabte. Daß die Vorstellungen des Barnayschen Berliner Theaters billig waren, konnte ihnen im Interesse der Massen von kurzsichtigen Volksbeglückern als Verdienst angerechnet werden; daß sie schlecht waren, war bei den billigen Preisen selbstverständlich. Aber durch das gediegene Ensemble des Deutschen Theaters waren die Ansprüche an die schauspielerische Darstellung so erhöht worden, daß durch überwiegend minderwertige Kräfte selbst auf primitivere Schichten des Publikums kein sonderlicher Reiz auszuüben war. So entsprach es nur Barnays eignen Virtuosengelüsten, wenn er sein Theater zum hauptstädtischen Absteigequartier für weltberühmte Reisende machte, die jedermann sehen mußte. Sie spielten breitspurig und vordringlich für sich, und die Kleinen trabten, meist in trostlos nichtigen Stücken, bedächtig hinterher. Wo aber ein klassisches Drama einen künstlerischen Eindruck nicht unbedingt gehindert hätte, da tat es die Regie. Als Regisseur nahm Ludwig Barnay aus Meiningen nicht nur alles das auf, was an Meiningen vom Übel gewesen war, sondern sogar das, was Meiningen endgültig überwunden zu haben glaubte. Weil die weiten Räume des Berliner Theaters angeblich weithin ausgreifende Effekte heischten und haschten, erkannte er den Wert einer Dichtung mehr im Volkslärm und Kriegsgeschrei als in der Charakterentwicklung des Helden. Wenn Coriolan Rom den Rücken kehrte, dann wurde das im Munde des stolzen Patriziers doppelt gewichtige Wort: „Auch anderswo gibts eine Welt!" verschlungen vom Getöse der Bürger, die mit erhobenem Zeigefinger herumtanzten, indem sie nach irgend einer Melodie sangen: „Des Volkes Feind ist fort! Des Volkes Feind ist fort!" Wenn sich in den „Räubern" am Schluß des zweiten Akts in stilloser Übertreibung eine regelrechte Schlacht mit Flintengeknatter und allem umständlichen Zubehör abgewickelt hatte, dann hob sich auf die tosenden Beifallsstürme hin der Vorhang noch einmal, und — es wurde da capo geschossen. Trotz solcher Annäherung an den Geschmack des Pöbels wurde die Existenz des Berliner Theaters erst dadurch gesichert, daß Barnay das Wohlgefallen des Kaisers an seinen szenischen wie an seinen schauspielerischen und literarischen Darbietungen, die in „Kean" und dem „Hüttenbesitzer" gipfelten, aufs Raffinierteste auszunutzen verstand.

„Nun stand ich zum ersten Mal unserm herrlichen Kaiser gegenüber, nun hörte ich zum ersten Mal seine Stimme, nun ertrug ich zum ersten Mal seine Augen. Ja „ertrug"! Denn wer diese unvergleichlichen blauen Augen, die der Kaiser von seinem Ahnherrn, dem alten Fritz, geerbt zu haben scheint, unverwandt und scharf auf sich gerichtet sieht, der muß einen festen Willen und ein reines Gewissen haben, um den glänzenden Stern dieser Augen auszuhalten und diese Blicke frei und offen erwidern zu können." Der Revolutionär von 1873 konnte fünfzehn Jahre später auch Fürstendiener sein, und wird es immer, immer bleiben. Ist es da nicht ein bißchen lächerlich, sich den Kopf über die künstlerische Zukunft des Schauspielhauses zu zerbrechen? Suprema lex regis voluntas. Es ist zweifelhaft, ob sich bisher intra muros ein Widerspruch dagegen geregt hat; es ist unzweifelhaft, daß sich in der Folge keiner regieren wird. Um so stärker wird er sich extra muros vernehmbar machen. Die Zwitterstellung des Hoftheaters wird noch unerträglicher werden. Es wird eine öffentliche Anstalt bleiben und doch ganz und gar ein Separatinstitut für den Hof werden. Es wird nach wie vor durch Zulassung eines zahlenden Publikums auf uns angewiesen sein und sich weniger als je um das kümmern, was wir wollen. Denn nie war lebendiges Kunstwirken mit jener Rücksichtnahme auf einen prüden Hofdamengeschmack zu vereinigen, die hier gefordert wird und durchaus nach Herrn Barnays Herzen ist. „Ich habe stets den Grundsatz festgehalten, daß jedes öffentliche Theater so geführt werden müsse, daß der Vater mit seiner Tochter, der Mann mit seiner jungen Frau, der Bräutigam mit seiner Braut die Vorstellungen besuchen können, ohne besorgen zu müssen, daß der eine Teil vor dem andern zu erröten braucht." Das eröffnet gleichzeitig trübe Aussichten für eine zweckmäßigere Verwertung des schauspielerischen Materials als sie bisher im Schwange war. Wer sich, wie es Herr Barnay getan hat, mit dem Spielplan des Schauspielhauses einverstanden erklärt, der wird auch mehr zu Christians als zu Matkowsky neigen, mehr zu Syrup als zu Feuerwein. Und doch gäbe Matkowsky selbst einem allzu schmiegsamen und literarisch unschuldigen Direktor die Möglichkeit, die künstlerische Ehre eines Theaters von der ruhmvollen Vergangenheit des Königlichen Schauspielhauses zu retten. Er brauchte nur in den Mittelpunkt des Ensembles gestellt zu werden, dem ein paar Frauen fehlen, und in dem Männer wie Heine, Kraußneck, Pohl, Vollmer mehr und einsichtiger beschäftigt werden müßten. Mit dieser Truppe könnte eine Erneuerung des klassischen Repertoirs unternommen werden; ihr könnte sie glücken. Freilich dürfte keine Zeit und keine Kraft mit literaturhistorischem Kram vertrödelt werden. Das Hoftheater dürfte ein Theater der Toten, aber nicht der Abgelebten, ein Theater der Antike, aber nicht der Antiquitäten sein. Solange noch lebendige Schätze der Vergangenheit ungehoben liegen, möge getrost den Germanistenkneipen der philologische Anschauungsunterricht überlassen bleiben. Solange wir Matkowsky nicht als alten Faust, als den Antonius der Kleopatra, als Lear, Falstaff, Timon, Wallenstein, Achilles, Oedipus, solange wir nicht mindestens

von Aischylos und Sophokles, von Calderon und Shakespeare, von Goethe und Grillparzer, von Kleist und Hebbel alles Erreichbare in würdiger Wiedergabe gesehen haben, wäre es Snobismus, an Hans Sachs und Gerstenberg, an Macchiavell und Marivaux zu denken. Ein Hoftheaterdirektor muß kein Columbus, soll aber noch weniger ein Schliemann sein.

1906, Nummer 2

Matkowsky

Bei Lebzeiten hatte er oft vom Tode gesprochen. „Ein richtiger Komödiant stirbt auf der Bühne oder auf der Landstraße." Wenn er nicht auf der Bühne stand, lag er gewöhnlich auf der Landstraße zwischen zwei Bühnen. Hatte er nach einer Vorstellung des Schauspielhauses den nächsten Tag probe- und spielfrei, so kam es vor, daß man um Elf mit ihm zu Lutter & Wegner ging und ihn morgens um Fünf in den Zug nach Halberstadt oder Schwerin oder Frankfurt an der Oder packte. Er wußte nicht recht, was er ohne Bühne mit sich anfangen sollte. Ferien kannte er nicht. Er lernte sie nicht früher kennen, als bis er in die Gefahr geriet, sein Organ einzubüßen. Aber auch da fand sich weiter kein Mittel als eine Reise nach Südamerika, weil er auf festem Lande ausgebrochen und selbst bei vierzig Grad in das Panzerhemd des Wetter vom Strahl oder eines andern wetternden und strahlenden Helden gekrochen wäre. Nach dieser Reise, die ein Jahr darauf wiederholt und in einem kleinen Buch mit wohltuender Anspruchslosigkeit geschildert wurde, ist seiner Stimme nichts mehr geschehen. Man hätte ihm neunzig Jahre gegeben und mehr. Er strotzte ja von Gesundheit und Daseinsbejahung. Daß er bei einem Bankkrach um sein Vermögen gekommen war, focht ihn nicht an: er fühlte und hatte Kraft genug, es sich noch einmal zu verdienen. Erst, als sein einziges Kind, ein prachtvoller Bengel von fünfzehn Jahren, in England von einem Berge stürzte und auf der Stelle tot war: da brauchte man gar nicht dabei gewesen zu sein, wie die Nachricht den Hochsommergast des Stadttheaters von Zürich traf, um keinen Augenblick zu bezweifeln, daß der Mann eine Wunde empfangen hatte, aus der ihm, langsamer oder schneller, das Leben enttropfen mußte.

Bis zu dieser Katastrophe war Matkowsky selbst in noch höherm Grade als nachher ein Kind, ein wunderbar verträumtes großes Kind, das sich seine Unschuld erhielt, indem es, ohne Haß, sich vor der Welt verschloß. Für einen Abend, wo er nicht spielte und trotzdem in Berlin blieb, hatte ich mich mit ihm bei Habel verabredet. Ich konnte nicht fürchten, daß preußische Richter mehr als zwei Stunden nötig haben würden, um zu entscheiden, ob ich einen Lügner öffentlich so nennen dürfe. Sie hatten drei volle Tage nötig. Am Ende des dritten schickte ich den Gerichtsdiener ans Telephon, um dem wartenden Matkowsky sagen zu lassen, daß ich kaum vor Mitternacht kommen würde. Er war schon fort. Am nächsten Morgen fragte er in komisch weinerlichem Ton durchs Telephon: „Aber, Herr Jacobsohn, warum haben Sie mich denn gestern versetzt?" „Ja, haben Sie denn nicht in der

Zeitung gelesen, wie lange die Verhandlung gedauert hat?" „Was für eine Verhandlung?" „Ja, das steht doch seit drei Tagen in allen Zeitungen." „Ich lese niemals eine Zeitung." Das erwies sich als wahr. Im Gegensatz zu den Herrschaften, die „um keinen Preis Kritiken lesen", aber jedes Lob ihrer eignen Person, jeden Einwand gegen ihre Kollegen einsaugen und treu bewahren — im Gegensatz dazu las Matkowsky kaum die Kritiken, die man ihm sandte, und wußte gar nicht, daß außer den Schauspielern, denen er in der Hitze des Bühnengefechts die Rippen zerbrach und die Zähne ausschlug, noch andre existierten. Eines Ferientags erhielt ich eine Ansichtskarte mit der Unterschrift: Adalbert Matkowsky—Albert Bassermann. Nach den Ferien traf ich Matkowsky. „Da hab' ich beim Gastspiel in Karlsruhe einen jungen Mann kennen gelernt, der von Ihnen erzählte — einen Herrn Bassermann. Wer ist denn das?" Bassermann war seit zehn Jahren in Berlin und damals mit nicht grade kleinem Erfolg bei Brahm tätig. Aber Matkowsky las keine Zeitungen und ging erst recht in kein Theater. Hätte man ihm nicht wirklich neunzig Jahre geben sollen und mehr?

Bei dieser — durchaus ungeheuchelten — Ahnungslosigkeit war es kein Wunder, daß er mich einmal nach der Probe in eine Bodega am Gendarmenmarkt bat, um mir anzuvertrauen, daß „ein Herr Reinhardt" ihm einen Engagementsantrag gemacht habe, und mich um meinen Rat zu fragen. Ich hatte nicht wenig Mühe gehabt, Reinhardts Bedenken zu zerstreuen. Er brauchte damals einen Schauspieler dieses Ranges wie das liebe Brot. Aber er hielt es für unmöglich, Matkowsky auf den Ton seines Ensembles oder sein Ensemble auf Matkowskys Ton zu stimmen. Ich war dagegen überzeugt, daß mit einem Material, wie diesem, ein Regisseur, wie dieser, alles anfangen könnte, und daß das Ensemble sich unwillkürlich einer solchen Erscheinung anpassen würde. Spätestens in einem Jahre sei der wünschenswerte Ausgleich geschaffen. Und vor Reinhardt lagen Jahrzehnte. Vor Matkowsky damals auch. Wir gingen langsam durch den Tiergarten und freuten uns der Frühlingssonne. Zuversichtlich malte ich ihm eine künstlerische Zukunft aus, die ihn am Schauspielhause kaum erwarte. Das sah er selber ein, denn seine Lieblingswünsche wurden dort nur selten und nicht eben mit Begeisterung erfüllt. Aber ihm graute vor der Aussicht, eine Rolle unter Umständen zweihundertmal hintereinander spielen zu müssen. Ihm graute vor einem Domizilwechsel, vor neuen Gesichtern, vor einer Änderung seiner Gewohnheiten, vor hunderterlei. Am schlimmsten sei, daß er gar keine Vorstellung habe, was für ein Faden da drüben gesponnen werde. Ich warf ein, daß dem am Ende durch den Besuch einer Aufführung abzuhelfen sei. Er hob entsetzt die Hände zum Himmel und blickte mich mit seinen durchdringenden, blitzend blauen Augen wahrhaft vorwurfsvoll an. Wir waren inzwischen am Zoologischen Garten angelangt, wo er hauste. „Also gut," sagte er zum Abschied, „ich werde meine Frau hineinschicken und mir berichten lassen, wie ich mich in dieser Umgebung ausnehmen würde." Die Verhandlungen zerschlu-

gen sich. Als ich ihn wiedersah, fragte ich: „Nun, wie hätten Sie sich nach der Ansicht Ihrer Frau in dieser Umgebung ausgenommen?" „Sie behauptete: Wie der Ochse im Porzellanladen."

1914, Nummer 1

Girardi

Er schleudert sich auf die Bühne, als wäre er kein Sechziger sondern ein Zwanziger. Mit Schritten, die einen Meter lang sind, nimmt er sie in Beschlag und uns. Aus dem Gang jedes Menschen will ich sein Wesen erkennen. Wie gar ein Schauspieler vor uns tritt oder schleicht oder springt: das entscheidet fast immer für ihn oder gegen ihn. Dieser hier rüttelt uns auf, spannt uns an, schärft unsern Blick und unser Ohr, noch bevor er den Mund geöffnet hat. Er schießt an die Rampe und an ihr entlang, funkelt mit seinen listigen und lustigen schwarzen Augen über den Chor hin und reckt sich für sein Antrittslied in Positur. Schon jetzt ist klar, daß der Mann allen Gefahren einer vierzig Jahre währenden und wärmenden Berühmtheit entgangen ist: daß ihm auch für die Operette das Gesetz der Einfachheit in unverbrüchlicher Geltung steht.

Dann beginnt er, Unsinn zu singen. Aber wichtig ist nur die Tatsache, daß er singt, weil sich im Gesang die blühend reiche künstlerische Persönlichkeit: Alexander Girardi entfalten wird. Vielleicht war die Stimme einmal frischer und größer. Das ist durchaus unerheblich. Ihr eigentlicher Zauber ist unversehrt: daß in ihr Blutwärme, Lebensfreude, unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, Noblesse, Zartheit, Naivität und alle übrigen guten Gaben einer vollen Menschennatur schwingen und klingen. Mit seiner Stimme müßte Girardi die Gemeinheit selber adeln. Einzig auf diese Stimme kommt es an. Im Ernst: der Text könnte das Alphabet, die Musik von Paul Ottenheimer sein.

Aber sobald der Text ein bißchen ergiebiger ist als das Alphabet, triumphiert noch eine Tugend des Künstlers, die für mein Gefühl artistisch nicht geringer zu schätzen ist, als Kainzens Fähigkeit, einen Monolog zu durchleuchten, zu gliedern, zu steigern. Wie Girardi eine Pointe abschnellt, einen Vers schattiert, eine Strophe aufbaut und das ganze Couplet zu einem runden Kunstwerk erhöht: man sollte meinen, daß auch ein unbegabterer Librettist das nur einmal zu beobachten brauchte, um davon für immer zu profitieren. Ein frommer Wahn. Man sehe sich an, was für Lieddichtungen solch ein Buch zieren, und was für Reden sie miteinander verbinden. Zum Glück müssen schon andre als Girardi diese Reden halten, damit man sie überhaupt hört.

Er nämlich schämt sich ihrer und unterschlägt oder erschlägt sie. Er ersetzt sie entweder durch die gewissen altbewährten Bühnenscherze, die in seinem Munde wieder jung und schön werden, oder er macht Dialektkunststücke, die freilich nichts vom Dialog übrig lassen. Er zerfetzt die Sätze, zerkaut die Worte, zerreibt die Konsonanten, gurgelt die Diphtonge und brummt oder trillert die Vokale — eine erquickend volkstümliche Musik, die wieder ganz Girardis Eigentum ist. Was stammt denn eigentlich von den Lieferanten des Rollen-

heftes? Sie schreiben an einer Stelle einen Schwips, an einer andern einen Tanz vor. Nun ja: ohne ihre Vorschrift würde Girardi weder torkeln noch tanzen, also auch nicht so überwältigend drastisch und dabei förmlich aetherisch torkeln, nicht so graziös, so elegant, so bewundernswert jugendlich tanzen. Aber jene Vorschrift ist für diese Leistung nicht notwendiger, als daß vor zweiundzwanzig Jahren der Zimmermeister Prause ein paar Bretter zur Bühne des Lessingtheaters zusammengeschlagen hat. *1912, Nummer 21*

Gruß von Erich Mühsam

Jubilare wollen immer nett behandelt sein, und wenn Sie mich fragen, was ich für, was ich gegen die ‚Weltbühne' zu sagen habe, so werde ich wohl den fünfundzwanzigsten Geburtstag der Zeitschrift nicht grade zum Anlaß nehmen, um drüber zu schimpfen. Daß ich nicht Ihr politischer Zwilling bin, wissen Sie ja, aber gäbe die ‚Weltbühne' ohnehin lauter Mühsamsche Ansichten von sich, was hätte unsereiner nötig, mitarbeiten zu wollen? Ich schätze das Blatt, weil es den von Siegfried Jacobsohn gepflegten Geist der einseitigen Duldsamkeit zur linken Seite hin nicht preisgibt und mir und ähnlich gestimmten Leuten, welche mit großer Heftigkeit weder Demokraten noch Liberale noch Pazifisten sind, das Mikrophon nicht vor dem Mundwerk wegzieht. Dennoch wäre das bloße Stillhalten der ‚Weltbühne' zur Bekundung kameradschaftlicher Glückwünsche zu wenig; es gibt schon noch etwas Verbindendes, was einen antiautoritären Revolutionär den Lautsprecher der ‚Weltbühne' lieber als einen andern benutzen läßt, das ist eine Gemeinsamkeit im Negativen, nämlich die gänzliche Respektlosigkeit vor offiziellen Werten. Darum liest sich die ‚Weltbühne' immer erfreulich, weil hier vor keinem Bürgerglauben in Ehrfurcht gezittert wird, ohne daß deshalb unbürgerliche Empfindlichkeiten zukunftsvoller Überzeugungen verletzt würden. Meine Geburtstagswünsche vereinigen sich in dem Vorsatz, zu meinem Teil gelegentlich von der ‚Weltbühne' aus an den Grundpfeilern der Bürgertugend zu rütteln. Keinen Ihrer Leser werde ich je aufreizen, gesetzwidrige Handlungen zu unternehmen — wie werde ich denn!, aber was ich dazu beitragen kann, den werten Zeitgenossen ihren verdammten Respekt vor dem geschriebenen Recht, den paragraphierten Programmen und den staatlichen Gesetzen auszutreiben, das soll geschehen. Schon, daß die ‚Weltbühne' dieses Versprechen mitteilen wird, ist ein gutes Zeugnis für sie, und so wird sie auch nicht zögern, mein weiteres Bekenntnis mitzuteilen, daß ich die Verweigerung jeder Hochachtung vor den Einrichtungen und Bestimmungen der Obrigkeit nicht als unterhaltsames Spiel von Snobs betrachte sondern als eine Forderung an die Arbeitermassen und an die Wenigen, welche sich der ausgebeuteten Klasse aus innerer Not kämpferisch verbunden wissen. Solche Menschen waren im verflossenen Vierteljahrhundert in der ‚Weltbühne' unter Schriftstellern und Lesern immer zu finden, darum sei diese bürgerliche Zeitschrift aus revolutionären Bezirken unbürgerlich gegrüßt.

Die Schlagzeile von Alfred Wolfenstein

Der junge Journalist f. m. trat mit rasendem Schritt aus dem Portal der Zeitung auf den Platz hinaus.

So, als warte in den vollen Straßen ein unerhörtes Ereignis auf seinen Bericht mit balkendicker Schlagzeile.

In Wirklichkeit floh er vor seines Hauptschriftleiters Zorn und sah um sich, als sei die Welt leer.

Leer war sie an neuen Ereignissen. Die Blätter litten Hunger. Die Schlagzeilen magerten ab.

Oder man mußte sie künstlich ausstopfen, wie gestrige Schauspieler, während man doch Wahrheit brauchte, Wahrheit von heute.

Wo war die aufregende Zeit des Massenmörders, des Menschenfressers, des Vulkanausbruchs, des Riesendampferuntergangs mit tausend Reisenden. —

Wo war die Zeit, da jenes Nordpolluftschiff auf das eisige Lager niederbrach und sieben Männer wochenlang die Weltpresse mit ihren Qualen nährten.

Als litten sie nur für die Zeitung, als müßten sie Stoff für Erschütterung in vielen Fortsetzungen liefern, als hätte man das Unglück bei ihnen bestellt.

Damals, erinnerte er sich, ging gleichfalls eine solche Ebbe vorher, und wäre die berühmte Katastrophe nicht gekommen, hätte man sie wie Regen herbeibitten müssen.

Was denke ich da — dachte f. m. und blieb mitten in der Friedrichstraße stehen und mitten in dem ungeheuerlichen, doch viel versprechenden Einfall — —

Und wir finden den Reporter auf einer fernen Waldstraße wieder, wo die Schienen der Eisenbahnhauptstrecke Berlin-Rhein vorbeiziehen:

Er ist von seinem Motorrad gesprungen, er wälzt langsam einen an der Böschung liegenden Rüsternstamm hinunter.

Der Stamm gleitet über Sträucher und Steine auf die Schienen, f. m. steigt hinterher und schiebt das schwere Holz quer über die Schienen, am Anfang der Brücke.

Danach wirft er sich oben ins Gras, wie ein dicker Bach von Schweiß, und lange liegt er keuchend da, in der Stille:

In dieser Stunde hat der Extrazug den berliner Bahnhof verlassen, voll besetzt mit allen Größen des Staates, der Gesellschaft, des Geldes, des Geistes und zumal der Kunst (die in seinem Blatte stets besonders gefördert wird): sie reisen vollzählig nach dem Westen, sie wollen das so lange umstrittene Dichterdenkmal einweihen und sie werden nun an einem Tag, mit einem Schlag zugrunde gehen:

Furchtbarste Eisenbahnkatastrophe des Jahrhunderts! D-Zug von Brücke abgestürzt! Hunderte prominenter Persönlichkeiten umgekommen!! Deutschland mit einem Schlag, an einem Tag all seiner Führer beraubt!!

Im Walde zirpte ein Vogel. Ein zarter Schnabel hämmerte einen Baum, f. m. hob den Kopf. Da lag der Stamm, f. m. blieb liegen, stundenlang.

Immer wieder ertönte im Rauschen der Bäume ein plärrendes Geschrei: Zeitung — Blatt — Ausgabe — Morgen! Mittag! Abend!

Manchmal schwankend und fiebernd vor Erwartung sah er nach der Uhr und er dachte, wenn er nun nicht liegen blieb, würde er

lebenslänglich hungern und dürsten müssen — sie verlangten endlich wieder eine größere Nachricht, von ihm — und er hielt sich mit verkrampften Fäusten am Grase fest und ließ den tödlichen Stamm auf den Schienen.

Wie ein Indianer mit dem Ohr am Boden fühlte er plötzlich ein fernes Zittern — es brummte — es war bald hier — es stampfte — es war sofort hier — es donnerte —

Er sprang auf, an sein Rad, stellte es hin, sofort zu besteigen, kroch in einen Strauch, aus dem er die Strecke übersah, in der Hand Heft und Füllfeder:

Hochgebrüstet die Lokomotive mit langem Wagenschwanz sauste schon heran — ein Knall — ein Geheul — grausiges Schlachtengetöse —

Nein: er sah nur einen Stamm von den Rädern geschleudert wegrollen und den Zug auf der Brücke jäh halten und hörte erregte Stimmen drunten, hinter sich das Zirpen des Vogels —

Es war nichts geschehen — wieder nichts — sie waren gerettet — wie durch ein Wunder vor dem sichern Tode bewahrt — also doch ein Grund zur Freude — denn es war nun doch etwas geschehen —:

Mit einem Satz zum Rade hin trat er den Hebel an, und als der Motor losknatterte, und drunten zischte die langsam anfahrende Lokomotive und im Walde suchten Stimmen,

Raste er ins nächste Dorf und gab durchs Gasthaustelephon die ungeheuerliche Nachricht durch, gleich fertig mit der dicksten Schlagzeile:

Deutschland vor einem mörderischen Verlust bewahrt! Eigne Meldung!! Furchtbarer Anschlag auf einen D-Zug gescheitert!!!

Wie unser zur Zeit des Attentats daselbst vorüberfahrender Spezialberichterstatter f. m. uns durch Funkspruch mitzuteilen in der Lage ist — — —

Die traurige Zukunft des Films von Rudolf Arnheim

Der Film ist keine Massenkunst, außer daß an den Kassen der Kinos die Masse es bringen muß. Leute, die zugleich Volks- und Kunstfreunde sein wollen — ein heute nicht einfacher Doppelberuf —, haben den Film als die Bilderbibel des Volkes begrüßt. Die esoterischen Genüsse der Buchdruckerkunst sollten nun übertrumpft werden durch den nicht minder gehaltvollen Anschauungsunterricht des lebenden Bildes, dessen Lehre sich dem Auge des einfachen Mannes aufs Beste einprägen würde. Die Entwicklung der letzten zwei Jahre hat diesen ganzen frommen Schwindel mit schmerzhafter Deutlichkeit entlarvt.

Denn das Volk will mehr Bild als Bibel. Man kann es erziehen, aber nicht heute, nicht solange die notwendige Brotarbeit entweder nicht vorhanden ist oder so überreichlich geboten wird, daß der Arbeitende abends todmüde ins Bett sinkt. Dem berechtigten Ablenkungs- und Amüsierbedürfnis der Werktätigen, vom Laufjungen bis aufwärts zum Fabrikdirektor, kam die Erfindung der lebenden Photographie, des mühelos produzierbaren Wirklichkeitsbildes sehr entgegen. Und so entstand schnell ein Bilderkultus, der sich inzwischen

zu einer geistigen Epidemie ausgewachsen hat. Überall wo früher Worte, das heißt Gedanken gestanden hatten, gab man nun die rohe, sinnlose Anschauung.

Die Filmindustrie, als Lieferantin solchen Augenamüsements, hat sich mit den Filmkünstlern nie gut gestanden. Immerhin zeigte sich, daß bis zu einem gewissen, bescheidenen Grade die gewünschte Ware nicht nur von unbegabten sondern auch von begabten Künstlern hergestellt werden konnte, woraus dann die schmeichelhafte Legende entstand, daß die großen Künstler Lieblinge des Volkes seien (während in Wirklichkeit der miekrigste Einakter hiesiger Provenienz „Karlchen sucht eine Schwiegermutter" dieselben Lachstürme erregte wie „Goldrausch", dieser melancholischste Film, der je gedreht worden ist). Kaum war der Tonfilm da, so siegte der Bluff über die Qualität, und die Lieblinge des Volkes sahen vom einen Tag zum andern ihr Lebenswerk in Frage gestellt. Die breite Landstraße der Filmkunst, deren schönes Endziel sich schon immer deutlicher in der Ferne abzeichnete, wurde wegen technischer Renovierungsarbeiten gesperrt und auf einem holprigen Feldweg umgeleitet. Chaplin wurde unsicher, verlor kostbare Monate, blieb aber schließlich standhaft („City Lights" hat nur synchronisierte Musik), Buster Keaton erlebte seine neueste Uraufführung in einem zweitklassigen Theater; aus dem herrlichen Porzellangesicht der Anna May Wong erklangen unintelligente Kleinmädchentöne, und angstvoll warten wir auf Greta Garbos erste Sprechfilme, „The Kiss", „Wild Orchids", „Anna Christie". Man mag das Erscheinen des Tonfilms begrüßen, aber die skrupellose Abwürgung eines ganzen Kunstzweiges, die Vergewaltigung begabter und genialer Künstler bleibt ein Skandal. Der stumme Film war nicht ablösungsreif. Er hat nicht seine Fruchtbarkeit sondern nur seine Rentabilität verloren, und grade wenn man einsieht, daß der Tonfilm mehr als eine Aufstockung, daß er eine künstlerische Beschäftigung sui generis ist, sollte man die beliebte Behauptung ablehnen, daß er einen „Fortschritt" darstelle, der also automatisch das bisher geübte Verfahren zum Komposthaufen verdamme. Tonfilm ist kein Fortschritt sondern eine neue Sache — und das ist doch wohl zweierlei.

Das Schutzpatronat der Bildkunst ist vom heiligen Lukas zum Elektrokonzern hinübergewechselt, und die Resultate sehen danach aus. Die Wünsche des ebenso mächtigen wie unerzogenen Weltpublikums gehen auf immer größere Annäherung des Films an die Wirklichkeit, denn man sucht im Kino die Panoptikums- und Bauchrednersensation: Die Puppe sieht aus und spricht wie ein Mensch! Und ebenso stellen sich die Techniker die Aufgabe: Eroberung des Tons, der Farbe, des Raums. Sie werden verdammt schnell am Ziel sein. Dem stummen Film hatte man noch die Zeit gelassen, wenigstens ein paar wohlgestaltete Produkte in die Welt zu setzen. Fortan aber wird sich der Fortschritt hastiger benehmen. Er wird mit seinen Siebenmeilenkommißstiefeln dem Tonfilm die unausgebrüteten Eier zertrampeln, und dann wird wohl auch dem

gutwilligsten Opportunisten unter den Filmfreunden klar werden, daß die neuesten Errungenschaften des Films bessere Figur im Patentregister machen als in den Annalen der Kunstgeschichte.

Es ist rührend und tragisch zu sehen, wie sich heute die ernsthaften Regisseure, Schauspieler, Autoren und Aesthetiker bemühen, die Gesetze des tönenden Films aufzuspüren. Es zeigen sich da gute Möglichkeiten, aber die Arbeit wird unvollendet bleiben. Denn kaum wird der letzte Kinobesucher aus dem wohlverdienten Sommererholungsurlaub heimgekehrt sein, dann wird der Farbenfilm kommen. Der Himmel der Kunst wird sich definitiv verfinstern und mit giftig-schönen Tinkturen überziehen, zur Abwechslung werden es diesmal wieder die Augen sein, die Greulichkeiten erleben, und die mißtönenden Tobistrompeten der Dämmerung des stummen Films werden dann in unsrer Erinnerung wie liebliche Schalmeien klingen.

Selbst wenn es gelingt, die Technik des Buntfilms so zu vervollkommnen, daß nicht mehr die Farbe den Regisseur sondern der Regisseur die Farbe beherrscht — was noch lange dauern und die Produktion einigermaßen sehenswerter Tonfilme wieder auf Jahre hinaus verschleppen wird — selbst dann wird nichts gewonnen sondern nur wieder eine der Kameraeigenheiten verloren gegangen sein, die eine Filmkunst erst möglich machen, weil jede künstlerische Formung den Abstand von der Wirklichkeit verlangt, den nach Möglichkeit aufzuheben die Entwicklung eben versucht! So wie der Farbfilm die außerordentlich schönen und ausgiebigen Schwarzweißwirkungen unmöglich machen wird, wahrscheinlich ohne etwas andres dafür zu bieten, so wird der stereoskopische Film die dekorative Flächenaufteilung und die bildsymbolische Auswertung der Perspektive unmöglich machen, und die Vergrößerung des Formats wird die formende Macht des Bildrahmens sprengen. Schließlich wird der Filmkamera nichts übrig bleiben, als ihre Arbeit auf das zu beschränken, was neulich Frank Warschauer, in der ‚Filmkunst' (der einzigen wertvollen deutschen Filmzeitschrift), als ihre einzige Aufgabe hingestellt hat, nämlich mechanische und möglichst naturgetreue Abbildung der Kunst oder Unkunst, die im Atelier aufgebaut und gemimt wird.

Während es heute noch möglich ist, einen hochwertigen, konzessionslosen Film für ein begrenztes Elitepublikum herzustellen, etwa für die Uraufführungskinos der Großstädte, wird mit der Übernahme des Films durch den Rundfunk auch das aufhören. Der Rundfunk wird das Monopol für Filmsendungen übernehmen, und damit wird sich automatisch jene Niveausenkung einstellen müssen, wie wir sie schon heute am Rundfunk beobachten, wo ja die hochwertigen musikalischen, literarischen, wissenschaftlichen Sendungen auch nur dem Vergnügen weniger dienen und also eigentlich eine unerlaubte Zumutung gegenüber jener Millionenüberzahl von Hörern darstellen, die nichts davon verstehen und sich das trotzdem für ihr Geld darbieten und bieten lassen müssen!

Ein älterer, aber leicht besoffner Herr

von Kaspar Hauser

— „Wie Sie mich hier sehn, bin ick nämlich aust Fensta jefalln. Wir wohn Hochpachterr, da kann sowat vorkomm. Es is wejn den Jleichjewicht. Bleihm Se ruhich stehn, lieber Herr, ick tu Sie nischt — wenn Se mir wolln mah aufhehm ... so ... hopla ... na, nu jeht et ja schon. Ick wees jahnich, wat mir is: ick muß wat jejessen ham ...!

Jetrunken? Ja, det auch ... aber mit Massen, immer mit Massen. Es wah — ham Sie n Auhrenblick Sseit? — es handelt sich nämlich bessüchlich der Wahlen. Hips ... ick bin sossusahrn ein Opfer unsa Parteisserrissenheit. Deutschland kann nich untajehn, solange es einich is, wird es nie besiecht! ... Ach, diss wah ausn vorjen Kriech ... na, is aber auch janz schön! Wenn ick Sie n Sticksken bejleiten dürf ... stützen Sie Ihnen ruhig auf mir, denn jehn Sie sicherer ...

Jestern morjen sach ick zu Elfriede, wat meine Jattin is, ick sahre: „Elfriede!", sahr ick, „heute is Sonntach, ick wer man bißken rumhörn, wat die Leite so wählen dhun, man muß sich auf den Laufenden halten," sahr ick — „es ist eine pat ... patriotische Flicht," sahr ick. Ick ha nämlich n selbständjen Jemieseladn. Jut. Sie packt ma n paar Stulln in, und ick ßottel los.

Es wücht ein ja viel jebotn, ssur Sseit ... so ville Vasammlungen! Erscht war ich bei die Nazzenahlsossjalisten. Feine Leute. Mensch, die sind valleicht aufn Kien! Die janze Straße wah schwarz ... un jrien ... von de Schupo ... un denn hatten da manche vabotene Hemden an ... dies dürfen die doch nich! „Runta mit det braune Hemde!" sachte der Wachtmeister zu ein. „Diss iss ein weißes Hemde!" sachte der. „Det is braun!" sachte der Jriene. Der Mann hat ja um sich jejampelt mit Hände und Fieße; er sacht, seine weißen Hemden sehn imma so aus, saubrer kann er nich, sacht a. Da ham sen denn laufen lassen. Na, nu ick rin in den Saal. Da jabs Brauselimmonade mit Schnaps. Da ham se erscht jeübt: Aufstehn! Hinsetzn! Aufstehn! Hinsetzn! weil sie denn nämlich Märsche jespielt ham, und die Führers sind rinjekomm — un der Jöbbels ooch. Kenn Sie Jöbbels? Sie! Son Mann is det! Knorke. Da ham die jerufen: „Juden raus!" un da habe ick jerufen: „Den Anwesenden nadhierlich ausjenomm!" un denn jing det los: Freiheit und Brot! ham die jesacht, die Freiheit konnte man jleich mitnehm — det Brot hatten se noch nich da ... det kommt erscht, wenn die ihr drittes Reich uffjemacht ham. Ja. Und scheene Lieda ham die —!

Als die liebe Morjensonne
schien auf Muttans Jänseklein,
zoch ein Rejiment von Hitla
in ein kleines Städtchen ein ...!

Na, wat denn, wat denn ... man witt doch noch singen dürfn! Ick bin ja schon stille — ja doch. Und der Jöbbels, der donnerte aber nich schlecht! Un der hatte eine Wut auf den Thälmann! „Is denn kein Haufen da?" sacht er — „ick willn iebern

Haufn schießen!" Und wir sind alle junge Schklavn, hat der jesacht, und da hat er ooch janz recht. Und da war ooch een Kommenist, dem ham se Redefreiheit jejehm. Ja. Wie sen nachher verbundn ham, war det linke Oohre wech. Nee, alles wat recht is: ick werde die Leute wahrscheinlich wähln. Wie ick rauskam, sachte ick mir: Anton, sachte ick zu mir, du wählst nazzenalhlsossjalistissch. Heil!

Denn wah ick bei die Katholschen. Da wollte ick jahnich rin... ick weeß nich, wie ick da rinjekomm bin. Da stand son fromma Mann am Einjang, der hatte sich vor lauter Fremmichkeit den Krahrn vakehrt rum umjebunden — der sachte zu mir: „Sind Sie katholischen Jlaubens?" sacht er. Ick sahre: „Nich, daß ick wüßte..." — „Na", sacht der, „wat wollen Sie denn hier?" — „Jott", sahre ick, „ick will mir mal informieren", sahre ick, „Diss is meine Flicht des Staatsbirjers." Ick sahre: „Einmal, alle vier Jahre, da tun wa so, als ob wa täten... diss is ein scheenet Jefiehl!" — „Na ja", sacht der fromme Mann, „diss is ja alles jut und scheen ... aber wir brauchen Sie hier nich!" — „Nanu —!" sahre ick, „sammeln Sie denn keene Stimm? Wörben Sie denn nich um die Stimm der Stimmberechtichten?" sahre ick. Da sacht er: „Wir sind bloß eine bescheidene katholische Minderheit", sacht er. „Und ob Sie wähln oder nich", sacht er, „desderwejn wird Deutschland doch von uns rejiert. In Rom", sacht er, „is et ja schwierier ... aber in Deutschland ..." sacht er. Ick raus. Vier Molln hak uff den Schreck jetrunken.

Denn wak bei die Demokratn. Nee, also... ick hab se jesucht... durch janz Berlin hak se jesucht. „Jibbs denn hier keene Demokraten?" frahr ick eenen. „Mensch!" sacht der. „Du lebst wohl uffn Mond! Die hats doch nie jejehm! Und nu jippse iebahaupt nich mehr! Jeh mal hier rin", sacht er, „da tacht die Deutsche Staatspachtei — da is et richtich." Ick rin. Da wah ja so viel Jugend... wie ick det jesehn habe, mußt ick vor Schreck erscht mal n Asbach Uralt trinken. Aber die Leute sinn richtich. Sie — det wa jroßachtich! An Einjang hattn se lauter Projramms zu liejn... da konnt sich jeder eins aussuchen. Ick sahre: „Jehm Sie mir... jehm Se mia ein scheenet Projramm für einen selbständigen Jemieseladen, fier die Interessen des arbeitenden Volkes", sahre ick, „mit etwas Juden raus, aber hinten wieder rin und fier die Aufrechterhaltung der wohlerworbenen Steuern!" — „Bütte sehr", sacht det Frollein, wat da stand, „da nehm Sie unsa Projramm Numma siehmundfürrssich — da is det alles drin. Wenn et Sie nicht jefällt", sacht se, „denn kenn Siet ja umtauschn. Wir sind jahnich so!" Diss is eine kulante Pachtei, sahre ick Ihn! Ick werde die Leute wahrscheinlich wähln. Falls et sie bei der Wahl noch jibbt.

Denn wak bei die Sozis. Na, also ick bin ja eijentlich, bei Licht besehn, ein alter, jeiebter Sossjaldemokrat. Sehn Se mah... mein Vata war aktiva Untrroffsier... da liecht die Disseplin in de Familie. Ick rin in de Vasammlung. Lauta klassenbewußte Arbeita wahn da: Fräser un Maschinenschlosser un denn ooch der alte Schweißer, der Rudi Breitscheid.

Der is so lang, der kann aus de Dachrinne saufn. Det hat er aba nich jetan — er hat eine Rede jehalten. Währenddem daß die Leute schliefen, sahr ick zu ein Pachteigenossn, ick sahre: „Jenosse", sahre ick, „woso wählst Du eijentlich SPD —?" Ick dachte, der Mann kippt mir vom Stuhl! „Donnerwetter", sacht er, „nu wähl ick schon ssweiunsswanssich Jahre lang diese Partei", sacht er, „aber warum det ick det dhue, det hack ma noch nie iebalecht! — Sieh mal", sachte der, „ick bin in mein Bessirk ssweita Schriftfiehra, un uff unse Ssahlbahmde is det imma so jemietlich, wir kenn nu schon die Kneipe, un det Bier is auch jut, un am erschten Mai, da machen wir denn n Ausfluch mit Kind und Kejel und den janzen Vaein ... und denn ahms is Fackelssuch ... es is alles so scheen einjeschaukelt", sacht er. „Wat brauchst du Jrundsätze", sacht er, „wenn dun Apparat hast!" Und da hat er janz recht. Und denn hat Hermann Müller jesprochn ... ick ha drei Schnäpse jenehmicht ... da wars ja zum Aushalten. Ick werde wahrscheinlich diese Pachtei wähln — es is so ein beruhjendes Jefiehl: Man tut wat for de Revolutzjon, aber man weeß janz jenau: mit diese Pachtei kommt se nich. Und das is sehr wichtig fier einen selbständjen Jemieseladen!

Denn wah ick bei Huchenberjn. Sie ... det hat ma nich jefalln. Wer den Pachteisplitter nich ehrt, is det Janze nich wert — sahr ick doch imma. Huchenberch perseenlich konnte nich komm ... der hat sich jrade jespaltn. Da hak inzwischen n Kimmel jetrunken.

Denn wak noch bei die kleinern Pachteien. Ick wah bei den Alljemeinen Deutschen Mietabund, da jabs hellet Bia; und denn bei den Tannenberchbund, wo Ludendorff mitmacht, da jabs Schwedenpunsch; und denn bei die Häusserpachtei, die wähln bloß in Badehosn, un da wah ooch Justaf Nahrl, der is natürlicher Naturmensch von Beruf; und denn wack bei die Wüchtschaftspachtei, die sind fier die Aufrechterhaltung der polnischen Wüchtschaft — und denn wark blau ... blau wien Ritter. Ick wollt noch bei de Kommenistn jehn ... aber ick konnte bloß noch von eene Laterne zur andern Laterne... Na, so bink denn nach Hause jekomm.

Sie — Mutta hat valleicht n Theater jemacht! „Besoffn wie son oller Iiiijel —!" hat se jesacht. „Ick sahre: „Muttacken", sahre ick, „ick ha det deutsche Volk bei de Wahlvorbereitung studiert." — „Besoffn biste!" sachte se. Ick sahre: „Det auch..." sahre ick. „Aber nur nehmbei. Ick ha staatspolitische Einsichten jewonn!" sahre ick. „Wat wißte denn nu wähln, du oller Suffkopp?" sacht se. Ich sahre: „Ick wähle eine Pachtei, die uns den schtarkn Mann jibt, sowie unsan jeliebtn Kaiser und auch den Präsidenten Hindenburch!" sahr ick. „Sowie bei aller Aufrechterhaltung der verfassungsjemäßichten Rechte", sahr ick. „Wir brauchen einen Diktator wie Maxe Schmeling oder unsan Eckner", sahre ick. „Nieda mit den Milletär!", sahre ick, „un hoch mit de Reichswehr! Und der Korridor wird ooch abjeschafft", sahre ick. „So?" sacht se. „Wie wißte denn denn hinter int Schlafzimmer komm, du oller Süffel?" sacht se. Ick sahre: „Der Reichstach

muß ufflejelöst wern, das Volk muß rejiern, denn alle Rechte jehn vom Volke aus. Na, un wenn eener ausjejang is, denn kommt a ja sobald nich wieda!" sahre ick. „Wir brauchen eine Zoffjett-Republik mit ein unumschränkten Offsier an die Spitze," sahre ick. „Und in diesen Sinne werk ick wähln." Und denn bin ick aust Fensta jefalln.'

Mutta hat ohm jestanden und hat jeschimpft . . .! „Komm du mir man ruff", hat se jebrillt. „Dir wer ick! Du krist noch mal Ausjang! Eine Schande is es —! Komm man ja ruff!" Ick bin aba nich ruff. Ick als selbstänjdja Jemieseladen weeß, wat ick mir schuldich bin. Wollen wa noch ne kleene Molle nehm? Nee? Na ja . . . Sie missn jewiß ooch ze Hause — die Fraun sind ja komisch mit uns Männa! Denn winsch ick Sie ne vajniechte Wahl! Halten Sie die Fahne hoch! Hie alleweje! Un ick wer Sie mal wat sahrn: Uffjelöst wern wa doch . . . rejiert wern wa doch . . . die Wahl is der Rummelplatz des kleinen Mannes! Det sacht Ihn ein Mann, der det Lehm kennt! Jute Nacht —!"

Theaterbericht von Alfred Polgar

Im Schauspielhaus wird ein neu-russischer Schwank gespielt: „Liebe auf dem Lande".

Drei überaus schlecht situierte Männer bewerben sich um die Arbeiterin Arina, das heißt um deren Bett, nach dem die Männer nicht nur, weil es Arinas, sondern überhaupt weil es ein Bett ist, Verlangen tragen. Schmutzige Gesellen, in des Wortes zwiefacher Bedeutung: schmutzig, indeß Arina, auch zwiefach, ein saubres Mädchen ist. Und ein abgehärtetes. Sie geht mit nackten Beinen, obwohl Vieles, zum Beispiel Stöbern des Schnees draußen, dafür spricht, daß Winter ist. Aus solcher Diskrepanz zwischen Tracht und Jahreszeit schließt der Zuschauer auf Hitzigkeit des Mädchens; und wird in dieser Annahme durch das sanguinische Spiel von Fräulein Mannheim, sowie durch Arinas turnerische Launen und ihre Neigung, im Sitzen und Liegen unbequemste Stellungen einzunehmen, dauernd bestärkt.

Heirat und Scheidung vollzieht das heutige Rußland sehr rasch, sozusagen im Papierumdrehen. Eine bloße Erklärung, in welchem Zustande — dem der Ehe oder dem der Ledigkeit — man sich befinden will, stellt diesen Zustand auch schon her. Arina wird in einer halben Stunde zweimal verheiratet und einmal geschieden. Abends jedoch beherbergt ihr Stübchen: den zweiten Mann (legitim), den ersten (als behördlich zugewiesenen Mitbewohner) und den Kommissar, dessen Anwesenheit in Arinas überfülltem Kabinett sich dadurch erklärt, daß er anwesend sein will. Weil Fräulein Lucy Mannheim dies mit Grazie macht und damit die Zeit vergeht, wird auch ein Lied gesungen. Es hat fünf Strophen. Eine würde genügen. Oder sagen wir: zwei. Aber das ist mein letztes Angebot, weiter kann ich nicht gehen. Der Gesang wird, auf der Balalaika, vom Schauspieler Paul Bildt begleitet, welcher hierbei mit dem Rücken zum Publikum sitzt; es könnte also

auch sein, daß nicht er, sondern jemand hinter der Szene die Balalaika zupft. Das Theater scheut nicht zurück vor so listiger Täuschung.

Im Verlauf der Dialoge gibt der erste Mann dem zweiten ein paar Ohrfeigen. Effektive, hörbare. Unmarkierte Backpfeifen auf der Bühne sind für den Zuschauer immer ein Quell der Freude, holder Zauber der Hanswurstbühne spiegelt sich in diesem Quell, und auch die Erwachsenen schöpfen Kindheitsglück aus ihm. Nach dem Lied und den Ohrfeigen legen sich die beiden Männer in das Bett der Frau. Sie besitzt jedoch, über-begütert, auch ein Sofa. Auf diesem verweilt der Kommissar. Er spricht mit Arina in erregt-sonorem Ton von der Liebe, wobei er die Hand nachdrücklich aufs Herz legt. Nicht auf das seine. Infolgedessen sprachen sie an jenem Abend nicht weiter.

So erklärt es sich, daß der Kommissar andern Tags, dritter Akt, einen schrecklichen Kater hat und kalte Kompressen auflegt. Sollte Arina den Mann überschätzt haben? Ihre nun folgenden Aktionen verraten allerdings keine Enttäuschung. Im farbigen Kostüm, mit Gala-Röhrenstiefeln, löst sie, indem sie sich scherzhaft als Standesbeamtin imaginiert, alle Verwirrungen, die aus Ansprüchen, Drohungen, Erpressungen der Männer zu entstehen drohen und heiratet den Kommissar, der, obschon markig, in den nächsten Tagen aus den Kopfschmerzen nicht herauskommen dürfte. Sehen Sie, so heiter ist das Leben in Sowjet-Rußland.

Das Ganze würde eine Theater-Viertelstunde dicht füllen. Es hat aber drei Akte, die sich unter den schöpferischen Fingern des Regisseurs Fehling gradezu entfalten.

Hernach folgt die Pause. Alles wandelt im Wandelgang, von links nach rechts, im geordneten Karrée. Nur einige Zuchtlose gehen von rechts nach links, oder gar diagonal durch den Raum. Oesterreicher, natürlich.

Nach der Pause dient eine alte Posse Karl von Holteis „33 Minuten in Grüneberg" zur Verlängerung des langen Abends. Von den 33 Minuten in Grüneberg dauerte jede mindestens zwei, unter der Devise „seien wir harmlos!" war man es mit höchstem Nachdruck und, bis aufs Letzte ausgewunden, gab das Spiel noch weit mehr altväterische Humorigkeiten her, als in ihm enthalten sind. Quer über die Szene waren zwei Wäscheleinen gespannt, wozu sie wohl vom Regisseur gebraucht würden; als Fräulein Mannheim wie eine Marionette in ihnen hing und Herr Werner ebenso, wußten sies. Es wurde, auf der Bühne, viel gelacht, auch die Zuschauer, von Kopf bis Fuß auf Naivität eingestellt, gaben, besonders der Herr hinter mir, erschütternde Laute des Frohsinns von sich. Ein Schauspiel neben dem Schauspiel, berliner Theaterpublikum, das doch Scharfes liebt und von seinen Bühnen nicht mit Milchbrei gefüttert wird, eine beharrliche Stunde lang schmunzeln zu sehen.

So verließ Ihr Berichterstatter das Haus mit dem durchdringenden Gefühl, was für ein säkulares Genie doch der Possenschreiber Johann Nestroy gewesen ist, den, wenn er hier zu Worte kommt, die Kritik sehr von unten herab behandelt.

Was in Deutschland geschehen ist

Die Lehrerin einer berliner Gemeindeschule hat im Dezember Achtzehn den neunjährigen Jungens ihrer vierten Klasse das Aufsatzthema gegeben: Was in Deutschland geschehen ist. Von den fünfundzwanzig Arbeiten, die sie mir sendet, scheinen mir einige mitteilenswert.

Artur Siewert

Der Kaiser darf sich auf der Straße nicht sehen lassen den er wird tot geschossen. Als Liebknecht eine vosamlung aphielt da schrieen alle bepist ihn. Eberhart ist jest Reichskanler geworden. Auf die Fanen stand drauf. Brüder nicht Schiesen. Schwarz, rot und gelb soll heißen von die Finsternist in rote refulittions nacht hinein in die Goldene Freiheit.

Erich Muth

Der Kaiser hat abgedangt. Erst wollt der Kaiser nicht abdanken aber er mußte weil die Franzosen kammen immer weiter. Da sah er ein das sie in doch von den Thron herunter jagen. Und Ludendorf wollten sie Tottschießen aber er kriechte das raus das sie in Totschießen wollten da dankte er schon forher ab. Und als der Kaiser abgedangt hatte fuhren Auto durch die Straßen mit Fahnen und in die Fahnen stand. „Brüderchen schieße. Und Hindenburg dankte zu letzt ab. Und Alekzsanderplatz haben sie geschossen.

Fritz Wildgrube

In Deutschland sind Hungergespenzter. Ich kenn ein man der ist so dick wie ganz Deutschland. Ich kenn ein Junge der heißt Heini bof. In meine Mappe war einmal eine Maus. Ich kenn ein Mann der kikt immer nach dem Himmel.

Kurt Wahl

1. Liebknecht wollte gern das Revillitzon. 2. Hier sind viele Autus mit Maschinengewehr die Straßen lang gefahren. 3. Der Kaiser hat abgedankt, und ist nach Holland geflohen. 4. Der Reichskanzler Prinz Max von Baden ist auch noch dazu abgedankt. 5. Drei Offiziere sind auch totgeschossen. 6. In der Zeitung stand, Lehmann mit den Zilinter Hut. 7. Von den Häuser haben sie herunter geschossen. 8. Im Königlichen Schlosse wurden mehrere Zentner Lebensmittel gestohlen. 9. Am Sontag wurden die toten beertig.

Kurt Paeseler

den Bibknecht kann ich nicht leiden. Jetzt ziehen wir rote Fanen raus, und am Schlesigen bahnhof und in der Langen Straße hängen Galanden. Und ich war Unter Linden da waren Madrosen mit die Autos wo Faren rum. Im Marchstall haben sie geschossen und die Jugendwehr auch. Rosa Lucksenburg ist eine Hegse darum kann ich sie nicht laiden. Wilson hatt eine Spitznese da pickt er die Leute an. Meine Braut hab ich lieb weil sie mir immer ein Groschen schenk. Und die last Auto haben so und so viel Eßwaren geholt von Schloß. Und mir hat meine Großmutter dazu einen Hintervoll gehauen weil ich runter gehen wollte.

Artur Witte

Ich war nach dem Schloßplatz da hat Liebknech eine Ansprach gehalten aus dem Fenster und ein roter Teppich hängt am Fenster, und ein posten auf dem Dach. Bei Meine Tante haben sie geplündert und haben Wäche gestohlen und haben auf die Täller gekakt sie haben Hantgrannaten oben au das Dach und haben fahn oben bis unten gesogen und wolten sie abziehen der es gemacht hat haben sie totgeschoßen, und sie haben spottkarten gemacht der Kaiser mit dem Zielinderhut und juste geht Hamstern und zwei Brüder über den Reihn. Und Liebknecht kan ich nich leiden. Den Kaiser auch nicht.

Willi Sommer

Mein Vater ist Soldatenrat, der Soldatenrat ist dof. Die haben Rote kokaden Gustaf hat auch Rote ich habe ihm aber abgerizen weil unser Freulein gesagt hatt das siht nicht schön aus. Mutter hatt gesart die reichen wollen dem Krig Wilheln und Augusta habn auch das gansze Schlos vol gehabt. Nu ist leman in Holand und und nu ist Friede. aber hungern wolln wir nich mer. Liebknecht ist verükt den haun sie die komode ein.

E. Steffin

Die traurige Geschichte von abgedanken Wilhelm. Und ich war in Gefar ich ging Andreasstraße da kam ein Auto mit Soltaten und eine Menschenmenge hielten das Auto auf und weil nichts übrigblib schoßen die Soltaten mang die Menschen. Und drei von den Menschen waren drei tot und einer verwuntet und ich ergrif die Flucht. Und Liebknecht hat eine lange Gardinenpredigt gehalten, und in Frankreich mußten die Deutschen räumen, und Eßware blieb in Stich zum Beistiel Konserwen.

1919, Nummer 1.

Brief in den Himmel von M. M. Gehrke

Lieber Freund,

es sind jetzt grade fünf Jahre her, daß wir zusammen auf der Insel gesessen und gearbeitet haben. Sie sind im nächstfolgenden Sommer, dem von 1926, wiederum hingefahren, so wie jedes Jahr — und dann nie wieder. Ich hingegen habe ganze fünf Jahre gezögert mit der Reise, aus Angst vor Enttäuschung. In meiner Erinnerung lebte dieser heiße leuchtende Sommer, lebte die strahlende Strenge dieser Nordseeinsel als etwas so unwiederkehrbar Schönes, daß ich mich lange Zeit zu keiner zweiten Begegnung entschließen konnte. Und dann fürchtete ich doch sehr, daß Sie mir fehlen würden. Sie, ohne den ich mir die Insel nicht denken konnte, obgleich Sie mit Ihrem feuerspeienden (wenn auch berlinisch feuerspeienden!) Temperament und Ihrem afrikanischen Äußern eigentlich ganz und gar nicht hinpaßten. Entsinnen Sie sich, wie Sie mir eines Mittags von der Sandkuhle erzählten, in der Sie geschlossenen Auges, sonnanbetend, brieten, und wie dann die blonden Hanseatenkinder vorbeigingen, stillstanden

und einander ehrfürchtig zuflüsterten: „'n Mohr — 'n richt'gen Mohr!"

Als ich jetzt doch wieder kam und überglücklich merkte, daß der Zauber von Watt und See, von Strand und Marsch und Heide unverblaßt geblieben war: da wollte ich vor allen Dingen zu Ihnen gehen und Ihnen davon erzählen. Und da fiel mir erst ein, daß Sie nun nicht mehr dort sind.

Eine Woche ging ich in weitem Bogen um das Friesenhaus herum, das Ihnen gehört hat und das Sie so liebten. Dann hielt ich es nicht mehr aus und besuchte die Leute, die jetzt dort wohnen. Nette Leute. Sie wären einverstanden, lieber Freund. Der Ofen ist noch da, aus alten holländischen Kacheln, den Sie damals grade gekauft hatten. Auch Bank und Eßtisch, das Gartenhäuschen, wo Sie bei gutem Wetter ihre Redaktionsstunden abarbeiteten, und sonst noch Manches. Andres ist neu. Ein Badezimmer zum Beispiel.

Ja, damals hatte grade erst die Elektrizität ihren Einzug gehalten in Kampen; Sie beschrieben mir einmal das Einweihungsfest. Kanalisation war nicht; bloß im Kurhaus. Jetzt haben alle ihren Elektromotor, ihr fließendes Wasser, ihr W. C. und ihr Bad. Wir sind hier sehr mondän geworden, wir haben Westerland überflügelt. Die Straße von dort nach hier ist ausgebaut, jede Stunde verkehrt ein Autobus, und auch die Privatwagen haben sich vermehrt. Man baut gut hier, im Friesenstil, dezentralisiert; nicht wie in Westerland.

Es kommen noch die gleichen Menschen hierher wie damals; Edwin Scharff hat das Haus des Malers A. gekauft und ein kleines Juwel daraus gemacht. Erich Kleiber begegnete mir am zweiten oder dritten Morgen hoch oben am einsamsten Teil des Strandes, blieb stehen und sagte: „Hier hat er seine Burg gehabt — ich meine, wir müßten ihn jetzt lachen hören..."

Und viele, viele Andre kommen; die ganze berliner Prominenz. Man sieht jetzt viel mehr Schwarzrotgold am Strand als Schwarzweißrot. Tomford aus Hamburg hat einen Sommertattersall hier, und der junge Camp, Ihr Nachbar, hat den jungen Jepsen als Reitlehrer engagiert, hält sechs oder acht Pferde und hat auf der Wiese neben dem Haus eine richtige Reitbahn angelegt; anders als der primitive Zirkel, den wir uns damals in Kliffende zurechtmachten. Die gute Möwe, auf der ich vor fünf Jahren reiten lernte, geht jetzt meist vorm Milchwagen und schleppt die Schrankkoffer der eleganten Gäste.

Wir fanden ja immer, daß die Insel von Hamsun erfunden sei, und jetzt spielt sie also Stadt Segelfoß. Wissen Sie noch, daß Sie „Das letzte Kapitel" lasen, damals, in Ihrem vorletzten Sommer?

Düne und Heide sind groß geblieben, und das Meer ist unendlich. Wenn ich abends spazieren gehe, sehe ich wieder die vielen, vielen Blumen dieses scheinbar kargen Bodens, höre ich wieder die Musik des Watt, die Sie mich zuerst wahrzunehmen lehrten. Wenn sie weiter tönt, Sommer für Sommer, so denke ich, sie tönt ein wenig auch, S. J., zu Ihrem Gedächtnis.

Antworten von S. J.

Ältester Abonnent. Du willst wissen, was ich mir selbst zum Beginn des zehnten Jahrgangs wünsche? In den Feiertagen habe ich Nietzsche gelesen und da diese Stelle, vom ersten Januar 1882, gefunden: „Heute erlaubt sich Jedermann, seinen Wunsch und liebsten Gedanken auszusprechen: nun, so will auch ich sagen, was ich mir heute von mir selber wünsche, und welcher Gedanke mir dieses Jahr zuerst über das Herz lief — welcher Gedanke mir Grund, Bürgschaft und Süßigkeit alles weitern Lebens sein soll! Ich will immer mehr lernen, das Nothwendige an den Dingen als das Schöne sehen: — so werde ich Einer von denen sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich will keinen Krieg gegen das Häßliche führen. Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen — wegsehen sei meine einzige Verneinung! Und Alles in Allem und Großem: ich will irgendwann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!" Irgendwann einmal will ich das auch sein. Aber ich fürchte, ich fürchte: es wird noch lange, lange dauern, bis ich so weit bin.

1914, Nummer 1.

Alfred Holzbock. Welch ein Einfall! Ich soll durch die paar Zeilen über Ihre Schilderung der letzten Proben von ‚Volk in Not' Ihre Person und Ihre Standesehre verletzt haben? Nicht doch. Ich habe Ihre Ausdrucksweise ein bißchen verspottet; das ist alles. Was Sie für ein Mensch sind, weiß ich gar nicht. Ich vermute aber: ein außerordentlich gutmütiger, gefälliger, hilfsbereiter Mensch. Durch diese Eigenschaften sind Sie ein Herr geworden, der seine Hand über die ganze Erde hat, ein Mann im Staat, zu dem die Theaterkünstler jeder Art von weit her wallen. Ich erinnere mich noch deutlich eines Eindrucks, den ich nach der Generalprobe des dresdner ‚Rosenkavaliers' hatte. Im Schreibzimmer des Hotels Sendig verfaßte der Textdichter mit einem wiener Reporter das Telegramm für die Neue Freie Presse. Als ich das in meiner Nebennische mit offenem Munde zu Ende gehört hatte, ging ich, der Stärkung bedürftig, in den Speisesaal. Die kleinen Tische waren überfüllt von Zuschauern und Teilnehmern der Aufführung. An einem Tisch saß der Komponist mit ein paar Freunden. Nach einer halben Stunde öffnete sich die Flügeltür, und unter die Ritter und Edeldamen trat August Scherls Spezialkorrespondent. Ihn erblicken, aufspringen, auf ihn zustürzen, ihn fast umarmen, ihn mit Fragen überschütten, ihn neben sich setzen und den Blick nicht von seinen Lippen wenden: das war für den Rest des Abends Richard Straußens Beschäftigung. Und da wundern Sie sich, wenn ich mich von Zeit zu Zeit an Ihnen reibe? „Kennst du den Neid, den Hirn verwirrenden, Herz zerfressenden Neid?" fragt Narziß Rameau, meine Lieblingsfigur. Daß Sie geehrt und umworben sind, während ich ein verachtetes und gemiedenes Dasein führe — gemeiner, schäbiger Konkurrenzneid ists, der mich immer wieder gegen Sie hetzt. Aber wenn Sie mir sagen, daß Sie auch dann gekränkt sind, so sage ich Ihnen, daß ich nicht den Wunsch habe, einen anständigen Mann in Ihren Jahren zu kränken, daß mein Behagen, es getan zu haben, gering ist, und daß ich künftig meine trüben Triebe bezwingen werde.

1917, Nummer 20.

Die Zeitschrift von Erich Kästner

1. Der Mitarbeiter.

Er reist. Er reist das ganze Jahr.
Bald ist er hier. Bald da. Bald ist er dort.
Berlin, das kennt er gründlich. Und er war
seit Pfingsten nicht mehr dort.

Er ist ein Freund des 1. Rangs.
Entfernung braucht er, denn er ist Chronist.
Er sieht am schärfsten per distance,
weitsichtig, wie er ist.

Mal ist er dort. Mal ist er hier.
Und stets der Weltgeschichte auf der Spur:
mit Underwood und Quartpapier
rund um den Busen der Natur.

2. Der Redakteur.

Er sitzt. Er tut das im Büro
Und hat schon Schwielen am Popo.
Der Drucker kommt. Der Umbruch naht.
Die Briefe warten aufs Diktat.

Das Telephon reißt ihn am Ohr.
Der Diener läßt Besuche vor.
Er sitzt und schwitzt wie im Geschäft.
Er liest und schreibt fürs nächste Heft.

Das Fräulein klopft und kommt und spricht:
„X. schickt aus Rom ein Zeitgedicht."
Zur Antwort gibt er, nicht sehr heiter:
„Na ja, die Herren Mitarbeiter."

3. Der Leser.

Entweder ist er Abonnent
und tritt in Briefen in Erscheinung,
worin er rundheraus bekennt:
die Zeitschrift sei ganz seiner Meinung.

Dann gibt es noch den Zufallsleser.
(Es gibt natürlich mehr als einen.)
Der staunt durch beide Brillengläser,
wieso Die Das denn dazu meinen.

Doch ob gedruckter Intellekt,
nun den des Lesers wirklich weckt,
ich sage das ganz offen:
Das weiß man nicht. Das muß man hoffen.

Kleine Wahlnachrichten

Von chloroformierter Seite wird uns berichtet, daß Zusammenkünfte zwecks Errichtung einer Diktatur in Deutschland stattgefunden haben. Solche überflüssigen Verhandlungen haben in der Tat nicht stattgefunden. Es wurden in diesem Zusammenhang die Namen des Reichspräsidenten, Herrn von Hindenburg, der von Justizrat Class und Adolf Hitler genannt. Wie uns die Reichskanzlei mitteilt, sind alle drei genannten Persönlichkeiten böswillige Erfindungen der deutschen Rechtsparteien.

Das Mitglied der Deutschen Staatspartei bittet uns, mitzuteilen, daß es nicht — wie berichtet wurde — eingetreten, sondern daß es ausgetreten ist. Wahr ist vielmehr, daß dieser Fall nicht eingetreten ist. Das Mitglied ist daher ausgetreten.

Der Vorstand der SPD. hat mit Stimmenmehrheit beschlossen, über die jetzigen innenpolitischen Zustände sehr entrüstet zu sein. Die Entrüstung findet voraussichtlich am 15. September nachmittags statt.

Der linke Flügel der rechten Oppositionsgruppe des mittlern Flügels Treviranus-Schiele hat sich mit dem aus dem linken Flügel der mittlern versprengten frühern Hugenberg-Anhänger zu einer neuen Wahlgruppe vereinigt. Ihre Parole ist, für das Bürgertum zu sammeln.

Adolf Hitler hat geschworen, eines seiner braunen Hemden nicht eher waschen zu lassen, als bis das Dritte Reich gegründet ist. Die Waschung entfällt demnach vorläufig.

Die Nachricht, daß Artur Mahraun, der Innungsmeister des Jungdeutschen Ordens, auf der Beschneidung Koch-Wesers bestanden habe, bewahrheitet sich nicht. Mahraun ist vielmehr nach Prüfung des Sachverhaltes von dieser Forderung, die er übrigens nie erhoben hat, zurückgetreten.

Der Präsident des aufgelösten Reichstages sowie aller folgenden, Präsident Löbe, nimmt schon jetzt Anmeldungen auf seine Mitwirkung bei Denkmalseinweihungen, Gesangvereins-Feiern und Anschlußveranstaltungen aller Art entgegen. Wie wir hören, ist Präsident Löbe bis zum August des Jahres 1933 völlig ausverkauft — eignet sich doch seine schlichte Erscheinung so recht für die Abhaltung von stimmungsvollen Festen. Den Posten eines Ehrenmeisters der Allgemeinen Schuster-Innung wird Präsident Löbe zur Vermeidung von Mißverständnissen vorläufig nicht annehmen.

Die Einigkeit bei der National-Sozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei ist völlig wieder hergestellt. Der Portier des Partei-Lokals in der Hedemannstraße ist von seiner Leber-Quetschung fast geheilt; das Gebiß des Herrn Buchrucker wird gesucht, das ausgeschlagene künstliche Auge des Herrn Wilke ist gefunden worden. Lloyds in London hat — zu Reklamezwecken — die Versicherung des Parteilokals übernommen.

Joissiph Jehuda Göbbeles ist von seiner chassidischen Gemeinde in Bialystock ausgeschlossen worden.

Mit Ausnahme der Kirchen bleiben am 14. September alle politischen Versammlungslokale geschlossen.

Kriegstheater von Morus

In diesem Winter wird es schwerer sein. Wenn es dem Kapital gut geht, kann es sichs leisten und läßt abends den ollen Marx einen guten Mann sein. Wenn die Wirtschaft darniederliegt, wird auch die Gesinnungskandarre schärfer angezogen und sorgsamer darauf geachtet, daß unter dem Strich nichts andres steht als über dem Strich. Daher jetzt allenthalben das Gerede über den „Kulturbolschewismus".

Gegen diese politische Hetze gibt es nur ein Mittel: es besser machen als sonst. Dazu, die Herren Schriftgelehrten mögen verzeihen, ist die erste und letzte Voraussetzung ein geeigneter Stoff. Im vorigen Jahr hat Piscator solch einen Stoff angepackt und mit seinem Abtreibungsstück eine gehörige Bresche in den Stumpfsinn der Zeit geschlagen. Was jetzt in Berlin an politischem Theater gespielt wird, ist schon in der Stoffwahl mißraten. An zwei Stellen hat man die deutsche Matrosenrevolte von 1917 auf die Bühne gebracht. Was soll das? Was soll damit bewiesen werden? Gut gedrillte, kriegswillige Bengels lehnen sich dagegen auf, daß sie bei halber Ration Extradienst machen müssen, unnütz gezwiebelt und in den Tod geschickt werden, während ihre Vorgesetzten großmäulig saufen und fressen. Und was folgt daraus? Man gebe den Marinekulis besser zu essen, sperre den Offizieren den Weinkeller, sorge dafür, daß an der Spitze geschicktere Admirale stehn, und der Krieg kann von vorn losgehn. Die beiden Seestücke, die jetzt in Berlin gezeigt werden, sprechen nicht gegen den Krieg sondern nur gegen den Krieg 1914/18. Politisch gesehn, sind es Blindgänger, und es ist kein Zufall, daß die ‚Deutsche Zeitung' beifällig nickt und sich daraus einen Bismarckhering mariniert.

Natürlich kann man auch aus diesem verfehlten Stoff gute und schlechte Theaterstücke machen. Toller und sein Regisseur Hinrich machen ein sehr ansehnliches, Piscator und Plivier ein miserables Stück daraus. Piscator empfindet deutlicher, daß mit dem Matrosenaufstand an sich noch gar nichts bewiesen ist, außer der ziemlich bekannten Tatsache, daß man Menschen einigermaßen füttern muß, damit sie sich geduldig totschießen lassen. Aus dieser Erkenntnis heraus sucht er den Stoff zu verbreitern. Er schildert die Marineschinderei vom Skagerrak bis zur Eroberung von Kiel und Wilhelmshaven und fügt noch mit Hilfe eines Sprechchors, einer roten Fahne und eines symbolischen Klettermaxe ein Fünf-Minuten-Kolleg über die Jahre 1919—1930 hinzu. Aber es bleibt ein Versuch am untauglichen Objekt mit untauglichen Mitteln. Texte, die nichts besagen, Schauspieler, die nicht sprechen können, Maschinen, die nicht recht funktionieren, Filme, die kein Bild geben: so geht es nicht. Die wirksamste Szene, ein Trickfilm von der Skagerrakschlacht, vielleicht für den Flottenverein gezeichnet, aber hier gut am Platze, wird dadurch entwertet, daß ein Dilettant von einer Loge aus einen hölzernen Begleittext einherstottert, wie der Ansager in einem Vorstadtkino anno 1905. Es ist ein Jammer.

Für so viel Unzulänglichkeiten entschädigt nicht die Courage, mit der Piscator auch diesmal wieder, wo er in die Theaterquartiere des Bürgertums zurückgekehrt ist, seine politischen Glaubenssätze vorträgt. Und noch weniger kann man als Ersatz für einen Fehltreffer gelten lassen, daß Plivier ein ausgezeichnetes, aufrüttelndes Matrosenbuch „Des Kaisers Kulis" geschrieben und Piscator als erster die Verbindung von Film und Bühne hergestellt hat. Historische Verdienste sind für Menschen zwischen dreißig und vierzig keine Rückzugslinie.

Wenn es Piscator diesmal nicht gelungen ist, das zu zeigen, was er zeigen wollte: ein Stück blutiger Sozialgeschichte, so deckt sein Fiasko einen andern, wichtigen sozialen Tatbestand auf. Zum Theater genügt nicht Begabung, zumal eine extensive Begabung, wie sie Piscator hat. Auch zum Theater gehört Geld. Daß diese simple Tatsache auf den Germanisten-Seminaren anscheinend noch immer nicht gelehrt wird, ändert leider nichts an ihrer Richtigkeit. Es ist furchtbar einfach, Piscator einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht genug probt, daß er kein Ensemble bildet und daß er, nicht nur bei der Premiere, sondern mit allem zu spät anfängt. Piscator hat sich ausgepumpt, wenn auch in anderm Sinne, als es die Germanisten meinen. Die paar Weizen- und Braumäzene spielen nicht mehr mit, und nun ist Not am money. Da gibts gar nichts zu lachen, das ist die ernsteste Seite unsres Theaters. Wenn man einen Monat vor Saisonbeginn nicht weiß, in welchem Bau man unterkommt, wo man die Kaution hernehmen und womit man während der Proben die Schauspieler bezahlen soll, helfen auch die besten Grundsätze und die vorzüglichsten Ratschläge nichts. Ein bourgeoises Amüsier- und Ablenkungstheater ist eben leichter zu führen als ein proletarisches Stoff- und Zieltheater. Das ist das Geheimnis von Piscators Mißerfolg.

Wie wichtig ein kapitalkräftiger Theaterdirektor ist, sieht man zehn Häuser weiter, wo Ernst Toller denselben Stoff abhandelt wie Theodor Plivier. Toller hat ein wetterfestes, treffsicheres Theaterstück geschrieben. Aber auch er hätte nicht das „Feuer aus den Kesseln" geholt, wenn er nicht mit einem so glänzenden Mimen wie Ponto und einem so hervorragenden Darsteller wie Speelmanns hätte arbeiten können. Er liefert den Schauspielern Rollen und, was bedenklicher ist, dem Publikum Stimmung. Es wird etwas reichlich gefeuert und geheizt und gesungen und getanzt. Die soziale, politische Wirkung, auf die es auch Toller ankommt, wird dadurch nicht gesteigert, sondern abgeschwächt. Aber übrig bleibt ein grundanständiges, konzentrisches Stück Theater, das sich anzusehen lohnt.

Daß man mit Geld und Schauspielern allein auch das nicht ohne weiteres bewirken kann, beweist ein drittes Kriegsstück, „1914", das von einem mit Recht anonymen Herrn Müller verübt worden ist, und an dem sich Reinhardts Deutsches Theater mitschuldig gemacht hat. Was da unter der musikalischen Spielleitung des Regisseurs Gründgens geboten wird, läßt sich in Worten nicht schildern. Anton von Werner ist dagegen ein

Rembrandt. Drei Dutzend Generale und Diplomaten schliddern mit amtlich beglaubigten Zitaten in besagten Weltkrieg hinein, aber das Wesentliche ist nicht der Weltkrieg und nicht einmal das Hineinschliddern, sondern das geölte Parkett, auf dem der Zauber vor sich geht. Was für Putzmittel, was für erlauchte Namen, was für blanke Knöpfe, was für ein Glanz in meiner Hütte. Und alles so naturgetreu. Der Herr neben mir war drum und dran, nach Hause zu fahren, sich umzukleiden und sich als kriegsfreiwilliger Benzinleutnant zur Stelle zu melden. Zum Glück sah er noch rechtzeitig in den Theaterzettel und fand dort die Mahnung: „Der würdige Abschluß des heutigen Abends in Eggebrechts Weinstuben". So entgingen wir noch bis auf weiteres dem nächsten Weltkrieg.

Den Fall Müller wird man sich merken müssen. Nicht wegen des Verfassers sondern wegen des Schauspieldirektors Reinhardt. Es geht Max Reinhardt derzeitig nicht zum besten, und wenn nicht noch ein Bankenwunder geschieht, werden wohl in Bälde die preußischen oder mindestens die berliner Steuerzahler den Vorzug haben, dem künstlerisch ebenso hochverdienten wie hochbetagten Mann nachträglich ein sehr kostspieliges Jubiläumsgeschenk zu überreichen. Dann wird man, da es sich um keine Pension sondern um eine Subvention handelt, fragen müssen: Wofür? Für Georg Wilhelm Müller, für „1914", für dieses Geschmeiß von Konjunktur und Unzeittheater jedenfalls nicht. Wenn das Deutsche Theater künftig der Pflege dieser hehren Kunst dienen soll, dann sind wir mit Reinhardts Finanzberatern der Ansicht, daß es besser wäre, das Haus in der Schumannstraße zu verkaufen und als Frauenklinik oder zu sonst einem nützlichern Zweck zu verwenden.

Laubeana

Schauspieler, Räuberbanden und Soldaten brauchen gute Führer, sonst sind sie alle drei nichts wert.

Die deutsche Theaterkritik behandelt geringschätzig, was sich auf der Bühne mit der Gegenwart beschäftigt, und verliert dadurch die wichtigste Gelegenheit, dem Theater zu nützen. Auf dem Theater und beim Theaterpublikum ists umgekehrt. Ein Theater hat die größte Macht darin, daß es die Gegenwart ansprechend darstellt. Dadurch gewinnt es das größte Publikum, nötigt seine Schauspieler zur Wahrheit und sein Publikum zur Würdigung wahrhaftigen Spieles. Denn bei den Stoffen der Gegenwart sind alle Zuschauer bis auf einen gewissen Grad urteilsfähig: ob das, was dargestellt wird und wie es dargestellt wird, richtig und treffend sei. Das Schauspiel der Gegenwart, nenne mans Konversationsstück, Gesellschaftsstück oder sonstwie, ist namentlich auf deutschen Hoftheatern als etwas Triviales vernachlässigt worden, und grade dadurch hat man die lebensvolle Teilnahme des Publikums verloren, hat man die Bildung der Schauspieler verwirrt und zu gespreizter Unnatur verleitet. Ein gelangweiltes Publikum und manirierte Schauspieler sind aber der Verfall des Theaters.

1909, Nummer 28

Bemerkungen

Der klopfende Mann

„Europa", steht in dem vorzüglichen Amerika-Buch von André Siegfried, „Europa vergeudet Menschen und spart Dinge; Amerika vergeudet die Dinge, aber spart die Menschen." Eine Antithese besten französischen Stils: wieweit sie richtig ist, steht dahin... Nun gut. Aber da sitzt nun ein Bauer vor der Scheune und klopft, pingpang macht es, ping-pang... Er hat sich da so eine kleine Schmiede aufgebaut, darin repariert er, was er für die Wagen und die Geschirre braucht und für die Pflüge... Jetzt klopft er sich etwas zurecht.

...Nach einer Stunde klopft er noch immer. Still und beharrlich...

Ja, lohnt denn das? Die Amerikaner lachten ihn aus — kein Amerikaner setzt sich vor eine Scheune und klopft eine Stunde lang auf einem gebogenen Stück Eisen herum. Er kauft ein neues. Oder er hat eine Maschine, die Krummes grade biegt. Und ist überhaupt ein praktischer Mensch. Ergel?

Zurzeit sind sie in Europa dabei, eine Metaphysik der schwerfälligen Handklopferei aufzubauen. Sie fühlen den schrecklichen Leerlauf des Maschinenlebens, und nun tappen sie verschreckt zurück und suchen die verlorene Seele am Spinnstuhl, weil die Großmama, als sie dem Großvater eins spann, eine Art Seele gehabt hat. Wir auch! wir auch!

Wobei zu sagen wäre, daß der europäische Amerikanismus ein wildgewordenes Europa, aber nicht Amerika ist. Und daß man nicht umkehren kann sondern hindurch muß. Und daß der Kampf zwischen Mensch und Maschine ausgefochten werden muß bis zum Ende: bis zum Sieg des Menschen. Und daß jene leicht fascistische deutsche Bewegung, die da zu den Bauern zurückwill, aus den allerbesten und saubersten Motiven herkommt (solange das nicht die Unternehmer, wie bei Herrn Hitler, in die Finger bekommen haben), und daß Flucht keine Überwindung ist. Wieder Kerzenbeleuchtung ist noch gar nichts. Ein Elektrizitätswerk mit nicht versklavten Bergarbeitern: das erst wäre ein Sieg.

Ja, sagen sie, aber der Mann, der da klopft: der denkt sich so schöne innerliche Sachen aus; der Amerikaner ist nur standardisierter Murks. Ich weiß nicht, wie der Amerikaner ist; mein Gefühl ist gegen ihn, aber nach dem hat mich niemand gefragt. Ob aber der Kleinbauer oder der Landprolet in geduckter Dumpfheit sich gar so viel Schönes beim Klopfen ausdenkt, ja, ob er auch nur bis in Tiefen hineinfühlt, in die ihm der Kinobesucher aus der Stadt nicht folgen kann, das möchte ich bezweifeln. Der klopfende Mann an der Scheune ist der Natur örtlich näher als der Bureaumensch, das ist wahr. Aber welcher Natur? Einer gezähmten, einer durch die Katasterämter gegangenen, einer aufgeteilten, einer parzellierten, einer braven Natur. Von jener Natur, die Goethe in jenem schönen Stück Prosa besang — von der wird er wohl nicht viel erfühlen. Romantische Städter packen in den Klopfemann viel hinein: ihre Sehnsucht, ihren negativen Asphaltwillen, ihren Trieb, „mal hinauszukommen", und zum Schluß, wenns politisch wird, ein Endchen Fascismus.

Und was täte der Bauer, wenn er nicht klopfte? Und wem wird die mechanisierte Arbeit aufgebürdet? Und wer klopft dann?

Soziallyrik ist keine soziale Revolution. *Ignaz Wrobel*

Ufa-Parade

Wo alles schreit, darf auch die Ufa im Wahlkampf nicht fehlen. Und da sie ja noch immer der bei weitem mächtigste Filmkonzern Deutschlands ist, so wird gleich ganze Arbeit geleistet.

Ganze Arbeit und gute Arbeit. Es hat sich grade in den letzten

Monaten gezeigt, daß Hugenberg der letzte große Reaktionär vom alten Schlage und von wirklichem Format ist: er sagt, was er will, und er hält daran fest, mag es auch ein Irrtum gewesen sein. Altpreußisch nennt man wohl so was, und ich gestehe, daß ich vor dieser Art Sturheit mehr Verständnis und Achtung habe als vor den betriebsamen Spitzbübereien unsrer neuen Reaktionäre, die sich aller Welt anbieten, nach außen hin den traitablen Europäer spielen und währenddessen in aller Stille den Fascismus vorbereiten. Hugenberg biedert sich wenigstens nicht an und benutzt außerdem seine ganze Macht für eine wirklich großzügige und geschickte Propaganda seiner Idee.

Und so geht denn auch diesmal die Ufa mit ganz grobem Kaliber heran. Ihr Programm für die Saison 1930/31 sah ja schon, als es im Sommer mit einem Riesenreklameaufwand verkündet wurde, nicht grade sehr repräsentativ aus. Dennoch wurden alle Enttäuschungen, die man daran geknüpft hatte, durch die Wirklichkeit weit übertroffen. Da haben wir jetzt im Ufa-Pavillon am Nollendorfplatz die Aufführung eines neuen Heidelberg-Filmes erleben dürfen, um dessentwillen ja schon einiger Staub aufgewirbelt wurde. Die Ufa hatte nämlich — frech-naiv wie manche ihrer Produktionsleiter nun einmal sind — geglaubt, sie würde die gesamte heidelberger Studentenschaft ebenso bereitwillig wie kostenlos als Komparserie bekommen können. Dann hätten wenigstens die Herren Literaten nicht wieder behaupten können, der Film spiele wieder mal nicht im naturgetreuen Milieu. Nun, die Studenten zeigten sich überraschend klug: sie protestierten und forderten einen anständigen Studentenfilm. Wer nun geglaubt hatte, die Ufa würde kuschen vor der Stimme der Jugend und ihr Filmsujet ein bißchen ummodeln, der irrte sich. Mögen ein paar Tausend Studenten protestieren — Millionen Deutsche kennen ja Heidelberg nur aus dem ‚Lokal-Anzeiger' und den übrigen Studentenfilmen! Und so kam denn dieses Monstrum zustande, das — Hugenberg kennt seine Leute bis ins Tiefste ihrer Seele — allabendlich Lachstürme und gefühlvolle Begeisterung erregt. Denn hier werden die Amerikaner nicht nur verkohlt sondern andrerseits auch als Kronzeugen dafür benannt, daß ein heidelberger Student sich duellieren muß, sonst ists um seine Ehre geschehn.

Diese Art Ehre spielt überhaupt eine große Rolle im Wahlprogramm der Ufa. Kein Zweifel, daß auch dieser verstaubte Artikel als Agitationsmittel gegen den Marxismus dienen soll, worunter Hugenberg überhaupt alles versteht, was seit 1918 geschehen ist. Es gibt keine geschicktere Spekulation als die, durch die sogenannten „Gefühlswerte" aufs Volk zu wirken.

So zu konstatieren jeden Abend im großen Haus am Zoo, wo die Ufa ihren „Rosenmontag"-Film zeigt, der das Problem der Offiziersehre vor den Zuschauern des Jahres 1930 entwickelt. Und bei der immerhin stark überwiegenden Mehrheit erreicht, was beabsichtigt war: „Früher wars doch besser, was, Juste, na, wähln wa man wieder Liste 2". Aber damit das Publikum nicht ununterbrochen weint sondern gelegentlich auch die Knochen zusammenreißt, so sehen wir außer den Flammerie-Szenen zwischen der Traute und ihrem Hans ein paar martialische Bildlein vom kaiserlichen Parademarsch und vom königlichen Kasinoleben. Und auch hier geht Hugenbergs Spekulation in Erfüllung: das Publikum beginnt spontan zu klatschen. „Es ist bezeichnend", schrieb der ‚Lokal-Anzeiger' in seiner Kritik, „wie dieses militärische Leben grade heute so stark wirkt und mitreißt". Wem sagen Sie das?

Aber die Ufa will auch beweisen, daß die Wurzeln unsrer Kraft nicht nur in der guten, alten Zeit liegen sondern daß wir uns auch heute noch auf gewisse Kreise verlassen können. Also dürfen wir im Vorprogramm des Ufa-Pavillons einen Tonfilm vom „Zapfenstreich der Reichswehr"

mitansehen und mitanhören. Schnarrende Offiziersstimmen, dazu Parademarsch in Feldgrau plus Stahlhelm, dazwischen die babelsberger Komparserie als begeisterte Zuschauer (tanzende Schüler und Schülerinnen und bedächtig wackelnde Geheimräte), nicht zu vergessen die herrliche Musik und einen Paukisten, der mit seinen Schlägeln hantiert wie Rastelli — kurzum, auch hier wird die Wirkung erreicht und zum Schluß steht auch tatsächlich ein Teil des Kinopublikums von seinen Sitzen auf und hört, Hände an der Hosennaht, zu.

Ob man künftig überhaupt noch Ufa-Filme sehen wird, in denen ein Zivilist sein schlappes Wesen treiben darf, erscheint fraglich. Wenn Hugenberg stur ist, so ist er es gleich ganz. Der „Gesamtproduktionsleiter" der Ufa, Herr Corell, ist schwer erkrankt und wird, so heißt es, auf seinen Posten nicht zurückkehren. An seine Stelle ist schon jetzt der Verleihdirektor, Herr Meydam, getreten, ein früherer aktiver Offizier, seine Söhne sind im Stahlhelm. Er soll etwas mehr „Zug in die Sache" bringen. Und auch der Produktionsleiter des „Rosenmontag"-Films, Herr Duday, ist ein Mann vom Film-Fach, war er doch früher Militärattaché in Petersburg. So haben wir denn ein hübsches Programm vor uns. Zum Beispiel einen neuen Fridericus-Rex-Film mit — raten Sie mal: Otto Gebühr in der Hauptrolle. Das alles hat natürlich mit der Politisierung des Films nichts zu tun. Die Ufaleute wollen nur Geschäftsleute sein. Sind sie auch, und zwar sehr gute. Denn sie wissen ganz genau, daß man mit einer gewissen Sorte Politik heute die besten Geschäfte machen kann.

Heinz Pol

Ein jüdischer Dreh

Wie steht es nun in politischen Angelegenheiten mit dem katholischen Gewissen?

Erstens: Keine politische Partei ist identisch mit der katholischen Kirche, kann es auch niemals sein.

Zweitens: Bis zur Stunde hat weder der heil. Vater noch der deutsche Episkopat eine bestimmte Partei als die für Katholiken allein mögliche proklamiert. Was der Episkopat entschieden hat, ist nur das eine: Wahl ist Pflicht.

Meines Erachtens wäre damit alles aufgezeigt, was für den Gewissensentscheid bei der Wahlpflicht bestimmend sein könnte.

1. Das katholische Gewissen unterwirft sich dem Episkopat; also der Katholik muß zur Wahlurne gehen; wenn nicht, versündigt er sich.

2. Da der Episkopat aber keine bestimmte Partei zu wählen vorgeschrieben hat — wohl hat er den Sozialismus aller Schattierungen verurteilt, so daß ein gewissenhafter Katholik niemals sozialistisch wählen kann, ohne sich zu versündigen —, bleibt dem katholischen Gewissen der Entscheid über die zu wählende Partei selbst überlassen. Wie nun, wenn keine Partei seiner Gewissensüberzeugung gerecht wird?

So könnte also für ein katholisches Gewissen die Kollision der Pflichten eintreten: Einerseits der episkopale Befehl — Wahlpflicht; andrerseits die päpstliche Entscheidung — das geringere Übel darf nicht gewählt werden. Gibt es da keinen Ausweg?

Hätte der Episkopat nicht die Wahl zur Pflicht gemacht, so könnte der Wahlberechtigte sagen, ich lasse die Dinge laufen, das heißt ich wähle überhaupt nicht. Da es nun aber anders ist und — wir setzen den Fall —, das Gewissen sämtliche Parteien ablehnt, muß der Katholik die Ablehnung zum Ausdruck bringen, das heißt er geht wählen, um sämtliche Parteien zu negieren, das heißt gemäß der Wahlordnung gibt er absichtlich einen ungültigen Wahlzettel ab. Daß diese Negation nicht gehört wird, ist nicht seine Schuld sondern ist eine Erdrosselung der persönlichen Meinung durch die Parteimeinung.

Heimat und Volk

Hering ist gut — Schlagsahne ist gut — wie gut . . .

Der Verlag Goldmann in Leipzig hat dem bekannten Anhänger der Prügelstrafe, Edgar Wallace, etwa zweihundertundachtzehn Sommeranzüge verdient, eine neue Zentralheizung, fünf Winterreisen, acht Türkisringe, zwei Zigarettenspitzen und etwa dreihunderttausend Mark. Daneben gibt der Verlag Goldmann auch noch einen Wust von Kriminalromanen heraus, die meist schlecht sind, sie haben aber alle schöne, bunte Umschläge, und wer gezwungen ist, einmal über Bebra zu fahren, der kauft sich dergleichen gern. Ferne sei es von mir, dieses Geschäft zu stören. Doch — ein bißchen möchte ich es stören.

Herr Goldmann beehrt sich, den Kriminalroman eines gewissen Hodum-Koenigsfeld vorzuführen. Woran es liegt, mögen spätere Doktorarbeiten ergründen: die deutschen Kriminalromane sind fast nie so gut wie die englischen und die amerikanischen. Der deutsche Autor schielt gern, wenn er so etwas macht, nach der feinern Literatur und wird dadurch vollends unausstehlich; der Angelsachse weiß genau, was von ihm verlangt wird, und liefert oft eine tadellose Ware.

Dieser Roman hier ist dumm und provinziell. Er ist aber noch etwas andres. Die kümmerliche Handlung spielt in Wien. Da ist ein Haus mit einem teuflischen Chinesen, der die Mädchen betäubt und... also was man so für drei Mark fünfundsiebzig macht. Dieser Chinese hat einen Helfershelfer, der — ha, elender Schurke! — die ziemlich keusche Heldin raubt. Der Chinese hinter ihr her. Der Kriminaler hinter dem Chinesen her. Und hier begibt sich etwas Seltsames: nämlich ein Volksaufstand, der die Handlung recht kompliziert. Der „Pöbel" stürmt die Polizeiwache, befreit den schurkischen Helfershelfer... In Wien? In Wien ein Volksaufstand?

Gemeint ist der 15. Juli 1927, der Tag, an dem sich die Polizei des Herrn Schober so benommen hat, als ob ihr Chef Zörgiebel hieße. Was damals geschehen ist, war einer der seltenen Fälle, wo sogar dem sanften Wiener der Geduldsfaden riß und er eine unvollkommene Rache am Justizpalast nahm. Provoziert, bedrängt, herausgefordert, brach es los. Was hat das mit einem schlechten Kriminalroman zu tun?

„Ja, das sind so chinesische Machthaber... Mit einigen Chinesen, die gegen ihn wie Kulis aussahen, stellte sich Talo an die Spitze der Demonstranten. Der Mob (Anmerkung Peter Panters: damit sind die wiener Arbeiter gemeint) der Mob glaubte natürlich, da vielleicht einen Abgesandten von ... hm ... von irgendwoher zu sehen, und folgte blind allen Befehlen."

Goldmann sollte sich das patentieren lassen. Spannung wollen die Leute; Sowjet-Hetze wollen die Leute, und wenn dieser Autor noch so feige ist, das Wort Moskau neckisch zu umschreiben, so wird der nächste ja wohl Stalin und Sinowjew und Rykow in den Teppich seiner Handlung hineinweben. Das zieht immer. Etwa so:

„Kommissar Henderson sah erschüttert auf die junge Gestalt, die da mit Violinsaiten gefesselt vor ihm lag. Er drehte die halb Ohnmächtige vorsichtig um — auf ihrem zarten Rücken leuchtete, von den Schurken mit blauer Farbe eingeätzt, der Satz: „Hoch die Internationale!" Am Boden lag ein seidenes Taschentuch. Der Kommissar pfiff leise durch die Zähne. „K. R." war das Tuch gezeichnet, und darunter das bekannte Wappen des russischen Kommissars zur Sozialisierung der Frauen und zur Röstung aller Geistlichen. Das Taschentuch gehörte Radek. Langsam löste der Kommissar die Bande — —"

Sie haben alle nur einen Feind: Rußland.

Peter Panter

 **Das Zinnowitzlied** 

Weise: „Hipp, hipp, hurra!"

Wo deutsch man fühlt, deutsch bis zum Tod,
Da ehrt man schwarz weiß rot —
Drum grüß ich an der Nordsee Strand
Dich, deutsches Borkumland,
Grüß an der Ostsee — Gott behüt's! —
Dich schönes Zinnowitz!
:,: Kein Strand kommt deinem Strande gleich,
An deutschem Wald so reich :,:
Und wer da naht vom Stamm Manasse,
Ist nicht begehrt,
Dem seis verwehrt,
Wir mögen keine fremde Rasse!
— Fern bleibt der Itz
Von Zinnowitz! —

Das Meer so blau am weißen Strand!
Es funkelt hell der Sand,
Die Düne dehnt sich meilenweit!
Fern Rügens Felsenkreid!
Wie grünt der Wald an Ufers Rand,
Gott schütze Leut und Land!
:,: Kein Strand kommt diesem Strande gleich,
An deutschem Wald so reich :,:
Und wer da — — —

In Zinnowitz herrscht deutscher Geist!
Und nicht, was undeutsch heißt!
In Zinnowitz herrscht deutscher Sinn,
Drum ziehet freudig hin
Ihr alle, die Ihr stammverwandt,
Nach unserem Inselland!
:,: Kein Strand kommt unserem Strande gleich,
An deutschem Wald so reich :,:
Und wer da — — —

H. Gr.

Liebe Weltbühne!

Die Frau Tagger sitzt auf der Probe im Deutschen Theater. Da kommt Egon Friedell mit Schnack dem Hündchen! Frau Tagger macht dem Hund Avancen. „Ja wer tommt denn da? Ja wer ist denn das?" — „Den kennen Sie nicht?" sagt Egon Friedell. „Das ist doch Ferdinand Bruckner."

S. J. von Theobald Tiger

Wärst du noch da!
Soviel wartet auf dich.
Alles wartet vergebens.
Du tätest dein Werk so säuberlich
wie im Laufe deines Lebens.
Ich seh dich am Tisch. Und die trübe Zeit
wäre hell — denn du bist heiter.
Du pfiffst auf die härteste Schwierigkeit:
du lachst und arbeitest weiter.

Du kanntest das Blatt und seinen Ort
im Strudel der tausend Parteien.
Leise schobst du die Bonzen fort
und ließest die Schreier schreien.
Du warst dem, der schreiten und folgen kann,
der treuste Begleiter.
Pfiff der Wind recht laut: wir sahn dich nur an —
du lachst und arbeitest weiter.

Aber nun bist du untergetaucht.
Wir sehn noch nach deinen Zielen.
Jeder hat mal einen Vater gebraucht...
du warst der Vater von vielen.
Ich hör deine Stimme: „Wer schwach ist, flennt.
Arbeiten ist gescheiter."
Und wenn der ganze Schnee verbrennt:
wir lachen und arbeiten weiter.

Antworten

Hamburger. Ihr Kandidat, der Volkswirt Stolper, verwahrt sich in einer Berichtigung dagegen, aus Czernowitz zu sein, sehr unähnlich dem Arzt Professor Lazarus, der im Zeileisprozeß erklärte, er sei stolz darauf, in Czernowitz geboren zu sein. Wir nehmen also gebührend Notiz von Stolpers Berichtigung und teilen gern mit, daß er nicht wie die meisten Wiener in Aussig oder Olmütz geboren ist sondern wirklich und wahrhaftig in Wien, allwo seine Vorfahren ansässig sind seit Maximilian I. Alte Chroniken wollen wissen, daß Urahn Godofredus Meinardus Stolperan schon mit Rudolf von Habsburg aus der Schweiz gekommen sei. Wir hätten uns für die Nationalität von Stolperns Ahnen nicht einen Augenblick interessiert, wenn es sich hier um einen klaren Internationalisten, um einen Sozialisten und Friedensfreund handelte. Aber bei einem Kandidaten der antipazifistischen und mit antisemitischen Elementen gemengten Deutschen Staatspartei darf schon untersucht werden, ob ihr Mann nach seiner Geburtsstadt nicht besser für das Kabinett Maniu als für das Kabinett Brüning geeignet ist. Wir wissen auch aus Erfahrung, daß die unerbittlichsten deutschen Patrioten nicht aus der Nordmark kommen sondern aus Kolomea.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Sie haben an den Reichsaußenminister Doktor Curtius ein Schreiben gerichtet, in dem Sie Ihrer Besorgnis über den Verlauf der Rheinlandräumung Ausdruck geben. Sie sagen darin: „Alle Bemühungen um eine Verständigung sind durch die Kundgebungen der letzten Zeit gefährdet. Die verheerenden Folgen, die die Separatisten-Pogrome, die Art ihrer Bekämpfung und die Rede des Herrn Treviranus gehabt haben, sind Ihnen, als dem Leiter der deutschen Außenpolitik, bekannt, und Sie, als der Verwalter und Fortführer von Stresemanns Werk, wissen ganz genau, wie die konsequente Fortführung der Verständigungspolitik hierdurch gefährdet wird... In dem Aufruf der deutschen Reichsregierung anläßlich der Rheinlandräumung hat — genau wie bei der letzten Verfassungsfeier — leider jenes versöhnende Wort gegenüber den westlichen Nachbarn gefehlt, das dieser 1871 in gleicher Lage der deutschen Regierung gegenüber angewandt hatte." Sie fordern den Reichsminister auf, in Genf für das Zustandekommen der europäischen Gemeinschaft zu wirken, die allein den Frieden verbürge.

Dresdner. Sie waren Zeuge der Beisetzungsfeierlichkeiten für Siegfried Wagner. Dabei mußten Sie die Beobachtung machen, daß ausgerechnet der Riesenkranz Adolf Hitlers und der seiner Partei, beide mit auffälligen schwarz-weiß-roten Schleifen und Hakenkreuzen geziert, im Zuge nachgetragen wurden, während alle andern Kränze, auch der Wilhelm von Doorns, auf dem Blumenwagen Platz nehmen mußten. Und dann wundern sich die vom Hause Wahnfried noch, wenn von engsten Beziehungen zwischen ihnen und den Nazis gesprochen wird. Ein Gustav Mahler durfte, weil er Jude war, niemals das Dirigentenpult in Bayreuth besteigen, ein Adolf Hitler darf Richard Wagner für sich reklamieren. Richard Wagner marschierte immerhin noch mit Gobineau auf. Die Generation um 1900 hatte Houston Stewart Chamberlain. Die heutigen Bayreuther sind auf den Hitler gekommen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Vor Sonnenaufgang von Carl v. Ossietzky

„Am 14. September bricht die Morgenröte an!" so verkündet vor mir ein Flugblatt des rheinischen Nationalsozialisten Doktor Ley (Hm . . . Le y?). Es ist also noch eine gute Stunde, bis es sich entscheidet, ob das Dritte Reich definitiv ausbricht oder die Erste Deutsche Republik sich einstweilen weiterläppert. Noch einmal steigen die Schatten dieses Wahlkampfes auf, der der wichtigste seit vielen Jahren war und doch so dumm, so charakterlos geführt wurde. Letzter technischer Comfort war aufgeboten worden, um albernes Zeug zu verbreiten. Lautsprecher warben für das Mittelalter, ausrangierte Möbelwagen tönten asthmatisch zum Preise vermotteter Programme. Und nun erst die Plakate in ihrer zeichnerischen und textlichen Kümmerlichkeit. Überall der gute deutsche Michel, immer unterdrückt und gefesselt oder etwas mit letzter Kraft schleppend: ein Kreuz, eine Kriegsfahne, eine Kettenlast, lauter Symbolisches; nur eines nicht, was real ist: den Militäretat. Sogar die strohtrockene Wirtschaftspartei bietet ein ganzes Zeughaus auf, und der Christlichsoziale Volksdienst läßt gleich den Tod von Alfred Rethel mit Heckerhut und Hippe auf fahlem Klepper über die Heide reiten; aufflattern ein paar hungrige Raben, die aussehen wie Hilfsprediger vom Rauhen Haus. Danse macabre der Witzlosigkeit. Und dennoch hatte dieser Wahlkampf etwas Gespenstisches. Denn keine Partei arbeitete mit klaren Parolen, alle hielten die wirkliche Position in künstlicher Vernebelung, schlugen sich für Chimären gegen Chimären. Die bürgerlichen Parteien stürmten gegen eine marxistische, revolutionäre Sozialdemokratie, die es nicht gibt. Diese selbst schleuderte gegen den kleinen Goebbels, den es nicht gibt, große Kaliber, nicht gegen die wirkliche Diktaturgefahr, nicht gegen Herrn Brüning. Mit ihm knüpfte sie Konversation an wegen Beteiligung am Geschäft. Die Herren von Seeckt und Treviranus eröffneten Privatkrieg gegen den „äußern Feind", die jungdeutschen Lohengrine dagegen suchten den „deutschen Menschen" und fanden Oscar Meyer. Erich Koch und Mahraun begaben sich auf jene hohe Warte, wo man nicht mehr von Sozialversicherung und Steuern spricht, und kämpften tapfer gegen das von ihnen diagnostizierte deutsche Grundübel, den „Parteiismus"; sie taten das mit viel Schwatzismus und noch mehr Gehirnschwundismus. Die Kommunisten wieder setzten mit einstimmig gefaßten Beschlüssen anglo-indische Beamte in Schrecken und eroberten feste Plätze am Hoangho; sie machten am Wedding indische und chinesische Revolution, aber nicht deutschen Wahlkampf. Die einzige linke Oppositionspartei, der eigentlich die Ernte hätte zufallen müssen, verzettelte sich und lief, anstatt zu führen, hinter Hitler her, ihrem Kopisten, und der brave Thälmann, der sonst so viel sozialrevolutionäre Pathetik in der Thermosflasche mitschleppt, servierte einen lächerlichen Aufguß von nationalistischem Fascismus. Herr Heinz Neumann, der kommunistische Treviranus, mag ein recht intelligenter junger Herr sein; seine Erfolge bei

chinesischen Banditengeneralen bestätigen nur sein Talent als Emissär, seine Fingerfertigkeit für das Clairobscur bezahlter konspiratorischer Verhältnisse. Bis auf weiteres ist Herr Neumann nur eine Gastfigur aus der diplomatischen Unterwelt. Wenn er im Tageslicht europäischer Arbeiterpolitik mitspielen will, muß ihm geraten werden, sich vorher die Augen zu säubern, und nicht nur die Augen. Wie diese Neigung von Ganzlinks zu Ganzrechts allerdings zustande gekommen ist, erfordert schon ein besonderes Studium. Aber vielleicht handelt es sich hier auch nur um jene unberechenbare Liebe, die zum Unheil aller Beteiligten nun einmal von Zigeunern stammt. Sie fragt nach Rechten nicht, Gesetz und Macht. Liebst du mich nicht, bin ich entflammt. Und wenn ich lieb — nimm dich in Acht! Der Kommunistenpartei sei letzteres dringend zum Nachdenken empfohlen, wobei nicht verhehlt werden soll, daß man diese Mahnung auch weniger musikalisch ausdrücken kann. Jedenfalls: — nimm dich in Acht!

*

Die ersten Resultate, die während der Wahlnacht einlaufen, geben schon ein unmißverständliches Bild. Die Sozialisten halten sich, Zentrum und Kommunisten wachsen, und die Hitlerleute werden die zweitstärkste Fraktion sein. Das eröffnet abenteuerliche Aspekte. Die Demokratie verschwindet tief unten. Der Aufstieg in die Stratosphäre beginnt. Es ist zwecklos, wenn links von einem Zusammenbruch Hugenbergs gesprochen wird oder wenn die Blätter des alten Cheruskers über den Zusammenbruch der Mitte triumphieren. Nicht eine bürgerliche Partei nur, der bürgerliche Gedanke überhaupt hat sein Waterloo gefunden. Nur wo er, wie im Zentrum, noch religiös fundiert ist, kann er Massen binden. Alle Versuche, ihn neu zu beseelen, sind gescheitert. Den Demokraten hat die Kopulation mit den Jungdos nichts genützt; im Gegenteil. Die Treviranen sind, wie wir voraussagten, völlig versackt; es fragt sich, ob selbst ihr Primgeiger sein Mandat erobern wird. Das deutsche Bürgertum hat für seine Entrechtung und Erniedrigung, für den Fascismus Adolf Hitlers optiert. Dieses Bürgertum hat sich politisch niemals durch Gaben und Haltung ausgezeichnet, aber wenn es seine Würde vor einem Bismarck vergaß, so war das doch Bismarck. Heute hängt es sich verzweifelt an einen halbverrückten Schlawiner, der Deutschland vor der ganzen Welt blamiert. Saudumm wie dieser Wahlkampf geführt wurde, ist sein Ergebnis. Man wollte die Millionen Nichtwähler herauskitzeln, und scheute zu diesem Zwecke vor keinem Intelligenzopfer zurück. Herr Nichtwähler hat den Appell verstanden und demgemäß votiert. Der fünfte Reichstag der Republik ist das erbärmlichste Parlament, das jemals irgendwo zusammengewählt worden ist. Er ist, alles in allem, das legitime und den Eltern zum Speien ähnliche Kind dieses Wahlkampfes. Möge er während seines hoffentlich nur kurzen schändlichen Daseins den Namen führen: der Reichstag der Nichtwähler.

*

Vieles ist noch durch Phrasendunst verschleiert, doch eines ganz klar: außer Sozialdemokratie, Zentrum und Fascis-

mus gibt es keine großen Faktoren mehr. Man weiß zwar, daß Otto Braun bereit ist, mit dem Zentrum zu regieren, aber niemand weiß, was Herr Brüning vorhat. Vielleicht möchte auch er jetzt für kurze Zeit still hinter der Kulisse der Großen Koalition verschwinden, aber dieser begreifliche Wunsch sollte nicht die Tatsache unterdrücken, daß der Hindenburgblock geschlagen, die Fregatte Brüning-Treviranus gekentert ist. Wenn nicht weiter wider die Verfassung verstoßen werden soll, zählt der blaue Liebling unsrer Götter nicht mehr mit. Mag sich auch Brünings Partei salviert haben, die von ihm zusammengetrommelte und in den Wahlkampf geführte Parteiengruppe der neuen Achtundvierziger ist dahin. Brünings Bürgerblockidee ist besiegt, ihr hoher Täufer, der Reichspräsident, mit ihr. Gedenkt Herr von Hindenburg die Konsequenz zu ziehen? Wahrscheinlich wird jetzt in der Gegend von Scholz und Bredt der Ruf nach einer Permanenzerklärung der Hindenburgdiktatur doppelt laut werden. Denn dort saßen immer schon die eingefleischten Drückeberger, die Etappenschweine der Politik, die sich niemals zu einem Ja oder Nein an die Front wagten. Sie werden auch vor Hitler kuschen, am liebsten aber den bisherigen Zustand fortgesetzt wissen. Herr Brüning ist wiederholt gefragt worden, ob er sich mit der Meinung seines Freundes Treviranus identifiziere, daß so lange aufgelöst werden müsse, bis der Reichstag mit der richtigen Mehrheit da sei. Er hat geschwiegen. Jetzt wird Hitler ihn zum Reden zwingen. Denn Hitler muß entweder mitregieren oder putschen.

*

Es gibt in der Schwerindustrie ein paar Schlauköpfe, die es sehr nützlich finden würden, wenn die Sozialdemokratie in diesem Winter das Innenministerium und das Arbeitsministerium besetzt hielte. Das ist Herrn Duisbergs feine Rechnung: ein Sozialist soll die Löhne drücken, ein andrer notfalls schießen lassen. Was die Sozialdemokratie auch tun wird, sie darf nicht die Müllerregierung neu auflegen. Das wäre das Ende. Ist es ein Zeichen von Einsicht, daß jetzt Otto Braun, der „Preußenzar", in die erste Linie gerückt ist? Er hat bisher bewiesen, daß er kommandieren kann, und es ist zu hoffen, daß er den kärglichen Resten der bürgerlichen Mittelparteien mit genügender Schroffheit deutlich macht, wie gründlich sie in die Pfanne gehauen sind und wie wenig Berechtigung sie noch haben, Forderungen zu stellen. Die Arbeitermillionen sind radikalisiert, davon zeugt der kommunistische Erfolg. Das kann auch die Sozialdemokratie nicht unbeeinflußt lassen. Sie hat noch einmal von gewaltigen Wählermassen Blankovollmacht erhalten, und das nicht, um Panzerkreuzer zu bauen oder, wie die Müllerminister, vor jedem bürgerlichen Couloirgeknalle in den Heldenkeller zu kriechen. Die tragische Stunde der Republik hat begonnen. Es geht darum, Menschen zu sammeln, die bei der Abwehr der weißen Diktatur zum höchsten Einsatz bereit sind. Nieder mit dem Fascismus! Einerlei, ob er mit Hitler durch die Vordertür plumpst, ob er mit Brüning über die Hintertreppe schleicht!

Irigoyen von Alfons Goldschmidt

Im Jahre 1919 holte sich Augusto B. Leguia durch einen Staatsstreich zum zweiten Mal die Präsidentschaft von Peru. José Pardo, der ebenfalls schon früher Präsident gewesen war, hatte sich gegen die Nachkriegskrise machtlos gezeigt. Die aufgeplusterte Konjunktur mit ihren unerhörten Baumwoll-, Zucker- und Kupferpreisen war zusammengebrochen, die Schuldner schrien, Arbeit gab es nicht mehr, und so schien die rechte Zeit für eine Diktatur gekommen. Diese Leute und ihre kleinbürgerlichen Anhänger glauben, daß ein einzelner Mensch die Wirtschaft kommandieren könne. Was tut aber ein Mussolini? Er beugt mit gepumptem Geld Arbeitskraft und ihren Kulturgeist, er baut mit gepumptem Geld Straßen, läßt einige Sümpfe trocknen und das Terrain bepflanzen, er schwingt die Arbeitspeitsche, errichtet, wieder mit gepumptem Geld, Hospitäler, und im übrigen bevorzugt er die Armee und die halbbewaffneten Zivilbanden, die er zur Verteidigung dieser zentralisierten Schuldnerschaft braucht. Dafür wird er dann zum Genie ausgeschrien, bis ihm die Gläubiger an der Kehle sitzen und ihm nichts andres übrig bleibt, als durch einen Krieg oder durch eine Revolution zugrunde zu gehen.

Die Diktatur Leguia war weiter nichts als das Kampfinstrument des Dollars gegen das englische Pfund. Petroleum- und Minen-Konzessionen, dazu selbstverständlich Herr Kreuger mit dem Zündholzmonopol, und da man mal beim Monopolisieren war, so gings gleich bis in die Vorzeit der französischen Revolution. Ein Salzmonopol, das den Indio zwang, nur noch Koka zu kauen, war die höchste Errungenschaft dieser Diktatur, die es fertig gebracht hatte, in zehn Jahren Milliardenwerte den Trusts im Norden für ein Ei und Butterbrot zu verhökern. Das Ganze wurde dann, wie üblich, heroisiert und „wissenschaftlich" begründet. Die natürliche Folge ist nun die Insel San Lorenzo, wo der gestürzte Präsident in dem Gefängnis sitzt, das bisher Aufenthaltsort seiner politischen Feinde war. Unter andern hat Haya de la Torre, einer der Hauptgegner Leguias, der jetzt in Berlin lebt, dieses Vergnügen genossen, bis ihn Leguia zur Verbannung „begnadigte". Hier hat der Exdiktator Muße genug, beim Anblick der Guanovögel zu lernen, daß Fruchtbarkeit nur auf natürliche Weise und ganz logisch entsteht und daß derartige Diktaturen nur unfruchtbaren Mist produzieren.

Washington drohte selbstverständlich mit Intervention. Aber es wird nicht intervenieren, wenn der Dollar nicht gefährdet ist, was für die Monroedoktrinaristen dasselbe bedeutet wie die Erhaltung der nationalen Freiheit Perus. Diese Freiheit für den Dollar scheint denn auch durch die neue siegreiche Regierung Sanchez Cerro gewährleistet. Sie ist, mit einigen antiimperialistischen Parolen und sonstigen Versprechungen, die Fortsetzung des bisherigen Systems, wenn man darunter die konservative Tendenz des Kapitals versteht, die Reichtümer des Landes unter militärischem Zwang und im Bündnis mit der Kirche auszubeuten. In der Regierung Cerro sitzt unter andern ein Vertreter jener zivilistischen

Partei, die Pardo, der von Leguia gestürzte Präsident, vertrat. Damit an der Richtung nicht zu zweifeln ist, hat man gleich einen Verwandten Pardos genommen. Im übrigen regiert das Militär bis zur nächsten Revolution, die wohl nicht sehr lange auf sich warten lassen wird.

Doktor Hipólito Irigoyen, den die argentinische Opposition mit Hilfe der Armee gestürzt hat, war den U.S.A. nicht so bequem wie der Diktator Leguia, der schon den Nationalfeiertag der Vereinigten Staaten zum offiziellen Festtag Perus gemacht hatte. Die Herren von der National City Bank of Boston, von den Armour- und Swiftverwaltungen und von andern Verteidigern der Monroedoktrin werden ihn daher nicht ungern vermissen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß mal wieder ein bißchen Revolution geschürt wurde, denn die Engländer haben in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht, das an den Dollar verlorene Terrain zurückzugewinnen. Die Revolution in Latein-Amerika ist ja nachgerade ein Aktivum in der Dollarbilanz geworden und die Spesen haben sich bisher durchaus gelohnt. Das nordamerikanische Kapital fürchtet sich so lange vor keiner Revolution, als sie sich in den Grenzen einer Dollarrentabilität von fünfzig bis fünfundsiebenzig Prozent hält.

Auch Irigoyen war zum Diktator geworden. Als ich ihn im Jahre 1922 sprach, versicherte er, nicht mehr kandidieren zu wollen. Er war schon alt und müde. Ich bat ihn um fünf Millionen Pesos gegen den Hunger in Rußland, und ich glaube, er hätte die Summe oder die Effekten in diesem Werte zur Verfügung gestellt, wenn nicht ein paar Tage darauf seine Präsidentschaft zu Ende gegangen wäre. Es schien mir damals, daß er am liebsten seine Regierung mit solch humaner Geste beendet hätte.

Aber schon kurze Zeit nach dem Antritt der neuen, mehr spanisch gefärbten Regierung Alvear, rief die Radikale Partei, das heißt die bürgerliche Partei Argentiniens, wieder nach Irigoyen. Der „Maulwurf", wie sie ihn seiner Verkrochenheit wegen nannten, kam nochmals ans Licht und setzte sich auf den Stuhl. Wie Leguia, in einer für personalistische Regierungen überaus ungünstigen Zeit. Die argentinische Wirtschaftskrise wurde so heftig und verworren, daß dieser Mann mit den Patriarchenallüren völlig versagte. Er wollte alles machen und ließ nun alles gehen. Statt die Grundschwierigkeiten zu bekämpfen, bekämpfte er Personen und Parteien. Die Verfassungsrechte wurden mißachtet, die Arbeit blieb liegen und der Rest war Zorn eines eigensinnigen Menschen, der dazwischen hieb, weil er nicht binden konnte.

Die Opposition warf ihm vor: Beseitigung der Provinzunabhängigkeit, Vernichtung der Grundsätze des Unterrichts, Verletzung der Heeres- und Marineorganisation, Verschluderung der Gelder, Verhöhnung des Wahlgesetzes, des Justizgesetzes, des Achtstundengesetzes, kurz Despotie und despotische Unfähigkeit. Und das bei einer Schuldenlast Argentiniens von etwa 4,2 Milliarden Pesos bis zum 30. Juni dieses Jahres, 1,6 Milliarden Pesos Hypothekenpfandbriefe und andre Verpflichtungen noch gar nicht gerechnet. Hohe Zollmauern

gegen argentinisches Getreide um die Vereinigten Staaten, Deutschland und andre Länder, hunderte von Millionen Außenhandelsminus in wenigen Monaten, Kreditversagen und viele wirtschaftliche Hemmnisse mehr, dagegen ist auch mit den bestbewaffneten Interventionen, dem Boykott des Parlaments, der Favorisierung williger Parteielemente nichts zu machen. Schon Simón Bolívar, der Befreier Südamerikas, mußte abdanken, weil er die Krise diktatorisch mindern wollte, und Irigoyen ist kein Simón Bolívar. Er ist, was man einen aufgeklärten Despoten nennt, mit der bekannten Schärfe gegen das Proletariat, wenn es nicht will, wie er will, und mit einigen Kulturkonzessionen, die in dem Augenblick zurückgenommen oder zerstört werden, wenn sie sich gegen die Despotie richten. Deshalb hat auch die argentinische Studentenschaft, deren autonomistische Forderungen Irigoyen im Jahre 1918 bewilligt hatte, an dem Kampf gegen ihn teilgenommen.

Leguia und Irigoyen sind Beispiele jenes durch abhängige Parlamente schlecht getarnten Fascismus, der die Fäulnis durch Disziplin überwinden will, sie aber nur fördert. Ob mit oder ohne Parlament, gegen die Grundsätze der Wirtschaft ist keine Faust stark genug. Bis jetzt hat der Artikel 48 versagt, überall wo er gezückt wurde. Auch in Deutschland.

Zwölf Millionen Deutsche zuviel

von Hilde Walter

Eigentlich ist es schade, daß die schönen Spielsachen aus der guten Wahlweihnachtsstube nun wieder weggeschlossen werden und der bedrückte Mensch seine Misere nicht mehr über der trostreichen Vorstellung, daß er mitspielen darf, vergessen kann. Dafür hat er wieder mehr Zeit, sich ernsthaft mit seiner bevorstehenden Kündigung zu beschäftigen oder auszurechnen, an welchem klaren Wintertag Herrn Dietrichs sonniges, süddeutsches Temperament seinen letzten Unterstützungsanspruch wegreformiert haben wird. Die Staatsretter müssen sich jetzt wohl endgültig auf den neuen Feind stürzen, der diesmal nicht rechts oder links sondern ganz einfach überall herumsteht. Sie müssen den berüchtigten 12 Millionen Schmarotzern zu Leibe gehen, die sich angeblich mit List und Tücke dagegen wehren, von der verschwenderischen Fülle gebotener Arbeitsgelegenheiten Gebrauch zu machen. Diesen Feind gilt es, in die Enge zu treiben.

Als Herr Reichsarbeitsminister Stegerwald im Mai die Behauptung aufstellte, daß 12 Millionen Menschen in Deutschland von öffentlichen Renten und Unterstützungen oder Pensionen leben, hat er für jeden Hauptunterstützungs- oder Rentenbezieher eine unbekannte Anzahl von Angehörigen mitgerechnet, die dank der staatlichen Freigebigkeit ebenfalls ein sorgloses Leben führen dürfen. Dabei kam er zu einer Gesamtzahl von 13,850 Millionen Rentenempfängern, wovon er gutwillig 13⅓ Prozent für Doppelzählungen abrechnete, um dann die runde Summe von 12 Millionen Rentnern zu publizieren. Nach dieser Grundaufstellung sollen 4,2 Millionen

Menschen von der Arbeitslosen- und Krisenunterstützung ernährt werden, nach dem freiwilligen Abzug also noch 3,64 Millionen Menschen. Tatsächlich gab es im April dieses Jahres 1 859 266 Hauptunterstützungsempfänger der Erwerbslosenversicherung und 302 462 Krisenunterstützte, so daß nach Stegerwalds Rechnung allein 1½ Millionen „Angehörige" von Nutznießern der Arbeitslosenversicherung miterhalten werden mußten. Diese Angehörigenversorgung sieht so aus: In der niedrigsten Stufe der Versicherung mit 6 Reichsmark pro Woche für den Versicherten werden für jeden Angehörigen, der einen gesetzlichen Unterhaltsanspruch hat, 40 Pfennig pro Woche bezahlt. In der obersten Lohnklasse bekommt ein Familienvater mit einer erwerbsunfähigen Frau und drei kleinen Kindern 34,60 Mark pro Woche ausgezahlt. Nach 26 Wochen, falls seiner Berufsgruppe überhaupt die Krisenunterstützung gewährt wird, nur noch 24,75 Reichsmark.

Aus dem Wohlfahrtsetat der Städte werden im Rahmen der Stegerwaldschen Rechnung angeblich 1,5 Millionen Menschen, abzüglich Doppelzählungen 1,2 Millionen laufend unterstützt. Wenn man die auffälligsten Doppelzählungen wirklich abrechnet, nämlich die Kriegshinterbliebenen, Invaliden und andern Sozialrentner, die als Personen schon in der Statistik der sozialen Versicherung aufgeführt werden, ergibt sich für alle Städte mit mehr als 50 000 Einwohnern ein Personenkreis von 653 000 Menschen, so daß auch hier wiederum beinahe die Hälfte von der Stegerwaldschen Rechnung gestrichen werden kann. Zu diesen 653 000 gehören schon alle Wohlfahrtserwerbslosen, die von den Städten nur dann unterstützt werden, wenn sie im allgemeinen als „arm" zu bezeichnen sind und auch ohne „Stempelkarte" nach gutem alten Brauch die Fürsorgeverpflichtung der Gemeinden beanspruchen dürfen. Es gab ja auch früher mal so etwas wie eine mit bürgerlichem Stolz getragene Verantwortung für das Wohlergehen der selbstverwalteten Stadt.

All diese städtischen „Dauerrenten" einschließlich der regelmäßigen Zuschüsse für Sozialrentner, die mit einer Witwen-, Waisen- oder Invalidenrente von 20 bis 30 Mark monatlich nicht leben konnten, haben in allen großen und kleinen Städten zusammen im letzten Jahr insgesamt nicht ganz 300 Millionen Mark gekostet. Bei der Arbeitslosenversicherung mußte das Reich voriges Jahr auf jeden Fall 105,5 Millionen für berufsübliche Sonderfürsorge, neben 376,5 Millionen für das Defizit zugeben, Das bedeutet also für die am meisten angefeindeten Objekte der öffentlichen Fürsorge einen Aufwand von 70 Millionen Mark im Jahr. Zum Vergleich: Für 2½ Millionen Kriegshinterbliebene und Kriegsbeschädigte werden aber nicht weniger als 1369 Millionen Mark pro Jahr ausgegeben, ohne daß die Retter und Reformatoren auf den Gedanken kommen, sich an diesem heißen Eisen mit Abbauvorschlägen die Finger zu verbrennen. Mit Recht hat es niemand gewagt, die zerschossenen Glieder der Kriegsopfer billiger zu bewerten, ihre Lebens- und Arbeitsschwierigkeit durch Rentenherabsetzung noch zu verschärfen. Viel weniger Risiko liegt in dem Feldgeschrei gegen die Sozialversicherung, das

zu einer echten Sammlung aller interessierten Haufen geführt hat. Dabei kostet die Angestelltenversicherung das Reich keinen Pfennig. Sie lebt von ihren Beiträgen, und bis jetzt hat niemand beweisen können, daß die Wirtschaft bereit sei, an Stelle ihrer Beitragsbeteiligung die Angestellten so zu bezahlen, daß sie für Alter und Arbeitslosigkeit etwas zurücklegen können. Auch die Unfallversicherung, die 900 000 Opfer der Arbeit alimentieren muß, existiert ohne staatliche Zuschüsse. Allerdings könnten Industrie und Handel runde 400 Millionen Beiträge im Jahre sparen, wenn der bürgerliche Rechtsgrundsatz von Haftpflicht und Schadenersatz einfach beseitigt wird. Hautkrebs, grauer Star, Bleivergiftungen, Schäden durch Einwirkung von Schwefelkohlenstoff und Quecksilber, abgehackte Hände und ähnliche Annehmlichkeiten sind ja bequem zu ertragen, wenn das erhebende Bewußtsein an die Stelle der Renten tritt, daß der Arbeiter den Aufschwung der deutschen Wirtschaft durch keinerlei überspannte Rentenansprüche gehemmt hat.

Wesentliche Zuschüsse in Höhe von 385,3 Millionen Mark bekommt jetzt noch die Invalidenversicherung, die ihr großes Vermögen in der Inflationszeit eingebüßt hat; die knappschaftliche Pensionsversicherung erhält 56,2, die Krankenversicherung 27 Millionen vom Reich. So beträgt also die Summe aller Reichslasten für Arbeitslosen- und Sozialrentner zusammen mit den ständigen Wohlfahrtsrenten der Gemeinden nicht einmal ganz 1250 Millionen Mark und bleibt damit immer noch erheblich hinter der Kriegsrentenbelastung zurück.

Weniger kontrollierbar ist der zweite Programmpunkt der Wirtschaftsretter, die Behauptung, daß die Unternehmungen an den Arbeitgeberbeiträgen zugrunde gehen. Sie sollten froh sein, daß ihnen durch Gesetz die persönliche Verantwortung für das Schicksal der arbeitenden Massen genommen ist und der private Wohltätigkeitsrummel der Vorkriegsjahre als Ausgleich für schlechtes Gewissen nicht mehr existiert. Offenbar hat die Form einfacher Rechtsansprüche auf ein klägliches Minimum an Alters-, Krankheits- oder Arbeitslosenversorgung den Proteststurm der Gesicherten und reichlich Privat-Versicherten ausgelöst. Offenbar ist die Atmosphäre von steuerähnlichen Zwangsleistungen der Entwicklung sozialen Gewissens nicht günstig. In der angenehmen Verbindung mit Kommerzienratstiteln seligen Angedenkens, mit Orden für Stiftungen und mit Vereinsehrenämtern gab sich das Geld für die gleichen Zwecke viel leichter aus. Müssen ist unangenehm, und die Postscheckzahlung an die Krankenkasse macht nicht halb so viel Spaß wie der neckische Scherz einer schönen Frau, im Wohltätigkeitsbazar eine Flasche Sekt mit dazugehörendem Augenaufschlag für 500 Mark zu verkaufen. Die Bourgeoisie, deren Sammlung in diesem Wahlkampf nicht geklappt hat, ist sich dennoch in dem einen Punkt einig, daß 12 Millionen Deutsche zu viel sind, mit denen man auf gütlichem Wege nicht mehr fertig wird. Der alte Clemenceau, in seiner grimmigsten Zeit, hat nur 10 Millionen errechnet.

Gespräch mit Gouverneur Fuller, Boston

von **Hans Wesemann**

Das ist also Herr Gouverneur Fuller, Massachusets, der Mann, der Sacco und Vanzetti in den Tod geschickt hat. Der Interviewer findet ihn in einem berliner Hotelzimmer.

*

„Wie gefällt Ihnen Berlin, Herr Gouverneur?"

„Eine wundervolle Stadt, so amerikanisch mit ihrem Betrieb, ihrem Tempo, ihrer Tüchtigkeit. Besonders die Verkehrsregelung gefällt mir gut..."

„Ja, unsre Verkehrspolizei ist recht erfreulich — aber das werden Sie als Fachmann wohl besser beurteilen können."

„Ihre Polizeidirektion war so freundlich, mir alles Interessante aus ihrem Betriebe zu zeigen. Sie war sehr liebenswürdig zu mir. Sie wollte mir sogar eine Ehrenwache zum Geleit geben — so besorgt war sie um mich."

„Haben Sie von diesem freundlichen Anerbieten Gebrauch gemacht?"

„Nein. Ich bin doch nicht Jack Diamond. Auch bei uns zu Hause in Boston brauche ich niemals polizeilichen Schutz. Alle Leute kennen mich dort, aber es hat mir noch nie jemand etwas getan."

„Man hat aber hier allerhand gelesen von Attentatsversuchen und..."

„Ach, Sie meinen wegen Sacco und Vanzetti! Wissen Sie, über diese Affäre hat man sich in Europa viel mehr aufgeregt als in U.S.A. Man hat es bei uns nicht verstanden, daß man wegen ein paar Verbrechern so viel Lärm gemacht hat. Die beiden waren überführte Mörder und Anarchisten. Man pflegt doch mit solchen Leuten auch in andern Ländern nicht viel Federlesens zu machen. Trotzdem habe ich erst nach langem Gewissenskampfe das Todesurteil gegen beide bestätigt."

„Ja, das habe ich auch schon in einem berliner Blatt unter Ihrem Bilde gelesen."

„Wissen Sie, eigentlich hatte ich es damals sehr schwer. Die Jury, alles unbefangene, ehrenwerte Männer, hatte die beiden Italiener einstimmig zum Tode verurteilt. Denn sie hatten selbst zugegeben, daß sie Anarchisten wären und sich gegen die bestehende Gesellschaftsordnung auflehnten. Sie gehörten einer Bande von Verschwörern an, die mit Bomben und Dynamit Attentate gegen friedliche Bürger ausgeführt haben. Sie waren für Sozialismus und Gottlosigkeit. Solche frivolen Ideen werden vom amerikanischen Volke abgelehnt. Bei uns hat jeder volle Freiheit, aber er darf sie nicht mißbrauchen. Und das grade haben die beiden getan."

„Wenn ihnen Recht geschehen ist, warum wurde dann die Vollstreckung des Urteils um Jahre hinausgezögert?"

„Das beweist nur, mit welcher Sorgfalt wir alle Möglichkeiten eines eventuellen Fehlspruchs untersucht haben. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hat es in allen Punkten bestätigt und für richtig gefunden."

„Gab es denn überhaupt eine Begnadigungsmöglichkeit für die beiden?"

„Die Justiz des Staates Massachusets ist vollkommen unabhängig. Über Begnadigungen in diesem Staate entscheidet allein der Gouverneur, der keiner Macht unterworfen ist."

„Aber damals hat sich doch die ganze zivilisierte Welt mit der Bitte um Gnade an Sie gewandt!"

„Gewiß, selbst der Papst und Mussolini haben an mich telegraphiert. Aber ich hatte keine Veranlassung, den Spruch des Ge-

richtes umzustoßen. Und außerdem hat man die Bedeutung meiner Person dabei überschätzt. Ich habe nur die Gesetze respektiert, wenn ich die beiden Verbrecher ihrer gerechten Strafe übergab."

„Uns in Europa erschien diese Strafe schon sehr hart — wobei es dahingestellt sein mag, ob sie zu Recht oder Unrecht verhängt wurde."

„In Amerika hat niemand diese Empfindung gehabt. Wir haben die Überzeugung, daß man Verbrecher streng bestrafen muß, wenn man die Gesellschaft vor ihnen schützen will. Es werden in jedem Jahre in den U.S.A. über sechhundert Verbrecher hingerichtet. In einigen Staaten noch durch den Strang, in den meisten durch den elektrischen Stuhl, der ja am humansten wirkt. Naturgemäß habe ich auf die Hinrichtungsmethode keinerlei Einfluß."

„Der Todeskampf der beiden soll besonders schrecklich gewesen sein."

„Das ist nicht wahr. Die beiden waren wohl etwas nervös, aber sonst ganz gefaßt. Es hat bei keinem länger als anderthalb Minuten gedauert. Die Obduktion hat ergeben, daß die Hinrichtung völlig nach den Vorschriften des Gesetzes geschehen ist."

„Waren Sie in Amerika selbst der Kritik ausgesetzt?"

„Man hat in Amerika das Urteil allgemein gebilligt. Man war sich darüber klar, daß es sich hierbei um eine rein amerikanische Angelegenheit handelte, in die sich kein Fremder einzumischen hatte. Die tendenziöse Parteinahme und allgemeine Hetze gegen U.S.A. haben den beiden nur geschadet. Vielleicht wäre ohne den Zwang von außen her eine andre Lösung möglich gewesen."

„Also doch eine Begnadigung..."

„Vielleicht. Auf jeden Fall bewies aber die allgemeine Parteinahme für Sacco und Vanzetti, daß es sich hier um eine Verschwörung gegen die Sicherheit der U.S.A. handelte, die wir mit allen Mitteln abwehren mußten."

„Kennen Sie vielleicht einen gewissen Upton Sinclair?"

„Ach der, das ist ein überspannter Bolschewik, den in Amerika kein Mensch ernst nimmt. In Boston wurde er wegen eines unsittlichen Buches verurteilt; ich glaube, es hieß „Öl". Solche Leute sind bei uns in Amerika ohne jede praktische Bedeutung."

„Bei uns auch."

„Übrigens haben später Verbrecher aus Rache ein Attentat auf den Scharfrichter unternommen und sein Haus in die Luft gesprengt. Da sieht man schon, daß Sacco und Vanzetti ebenfalls Verbrecher waren. Aber sonst ist die ganze Affäre längst vergessen. Bei uns in Amerika denkt niemand mehr daran. Es gibt soviele Verbrecher, daß man sich nicht bei diesen zweien unnötig aufhalten kann."

„Wie lange denken Sie in Europa zu bleiben, Herr Gouverneur?"

„Nur kurze Zeit. Ich fahre noch nach Oberammergau und Paris, wo meine Frau und Tochter Einkäufe machen wollen. Es stimmt übrigens nicht, daß ich krank bin und damals einen Nervenzusammenbruch erlitten habe. Ich fühle mich frisch und munter, wie Sie ja selber sehen. Die Europareise bekommt mir wieder sehr gut. Ich finde den Unterschied zwischen Ihnen und uns gar nicht mehr so groß. Nur in Kleinigkeiten unterscheiden wir uns."

„Aber auf die kommt es grade an, Mister Fuller. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise, God bye."

*

Nein, Gouverneur Fuller ist nicht krank. Der Interviewer nimmt nicht den Eindruck mit, daß Herr Fuller leidet. Er ist ein Puritaner von molliger Statur in gesetzten Jahren, sein Gewissen ist nicht beschwert.

Das Publikum beklatscht seine eigene Schand

von Walter Mehring

Als man allabendlich auf einer Bühne den Rasputin meuchelte, saß allabendlich der Täter, der echte Prinz Jussupow, im Parkett und applaudierte seinem Darsteller.

Dort saß er: eine wahre und doch schlecht erfundene Anekdote, ein kümmerliches Beweisrequisit gegen zwei kapitale Menschheitslügen, mit denen man die Kinderseelen impft: das schlechte Gewissen und die Schuld, die sich auf Erden rächt.

Die Justizmaschine, die grade davon existiert, daß sie Unnotwendiges produziert, hat, um sich wenigstens das dringend Notwendige zu erleichtern, diese Normung erdacht: was sie an Wahrheiten nicht fördern kann, das überläßt sie der Sonne, es an den Tag zu bringen; und was an Zeit ihr fehlt, die Motive zu ergründen, das ersetzt sie sich durch die Verstocktheit des Sünders. Wie aber in der Wirklichkeit ein ganzes Parkett von Mördern sich benimmt, das widerspricht der ganzen grauen Theorie, das spricht Hohn der Dramendichtung eines ganzen Jahrhunderts, die sich des Magnesiumblitzes des Gewissens, der rächenden Nemesis als Dea ex machina bedient hat.

Armseliger Shakespeare, größter Dichter! Dein König, achherrjehchen! wird unpäßlich, wenn man ihm seine Schande vorspielt! Welch Schlappjeh! Dein Macbeth! Welch pathologischer Sonderfall!

Wenn Deine Nachfolger solche und viel reellere Schurkenstreiche auf die Bühne bringen, dann stürmen die Schurken die Kassen und sichern den Erfolg. Nein! Das sind keine shakespearischen Gestalten! Auch darin irrte dieser Große! Das sind Biedermänner, erfüllt und fett von ihrer ethischen Mission! Abgefeimt aus Phantasielosigkeit, unfähig, sich Gedanken zu machen, wenn man sie konfrontiert.

*

Der Vorhang hebt sich zur Premiere, und das Verfahren wider die Freiheitshelden Reichpietsch, Köbis und Genossen wird — in Ermanglung eines Gerichtssaales — auf dem Forum des Theaters wieder aufgerollt. Ergriffen folgt das erwählte Publikum, schaudernd vor Intrigantentücken, hingerissen durch den Elan der dokumentarischen Anklagerede des Heizers Köbis, und dankt am Schluß durch über vierzig Vorhänge der lebenswahren Darstellung, der Kraft des Dichters, der Leistung des Regisseurs, und trägt die Erregung noch mit sich fort, mindestens bis zu den Garderoben. Was sollte es auch sonst tun? Die unschuldigen Darsteller der Schuldigen verprügeln? Das Unrecht liegt ja schon so weit zurück, dreizehn Jahre, es ist schon nicht mehr wahr als der trojanische Krieg, und könnte den ein echter Dichter ebenso packend bedichten, der Beifall wäre nicht geringer. Das Publikum ist feingebildet und läßt sich da nichts vormachen; es kritisiert die knifflichsten Sprachdetails, es schenkt dem zum Tod Verurteilten keine falsche Mimik, wehe dem abgefeimten Untersuchungsrichter, wenn er outriert; Gnade die Morgenvornotiz dem Heizer,

wenn er patzt. Streng und gerecht ist der Mensch, solang er Zuschauer spielt, nichts bleibt Ihm verborgen, auf Freibilletts oder Barzahlung. Aber nach Theaterschluß ist er von allen Geistern verlassen wie der Andächtige nach der Messe von Gott, und, nachdem er der Darstellung der Sünde geflucht, geht er hin und tuet desgleichen. Die Andacht ist aus, die Tragödie geht weiter.

*

„Falls Toller nicht übertreibt, was ich nicht glaube..." schrieb ein Kritiker, dem es, wie allen, vor den Dokumenten gruselte. Glauben Sie es nicht! Kein Künstler kann übertreiben; was er an Teuflischem sich ersinnen mag, die Wirklichkeit ist ihm überlegen. Im Zuschauerraum, einige Reihen hinter der Kritik zurück, saß Willy Sachse, einer der fünf zum Tode verurteilten Meuterer, „begnadigt" zu fünfzehn Jahren dann, von denen er zwei im Zuchthaus Celle verbüßt hat bis zur Revolution. In diesem Zuchthaus hatte der Staat zur Vollstreckung der Gerechtigkeit einen Ehrenmann eingesetzt, der systematisch die Gefangenen aushungerte; der erfand, auf eine Beschwerde des Verbrechers Sachse, diesen nüchternen Satz, der keinem Shakespeare eingefallen ist: „Für Sie war eine Kugel zu schade; wir müssen Sie auf eine billigere Methode wegbringen!"

Was glauben Sie, verehrte Teilnehmer an der Premiere, die Sie soviel Anteil nahmen am Geschick des Willy Sachse, was glauben Sie, an wem die Schuld auf Erden sich rächte, was glauben Sie, wie die Republik einen Helden belohnt, der handelte, als wir Feiglinge schwiegen? So belohnte sie: sie steckte ihn wieder ins Gefängnis; sie raubte die Existenzmöglichkeiten dem, der ihr die Existenz ermöglicht hat. Nicht um ihn zu strafen; doch sie braucht das Geld für anderweitige Zwecke. Die Republik — ganz wie die Monarchie — benötigt Feinde, und gegen die Feinde Militär, und für das Militär Beschäftigung; denn sie ist arm, sie hat an die vier Millionen Arbeitslose und kann sich nicht dazu die Arbeitslosigkeit eines kostspieligern Heeres leisten. Kein Mensch will den Krieg, nur die Ehre der Nation erfordert ihn. Und zu dieser Premiere werden wir wieder alle vollzählig sein und ihr applaudieren, weil die Kritik im Nachhinein ja doch keinen Zweck mehr hat. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

*

Und so schlägt das Gewissen.

Da war Herr Kriegsgerichtsrat Dobring; der ließ die Reichpietsch Köbis füsilieren, um die Monarchie zu retten; denn der hatte er den Fahneneid geleistet, ihr zu dienen bis zum letzten Blutstropfen der Verräter. Deswegen hat ihn auch die Republik zum Landgerichtsrat bestallt.

Ja, auch seitdem geschah so mancher Mord,
Zu schrecklich für das Ohr: da wars Gebrauch,
Daß, war das Hirn heraus, der Mann auch starb,
Und damit gut.
Doch heut zu Tage stehn sie wieder auf,
Mit zwanzig Todeswunden an den Köpfen
Und stoßen uns von unsern Stühlen...

Nicht wahr, Herr Landgerichtsrat Dobring — ich frage Sie nur zu meiner privaten literarischen Information — das ist doch literarischer Unsinn? Sie, der Sie sagten: „Wenn ich die Kraft hätte, die beiden nochmals vom Tode zu erwecken, ich würde sie nochmals erschießen lassen und mit noch größerer Freude!" der Sie sich also Christi Mirakelkraft wünschten, nur um den Auferweckten das Leben wieder zu nehmen zu immer größerer Freude: nicht wahr, Sie haben doch nie die Beobachtung gemacht? Ihnen erschien doch nie, selbst im Albdruck nicht, der aus dem Magen kommt, „mit zwanzig Todeswunden an dem Kopfe" jener Köbis; er, der Tote, da es kein Lebender vermag, stieß Sie nicht vom Richterstuhl? Der Friede und das Recht sind ja mit Ihnen! Sie taten so, weil Sie mußten; mächtiger als Sie war die Treue gegenüber Ihrem Landesherrn; und es ist schön von Ihnen, daß Sie diese Treue auf die Republik überschrieben!

Das Publikum, das im Theater saß, war freilich gegen sie; im Leben sitzt es auf dem Parkett der Tatsachen.

*

Das Publikum zahlt und hat zu fordern. Was fordert es? Rührung! Also liefern wir! Dagegen, daß Unschuldige hie und da hingerichtet werden, vermag es nichts; aber es ist gerührt. Dagegen, daß es Kriege gibt mit ein paar Millionen Toten, vermag es nichts; aber sein Recht auf ein Kriegerdenkmal läßt es sich nicht nehmen. (Und wer das konstatiert, ist ein Leichenschänder.) Das Publikum ist strikt gegen die Begeisterung für den letzten Weltkrieg; was den nächsten betrifft, so kann es seine Haltung erst nach Ausbruch der Uraufführung bestimmen.

So sitzen sie in den Theatern und lassen sich feiern: die Herren Generalstäbler der herrschenden und der um ihre Freiheit kämpfenden Klassen; die Kunst ist ihnen grade gut genug dazu, ihre Sturheit und Korruptheit in gehobene Sprache zu übersetzen. Und ich glaube fast, sie glauben es wirklich, daß mit den ethischen Forderungen sie selbst, mit den Angriffen ihre Nachbarn verkörpert seien. In den seltenen Fällen, daß sie sich persönlich getroffen fühlen, verkrümeln sie sich hinter der Idee. Und das wäre ja noch schöner, wenn den schreibenden Spaßmachern noch nicht mal die Herren Repräsentanten der eignen Idee heilig sind. Zur Literatur kommen sie nur als Publikum, und das Publikum klatscht seiner eignen Schande Beifall.

Eugen Diederichs von Celsus

Es hört sich heute ziemlich unglaubwürdig an, daß auch der Verlag Eugen Diederichs einmal für hypermodern, für snobistisch und überspannt gehalten wurde. Eugen Diederichs begann zu jener Zeit, da die Ausstattung des deutschen Buches sich aus tiefster Niederung erhob und sich an der hochentwickelten englischen bildete; es war die Zeit von William Morris und Walter Crane. Diederichs hat viel getan,

den Goldschnittstil, den niedlichen Illustrationsstil zu überwinden, aber schließlich verlief auch er sich in der Aufmachung. Der große Pomp wurde auch zur innerlichen Haltung, der breite Faltenwurf deckte oft genug Banalitäten. Und doch verdanken wir Diederichs die Einbürgerung von Kierkegaard, die Vertrautheit mit Bergson, den Plato Kaßners, italienische Chroniken und nordische Märchen, den Paracelsus und den herrlichen, den vergessenen Sebastian Franck. In den letzten Jahren vor dem Kriege erfaßte Diederichs mit festem Griff fortschrittliche Zeitliteratur; zum Beispiel die gesammelten Reden von Lloyd George, die große Militärkritik von Jean Jaurès. Das war seine lebendigste Epoche. Es kann nicht verschwiegen bleiben, daß späterhin der Diederichslöwe, dem Meyrinckschen gleich, die neue Zeit manchmal mit einem peinlich schmetternden Bäh begrüßte. Zuletzt und leider am lautesten in jener komischen Ars amandi der Dame Diotima, die sich bemüht, das von Herrn Professor Vandevelde gebaute und überzogene Liebeslager mit den Sägespänen eines empfindsamen Seelenlebens auszustopfen. Eugen Diederichs, den ewig Planenden und Suchenden, verfolgte das Mißgeschick, keinen congenialen deutschen Autor finden zu können. So erhaben seine Ausgrabungen waren, so abschreckend waren oft die Lebenden, für die er sich mit dem großen Schwung seiner Persönlichkeit einsetzte: diese Gelehrten mit dem Hakenkreuz vor dem konfusen Kopf, diese Poeten von feierlichem Schwachsinn. War es ein Versager des Mannes oder des von ihm so glühend geliebten deutschen Geistes? Es bleibt nur die Tatsache, daß der letzte große Humanist, der letzte wirkliche Abkömmling der Sammler und Entdecker der Renaissance, kein Dichter, kein Gelehrter sondern ein Verleger gewesen ist.

Wahre Liebe von Theobald Tiger

Wenn ich so müd nach Hause komm,
zerredet und zerschrieben:
dann sitzt du da, so lieb und fromm.
Man muß, man muß dich lieben!
Die Nacht gleich einem Feste ist.
Ich weiß, daß du die Beste bist.
Und warum ist das? Nämlich:
Du bist so himmlisch dämlich.

Du hast es gut.
Du ahnst es nicht,
was Stalin jüngst gesprochen;
weißt nichts vom leipziger Reichsgericht
und nichts von Kunstepochen.
Du hältst einen Puff für ein Hotel
und Bronnen für einen lauteren Quell...
Ich liebe dich. Weil... nämlich...
Du bist so himmlisch dämlich!

Mein blondes Glück! Von Zeit zu Zeit
tu ich ein bißchen fremd gehn.
Die andern Frauen sind so gescheit
und lassen das noch im Hemd sehn.
Dann kehr ich reuig zu dir zurück
und genieße tief atmend das reine Glück...
Dumm liebt zweimal.
Nämlich:
Du bist so himmlisch dämlich —!

Die Wahrhaft Deutschen von Lion Feuchtwanger

Lion Feuchtwanger hat in seinem neuen zweibändigen Roman — „Erfolg" — die Geschichte der bayrischen Hochebene während der stürmischen Jahre Zwanzig bis Dreiundzwanzig geschrieben. Chronik einer Affäre wie die „Histoire contemporaine" des Anatole France, bunt bevölkert mit Menschenexemplaren, von denen viele auch dem Norddeutschen nicht unbekannt sind. Dennoch kein Schlüsselroman, der Privates von Männern der Öffentlichkeit anpackt, viel eher eine bayrische Naturgeschichte. Elegischer Grundton, wie es der Gegenstand erfordert, dennoch oft von fechterischer Haltung. Wir geben aus dem Buche, das demnächst bei Gustav Kiepenheuer erscheint, zwei Stücke wieder, Episoden aus dem Kapitel, die den Hitler-Ludendorff-Putsch und sein blutiges Ende auf dem Odeonsplatz behandeln.

Nordische List gegen nordische List

Der Staatskommissar Doktor Flaucher arbeitete zielbewußt an der Ausführung seines neuen Planes. Es war eine vom Himmel gesendete Eingebung, die notwendige Preisgabe der Wahrhaft Deutschen als freiwilligen Entschluß hinzustellen, sie gegen das Zugeständnis bayrischer Reservatrechte an das Reich zu verkaufen. Ums Leben gern hätte er den Klenk wissen lassen, was er da für ein großartiges Ei gelegt hat. Wenn der Klenk von dieser wahrhaft staatsmännischen Idee hörte, dann, endlich, mußte er ihn für voll nehmen. Aber es war kein Verlaß auf den Klenk; man konnte nicht sicher sein, ob er nicht hinging und tratschte. Flaucher mußte sich leider gedulden und zulassen, daß Klenk ihn noch ein paar Tage für einen Trottel hielt.

Eilig, doch umsichtig traf er seine Vorbereitungen. Am 9. November wollte er die entscheidenden Verordnungen gegen die Wahrhaft Deutschen erlassen. In der Rede, die er in der Versammlung am 8. November halten wird, wollte er den Bruch ankündigen und weltanschaulich begründen. Diese Rede sollte eine Absage an die Patrioten sein, ein Angebot für Berlin.

Vorsichtshalber, um die Wahrhaft Deutschen in Sicherheit zu wiegen, bat er sie für den Nachmittag des 8. November nochmals zu sich. Die Zusammenkunft verlief sehr freundschaftlich, man stellte fest, daß man über die letzten Ziele durchaus einer Meinung sei. An diesem 8. November sagte Flaucher, der für heute abend seinen Schlag gegen die Patrioten plante, ihnen mit nordischer List zu, daß er am 12. gemeinsam mit ihnen vorgehen wolle. Die Patrioten, die den Putsch auch für heute abend planten, versprachen ihrerseits mit nordischer List dem Flaucher, daß sie bis zum 12. warten würden. Man trennte sich im besten Einvernehmen.

Als dann der Abend da war, hielt, im Saal des Kapuzinerbräus, der Generalstaatskommissar Flaucher die langerwartete

große Rede zur Lage. Alle vaterländischen Vereine waren geladen, der riesige Saal war gefüllt bis auf den letzten Platz. Einleitend sprach Flaucher über die zersetzenden Wirkungen des Marxismus. Einziges Mittel dagegen sei Ordnung, eiserne Disziplin. Er hob die Stimme, er wollte seine These verkünden: von allen somit, auch von den bestgesinnten Patrioten, sei zu fordern unbedingte Unterordnung unter die gottgewollten Organe des Staates, unter die Regierung, unter den Staatskommissar, unter ihn.

Da, an der entscheidenden Stelle seiner Rede, wurde er unliebsam unterbrochen durch Unruhe am Saaleingang. Kommandos, Geschrei, ein Schuß. Mit rauchender Pistole auf einmal steht neben ihm auf der Rednertribüne der Führer Rupert Kutzner. Er trägt einen neuen, streng geschnittenen, uniformartigen Sportrock. Um den Hals hat er einen weißen, gestärkten, sehr hohen Kragen; scharf bis zum Nacken trennt sein Scheitel die Haare. Auf der Brust trägt er ein geschweiftes Kreuz aus Eisen, eine Kriegsauszeichnung, verliehen nur für die Erreichung sehr hoher Ämter oder sehr großen Reichtums und für wirkliche Heldentaten. In der Hand die Pistole hält er hoch erhoben. So stand auf der Bühne des münchner Hoftheaters der Schauspieler Konrad Stolzing vor dem Adel Genuas, verkündend den Sturz der Tyrannei, in der Rolle des Grafen Fiesco von Lavagna, einer Figur des Bühnendichters Schiller.

Den bestürzten, erbitterten Flaucher leicht beiseit schob Rupert Kutzner. Dem totenstillen Saal mit schmetternder Stimme verkündete er: „Die nationale Revolution ist ausgebrochen. Der Saal ist von sechshundert Schwerbewaffneten umzingelt. Reichswehr und Landespolizei unter unsern Fahnen sind im Anmarsch. Die bayrische Regierung und die Reichsregierung sind abgesetzt. Eine provisorische Reichsregierung unter meiner Leitung wird gebildet. Der Morgen findet entweder eine deutsche nationale Regierung oder mich tot." Dann, mit starker Stimme, befahl er: „Maßkrug her," trank tief.

Ungeheurer Beifall knatterte hoch. Viele hatten Tränen in den Augen. Begeistert schauten sie auf Rupert Kutzner, voll des gleichen Gefühls wie in der beliebten Oper Lohengrin, wenn auf silbernem Schwan einer hereinzieht, um im letzten Augenblick Erlösung aus allen Nöten zu bringen.

Der Flaucher, als er den Schuß hörte, als er den gescheitelten Menschen mit der rauchenden Pistole in der Hand auf dem Podium sah, als die Stimme hinaustrompete unter dem winzigen Schnurrbart, erkannte blitzklar, daß jetzt auch sein zweiter Plan hinunterschwamm. Der Hund hat ihn angeschmiert mit seinen Loyalitätsbeteuerungen, der Hund ist ihm zuvorgekommen. Vermutlich wird er ihn jetzt auffordern, sich anzuschließen, mitzutun unter seiner Oberleitung. Das ist, aller Vernunft zum Trotz, eine große Versuchung. Wenn auch die Geschichte höchstens vierzehn Tage vorhalten kann, wenn sie auch an der bayrischen Grenze zusammenbrechen muß,

es ist verlockend, vierzehn Tage hindurch Volksheld zu sein und dann im Kampf gegen Berlin als bayrischer Löwe zu fallen, einzugehen wie der Schmied von Kochel in den Mythos, in die bajuvarische Walhalla. Sein eigner Plan ist verhunzt, sein Leben ist versaut: für ihn ist das Beste ein großartiger Abschluß. Aber für das Land Bayern ist es nicht das Beste. Denn die Aussichten des Putsches sind wirklich null Komma null. Die norddeutsche Reichswehr ist dagegen, die Industrie ist dagegen, der Putsch kann nicht über die bayrische Grenze hinausgetrieben werden, er muß in kürzester Zeit zusammenbrechen. Wenn er mittut, wenn er nicht noch in dieser Nacht den Putsch im Keim abdrosselt, dann wird sich höchstens das bittere Jahr 1866 wiederholen, und das verdammte Preußen wird den Süden endgültig schlucken.

Das alles erkannte Flaucher, noch während die Pistole des Kutzner rauchte. Sein Zorn war verraucht, noch ehe der Schuß verraucht war. Auch Angst hatte er keine vor der Pistole und vor dem Geschwerl in den Windjacken mit den Hakenkreuzen und den Handgranaten. In einer Minute, ehe man bis sechzig zählen konnte, erkannte dieser alte bayrische Mensch mehr, als er in all den Jahren bisher erkannt hatte. Er hatte sich überhoben, sein Triumph war hohl gewesen, seine göttliche Sendung Essig. In dieser Minute des Schmerzes, der Zerrissenheit, des Zusammenbruchs, des Entschlusses wurde der vierte Sohn des Notariatskonzipienten von Landshut zum großen Mann. Er sah genau, was war: daß es leichter war, an die Grenze zu marschieren und zu sterben, und daß er, drosselte er den Putsch ab, einen stachligen, unrühmlichen, sehr dreckigen Weg wird gehen müssen. Aber er hatte sich überhoben, er hatte die Dinge soweit kommen lassen, er hatte die Schuld. An ihm war es wiedergutzumachen. Er beschloß, sich zu opfern.

Das alles also, Erkenntnisse und Entschluß, erlebte der unglückliche Franz Flaucher in dieser Einen Minute. Mit seiner gewissen Bauernschlauheit aber fand er in der gleichen Minute des Entschlusses auch das Mittel, das allein übrig blieb, um, wenn er sich schon opferte, der Stadt und dem Land Blutvergießen zu ersparen. Vor allem muß er seine Bewegungsfreiheit wiederkriegen. Er wird sich zu diesem Behuf dem Narren scheinbar fügen. Wird dann, sowie er erst hier heraus ist, Berchtesgaden und das erzbischöfliche Palais informieren, dort Zustimmung für seine weitern Schritte einholen. Wird daraufhin zusammen mit dem Landeskommandanten in die Kasernen gehen, funken, depeschieren, abblasen. Er selber wird, tut er das, in aller Zukunft nicht nur für einen Trottel sondern auch für einen Schuft gelten. Die Männer, denen sein Opfer zugute kommt, die heimlichen Regenten, werden ihn verleugnen, werden ihm wenig Dank wissen. Kein anständiger Hund mehr wird ein Bein vor ihm heben. Er wird erledigt sein. Aber der Putsch auch. Der Putsch wird, wenn er es so macht, schon vor dem Weichbild der Stadt München zusammenbrechen, nicht erst nach vielem Blutvergießen und großer Demütigung für alle Bayern an der Grenze des Landes.

Wie ihn also Kutzner nötigte, folgte er ihm scheinbar einverstanden ins Nebenzimmer, wo inzwischen auch der militärische Führer des Putsches, General Vesemann, eingetroffen war. Der bayrische Landeskommandant und der Chef der Landespolizei wurden in gleicher Weise wie Flaucher in dieses Nebenzimmer genötigt. Kutzner setzte den Herren auseinander, er habe ihnen, unter seiner Oberleitung, führende Ämter zugedacht, dem Flaucher das Gouvernement des Landes Bayern. Diese Ämter aber müßten sie übernehmen. Vier Schüsse, und er fuchtelte mit der Pistole, habe er in seiner Waffe: drei für die Herren, falls sie es ablehnten, seine Mitarbeiter zu werden, den letzten dann für sich selber. Flaucher, in Ausführung seines Entschlusses zu den beiden andern hinüberblinzelnd, sagte bauernschlau und traurig: „Herr Kutzner, ob Sie mich erschießen oder nicht, darauf kommt es jetzt nicht an. Ich sehe nur das Wohl des Vaterlandes, und ich gehe mit Ihnen." Und dies war wahrer, als Kutzner wußte.

Unter brausendem Beifall kehrten Kutzner und Flaucher zurück in den Hauptsaal, auf das Podium, um eine gemeinsame Erklärung abzugeben. Aufgabe seiner provisorischen Regierung, verkündete Kutzner, sei die Rettung des deutschen Volkes, der Vormarsch gegen das Sündenbabel Berlin. Die Leitung der nationalen Regierung übernehme er, die Leitung der Armee General Vesemann, Doktor Flaucher sei bayrischer Landesverweser. Flaucher erklärte, er trete dieses sein Amt schweren Herzens an, als Statthalter der Monarchie. Die beiden Männer reichten sich die Hände, standen, die harte, dickgeäderte, schwitzende Hand des Flaucher in der harten, langnägeligen, schwitzenden des Kutzner. „Der Rütlischwur," ruft aus dem Saal eine sonore Stimme, die des Schauspielers Konrad Stolzing. „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern," spricht er vor, ergriffen, und ergriffen wiederholt es der Saal, „in keiner Not uns trennen und Gefahr."

Flaucher steht auf dem Podium, Hand in Hand mit dem Führer, steif, unbehaglich. Er überlegt: wenn er vor Mitternacht hier loskommt, dann ist es gewonnen, dann ist es noch Zeit, dann kann er noch alles deichseln zur Rettung des Vaterlands. Er möchte seine Hand zurückziehen, aber in dieser Situation geht es nicht gut, auch hält ihn der Kutzner fest. „Wir wollen frei sein wie die Väter waren," tönt es von unten, erst die sonore Stimme, dann der Saal, „eher den Tod, als in der Knechtschaft leben." Eine Mordstimme hat der Kerl. Wenn man nur wüßte, wieviel Uhr es ist. Sakrisch lang dauert so ein Rütlischwur. Und schwitzen tut der Kutzner.

Endlich kann der Landesverweser vom Podium wischen, hinaus in den Vorraum. Auf der Toilette schaut er auf die Uhr. Zehn Uhr achtzehn. Gott sei Dank, er hat noch Zeit. Er tritt ins Freie, niemand hält ihn. Gierig saugt er die kalte Luft ein. Jetzt ist er nicht mehr Landesverweser von Gnaden des Monteurs Rupert Kutzner, jetzt ist er wieder solider bayrischer Beamter wie seit dreißig Jahren.

Er steigt ins Auto, wischt sich mechanisch die Hand am Polster. Seine Schultern sind schlaff, aber sein Gesicht ist

verbissen. Seine Pflicht verlangt, daß er jetzt einen ungeheuren Klumpen Dreck hinunterschluckt. Das ist unangenehm, aber ein bayrischer Beamter tut seine Pflicht.

Cajetan Lechners rauhester Tag

Der Altmöbelhändler Cajetan Lechner saß im Kapuzinerbräu, als dort die Revolution ausbrach. Hörte mit an den historischen Schuß, die Rede Kutzners, schaute mit eignen Augen, wie der Führer und der Staatskommissar Hand in Hand auf dem Podium standen. Das Herz ging ihm auf. Schon sah er wieder das Schrankerl in deutschem, in seinem Besitz, träumte schon das gelbe Haus befreit von seinem fremdrassigen Räuber. Gewaltig in das blaugewürfelte Taschentuch schneuzte er, mächtig aus dem kropfigen Hals schrie er Heil. Viele Krüge Bieres leerte er. Nur eines wurmte ihn in dieser historischen Nacht: daß er seinen Photographenapparat nicht mit hatte, daß er nicht für die Nachwelt in einem künstlerischen Bild hatte festhalten können den grauen Tonkrug, aus dem der Führer sich stärkte nach der Verkündigung der nationalen Einheit, oder die beiden Hände, des Kutzner und des Flaucher, wie sie vereint lagen im Treuschwur.

Die Nacht rückte vor. Von außen immerzu der Trommelwirbel anziehender Truppen. Ordonnanzen und Kellnerinnen mit Orders und Bier. Allmählich wurde der Alte müde. Aber er ging nicht nachhaus, er schlief, zusammen mit vielen andern, im großen Saale des Kapuzinerbräu, der als Heerlager hergerichtet war.

Kutzner und Vesemann, im provisorischen Oberkommando, erließen noch immer Aufrufe. Die Nacht rückte vor, gewisse Nachrichten aus den Kasernen, die längst da sein mußten, wollten nicht eintreffen. Man telephonierte nach Flaucher, nach dem Landeskommandanten, schickte Kuriere, ersuchte, forderte, befahl. Die Herren blieben verschwunden. Ein Gerücht kam auf von einem Rundtelegramm Flauchers, er lehne den Putsch ab, erkläre die mit Waffengewalt erpreßte Stellungnahme für ungültig. Andre Meldungen kamen, die Reichswehr stehe hinter Flaucher, auswärtige Polizei, auswärtiges Militär sei im Anmarsch. Kutzner wollte die Gerüchte nicht wahrhaben, erklärte hochfahrend, er sei bereit, zu kämpfen und zu sterben. Allein das war eine Geste. Seine innere Freude entwich wie Luft aus einem angestochenen Reifen. Die alte Lähmung war wieder da, die peinliche Erinnerung an das Abendessen in der Rumfordstraße, an das Geflenn und Geschrei seiner Mutter.

Im Hauptsaal der Möbelhändler Cajetan Lechner schlief nicht gut. Der Raum war voll Rauch, roch nach Menschen und Bier. Der Morgen kam herauf, die alten Knochen taten weh. Aber dann kriegte er Kaffee und ein Gewehr. Seine Zuversicht hob sich, sein Humor war wieder da. Es wurde acht Uhr, zehn Uhr, man wartete, es gab Bier und Weißwürste. Endlich hieß es, jetzt sei es soweit. Antreten zu einem Demonstrationszug, Richtung Zentrum, Marienplatz.

Der Gauleiter Erich Bornhaak hatte den Demonstrationszug vorgeschlagen. Es war Blödsinn, hier untätig herumzuhocken, sich auf die Eroberung des Kapuzinerbräus zu beschränken, sich von Flaucher den Weg vorschreiben zu lassen. Ob der nun umgefallen war oder nicht, ob die Möglichkeit bestand, ihn, war er umgefallen, zu einem zweiten Umfall zu bewegen, das war piepe. Begeisterung war in der Stadt, ein großer Teil der Reichswehr stand zu ihnen, auch gegen die Vorgesetzten. Ein Demonstrationszug, selbst gegen Flaucher, wird bald erweisen, woran man ist.

Es war ein ansehnlicher Zug, bestehend freilich zumeist aus sehr jungen Leuten. Kutzner und Vesemann schritten voran, beide in Zivil, flankiert von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Man marschierte in Zwölferreihen. Cajetan Lechner war in der vierzehnten Reihe. Er nahm sich wunderlich aus mit seinem weißlichen Schnauzbart, dem mächtigen Kropf, den angegrauten Koteletts unter diesen strammen jungen Leuten: aber er stellte seinen Mann. Man hatte Kaffee im Leib, auch Bier und Würste, man marschierte, an der Spitze Vesemann und der Führer, und indem man marschierte, siegte man. Heute eroberte man München, morgen Bayern, in einer Woche das Reich, in einem Monat die Welt.

An der Ludwigsbrücke stand Polizei. Es waren schäbige zwölf Mann. Auf den Pfiff eines Offiziers warfen sich die ersten zwei Reihen der Wahrhaft Deutschen auf die Polizisten, spuckten sie an, entwaffneten sie, überwältigten sie, führten sie ab. Der alte Lechner schaute angeregt; so also war das, wenn man siegte. Geschwellt marschierte er weiter, der innern Stadt zu. Zweibrückenstraße, Theatinerstraße, Marienplatz. An den Mauern die Anschläge der neuen nationalen Regierung sind heruntergerissen. Neben ihren Resten kleben andre Plakate, Proklamationen, Flauchers: in seiner Hand ruhe die gesamte vollziehende Macht des bayrischen Staates; wer sich Kutzner und Vesemann anschließe, werde als Hochverräter behandelt. Herunter mit den Sauplakaten. Wahrscheinlich ist es nur ein jüdischer Dreh. Weiter. Perusastraße, zur Residenz, zur Feldherrnhalle.

Was? In der Residenz liegt Landespolizei? Will absperren? Das wäre ja noch schöner. Die kämen uns recht, die Bazi, die elendigen. Man staut sich, schreit, fuchtelt. Der Altmöbelhändler Lechner kann nicht recht erkennen, was eigentlich los ist. Soviel sieht er: um die Feldherrnhalle herum kommt Reichswehr. Gehört sie zu uns oder zu den andern?

Ein Knattern. Die schießen ja. Wer schießt? Einige fallen um. Jesus Maria und Josef, hat es die gerissen? Einer, wie er umfällt, drückt den Bauch hoch wie bei einer gymnastischen Übung. Auch die andern, denen offenbar nichts geschehen ist, schmeißen sich hin. Er selber, der alte Lechner, schmeißt sich hin, einfach in den Dreck, trotzdem er seinen schönen Rock anhat.

Ein Fuchs, auf der Flucht, in höchster Todesgefahr, das hat man mehrmals beobachtet, beißt unterwegs schnell noch

eine Gans tot und schleppt sie mit. Der alte Lechner, wie er in der Residenzstraße an der Feldherrnhalle im Dreck liegt und mit nie erlebter Anspannung alle seine Gedanken darauf richtet, aus der Gefahr herauszukommen, ringsum äugend, was geschieht und wie sich die andern anstellen, findet Zeit, einige allgemeine und einige besondere Beobachtungen zu machen. So ist das also, mein Lieber, mit Krieg und Schlacht und Vorstürmen, mit Vaterland und Revolution. Verflucht ungemütlich, Herr Nachbar. Eine Sauerei, Herr Nachbar. Er sieht das graue Auto des Führers, wie es umdreht, wie es mit Vollgas, rücksichtslos, durch die dichten Menschen davonfährt. Wie gern säße er darin. Es kommen noch ein paar Schüsse. Er möchte hinter so eine gute, steinerne Mauer, durch die die Kugeln nicht durchkönnen. Jetzt ist schon wieder einer auf seinem Rücken. Hundskrüppel, saugrober. Das ist doch keine Art nicht. Eine Kugel kommt geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir? Gescherter Rammel. Er schnauft, es wird ihm weh und weich am ganzen Leib.

Er will da fort. Er wird jetzt einfach fortlaufen. Es scheint stiller, es hat ganz kurz gedauert. Rings um ihn die meisten stehen auf, äugend, laufen, verdrücken sich. Es ist schon ganz leer um ihn. Der Boden ist bedeckt mit Waffen. Herrgottsakra, hier treten sie ihn noch zu Tod. Er richtet sich hoch, auch er. Schon schiebt es ihn mit, reißt es ihn mit in eine Seitenstraße.

Hier, Gottseidank, ist es still, hier fliegt nichts herein, hier ist es gut. Jetzt merkt er erst, wie schwach er ist, weich und weh und überall wie aus Watte.

Die Schießerei hatte keine zwei Minuten gedauert. Vor den ersten Kugeln der Reichswehr war der ganze Zug zerstoben. Nicht allen aber war das gut hinausgegangen wie dem Cajetan Lechner, nicht alle waren zerstoben; viele Verwundete lagen, achtzehn Tote auf dem Odeonsplatz.

Einer der Führer auch lag unter den Erschossenen. Der Windige hatte mehr Kugeln pfeifen gehört als die meisten im Zug; sie machten ihn nicht nervös, er wußte, wie man sich am besten davor schützt. Drei Jahre lang war er an Punkten der Erde gewesen, wo es Kugeln gab wie Regentropfen; jetzt, hier, auf dem gemächlichen Odeonsplatz, hatte es ihn ereilt. Da lag er, zu Füßen der fragwürdigen Feldherrn, blutlos die eben noch sehr roten Lippen, keine Augenweide mehr.

Der Altmöbelhändler Cajetan Lechner stand in seiner Seitenstraße. Er zitterte, er war sakrisch erschöpft: aber er lebte. Vor ihm, neben ihm drückten Menschen in ihn hinein, preßten. Er stand gepreßt an eine mächtige Haustür, eine breitflügelige. Da wird nichts zu machen sein, die ist bestimmt abgesperrt. Trotzdem, mühselig, griff er nach der Klinke, suchte, drückte gegen die Klinke. Siehe, ein Teil der Tür öffnete sich. Er war in einem weiten, hellen Hausgang. Gleich wieder schloß er die Tür, mechanisch. Es war besser, wenn da nicht zuviele mit hereinschwappten.

Es war eine gute Tür, die wohl keine Kugel durchließ. Wenn nur nicht das Gewehr so merkwürdig an ihm herum-

baumelte. Er möchte das Gewehr los sein, ums Leben gern. Dann wäre er die ganze Sache los und hätte mit den Kugeln nichts zu schaffen. Er tappte die niedrigen Steinstufen hinauf, zum ersten Stock. Dort war ein Schild: Doktor Heinrich Baum, Doktor Siegfried Ginsburger, Rechtsanwälte. Er läutete. Er hoffte nicht, daß man öffnen werde. Aber schau an, die Tür klinkte auf. Ein Fräulein fragte ihn, was er suche. Er antwortete mechanisch, er wolle zum Herrn Rechtsanwalt. Man ließ ihn ein. Ein jüngerer, hagerer Mensch mit nicht unguten, bebrillten Augen fragte ihn, was er wünsche. Cajetan Lechner sagte: Ja mein, ja mein. Er nahm das baumelnde Gewehr von der Schulter, lehnte es an ein Aktengestell: Es wollte nicht stehen. Er hielt es auf der einen Seite, auf der andern, behutsam; er dachte, wenn es falle und scheppere, dann sei es ganz aus. Schließlich, leise, sehr vorsichtig, legte er es quer über den Schreibtisch. Dann sagte er: „Herr Doktor, ich hätte eine Bitte. Dürfte ich austreten?" Der Anwalt zeigte ihm selber den Weg.

Cajetan Lechner, die Tür hinter sich verriegelnd, atmete auf. Das war ein hartes Rennen gewesen, aber er hatte es gemacht, und jetzt war er in Sicherheit. Er hockte da, atmete. Dann, ruhiger geworden, säuberte er sich umständlich. Das war eine schwere Arbeit, und sie gelang nicht restlos; denn er hatte sich übel bekleckert.

Er blieb lange in der guten Sicherheit hinter der versperrten Tür. Umständlich, mit noch zitternden Gliedern, zog er sich wieder an. Dann nahm er die Binde mit dem indischen Fruchtbarkeitsemblem vom Ärmel, warf sie in die Schüssel, zog die Spülvorrichtung. Die Binde wollte nicht hinunter. Er nahm eine Art Besen und stopfte sie vollends hinein. Dann, befriedigt, setzte er sich eine Minute. Endlich, leise aufseufzend, verließ er den Raum.

Er wollte sich drücken; aber das Schreibfräulein führte ihn von neuem zu dem Anwalt. „Was wünschen Sie?" fragte freundlich der bebrillte Herr. „Eigentlich nichts weiter," sagte Cajetan Lechner. „Nichts für ungut, Herr Doktor," sagte er zutunlich, „was bin ich schuldig?" „Nichts," sagte der Anwalt. „Nur: was soll ich mit dem Gewehr?" fragte er. Cajetan Lechner zuckte die Schultern. „Wollen Sie es nicht mitnehmen?" fragte der Anwalt. „Nein, nein," sagte mit entsetzter Abwehr Cajetan Lechner.

Der Anwalt trat ans Fenster. Von der Straße kam nur noch wenig Lärm. Cajetan Lechner hockte da, schweigend. Es war ein großer, kahler Raum; doch er gefiel ihm besser als irgend ein andrer Raum, den er kannte, und er wollte möglichst lang bleiben. „Jetzt, scheint es, schießen sie nicht mehr," sagte am Fenster der Anwalt und wandte sich langsam um. Der alte Lechner stand schwerfällig auf. „Also dann geh ich halt," sagte er. „Dann sage ich halt Vergelts Gott." Er schob sich hinaus. Vor der Tür stand er lange und schaute das weiße Schild an mit den schwarzen Buchstaben: Doktor Heinrich Baum, Doktor Siegfried Ginsburger. Das sind Juden, stellte er fest.

Gesinnung contra Musik von Béla Balázs

Es war ohne Zweifel peinlich, Eisenstein als wehmütigen Aestheten eines Biedermeiersalons auftreten zu sehen. Aber es war auch eine gediegene Taktlosigkeit, die „Sentimentale Romanze" (deutsch wurde der Film fälschlich „Sehnsucht" betitelt) mit Potemkin zusammen laufen zu lassen und so den Mann mit seiner eignen Keule zu erschlagen. Gewiß: Vergangenheit verpflichtet, und es ist nur gerecht, einen Künstler mit seinem eignen Maßstab zu messen, und wer den Andern einen hohen Berg baut, der fällt selbst herunter und zweimal zwei sind vier. Aber es soll schon vorgekommen sein, daß einmal ein ganz fester Revolutionär ein Liebeslied vor sich hingesummt hat, ohne damit seine Fahne verraten zu haben. Und ein hundertprozentiger Bolschewik soll einmal stehen geblieben sein, um die wallenden Nebel über dem Schilf zu betrachten. Freilich nicht während eines Straßenkampfes. Auf das Wann und Wo kommt es an. Der Zusammenhang gibt jeder Äußerung ihre Bedeutung. Die Montage! Wenn die „Sentimentale Romanze" nicht mit „Potemkin" sondern in einer Matinee avantgardistischer Filmetüden angelaufen wäre, dann hätte dieses kleine Meisterwerk der Photographie gewiß großen Beifall gefunden. Trotz alledem.

Aber es gibt Unentwegte im bürgerlichen Lager, die von den Russen nichts andres hören wollen als die Internationale. (Um nachher sagen zu können, es sei doch die ewiggleiche Tendenzschablone.) Sie fordern auch, daß die rote Fahne immer an sichtbarer Stelle ausgesteckt sei. (Damit die Zensur es auch gleich merke.)

Ja, ein wirklicher Bolschewik soll einmal stehen geblieben sein, um den Herbstnebel über dem Schilf zu betrachten. Einem modern-sachlichen Berliner könnte so etwas nie passieren. Denn in Berlin ist man für Gesinnung — in der Kunst. Dort scheint sie am wenigsten unbequem zu sein. Im alltäglichen Leben ist man weniger streng. Denn im Theater und im Kino toben sich die politischen Leidenschaften ganz aus. Irgendwo muß doch abreagiert werden. Man verlangt so viel Gesinnung, daß man gar keine Kunst verlangt. Jede artistische Sensibilität wird hierzulande abgetötet im Namen einer Gesinnung, aus der man niemals Konsequenzen zu ziehen gedenkt. Berlin applaudiert dem Dreyfusfilm, der gar kein Film ist sondern eine unbeholfene Bilderchronik, in der die wirklichen historischen Kräfte jenes Kampfes gar nicht aufgezeigt werden, und man läßt die „Sentimentale Romanze" fallen, diese zu Bildern geronnene Musik, diese fließenden Landschaften des tiefsten Unterbewußtseins, die zum erstenmal ans Licht gehoben wurden, dieses erste Experiment, aus dem die besten Regisseure, noch nach zehn Jahren, Finessen der Einstellung und der Montage lernen werden. Genau so, wie sie aus Potemkin Rhythmus der Bilderführung und pathetische Wucht der Bildgebärde gelernt haben, und auch heute noch lernen können: Ausdrucksmittel der Emotion.

Das ist es nämlich, daß auch der Potemkin-Film nicht nur aus Gesinnung besteht. Nie hätte diese bren-

tende revolutionäre Gesinnung so wirken können, wenn sie nicht auf den Wogen solcher Rhythmik, nicht im Strom dieser optischen Musik auf uns gestürzt wäre. Nennen wir es der Einfachheit halber Musik, denn es ist irrationeller Ausdruck einer Gefühlsspannung, es ist das Suggestivmittel der Emotion. Und diese Musik ist sogar politisch von entscheidender Wichtigkeit. Denn sie ist es, die jene Erregungsekstase entfacht, die dazu notwendig ist, um aus der Meinung einen Faustschlag, aus der Theorie eine Barrikade zu machen.

Mit der Musik ist es aber so eine Sache. Sie enthält nur die Glut der Erregung, jedoch nicht ihre Ursache. Musik hat Temperament, Empfindung — aber keine Gesinnung. Die Melodie der Marseillaise war ursprünglich ein deutsches Kirchenlied, und die Kampflieder der deutschen Kommunisten sind zum großen Teil neu textierte Soldatenlieder. Musik ist nur Dynamit. Was damit gesprengt wird — das entscheidet der Text.

Es ist denkbar, daß ein Trompeter seine Kunst mit fremden Melodien vom Feind lernt, um dann den Seinen zum Sturm zu blasen. Aber irgendwo muß das Handwerk doch gelernt werden. Denn diese „Musik" ist trotz ihrer gefährlichen Neutralität die Grundbedingung jeder Kunst, und auch die wirksamste Suggestionstechnik für die Gesinnung. Kann es uns gleichgültig sein, wenn ein großer Meister neue Ausdrucksmöglichkeiten dieser Musik entdeckt, und diese Suggestionstechnik differenziert und weiter entwickelt? Kann das uns gleichgültig sein? Selbst wenn dieser Pionier, in seiner ausschließlichen Konzentration auf das artistische Experiment, sich um den Gesinnungsgehalt nicht gekümmert hat? Und selbst wenn diese Musik aus einem feindlichen Lager käme, müßten wir nicht hinhorchen, um die Geheimnisse seiner neuen Wirkungen zu studieren? Oh, es ist zum Lachen, wenn dieselben Leute, die in den „Neuen Herren" die unsagbar schmierige Gesinnung gar nicht gemerkt haben, weil der Film graziös und geistvoll gemacht war, wenn dieselben Leute von Landschaftsbildern, in denen die Seele von Claude Lorrain und Monet eingefangen ist, eine Gesinnung fordern, die ihnen nur unangenehm sein könnte.

Gewiß, gewiß, es ist unsympathisch, daß Eisenstein und Alexandrow diese Schönheitsvisionen eines tiefen Natursymbolismus mit einem hochkapitalistischen Interieur verbinden mußten. Aber sie hätten sonst diesen Film überhaupt nicht drehen können, wie man sagt. Und sie wurden ins Ausland geschickt um zu lernen.

Wollen wir nicht unsern Abscheu vor solchem Renegatentum, vor solcher aesthetischen Bürgerlichkeit einen Moment überwinden und wenigstens anschauen, was in diesem Film an Photographie und an Montage geleistet wurde?

Vor sieben Jahren schrieb ich („Der sichtbare Mensch", Seite 144), daß ich es falsch finde, fertige Musikstücke als Begleitung von Filmen zu verwenden. „Viel mehr erwarte ich von einem umgekehrten Verfahren. Ich denke an die Ver-

filmung von Musikstücken, an Verfilmung optischer Assoziationen, die Musik weckt. Man könnte den Strom ganz irrationeller Visionen auf einem Bildstreifen vorbeiziehen lassen. Vielleicht wird das noch eine eigne, neue Kunstgattung werden . . ."

Ich weiß nicht, ob Eisenstein diese Bemerkung gelesen hat. Das ist auch ganz gleichgültig. Jedenfalls hat er die neue Kunstgattung geschaffen. Eine besondere und ureigne Gattung des Tonfilms: unterbewußte Bildassoziationen zur Musik. Die Filmlyrik der sichtbar gewordenen Melodie. Heute war es eine „sentimentale Romanze", aber morgen kann es ein revolutionäres Lied sein Und das kann es darum, weil die Möglichkeit durch diesen genialen Versuch bewiesen ist, weil die neue Kunstgattung überhaupt geschaffen ist. Ist es möglich, daß man in einer Filmstadt wie Berlin an so einem Ereignis mit unwilligem Achselzucken vorbeigeht?

Um über die Photographie und Montage dieses Films ausführlich schreiben zu können, wollte ich ihn mir eine Woche nach der Premiere noch einmal ansehen. Er war in keinem Kino mehr zu finden. Aber keine Bange! Diesen Film werden wir in ein, zwei Jahren (so wie das mit „Gier nach Geld" geschah) wieder sehen.

Hotelzimmer (mit Bad) von Alice Ekert-Rothholz

Ich befinde mich in allen Hotels der Welt.
Das Zimmer mit Bad und daher Sauberkeit.
Selbst feinen Leuten tut oft das Geld für die Sauberkeit leid.
Das äußern sie aber nur, wenn sie mit mir allein sind.
Wenn die anderen feinen Leute wegrollen.
In ihr Zimmer mit Bad.
Ich biete Komfort von allen Seiten.
Please, rechts an der Tür das elektrische Licht!
Drücken Sie einmal auf den Hausdiener!
Zweimal auf die femme de chambre!
Völker, vergeßt das Trinkgeld nicht!

In Paris bin ich gern mit Doppelbett.
Dies liegt den deutschen Gästen fern.
Außerdem finden sie es nicht fein.
Sie wollen jeder ein Grab für sich allein.
Dazwischen den Nachttisch.
— — So!
Die weißliche Ampel strahlt Kälte aus.
Der polierte Schrank sticht ins Gesicht.
Sämtliche Spiegel blitzen sich krank.
Der Gast ist schließlich oder Gott sei Dank nicht zu Haus.
Ich sorge mit allem Komfort dafür,
daß er es keine Sekunde vergißt.
Meine Tapeten sind unbestimmt aber vornehm gemustert.
Sie saugen unter anderem auf:
Parfüms, Seufzer, Telephongespräche, Körperdünste.
Das Hotelvolk schleppt alles mit sich mit.

Sie packen immer neue Schmerzen aus den großen Schrankkoffern aus.
Keiner reist ohne seine Erinnerungen.
Er nimmt sie meistens noch mit ins Bett.
(Das ist für den Partner dann nicht so nett.)
Ich müßte mal gründlich aus — atmen!
Bitte, es wird täglich gelüftet!
Ich sammle die fremden Intimitäten.
Täglich neue Eingänge!
Ich weiß, wie die Herrschaften wirklich sind.
Nicht, wie sie sein wollen.
Unten beim Dinner.
— „Der vornehme Herr!" (Reisepackung)
Hier oben sind sie fast alle
entzaubert, schamlos, rücksichtslos.
Das feine Benehmen ist für die Halle.
Neulich wischte ein Gentleman seine Schreibfeder an meiner Gardine ab.
Gott, es ist ja nicht seine Gardine!
Den möchte ich zu Hause sehn!
Da schwebt Das mit Filzsohlen übers Parkett.
Gestern warf Madame ihre staubigen Schuh
auf das seidene Bett.
Sowas ist nett!
Das elektrische Licht lassen sie brennen.
Wird schon irgendjemand ausdrehen!
Das heiße Wasser lassen sie rennen.
— Well, man ist im Hotel!
Hier oben läßt man sich — endlich! — gehen.
Der Mister rülpst. — Nachher gähnt er mit allem Komfort.
(Die Hand hält er nur im Speisesaal vor.)
Die Signora schimpft Straßenjargon ohne sich zu schämen. . .
Man braucht sich nicht vor sich selbst zu benehmen.
Alle reden Dasselbe.
650 Mal sagte jemand zu seiner Reisegeliebten:
„Kind, Du mußt jetzt vernünftig sein!
. . . einsehen!"
Genau 650 Mal wollte sie es nicht einsehen.

Ich möchte mit dem letzten Hotelgast davongehen.
Ein bürgerliches Wohnzimmer sein.
Mit festen Bewohnern in fester Provinzstadt.
Der Personalwechsel ödet mich an:
Der Mann mit dem Dauerhusten.
Die einsame Dame, die sich abends stundenlang spiegelt.
(Nachher klingelt die Person nach Pyramidon . . .)
Jener Hoteldieb — wie dagewesen!
Im Bad löst er das Silbenrätsel aus der Illustrierten.
Dann übt er im „Wallace".
Nachher stiehlt er.
Oder das Paar, das sich hinterher zankt.
. . „schschscht! Lauscht da jemand im Korridor?"
— Seid bedankt!

Ich seh den Gast mit und ohne Komfort.
Was er so aufstellt,
damit ihn Herr X. für sein Gegenteil hält . . .
Ich sehe den feinsten Dreck der Welt.

Unnütze Wahlen von Morus

Volksbefragung

Es ist das Unglück des deutschen Volkes, daß es jedesmal, wenn es sagen soll, was es politisch will, mit einer Phrase antwortet. Marx hat einmal gesagt: Die Engländer machen aus einer Idee einen Hut, die Deutschen machen aus einem Hut eine Idee. Ja, wenn es noch Ideen wären, die hierzulande fabriziert werden. Aber zumeist sind es ja nur waschlederne Redensarten, hinter denen die einen etwas verbergen und die andern nichts entdecken.

Dabei sind die Deutschen, wenn sie Politik treiben, mehr als irgendein andres Volk auf ihren privaten, persönlichen Vorteil bedacht. Politik ist ihnen ein genau in Geld ausdrückbarer Wert. Politik ist das, was sie vom Staat oder mit Hilfe des Staates bekommen und was ihnen der Staat direkt oder indirekt abknöpft. Politik ist ein Teil des Einkommens. Aber jedesmal, wenn es zu den Wahlen geht, wird dieser klare Rechenwert überkleistert von einem Phrasenschwall, der zu den aktuellen Dingen überhaupt keine Beziehungen hat. Die fortschreitende, unaufhaltsame Entwicklung zur Ständegruppierung scheint zwar dieser Wahlmache entgegengesetzt zu sein, aber im Effekt gehen auch die Ständeparteien an den Fragen, auf die es grade ankommt, vorbei. Denn da sie nichts andres sind und sein wollen, als politisch aufgezäumte Berufsvereine, beschäftigen sie sich als echte Vereinsmeier nur mit dem Paragraphen der Gewerbesteuernovelle, der sie unmittelbar berührt. Und wenn dieser Paragraph grade nicht auf der Tagesordnung steht, ergehen sie sich in denselben Allerweltsredensarten wie die Kleisterparteien.

Der Fehler liegt daran, daß die Deutschen noch nicht gelernt haben, nach klaren Wahlparolen zu wählen. In Amerika, wo die Parteien einander so ähnlich sehen, daß man die Unterschiede mit dem Mikroskop suchen muß, destilliert man für den Wahlkampf irgendeinen Gegensatz heraus, um sagen zu können: „Ich wähle Hoover" — „Ich wähle Smith". In England wird das Parlament aufgelöst, wenn es um ernste politische Streitfragen geht, und wenn die Wahlparole noch nicht klar genug ist, erfindet man irgend einen Sinowjew-Brief. In Frankreich hat die Wählerschaft 1924 Poincaré-la Guerre abgesägt und 1928 Poincaré-la Paix bestätigt. Auch das war klar und eindeutig. In Deutschland, wo die Parteien hernach auf einander herumhacken, als wohnten sie nicht zu Hause in derselben Straße, hält man es für den Gipfelpunkt der Wahltaktik, wenn man das Kostüm und die Maske der Nachbarpartei anlegt. Der Erfolg dieser grandiosen Methode ist, daß nach der Wahl alles genau so unklar ist wie vorher und die ganze Karambolage von vorn beginnt.

Diesmal wäre es besonders einfach gewesen, die Wähler vor ein paar klare Fragen zu stellen: für, oder richtiger, gegen welche Steuern sie sind, ob sie die Zollschraube anziehen oder lockern und wie weit sie in der Arbeitslosenunterstützung gehen wollen. Schließlich hatte man ja im vorigen Reichstag lange genug über diese Dinge debattiert, so daß auch die

minderbegabten Parteiführer wohl schon einige Richtsätze hätten zusammenzimmern können. Aber statt dessen wurde alles vertuscht und bemäntelt, und nachdem wir 25 bis 30 Millionen Mark für die Wahl herausgeworfen haben, sind wir wieder so klug wie zuvor. Ich jedenfalls weiß nicht, ob nun die Mehrheit der Wähler für oder gegen die Alkoholsteuern, für oder gegen eine wesentliche Umgestaltung der Arbeitslosenversicherung, für oder gegen die Getreidesubventionen ist.

Und wenn mit dieser Farce noch zum Ausdruck gebracht würde, daß die Bevölkerung es den Abgeordneten überläßt, die Fragen so oder so zu entscheiden. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Denn an dem Tage, an dem der neue Reichstag zusammentritt, werden die Syndici und Geschäftsführer wieder Spalier stehen und die Abgeordneten abfangen, bevor sie in den Plenarsaal gehen; und die Herren Staatsvölkler werden sich dabei in nichts von ihren weniger staatserhaltenen Kollegen unterscheiden. Die Interessenten werden wieder vor der Tür hocken und jedem ein Bein stellen, der achtlos an ihnen vorübergeht. Und abends in den Verbänden und vormittags in den Aufsichtsratssitzungen wird es auch wieder das gleiche Spiel sein.

Nur rede man sich nicht ein, daß es damit schon getan wäre, daß man die Wahlkreise etwas verkleinert und anstatt eines Dutzends nur noch drei Abgeordnete in jedem Bezirk wählen läßt. Die Idee des Repräsentativ-Wahlrechts, daß man den Mann seines Vertrauens wählt und sich dann für die Dauer der Wahlzeit nicht mehr um Politik kümmert, ist eine Illusion, die noch aus der Zeit des Analphabetentums stammt. Der heutige Wähler hat nur zu sich Vertrauen und allenfalls zu seinem Verbandssyndikus. Er denkt nicht daran, den Abgeordneten Müller oder Schulze vier Jahre lang die Vertretung seiner Politik, das heißt seiner Interessen, zu überlassen. Er will auf außerparlamentarischem Wege mit dreinreden, immerfort. Aber wenn man ihm, infolge unklarer Fragestellung, nicht einmal die Möglichkeit gibt, zu außerordentlichen Wahlzeiten klar ja oder nein zu sagen, dann nimmt man der parlamentarischen Demokratie ihren Sinn und ihre letzte Existenzberechtigung. Wahlen ohne Wahlparolen sind der sicherste Weg zur Diktatur.

Preisenquete

Zu den Kampfmitteln des Kabinetts Brüning in dieser papiernen Wahlschlacht gehörte in erster Linie die Preisabbau-Aktion. Was vermögen alle Lockungen der moskauer Hölle und des Dritten Reiches gegenüber einem Preisnachlaß für Markenmarmelade, sagte sich Herr Brüning; denn er ist von Natur ein Gottesmann aber von Beruf ein nüchterner Volkswirt. Man kann ruhig unterstellen, daß grade er und die andern wehrfreudigen Männer der Regierung auch außerhalb der Wahlzeit für eine Herabsetzung der Preise und für eine leichte Züchtigung der Kartelle sind. Aber wie spielt sich diese allerhöchst befürwortete Preisabbau-Aktion in der Praxis ab?

Nachdem unter Anwendung des Artikels 48 die heftigsten gesetzgeberischen Vorbereitungen getroffen sind, werden nicht

etwa die vom Reich beaufsichtigten Kartellpreise für Kohle und dergleichen herabgesetzt und zehn preistreibende Kartelle aufgelöst, um die Sache in Gang zu bringen, sondern es wird eine Enquete eingeleitet. Der Reichswirtschaftsrat also setzt zwei Unterausschüsse ein, einen für den Preisabbau im allgemeinen und einen für den Preisabbau von Markenartikeln. Schon bei der Auswahl der Vorsitzenden ist größte Objektivität selbstverständlich. Die Untersuchung über die Preise der Tapetenindustrie, beispielsweise, leitet Herr Hans Kraemer, Vorsitzender der Gesamtorganisation der deutschen papierverarbeitenden Industrien und der Fachgruppe Papier im Reichsverband der deutschen Industrie. Noch objektiver geht die Auslese der sogenannten Sachverständigen vor sich. Der Reichswirtschaftsrat ladet die Sachverständigen nicht direkt; er ist aus Etatgründen auch nicht in der Lage, ihnen die Reisekosten nach Berlin zu ersetzen. Die Ladung erfolgt vielmehr durch gütige Vermittlung der Interessentenverbände, deren Preispolitik eben nachgeprüft werden soll. Dadurch erfahren diese Verbände bereits vorher, wer als Sachverständiger gehört wird, und haben die Möglichkeit, sich freundschaftlich mit diesen Herren in Verbindung zu setzen. Schon an den Namen erkennen sie, wie der Hase laufen wird, und richten danach ihre Taktik ein.

Die Vernehmungen beginnen. Die Syndici sind zur Stelle und erteilen den Verbandsmitgliedern, die befragt werden sollen, letzte Instruktionen, oder auch nur vorletzte; denn selbst während der Vernehmung betreuen sie ihre Schäflein wie gute Hirten. Der Vorsitzende ist ein jovialer Herr. Er schlägt, wie es die ganz raffinierten Staatsanwälte machen, einen besonders liebenswürdigen Ton an und belebt die Debatte durch witzige Bemerkungen über Weltall und Menschheit. Eine freundliche Club-Atmosphäre beherrscht den Saal. Die Industriellen und Kaufleute, die hier aussagen sollen, fühlen sich wie zu Hause. Die häßlichen Gegensätze, die vorher noch zwischen den Kartellmitgliedern und den Außenseitern, zwischen Industrie und Handel bestanden, sind wie ausgelöscht. Sollten aber die paar unabhängigen Mitglieder des Ausschusses womöglich eine unbequeme Frage stellen, dann greift sofort einer der Industrieexperten ein und stellt eine „Zusatzfrage", auf die prompt die gewünschte Antwort erfolgt.

So ist allerseits für gutes Einvernehmen gesorgt, und man ist einig in dem Bestreben, sich die mühsam hochgetriebenen Preise nicht nehmen zu lassen. Die Preise für nicht kartellierte Waren mögen nur fallen, deshalb lassen sich die Kartelle noch lange nicht aus der Ruhe bringen; und von Ihnen, Herr Brüning, schon gar nicht. Wenn die Regierung etwas gegen Kartelle unternehmen will, soll sie erst einmal gegen die Lohnkartelle vorgehen, gegen diese verdammten Gewerkschaften, und die Tariflöhne beseitigen. Dann werden im Jahre 1940 die Waren schon von selber billiger werden. Bis dahin werden wir zunächst mal die Enquete fortsetzen und den Beweis liefern, daß eine gründliche Untersuchung nahrhafter ist als ein überstürzter Preisabbau. Oder finden Sie nicht, Herr Brüning?

Bemerkungen

Die Deutschtümelei der Post

Wenn eine deutsche Behörde eine jener Sachen in die Finger bekommt, die durch die europäische und amerikanische Welt mit einem international anerkannten Wort bezeichnet werden, dann verdeutscht sie. „Auto" heißt auf beamtisch: Kraftwagen; „Telephon": Fernsprecher und „Film", weils so schön einfach ist: „Bildstreifen". Das fürchterliche Wort ist zu allem andern auch noch falsch gebildet: ein „Bildstreifen" ist der Streifen eines Bildes. Der Film aber ist ein Zelluloidstreifen mit vielen kleinen Bildern, also ein Bilderstreifen. Manche schreiben sogar „Filmstreifen", was etwa so schön ist wie „Bouillonsuppe" oder „Bauchnabel". Doch wozu deutsch, wenns auch teutsch geht! Man sollte diesen Wichtigtuern, die bei jeder Amtshandlung einen neuen Fachausdruck und für ihre Muff-Welt eine eigne Sprache erfunden haben, nicht den Gefallen tun, botokudisch zu reden.

Sie reden aber nicht nur so.

Da steht die Reichspost in reger Verbindung mit dem Ausland. Sie führt zum Beispiel die Anweisungen eines Postscheckkunden aus und sendet Geld nach Barcelona. Das macht sie nun so, daß sie die Vordrucke der Postanweisungen einsprachig herausgehen läßt, was diskutabel erscheint, jedoch in deutschen Lettern, was recht kindlich ist. Die Frage: Antiqua oder Fraktur ist mit so viel Ressentiment geladen, daß man sie kaum noch sachlich behandeln kann; so viel Versailles ist darin, so viel polnischer Korridor, so viel Nationalkram . . .! (Haben Sie übrigens einmal ein Manuskript gesehen, das auf einer Schreibmaschine mit Frakturschrift hergestellt worden ist? Sie sollten das nicht versäumen. Es macht einen auf drei Stunden lang tagblind.) Die Post aber wie auch die Eisenbahn müssen zeigen, daß wir einen pikfeinen Nationalcharakter besitzen, und so deutschtümeln sie. Vergibt sich die Nation etwas, wenn deutsche Postanweisungen so herausgehen, daß sich der fremde Postbeamte mit einigen deutschen Sprachkenntnissen den Sinn herausklauben kann? Und was hat der verblasene Begriff von der Nation mit der Post zu tun, die ein Verkehrsunternehmen ist und nichts als das? Bei uns aber sind Post, Eisenbahn und Ämter religiöse Einrichtungen.

Selbstverständlich hat die Post die Pflicht, sich nach den Erfordernissen des Verkehrs zu richten. Die Ansichten einiger romantischer Oberposträte und ihr Mangel an Weltkenntnis haben demgegenüber kein Gewicht.

Ignaz Wrobel

Köpfe mit Gott!

In Berlin-Zehlendorf erscheinen als Organ des Evangelischen Diakonie-Vereins die von Pastor Großmann redigierten „Blätter aus dem Evangelischen Diakonie-Verein". Die Julinummer enthält einen Leitartikel „Sünde". In ihm steht wörtlich zu lesen: „Nichts ist an sich Sünde. Es kommt vielmehr immer darauf an, ob ich es mit Gott tue oder ohne Gott. Selbst töten ist an sich noch nicht Sünde. Wenn zum Beispiel der Richter es anordnet, damit Gottes sittliche Ordnung unter den Menschen aufrechterhalten werde, und der Scharfrichter es in solcher Absicht ausführt, so kann selbst töten ein frommes Tun werden. Denn Sünde ist nur, was nicht aus dem Glauben, also aus der Verbindung mit Gott, geht, wie Paulus sagt. Tötet Gott selbst nicht auch? Darum konnten und mußten fromme Soldaten betend in den Krieg ziehen. Und sie würden mit Recht das Gefühl gehabt haben, sich von Gottes Willen zu sondern, also Sünder zu werden, wenn sie den Kriegsdienst verweigert hätten."

Die englischen Quäker haben zu Hunderten, wenn nicht Tausenden im Weltkrieg den Kriegsdienst verweigert. Es wird sie vielleicht überraschen, von Pastor Großmann zu erfahren, daß sie sich dadurch sündig gemacht

haben. Bisher galten sie in der ganzen Welt als die einzigen Menschen, die vollkommen nach dem Wort Gottes leben oder doch zu leben trachten. Aber sie scheinen in puncto töten den Willen des lieben Gottes gründlich verkannt zu haben. Da weiß Herr Pastor Großmann in Zehlendorf besser Bescheid. Er hat offenbar Generalvollmacht von Jehovah erhalten und ist deshalb allein zur authentischen Interpretation der zehn Gebote befugt.

In der Schule haben wir gelernt: Du sollst nicht töten!

Pastor Großmann lehrt: Du sollst töten! Und zwar im Kriege sowohl wie auf der Richtstätte.

Das Scharfrichtergewerbe hat noch nie als ein sonderlich ehrbares gegolten. Die Henker können sich freuen, daß sich jetzt wenigstens Herr Pastor Großmann ihrer annimmt. Réparation d'Honneur! Allerdings nicht alle Henker finden vor Gott und Pastor Großmann Gnade. Nur die, die ihr Gewerbe mit Gott ausüben. Also gefälligst ein Vaterunser, ehe das Beil gehoben wird, und wieder eins, wenn der Kopf rollt. Aber ein von Herzen kommendes, nicht ein nur so mechanisch hingemurmeltes.

Wir brauchen nicht bloß gläubige Pastoren sondern vor allem gläubige Henker. So ist es doch, Herr Pastor Großmann?

Die Frage ist nur die: wie unterscheidet man einen frommen Henker von einem gottlosen? Äußere Kennzeichen gibt es dafür leider nicht.

Ich schlage vor: Kein Scharfrichter wird hinfüro angestellt, der nicht zuvor einer doppelten Prüfung unterworfen worden ist. Er muß beweisen können, daß er zugleich ein guter Köpfer und ein frommer Beter ist.

Wegen des zweiten Prüfungspunktes genügt es vielleicht, daß der Scharfrichterkandidat ein Qualifikations-Attest von dem zuständigen Ortsgeistlichen beibringt. *H. v. Gerlach*

Zwei Kongresse — Zwei Welten

Der Oberbürgermeister der Stadt Königsberg begrüßt die dort versammelten Naturforscher und Ärzte in einer ungeheuerlichen Tonart, deren wir gründlich überdrüssig sind, gegen die aber natürlich keiner der Anwesenden protestiert hat. Doktor Lohmeyer etikettiert zwar Königsberg als die Stadt Kants, aber vom ewigen Frieden will er offenbar gar nichts wissen. Man höre: „... Besuch unsrer Volksgenossen aus dem von uns durch den polnischen Korridor abgetrennten deutschen Vaterlande ... die abgeschnürte Provinz ... Daß eine Trennung Ostpreußens vom Reich, wie sie deutlich sichtbar von den uns angrenzenden Feinden erstrebt wird, eine Unmöglichkeit ist, an die kein Ostmärker jemals denkt (!), ebenso wie wirtschaftlich gesehn ein Deutschland ohne Ostpreußen undenkbar ist." Das ist Treviranusschule, schlechtes Deutsch und außerdem sinnlos, aber weiter: „... diese größte östliche Stadt des Reiches trotz der Auswirkung des Versailler Friedensvertrages, trotz Unterbindung des ostpreußischen Transitverkehrs durch Polen und trotz der Agrarnot ...", ja was? Nun denkt man, werden doch die üblichen Klagen kommen, aber nein: Königsberg ist viel schöner als vor dem Kriege; der Hafen, der Reichsbahnhof, die Universität, Krankenhäuser und Kliniken, alle sind entweder neu oder erweitert und „bezeugen den unerschütter-

lichen Willen der Bevölkerung, sich nicht durch die ihr aufgezwungenen Lasten unterjochen zu lassen." Auch „die Arbeiten der Gäste sind auf das große Ziel der Gesundung des Volkes gerichtet, sie glauben an „eine bessere Zukunft unsres Vaterlandes".

Daß Oberbürgermeister solche Reden halten, anstatt sich um die Wohnungsnot zu kümmern, wissen wir ja nun schon. Daß aber die berliner Redaktion der ‚Medizinischen Welt' diese Worte an die Spitze ihrer Festnummer (36, vom 6. September) setzt, zeigt, wes Geistes Kind sie ist.

Ein interessantes Gegenstück hierzu bietet eine Nummer der ‚Presse Médicale' (Nr. 71 vom 3. September 1930), die zur gleichen Zeit in Paris erscheint. Hier ist der erste internationale Kongreß für Mikrobiologie zusammengetreten, er wird durch Professor Bordet vom brüsseler Institut Pasteur begrüßt. Es handelt sich darum, sagt er, unsre Ausrüstung zu verbessern, die alle Jünger der mikrobiologischen Wissenschaften einigen möge, und die den tragischen Erschütterungen einer funesten Vergangenheit nicht standgehalten hat. Die Redaktion aber setzt an die Spitze des Kongreßberichts den § 1 der Statuten der Société Internationale de Microbiologie, die dem Hygienekomité des Völkerbundes ihre Gründung verdankt. Und wie lautet dieser Paragraph? So: Diese Gesellschaft verfolgt das Ziel, nicht bloß die wissenschaftliche Produktion durch Schaffung engerer Beziehungen ihrer Mitarbeiter zu begünstigen, sondern gibt der einstimmigen Überzeugung ihrer Mitarbeiter Ausdruck, daß die Wissenschaft die Völker zum Ideal eines unerschütterlichen Friedens und beständiger Solidarität zu vereinigen hat.

So! Und nun geht der wissenschaftliche Teil los: in Königsberg über die Prostata, in Paris über den Bakteriophagen. Ach hätte man doch erst den Bakteriophagen des Verhetzungsbazillus gefunden, wir würden ihn den Hetzern einführen und sei es selbst per rectum durch Massage der Prostata!

Man präge sich aber diesen Unterschied in der medizinischen Berichterstattung genau ein! Bei uns gehts nun einmal nicht ohne Krach, drüben ist die pazifistische Gesinnung Vorbedingung für die Mitgliedschaft in einer ärztlichen Gesellschaft. Wenn nun wenigstens den Ärzten klar werden wollte, welche Zeitschrift sie abzubestellen haben!

Kurt Heymann

Die Powenzbande

Oberfränkische Landschaft — diese erfrischende Kühle eines klaren Septembermorgens im sanft gewellten Maintal, dünner Frühnebel über den Weinbergen und abends der schräge Rauch der Unkrautfeuer; Fülle des Herbsts und altgoldener Steinwein in der braunen Gastwirtschaft — das ist Franken, deutsches Toscana. Von hier stammt Ernst Penzoldt, der in seinem neuen Roman „Die Powenzbande" (Propyläenverlag) eines der schönsten deutschen Bücher seit dem Kriege geschrieben hat und den ich unbedenklich für den wertvollsten Dichter der sogenannten „Jungen" halte. Ja, man muß bei ihm das Adjektiv „deutsch" dreifach wiederholen, in den Superlativ setzen, hier bei Penzoldt ist die edelste deutsche Tradition, das ewige Erbe des Oberfranken Jean Paul zu neuer strömender Fruchtbarkeit aufgeblüht: diese seltsam verspielte und doch kindlich-ernste Detailmalerei, diese Reflektiertheit ohne blasierte Ermüdung, diese lichtenbergischen Ausschweifungen des Intellekts, dieser Duft über sonnendurchglühtem Himbeergebüsch in der Waldlichtung.

Penzoldt nennt sein Buch „Zoologie einer Familie, gemeinverständlich dargestellt". Und er gibt sich, wenn er den wüsten Spuren nachfolgt, die das Leben und Treiben der Familie Powenz — „der Name ist vermutlich germanischen Ursprungs, vielleicht gleichbedeutend mit Popanz

(vermummte Schreckgestalt) d. Verf." — in der kleinen Phantasiestadt Mössel a. d. Maar zurückgelassen haben, als nüchterner Chronist, der in wissenschaftlichem Verantwortungsbewußtsein selbst Zweifel an mancher Überlieferung zu äußern nicht ansteht. Da ist Baltus Powenz, pater familias, der rotblonde Heide, dessen Körper bunt wie ein Bilderbuch tätowiert ist, auf dem Rücken beispielsweise die ganze kaiserliche Familie mit der Unterschrift „lerne leiden ohne zu klagen", der unbekannt woher als junger Mann nach Mössel einwanderte und, nachdem er als Fahrradlehrer, Automobilkonstrukteur, Pyrotechniker, Häuserbauer, Harfenspieler, Fabrikant von Kriegsandenken etc. jahrelang den Schrecken der Stadt gebildet hatte, im Alter von siebenundsiebzig Jahren von einem Meteor erschlagen und rückstandlos verbrannt wurde, gleichsam reinlich in Natur zurückverwandelt. Seine Söhne aber, der liebesstarke Kaspar, der faule Fabian („das bedeutet der sich mit Bohnenbau Beschäftigende"), der Maler Zephirin, Heinrich, Violand, Jadup, Jubal und die wilde Tochter Lilith, jedes Kind ein Stück des Vaters, Zweige eines wurzelfesten Baums, üppig und unbeschränkt wuchernd, — sie zeigen das Himmelsgrab des Vaters als Sehenswürdigkeit gegen geringes Entgelt, so den Vater auch noch nach dem Tode, ganz seinen Intentionen gemäß, in den Schaubudenbetrieb einspannend, den das ganze Leben dieser seltsamen Familie bildete. Die Powenze sind sehr viel mehr als eine Familie, sie sind ein Prinzip. Sie sind, stark, gesund und lügenhaft mit schwarzen Blaubeermündern, hungrig und allen irdischen Freuden durchaus zugetan, ein Stück ureigentlichen strotzenden Lebens im Zeitalter des Blechs und Gummis, „furchtlos, fröhlich und fruchtbar", ein Schrecken der kleinen Stadt mit ihrem Baurat Knipfel, ihrem Magistratsrat Gockeley und der überlebensgroßen Witwe Quiebus. Sie nutzen unbedenklich jede Konjunktur, gleichsam das ganze Leben über ein sehr dramatisches Theater agierend und alle Dummheiten des Tages auf eine übermenschliche, gradezu künstlerische Ebene hebend. Wer hätte so viele Einfälle in der Herstellung von Andenken an den großen Krieg — damit man ihn nicht vergißt —, gehabt wie die Powenze? Oder es ist nur an den mit sehr viel Sorgfalt ausgestatteten Empfangsraum Liliths zu erinnern, mit seiner Plüschpracht, seinen Fächern am Spiegel und der strohumflochtenen Chiantiflasche an der Wand, die angehefteten Lebemännerbilder nicht zu vergessen. Wer hat eine Sekte des gottgefälligen Schlafs mit Fernschlaf gegen angemessenes Honorar gegründet? Ein Powenz. Wer konnte, wenn die Zeit danach war, den Bürgern zur Freude als jüngster Kriegsfreiwilliger mit leise durchblutetem Stirnverband, mit den knappen Bewegungen des Frontsoldaten durch die Stadt wandern und sein Schicksal beklagen, nicht „draußen" sein zu dürfen? Ein Powenz. Wer konnte alte Notgeldscheine unter Vorspiegelung der kommenden Aufwertung zum vierfachen Wert verkaufen? Powenze. Denn das Leben, so sagt Baltus Powenz, ist herrlich, fürwahr! Die Existenz aber ist grauenhaft, unwürdig, trostlos. Und die Menschheit hat unsinnigerweise an die Stelle des Lebens die Existenz gesetzt, ein Irrtum, den die Powenze mit aller Macht bekämpfen und mit einigem Erfolg — wenigstens für sie selbst.

Dem Verfasser, der mit deutscher Gründlichkeit und wissenschaftlichem Ernst die „Zoologie" dieser Familie aufgezeichnet hat und seinen imaginären Gegner Doktor Gilpin und dessen „Antipowenz" gebührend in die Schranken zu weisen versteht, kann man zu seinem Griff nur Glück wünschen. Penzoldt, dessen „Zwerg" und „das Leben des armen Chatterton" schon durch die ganz unzeitgemäße sprachliche Sorgfalt aufgefallen waren, hat mit seiner „Powenzbande" ein Buch geschaffen, das durchaus Volksgut werden könnte, ein Buch in dem die bezaubernd spielerische Form des

sprachlichen Witzes dem Inhalt genau adaequat ist. Und das scheint mir das schönste Lob.

Wolf Zucker

Die Apotheke

Manche Leute gehen in den fremden Orten immer erst in den Ratskeller, manche zur Sehenswürdigkeit — ich gehe in die Apotheke. Da weiß man doch.

Es beruhigt ungemein, zu sehen, daß auch in Dalarne, in Faido oder in Turn-Severin die Töpfchen der Reihe nach ausgerichtet stehen, jedes mit einem Namen auf dem Bauch, und fast von keinem wissen wir, was es ist. Manche heißen furchtbar unanständig, aber die Apotheker meinen das nicht so. Und immer riecht es nach strengen und herben Sachen, es sind jene Düfte, die dem guten, alten Apotheker langsam zu Kopf steigen, woher er denn den altbewährten Apotheker-Sparren hat. (Protest des Reichsverbandes Deutscher Apotheken-Besitzer. Reue des Autors. Denn ihr habt keine Spezial-Sparren mehr, sogar die Geometer sind vernünftig geworden... ihr habt alle zusammen nur noch eine Verrücktheit: die Berufseitelkeit.) Ja, also die Apotheken.

Mir fehlt eigentlich nie etwas Rechtes, aber es gibt so nette kleine Mittel, die sich hübsch einkaufen: Baldrian oder doppelkohlensaures Natron oder Jodtinktur... irgend etwas wird man schon damit anfangen können. „Bitte geben Sie mir..."

Da kommt denn ein weißer Provisor-Engel angeschwebt, die jüngeren Herren haben, wenn es in deutschen Apotheken ist, Schmisse und sehen grimmig-gefurcht drein, so: „Du! Wir sind hier akademisch gebildet, und daß wir dir etwas verkaufen, ist eine große Gnade!" Da wird vor Angst sogar die Tonerde doppelt sauer. Oder es ist da ein Apothekermädchen, blond und drall, und man kann gar nicht verstehen, wie so ein freundliches Wesen alle die vielen lateinischen Namen auswendig weiß. Und immer mixt ein älterer, schweigsamer Mann hinter einem hohen Pult eines der zahllosen Medikamente...

Es gibt übrigens nur fünfzehn, hochgegriffen.

Es gibt nur fünfzehn Medikamente, seit Hippokrates selig, und doch ist es einer weitentwickelten Industrie von Chemieunternehmen und den Fabriken zur serienweisen Herstellung von Ärzten gelungen, aus diesen zehn Medikamenten vierundvierzigtausendvierhundertundachtundvierzig gemacht zu haben; manche werden unmodern, die werfen wir dann fort. Ja, verdient wird auch daran. Aber das ist es nicht: die Leidenden wollen das so. Sie glauben nicht nur an den Wundermann — Professor oder Laien —, sie glauben auch an diese buntetikettierten und sauber verpackten Dinge, die mit ... „in" oder mit ... „an" aufhören und eben einige jener zehn Medikamente in neuer Zusammensetzung enthalten.

Hübsch, so eine Apotheke. Man fühlt sich so geborgen; es kann einem nichts geschehen, weil sie ja hier gegen alle Krankheiten und für alle Menschen ihre Mittel haben. Es ist alles so ordentlich, so schön viereckig, so abgewogen rund — so unwild. Hat der Apotheker einen Vogel? eine treulose Frau? Kummer mit seiner Weltanschauung? Das soll er nicht — wir wollen es jedenfalls nicht wissen. Wir stehen vor ihm, dem Dorfkaplan der I. G. Farben und dem Landprediger der ärztlichen Wissenschaft... Die Apotheke macht besinnlich, wir fordern, nehmen, zahlen und sind schon halb geheilt. Bis zur Tür.

Draußen ist es wesentlich ungemütlicher, und von der sanft duftenden Medizin-Insel fahren wir wieder auf das hohe Meer. Die Apotheke ist das Heiligenbild des ungläubigen kleinen Mannes.

Peter Panter

Der Professor

Die ‚Deutsche Tonkünstlerzeitung' bringt einen Aufsatz: „Nebenberufliches Musizieren" von Prof. Max Dessoir, dessen erster Satz lautet:

Unter nebenberuflichem Musizieren verstehe ich in diesem Aufsatz nicht die Tätigkeit solcher Männer und Frauen, die zu Erwerbszwecken neben ihrem eigentlichen Beruf noch als Musiker tätig sein wollen, sondern ich meine ausschließlich die frei gewollte, im engern Sinne zwecklose Tätigkeit, die sich ein im andern Beruf Stehender gönnt.

So ist der ganze Mann!

Eine nette Ballade, die Villon dem König aus der Verbannung sandte

Ich, Franz Villon, ein Dichter und Vagant,
Franzose und verbannt aus meinem Vaterland:
mich kitzelt der Geruch der großen Stadt,
ich brauche Raum, und habe nicht einmal
für meinen Kopf ein Futteral.
Ich hab den Hetzhund endlich satt,
der mich durch die verfaulten Wälder treibt.
Ich bin ein ganzes Jahr schon unbeweibt.

Du aber weißt, wie reißend mich das Blut bewegt,
wie mein Gehirn durch alle Himmel fegt,
ich hab dir mehr als einen Reim geschenkt,
da war noch Würze drin und Salz.
Jetzt klebt ein Schandfleck rot an meinem Hals,
und wer mich fängt und henkt,
streicht hundert Golddukaten ein;
soll das mein Leben lang dein Wille sein?

Sieh her, ich trage auf der grauen Haut
nur diesen Rock; der ist geklaut
und stinkt nach Muff und Mottenfraß.
Sieh her, am Knie ein Loch: so groß
wie eine Faust... Wer bin ich bloß,
daß ich zu Mist und Aas
verdammt bin? Ich, Villon aus Groß-Paris,
Professor einst, und Herr vom goldnen Vließ.

...mein Bruder, hör: wozu bist du so stolz
auf einen Thron gesetzt, wenn du wie Holz
dich anfühlst und nicht schreist:
„Schafft den Villon mir her, zieht ihm ein Kleid
von Seide an. Ist höchste Zeit,
daß die Durchlaucht mit mir zu Abend speist!"
...mein Bruder, hör, ich hab nur Wind im Darm,
und bin, wie keine Laus, so arm.

Untertänigste Nachschrift
Auch so ein König neigt zuweilen sich
zu seinem Untertan herab, und denkt wie ich:
daß alle Menschen, groß und klein,
am Ende sollen Brüder sein.

François Villon

Aus der Villon-Übertragung von Paul Zech die demnächst im Erich Lichtenstein Verlag, Weimar, erscheint.

Heiliger Schopenhauer!

In der Angst liegt ein Zurückweichen vor..., das freilich kein Fliehen mehr ist sondern eine gebannte Ruhe. Dieses Zurück-vor... nimmt seinen Ausgang vom Nichts. Dieses zieht nicht auf sich sondern ist wesenhaft abweisend. Die Abweisung von sich ist aber als solche das entgleitenlassende Verweisen auf das versinkende Seiende im Ganzen. Diese im Ganzen abweisende Verweisung auf das entgleitende Seiende im Ganzen, als welche das Nichts in der Angst das Dasein umdrängt, ist das Wesen des Nichts: die Nichtung.

Martin Heidegger: Was ist Metaphysik? Antrittsvorlesung in Freiburg 1929

Ein Paradies

Weiß oder rot — das ist ja überhaupt die Frage, die heute ganz Finnland beherrscht. Rot ist die Pest und Vernichtung. Weiß heißt Vaterland und Weiß heißt Gott ... Dieses Land ist gottesfürchtig und sittenstreng. So rein wie die Straßen und Schürzen der Kellnerinnnen ist ihr Familienleben und ihre Auffassung der Moral... Ganz heilig ist bei ihnen der Begriff Vater-

land! In diesen Dingen wird kein Spaß verstanden in Finnland und hier oben in Osterbotnien schon gar nicht...

...natürlich kein einziger Bubikopf im ganzen Ort... Mit frommen Augenaufschlag gehen sie durch die Straßen... Die Bibel wird mit gefalteten Händen getragen... Ich bin in Lappo, dem Dorf der frommen Denkungsart. Es sind Pietisten, die hier leben... Die Pietisten sind die größten Patrioten: niemand darf es wagen, ein Wort gegen Finnland zu sagen. Wo immer es galt, das Vaterland zu verteidigen, da waren sie da, standen an erster Stelle... Die Pietisten nahmen die Bibel mit, ließen sich die Feinde des Vaterlandes zeigen, um mit ihnen furchtbare Abrechnung zu halten... Ein jeder von diesen frommen Männern trägt stets ein Messer bei sich, das finnische Puukko, die man in phantastischer Zahl im benachbarten Kauhava herstellt... Das Puukko dient ihnen zu jedem Zweck: damit kann man sich den Bleistift anspitzen, Bolschewiken erstechen, Wurst schneiden, man kann sich damit schmücken und den Liebhaber umbringen. Das mit dem Liebhaber ist nur Theorie, Ehebruch ist hier kaum möglich, und ganz Lappo würde sich vor dem Hause der Ungetreuen versammeln und sie mit Steinen bewerfen. Der Liebhaber bekommt einen Stich mit dem Puukko in die Magengegend.

...Am gleichen Tage wie Hissa machte auch Jussi Perämäki, sein Komplize beim Sturm auf die kommunistische Redaktion, aus Furcht vor Strafe seinem Leben ein Ende. Armer, kleiner Hissa! Noch vier Wochen, und dir wäre ja nichts geschehen. Jetzt ist ja die Stimmung so in diesem Lande, daß fast alles straffrei ist, was gegen die Kommunisten geschieht! Sie stehen jetzt außerhalb des Gesetzes, sind vogelfrei und überhaupt keine Bürger Finnlands mehr!

Hannoverscher Kurier

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Reichskonferenz. Sonnabend, 3/48 Uhr, Berliner Stadthaus, Klosterstraße, Sitzungssaal 339.
Kurt Hiller: Die Wahlen und wir; Walther Karsch: Warum die Gruppe? Bruno Frei (als Gast): Idealismus und Materialismus im Kampfe gegen den Krieg; Eugen Brehm: Vorstoß ins Reich.

Buchhandlung Karl Buchholz (Kurfürstendamm neben Uhland-Eck). Ausstellung „Tambourin", Chansons mit Photobildern von Fe Spemann und Zeichnungen von Walter v. Dreesen.

Bücher

Franz Blei: Erzählung eines Lebens. Paul List, Leipzig.
George Grosz: Über alles die Liebe. Bruno Cassirer, Berlin.
Max Krell: Orangen in Ronco. Ernst Rowohlt, Berlin.
Hans Natonek: Geld regiert die Welt. Paul Zsolnay, Wien.
Vorstoß. Prosa der Ungedruckten. Bruno Cassirer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Königsberg 17.45: Gedenkstunde für Julius Hart, Lily Horst. — Königswusterhausen 18.00: Picasso-Klee, Paul Westheim. — Stuttgart 19.05: Joseph Conrad und seine geistige Umgebung, Franz Schoenberner. — Köln 19.40: Architektur als Epos, Erik Reger. — Berlin 20.00: Gestern oder heute, H. G. Brenner und Ernst Bringolf. — **Mittwoch.** Berlin 15.40: Graphik und Aquarelle, Georg Hausdorf. — Köln 16.40: Ungedruckte Dichter, Johannes Büchner. — 17.00: Der kleine Vagabund von Albert Daudistel. — Berlin 17.30: Albert Daudistel liest eigne Arbeiten. — 18.45: Rationalisierung und Arbeitslosigkeit, Siegfried Hartmann und Oskar Knoop. — Königsberg 19.00: Viconte Blasco Ibanez, Wilhelm Matull und Alfred Schulz-Escher. — Leipzig 19.05: Opernfilm und Filmoper, Karl Holl. — Hamburg 20.00: Chopin. — Leipzig 20.45: Margarete Anton liest Emil Verhaeren. — **Donnerstag.** Hamburg 19.00: Wer soll Schriftsteller und wer soll Journalist werden?, Hans Goslar. — Stuttgart 21.00: Die Heimkehr von Eberhard Moes und Otto Rombach. — **Freitag.** Leipzig 14.30: Die junge Generation spricht, Ludwig Emanuel Reindl, Marion von Haas und Willi Fehse. — Frankfurt 18.05: Drei Amerika-Bücher, Ernst Glaeser. — Breslau 21.00: Schreckliche Erlebnisse. — Köln 21.00: John D. erobert die Welt von Friedrich Wolf. — Leipzig 22.30: David Luschnat liest eigne Dichtungen. — **Sonnabend.** Berlin 18.30: Die Erzählung der Woche, Alfred Wolfenstein.

Antworten

General v. Seeckt. Wie die Reichswehr sich erfreulich entwickelt hat, schildert der Manöverbericht der ‚Deutschen Tageszeitung'. Da wird zunächst beklagt, daß schrecklich viel Attrappe dabei sein muß — das Infanteriegeschütz zum Beispiel ist ein Baumstamm, an dem Platzzünder abgebrannt werden —, doch dann gehts los: „Erstaunlich, was die Leute leisten. Auf Wunsch hält uns ein Unteroffizier einen taktischen Vortrag. Ein Feldwebel leitet die Feuertätigkeit einer Batterie so sicher, wie man es besser von einem Batteriechef nicht erwarten kann." Offenherziger kann man den Zustand unsrer Reichswehr nicht schildern. Der das geschrieben hat, ist entweder übernatürlich naiv oder ein überlebensgroßer Ironiker. Sein Name ist Scheuermann.

Frankfurter. Eure „Nachrichten" veröffentlichen mit behaglichem Schmatzen den Terrorisierungsversuch, den der Kreiskrieger-Verband Frankfurt am Main gegen die Direktion des dortigen Neuen Theaters versucht hat. Die Theaterzeitung des Herrn Hellmer hat pazifistische Gedichte Kurt Tucholskys abgedruckt, und die emsigen Geschäftsführer von ehemaligen zum Dienst gepreßten Angestellten und Arbeitern grollen . . . „Wir haben die Absicht, die beiden Gedichte unsern Mitgliedern" — (drohende Klammer auf: „es handelt sich hierbei um siebentausend Frankfurter Bürger" Druckklammer zu) — „bekannt zu geben, um ihnen klar zu machen, was sie erwartet, wenn sie mit ihren Familien die Vorstellung ihres Theaters besuchen. Außerdem werden wir von unserm Vorgehen die Vereinigten Frankfurter Offiziersverbände sowie den Stahlhelm in Kenntnis setzen." Nun, auf diese Weise bekommen die Offiziere und die Seldte-Leute wenigstens einmal gutes Deutsch zu lesen. Aber abgesehen davon steht noch ein Sätzchen in dem Briefchen: „Es kann nicht unsre Aufgabe sein, geschäftsklugen Schriftstellern, welche die parteipolitische Zerrissenheit unsres Landes benutzen, um sich ihre Suppe zu kochen . . ." Es ist schwer, sich dem Hirn eines Verbandsgeschäftsführers von Kriegervereinen verständlich zu machen . . . aber kommt denn keiner von diesen Kommißknochen auf den immerhin naheliegenden Gedanken, daß ein Pazifist solche Verse schreibt, weil er an sie glaubt? Das mag bei Kaisergeburtstagsgedichten und Weiheversen für wehrlose Kriegsopfer vielleicht das letzte aller Motive sein, gewiß. Geschäftsklug? Tucholsky hat für die Rezitation und den Nachdruck dieser Gedichte niemals Geld gefordert und erhalten, und er stellt seine pazifistischen Verse gern zur freien Verfügung aller Organisationen, aller Verbände und Theater, die damit die Deutschen aufklären wollen, daß es sich nicht lohnt, für die Kriegervereine, für die Offiziersverbände und für den Stahlhelm sich auch nur ein Hühnerauge zu laufen. Wir möchten der deutschen Frau den Schmerz ersparen, den Mann, den Sohn, den Geliebten für ein Nichts zu opfern. Und diesem Gefühl wird weiter Ausdruck gegeben werden, auch wenn in Frankfurt am Main oder sonstwo wildgewordne Spießer den kläglichen Versuch machen, die Theater zu terrorisieren.

Offiziersbursche. Die Biographie Eulenburgs von R. C. Muschler dürfen Sie ruhig lesen: Nur Sie sollten sie lesen, denn für Sie ist sie geschrieben. Auch nicht der Hauch eines Geistes — aber alles hübsch brav für eine Sorte Untertanen aufgemacht, die selbst in Deutschland auszusterben beginnt. „Bewiesen", wie der Verfasser meint, ist gar nichts — den toten Harden zu beschimpfen, ist weder mutig noch sehr beweiskräftig. Auch in dem Schweigen Hardens zu den Eulenburg-Büchern Hallers einen „Beweis" zu sehen, geht wohl nicht an. Sonst färben die Helden der Biographien oft auf den Biographen ab; Eulenburg war neben dem, was er sonst gewesen sein

mag, ein höchst charmanter Briefschreiber und Erzähler; Muschler ist ein höchst trockner und langweiliger. Was von der Epoche, in der Eulenburg unseligen Angedenkens gelebt hat, spürbar wird, das wird es gegen den Willen des braven Schreibers. Er fühlts gar nicht. Lesen Sie es und hören Sie im Geiste, wie die Familienmitglieder Eulenburgs dem Hausbiographen „auch gegen alle Anfeindungen von schnöder Seite" die Hand drücken. Weggetreten.

Strafrechtler. Der in Kurt Hillers Beiträgen in Nummer 32, 33, 34 der ‚Weltbühne' mehrfach erwähnte „Gegen-Entwurf zu den Strafbestimmungen des Amtlichen Entwurfs eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches über geschlechtliche und mit dem Geschlechtsleben in Zusammenhang stehende Handlungen" ist gegen Einsendung von 2 RM durch das Sekretariat des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees, Berlin-Charlottenburg, Grolmanstr. 44, zu beziehen.

Transmare-Verlag. Sie veranstalten ein Preisausschreiben für die Textierung des Bilderromans von Frans Masereel „Geschichte ohne Worte". Die Teilnehmer können die Bedingungen bei Ihnen erfahren (Berlin W 10, Bendlerstraße 8). Zu dem Preisrichterkollegium gehören unter anderm Heinrich Mann, Frans Masereel, Romain Rolland.

Gratulant. Vielgestaltig hast Du die ‚Weltbühne' zu ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag beglückwünscht: als Mitarbeiter, als treuer Leser, als Freund, als Kollege, als Gegner, der aus Höflichkeitsgründen eine kleine Waffenpause eintreten läßt. So nimm unsern freundlichsten Dank, es ist sehr schön gewesen, wir fühlen uns geehrt, und wenn wir an diesem Tag etwas weich geworden sind, das ist ein alter Brauch, dem sich auch der Gemütsrohe nicht entzieht, und es soll nicht sobald wieder vorkommen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 10. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Brüning darf nicht bleiben von Carl v. Ossietzky

Jene Sorte Politiker, die sich damit brüstet, immer nur mit den sogenannten Realitäten zu rechnen, hat eine fürchterliche Schlappe erlitten. Während die Blätter der Mittelparteien sich aufgeregt darüber unterhielten, wer wohl besser abschneiden würde, Koch oder Scholz, hat der Fascismus das Rennen gemacht. Die bürgerlichen Parteien, vom Zentrum abgesehen, das sogar aufgeholt hat, sind kaum mehr existent. Sie müssen Neuwahlen wie das höllische Feuer fürchten und schon deshalb für ein möglichst langes Regiment ex lex sein, das ihnen die Verantwortung abnimmt und die Abrechnung hinausschiebt. Der vielgeschmähte Hugenberg hat sich als der bessere Stratege erwiesen. Er hat rechtzeitig erkannt, daß bei einer Wahl, in der jäh proletarisierte Schichten, Millionen sozial Absinkender den Ausschlag geben, eine kapitalistische Partei, die von dem Segen des Eigentums und von den Vorzügen eines kräftigen und gut verdauenden Unternehmertums faselt, nicht prosperieren kann. So stellte sich Hugenberg hinter die Kulisse des Fascismus, und dieser Fascismus hat gesiegt. Wobei nicht zu vergessen ist, daß über dem italienischen Fascismus die Adler Roms rauschen und daß Mussolini einen höchst gebildeten Despoten abgibt, der Marx, Bakunin und Georges Sorel in sich aufgenommen hat, während Herr Goebbeles, unser Duce in spe, nur ein schmächtiges Moseskind ist, das Adolf Hitler im Schilf gefunden und mit den literarischen Delirien Artur Dinters großgezogen hat.

Bedeutet dieser Sieg schon den Auftakt fascistischer Diktatur? Wenn Hitler Putsch gewollt hat, dann hätte er in der Wahlnacht losschlagen müssen. Die Straßen Berlins gehörten den Nazis. Überall dröhnte das stupide „Deutschland erwache!" In den Redaktionen der großen Presse kursierten Umsturzgerüchte. Der Marsch auf Berlin ist da! Plötzlich wird die Verläßlichkeit der preußischen Polizei, der Reichswehr bezweifelt. Hat man nicht für beide die Hände ins Feuer gelegt? Jetzt, beim ersten blinden Alarm, gilt das alles nicht mehr. Jetzt erzählt man angstbebend von einer Fühlungnahme zwischen Hitler und hohen Kommandeuren. Jetzt erzählt man, das R.W.M. habe seine Neutralität zugesagt. Während so gräßliche Geschichten umlaufen, feiern die Sieger im Sportpalast. Das Übermaß des Erfolgs hat sie überrumpelt. Sie torkeln in seliger Besoffenheit. Walhall öffnet sich den Helden. Das Methorn geht um, die Midgardschlange liegt erschlagen, und man verspeist sie in Senfsauce. Diese Nacht gehört uns!

Auch noch der nächste Tag? Hitler strebt schon lange sehnlichst nach der Legalität. Nicht aus dem Verjüngungsbad der nationalen Revolution, aus ganz gewöhnlichen Ministerportefeuilles wird das Dritte Reich steigen. Es muß dahingestellt bleiben, ob es Hitler gelingen wird, seine Gardekapitäne, die den Endsieg schon zum Greifen nahe sehen, zu einem gemächlichern Tempo zu bewegen. Das ist der Fluch dieser in allem Sachlichen ganz nebelhaften Bewegung, daß

sie zwar das Maul aufreißen aber nichts unternehmen darf, was ihre großindustriellen Konnexionen trüben könnte. Die Fraktion hat für die Reichstagseröffnung sozialradikale Demonstrativanträge vorbereitet, die so formuliert sein sollen, daß auch Kommunisten und Sozialisten sich ihnen nicht entziehen können. Wahrscheinlich ist allerdings, daß auch die Kommunisten solche Anträge stellen werden, die ihre Weisheit allerdings nicht aus Gottfried Feders Wirtschaftskabbala holen, sondern sich schroff und ohne Fisimatenten gegen die Industrie richten und damit die der Nazis gleich erheblich überrunden. Außerdem dürfte auch Hugenbergs Einfluß im Reichstag größer sein als im Wahlkampf, wo der Herr Geheimrat oft nur wie eine Geisel für das Wohlverhalten seiner Partei wirkte. Soweit es den Kapitalismus angeht, wird er schon für Ordnung sorgen, und die frischgebackenen Nazitribunen werden bald den vollen Ernst des Lebens kennen lernen und Augen machen wie ein ahnungsloses Stiftsfräulein, das durch einen unheimlichen Zufall ins falsche Hotel geraten ist. Doch von dem, was im Fraktionssaal vor sich geht, wird die Wählermasse zunächst nichts erfahren. Und das Ergebnis des 14. September ist ganz unzweideutig: außerhalb der beiden sozialistischen Linksparteien haben noch auf der extremen Rechten sechs Millionen antikapitalistisch gestimmt. Dieser Reichstag hat eine antikapitalistische Mehrheit. An dieser Tatsache können auch die Koalitionstechniker nicht vorübergehen, die eine arbeitsfähige Reichsregierung zu errechnen versuchen.

Es ist recht ungewiß, ob die Große Koalition zustande kommen wird, und dies Ziel ist auch nicht wünschenswert, wenn die Diskussion darüber so wie jetzt weitergeht. Die Mittelparteien fühlen sich schon wieder wichtig, und die Sozialdemokratie biedert sich schon wieder an, anstatt zu fordern. Der gute, alte ‚Vorwärts' zählt schon wieder die Reize seiner Partei auf und stellt dabei deren liebenswürdige Bescheidenheit als ersten Posten heraus, anstatt den gepantschten Bürgerparteien ein paar pädagogische Maulschellen zu verabfolgen, die das Begreifen beschleunigen. Die Sozialdemokratie hat 1918 das Bürgertum aus dem Wasser geholt und nur Undank dafür geerntet. Diesmal wenigstens muß sie den Bürgerlichen deutlich machen, daß es nicht ratsam ist, frech zu werden, während man noch im Rettungsgürtel zappelt. Die Partei kommt auch nicht ohne Blessuren aus dem Wahlkampf. Sie hat von den Millionen Neuwählern nichts profitiert, sogar zehn Mandate verloren. Die radikalisierte Arbeiterschaft ist zu den Kommunisten übergegangen, und von bürgerlicher Seite ist kein Zuzug mehr zu erwarten. Ob die Sozialdemokratie in Opposition bleibt oder in die Regierung geht, ihr neuer Haltepunkt muß ein paar Schritte weiter links sein. Ihr vornehmster Ehrgeiz darf hinfort nicht mehr darauf gerichtet sein, von der Schwerindustrie als brauchbar und koalitionswürdig anerkannt zu werden. Ihre aktuelle Aufgabe ist die Wiederherstellung einer wenigstens operativen Einheit der deutschen Arbeiterklasse. Der Akkord wird ganz gewiß nicht dort erfolgen, wo die heutige Kommunistenpartei steht. Aber die Superintendenten aus der Lindenstraße irren sich ganz ge-

waltig, wenn sie glauben, daß der Wollsack, auf dem die Partei jahrelang geschlafen hat, von der Arbeiterschaft jemals als Sammelplatz neuer Einigung hingenommen werden wird.

Vor allem sollte aber die Sozialdemokratie die Zumutung ablehnen, mit Herrn Brüning zusammenzusitzen. Der Reichskanzler ist der Urheber und Manager dieses unseligen Wahlkampfes, er ist verantwortlich für dieses Resultat. Brüning ist der Schuldige. Er hat verfassungswidrig den Reichstag aufgelöst, und er hat den Wahlkampf ausschließlich gegen links geführt. Er hat die Sammlung des Bürgertums proklamiert und die Sozialdemokratie als staatsfeindlich stigmatisiert, vom Rechtsradikalismus und seinen Drohungen dagegen kaum Notiz genommen. Er hat nach den Sozialisten Vitriol gespritzt; Hugenberg und seinen Verbündeten aber nur sanften Spott gesagt. Er hat weder Treviranus desvouiert, der von vornherein die Diktatur als Ziel aufstellte, noch den Jesuitenpater Muckermann, der in der ‚Germania' prophezeite, daß dies „der letzte Reichstag der Weimarer Zeit" sein werde. Das hieß ganz unmißverständlich: wenn diese Wahlen nicht das von Herrn Brüning gewünschte Ergebnis bringen, dann wird weiter mit Artikel 48 regiert. Kampf also gegen Sozialisten und Republikaner, dafür aber tolerante Behandlung der Nationalsozialisten, die zwar knotig und schwer disziplinierbar sind, aber doch eine gute Reservetruppe des Bürgerblocks abgeben können. Diese Kalkulation ist erbärmlich zusammengekracht. Niemals ist ein Staatsmann von den Ereignissen ärger Lügen gestraft worden. Herrn Brünings Bürgertum, das zu sammeln war, hat sich als nicht vorhanden erwiesen. Seine konservative Ideologie hat keinen Hund vom Ofen fortgelockt, sein Appell, eine Mehrheit für eine streng kapitalistische und sozialreaktionäre Regierung zu schaffen, ist ungehört verhallt. Statt dessen hat er den Fascismus groß gemacht.

Das alles ist dem Herrn Reichskanzler auch von linksbürgerlicher Seite gesagt worden, aber es ist merkwürdig, welch großes Vertrauen man ihm dort trotz alledem noch entgegenbringt. Man glaubt dort noch immer an seine Fähigkeit, mit den Nationalsozialisten auf trockenem Wege fertig zu werden. Dieses Vertrauen ist nicht sehr ehrenvoll, denn es besagt deutlich, daß man zwar von Herrn Brüning keine schöpferischen staatsmännischen Taten mehr erwartet, desto mehr aber von seiner intriganten Veranlagung. Hofft man auf eine Wiederholung von München Dreiundzwanzig? Hofft man, das Brünings rot- und schwarzröckige Vorgesetzte, wie damals der Kardinal Faulhaber, die Sache wieder deichseln werden? Hitler ist gewiß kein kühl denkender Politiker sondern ein pathetisches Mondkalb, aber er müßte Ricinus im Kopfe haben, wenn er die Bräuhauskomödie noch einmal aufführen wollte. Herrn Brünings Verschlagenheit alle schuldige Hochachtung, aber sie hat mindestens eine ungeheure Niederlage verschuldet, und wenn die republikanische Tugend schon bereit ist, mit dem Teufel zu paktieren, dann nicht mit einem betrogenen. Lieber eine offene Rechtsregierung als eine Prolongation Brünings. Dieses spitznasige Pergamentgesicht, dieser Pater Filucius mit dem E. K. I am Rosenkranz muß end-

lich verschwinden. Ein Mann, der nicht widerspricht, wenn sein Leiborgan das „Ende der Weimarer Zeit" verkündet, ist nicht geeignet, in dieser dramatischen Epoche die Verfassung von Weimar zu verteidigen. Er wird vielleicht versuchen, noch eine Zeitlang, auf Herrn von Schleicher gestützt, in der bisherigen Weise fortzufahren. Aber die Hindenburgdiktatur besitzt wenig Autorität mehr, der Name des Reichspräsidenten, von Treviranus durch die Pfützen der Parteiagitation geschleift, zeigt sich nunmehr ramponiert und ohne Zugkraft. Wird Herr Brüning, der Antidemokrat, wenn sein Witz an der Härte der Aufgabe zu zerschellen droht, die angemaßte Gewalt auch wirklich der verfassungsmäßigen Instanz zurückgeben oder nicht vielmehr vor dem Fascismus kapitulieren? Bald wird der Winter mit neuer Arbeitslosigkeit und vermehrtem Elend da sein. Bald wird Herr Dietrich eine neue Kassenkatastrophe des Reichs anzeigen müssen. Es gibt genug Esel, die sich jetzt von einer möglichst strammen Sprache eine Revision des Youngplans versprechen. Welch ein Wahnsinn! Schon heute ist Aristide Briand ein toter Mann, nicht Poincaré und Maginot, Treviranus und Hitler haben ihn erledigt. Das Schlimmste ist wieder möglich — sogar eine Wiederbesetzung der Rheinlande. Alles das kann schon im Laufe der nächsten Wochen akut werden. Dann wird der Fascismus seinen zweiten gewaltigen Auftrieb erhalten, und dann kann Herr Brüning die Schlußworte der Republik sprechen: Kabinett Facta. Dieser Kanzler darf nicht länger bleiben. Er ist gegen die drohenden Gefahren keine schützende Mauer, höchstens die Wand aus dem „Sommernachtstraum", die sich mitten im Spiel mit einer höflichen Verbeugung entfernt: — Ich, Wand, hab meinen Part tragiert, drum Wand sich jetzt empfiehlt und abmarschiert.

Warnung vor Koalitionen von Kurt Hiller

Hinter „Wahlparole" wurde hier vor drei Wochen ein Fragezeichen gesetzt; die Parole nach den Wahlen kann, ohne alle Frage, nur Kaltes Blut lauten. (Dieser Satz stand schon im Manuskript, als die ‚Germania' mir auf den Tisch flog, mit ihrer Devise „Ruhig Blut"; soll ich meinen Satz streichen? Ist ein Vorschlag widerlegt, weil er übereinstimmt mit einer These aus dem schwarzen Bereich? Man schwankt einen Augenblick; dann sagt man sich: Auf die Gefahr, gelegentlich mit dem Teufel zu konsentieren, predigt Jeder.)

Kaltes Blut! Die Verwaltung ist preußisch. Solange sie nicht erobert ward von jenem rohen Dilettantismus, der sich Nationalsozialismus nennt, besteht keine Gefahr einer Wandlung ins Katastrophale. Erfolgt ist die Eroberung nicht, und sie wird sich verhindern lassen. (Es sei denn, daß die Dummheit jener Schlauen siegt, die Herrn Hitler in den Sattel setzen möchten, damit er sich durchreitet.)

Kaltes Blut! Ein knappes Fünftel der Nation ist nicht die Nation. Und wärs die Nation: Es gibt Leute, die, über Nacht zur Macht emporraketet, nicht wüßten, was mit ihr anfangen. Noch ist unsre Innenpolitik eine Funktion der äußern; und daß

diese weniger in der Wilhelmstraße als in Wallstreet, am Quai d'Orsay und in der Città del Vaticano bestimmt wird, soll man bedauern, aber nicht bestreiten. Und man kann diesen Zustand auch nicht im Handumdrehn ändern; am allerwenigsten könnte Herr Hitler das. Mein freundlicher Druckfehler würde, als Reichskanzler, weder imstande sein, die Arbeitslosigkeit einzudämmen noch den Young-Plan zu zerreißen; ich möchte, beim Styx, nie in der Verlegenheit sitzen, in der dieser Sieger heut sitzt. So nahe plötzlich dem Dritten Reich und so fern von ihm — welch ein Albtraum!

Kaltes Blut! Wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich in keine Psychose und in keine Panik zu retten. Sehr verständlich also die Panik in den Kreisen jüdischer Geldschrankbesitzer und Remarque-Verehrer, die sich auf die Ordensburg des „positiven Aktivisten" und „Asemiten" begeben hatten, um ihm in seinem Kampf gegen „die internationalen pazifistischen Schwärmer" beizustehn. Mahraun, ein schleimiger Idealist von guter Körperhaltung, ist ehrlich — wie fast jeder Vertreter der schnieke gescheitelten Species, die im Schädel anstelle des Gehirns einen Klumpen irrationalen Schlamms zu liegen hat. Aber Die da, die Jungdojuden, sind das charakterloseste Pack im ganzen Land; und ich würde ihnen von Herzen den Strang gönnen, den Strang am Hakenkreuz, wäre ich nicht zufällig Gegner der Todesstrafe.

In diesem Zusammenhang muß mit Achtung, Dankbarkeit, ja geistiger Liebe eines Mannes gedacht werden, den ich vor vier Jahren (aus Gründen, die augenblicklich nicht zur Debatte stehn) rechtens hier angegriffen habe: des Chefredakteurs Theodor Wolff, welcher, in sehr schwieriger Position, der „Staatspartei" auf ethisch so saubre und dialektisch so gekonnte Art Abbruch tat, daß einem das Feinschmecker-Herz im Leibe lachte. Und gedacht werden muß des von Doktor Jakob Stöcker geleiteten ‚Dortmunder General-Anzeigers', der einzigen Tageszeitung nichtsozialistisch-demokratischer Observanz, die jener widerlichen und lächerlichen Parteimißgeburt mit offner Feindschaft entgegentrat.

So würdelos die Anbiederung von Juden an den Jungdo bleibt, so peinlich berührt die Gepflogenheit vieler jüdischer Staatsbürger, deutsche Politik allein unter dem Gesichtspunkt der Judenfrage zu sehn. Diese Frage hat ihren Rang; es ist kein sehr hoher. Ihr seid, liebe Juden, (als solche) verdammt uninteressant. Wenig mehr als eine halbe Million von euch lebt unter einigen sechzig Millionen Deutschen; immerhin gibt es soziale Probleme, die für mehr als bloß ein Prozent der Bevölkerung bedeutsam sind! Der Judenhaß des Nationalsozialismus, un-unterscheidend oder gar den messianischen Juden schärfer aufs Korn nehmend als den jüdischen Jobber, ist töricht und niedrig (soweit er nicht einfach Gegenstand der Psychopathologie ist); aber der Nationalsozialismus, liebe Juden, ist noch etwas andres als Judenhaß. Man wird dieser Bewegung weder durch Entrüstung noch durch Gewitzel gerecht; mindestens ihrem Erfolg nach ist sie imposant; wo soviel Quantität wuchtet, kann Qualität nicht gänzlich fehlen. Ignoranz, Demagogie, Metzgerknechtssinn — zugegeben; aber auch Berechtigtes wohnt dieser Richtung inne. Ihr Protest gegen die

Tribute, zwei Milliarden jährlich bis zu den Urenkeln, hat recht, hat tausendfach recht; man mag über die berühmte Frage der Schuld am Kriege denken wie man will — die Geschlechter von heute und morgen sind unschuldig an den Verbrechen Wilhelms und seiner Paladine. Auch die Wut auf Aaron, den Umtanzer des goldnen Kalbs, ist berechtigt; sie vergißt nur, sich auszudehnen auf die zahllosen arischen Aarons.

Ich weiß, daß der „Sozialismus" der Nationalsozialisten keiner ist; gleichwohl kann ihnen eine antikapitalistische Tendenz nicht abgesprochen werden. Sie bereitet mir mehr Freude, offen gesagt, als die antisemitische Schmerz. Der Nationalsozialismus steht im Solde von Industriellen, die nach dem Grundsatz „Teile und herrsche" das Proletariat kunstreich in einander feindliche Heerhaufen zerlegen, und er ist also im Kampf gegen die Besitzbürger leicht gehandicapt. Ist das, aus etwas andern Ursachen, die Sozialdemokratie nicht auch? Die Tendenz gegen das Kapital, gegen die gröbsten Zynismen der Ausbeutung, läßt sich trotzdem in beiden Parteien nicht töten. Scharfe Verschlechterungen der Sozialpolitik, des Arbeitsrechts, der Zoll- und Steuergesetze werden von ihnen nicht hingenommen werden, selbst von den Hakenkreuzlern nicht. Steinigt mich — aber daß dieser Reichstag (wenn er will, wenn er will) sich als Zange auftun kann, die mit 107 + 143 + 76 = 326 Nazi-, Sozi- und Sowjetmandaten die 250 Kapitalsvertreter in die Mitte nimmt und kneift, zwackt, quetscht, das gewährt mir Genugtuung. Wir haben eine soziale Abwehrmehrheit von 76 Stimmen.

Die beiden letzten Reichstage hatten eine Mehrheit dieses Charakters nicht. Dafür hatten sie eine, sozusagen, liberale Abwehrmehrheit, die vom Kahl-Flügel der Deutschen Volkspartei bis zur äußersten Linken reichte (unter dem Kapitalismus fungiert der revolutionäre Marxismus als ultraliberal) und die sich in Fragen des Schulrechts, des Eherechts, besonders des Strafrechts leidlich bewährte. Diese Mehrheit ist futsch; sie verwandelte sich in eine Mehrheit von allenfalls 275 Stimmen gegen wenigstens 301.

Erhalten blieb dagegen die Locarno-Mehrheit: mindestens 323 Abgeordnete dürften, gegen höchstens 253, den Kurs der bisherigen Außenpolitik zu konservieren gedenken. Und das ist erfreulich; denn grade wenn wir die Revision wollen (Tribute und Korridor): sie marschiert nicht nach brüskem Abbruch. Behutsam, unhysterisch, stresemännlich müssen die Keime, die einmal gelegt sind, weiterentwickelt werden. Das sture Erfüllen im Lakaienstil freilich könnte den Einfluß der nationalen Hysteriker nur stärken: „Die Besinnung auf die Notwendigkeit der Erhaltung des Friedens darf nicht zu einer Ignorierung der Fragen führen, die einer Lösung bedürfen." Diese Erklärung eines hochgestellten bürgerlichen Friedensfreundes darf jeder revolutionäre Pazifist unterschreiben. Doktor Julius Curtius gab sie in Genf ab.

*

Man wird von einem schlichten Weltbühnenarbeiter, welcher nichtmal in einer Partei „organisiert" ist, kein Rezept zur Lösung einer Krise erwarten, die wohl ernster ist als alle, die

der demokratische Staat bisher zu bestehen hatte. Aber Anregungen sind erlaubt und Intentionen vielleicht nicht völlig aussichtslos, solange die Dinge noch wachsweich und nicht geformt sind.

Da die Welt des Kapitals, erschüttert bis in ihre amerikanischen Grundvesten, schwerlich die Klugheit und den Mut aufbringen wird, die Folgen ihrer wilden Überproduktion an Waren durch Wertverdoppelung des Goldes, alias Preissenkung der Produkte auf die Hälfte (bei zunächst unverminderten Löhnen), zu liquidieren, so wird der Winter wirtschaftlich schaudervoll werden. Kein Antrieb der Kaufkraft, sondern progressive Verminderung der Kaufkraft, folglich neues Steigen der Erwerbslosenziffer. Dennoch wäre ein Narr, wer von diesem Winter eine revolutionäre Situation im Sinne des Bolschewismus erhoffte oder vermutete. Dazu müßte die Kommunistische Partei leninhafter geführt und ihr Verhältnis zur sozialdemokratischen Linken, auch zu gewissen nicht unwichtigen Zwischenschichten, intelligenter gestaltet sein. Daß diese Partei aus dem Riesenreservoir der Nichtwähler und „Jungwähler", aus dem sich Pyrrhus Hitler beinah hundert neue Mandate fischte, ihrerseits nicht mehr als zweiundzwanzig zog (Vermehrung nur um Zweifünftel) — dieser Mißerfolg im Jahre gesteigertster Arbeitslosigkeit beweist besser als jedes Philosophem, daß in der Kleinen Alexanderstraße recht kleine Alexanders regieren.

Also von einer Situation, die revolutionär wäre in unserm Sinn, keine Spur. Wohl, leider, von einer im Sinne der Andern. Die Gefahr eines faschistischen Staatsstreichs, der Errichtung einer Diktatur nicht à la Mussolini, aber à la Horthy — sie ist gegeben. Und weil sie gegeben ist, verlangt die Vernunft von uns Trägern des sozialistisch-revolutionären Gedankens, daß wir in diesem Zeitpunkt die uns ärgerliche kapitalistische Demokratie, daß wir die Bürgerrepublik stützen und stärken im Kampf gegen das Ungeheuer. Ich spreche das aus im Bewußtsein der Verantwortung, die Jeder trägt, der eine Tribüne hat, und ohne Furcht vor den rasenden Chauffeuren der Linkskurve. Im Gegenteil, ich hoffe, daß das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale sich zu der Klugheit seines berühmten Briefs von 1925 zurückfinden und an seine berliner Adepten Tips ausgeben wird, die sich im Jargon, nicht in der Tendenz von dem hier ausgegebenen unterscheiden. Durch nichts könnte die faschistische Diktatur in Deutschland stärker gefördert werden, als durch ultralinke Parolen der KPD.

Eine reaktionäre Koalition, von Frick bis Wirth, kommt nach allem, was wir von den beiden Klerikalparteien bisher gehört haben, nicht in Frage. Weder Pacelli in Rom noch Faulhaber in München würden mit ihr einverstanden sein. Also welche Koalition sonst? Die „große"? Die „große" im Sinne von gestern reicht nicht hin und nicht her; Deutsche und Bayrische Volkspartei, Zentrum, Deutsche Bauern, Staatspartei, SPD: sie haben alle zusammen nur 286 Sitze; die Mehrheit beträgt 289. Es müßten also entweder die Treviraner hinzutreten oder die Mumm-Mucker oder die Wirtschaftspartei. Eine solche Koali-

tion bräche bei dem sanftesten Windessäuseln auseinander; ein Kartenhaus wäre ein Betonbau dagegen. Nur falls bei der Sozialdemokratie die letzten Hemmungen der Scham von einem so unbezähmbaren wie leeren Machtdrang fortgeschwemmt würden und ihr Programm sich in die Formel „Alles schlukken!" komprimieren ließe — nur dann wäre diese Koalition lebensfähig. Sie empfehlen heißt, der Sozialdemokratie empfehlen, vollends zu verlumpen. Wer in diese Partei — und sei es um der Erforderlichkeit des Unmöglichen: um der Roten Einheit willen — eine letzte Hoffnung zu setzen wagt, der darf ihr nicht zumuten, so zu handeln, daß diese Hoffnung mit Notwendigkeit zerstört wird.

Was bleibt? Eine Desuggestion vom Koalitionsgedanken überhaupt. England kennt keine Koalitionen; die deutsche Reichsverfassung schreibt keine vor. Sie schreibt nicht einmal vor, daß die Regierung aus Parlamentariern bestehe. Nur das Vertrauen des Parlaments muß sie haben. Ein Kabinett kraftvollen Republikanertums, sozial und kriegsgegnerisch gesinnt, würde sich von Gesetz zu Gesetz seine Mehrheiten zu finden wissen. Die soziale Mehrheit ist in diesem Reichstag eine andre als die kriegsgegnerische. Beiden gehört die Sozialdemokratie an. Ohne erhebliche Verluste ist sie aus dem Wahlkampf zurückgekehrt. Sie bildet die stärkste Fraktion im Reichstag. Der Block, an dessen Spitze Herr Brüning steht, ist zusammengehauen worden; 209 Mandate zählt er grade noch, gegen 367 Gegner zur Rechten und Linken.

Koalition, das bedeutet heute Korruption und Dauerkrise, bis zur Staatskrise und faschistischen Diktatur. Nur ein kraftvoll-kluges Regieren mit wechselnden Mehrheiten schüfe Chancen, ohne Hals- und Beinbruch über das Glatteis dieses Winters zu kommen. Herr Brüning scheint mir nicht der Mann dazu, dieweil er ein geschlagener Mann ist. Herr Hermann Müller noch weniger. Aber die Sozialdemokratische Partei verfügt über einen Führer, der Autorität genießt und heimliche Freunde rechts und, ich glaube, sogar links von seiner Partei hat. Man sollte Otto Braun an die Spitze stellen, ihn ohne Koalitionszwang aus Fraktionen und anderswoher seine Mitarbeiter holen lassen und ihm jenes Vertrauen der Vernunft schenken, dessen auch ein Revolutionär fähig ist, wenn er nicht grade zu den bedauerlichen Köpfen gehört, die partout durch die Wand wollen.

Die Rechte soll regieren von Hanns-Erich Kaminski

Ich bin für eine Rechtsregierung. Sie würde dem Wahlergebnis entsprechen, und sie allein könnte die Lage klären.

Vor allem muß die Regierung zurücktreten. Sie hätte es schon am Tag nach der Wahl tun müssen. Man kann streiten, ob ein größerer Teil des deutschen Volkes lieber von der Rechten oder lieber von der Linken regiert werden will; darüber, daß es nicht mehr von der Koalition Doktor Brünings regiert werden will, kann kein Zweifel herrschen. In dieser Beziehung ist das Wahlergebnis eindeutig.

Daß die Partei Doktor Brünings ein paar Mandate gewonnen hat, besagt nichts. Der Reichskanzler ist nicht für seine Person noch für seine Partei zu Felde gezogen sondern für seine Politik und für die Umwandlung seiner Minderheit in eine Mehrheit.

Die Regierung will „sich dem Reichstag stellen und in offener Schlacht fallen". Wozu? Alle Welt kennt das Stimmverhältnis im neuen Reichstag.

In Wirklichkeit will Doktor Brüning auch etwas ganz andres: nämlich der Sozialdemokratie die Verantwortung für seine Politik aufladen. Die Sozialdemokratie soll entweder noch nachträglich die zusammengebrochene Idee der „konservativen Sammlung" gutheißen oder das Zentrum „zwingen", sich mit der Rechten zu koalieren.

Vielleicht könnten die Sozialdemokraten sich der Stimme enthalten, wenn sie dadurch die Bildung einer Rechtsregierung verhinderten. Aber die Regierung braucht ja ihr positives Votum.

Mit andern Worten: die Sozialdemokratie soll jetzt für die verfassungswidrige Notverordnung stimmen, wegen der sie in den Wahlkampf gegangen ist! Das wäre Selbstmord, nicht nur der Sozialdemokratie sondern der Republik, deren beste Waffe jetzt die Legalität ist.

Wir haben das parlamentarische System. Man lasse es funktionieren! Nicht aus Dogma: gegenüber Leuten, die erklärte Feinde des Parlamentarismus sind, braucht man seine Regeln selbstverständlich nicht anzuwenden. Sondern: weil es so am nützlichsten ist.

Der Reichspräsident muß deshalb den Führer der nationalsozialistischen Reichstagsfraktion berufen und ihn oder die von ihm designierte — wenn das Wort erlaubt ist — Persönlichkeit mit der Kabinettsbildung betrauen.

Möglich, daß dann die Rechtsregierung gar nicht zustande kommt. Doch darüber mag sich das Zentrum den Kopf zerbrechen. Es ist Zeit, daß sich eine Partei nicht mehr hinter der andern versteckt, daß endlich jede Partei ihre Verantwortung übernimmt und daß die Kollektivverantwortlichkeit aufhört, die nur die allgemeine Unverantwortlichkeit bedeutet.

Und wenn dann Doktor Frick oder Doktor Goebbels Innenminister, der General von Epp Reichswehrminister, Bang Finanzminister und Professor von Freytag-Loringhoven Außenminister ist? Nun, dann sollen sie regieren. Vielleicht fällt ihnen dann sogar ein Programm ein.

Das deutsche Volk will eine starke Führung, die Wahlen beweisen es. Die Sozialdemokratie hat keinen Anlaß, dem entgegenzuhandeln und wider den Willen des Volkes und ihre eignen Interessen die Fortsetzung einer höchstens in der Form diktatorischen, in der Sache verwaschenen Politik zu ermöglichen.

Als Mussolini nach Rom marschierte, war die italienische Arbeiterklasse längst geschlagen; kurz vorher erst war der Versuch der sozialistischen Partei, den Fascismus durch einen Generalstreik niederzuwerfen, gescheitert. In Deutschland ist weder der Sozialismus noch das Proletariat geschlagen. Ge-

schlagen sind der Liberalismus und die Bourgeoisie. Die marxistische Front — und gegenüber der Reaktion ist es eine Front — steht aufrecht. Die Sozialdemokratie muß sie sich stark erhalten. Darum darf sie sich nicht weiter kompromittieren lassen.

Die Rechtsregierung könnte die Welt mit Dokumenten überschütten, um zu beweisen, daß Deutschland keine Schuld am Weltkrieg hat, daß der Young-Plan aufgehoben, der Korridor zurückgegeben, das Heer vergrößert werden muß. Sie könnte Italien ein Bündnis antragen. (Italien, das Bündnisse mit Staaten und nicht mit Parteien sucht, würde wahrscheinlich wenig Wert darauf legen.) Sie könnte ferner ein paar linksgerichtete und jüdische Beamte abbauen und das Reichsbanner verbieten. Wie wenig das einer Regierung nützt, wissen Stahlhelm und Nationalsozialisten aus eigner Erfahrung.

Sie könnte die Linke schikanieren. Unwiderrufliches schaffen könnte sie nicht. Um ihr Programm zu verwirklichen — über das sie sich vorläufig selber nicht klar ist — brauchte die Rechte einmal die Stimmen des Zentrums. Hauptsächlich aber müßte sie dazu erst die marxistischen Parteien schlagen.

Daß weder die Sozialdemokratie noch die Kommunisten mit legalen Mitteln besiegt werden können, haben die Wahlen erwiesen. Die Rechte müßte folglich, wenn sie auch nur einen Teil ihrer Versprechungen wahrmachen wollte, die Legalität verlassen.

Der Kampf für die Legalität, für die Verfassung, für die Republik aber würde den Parteien der Mitte, würde vor allem der Sozialdemokratie die große einigende Parole geben; sowohl für Neuwahlen wie für ernstere Fälle! Auch die Kommunisten könnten sich dieser Parole gegen die Reaktion nicht entziehen. (Als sie beim Kapp-Putsch sich in ihrem ersten Aufruf für uninteressiert an der Erhaltung der bürgerlichen Republik erklärten, gingen ihre Anhänger darüber hinweg.)

Es ist eine gute Stunde, um auf die Bedeutung der Legalität hinzuweisen. Vor einigen Wochen waren grade hundert Jahre vergangen, seit im Frankreich Karls des Zehnten die Ordonnanzen Polignacs erschienen, durch die die Kammer aufgelöst, die Pressefreiheit unterdrückt, das Wahlgesetz verschlechtert wurde. Infolge des Zensuswahlrechts saßen damals keine Arbeitervertreter im Parlament, es gab keine organisierte Linke, es gab nicht einmal revolutionäre Politiker. Und die Regierung Polignac war durchaus nicht erfolglos; soeben erst hatten französische Truppen Algier besetzt. „Sie können tun, was sie wollen, Paris wird sich nicht rühren. Ich bürge mit meinem Kopf dafür," erklärte der Polizeipräsident Mangin dem Kultusminister Graf Guernon-Ranville. Und einer der Führer des gemäßigten Bürgertums, Odilon Barrot, sagte zu einem Freund: „Sie glauben an einen Volksaufstand? Großer Gott! Wenn ein Staatsstreich käme, würden Sie als Besiegter aufs Schaffott geschleppt werden, und das Volk würde zusehen."

Die Ordonnanzen erschienen am 26. Juli. Am 27. fanden sich unter dem Ruf „Es lebe die Verfassung! Nieder mit den Ministern!" ganz spontan die ersten Demonstranten zusammen.

Am Morgen des 29. standen in den Straßen von Paris sechstausend Barrikaden. Am 30. gab es keine Bourbonen, keinen Polignac, keine Ultras, keine Illegalität mehr.

Man lasse die Rechte sich versuchen. Aber man sperre sie in den Bannkreis der Legalität! Darin muß sie ersticken. „Aber treff ich Dich draußen im Freien, da mag der blutige Kampf sich erneuern, da erprobe das Eisen den Mut."

Ein Spiel mit dem Feuer ist das nicht. Bleibt die Rechte in der Opposition, so bleiben auch die Voraussetzungen bestehen, denen die Nationalsozialisten ihren Triumph verdanken. Sie erhalten dann sogar die Möglichkeit, sich programmatisch und organisatorisch zu konsolidieren. Und auch als Oppositionspartei können sie die Legalität verlassen!

Alles kommt jetzt darauf an, wer den längern Atem hat. Und im kommenden Winter wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Erfahrung der jüngsten Vergangenheit bestätigen, daß die Luft in der Wilhelmstraße weniger bekömmlich ist als in Volksversammlungen.

Marschlied nach den Wahlen von Theobald Tiger

Es steht an dem Hamburger Hafen
ein riesiger Bismarck aus Stein.
Den Schlaf seines Ruhmes zu schlafen
so steht er da groß und allein.
Er hörte Alldeutschlands Gebrummel
im Schmuck seines spärlichen Haars...
Die Zeitungen schrien: Hummel! Hummel!
Und Bismarck, der dachte: Mars! Mars!
Mit Genuß: Hummel — Hummel
Mit Genuß: Mars — Mars!
Und Bismarck, der dachte: Mars — Mars —!

Der Bismarck, der hat wohl drei Haare —
denn daran erkennt man den Mann.
Und langsam vergingen die Jahre,
und es kamen die Wahlen heran.
Doch als nun der Bismarck gerochen,
wer heute im Reichstagshaus —:
da hat er kein Wort mehr gesprochen
und riß sich die Haare aus!
Mit Genuß: Hummel — Hummel —
Mit Genuß: Mars — Mars —
und riß sich die Haare aus —!

Trio:

Nun kann er ruhig schlafen.
Und daß die Geschichte auch wahr —:
Seht nach im Hamburger Hafen —
Mit Genuß: Hummel — Hummel!
Mit Genuß: Mars — Mars!
Der Bismarck, der hat ja kein Haar —!

Interview mit Willi Münzenberg

von Hans Wesemann

Hans Wesemann hat im Auftrage der ‚Weltbühne' den kommunistischen Reichstagsabgeordneten Willi Münzenberg aufgesucht und ihm fünf von uns formulierte Fragen vorgelegt.

Frage

Sehen Sie in dem ungeheuren Erfolg der Nationalsozialisten nicht eine Desavouierung der Politik Ihrer Partei?

Antwort

Auf keinen Fall. Unser Wahlerfolg beweist, daß wir die proletarische Wählerschaft, auf die es uns allein ankommt, zu einem sehr großen Teil erfaßt haben. Wir sind auch zum ersten Male in den Bezirk der SPD eingebrochen, die unsern gesamten Stimmenzuwachs abgegeben hat. Daß wir in Groß-Berlin, der fascistischen Hochburg, die stärkste Stimmenzahl erreicht haben, ist nur die Konsequenz unsrer unbeirrbaren Klassenkampfpolitik. Der Grundstock der KPD ist heute der Großteil der Industriearbeiter. In der Arbeiterjugend wächst uns ein zielbewußtes kampfesfreudiges Jungproletariat heran, das mit den romantischen Wandervögeln der SPD-Arbeiterjugend nichts mehr gemein hat. Trotzdem bleibt die unmittelbare Gefahr eines fascistischen Umsturzversuches in Deutschland. Von den sechseinhalb Millionen Hitlerwählern kann man zwar unbedenklich drei Millionen Stimmen abbuchen. Das sind jene verärgerten Kleinbürger, die eine Aufwertung ihrer rotgestempelten Tausendmarkscheine erwarten, ruinierte Handwerksmeister und Kleinunternehmer mit Offenbarungseid und Zwangsvergleich, es sind schließlich die Weißenberganbeter politischer Couleur, die alle diesmal der Blechtrompete Hitlers nachgelaufen sind. Auch jene verärgerten kleinen Angestellten, denen ein Programm der „Nationalen Wiedergeburt, Kolonienrückgabe und Kampf gegen Youngsklaverei" gleichbedeutend mit Gehaltsaufbesserung und sozialer Abgrenzung gegen den verachteten und gehaßten Proleten ist, sind unwesentlich im Sinne eines politischen Aktivismus. Lediglich die Kerntruppen der SA, der nationalistischen Studenten und sportgeübten Bourgeoissöhnchen, fanatisiert, gut gedrillt, im teilweise wenigstens ehrlichen Glauben an ihre „Nationale Mission", alle diese begeisterten Schlagetote würden zumindestens einen kleinen Bürgerkrieg mal riskieren. Allerdings vergessen sie alle dabei, daß den Fascisten grade nach dieser Wahl die Arbeiterschaft in Deutschland, nach dem Abstoßen aller bürgerlichen Überläufer ins Hitlerlager, geschlossener und wachsamer als je gegenübersteht. Man kann eben in Deutschland auf die Dauer nicht gegen die Arbeiter regieren. Man hat das vielleicht ein wenig schon vergessen — auch bei den Arbeitern selber.

Frage

Wie erklären Sie es sich, daß die Opposition Ihrer Partei in den Gewerkschaften ziemlich einflußlos geblieben ist? Wie erklären Sie es sich weiter, daß die Nazis mit ihrer Zellenbildung in den Betrieben und grade in roten Betrieben unbestreitbare Erfolge aufzuweisen haben?

Antwort

Es ist wahr. Die KPD hat bislang die oppositionelle Arbeit in den Gewerkschaften vernachlässigt. Es geschah deshalb, weil bei der rigorosen Ausschlußpolitik jedes Oppositionellen und bei der rücksichtslosen Handhabung des gewerkschaftlichen Verwaltungsapparates jede tatsächliche direkte Einflußnahme ausgeschlossen war. Wir werden deshalb keine Sondergewerkschaften aufziehen. Aber wir werden in den Gewerkschaften um die Gewerkschaften kämpfen. Das ist einer der Hauptpunkte unsres Arbeitsprogramms. Da wird zum Beispiel in nächster Zeit der Metallarbeitertarif gekündigt. Die Gewerkschaftsbureaukraten legen dazu schon jetzt die Hände in den Schoß. Sie haben Angst vor jeder Auseinandersetzung und glauben das mit der augenblicklichen Arbeitslosigkeit motivieren zu können. Sie vergessen, daß eine Gewerkschaft ohne Kampfeswillen sich selbst negiert. Wir werden das Proletariat deshalb grade jetzt für die unausbleiblichen großen Wirtschaftskämpfe der nächsten Zeit organisieren und aufrütteln. Was die angeblichen Nazierfolge in den Betrieben betrifft, so handelt es sich zu neunzig Prozent immer um Angestellte und Stehkragenproletarier oder jene gelben Individuen, die von den Betriebsleitungen ausgehalten und in Hugenberg-Hitlerversammlungen als traurige Vertreter einer „nationalen Arbeiterschaft" paradieren. Im übrigen haben die Fascisten nach ihrem eignen Eingeständnis nur einen Bruchteil des deutschen Proletariats für sich gewinnen können. Jenes Lumpenproletariat, das zum Hitlerfreibier übergelaufen ist, gönnen wir ihnen gerne.

Frage

Besteht angesichts der neuen Situation, angesichts des überwältigenden Anwachsens fascistischer Strömungen, die Möglichkeit einer taktischen Änderung des bisher nur oppositionellen Verhaltens Ihrer Partei zur SPD? Besteht die Möglichkeit gemeinsamer Abwehrmaßnahmen in ganz besonders kritischen Situationen?

Antwort

Unser Ziel ist die Arbeitervereinigung! Ein taktisches Zusammengehen mit der SPD-Bureaukratie ist ausgeschlossen. Die SPD hat aus Konkurrenzgründen uns schon immer viel wütender verfolgt als etwa die Fascisten, den gemeinsamen Feind der Arbeiter. Sie ist jetzt durch unsern Wahlerfolg noch beunruhigter als durch den Sieg Hitlers. Wäre die SPD wirklich demokratisch und sozialistisch, so müßte sie jetzt alles tun, um Hitler in die Regierung zu bringen, damit er dort verantwortlich und gouvernemental gemacht wird. Stattdessen proklamiert sie eine Minderheitsregierung Brüning, selbst um den Preis neuer und schwererer Notverordnungen. Sie will eben um jeden Preis Preußen, ihre einzige Machtposition, halten. Sie will keine Entscheidung und keinen Kampf, der doch auch so bei einem Kabinett Brüning aufgezwungen werden wird. Oder meint sie etwa, daß bei einem neuen Defizit von über fünfhundert Millionen und mit Herrn Hitler auf dem

Oppositionsstuhl, irgend ein parlamentarischer Zustand möglich wäre, der ihr das Weiterwursteln erlaubte! Nein, die SPD ist keine sozialistische Partei mehr. Deshalb hat sie auch im Wahlkampfe immer nur den Geist von Bebel beschworen und nicht Hermann Müller — genau so wie die Deutschnationalen niemals Wilhelm II. zeigen sondern immer nur Friedericus Rex. Es ergibt sich also für die KPD die doppelte Aufgabe, die fascistische Gefahr zu bannen und gleichzeitig die Arbeitermassen der SPD für das große gemeinsame Ziel der Arbeitervereinigung zu gewinnen. Die Organisierung der werktätigen Massen bei den kommenden Wirtschaftskämpfen muß Aufgabe der KPD sein. Für die abgewirtschaftete und indolente SPD-Bureaukratie gibt es nur eins: Abtreten!

Frage

Glauben Sie, daß durch den Wahlsieg Hitlers die deutsche Außenpolitik von dem sogenannten Locarno-Kurs ins fascistische Fahrwasser gedrängt werden könnte? Wie würde Ihre Partei sich zu einer eventuellen Zusammenarbeit der deutschen und italienischen Fascisten mit ihren innen- und außenpolitischen Konsequenzen stellen?

Antwort

Das neue Programm Hitlers stellt zwar nach wie vor die Forderung nach „Einbeziehung aller deutschen Brüder jenseits der Landesgrenze ins kommende dritte Reich" — aber unter den namentlich aufgeführten „Unerlösten" fehlt Südtirol! Der kleine Adolf mußte eben in diesem kitzligen Punkte dem großen Benito eine Konzession machen. Im übrigen bedeutet Hitlers Wahlsieg unbedingt eine Stärkung der fascistischen Tendenz innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzpfähle. Man weiß das auch in Paris und London und wäre zu gewissen Erleichterungen und Zugeständnissen bereit, wenn dafür ein weiteres „Wohlverhalten" der offiziellen deutschen Demokraten à la Breitscheid gewährleistet würde. Wenn das deutsche Bürgertum auch nur etwas politischen Instinkt hätte, würde es jetzt, von sich selber aus, Erleichterungen und damit die beginnende Revision der unhaltbaren Zustände von Versailles und Young verlangen, — anstatt diesen Trumpf Herrn Hitler und seinen demagogischen Knappen zu überlassen. Wir Kommunisten werden durch diese Problemstellung in unsern Entschlüssen nicht beeinflußt. Denn wir wissen zu gut, daß die Fascisten mit ihrem „Nationalen Befreiungskampfe" erst einmal zu Hause mit dem ungefährlichen Teil der Arbeiterniederknüpplung beginnen wollen.

Frage

Was halten Sie von den Geschichten über angebliche russophile Tendenzen in der Reichswehr?

Antwort

Der Zweck dieser sehr plumpen und durchsichtigen Stimmungsmache eines kleinen aber lauten Teils der deutschen Presse ist das Bangemachen des deutschen Spießbürgers vor dem „roten Mann". Wer die Herren in der Bendlerstraße kennt

und die kommunistischen Führer im Kreml, weiß, daß an diesem ganzen törichten Gerede kein wahres Wort ist. Wenn der russische Militärattache in Berlin oder, sehr gelegentlich, junge lerneifrige russische Offiziere als Gäste der deutschen Reichswehr bei einem Manöver zusehen können, genau so wie ihre militärischen Kollegen aus der Tschechoslowakei, England oder Japan, so bedeutet das wirklich keine Bedrohung der deutschen Sicherheit. Ganz abgesehen davon erübrigen sich die Phantasien über eine deutsch-russische Zusammenarbeit durch den grundverschiedenen Charakter der beiden Armeen. Die russische Armee ist kein mobiles Instrument. Sie hat nicht den Ehrgeiz nach Lorbeeren jenseits der russischen Landesgrenzen. Sie sieht ihre Aufgabe darin, die Transporte auf der mandschurischen Eisenbahn zu sichern und die russischen Bauern und Arbeiter bei der Durchführung des Fünf-Jahrplanes zu unterstützen. Es ist eigentlich seltsam, daß diese deutschen Gespensterseher immer von Rußland fabulieren, aber niemals nach den frühern kaiserlichen Offizieren im Auslande fragen, die, wie Herr Kundt in Bolivien oder Herr Kriebel in China, auf eigne Faust Weltgeschichte machen.

Die Zukunft des Nationalsozialismus

von Quietus

Mit einhundertsieben Abgeordneten wird die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei am 13. Oktober in das Haus am Platz der Republik einrücken. Der Marsch auf Berlin wird zu einem allgemeinen Run auf die Diäten. Das Emporschnellen der einst so kleinen Gruppe hat in manchem sonst recht klugen Gehirn eine Verwirrung angerichtet, die es geraten erscheinen läßt, die unklaren, meist sehr schiefen Vorstellungen, die man sich besonders in der linksbürgerlichen Presse von den Nazis macht, richtigzustellen.

Hitlers Wahlsieg erklärt sich aus der tiefen Depression, von der weite, politisch nicht sehr interessierte Schichten ergriffen worden sind. Das Kleinbürgertum lief dem Rattenfänger von München und seinem berliner Adepten Goebbels in Scharen zu. Von dem Programm wußten sie nicht allzuviel. Das zeigt schon dessen Auflage von achtzigtausend Stück, die in keinem Verhältnis zu den mehr als sechs Millionen Wählern steht. Die Arbeiterschaft stellte nur etwa drei Prozent derer, die ihr Hakenkreuz neben die Liste neun malten. Daß diese Angaben stimmen, beweist das Wahlergebnis in Thüringen. Dort haben neben den Nazis Kommunisten und Sozialdemokraten außerordentlich gewonnen, die bürgerlichen Parteien heftig verloren. Will man vielleicht erzählen, das Bürgertum habe seine Stimme links abgegeben, und die Arbeiter seien von Herrn Frick so begeistert, daß sie seiner Wahlparole freudig gefolgt sind? Im Gegenteil, das thüringer Ergebnis läßt eine starke Abwanderung der proletarischen Nazi-Anhänger nach links erkennen, der Wahlsieg Fricks geschah auf Kosten des Bürgertums. Nicht viel anders liegen die Verhältnisse in der zweihundertfünfzigtausend Mann starken Parteiorganisation. Dort bilden etwa zehn Prozent Arbeiter das proletarische Element, die übrige Anhängerschaft rekrutiert

sich, nach Abzug der paar Vertreter der Großbourgeoisie und des Adels, aus dem Kleinbürgertum.

Diese Schichtung zwingt den Nazis eine Politik auf, die nichts mehr mit der einstigen revolutionären Phraseologie zu tun hat. Damit erweist sich auch die Angst vor einem fascistischen Umsturz als ziemlich unbegründet. Wenn Hitler noch während der Wahlen an so etwas gedacht hätte, dann wäre die Nacht nach dem 14. September der geeignete Moment zum Losschlagen gewesen, die Nacht, in der aus den Lautsprechern und den Projektionsapparaten vor den großen Verlagshäusern die nationalsozialistischen Stimmen wie Keulenschläge auf die Hörer und Zuschauer herabsausten. Adolf benutzte diesen Moment nicht. Er wußte, warum. Er wußte, daß der Kleinbürger sich nicht gern eine Kugel in den Bauch schießen läßt; er wußte, daß dieser Ruhe und Ordnung liebt; und er wußte auch, daß die Reichswehr sich ihm nicht anschließen würde. Kam für ihn noch die Angst vor der Ausweisung hinzu, so spielte für seine Abgeordneten die vor dem Diätenverlust eine nicht geringe Rolle. Hitler als Diktator Deutschlands, das ist nur noch ein schöner Traum.

Wer hat nun diesen ganzen Rummel vor den Wahlen, ohne den der Sieg nie so groß geworden wäre, eigentlich bezahlt? Da wird von Industriekapitänen, von Exzellenzen, von kaiserlichen und königlichen Hoheiten, von Italien, ja sogar von Rußland erzählt. Wahr wird manches daran sein; aber selbst wenn Mussolini, Herr Mutschmann, Prinz X von X und andre tief in die Brieftasche gelangt haben sollten, diese Unsummen konnten von so wenigen niemals aufgebracht werden, besonders seit die Quelle Kirdorf versiegt zu sein scheint. Des Rätsels Lösung? Die Mitglieder und die Anhänger haben bluten müssen. Mehrmals war der Sportpalast in Berlin bis unter die Decke gefüllt, jedesmal mußte pro Nase, ob grade oder krumm, eine Mark geblecht werden. Das macht an einem Abend fünfzehntausend Mark. Einmal hat der Reklamechef des Hauses Hitler seine weibliche Zuhörerschaft derartig aufgekratzt, daß sie in kurzer Zeit dreißigtausend Mark zur Dekkung der Wahlunkosten aufbrachte. In andern Städten, draußen im Lande ist es ähnlich gewesen. Das sind in der Hauptsache die Geldquellen, und der Erfolg: einhundertsieben Abgeordnete.

Was nun? Man will in die Regierung. Bedeutet dies vielleicht, daß sich Hitler über seine Anhängerschaft täuscht, da er doch ganz genau weiß, daß von seinem Parteiprogramm auch nicht ein wesentlicher Punkt wird durchgeführt werden können? Er täuscht sich nicht. Gewiß wird die Bewegung ihr Rückgrat verlieren, wenn die Koalitionsminister den außenpolitischen Kurs mitmachen — und sie müssen ihn mitmachen —, wenn von einer Besserung auf dem Arbeitsmarkt nichts zu spüren sein wird, wenn die republikanischen Beamten in ihren Stellen bleiben werden. Aber was hat je in der deutschen Politik Rückgratlosigkeit geschadet? Gewiß wird der alte Stamm der Partei den Führer verlassen. Was tuts? An die Stelle der durch die Idee an die Partei gebundenen Kerntruppe werden gutbezahlte Funktionäre treten, hinauf bis

zu den diätenbeziehenden Reichstagsabgeordneten. Die Partei wird genau so verbonzen und verbureaukratisieren, wie die ganze SPD. Wenn, wie man es haben will, Herr Frick den Sessel im Innenministerium einnehmen und Gregor Strasser Verkehrsminister wird, während sich Herr von Epp (oder Hirl) mit dem Staatssekretärposten im Reichswehrministerium begnügen muß, so wird man, nach thüringischem Muster, mit Maßnahmen bluffen, die dem Spießer imponieren und dem Kapital kein Haar krümmen. Schulgebete, eine berliner Professur für den Rassenforscher Günther, daran werden die kleinen Leute ihren Spaß haben. Was weiter? Unter uns gesagt, kann es uns nicht lieber sein, die Nazis führen die Negersteuer durch? Kann es uns nicht lieber sein, Herr Frick spielt gegen die Arbeitslosen den starken Mann statt Severing oder auch Wirth? Und wenn nun gar Herr Goebbels Zörgiebels Platz einnimmt, dann wird sich ja die Arbeiterfreundlichkeit dieser „Arbeiterpartei" im rechten Lichte zeigen. Herr Goebbels sollte sich das mit dem Polizeipräsidium überlegen. Man wird ihn nämlich sehr leicht mit dem Vizechef, Bernhard Weiß, verwechseln. Eine peinliche Sache für einen Antisemitenführer, auszusehen wie der Schauspieler Ernst Deutsch, dessen Ahnen nicht grade aus Friesland gekommen sein sollen. Herr Goebbels ist übrigens auch sonst nicht einem Schauspieler unähnlich, bekommt man doch den Eindruck, als habe er sich sogar das Abtupfen der Schweißtropfen stundenlang vor dem Spiegel eingeübt.

Wenn man übrigens glaubt, das Zentrum werde, sofern es überhaupt eine Koalition mit den Nazis im Reiche eingeht, diese auch auf Preußen übertragen, so hat man noch nie etwas von der Politik des doppelten Bodens gehört: das Zentrum wird sich wie immer auch diesmal nach beiden Seiten sichern. Daß Herr Kube preußischer Innenminister und der „Sieger von Berlin", Goebbels, falls sich das mit dem Polizeipräsidium wegen der Verwechslungsgefahren zerschlägt, Regent im Kultusministerium wird, das dürfte wohl ein genau so schöner Traum bleiben wie der Adolfs von seiner Diktatur.

Warum sich die Nazis mit dem Staatssekretärposten im Reichswehrministerium begnügen müssen? Die Koalitionisten werden es wollen, und Hitler wird sich fügen, weil er unter allen Umständen an die Futterkrippe will. Und dann: die scharfe antirussische Haltung der Nazis steht im stärksten Widerspruch zu der östlichen Orientierung etlicher Reichswehrstellen. Herr von Schleicher wird wohl kaum den Bruderkuß mit Hitler tauschen wollen, die Liaison behagt ihm gar nicht.

Die monströse Reichstagsfraktion weist nur wenig beachtlichere Köpfe auf. Da sind Reventlow, Stöhr, Gregor Strasser, Goebbels, Hirl, Epp und Rosenberg. Das ist alles. Die andern sind Unterdurchschnitt, ihr Köpfchen, Herr Münchmayer, eine Mischung aus schleimigen Schmeichler und Radaubruder, würdig seinem rheinischen Kollegen Levy, pardon Ley, der aus dem Daube-Mordfall in seiner Presse einen Ritualmord machte, dafür ein paar hundert Mark Geldstrafe bekam, die durch die Riesenauflage jener Nummer seiner Zeitung glatt wieder wettgemacht wurden. So sehen diese Einhundertsieben

aus, die sich darauf beschränken werden, provokatorische Anträge zu stellen und Krakehl zu machen.

Das sozialistische Element wird in der Fraktion heute nur noch von Reventlow und Stöhr vertreten. Hier hat die Industrie, hat vor allem der Herr im Hause Scherl resolute Arbeit geleistet. Die Industrie hat die Naziführer nicht materiell, sie hat sie ideell bestochen. Man behandelte sie nett und zuvorkommend. Man erläuterte ihnen, natürlich immer portionenweise, wie unendlich schwierig und kompliziert das Räderwerk der Wirtschaft sei. Sie ließen sich einreden, daß die Verwirklichung auch nur eines Punktes ihres Sozialisierungsprogramms den vollkommenen Ruin der Wirtschaft zur Folge haben würde. Sie haben sich einwickeln lassen. Der Sozialismus wurde gestrichen, er wird nicht mehr notiert. Herrschend ist der krasse Fascismus, diese letzte Zuflucht des Kapitalismus vor seinem endgültigen Zusammenbruch. Darum der Italienkurs, dem zuliebe man schon lange Südtirol seinem Schicksal überließ, dem zuliebe man auch bald offiziell auf den Anschlußgedanken verzichten wird. Mussolini ist tabu.

Eine eigenartige Rolle spielt Hugenberg. Man kann das, was hier zwischen den beiden Parteiführern vor sich gegangen ist, am besten als eine gegenseitige Überfremdung bezeichnen. Hugenberg hat Hitlers Hände sanft von der Wirtschaft gelöst, er hat ihm die Grenzen seiner Tätigkeit gezeigt. Er hat ihn auch zu überzeugen verstanden, daß die These von der nationalen Selbständigkeit aller Nationen barer Unsinn sei. Heute vertritt Hitler den reinen Kolonialimperialismus, wenn er auch nach außen hin versucht, das Recht der Herrschaft über die nichteuropäischen Völker, also zum Beispiel Englands über Indien, als Ergebnis seiner Rassentheorie hinzustellen. Alfred Rosenberg ist der Einpeitscher dieser Ideen, ein guter Helfer für Hugenbergs Pläne. Als Gegenleistung hat Hitler Hugenberg seine Phraseologie vermacht. Dieselben Töne in der Propaganda, in den Zeitungen, da wie dort.

Wer nun noch etwa glaubt, man werde wenigstens mit dem Antisemitismus ernst machen, der beruhige sich. Zum Pässebesorgen und Kofferpacken liegt gar keine Veranlassung vor. Um den Juden eins auszuwischen, müßte man die Verfassung ändern. Wo ist die nötige Zweidrittelmehrheit? Und selbst eine Diktatur, an der doch Hitler nur beteiligt wäre, würde es nicht zu antisemitischen Exzessen kommen lassen, denn der Antisemitismus ist heute nichts mehr als ein Aushängeschild, und die Mitdiktatoren würden ihn nur belächeln.

Die Börse hat das begriffen. Sie ist nicht beunruhigt. Sie weiß, daß man auch bei den Nazis mit Wasser kocht. Sie weiß, daß vom Antikapitalismus nur noch der Name übriggeblieben ist. Sie arbeitet weiter. Und sollte es denn gar so unmöglich sein, daß sich eines Tages auch Herr Oscar Meyer mit Frick und Hitler an einen Tisch setzt?

Der Sieg der Nazis bedeutet eine Stärkung der fascistischen Reaktion, auf wirtschaftlichem, besonders aber auf kulturpolitischem Gebiet. Er bedeutet nicht die Befreiung von untragbaren Lasten. Dem Kapitalismus werden nicht einmal die Fingernägel beschnitten werden. Die Börse arbeitet weiter.

Ein Deutschland-Buch von Ignaz Wrobel

Deutschland lobt sich immerzu selber, was für die Herren Lober zu allem andern auch noch ein gutes Geschäft bedeutet. Seit dem vorzüglichen, viel zu wenig gekannten Buch „Deutschland heute" von Alfons Goldschmidt ist viel Druckerschwärze über die Seiten gelaufen — und der Deutsche läßt sich immer noch gern photographieren. Nicht, wie er ist, sondern wie er sich sieht und wie er gern sein möchte: waffenstarrend und martialisch vor einem Hintergrund von Lafetten, brennenden Kathedralen und kartothekstarrenden Etappenschauplätzen — oder bierig-friedlich, der Rhein säuselt sanft dahin, das Bier wallet und ein Gesangverein singt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten — mir ist so sinnig zu Sinn ..." Jetzt aber ist etwas erschienen, das mit diesen lächerlichen Familienphotos nichts zu tun hat. Beinah nichts zu tun hat.

*

Eugen Diesel „Die deutsche Wandlung. Das Bild eines Volks." (erschienen bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Berlin, die leider in der Firma einen falschen Apostroph führt). Dieses Buch ist der beste Baedecker durch die deutsche Seele.

Hervorzuheben ist zunächst der saubere Stil der ersten drei Viertel des Buches. Was heute in Deutschland Essais schreibt, hat sich eine Sprache beigebogen, die schnattert und stelzt, die plappert und schnalzt, und ganze Fachterminologien werden aufgeboten, um den Herrn Autor als einen in allen Fakultäten bewanderten Mann dastehen zu lassen, immer im Magnesium-Blitzlicht einer falschen Bildung. Sie können nicht mehr sagen: „Der Tisch ist rund", das wäre zu einfach; sie haben nichts zu Ende gedacht, alles ertrinkt in einer tranigen Majonäse, aus der man nur das ranzige Öl herausschmecken kann. Nichts davon ist bei Diesel — fast nichts.

Jeder Leser kennt das Gefühl, mit dem man ein neues Buch in die Hand nimmt: man beriecht es erst einmal. Ich habe dieses hier aufgeschlagen, und entgegen sprang mir ein Kapitel über die deutsche Sprache: so klar, so humorvoll, so sicher in seinen Vergleichen, voll so feinen Gefühls für die Sprachmelodie, die an der Muttersprache zu hören besonders schwierig ist, daß ich das Buch mit größter Aufmerksamkeit zu lesen begann. Man wird nicht so bald damit fertig.

Das Beste an diesem „Bild eines Volks" ist sein Photo von gestern. Das ist unübertroffen.

Wie das Land geworden ist und wie es noch ist; was an diesen Zuständen ewig und was zeitbedingt ist, das hat Diesel mit großem Wissen und in kristallner Klarheit herausgearbeitet.

Er weiß, daß man erst dann pathetisch werden darf, wenn der Unterbau genügend gesichert ist, und er gibt die Basis. Er sieht das „Deutsche" noch in Kleinigkeiten und grade in Kleinigkeiten, und da er viel gereist ist und Europa, soweit ich das beurteilen kann, gut kennt, so ergeben sich nun eben nicht jene Vergleiche, die zu gar nichts führen, sondern fruchtbare, belehrende, belichtende Vergleiche.

Seine Schilderung ist gelassen. Nirgends erregt er sich; er behält einen kühlen und klaren Kopf, und so entstehen Schilderungen der deutschen Stämme, deren erbarmungslose Klarheit noch durch den gutmütigen Spott hindurchleuchtet, mit dem sich etwa Mitglieder einer Familie, die sich und ihre schwachen Stellen sehr genau kennen, zu necken pflegen. Aber es bleibt keinem etwas erspart.

Auch Berlin nicht.

Diese Insel wird in der „Provinz", welches Wort man nicht mehr anwenden sollte, wild bekämpft. Meist so dumm, daß es jedem gewitzten Berliner mit Leichtigkeit möglich wäre, das selber viel besser zu machen. Wir wissen doch wenigstens Bescheid. Die Figur, auf die in München und Bremen geschossen wird, wenn Berlin gemeint ist, hat mit Berlin wenig zu tun: es ist eine Schießbudenfigur.

Wie aber Diesel seine Bedenken gegen Berlin äußert, das läßt man sich gern gefallen. Er hat nämlich mit seiner kritischen Beschreibung recht. „So ist Berlin seine eigne Provinz, nicht die eigenwillige und führende Zusammenfassung der gesamtdeutschen Triebe." Und: „Denn sein Wesen und Stolz besteht immer nur wieder darin, daß hier, um des Losseins willen, etwas los sei, gar nicht eigentlich im sensationellen Sinn, sondern im Sinn einer Beweglichkeit." Man sollte diese richtige Bemerkung, die tief zielt, nicht mit dem albernen Hinweis: „Es wird doch aber in Berlin so viel gearbeitet", abtun; diese Arbeit ist sehr häufig Flucht und Schwäche. „Auch die nicht abzuleugnende Berliner ‚Freiheit' ist eher eine Freibeweglichkeit, eine Freiheit des nicht ganz Ernstnehmens. Die bekannte Berliner Selbstsicherheit hat also auch eine negative Abstammung." Und: „An dem, was ihm mangelt, erkennt man, was andre Städte haben." So ja.

Diesel nimmt sich die einzelnen Stämme vor, und jeder wird kurz und erschöpfend und wohl immer richtig charakterisiert. „Die sächsische Sprache hat die fränkische Neigung, die Konsonanten zu erweichen, bis zur Eigenschaft dicken Schmieröles durchgeführt, aber auch die Vokale bubbeln darin umher, wie Luftblasen, die aus dem Öl langsam aufplatzen. Diese glitschende, gleitende, gemütelnde Lautmasse ist von sentimental-zudringlicher Melodie kitschig getragen. Das Charakterlose ist durch Übertreibung der Empfindelei verborgen. Gebaren, Bewegung, Haltung der Sachsen ist deutsche Formlosigkeit in der Vollendung, ist eine sonderbare Art von wohlmeinender Taktlosigkeit, als Folge von Chaotik, nicht von schnoddriger Seelenkühle, wie beim Berliner. Ein sächsischer Diktator würde im Reiche wegen seiner Mundart nicht ernst genommen werden können."

Man sieht: die Beschreibung ist kühl wie die in einem botanischen Lehrbuch; hier ist die Forderung Goethes rein erfüllt, daß der Forscher nicht sagen solle: „Das Eisen hat den Fehler, zu rosten", sondern: „Das Eisen hat die Eigenschaft, zu rosten." Dabei ist Diesel durchaus nicht ohne Temperament; er bleibt nur, wo er schildert, gelassen, und er macht sich die Wirkung niemals durch Geschrei kaputt. (Expertus scio.)

An Schärfe läßt das Buch nichts zu wünschen übrig.

„In Deutschland hat sich die Überzeugung von einer besonderen ernsten Manneswürde herausgebildet, die zuweilen auch der Frau gegenüber ausgespielt wird und sich auf Kosten der Ritterlichkeit nährt. Wenn der Deutsche sich große Vollbärte stehen läßt, so bedeuten sie etwas andres als die englisch-behaglichen, russisch-bärenhaften, französisch-eiteln Vollbärte. Sie sollen oft die Vorstellung von einer öffentlich getragenen Manneswürde erregen." Man darf hinzusetzen: und sie sollen die Lippen verdecken. Man darf hinzusetzen: es gibt glattrasierte Leute mit Vollbärten.

„Der Begriff der Ordnung ist hier ein Heiligtum, aber nicht der einer organischen Ordnung, sondern einer sachlichen Überordnung der Verhältnisse über den Menschen." Den Satz sollten sich jene Herren hinter die Ohren schreiben, die den jeweiligen Kalender für die Bibel halten. „Ihr kennt nur das Deutschland von gestern", sagen sie. „Das Deutschland von heute ..." Ein Land ändert sich nicht. Es wandelt sich, es nimmt andre Formen an — Grundformen bleiben. Und diese Grundformen scheint mir Diesel gut erkannt zu haben.

Das geht bis in die kleinsten Einzelheiten. Zum Beispiel in jene, die sich aus dieser schrecklichen und sakramentalen „Ordnung" ergeben. Vom „Krach":

„Sehr dicht bei dieser Neigung zu Auseinandersetzungen steht die deutsche Belehrungssucht, das Beibringen von Meinungen. Es kommt vor, daß ein Oberstudienrat Ortsansässige darüber belehrt, daß an ihrer Gegend etwas nicht in Ordnung zu sein scheine, denn sie sei im Reisehandbuch anders geschildert. Zumal in Norddeutschland wird man auf Schritt und Tritt durch solche Belehrungssucht verletzt: ‚Können Sie denn nicht lesen? Rechts gehen! Hinten antreten! Können Sie denn nicht aufpassen?' In Berlin, dessen Mundart den Frageton am Ende des Satzes anmaßend in die Höhe zieht, wirken diese Belehrungen beleidigend. Wer nach langer Zeit als Deutscher vom Ausland nach Deutschland zurückkehrt, wird mir nichts, dir nichts auf Bahnsteig und Behörde in die längst vergessene Neigung, Krach zu machen, mithineingezogen."

Aus dieser Stelle geht der Standpunkt Diesels klar hervor, der einzige, von dem aus ein Kulturkritiker ein Land überhaupt richtig zu sehen vermag: der von außen. Der Beobachter mag so tief im Lande stecken, so tief in dessen Leben verstrickt sein, wie er will: er muß so tun, als sei er ein Fremder. Das ist die Technik der „Lettres Persanes" aller Zeiten. Und so ein Buch ist das von Diesel.

Wer denn anders als einer, der draußen gewesen ist und von draußen kommt, könnte dieses sagen: „Der Urkitt der Deutschen ist das Hocken, ein gestalt- oder formloses Beieinandersitzen, gestaltlos trotz der höflichen Sitte, zu fragen, ob ein Stuhl frei sei. Die Stimmung hat etwas Brütendes." Oder eine Bemerkung, die ins Herz trifft, eine über die Überschätzung der Bildung und der abgelegten Examina: „Grade die einfachsten Leute sind am allerempfindlichsten, wenn man solches Vorgehen kritisiert, und sie sparen sich das Nötigste

vom Mund ab, um die Kinder in das Paradies des Wissens und des Faches zu schicken." Und so hundertmal.

Was an Charakteristiken fremder Nationen abfällt, ist meist so gut, daß man dem Wanderer durch viele Welten Urteilskraft auch über das eigne Volk zutraut. „In den deutschen Bureaus liegen die Papiere und Akten im Korb und auf dem Gestell wirklich als kleine anerkannte Welten für sich da und laden zur sitzenden Pflicht ein, während in New York einer mir nichts, dir nichts vom Schreibtisch die Beine herabbaumeln läßt, und in Italien sich alles leicht und flatternd gern wieder ins Freie ablöst. Der Deutsche bläst, außer in Oesterreich, nie leichtfertig den Dampf aus seinem Kessel ab, er läßt ihn immer durch die Maschine laufen ... In der Gesamtbuchhaltung des Landes geht nichts verloren."

So scharfe und gute Erkenntnisse verdichten sich dann bei Diesel zu Fundamentalwahrheiten.

„Es besteht ein Mißverhältnis zwischen dem Zustand der Dinge und dem Zustand der Menschen, zwischen dem Arbeitsaufwand und dem Arbeitsergebnis. Man sollte mehr Wohlstand und heitere Menschlichkeit erwarten dürfen."

Und, auf einen Wandteller zu malen —:

„Nachdem sehr viele Deutsche neunzehn oder fünfundzwanzig oder dreißig Jahre alt geworden sind, ehe sie die Schule oder Vorbereitung in irgend einer Form abgetan haben, beginnen sie ins ‚Leben' hinauszutreten, das aber zum großen Teile inzwischen, fast unvermerkt, abgelaufen ist."

Und, auf viele Wandteller zu malen:

„Indessen sind doch die Deutschen und die Juden durch Geist, Begabung, Schicksal merkwürdig verwandt, ja, sie stehen in einem ähnlichen Sinne unter der kritischen Beobachtung der Welt." Und wissen meist beide nicht, warum es so ist.

Das sollte unsereiner mal sagen!

Nichts ist so bezeichnend für die völlige Instinktlosigkeit der Deutschland-Lober als die Art, wie die Kritik dieses Buch aufgenommen hat. Diesel ist kein Satiriker; seine erbarmungslosen Wahrheiten werden geruhig vorgetragen, und Kerle, die das Wort „deutsch" gar nicht mehr aussprechen können, ohne die Bälge einer unsichtbaren Orgel zu treten, fallen brav auf den Ton des Buches herein; sie hören nur den Ton. Diesel wird nun besonders im zweiten Teil des Werkes mitunter leicht feierlich — das genügt den Hohepriestern des Fahnentuches, den Mann als einen Patrioten willkommen zu heißen. Der darf kritisieren.

Nun, er hat einen Teil Deutschlands gut erkannt und noch besser beschrieben. Merkwürdig berührt seine Blindheit in dem, was die wirtschaftlichen Gründe des deutschen Wesens angeht — nicht alle Motive des deutschen Verhaltens liegen in der Rasse und ihrer Geschichte, nicht alle sind durch die Landschaft bedingt. An dieser Stelle ist immer wieder davor gewarnt worden, jene marxistische Mode mitzumachen, die alles, aber auch alles, was da zwischen Himmel und Erde vor sich geht, als die natürliche und klare Folge wirtschaftlicher

Umstände erklärt. So sieht die Welt nicht aus. Aber so, wie Diesel das macht, gehts nun auch nicht.

Es ist ja gut und schön, die Seele eines Volkes aufzuzeigen — denn jedes hat eine. Aber immerhin darf man nun nicht so tun, als sei die grade bestehende Gesellschaftsordnung das A und das O und die einzig mögliche; manchmal ist man bei der Lektüre des Dieselschen Buches versucht, dazwischenzurufen: „Hundert Mark Gehalt mehr, und die Sache sähe ganz anders aus." Von den Löhnen ist nun leider sehr wenig in diesem Buch zu lesen. Das ist sicherlich keine böse Absicht; Diesel hat entweder zu schwerem Schaden seiner Arbeit in diesem Zusammenhang die wirtschaftlichen Verknüpfungen nicht zeigen wollen, oder er ist, was schlimmer wäre, so in der Welt der Unternehmer gefangen, aus der er ja wohl stammt, daß er nicht anders denken kann als sie. Das wäre fatal.

Der Wahnsinn gewisser, meist von Arbeitgebern aufgemalter Protz-Prospekte wird an einer nebensächlichen Stelle recht deutlich. „Die siebenhunderttausend Güterwagen, auf neunzig Deutsche einer..." Ach, Herr Diesel! Ich kenne viele, viele hundert Menschen, aber Sie glauben nicht, wie wenig darunter sind, die einen Güterwagen, die den Wert eines Güterwagens besitzen. Ich weiß schon, was Sie haben sagen wollen — aber ich weiß auch, was ich sagen will: daß es nämlich mitnichten, wie die Herren Industriellen glauben und für viel Geld predigen lassen, darauf ankommt, daß auf neunzig Deutsche ein Güterwagen komme und daß wir statt neunzig Deutsche hundertundzehn werden — sondern daß es darauf ankommt, die vorhandenen Gütermengen vernünftig und den erzeugten Arbeitswerten gemäß zu verteilen. Der größte Teil des londoner Immobilienbesitzes gehört einigen Familien. Und wie sieht die Güterverteilung in der übrigen kapitalistischen Wirtschaft aus?

Hier ist das eine Manko des Buches. Das andre liegt darin, daß es oft in denselben Fehler verfällt, den es am Deutschen so scharf rügt: es stellt das Land und seine Bewohner in eine Ausnahme-Position. „Nur in Deutschland gibt es Weidwerk, gibt es das, was der Deutsche als Jägerei ansieht." Der Nachsatz hebt den Vordersatz und damit diese ganze Anschauung auf: natürlich können die Mexikaner nicht so jagen, wie es der Deutsche zu tun gewohnt ist. Mit solchen Lyrismen ist überhaupt nichts ausgesagt. Nur in England gibt es eine Teestunde, das, was der Engländer unter eine Teestunde versteht... nur in Frankreich... nur in Rußland... Und aus solchem die Anschauung verengenden Nationalismus entspringen dann Stellen wie diese: „Jetzt ist Deutschland, je nachdem, die Sprengmine oder auch die Rettung Europas." Und: „Der geschichtliche Augenblick, in dem wir uns befinden, dies seltsame Abenteuer, womit eine ganz neue Zeit beginnt, das alles schließt aus, daß wir in einem Entwicklungszustande stehen bleiben, wie Frankreich und England ihn darstellen. Wir greifen also über die Erstarrung der alten Gebilde hinaus in etwas unbehaglich Neues..." Und, ganz konsequent in diesem Irrtum: „Deutschland hat die Aufgabe, aus mensch-

licher und europäischer Gesinnung heraus den Bann zu lösen, der Europa lähmt, den zu lösen die andern aus ihrer Lage heraus unfähig zu sein scheinen."

Das ist Ressentiment, damit kann man nichts anfangen. Es ist wohl kein Zufall, daß in diesem zweiten Teil des Buches, dessen Verblasenheit seltsam an den schlechten Schriftsteller Rathenau gemahnt, oft das Modewort „menschlich" verwandt wird, das ja überhaupt nichts mehr bedeutet und das nur das Loch im Denken des Autors anzeigt.

Sind die Deutschen dazu berufen, die Welt zu erretten? „Während des Krieges hörte man öfters den Ausspruch: ‚Na, in dem oder jenen Lande werden wir schon Ordnung schaffen!' Der Deutsche begreift nicht, daß man nicht in der ganzen Welt seine Art von Ordnung wünscht, die er für die Ordnung an sich hält." Und dieser Ausspruch stammt von Diesel.

Er befolgt ihn nicht. Diesel ist ein anständiger Mann: er will zwar helfen, doch verspricht er nicht auf allgemeinen Wunsch der Leserschaft fix und fertige Lösungen, er preist keine Patentrezepte an, eine Versuchung, der so viele Autoren unterliegen, weil sie die suchenden, die sehnenden, die ratlosen und die fragenden Blicke, die auf sie gerichtet sind, nicht ertragen können ... Diesel bleibt standhaft und bleibt sauber. Aber er denkt nicht sauber. Mit den Schlußkapiteln seiner Arbeit kann niemand etwas beginnen; das ist Deutschland, wo es am dunkelsten ist — nein, wo es immer finsterer wird; das ist da, wo jener uralte, nun neudeutsche Idealismus beginnt; wo „Proppleme" auftauchen, die man nie anders schreiben sollte als so; wo entweder gewitzte Unternehmer so lange meditieren und meditieren lassen, bis — Gott ist groß! — als Resultat just die Notwendigkeit der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft herauskommt, oder wo verschwommene, gefühlsmäßige, unziselierte, nicht durch das Feuer des Denkprozesses gegangene Philosopheme erscheinen: wie hier bei Diesel. Das Buch gibt gute Diagnosen. Es gibt gar keine Therapie.

Es irrt nicht nur manchmal im einzelnen, wie bei dem völlig unzulänglichen Kapitel über die Reichswehr, wo von der seltsamen Verteilung der verstreuten Kompagnien über das Land wohl gehandelt, kein Wort aber davon gesagt wird, warum das so ist und daß dieser Verteilung ein Plan zugrunde liegt. Das Buch läßt einen trotz der vorzüglichen Naturgeschichte des Deutschen ratlos zurück. Und was nun? Und was nun?

Not tut Klarheit. Not tut Selbsterkenntnis —: Selbsterkenntnis der Berufe, die auf dem besten Wege sind, sich heilig zu sprechen, und Selbsterkenntnis des einzelnen, der, durch Kino, Sport, weltanschauliche Klubs in der Jugendbewegung der Bünde und in der Greisenbewegung des Parlamentarismus, aus diesem Leben flüchtet. Die deutsche Philosophie ist fast immer Flucht. Die Leute wollen die harte, die unbequeme Wahrheit nicht hören — sie nehmen sie dem Sager übel. Die Unternehmer nehmen sie übel, weil sie eine Sicherheit schwinden fühlen, die längst nicht mehr vorhanden ist — so

gewaltsam trumpft nur auf, wer den Boden unter sich wanken fühlt wie diese verkleideten Fascisten; die Angestellten, weil sie, Herr für Herr und Fräulein für Fräulein, ihr Schicksal wenigstens für ihre Person zu lösen glauben, wenn sie sich mit dem Chef gut stellen, wenn sie abends einen Smoking anziehen und wenn sie Sonnenblumen am Siedlungshäuschen ziehen. So gehts nicht.

Es fehlt uns die Röntgen-Photographie des Volkes, wie es heute ist. Die deutsche Wandlung? Flaubert notierte im „Bouvard und Pécuchet" als Prototyp eines Gemeinplatzes: „Unsere Zeit ist eine Übergangszeit." Alle Zeiten sind das.

Wenn der Deutsche sich selber einmal klar erkennt: seine wirtschaftliche und seine seelische Lage, wenn er die innere und die äußere Revolution wirklich will und damit etwa die Hälfte von dem, was er ist, zu überwinden trachtet: dann und nur dann kann er, dem von außen nicht geholfen werden kann, sich selber helfen.

Geist: knockout von Walter Mehring

Wenn Ihr die Feder in die Tinte tunktet,
Was schreibt Ihr bloß? Ihr seid längst ausgepunktet!

*

Als wir noch selig unsre Windeln näßten,
Bedrückte uns nicht Gott noch Vaterland.
Was, Teufel! mußte man mit Geist uns mästen!
Wenn es dann aufstößt, nennt Ihr das: Verstand?
Braucht die Hyäne etwa goldne Worte,
Wenn sie am Luderplatze dejeuniert?
Daß Ihr die Knochen schmückt mit Heilgenborte!
Daß Ihr beim Killen noch philosophiert!
Eins in die Fresse! ist ein Argument,
Das ein Jahrtausend Weisheit überrennt!

*

Ach Je... Ihr werten Geisteshelden!
Was habt Ihr denn der Welt zu melden?
Eh Ihr noch ausgeheckt die Heilsidee,
Da liegt Ihr längst schon in der Charité!

*

Vom Kongruenzsatz zu den Menschenrechten:
Wofür hat sich die Menschheit denn erhitzt!
Nach dem Rezept von Euren Denkernächten
Streng theoretisch hat man Blut verspritzt!
Ja, glaubt Ihr denn, daß man ein Leben schone,
Weil einer ein Atom zerspalten hat?
Man nützt es aus! Doch glaubt: es geht auch ohne
Und ohne Denken wär die Rechnung glatt.
Es wird, was das genialste Hirn gebiert,
Von einem Gummiknüppel ausradiert!

*

Ihr Geisteshelden, ach Herr Je...!
Schafft für die Zukunft und seid längst passé!
Eh die Vernunft den ersten Sieg erstritten,
Liegt sie begraben und hat ausgelitten!

Aus der Rangliste der Kunst von Adolf Behne

An 1700 Bilder und Plastiken verkaufte seit 1926 die „Deutsche Kunstgemeinschaft". Ihr Jahresbericht bringt ein genaues Verzeichnis der Käufer und der Ware, und es schien mir ganz interessant, davon einen soziologischen Querschnitt zu nehmen: Wer kauft was?

I

Das Vaterland

Der Reichspräsident:	....
Major a. D.:	Hindenburgbüste
Ober-Post-Sekretär:	Masurischer Reiterverein

II

Die Regierung

Der Reichskanzler:	Kloster R.
Reichsminister:	Der sterbende Torero
M. d. R.:	Ingeborgs Puppentisch
Ministerialrat:	Landschaft mit Angler

III

Reichshauptstadt

Oberbürgermeister:	Berlin, vom Museum aus gesehen
Stadtverordneter:	Stilleben

IV

Friede in der SPD

Partei Hamburg:	Birken
Gewerkschaftsbund:	Ebert; Öl
Landarbeiterverband:	Feierabend
Gewerkschaftssekretär:	Vereiste Ausfahrt
Bezirkssekretär:	Kleine Sonnenblumen

V

Landvolkbund

Landwirtschaftlicher Sachverständiger:	Melancholie
Landwirt:	Sorgenvoll
Studienrat:	Brennesseln

VI

Akademiker

Amtsgerichtsrat:	Villa am Meer
Arzt:	Frau vor dem Spiegel
Frau Doktor:	Sterbender Schwan

VII

Handel und Industrie

Milchgroßhändler:	Weiße Rosen
Fabrikant:	Brot und Eisen

VIII

Kunst

Bronzewaren-Fabrikant:	Herbstsonne
Kinobesitzer:	Märchen

IX

Soziale Stufungen in der Landschaft

General-Direktor:	Malcesina in der Morgensonne
Hausbesitzerin:	Venedig
Kaufmann:	Fischerhäuser in der Abendsonne
Angestellter:	An der Havel bei Schildhorn

X

... aber happy end reißt alle sozialen Schranken nieder

„Mädchenkopf", in Öl, von Bruno Breil gemalt, erwarben

Provinzialverwaltung
Direktor
Syndikus
Ober-Regierungs-Rat
Rechtsanwalt
Zahnarzt
Kaufmann
Angestellte bis zum
Reise-Bureau-Expedienten.

Die Produktionsberatung von Boris Pilnjak

Der Ingenieur Jewgenij Jewgenijewitsch Poltorak war nach Kolomna als Vertreter des „Stet", des „Staats-Elektro-Trusts", gekommen. Im Bureau des Vorstandes der „EM"-Abteilung des Baues, der „Elektro-Mechanischen", wurde Poltorak vom Vorsitzenden der Arbeitergruppe bei der Produktionsberatung bereits erwartet. Die Produktionsberatung über die Vergebung der Arbeiten beim Monolith an den „Stet" war in den Klubräumen bei der Fabriksküche anberaumt. Der Vorsitzende hatte für Poltorak das Material vorbereitet; er stellte sich vor:

„Arbeiter Sysojew", blätterte emsig in den Papieren und fügte ohne Eile hinzu: „Kommen Sie hinüber in unsre Kultur-Teestube."

Sie durchquerten die Arbeitersiedlung Nr. 2. Poltorak trug seine Aktenmappe. Sein Kopf hing schlaftrunken schwer herab. Sysojew ging voraus, bedächtig, doch immerhin so, daß Poltorak Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Vor der Revolution hatte Jewgenij Jewgenijewitsch zwar praktisch in der Produktion gearbeitet, doch nach der Umwälzung war er in den Bureaus und Kommissionen der verschiedenen staatlichen Trusts steckengeblieben. Sie gingen über eine Straße, die durch Wiesengelände führte, die Straße einer ungewöhnlichen Stadt, wo nur Arbeiter und Angestellte des Baues wohnten. Kein Laden und kein Händler oder sonst ein fremder Berufsangehöriger war zu sehen. Die Straße lag leer da —, die Reihenhäuser standen in schachbrettartiger Anordnung, mit weißen Vorhängen und Geranientöpfen in den Fenstern. Längs der Zäune der Vorgärten zog sich eine frisch gepflanzte Pappelallee hin. Eine Straßenkreuzung war mit Blumenbeeten eingefaßt; hier war ein Sportplatz eingerichtet. Durch den heißen Julimorgen krähten sich die Hähne zu, gackerten die Hühner. Auf dem Sportplatz spielten kleine Jungen Murmel und Hölzchen.

Poltorak erinnerte sich an einen Gedanken, den er einmal gelesen hatte: daß Maschinen, Stahl, Bauwerk in ihrem nie endenden Kampf gegen die Natur und um die Organisierung der Natur nicht Gegenstand der Verherrlichung sein dürfen, nicht den würdigen Stoff einer Dichtung abgeben können. Das Endziel, die Hauptsache, das Entscheidende ist immer der Mensch; für ihn gewinnt die Maschine Leben, durch seinen Willen ist sie lebendig, durch seinen Willen fließen die Flüsse, durch seinen Willen wächst der Bau.

Die Glas-Eisenkonstruktion der Fabriksküche schien nicht auf der Erde zu stehen sondern in der Luft zu hängen. Im Vorraum wurde Poltorak angehalten und gebeten, Mütze und Mantel abzugeben. Poltorak wunderte sich. In der Teestube herrschte vollendete Sauberkeit, die Luft war rein, Morgensonne durchflutete den Raum. Poltorak betrat ein großes Zimmer mit weißen Wänden; ringsum standen weiße Tischchen, auf jedem ein Glas mit frischen Blumen. An den Tischen wurde Tee getrunken. In einem zweiten Zimmer wurde an mehrern Brettern Schach gespielt und eifrig Zeitung gelesen; die Zeitungen waren in Halter eingespannt. Sysojew bat Poltorak, seine Zigarette auszulöschen oder in das Rauchzimmer hinüberzugehen. In der Stille der Zimmer und der Menschen war nichts Gezwungenes, die Gemessenheit des Raumes und die weiße Farbe der Wände und Tische erinnerten an ein Sanatorium. Sysojew holte an der Kasse Speisemarken und besorgte Tee, Butter und belegte Brote. Sie waren lange vor der angesetzten Zeit gekommen. Gegenüber ihrem Tisch saßen drei junge Leute mit Kragen und Schlipsen angetan und lasen Zeitungen. Ein Mädchen in rotem Kopftuch setzte sich zu ihnen.

„Wer sind die Leute mit den Schlipsen?" fragte Poltorak.
„Bohrer. Arbeiterjugend. Hier sind alles Arbeiter von der zweiten Schicht", antwortete Sysojew und begann geruhsam zu essen.

„Und das Mädchen?"

„Auch Arbeiterin, von der Lehrlingsgruppe der Elektro-Mechanischen Abteilung".

Zwei Arbeiter von etwa vierzig Jahren traten ein, begrüßten Sysojew, setzten sich dann an den Tisch der jungen Leute, versorgten sich mit Tee und wechselten spärliche Reden. Poltorak hörte ihnen nicht zu, die Müdigkeit übermannte ihn; er nahm aus seiner Mappe ein Bündel Akten, das Material, das ihm Sysojew im Bureau übergeben hatte, und legte es vor sich auf den Tisch.

Einer der ältern Arbeiter am Nebentisch sagte:

„Aus Zeitungen und Broschüren ist das nicht zu erlernen. Wir täten ein wissenschaftliches Buch brauchen, ein gediegenes, aber billig müßt es sein, über Wasserbau. Eines, das besonders für uns aus dem Dorf geschrieben ist. Ein Buch, das populär ist und worüber unsereins nachdenken kann. Wir müssen alles lernen, gründlich, von vorn und hinten, und nicht bloß so den Senf aus Zeitungen und Broschüren. Früher hätte man die Leute nicht mit der Peitsche in den Fachunterricht

hineingekriegt, jetzt ists im ersten Kurs knüppeldick voll."
Poltorak las in seinen Akten:

„Sitzungsprotokoll Nr. 17 der Betriebszelle zur Förderung der Erfindertätigkeit der Arbeiter vom 30. IV. 29: Es liegen die Erklärungen der Genossen Tschernow und Starostenko vor über die Zuerkennung des Urheberrechts für die Verwendung von Vorrichtungen an den Feldbahnloren zum selbsttätigen Umkippen des Wagenkastens. Vorgebracht werden: 1. Frage an den Genossen Tschernow: Haben Sie irgendwann dem Vorsteher des Depots über diese Vorrichtung Mitteilung gemacht? Antwort: Nein, aber sie wurde während der Arbeit zur Anwendung gebracht, wir haben Stifte eingesetzt und die Schrauben angezogen. Angemeldet haben wirs nicht, weil wir der Sache keine so große Bedeutung beigemessen haben. 2. Genosse Korschunow teilt mit, daß er bei den Loren seit Mai 1928 arbeitet. Sicherheitsvorrichtungen waren nicht vorhanden bis zu ihrer Einführung durch den Genossen Omeltschenkow. Die Genossen Tschernow und Starostenko arbeiteten dann als Schlosser an der Einrichtung von Sicherungen. 3. Genosse Prokopow gibt eine rückblickende Darstellung dieser Angelegenheit. Er erklärt: Als Vorsteher des Depots erhielt ich die Aufforderung der Abteilung G, Verbesserungen in bezug auf die Sicherheitsvorrichtungen beim Umkippen der Loren anzubringen. Ich sprach darüber mit dem Genossen Omeltschenkow, der mir sofort sagte, daß man eine Klammer anbringen müsse, die als Sicherung wirken wird. 4. Genosse Pipkin gibt zu Protokoll, daß die besagte Erfindung eine Kollektivarbeit sei, an der sowohl Genosse Omeltschenkow wie auch die Genossen Tschernow und Starostenko ihren Anteil haben. 5. Genosse Soboljew erklärt: Ich muß zu der vorliegenden Frage erklären, daß der erste bei der Montierung der Loren der Genosse Omeltschenkow war. Die vorliegende Idee halte ich nicht für eine Rationalisierung sondern für eine Erfindung, denn sie ist ganz einfach, und einfache Erfindungen sind die wertvollsten.

Beschluß der Betriebszelle: Die Vorrichtung bei der Anwendung von Sicherungen zum selbsttätigen Umkippen der Loren nach den Systemen Koppel und Magorow wird als Kollektivschöpfung des Vormeisters Genossen Omeltschenkow und der Schlosser Genossen Tschernow und Starostenko anerkannt."

Am Nebentisch sagte einer der jüngern Arbeiter:

„Die ‚Neue Welt' ist uns zu teuer, man kann sie nicht abonnieren, und das ‚Rote Neuland' ist auch nicht zu erschwingen. Ich bin dafür, daß wir die ‚Junge Garde' abonnieren, das ist die billigste Zeitschrift. Und was die Saufereien anlangt, trinken unsre jungen Leute heute nach einer neuen Art. Wie man früher gesoffen hat, wissen wir nicht mehr. Jetzt wird eine halbe Flasche Kognak pro Mann und Nase gekauft und dazu je zwei Flaschen Sauerbrunnen. Erst trinken wir den Kognak und dann machen wir uns mit dem Brunnen wieder nüchtern."

Ein älterer Arbeiter erzählte:

„Ich hab mit meinem Sohn um eine Ziehharmonika gewettet. Ohne Zeichnung kann ichs euch nicht erklären. Nämlich: wie groß eine Kugel sein darf, daß sie in einem Kegelstutz Platz hat. Ich glaub, ich gewinn die Harmonika. Mein Junge sitzt schon drei Tage und rechnet vergeblich."

„Dein Junge ist doch Mechaniker, was? Bei denen zu arbeiten ist das reine Vergnügen, und Qualifikation haben sie für die achte Lohnstufe. Bei uns, bei der Erdarbeit, wo alles zur Hälfte Handbetrieb ist, kommen wir nur bis zur fünften. So eine Ungerechtigkeit! Ist doch klar wie Kloßbrühe, daß sich alles zu den Mechanikern drängt!"

Unterdessen hatten sich zahlreiche Arbeiter versammelt. „Und die Harmonika gewinn ich doch", wiederholte der alte Arbeiter, „in unsrer Schicht hat ein Lehrling einen neuen Schöpfer für den Bagger erfunden, die Ingenieure waren ganz platt ... der Junge wird jetzt aufs Technikum geschickt, dem ist die Sache so zu Kopf gestiegen, daß er die Neese ganz hoch trägt ..."

Poltoraks Kopf war wie zerhämmert vor Schlafsucht. Sysojew trank seinen letzten Schluck Tee, wischte sich den Schnauzbart, strich ihn zurecht und sagte bedächtig: „Die Mitglieder sind versammelt, wir können anfangen. Sie haben das erste Referat, welche Vorschläge der ‚Stet' uns zu machen hat. Die Mitglieder sind sehr gespannt."

Sie gingen in den Lesesaal hinüber, alles nahm schweigend seine Plätze ein.

„Ich eröffne die Versammlung", sagte Sysojew. „Genosse Poltorak wird zuerst Bericht erstatten. Auf der Tagesordnung steht die Vergebung der elektrischen Ausrüstung des Baues an den ‚Staatlichen Elektro-Trust'. Iwan Stepanytsch, bitte das Protokoll zu übernehmen. Die Liste der Anwesenden kann festgestellt werden, während der Redner spricht."

Poltorak raffte seine Gedanken zusammen, preßte den Kopfschmerz aus seinem Gehirn hinaus. Er wußte nicht klar, worüber er zu den Arbeitern sprechen sollte, wem er eigentlich Rechenschaft zu geben hatte. Die Arbeiter hörten schweigend zu. Poltorak schien es, als wären der Saal und die Menschen genau so verschlafen wie er selbst. Er redete lange und ausgiebig, verstand aber selbst nicht recht, was er sagte.

„Ich bitte die Mitglieder, Fragen zu stellen", sagte Sysojew, als Poltorak zu Ende war, „bitte die Fragen zu protokollieren, Iwan Stepanytsch."

Die Arbeiter rückten näher an den Tisch heran, an dem Poltorak, Sysojew und der Schriftführer saßen.

„Können wir die Anforderungen des ‚Stet' bei normaler gegenwärtiger Leistung erfüllen? Wieviel Leute braucht der ‚Stet'?" fragte ein junger Arbeiter.

„Bitte die Frage zu protokollieren: Entspricht die Qualifikation unsrer Monteure den Arbeitsmethoden des ‚Stet', und wie groß ist die Belastung? Ferner, welche Garantie leistet der ‚Stet'?"

„Halt, Kinder! Vor allem: Sind dem ‚Stet' die Kosten unsrer Einheits-Arbeitskraft bekannt? Und wie hoch setzt er selbst die einzelne Arbeitskraft an?"

Poltoraks Kopf schmerzte zum Zerspringen. Er war zum erstenmal Zeuge einer Produktionsberatung. Sie erschien ihm höchst überflüssig. Im Gasthof wartete Nadeshda Antonowna. Zum erstenmal griff in Poltoraks Gedanken die peinliche Vorstellung Platz, die bisher stets lässig beiseite geschobene: daß sich die seelische Haltung der Arbeiter zur Arbeit seit der Revolution bereits völlig verändert hatte, daß im Lebensprozeß ihres Denkens ein neues Gebilde entstanden war — vom Bau, der ihr, ja ihr Eigentum, ihr Arbeitseigentum geworden war, das sie zu bauen, zu beschützen, mit ihrem Dasein zu verschmelzen hatten. Der Bau und die Bedingungen der Arbeit an ihm waren die gemeinsame Angelegenheit der Arbeiter, vor denen er, Poltorak, wie sich jetzt herausstellte, sich zu rechtfertigen hatte.

„Ich gebe die Frage zu Protokoll, ob die Drahtgestelle für die Schilde bestellt sind?"

„Genosse Poltorak, beantworten Sie die Fragen", forderte Sysojew auf.

Poltorak begann wieder zu sprechen: lange und verworren. Die Arbeiter hörten geduldig zu.

„Zur Debatte ist Genosse Kuwschinow gemeldet", sagte Sysojew und flüsterte Poltorak zugleich ins Ohr: „Deine Sache geht nicht durch, Genosse Poltorak, ich seh es schon voraus."

Der Arbeiter Kuwschinow stand auf, räusperte sich und schnallte sich den Hosenriemen fester:

„Genossen, die Angelegenheit des ‚Stet' steht heute nicht zum erstenmal bei uns zur Debatte. Aber jetzt seh ich klar, der ‚Stet' macht sich an unsre Sache ohne ausreichende Grundlagen. Ich bin jetzt dafür, daß dem ‚Stet' überhaupt keine Arbeit von uns aus übertragen wird. Der Genosse Referent hat als Vertreter des ‚Stet' ganz ungereimtes Zeug gesagt und sich selbst widersprochen. Wenn der Arbeitstag unserm Bau acht Rubel kostet und dem ‚Stet' sechzehn Rubel, so arbeitet er doppelt so teuer, und unsre Rechnungsabteilung schmeißt dann dem ‚Stet' dreihunderttausend Rubel in den Rachen. Und wir haben dabei keine Hand weniger zu rühren. Genossin Kalagajew, red du weiter."

Das Mädchen mit dem roten Kopftuch stand auf, rückte das Tuch zurecht und begann:

„Genossen, ich glaube, daß dieser Angelegenheit gegenüber Vorsicht geboten ist, und ich muß sagen, daß die Verwaltung der ‚EM'-Abteilung die Sache nicht richtig aufgezogen hat, und daß deshalb bei uns im Betrieb schon großer Krach war. Die Sache steht doch so, daß wir Garantien haben müssen, rechtzeitig fertig zu werden, und nicht so aufs Geratewohl etwas abschließen dürfen. Nach meinem Dafürhalten bietet uns der ‚Stet' in dieser Beziehung gar nichts. Wir haben nicht die Interessen einzelner Werksgruppen zu wahren sondern die Interessen des gesamten Baues und der Baukasse."

Sysojew beugte sich zu Poltorak hinüber und sagte freundlich:

„Deine Sache geht nicht durch, Genosse Poltorak, die Arbeiter lassen sich von dir nicht hinters Licht führen. Dein Los wird nicht gezogen. Hör doch, wie das Mädel da ins Zeug geht."

Poltorak begann aufmerksamer zuzuhören. Es dämmerte ihm, daß er von diesen Leuten abhängig war. Es war ihm lästig, hier irgendeinem Arbeitermädel zuhören zu müssen. Ist nicht der Mensch die Hauptsache, das Menschenleben das Wichtigste auf der Welt? Den Arbeiter als Menschen, an seinen Werktagen, in seinen Sorgen und seinem Heldentum kannte Poltorak bisher nur aus der Theorie oder er kannte ihn gar nicht. Poltorak kannte das alte Fabrikrußland, wo der Ingenieur mit dem Arbeiter überhaupt nicht sprach. Haß stieg ihm ins Gehirn. Hier saßen die Arbeiter als Herren in diesen hellen Räumen, wo man ihm das Rauchen verbot, während er nach einer Zigarette brannte, hier beurteilten die Arbeiter als Herren ihre Betriebsfragen, als Träger gesellschaftlicher Rechte, als Menschen, deren Weltgefühl durch die Revolution von Grund aus umgebildet worden war: zu dem Gedanken erzogen, daß alles, was hier gebaut wurde, ihnen gehörte, ihr Werk war, ihre Arbeit, ihre Sorge. Vor Poltorak saßen Feinde, diese Leute nahmen seine Stelle ein, diese Leute urteilten über sein Projekt, warfen ihn aus seiner Lebensbahn, unterjochten ihn. Sein Kopf war wie in einen feurigen Reifen geschraubt. Das Mädel war endlich mit seiner Rede fertig. Poltorak hörte nicht mehr zu, der Ärger würgte ihn in der Kehle, er hätte das Pack anschreien mögen. Aber die Arbeiter schienen vergessen zu haben, daß ein Ingenieur Poltorak da war.

Die Versammlung war zu Ende. Der Vorschlag des „Staatlichen Elektro-Trusts" war abgelehnt worden. Die Arbeiter strömten zur Türe hinaus. Sysojew ordnete seine Papiere und sagte freundlich:

„Hauptsache ist, daß der Mensch sich nicht ärgert. Wir haben hier unsre Küche, unsre Maschinen, unser Brot und unser Fleisch. Reiche Leute gibts nicht unter uns, weil keiner dem andern was wegnimmt. Dafür halten wir unsre Wirtschaft in Ordnung. Und vor seinen Mitmenschen muß man Achtung haben, nicht Angst. Das werktätige Volk muß einander unter allen Umständen helfen."

„Wovon sprechen Sie?" fragte Poltorak.

„Vom Sozialismus", antwortete Sysojew, „Freundschaft ist der wahre Kommunismus. Und du mit deinem ‚Stet' ärgere dich nicht über uns, du weißt ja selbst, es geschieht für die gute Sache."

Sie gingen hinaus in den heißen Julitag. Poltorak schien es, daß die Sonne schwarz brannte. Vor drei Jahren war Ljubow Poletika als reines Mädchen von ihm gegangen. Den Mörder zieht es an die Stätte des Mordes.

Aus dem Roman „Die Wolga fällt ins Kaspische Meer", der demnächst, übersetzt von Erwin Honig, im Neuen Deutschen Verlag erscheint.

Bemerkungen

Und Frankreich schaut zu

Das kriegerische Volk der Franzosen hatte nach aufgeregten, aber dennoch wohlgelungenen Manövern Truppen, Schießgewehre, Tanks und Generäle wieder sorgsam in den großen Schrank gelegt, in dem der angebetete Gott der „Sicherheit" verwahrt wird. Der Kriegsminister Maginot war auf seinen langen Beinen in rauschender Begleitung der vaterländischen Presse die herrlich undurchbrochene Front abgeschritten, der General Brécart hatte einen Tagesbefehl erlassen, in dem vom Dank an das Heer, das sich ohne jeden Grund zehn Tage lang durch Matsch und Regen schleppen ließ, die Rede war. Im Kino hatte das Volk die Vaterlandsverteidiger bewundert, wie sie mit dem Rucksack auf dem Buckel die Gebirge des südöstlichen Frankreich hinaufkraxelten und voller Mut sich oben reckten, es zielte ja keiner auf sie. Die Tanks, wie dörfliche Hochzeitswagen mit grünem Reisig geschmückt, wakkelten gespenstisch nach, herauf, herunter, erregende Zwitter von Drachen und Eisen. Auch die glorreichen Militärflugzeuge, die nach den Manövern noch übrig geblieben waren, wanderten in ihre Hangars zurück und nichts hindert sie, nun weiterzurosten und — bei den nächsten Manövern — weiterzustürzen.

Dieweilen tat sich in Genf das Spektakel auf, Briand reiste, entblößt seiner sichersten Stützen, begleitet hingegen von verläßlichen Aufpassern Tardieus, zur Sitzung ins Völkerparlament. Unter dem versteckten Schimpf und offenen Hohn der Rechtspresse hatte er das Land verlassen, seinen Koffer vollgepackt mit vielen Exemplaren jenes schneekalten Weißbuches, in dem die hilflose Antwort Europas auf seinen Vorschlag verewigt steht. Der bucklige Alte hatte müde den Katheder erklommen und angesichts der Dünnheit der Luft im Raum sich nicht aufschwingen können wie einst. Schon schien es, als sei nun die Stunde gekommen, wo sie alle über ihn herfallen würden, um ihn davonzujagen, den überalterten Phantasten. Aber siehe, das schadenfrohe Konzert des Auslandes, das wohlinszenierte Duell mit Henderson vollbrachten das Wunder: die Rechtspresse fand die Rede Briands gut, fand sie ausgezeichnet. Sie billigte die Ideen des Ministers, jawohl, denn sie waren, selbst von allem Diplomatenglück verlassen, noch immer die Ideen des Friedens. Und auch die Rechtsblätter wollen, wenns ernstlich darauf ankommt, den Frieden, den Frieden um jeden Preis, um jeden friedlichen Preis. Hört Ihr? Briand hat das gesagt?, tant mieux, das ist Frankreich.

Die Sensation von Genf fiel zusammen beim Nahen der deutschen Wahlen. Ein fast fröhlicher Optimismus hatte plötzlich Paris ergriffen. Die irreführende Stimmung eines Sterbenden war es, der die Augen groß öffnet und sagt: heute ist mir so wohl, gebt mir etwas Schönes zu essen. Er glaubt, er wird gesunden. Frankreich hat es von Deutschland auch glauben wollen. In den pariser Leitartikeln der ersten Septembertage wurden dem deutschen Volke wohl viele bittere Wahrheiten gesagt. Aber man stellte das Unken ein, als der Zorn abreagiert war und dachte selber nicht mehr daran. Es schien auch absurd, ernstlich anzunehmen, Deutschland hätte nichts, gar nichts zugelernt. Absurd schien es, wirklich daran zu glauben, Deutschland würde grade jetzt, im Augenblick äußerster Hilfsbedürftigkeit, sein Geschick in die Hände wahnsinniger Brüllaffen legen.

Paris traf das Wahlergebnis wie ein Schlag. In den Redaktionen begrub man noch während der Nacht von Sonntag zu Montag angesichts der sich vollendenden Katastrophe alle Rankune. Kaltblut, Kaltblut rief man der Straße zu, so schlimm ist es

nicht! Keines der schmutzigsten Hetzblätter gestattete sich die traurige Rechthaberei: Seht, wir haben es gewußt. Daran erkannte man, wie schwer es sie alle getroffen hatte.

Welch ein Maß von Hohn stellten die Demoblätter vom Sonntag dar, die Montag in Paris eintrafen, als das Wahlergebnis schon bekannt war. Unsagbar. Lest euch das nach. Dieses freche Spiel mit Worten; dieses freche Spiel mit einem Volk. Diese hahnebüchenen Orakel; dieses groteske Quatschen in den Wind. Fast kommt einem die Freude an, daß es ihnen so heimgezahlt wurde. Und das wollte die Jugend angeln. Die Jugend haben sie zu Hitler getrieben.

Niemand glaube, daß das starre und schmerzliche Entsetzen in Frankreich in dieser ersten, ehrlichen und vornehmen Form anhalten wird. Wenige Wochen nur werden vergangen sein, und alle werden die richtigen Worte gefunden haben für das, was sich in Deutschland zugetragen hat. Mit Recht. Seit wann sind Völker und Staaten nicht nach ihren Handlungen beurteilt worden? Just Frankreich hat das an sich selbst erfahren. Es mußte in den letzten Jahren dem wachsenden Druck der öffentlichen Weltmeinung nachgeben und dem leidenden Deutschland Konzessionen machen. Schon hinkte Poincaré nach. Daß der von Stresemann geöffnete Weg keine Sackgasse war, wissen alle, denen das Hirn nicht mit einem Hakenkreuz vernagelt ist. Nun mag Deutschland sehen, wie es weiterkommt. Hier ist eine Klappe gefallen und kein Stresemann weit und breit, der sie heben könnte.

Jonathan Wild

Diktator Flaucher

In ihrer letzten Nummer bringt die ‚Weltbühne' Kostproben aus Lion Feuchtwangers neuem Roman „Erfolg". Darüber ist meine Neugierde erwacht und ich wüßte gerne, ob und in welcher Form der Verfasser Diktaturmaßnahmen wie die folgenden verwertet hat, die den Staatskommissar Doktor Flaucher wohl erst in vollem Glanze zeigen.

Herbst 23. Das Bayrische Land dürstete nach Taten. Es mußte etwas geschehen. Hatte die erste Aera Flaucher die breite Masse erobert, indem das Dünnbier abgeschafft und der Alkoholgehalt auf 13 Prozent hinaufgesetzt wurde, so ging die Wiederwahl einher mit der Erlaubnis zum Ausschank 18prozentiger Starkbiere. Ein schöner Auftakt — aber es mußte immer noch mehr geschehen. Also wurde der Schlemmerei der Vernichtungskampf angesagt. Schlemmerei ist bekanntlich, wenn man inmitten einer Pracht von Plüsch und Lampenschirmen, in Gesellschaft schamlos entblößter Weibspersonen und bei aufpeitschender Musik teure Speisen und Getränke ausländischen Ursprungs verzehrt und so zugleich das Mark und die Mark untergräbt. Diese Schlemmerei mußte mit der Wurzel ausgerissen werden. Da die eiserne Faust — hier das Unkraut: carpe diem! Zunächst wurde der Autoverkehr in der Zeit von ein Uhr nachts bis sechs Uhr früh untersagt. Die Gäste des Hofbräus und verwandter Betriebe waren um diese Zeit entweder schon im Bett, oder strebten dem männlich schwankend zu. Die Schlemmer aber, zu entnervt, ihre Luxusvillen in den Vororten zu Fuß zu erreichen, mußten mit der

Unzucht wesentlich früher aufhören. Allerdings wurden auch einige Berufe mitbetroffen, zum Beispiel die Ärzte, besonders die Geburtshelfer, die nun mit ihren Instrumententaschen die nächtlichen Straßen entlang huschten wie scheue Asphalthasen.

Aber es wurde immer noch geschlemmt, auch bei Tage. In den Hallen großer Hotels entwickelte sich zur Teestunde ein wüster Betrieb, ein Leben und Treiben gradezu. Also wurde eine dieser Zwingburgen der Unsitte eines Nachmittags von Polizei umstellt, Kriminaler (ein Edelgewächs der bayrischen Hochebene: weltgewandt höflich, gebildet) Kriminaler drangen ein und forderten die anwesenden Schlemmer zur Ausweisleistung auf, und zwar die Frauen. Die richtigen Unzüchtlerinnen hatten ihre Papiere natürlich in Ordnung. Einige Amateurinnen aber, ohne Paß, Trauschein und Impfzeugnis betroffen, wurden auf die bereitstehenden Lastautos verladen und dem Polizeiarzt zur Untersuchung vorgeführt. Bei einer war der Befund positiv. Verheiratet? Anwaltsgattin? Kann jede sagen! Marsch in die Frauenklinik, Abteilung für Geschlechtskrankheiten! Polizeiposten vor die Tür. Der Hilfsbereitschaft eines Assistenzarztes, der dabei seine Stellung aufs Spiel setzte, verdankte es die in schwere Nervenkrise verfallene Frau, daß ihr wenigstens ein Einzelzimmer angewiesen wurde, bis der drahtlich herbeigerufene Gatte sie auslösen konnte.

Wer weiß, welche Formen der heilige Kampf gegen die Schlemmerei noch angenommen hätte. Doch der Abend im Kapuzinerbräu rückte ja zunächst andre Sorgen in den Vordergrund. Die Direktion des Schlemmerhotels, die den Vorfall an sich nicht bestritten und zugegeben hat, seine Erörterung in der Presse aus Geschäftsrücksichten verhindert zu haben, diese Direktion also hat es leider auch unterlassen, in ihrer Halle eine Gedenktafel anzubringen, etwa des Inhalts:

> Hier haben dreieinhalb Dutzend deutsche Männer geduldig zugesehen, wie Frauen von Polizisten auf Lastautos verladen und zur Untersuchung abgeführt wurden.

Ich weiß nicht, ob Lion Feuchtwanger in seiner Geschichte der bayrischen Hochebene auch dieses Kraftstücklein verewigt hat. Auf dem Polizeipräsidium zu München wird die Erinnerung wohl noch nicht erloschen sein. Auch andre Stellen will ich ihm gerne nennen.

Ernst W. Freißler

Pause auf dem Töpfchen

Wenn einer und er kommt mit einem Freunde zusammen, den er lange nicht gesehen hat und sie unterhalten sich so eifrig und recht beflissen, einander nun alles, aber auch alles mitzuteilen, was sich in der Zwischenzeit ereignet hat (es können auch weibliche Freundinnen sein), und wenn sie dann so mit-

tendrin sind im Gerede, im Geruddel, im Geklatsch und im Gekakel, dann kann es wohl geschehen, daß der andre zum einen oder der eine zum andern sagt: „Wart mal — einen Moment!" und geht hinaus, wo die weißen Handtücher hängen und die Badelaken, und da sitzt er dann und überdenkt es sich. Der andre überdenkt es sich auch.

Und wenn dann der gegangen Seiende wieder ins Zimmer tritt, dann hat sich bei beiden so viel Neues angesammelt, das ihnen unterdessen eingefallen ist, sie müssen es sich nun ganz schnell mitteilen, so daß sie übereinander herfallen wie die Gack-Gack-Enten, und sie müssen ganz schnell sprechen, beide zugleich, und sich überbieten, wer schöner kann und wer lauter — und es ist ein großes Einvernehmen, das da anhält, na, mindestens bis zum nächsten Morgen.

Merk: Aufs Töpfchen gehen fördert die Freundschaft.

Merk: es gibt nur eines, das die Freundschaft noch mehr fördert:

Den Freund nie auf die Probe zu stellen, die Freundin nicht, niemand. Denn einer, der sein Leben lang einen Lederbeutel voller bunter Steine hütet, die er für Edelsteine hält, der ist reich. Auch, wenn es bunte Glasstückchen sind. Er darf nur den Beutel nicht aufmachen.

Gott erhalte uns die Freundschaft. Man möchte beinah glauben, man sei nicht allein.

Kaspar Hauser

Bei dem blitzt es

..... Die Lage ist genau dieselbe, sie ist verschärft durch den Zettel. Pflicht ist, zu gehorchen. Da blitzt es von oben her. Der heilige Geist Preußens senkt sich auf die langen, strähnigen Locken des Generals Yorck; die heiße Glut bricht durch, da stürzt das tote Gespenst Pflicht über den Haufen, der Wunsch, dem so lange zu schlafen befohlen wurde, er wird lebendig: „Ihr habt mich!" sagt der General. Und Preußens Krone schwebt über dem Haupte des alten Yorck.

Wolfgang Goetz i. d. ‚B. I.-Z.'.

Hinweise der Redaktion

Düsseldorf

Weltbühnenleser. Freitag 20.15 Börsensaal des Wilhelm Marx-Hauses. Dr. Fr. Schlünz: Fascistische Diktatur? Erwerbstätige 35 Pfg. Unkostenbeitrag. Geschäftsstelle: Wasserstr. 3 (Telephon 22105, 22109) Sprechstunde Dienstag 3—6. Die Vereinigung führt jetzt den Namen »Die Tribüne«.

Bücher

Mahatma Gandhi: Mein Leben. Insel-Verlag, Leipzig.
Heinrich Hauser: Der letzte Segler. S. Fischer, Berlin.
Karl Kautsky: Der Bolschewismus in der Sackgasse. I. H. W. Dietz, Berlin.
Alfred Polgar: Bei dieser Gelegenheit. Ernst Rowohlt, Berlin.
Graf Carlo Sforza: Geschehnisse und Gestalten des heutigen Europa. S. Fischer, Berlin

Rundfunk

Dienstag. Hamburg 16.15: Seltener Mozart. — Köln 16.25: Wozu neue Kunst?, Paul Westheim. — Breslau 16.30: Amerikabücher, Erich Landsberg. — **Mittwoch.** Berlin 17.55: Wie stehts mit der Preissenkung?, Charlotte Mühsam-Werther und Max Cohen-Reuß. 18.20: Kritik, Herbert Ihering und Kurt Kersten. — Köln 19.55: Wozu neue Kunst?, Paul Westheim. — Leipzig 21.30: Ernst Toller liest eigne Dichtungen. — Breslau 22.30: Musik der Zeit zur Diskussion gestellt, Arnold Schönberg. — **Donnerstag.** Breslau 17.20: Kritikerinternationale und Rundfunk, Frank Warschauer. — 17.45: Wirtschaft und Kulturbewußtsein, Erich Landsberg. — Frankfurt 18.35: Reportage als Geschichte, Otto Rombach. — Berlin 18.40: Flucht aus der Zeit, Eberhard von Wiese. — Frankfurt 20.00: Erich Ebermayer: Jugend in Not; anschließend Diskussion. — Berlin 20.35: Erich Ebermayer: Der Minister ist ermordet. — **Freitag.** Berlin 16.05: Zeitstücke außerhalb Berlins, Hermann Burger. — München 16.55: Marcel Proust: Im Schatten der jungen Mädchen, Albert Spenger. — Königswusterhausen 18.00: Die Kartelle und die Preisbewegung, A. Frohwein und Fritz Naphtali. — Köln 18.30: Betrachtungen zur Strafvollzugsstatistik, E. I. Gumbel. — Berlin 20.20: Die Erzählung der Woche, Stefan Großmann. — Königsberg 20.45: Gedenkstunde für Julius Hart, Lily Horst. — München 20.45: Theodor Loos spricht. — **Sonnabend.** Berlin 15.40: Die Not der Engagementslosen, Werner Bernhardy. — Leipzig 18.45: Hans Freyberg liest eine Kurzgeschichte von Robert Neumann. — Breslau 19.30: Songs.

Antworten

Reichswahlleiter. Der schlichte Bürger, der in der Wahlnacht vor seinem Radio saß, konnte sich aus den mitgeteilten Resultaten leicht errechnen, wieviel Mandate auf jede Partei im neuen Reichstag entfallen würden. Man weiß ja: auf 60 000 Stimmen kommt immer ein Abgeordneter, was darunter oder darüber ist, wird für die Reichsliste gezählt; wobei jedoch jede Partei durch die Reichsliste nur so viel Mandate erhalten kann wie sie in den Wahlkreisen erobert hat. Der schlichte Bürger mußte folglich annehmen, daß beispielsweise kein Mitglied der Konservativen Volkspartei im neuen Reichstag sitzen würde, denn Treviranus und die Seinen haben in keinem einzigen Wahlkreis 60 000 Stimmen auf ihre Liste vereint. Am Montag aber las man, daß Treviranus, Westarp und noch ein paar Leute, die eigentlich nicht gewählt worden waren, uns auch in Zukunft nicht fehlen würden. Wie sich — für die Mehrzahl der schlichten Bürger recht plötzlich — herausstellte, waren nämlich die Listen des Deutschen Landvolks, der Christlichnationalen Bauernpartei, der Deutsch-Hannoveraner, des Sächsischen Landvolks und der Konservativen Volkspartei zu einem Reichswahlvorschlag vereinigt. Nun weiß man ja, daß die Reichsliste die Hintertreppe ist, auf der die Abgeordneten wieder raufklettern, die an der Vordertür einen Tritt bekommen haben. (Siehe Staatspartei!) Aber welches Gesetz ermöglicht eigentlich die Schiebung, verschiedene Parteien in einer Reichsliste zusammenzukoppeln, so daß nicht nur unterlegene Personen sondern auch unterlegene Parteien zu einem Mandat gelangen können? Muß der schlichte Bürger, dem etwa die Konservative Volkspartei nicht zusagt und der deshalb Sächsisches Landvolk gewählt hat, sich gefallen lassen, daß mit seiner Stimme hinterher doch ein Konservativer ins Parlament kommt? Welchen Sinn hat dann überhaupt die Bestimmung, daß Parteien unvertreten bleiben sollen, die in keinem Wahlkreis wenigstens 60 000 Stimmen erreichen? Jetzt hört man sogar von privaten Abmachungen der verschiedenen konservativen Parteien, durch Verzichte ihre Reichsliste unter Umständen nachträglich umzugestalten. Die vier verbundenen Listen haben über die Reichsliste 15 Mandate erhalten. Es hätte also der Fall eintreten können, daß auf Grund privater Abmachungen alle diese 15 Sitze den Konservativen der Nuance Treviranus zugefallen wären. Das ist nicht geschehen, aber immerhin haben die Volkskonservativen durch die gemeinsame Reichsliste 5 Mandate erhalten, während beispielsweise die Deutsch-Hannoveraner, die zwei Wahlkreise erobert haben, nur 1 Mandat durch die Reichsliste gewinnen. Im Reichstag werden folglich 5 Volkskonservative und 3 Deutsch-Hannoveraner sitzen, obgleich jene nur einen Bruchteil der Stimmen dieser erhalten haben. Vielleicht weihen Sie uns in die Geheimnisse einer Arithmetik ein, die das erstaunliche Resultat ergibt, daß 0 = 5 ist.

Ernst Toller. Sie schreiben: „Eine illustrierte Zeitschrift brachte kürzlich ein Bild von mir, das mich schlafend im Strandkorb zeigt und setzt darunter die Worte: E. T. durchdachte in Hiddensee noch einmal sein neues Stück ‚Feuer aus den Kesseln'. Als ich dieses Bild sah, blieb mir die Spucke weg. Ich protestierte gegen seine Veröffentlichung (die ich übrigens schon aus Eitelkeit nicht zugelassen hätte), konnte aber nicht ahnen, zu welchen Zwecken es benutzt wird. Reaktionären Zeitungen gab es Anlaß zu demagogischen Artikeln, revolutionäre ‚Freunde' plakatierten es in Wahlversammlungen, und alle rechneten mit der Dummheit der Betrachter, denen sie glaubten suggerieren zu können, daß ich mich eigens für die Unterschriftpose exhibitioniert habe. Seit Filmgesellschaften ihre männlichen und weiblichen Diven in Situationen photographieren

lassen, die die berühmte Volksseele beim I-Punkt anreizen sollen: im Bett und neben dem Bett, unter dem Auto und auf der Bettkante, im Pyjama und ohne Büstenhalter, manikürt und mit dreckigen Nägeln, herrscht bei manchen Redaktionen illustrierter Zeitschriften allgemeine Verwirrung. Man hat vergessen, daß der in der Öffentlichkeit wirkende Mensch auch eine private Sphäre besitzt, in der er seine Ruhe haben möchte. Wenn ich zum Beispiel irgendwo am Meer mich an der Sonne freue und döse, hat keiner das Recht, mich dabei zu photographieren und das Photo ohne meinen Willen zu veröffentlichen. Er wagt dabei eine ebenso grobe Geschmack- wie Taktlosigkeit, er nutzt die zufällige Bekanntheit eines Menschen aus, um ein — man sollte meinen — völlig uninteressantes Bild für Geld an den Mann zu bringen. Auch in solchen nebensächlichen Erscheinungen manifestiert sich der berühmte Geist unsrer Zeit."

Die Herren Briefschreiber werden gebeten, ihre Adressen nicht nur auf das Kuvert sondern auf den Brief selbst zu setzen. Die Briefumschläge werden vernichtet, und so konnten bereits mehrere Schreiben nicht beantwortet werden.

Aufmerksamer Leser. In dem Artikel von Hilde Walter (Nr. 38, S. 431) hat ein Druckfehler grauenhafte Verwirrung angerichtet. Es muß dort in Zeile 45 „780 Millionen" heißen, nicht 70. So sparsam wollen wir nicht sein.

Baldur von Schirach. Sie sind der Hausdichter des ‚Angriffs'. Sie passen sich dem Genius dieses Unternehmens an, und schon der von Ihnen gewählte Name ist eine kühne Allianz von Edda und altem Testament. Wahrscheinlich sind Sie ein sehr braver Mensch, nur Verse sollten Sie nicht machen, nicht solche Verse wie die an die Hitler-Jugend: „Sie marschieren fest und anders als die andern (Von dieser Art liegt viel in Flandern) . . ." Hoffentlich kommen Sie bei den nächsten Wahlen in den Reichstag, damit Sie das Dichten nicht mehr nötig haben. Von ihrer Art sitzt viel bei den Nazis.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Der Prozeß der Offiziere von Carl v. Ossietzky

Vielleicht werden Historiker kommender Zeiten einmal gewissenhafte Untersuchungen anstellen, wer nach den Septemberwahlen 1930 mit vollern Hosen herumlief, die Besiegten oder die Sieger. Denn die Letztern sind doch nur kleine Laboranten des Chaos, das sie schließlich selbst fressen wird. Aber das ist ein wenig erhebende Aussicht, und auch die Besiegten machen keine gute Figur. Wir denken nicht daran, den Panikmachern das Wort zu reden, noch weniger allerdings soll hier jene falsche Gelassenheit gepflegt werden, die so viele Linksblätter zur Schau tragen. Es wird Zeit, daß die Republikaner aufhören, die Köpfe in den Sand zu stecken, in den sie nach Hitlers Pronunziamento nächstens rollen sollen.

Mit jener Objektivität, die das Reichsgericht immer auszeichnet, wenn es sich um Leute von rechts handelt, hat es einem hergelaufenen Narren, einem Großmaul und Poltron Gelegenheit geboten, eine Brandrede zu halten und seine Legalität zu beteuern. Man vergleiche die trockene Abfertigung des Staatssekretärs Zweigert, des Mannes der Reichsregierung, mit der entgegenkommenden Geste für Hitler. Herr Rechtsanwalt Frank, der designierte Justitiar des Dritten Reiches, durfte sich denn auch bei dem Herrn Vorsitzenden mit Recht bedanken. Das Reichsgericht ahnt den Herrn von morgen. Keine Ironie unterbricht den Mumpitz der Programmerklärung, und wie ironisch können Richter sonst sein! Kein Verweis schneidet die blutrünstigen Bravaden ab, ungestört entwickelt das heroisch tapezierte Stück Malheur mit dem Diktatorenfimmel seine Guillotinenphantasie. Was Hitler mit einem spinnenwebdünnen Tuch von Legalität umkleidet vor dem höchsten Gericht verkündete, hieße bei Politikern, die nicht Koalitionsfreunde des Reichsjustizministers sind: Vorbereitung zum Mord. Max Hölz soll neulich im Sportpalast gesagt haben, daß man auch in Deutschland eine G.P.U. brauche, und flugs war der Arm der Gerechtigkeit lang ausgestreckt. Wenn ein Gericht einen hochverräterischen Plan, wie es in Leipzig geschah, mit Achtung anhört, anstatt den Mann in eine Heilanstalt zu stecken oder als Verbrecher in Eisen zu legen, so ist dies ein recht deutliches Zeichen, daß die Vertreter der Staatsautorität entweder arg erschöpft sind oder daß sie schon mit schüchternen Fußspitzen den Boden neuer Tatsache zu suchen beginnen. Manches an dieser skandalösen Tolerierung Hitlers erinnert an die Flucht des Kapitäns Ehrhardt aus dem leipziger Untersuchungsgefängnis des Reichsgerichts vor nunmehr sieben Jahren. Auch damals wußte man nicht recht, ob es eine Flucht war oder eine dürftig verhüllte Freilassung; ein ungeheuer frecher Streich des Gefangenen oder eine Kapitulation des Staates vor seinem Häftling.

Aber nicht nur durch das Zwischenspiel Hitler wird der Prozeß gegen die aktiven Reichswehrleutnants Scheringer und Ludien und den frühern Offizier Wendt denkwürdig. Dieser

Prozeß deckt einen Zustand auf, der nur den gläubigen Optimisten überraschen kann. Das Charakteristikum dieses Prozesses ist, daß die Zeugen, die Vorgesetzten und Kameraden, kaum anders reden als die Angeklagten. Man muß den Unterschied zwischen den Loyalen und den Verschwörern mit der Lupe suchen. Gemeinsam ist allen die Abneigung gegen den republikanischen Staat. Gewiß, die Ältern sind vorsichtiger, auch reifer und weniger stur. Man hüte sich vor dem leichtherzigen Selbstbetrug: Was besagen zwei Personen für das Ganze? Viel berechtigter ist schon die Annahme, daß diese Zwei, die sich zu weit vorgewagt, zu laut und zu viel geredet haben, nur ein paar vom Zufall gestellte Kostproben ihrer Altersklasse, ihrer Charge sind.

Das Gericht hat sich sehr viel Mühe gegeben mit der Zergliederung der komplizierten Seelenlage der jungen Herren. Man hat ihre Anschauungen über Volk, Staat, Politik, Wirtschaft, Krieg und Frieden sorgfältig untersucht und zur Debatte gestellt. Es fielen dabei manche sehr gewählte und hergeholte Worte, es fiel nur ein Wort nicht, ein trockenes, klapperdürres Wort, das sonst bei keinem militärischen Thema fehlt, ob es vor Gericht oder im Salon abgehandelt wird. Dies Wort heißt: Subordination! Die Fähigkeit, mit halbwegs kor~~rekter Miene das Maul halten zu können, gilt doch von alters~~ als die höchste Tugend des Soldaten. Wird diese eine Tradition in unsrer so traditionenreichen Wehrmacht nicht gepflegt? Jedem Gymnasiasten ist doch der Konflikt des Prinzen von Homburg vertraut — kennen ihn denn unsre Offiziere nicht? Allerdings ist der Unterschied groß, und diese jungen Herren haben bisher weder aus Versehen noch mit Plan gesiegt, aber schon in dem Kommandeur, der sie väterlich zum Maßhalten bewegen will, sehen sie den bösen Vetter Friedrich, der den Brutus spielen möchte, und schnippisch lehnen sie seine freundlichen Hinweise ab, daß selbst diese Republik eine Unze Gehorsam zu verlangen hat: „Und wenn er mir in diesem Augenblick, wie die Antike starr, entgegenkommt, tut er mir leid, und ich muß ihn bedauern." Aber man kann nicht sagen, daß die Herren Befehlshaber, starr wie die Antike aufgetreten wären, ihre Begriffe von Disziplin und Unterordnung sind mehr gemütlich als rigoros. Ein Herr Oberleutnant Städtke zum Beispiel, verbreitet sich über die Theorie, daß ein guter Offizier ein antiparlamentarischer Mensch sei, denn Parlamentarismus kommt von parlare = sprechen. Ausgezeichnet. Aber diese Militärs hier sind von einer Geschwätzigkeit, die alte Parlamentarier erröten machen könnte, das ist keine Armee sondern eine Filiale der Hochschule für Politik. Und auch die Schweigsamen sind keine reine Erquickung. Zeuge Hauptmann a. D. Gilbert: „Scheringer zerbrach sich den Kopf darüber, was einmal geschehen würde, wenn auf rechts geschossen werden sollte. Er sprach darüber ganz offen seine Ansichten aus. Ich hielt die Art, alles offen auszusprechen, für gefährlich." Im ganzen hat man nach den Zeugenaussagen das Gefühl, daß die Vorgesetzten mehr über die Offenheit als über den Inhalt der Gespräche bestürzt waren. Das Mißtrauen gegen den Staat überwiegt. Es wird eifrig disputiert,

ob man auch verpflichtet sei, ihn gegen rechts zu verteidigen. Die jüngsten Schnösel fühlen sich als die geborenen Führer der Nation. Niemand hat ihnen gesagt, daß sie nichts andres sind als Beamte, Funktionäre des Staates wie der Steuersekretär, der Studienrat, der Mann an der Feuerspritze. Daß das Volk für einen unverantwortlich opulenten Wehretat die Lasten tragen muß, dringt nicht in die Kasinos. Hier ist viel, hier ist alles verpfuscht worden, die ganze Konzeption dieser Armee ist verfehlt.

Vor den Ergebnissen dieses Prozesses erübrigt sich die Frage nach der Zuverlässigkeit der Reichswehr bei einem neuen Stoß gegen die Republik. Es läßt sich wohl annehmen, daß die Generalität durch den Umgang mit politischen Dingen, durch den Mißerfolg Kapps belehrt, ein putschistisches Abenteuer nicht mitmachen würde. In den hohen Stäben ist das Ideal eine Diktatur, die Legalität nicht ausschließt, die Verfassung auf dem Papier stehen läßt und den Segen des Reichspräsidenten hat. Die ältern Herren haben manche Erscheinungen vorübergleiten sehen, das viele Horngeschmetter seit 1914 hat ihre Ohren sehr abgehärtet, und außerdem werden sie das Dritte Reich nicht leicht als mündelsicher anerkennen. Wenn unser Goebbels, der Sohn des Hammergottes Thor und Schwiegersohn des Knüppelgottes Kunze, in seinen eignen Phrasen gefangen, doch noch zum Marsch nach der Wilhelm-Straße aufruft, dann werden die Generale sicher die Befehle zum Widerstand erteilen, vielleicht nicht grade kleistisch, eher so, wie Wilhelm Busch sagt: „Unter stillem Tränenregen, traurig, doch von Amtes wegen." Aber auf die Generale kommt es dann nicht mehr so sehr an sondern auf den Oberleutnant an der Bannmeile. Und wenn der junge Held beim Anrücken der fascistischen Legionen grade in schwere Meditationen über den Zwiespalt zwischen vom Staat bezahlter Pflicht und persönlichen Anschauungen versunken ist, und wenn die Rebellion immer näher kommt und der Gewissenskonflikt nicht zu Ende geraten will — — was dann? Das ist die bittere Frage, die der Prozeß gegen die Offiziere aufwirft.

Carl Vaugoin von Bruno Frei

Oder man könnte auch sagen: der Sumper als Diktator. Der Sumper verhält sich zum Spießer wie Hitzing zu Steglitz. Vor zwanzig Jahren konnte der Fremde in den Straßen Wiens ein seltsames Vehikel anstaunen. Von zwei schweren Rossen gezogen, rollte ein auf vier Räder montiertes, nach rückwärts schief geneigtes Faß, aus dem hinten ein Schlauch mit einer Sprengbrause heraushing. Ein Mann ging hinter dem Wagen und pendelte mit seiner Sprengbrause melancholisch hin und her. „Der Spritzwagen!" schrien die Gassenjungen. Das waren die Vaugoins. Bürgerliches Fuhrwerksunternehmen. Ehrsames Gewerbe an der Grenze des Patriziertums. Ebenso reich wie christlich. Klar, daß Carl, der Sohn, als Reserveoffizier dem Vaterlande beim Train diente. Diese so natürlich

scheinende Tatsache sollte geschichtliche Folgen haben. Denn Carl Vaugoin wurde, als im Jahre 1920 die schwarz-rote Koalition ihre Aufgabe, die Revolution von 1918 ohne Störung des wiener Caféhausbetriebs durchzuführen, erfolgreich beendet hatte, Nachfolger des sozialdemokratischen Staatssekretärs für das Heerwesen Julius Deutsch. Und so wurde aus einem hitzinger Fuhrwerkssohn der Obmann einer Armee.

Die Armee war klein, das muß zugegeben werden, aber Obmann bleibt Obmann. Dazu kamen — Achtung Individualpsychologen! — Beschwerden aus dem Bereich des Minderwertigkeitskomplexes. Denn der Train erfreute sich bei der kriegserprobten Generation von 1920 keines besonders heldischen Rufes. Im Krieg war der höchste Ehrgeiz des Trainoffiziers, für einen Kavallerieoffizier gehalten zu werden. Die vorschriftswidrige Phantasie-Adjustierung manches Trainers, entsprungen einem überkompensierten Geltungsgefühl, verschaffte der Truppe den Spitznamen der „Peitscherl-Husaren". Carl Vaugoin erfüllte die Tagträume einer Generation von „Peitscherl-Husaren" — er wurde Kriegsminister. Natürlich kann sich ein solcher Kriegsminister nicht einfach damit zufrieden geben, Kriegsminister zu sein. Vaugoin ernannte sich zum Obersten Kriegsherrn, zum Kaiser-Ersatz. Die Exaltationen seines sumperhaften Größenwahns wären ein europäischer Skandal, wenn nicht grade jetzt in Europa Hausse in solchen Figuren wäre.

Andre Spießer haben ihren Kegelverein, Vaugoin hatte „seine" Armee. Er verwandelte sie in eine Marionettentruppe. Er führte den in der alten Armee verpönten „Präsentiert-das-Gewehr-Griff" ein. Er ließ die tägliche Wachablösung der Kaiserzeit wieder aufleben und verlegte bloß deren Schauplatz von der Hofburg vor sein Amtszimmer. Dort muß ein Infanterist Tag und Nacht im Stechschritt auf und ab marschieren, worüber sich die Wiener köstlich amüsieren. Er sorgt für die Wiederauffrischung der Tradition und gibt jedem Regiment außer seiner republikanischen Nummer eine altösterreichische Patenbezeichnung. Die Kaiserhymne ließ er kernstöckisch verjüngen. Vaugoins Sorge um straffe Disziplin geht so weit, daß er genaue Vorschriften über die Füllung der Matratzen der Mannschaftszimmer und über die Einrichtung und Benutzung der Mannschaftsaborte samt Mannschaftsklosettpapier verfügt hat. Auch die Frage, wie sich ein Stallbursche zu benehmen hat, wenn der Vorgesetzte den Stall grade in dem Augenblick betritt, da ein Pferd seinen pferdlichen Bedürfnissen nachgibt, ist durch eine ministerielle Verordnung gelöst. Das ist leider kein Witz sondern als Beispiel Vaugoinscher Soldatenschinderei die todernste Ursache für die Selbstmordepidemie unter den österreichischen Heeresangehörigen, die Vaugoin, zur Rede gestellt, für eine „Volkskrankheit" erklärt hat. Sein System der Entmenschung des Soldaten erzeugte naturgemäß Liebedienerei und Speichelleckerei. Als einmal im Parlament der Minister interpelliert wurde, daß „seine" Soldaten bei einer Festveranstaltung eine Polonaise tanzten und dabei die Initialen seines Namens K. V. bildeten (wie früher einmal zum sechzigsten Regierungsjubi-

läum des Kaisers F. J. I.), da antwortete der Minister, das sei nicht wahr. In der Debatte stellte sich heraus, daß der Vorwurf tatsächlich unwahr ist. Die Soldaten hatten die Initialen C. V. gebildet.

Vor wenigen Wochen wurden die österreichischen Herbstmanöver durchgeführt. Das Vaugoinsche Getriebe an Äußerlichkeiten und Aufdringlichkeiten mit einer Armee, die mehr Offiziere als Mannschaften zählt, kann nicht eindringlicher illustriert werden, als durch die Kritik eines Landbundorgans, das folgendes schreibt:

... Zu Kaisers Zeiten wurde von den damals wirklich großen und unvergleichlich wichtigern Manövern nicht ein Tausendstel soviel Aufsehen gemacht wie heute von den herbstlichen Übungen unsres kleinen Truppenkörpers. Was da an Weihrauch verschwendet, an Lächerlichkeiten und Kindereien aufgeführt wird, geht auf keine Kuhhaut mehr.

Der Heeresminister hat einen ganzen Stab, natürlich christlichsozialer Politiker, um sich versammelt, und erst wenn die Frauen eintreffen, wird der Befehl zum Angriff gegeben, werden die Operationen ausgeführt ... Das österreichische Bundesheer in allen Ehren; aber es kann nicht geduldet werden, daß mit ihm in derartiger Weise Schindluder getrieben wird. Der Heeresminister hat ja selbst einmal gesagt, der Soldat habe in erster Linie die Pflicht zu schweigen, er hält sich nicht daran, denn er betrachtet es scheinbar als seine Hauptaufgabe, vor jedem Bildstock und auf jedem Marktplatz eine Rede zu halten und mit dem österreichischen Bundesheer eine unwürdige Reklame zu machen und dasselbe auf diese Weise vor aller Welt zu diskreditieren.

Vor ein paar Jahren endeten diese Manöver in dem nur durch seine Bedeutungslosigkeit hervorragenden niederösterreichischen Örtchen Scheibbs. Alle Welt fragte sich, warum grade Scheibbs. Es stellte sich heraus, daß Vaugoin dort seinen Sommeraufenthalt zu verbringen pflegte, und nun wollte er einmal seiner Stammtischrunde die Armee vorführen.

Nichts wäre aber falscher, als diesen Mann nur von der spaßhaften Seite zu nehmen. Lange genug hat man sich an der politischen Wirklichkeit versündigt, indem man die Diktatoren und Diktaturkandidaten lächerlich machte. Es ist schwer, über Vaugoin oder Hitler nicht zu lachen, aber entscheidend ist nicht, was sie als Person sind, sondern welche Rolle ihnen von den anonymen Kräften der Geschichte gestellt wird. Der Augenblick ist gekennzeichnet durch die Verzweiflung des Bürgertums an der Demokratie. Das Bürgertum flüchtet in hellen Scharen zum Fascismus. Wo es keinen Diktator gibt, muß einer gefunden werden. Und es scheint, daß sich niemand dazu besser eignet als grade der wildgewordene Spießer. Der Kleinbürger als Repräsentant der großbürgerlichen Diktatur, — das ist das Rezept von 1930. Denn Herr Borsig kann nicht persönlich die in Konkurs geratene Firma Deutsche Republik übernehmen, so wenig wie Herr Apold von der Alpinen Montangesellschaft auf den Ballhausplatz übersiedeln kann.

Das soll für ihn Herr Vaugoin besorgen. Wer kann bestreiten, daß er sich dazu eignet, besser als Seipel, der belastet ist mit der Soutane des Priesters, und besser als Scho-

ber, der in seiner charakterlosen Konzilianz sogar mit den Männern des 15. Juli verhandelte. Da ist Vaugoin ein andrer Mann. Er hat sich als der Zertrümmerer des sozialdemokratischen Vertrauensmännersystems in der Armee bewährt. Er hat die eiserne Entschlossenheit der österreichischen Sozialdemokraten, bis zum jüngsten Tag Gewehr bei Fuß zu stehen benützend, den Republikanischen Schutzbund entwaffnet und die im Arsenal versteckten Waffen beschlagnahmt. Er hat nach dem 15. Juli die Heimwehr offiziell anerkannt und sich an die Spitze des intransigenten Seipelflügels der christlichsozialen Partei gestellt. Er hat in Wiener-Neustadt die Bürgerkriegsbereitschaft der Armee demonstriert. Er ist als Nachfolger Doktor Seipels Obmann der Christlich-sozialen Partei geworden und seither Anwärter auf den Posten eines Diktators von Oesterreich.

Im Herbst des vorigen Jahres, nachdem die Heimwehrflut das Ministerium Streeruwitz weggefegt hatte, da war die Lage noch nicht reif. Es drohte die Gefahr, daß die außerparlamentarische Heimwehr die parlamentarische Vertretung der Reaktion, nämlich die Christlich-soziale Partei an die Wand drücken könnte. Erst mußte der Heimwehrschlange der Giftzahn ausgebrochen werden. Diese Aufgabe hatte Schober zu besorgen. Das bot außerdem den Vorteil, den letzten Mann außerhalb der Seipel-Clique zu verbrauchen. Schober hat alle Aufgaben brav und mit naiver Freude am Erfolg erfüllt. Er hat Otto Bauer und den Major Pabst gezähmt und sich dabei programmgemäß verbraucht. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn. Wer ist schon Schober? Ein Beamter, der soviel Macht hat, als ihm die führende Partei des Großbürgertums, die Christlich-soziale Partei gibt. Wenn die Christlich-soziale Partei beschließt, den Heimwehrmann Strafella zum Bundesbahn-Direktor zu machen, damit er die Personalvertretung der Bundesbahnen ebenso zertrümmert, wie er es als Direktor der grazer Straßenbahn mit der Gewerkschaft der Straßenbahner gemacht hatte, so muß dieser Wille ausgeführt werden auch dann, wenn dieser Mann wenige Tage vorher in einem Beleidigungsprozeß als Häuserschieber, Steuerdefraudant und Spekulant moralisch gerichtet wurde. Der Fall Strafella ist einfach ein Machtkampf zwischen der Christlich-sozialen Partei und ihrem angestellten Bundeskanzler Schober. Der Machtkampf zwischen Firmeninhaber und Prokurist.

Da die Christlich-soziale Partei allein keine Mehrheit hat, und sie bei Neuwahlen auch kaum erzielen wird, gibt es für die österreichische Krise grundsätzlich nur zwei Lösungen: weiterwurschteln oder Kurs auf Diktatur. Vaugoin ist der Vertrauensmann Seipels und man berichtete in diesen Tagen von einem langen Kabeltelegramm des auf Reisen befindlichen Prälaten an Vaugoin. Von Seipel weiß man, daß er die europäischen Zusammenhänge überblickt. Sollte der schlaue Jesuit die Krise forciert haben, nachdem er einen langen Blick auf Deutschland geworfen hatte? Es riecht verflucht nach Fascismus in Europa. Und warum soll Oesterreich immer ultima in orbe bleiben?

Begrüßung Hitlers auf literarischem Gebiet

von Walter Mehring

Es wird, was das genialste Hirn gebiert,
Von einem Gummiknüppel ausradiert.
W. M. in der ‚Weltbühne'

Ew. Hochwohlgeboren belieben, im Vorgeschmack künftiger Thronbesteigung einen kleinen Exkurs auf literarisches Hoheitsgebiet zu machen, etwa mit dem gleichen Interesse, wie es der Herzog Karl Eugen für die Schubarth, Schiller und Genossen oder die Korsaren für die Dichtungen des Cervantes bezeugt haben. Nun ist es ein Brauch von altersher, daß die Heroen des Faustrechtes, denen man doch nie den Vorrang der Brachialgewalt über die Erzeugnisse der Denkkraft strittig gemacht hat, sich diesen so leichten, nach aller Glorie so schäbigen Triumph über die Literatur und deren Hersteller immer von Neuem holen. Man könnte fast meinen, daß die großen Fürchtenichtse jener sagenhaften Angst des Löwen vor dem Hahnenschrei erlägen oder daß sie zuweilen an einer Ammenfurcht aus jenen Jugendtagen litten, da ihnen die Mutter einredete: Ehrlich währe am längsten, und: Von Zeit zu Zeit müsse man zu einem guten Buche greifen. Tatsache ist, auch Sie, Herr Hitler, bilden wenigstens auf diesem Gebiete keine Ausnahme. Und wenn Sie nun Ihr — vorläufig als Pegasus getarntes — Schlachtroß durch kunstkritische Gefilde tummeln, ist es nur recht und billig, wenn wir mit einer Reverenz erwidern.

Darf ich Ihnen Führerdienste anbieten? Dieser Boden ist schlüpfrig, durchsetzt von Erdlöchern der Syntax, voller Sümpfe der Ironie, voll lästigen Gestrüpps der Polemik, mit Urwäldern der Logik. Glauben Sie, es geht hier um, und schon mancher Heros galoppierte wagemutig hinein und verlor sein bißchen Verstand dabei, ohne daß er es je bemerkt hätte. Später natürlich, im Dritten Reiche, wird das besser werden, da wird man den ganzen Schwindel zackig abholzen, und was sich da noch so rumtreibt: von den Geistern der Klassik bis zu den Lebenden der Moderne: den Gerhart Hauptmann, Heinrich und Thomas Mann, das verzieht sich von selber, wo Frick aufforstet und in Jungnickels Baumschulen die Jünger grünen. Nein, dies sei nur eine Vorschau vor jenem Abschnitt, da Deutschland erwachen wird mit abgerollten Köpfen. Denn wenn der Kopf fällt, muß der Geist nach! Das ist unvermeidbar!

Einer von Ihrem Geist, im ‚Angriff', griff das so an:

> Bei aller Verehrung für dieses größte Dichtergenie wird man doch sagen müssen, daß Goethe politisch eine Null war, denn in der Zeit der größten Erniedrigung Preußens und der Befreiungskriege lebte er nur seinen dichterischen Schöpfungen. Wäre es nach diesem alten Herrn gegangen, so würden wir heute Franzosen sein und französisch sprechen, also seine Werke in der deutschen Sprache gar nicht mehr verstehen.

Das ist fast rührend, diese beiläufige Verehrung für den alten Herrn, der nichts weiter tat, als seinen dichterischen

Schöpfungen zu leben — nicht mal die lumpigste Sturmstaffel hätte er führen können. Das bißchen Ewigkeitswert, das er sich mühselig zusammengereimt hat, das wäre ihm glatt flöten gegangen, bestünde nur noch in französischer Valuta wie die Dichtungen des Fridericus Rex, wenn nicht ein Goebbels erschienen wäre, es wieder aufgewertet hätte: als tägliche Lektüre aller Pgs.

Soweit der „Angriff" auf den alten Herrn. Sie selbst, Herr Hitler, griffen noch schärfer durch:

> **Man hat mit dem Dichter, der sich Heinrich Heine nannte, auf den Namen Harry getauft war und eigentlich Chaim Bückeburg hieß, einen maßlosen Kultus der Überschätzung getrieben.**

Hoppla! Ein kleiner Gedankensprung! Passen Sie auf: Raphael, ohne Arme geboren, wäre trotzdem ein großer Maler geworden; sagt man. Und so: Chaim Bückeburg, wenn er statt als Heinrich Heine unter der Firma Adolf Hitler seinen Trödel verramscht hätte, wäre doch ein mit Verlaub zu sagen: Dichter geblieben oder hätte zum mindesten den maßlosen Kult der Überschätzung, dem selbst Bismarck verfiel, der Nachwelt mit jüdischem Dreh aufgeschmust. Während umgekehrt der Czerny vom ‚Völkischen Beobachter' mit seinem Kriegernamen „Walter Stolzing" auf keinen grünen Kunstzweig kommt. Aber, ich bitte Sie, das alles ist nur halb so schlimm! Stellen Sie sich vor: die Lessing-Schlesinger, Heine-Bückeburg, die Hebbeles und Grabbeles, alle zusammen lebendig in unsrer Zeit, und jeden in dem Alter, bevor er eine Zeile seiner unsterblichen Werke geschmiert hat, und dazu einen S. A.-Mann mit einer einzigen Handgranate nebst entsicherter Geisteswaffe in der Gesäßtasche. Und die Sache mit dem Geist wäre schon erledigt. Nun ist es ja nicht ganz so einfach, da man leider diese verderblichen, pazifistisch und jüdisch verseuchten Handelsprodukte aus zwei Jahrhunderten deutscher Literaturbranche nicht mehr ungeschrieben machen kann. Wohl aber kann man an den Lebenden wieder nachholen, was die Toten verbrochen. Allerdings, es hilft nur ein Radikalmittel!

Intellekt erst gar nicht aufkommen lassen — es gar nicht bis zum Dichten kommen lassen. Selbst nicht die Willigen, die das eigne Programm der Partei in Verse bringen. Das Pack der Denker und Dichter ist gefährlicher als alle Juden, schädlich auch schon in den bescheidensten Ansätzen. Man wird als Erfolg zu buchen haben, daß es überhaupt nur Klassiker, keine lebenden Dichter und Denker mehr gibt! Und, wahrhaftig, es ist genug Tinte geflossen, fast so viel wie Blut!

*

Zurück zum Dichterwald! Da steht er noch: widerlich sein Harzruch, ekelerregend sein sattes Grün, die faule Friedlichkeit. Holzt ihn ab! Holzt sie nieder: die Gerhart Hauptmann, Heinrich, Thomas Mann, die Kaiser und Benn und wie diese orientalischen Gewächse alle heißen. Baut ehrliche Brache auf, ein Drittes Reich, einen Garten Eden der Kleinbürger mit unbedrucktem Stullenpapier, wo die Familien Kleinkaliber schießen und Hakenkreuze statt der Goethe sprießen.

Ganz rechts zu singen

von Erich Kästner

Stoßt auf mit hellem hohen Klang!
Nun kommt das dritte Reich!
Ein Prosit unserm Stimmenfang!
Das war der erste Streich!

Der Wind schlug um. Nun pfeift ein Wind
von griechisch-nordischer Prägung.
Bei Wotans Donner, jetzt beginnt
die Dummheit als Volksbewegung.

Wir haben das Herz auf dem rechten Fleck,
weil sie uns sonst nichts ließen.
Die Köpfe haben ja doch keinen Zweck.
Damit kann der Deutsche nicht schießen.

Kein schönrer Tod ist auf der Welt,
als gleich millionenweise.
Die Industrie gibt uns neues Geld
und Waffen zum Selbstkostenpreise.

Wir brauchen kein Brot, und nur Eins ist not:
Die nationale Ehre!
Wir brauchen mal wieder den Heldentod
und die großen Maschinengewehre.

Und deshalb müssen die Juden raus!
Sie müssen hinaus in die Ferne.
Wir wollen nicht sterben fürs Ullsteinhaus,
aber für Kirdorf sehr gerne.

Die Deutsche Welle, die wächst heran,
als wie ein Eichenbaum.
Und Hitler ist der richtige Mann.
Der schlägt auf der Welle den Schaum.

Der Reichstag ist ein Schweinestall,
wo sich kein Schwein auskennt.
Es braust ein Ruf wie Donnerhall:
Kreuzhimmelparlament!

Wir brauchen eine Diktatur
viel eher als einen Staat.
Die deutschen Männer kapieren nur,
wenn überhaupt, nach Diktat.

Ihr Mannen, wie man es auch dreht,
wir brauchen zunächst einen Putsch!
Und falls Deutschland daran zugrunde geht,
juvivallera, juvivallera,
dann ist es eben futsch.

Einladung an Dobring von Ernst Toller

Herr Landgerichtsrat Dobring!

Seit einigen Wochen ersteht im Theater am Schiffbauerdamm vor jener Öffentlichkeit, die Sie in der Kriegsgerichtsverhandlung ausgeschlossen haben, das Schicksal der fünf im Jahre 1917 zum Tode verurteilten Matrosen der deutschen Flotte. Jeden Abend sehen die Hörer mit Empörung, welche Mittel Sie, Herr Dobring, angewandt haben, um diese fünf Menschen des Hochverrats, den sie nicht begingen, zu „überführen".

Vor dem Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags bekundete der Zeuge Beckers unter seinem Eid, daß Sie als Untersuchungsrichter bei der Vernehmung von Sachse und Reichpietsch auf ein Blatt Papier einen Galgen gemalt, einen Revolver daneben gelegt und gesagt hätten: „Das ist ein Revolver und ein Galgen, es hängt von Ihrer Aussage ab, ob Sie nur erschossen oder gehängt werden."

In seiner Broschüre „Die Marine-Justizmorde 1917" schreibt Dittmann, daß Sie sich eines „Heeres von Lockspitzeln" unter den Matrosen der Schiffe bedienten.

Sie haben, Herr Dobring, die einfache Pflicht eines Richters verletzt und sich nicht über das wirkliche Programm der Unabhängigen Sozialdemokratie, das keine rechtswidrigen Ziele enthielt, informiert, Sie haben im Gegenteil ein tendenziös konstruiertes Programm den Richtern vorgelegt und es als Ziel der Unabhängigen Sozialdemokratie ausgegeben. Diese „böswilligen Unterstellungen" sind die Grundlage der Vernehmungen und Verhandlungen gewesen.

Sie haben zusammen mit Ihrem Kollegen Lösch (wo amtiert er heute als republikanischer Richter?) sich die Arbeit geteilt, einmal waren Sie Anklagevertreter, das andre Mal Gerichtsvorsitzender, das dritte Mal Untersuchungsrichter. Nie kam Ihnen ein Zweifel an der Unmöglichkeit solchen Verhaltens. Im Prozeß gegen Haase und Genossen wurden unter Ihrem Vorsitz vier Todesurteile gefällt. Bis eines Tages sogar die Berufungsinstanz dem Einwand der Verteidigung stattgab und Ihre Befangenheit — gegen Ihren Einspruch — gerichtsnotorisch festlegte.

Sie haben, wie der Matrose Weber vor dem Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags eidlich bekundete, im Hinblick auf Reichpietsch und Köbis folgende Worte gesagt: „Ich wäre imstande, diese Leute mit der größten Ruhe noch einmal zu erschießen, besonders den Reichpietsch."

Herr Dobring, wollen Sie nicht endlich Ihr Schweigen brechen, das Sie nur einmal durchbrachen, als Sie, ein treuer Diener der Monarchie, nach der Novemberrevolution 1918 den Volksbeauftragten Ihre wertvollen Dienste anboten?

Wir schreiben heute nicht mehr den 15. November 1917, wo Sie als Zeuge bei einer Verhandlung in Kiel, als man Ihnen Todesdrohungen gegen Beschuldigte vorhielt, erklärten: „Das ist mein System".

Heute wird der Spieß umgedreht und Sie, Öffentlicher Ankläger, sind öffentlich Angeklagter. Sie sollen sich für „Ihr

System" verantworten. Ich fordere Sie hiermit auf, sich gegen die Anklage, die in meinem Stück „Feuer aus den Kesseln" erhoben wird, und die ich ferner am Sonntag, den 5. Oktober, in einer Matinee im Theater am Schiffbauerdamm, gegen Sie erheben werde, zu verteidigen.

Sie haben, wie jeder Angeklagte, das Recht zu sprechen — vor den Hörern und hier in der ‚Weltbühne'. Die Redaktion ist bereit, Ihnen Platz einzuräumen.

Werden Sie sprechen?

Das böse Gewissen von Ignaz Wrobel

Jeder Mensch hat seine kleinen Geheimnisse. Jeder Kaufmann verheimlicht, wo er nur kann, seinen Verdienst — wenigstens in Europa tut er das. Die Löwen gehen ins Dickicht, wenn sie sich paaren, nicht etwa wie die katholische Kirche triumphierend meint, weil sich die guten Tiere, im Gegensatz zu den Bolschewisten, schämten —, sondern weil sie sich in diesem Augenblick wehrlos fühlen. Wenns sehr ernst wird, baut der Mensch einen Paravent um sich auf.

Jeder Staat hat seine großen Geheimnisse. Nicht nur die, die das unentwegt Kaiserlich-Fascistische Reichsgericht mit wilden Spionageprozessen schützt: etwa jeden zweiten Tag wird in Deutschland einer wegen „Verrats" verurteilt — die Staaten haben noch andre Geheimnisse. Eines davon ist die Exekutive, die an den Wurzeln des Staates wacht.

Denn wie kommt es, daß um die Amtszimmer der Politischen Polizeiverwaltungen aller Länder eine eigentümliche Atmosphäre weht: ein merkwürdiges Gemisch von Muff und nicht sehr einwandfreien Gerüchen — es ist eine stockig gewordene Luft, wie sie in Bauernstuben gefunden wird, deren Fenster lange Wochen ängstlich verschlossen sind. Ist das überall so —?

Das ist überall so. Überall liegen dicke Riegel vor den Praktiken der Staaten, mit denen sie sich, neben ihren Schulden an die Großfinanz am Leben halten; die defensive Offensive, die da getrieben wird, ist immer geheim.

Deutschland hat nach dem Kriege zugelernt; seine Polizei kann es zwar noch nicht so schön wie die entsprechenden — natürlich gar nicht existierenden — Organe der Reichswehr ... gegen die Sûreté Générale in Frankreich, gegen deren schmutzige Schwester, die Siguranza in Rumänien, gegen die Polizeiverwaltungen in Italien ist das ja alles noch ein Kinderspiel. Und immer im Dunkel, immer im Dunkel.

Das ist kein Rest atavistischer Scham. Das ist etwas andres.

Es ist das peinliche Gefühl der Beteiligten, die tiefe Unsinnigkeit des „moralischen Staates" zu offenbaren, wenn sie die Türen und die Akten öffneten. Denn hier liegt klar zutage, wie der Staat zwar Ethos und Sittlichkeit von seinen Zwangsabonnenten verlangt, auch in Fällen der Gefahr, grade in Fällen der Gefahr, wie er aber selber auf alle Moral, auf Ethos

und auf Sittlichkeit pfeift, wenn es für ihn ernst wird. Dann handelt er so, als ob es für ihn keine Gesetze gebe, und es gibt auch für ihn keine. Seine Not kennt kein Gebot, nicht einmal das von ihm selbst ausgegebene.

Sieht man von den Ereignissen um das Jahr 1919 ab, so kann nicht davon gesprochen werden, daß in Deutschland heimliche Hinrichtungen vorgenommen werden. Zwar berechtigt ein gesetzeswidriger Schießerlaß jeden Polizeibeamten, gegen Fürsorgezöglinge, Handwagendiebe und Radfahrer ohne Laterne die Todesstrafe zu verhängen, aber systematisch, in den Zellen, wird das nicht mehr so einfach exekutiert. Da wird reglementsmäßig schikaniert. Völlig schutzlos sind nur zwei Kategorien: Ausländer und Kommunisten. Kommunistische Ausländer tun gut, sich vor Beginn eines Verfahrens begraben zu lassen — in sämtlichen Ländern. Hier scheint alles erlaubt, hier ist alles erlaubt.

Sanfte Erpressungen; quälende und marternde Haft, ohne Verteidiger, ohne die Möglichkeit, Briefe zu schreiben und Briefe zu empfangen; elende Unterkunft; bohrender Stumpfsinn; Tabakentzug; unbefriedigter Sexualtrieb; Verhöre, Verhöre, Verhöre. Es gehören eiserne Nerven dazu, das zu überstehen. Und hier ist dem Staat, hier ist den Staaten jedes Mittel recht. Das macht: es gibt in diesen Dingen nicht einmal den Schein eines Rechts; der Ausländer hat, wenn die Verwaltung ihn erst einmal beim Wickel hat, so gut wie keine Möglichkeiten, sich zu verteidigen. Wehrlos ist er. Alles, was der Staat beim Privatmann auf das schärfste ahndet, macht er hier in schöner Grausamkeit selber.

Er riegelt aber die Türen vorher zu. Es soll niemand wissen, auf welchen Quadern dieses System von „Sittlichkeit und Gerechtigkeit" ruht, das sich bei Totenfeiern und Denkmalseinweihungen salbadernd seiner selber rühmt, wobei den Ministern das Maul schäumt. Es ist ein ununterbrochener Kleinkrieg, der da geführt wird, und er wird nach sehr einfachen Grundsätzen geführt.

Der Exekutivbeamte höherer Grade hat nur eine Bremsvorrichtung: er schielt auf seinen Vorgesetzten, ob der ihn wohl „deckt". Der deckt ihn immer. Sie decken sich untereinander, in Frankreich, in Italien, in Deutschland und in den U.S.A. — kein Popanz von Parlament, keine sogenannte öffentliche Meinung beißt da einen Faden ab. „Dienstliche Erwägungen haben ..." — „Eine Nachprüfung hat ergeben, daß völlig im Rahmen der Bestimmungen ..."

Und wenn selbst, was unerhört wäre, einmal ein Minister stolpern sollte, weil in seinem Revier ein Fremder halbtot geprügelt, zu Unrecht ausgewiesen, von Frau und Kind getrennt worden ist —: ein Minister geht; die Beamten bleiben. Und sind nur wochentags ihrem Vorgesetzten und Sonntags dem lieben Gott verantwortlich, und die lassen beide mit sich reden.

Gegen diese Praktiken der politischen Polizeiverwaltungen ist noch ein bürgerlich-fascistisches Strafverfahren ein Bade-

zimmer an Reinlichkeit. Hinter den heruntergelassenen Rolljalousien der ängstlich bewahrten „Geheimhaltung im staatlichen Interesse" gibt es keine festen Regeln: alles schwimmt; es gibt vielleicht hier und da feststehende Praktiken, die aber beliebig durchbrochen werden können ... das Opfer liegt da wie ein Hund auf der Vivisektionsbank und kann sich nicht rühren. Es kann nur leiden.

Bei manchen Affairen, die durch die Fensterritzen stinken, hat man das Gefühl, daß nichts für die Staatsinteressen getan wird, sondern daß die Beamten ihrem Affen Zucker geben. Was da zum Beispiel mit den „Staatenlosen" getrieben wird, ist eine Schande für diesen lächerlichen Kontinent, dem sie den Horizont mit Fahnenstöcken vernagelt haben. Man hat oft den Eindruck, daß hier einem Baal geopfert wird — die Schreiber sind die Priester, und es sind strenge Priester. Man kann wohl einmal ein Opfer losbitten; dieses Gesindel aber von der tiefen Unsittlichkeit ihres Tuns zu überzeugen, das hat noch niemand vermocht. Der Bildhauer setzt seine Visionen in Ton um — die politische Polizei arbeitet in Menschenmaterial.

Und immer im Dunkel, immer im Dunkel. Es ist ein moralisches Dunkel; niemand wird mehr in Mitteleuropa im Keller bei Fackellicht gefoltert — man braucht allerdings nur zwölf Stunden weit zu fahren und jeder Balkanstaat könnte, wenn er Mut hätte, dem Besucher zeigen: Unsre Sadisten sind alle in Freiheit, aber sie morden keine kleinen Kinder — wir haben aus ihnen Polizeibeamte gemacht! Gut Naß!

Was aber an gequälten Proletariern durch Europa irrt, ohne Paß, mit dem falschen Paß, gehetzt und vertrieben, wieviel Leben vernichtet werden, wieviel lebendige Tote durch die Welt taumeln, immer in Furcht und Angst, von den pensionsberechtigten Kopfjägern zu Nutz und Frommen des großen Manitou, des Staates, geschnappt zu werden — und dann wieder ein quälender Transport in menschenunwürdigen Wagen und Eisenbahnabteilen, wieder harte Nächte in dreckigen und verwanzten Lokalen, diesem echten Ausdruck der Staatsidee, wieder Verhöre, Verhöre, Verhöre ... Ausweisungen ... Abschiebungen ... Auslieferungen: das ist ein weites Tränenfeld.

Kein Licht scheint da hinein. Das sittliche Vergehen des einzelnen Beamten ist dabei sehr gering; die Verantwortung ist in lauter klitzekleine Stücke zerteilt, bis sie niemand mehr hat und bis die Kollektivität sie trägt, und diese Verantwortung erscheint nur in Ministerreden. Wieviel Leid ist nötig, damit der Begriff „Italien" lebe! Und das ist in allen Staaten so — in allen, ohne Ausnahme.

Hohl klingt der Boden, auf dem das Staatsauto einherdonnert. Unten, im Dunkel, abgesperrt von den „anständigen Leuten", raschelt es in Akten und schließt an Zellentüren, einer bekommt eine Backpfeife und mancher ein trocknes Todesurteil, das er an sich selber im Chausseegraben eines fremden Landes vollstrecken darf, indem er verhungert ... still! es sind die Immertreu-Leute der amtlichen Unterwelt.

Der Staat aber ist der Ausdruck einer sittlichen und moralischen Idee.

Der Leutnant von Saloniki von Hellmut v. Gerlach

In einem Buchladen von Saloniki stand ich mit einer jungen deutschen Delegierten zum Friedenskongreß, um einen Plan der Stadt zu kaufen. Wir konnten uns nicht recht verständlich machen, weil niemand im Laden eine andre Sprache als Griechisch zu verstehen schien. Da kam ein jüngerer Offizier aus dem Hintergrund hervor und machte den Dolmetscher zwischen uns und dem Personal.

In leidlichem Französisch setzte er uns auseinander, daß man leider keinen Plan vorrätig habe. Es gäbe nur einen einzigen Laden, wo wir ihn voraussichtlich bekommen würden.

Er versuchte, uns die Lage dieses Ladens auseinanderzusetzen. Aber da wir keinen Plan der Stadt hatten, versagte seine Kunst, uns den Weg zur Erlangung des Plans zu erklären.

Plötzlich sagte er kurz entschlossen: „Ich werde Sie führen." Er brachte uns zur nächsten Haltestelle der Straßenbahn und stieg mit uns ein, bezahlte auch das Fahrgeld, ehe wir abwehren konnten.

Nach ziemlich langer Fahrt landeten wir bei einem großen Buchladen. Er wurde überall durchforscht, nachdem der Offizier unsre Wünsche verdeutlicht hatte. Ergebnis: einen Plan von Saloniki gibt es überhaupt nicht. Dafür wurde uns ein Führer durch die Stadt angeboten, der aber in griechischer Sprache verfaßt und darum für uns unbrauchbar war.

Wir machten einigermaßen verzweifelte Gesichter. Worauf der Offizier: „Was wünschen Sie zu sehen? Wenn Sie gestatten, zeige ich es Ihnen."

Sehr erleichtert nahmen wir das freundliche Anerbieten an und erklärten ihm, daß uns besonders an der Besichtigung der die Stadt beherrschenden alten venezianischen Zitadelle gelegen sei.

Daß ein Teil dieser Zitadelle als Zuchthaus verwendet wurde, wußte ich aus dem Baedecker. Aber an den Besuch des Zuchthauses dachte ich nicht im entferntesten, da ich weiß, wie schwer im allgemeinen namentlich für beliebige Ausländer der Besuch derartiger Anstalten ist.

Der Offizier nahm aber offenbar an, daß mir grade an dem Besuch des Zuchthauses gelegen sei. Jedenfalls führte er uns sofort, nachdem wir den von der Zitadelle gekrönten Berg erklommen hatten, zu dem Wachthaus, das am Eingang zu dem Zuchthaus lag. Dort verhandelte er ein paar Minuten mit seinem Kameraden, der die Wachtkompagnie kommandierte. Das große Schlüsselbund wurde geholt, und unter Führung beider Offiziere wurde der Rundgang durch das Zuchthaus oder, richtiger gesagt, oberhalb des Zuchthauses angetreten.

Oberhalb des Zuchthauses — denn die Sträflinge selbst befinden sich in kasemattenartigen Räumen, während wir auf den breiten Mauern der alten Zitadelle herumgingen. An jeder Krümmung stand ein Posten. Da der Dienst innerhalb des Zuchthauses recht unerfreulich ist, wird er als Strafdienst über

die Soldaten verhängt, die bei den Streifen auf Räuberbanden diese haben entkommen lassen.

Räuber gibt es nämlich immer noch ziemlich zahlreich in Griechenland. Unser Zuchthaus hatte dreihundertfünfzig Insassen, sämtlich wegen Mordes verurteilt, und zwar fast alle in ihrer Eigenschaft als Räuber. Über das Schicksal von zehn war noch nicht entschieden: Vollstreckung der Todesstrafe oder lebenslängliche Haft in diesen Kasematten?

Eine magere Hand streckte sich durch ein Gitter unter uns, ein gierendes Gesicht preßte sich an die Eisenstangen: in diese Räume darf sonst nie ein weibliches Wesen, und nun war der Blick eines der Elenden auf meine jugendliche Begleiterin gefallen. „Treten Sie rasch zurück," raunte ich ihr zu, „Sie regen den armen Menschen zu sehr auf." Die Vision entschwand ihm.

Wir kamen an einen mächtigen alten Turm. Eine schmale Tür führt unten in ihn hinein. Man klärt uns auf: „Das ist der Strafturm. Sein dunkles Verließ liegt vierzig Meter unter der Erde. Wer sich schwer in der Anstalt vergeht, kann bis zu zehn Tagen bei Wasser und Brot in völliger Dunkelheit dort eingesperrt werden."

Unser Rundgang ist zu Ende. Vor uns liegt das blaue Ägäische Meer im wundervollen Rund des gewaltigen Hafens. Hinter uns türmt sich Berg auf Berg. Dazwischen eine grauenhaft öde Schlucht.

Leise berichtet unser Leutnant: „Hier werden die Todesurteile vollstreckt. Durch Erschießen. Ein Leutnant mit zwölf Mann wird dazu kommandiert. Ja, unser Beruf ist schrecklich. Mir selber ist es bisher erspart geblieben."

Wir verlassen das Zuchthaus. Der Kommandant will sich verabschieden. Bisher wußte keiner unsrer militärischen Begleiter, wer wir eigentlich waren, nicht Name, nicht Art, nicht einmal unsre Nationalität. Jetzt streckten wir, ungefragt, unsre Mitgliedskarten zum Friedenskongreß den Offizieren entgegen. Ein Strahlen geht über ihre Züge. Beide reichten uns die Hand, schütteln unsre Hände mit aller Kraft und Wärme, und sprechen uns ihre besondre Freude aus, tätige Pazifisten kennen gelernt zu haben. Man sieht, man fühlt die Ehrlichkeit ihrer Worte.

Ein freier Platz liegt vor uns. Darauf stehen zwei Geschütze. Die Offiziere fangen unsre fragenden Pazifistenblicke auf: „Diese Geschütze brauchen Sie nicht zu beunruhigen. Sie dienen nur zum Salutschießen und zum Feueralarm. Sobald in der Stadt ein Feuer ausbricht, zeigt der Posten durch die Zahl der Schüsse an, in welchem Quartier es brennt." Wir fühlen uns ganz beruhigt über diese nützliche Verwendung unnützer Instrumente.

Unser erster Leutnant bringt uns wieder in die Stadt zurück. Ich bitte ihn, mit uns in unserm Hotel zu essen. Er nimmt freudig an.

Nach dem Essen frage ich ihn, ob wir ihn nicht eigentlich von seinem Dienste abgehalten hätten. Er erwidert: „Am heutigen Tage gilt mein Dienst Ihnen."

Wir verabreden erneutes Zusammentreffen nachmittags. Als wir bei seiner Wohnung anlangen, kommt er grade vom Bahnhof zurückgestürzt. Er hat in der Zwischenzeit eine Million Oka Gerste — über die Bedeutung dieses Maßes bin ich mir nicht im klaren — für seine Truppe zu verladen gehabt.

Was nun? Er schlägt die Besichtigung von Kirchen vor, ich habe mehr Interesse für die Kolonien der neu angesiedelten Griechen. Wir beschließen, beides zu kombinieren.

Erst führt er uns in ein paar uralte Kirchen, darunter die Demetrius-Kirche, die aus dem achten Jahrhundert stammt. In ihr sprudelte einst eine Wunderquelle mit heiligem Öl. Als die Türken Saloniki eroberten und aus der Kirche eine Moschee machten, versiegte die Quelle. Jetzt, nachdem alle Mohammedaner die Stadt verlassen haben und gegen kleinasiatische Griechen ausgetauscht worden sind, wird wieder eine Kirche aus der Moschee gemacht. Aber die Quelle ist noch nicht wiedergekommen. Die Zeitläufte scheinen nicht mehr danach zu sein.

Der Leutnant kennt offenbar alle Priester. Wir haben die denkbar sachverständigste Führung. Die abgelegensten Merkwürdigkeiten werden uns gezeigt.

Dann fahren wir hinaus zu einer Kolonie, wo ein Bruchteil jener anderthalb Millionen Griechen untergebracht ist, die nach dem Kriege die Türkei verlassen mußten. Reizende Einfamilienhäuser mit kleinen Gärtchen. Die Männer und teilweise auch die Frauen arbeiten in der Stadt. Alles sieht sauber und appetitlich aus. Ja, wenn alle Emigranten so untergebracht wären! An andern Stellen haben wir schreckliche Wohnstätten gesehen. Wie sollte auch das arme Griechenland in wenigen Jahren ausreichende Unterkunft und Beschäftigung für anderthalb Millionen neuer Bewohner finden? Was es trotzdem an Ansiedlung fertiggebracht hat, erscheint fast wie ein Wunder.

Unser Leutnant, selbst ein Emigrant aus Konstantinopel, weiß überraschend gut Bescheid. Fehlt ihm einmal ein Wort, so blättert er rasch in einem kleinen französisch-griechischen Sprachführer, den er sich über Mittag angeschafft hat. Und seine Augen leuchten, sobald er den richtigen Ausdruck gefunden hat.

In der griechischen Sprache hat das Wort „Xenos" einen doppelten Sinn: es bedeutet zugleich Fremdling und Gastfreund. Den alten Griechen war der Fremdling eben immer zugleich ein Gastfreund.

Daß die Neugriechen diese Tradition aufrechterhalten haben, habe ich in Griechenland an vielen Beispielen bestätigt gefunden. Nie jedoch so eindrucksvoll wie bei unserm Leutnant mit seinem rührenden kleinen Sprachführer.

Ob man übrigens in einem andern Heer ein Seitenstück zu diesem Leutnant finden könnte? Vielleicht in der Reichswehr?

Dummer Jesus Christus von Ernst Glaeser

Ich wollte nach dem Bahnhof zurück. Aber alle Straßen waren verstopft. Ich umging das Regierungsgebäude und kam in eine Seitenstraße. Vor der hintern unscheinbaren Tür des Gebäudes stand ein Lastkraftwagen. Er war dicht mit Truppen abgesperrt, auf seiner Bahn saßen sechs Offiziere. Plötzlich öffnete sich die Tür. Zwei Männer wurden vorgestoßen. Ich erkannte Adalbert König und den Freiherrn.

Sie waren gefesselt.

Zwei Soldaten stiegen auf das Auto, und der Wagen fuhr los. Ich sah das Gesicht Adalbert Königs. Es war blutverschmiert. Der Freiherr lachte und sagte „Gesindel" zu den Offizieren.

Auf Umwegen kam ich nach dem Bahnhof. Er war hell erleuchtet. In dem Wartesaal drängten sich die Mannschaften vor einem großen Kübel Grog. Mein Vater saß immer noch in der Nische mit dem Major. Sie lachten und würfelten aus einem ledernen Becher.

In diesem Augenblick, während ich mich abwandte und verzweifelt zu denken begann, schlug die linke Eingangstür auf. Hinter einer Schar betrunkener Soldaten und Feldwebel wurde Adalbert König in die Halle gezerrt. Sein Verband war gerutscht. Er blutete über dem rechten Auge.

„Hej! Hej!" schrieen die Soldaten und stießen Adalbert König vor. Er torkelte, und sie streckten ihm ihre Gewehre zwischen die Beine. Auf seinen Kopf hatten sie einen Stahlhelm gesetzt und darauf ein Hakenkreuz gemalt. Biermarken hatten sie um die Knöpfe seines Anzugs geschlungen. Zwischen seine auf dem Rücken gefesselten Hände hatten sie die kleine Kriegsflagge der Marine gesteckt. Der braune Mantel Adalbert Königs war bespuckt und mit Kot besudelt.

Adalbert König wankte. Sein schmales Gesicht, das sich in dem Licht der Halle glasig färbte, schien unter der massiven Wucht des Stahlhelms fast zerquetscht. Seine Augen trieften. Aus seiner Nase lief mit Blut gemischter Schleim.

„Hej! Hej!" schrieen die Soldaten und stießen ihn mit ihren Kolben vor. Sie lachten, wenn er zu Boden stürzte, und traten ihn solange zwischen die Rippen, bis er sich wieder hochgerichtet hatte.

Lautlos stürzte und stolperte Adalbert König. Kein Schrei kam aus ihm, aber auch keine Abwehr. Er zuckte nicht, wenn sie ihn anspuckten, auch als ihn ein starker bäuerlicher junger Soldat mit dem Koppelschloß wider den Magen schlug, fiel er nur um und schwieg.

Es hatte sich eine Gasse johlender Soldaten gebildet. Sie reichte vom Eingang bis zum Wartesaal. Durch diese Gasse stießen sie Adalbert König, und jeder schlug oder spuckte auf ihn ein. Sie traten ihn mit den Stiefeln in die Kniee, sie stellten ihm das Bein, sie hieben mit flachen Bajonetten auf sein Gesäß, sie stießen ihn mit den Kolben in den Rücken. Und ein besonders witziger Soldat nahm zwei Blechlöffel, schritt gravitätisch hinter Adalbert König her und trommelte auf den Stahlhelm, den Adalbert König auf dem Kopfe trug. Dazu sang der Soldat in komischen Verrenkungen die Internationale.

Die Gasse schüttelte sich vor Lachen.

Sie erreichten den Wartesaal, und Adalbert König wurde von zwei Mann vor den Tisch der Offiziere geführt. Neben ihm stand der Freiherr, der während des Wegs durch die Halle kaum belästigt worden war.

Die Offiziere erhoben sich und betrachteten Adalbert König.

Sie lachten nicht. Einer hob sogar die Hand an die Mütze. Schweigend standen sie sich gegenüber. Dann trat ein Leutnant

hinzu und löste Adalbert König die Fesseln. Adalbert König fiel um. Zwei Meter weit rollte der bemalte Stahlhelm in den Saal.

Die Offiziere rissen ihn hoch. Er hing leblos in ihren Armen.

Ein Leutnant rieb ihm die Stirn mit Schnaps ein. Dann setzten sie ihn auf einen Stuhl und nahmen den Bericht der Begleitsoldaten zu Protokoll.

In diesem Augenblick näherte sich von links der Major Hasselhorst. Sein Gesicht glühte rot und seine Augen schwammen in einer farblosen Flüssigkeit. Er schwankte ein wenig, aber sein Gesicht strahlte in einer überirdischen Heiterkeit. In der rechten Hand trug er ein Glas.

Er ging auf Adalbert König zu, stellte sich knapp vor ihm auf, schob seine fleischige Hand unter Adalbert Königs blutendes Kinn und hob dessen Kopf.

Der Kopf fiel über die Lehne zurück. Adalbert Königs Augen waren geschlossen. Man hätte glauben können, er schliefe.

Der Major tatschte seine Backen ab und richtete seine links hängende Schulter gerade.

„So also siehst du aus, mein Lieber. Hätte mir dich viel wilder vorgestellt, olles Schwein. Ein Jud bist du auch nicht. Was ist nur in so einen Kerl gefahren?"

Der Major drehte sich im Kreis, als erwarte er eine Antwort. Er sah auch nach der Decke. Auch von dort kam keine Antwort.

Adalbert König stöhnte, dann erbrach er sich. Blut und Schleim.

„Der Mann ist ja kurz vorm Krepieren," schrie der Major, packte Adalbert König, dessen Stöhnen schon in ein hohles Röcheln überging, um die Schulter und führte das Glas an seinen Mund.

„Na, da sauf mal, oller Jesus Christus," sagte er, und Adalbert König trank.

„Na, wie?" rief lachend der Major, als Adalbert König ausgetrunken hatte, „hats gut getan, Jesus Christus?"

Adalbert König sah ihn an und schwieg.

Der Major drehte sich nach dem Tisch der Offiziere.

„Meine Herren, der Mann ist ja von oben bis unten bespuckt. Seit wann wird bei uns mit Spucke geschossen?"

Die Offiziere zuckten die Achseln.

„Die Mannschaften sind nicht mehr zu halten. Straßenkampfpsychose," antwortete ein Leutnant.

„So," sagte der Major, „umlegen hätten sie den sonderbaren Heiligen ja können. Aber mit Dreck beschmeißen und vollrotzen... Brrr." Dann begann er wieder zu schwanken, klopfte Adalbert König auf die Schulter, und während er ihm lachend zurief: „Machs gut, Jesus Christus," ging er torkelnd und leise singend zur Nische zurück, in der mein Vater vor drei Rotweinflaschen eingeschlafen war.

Die Offiziere standen auf und gaben den Begleitmannschaften einen Zettel. Der ältere, ein Feldwebel, nahm ihn in Empfang.

„Transportieren Sie den Mann per Schub nach der Ulanenkaserne, wo die andern Gefangenen interniert sind. Legen Sie ihn in ein Einzelzimmer, damit er mit niemand in Verbindung treten kann. Sie garantieren mir, daß der Mann keinen Fluchtversuch macht. Bei der geringsten Bewegung machen Sie von der Waffe Gebrauch."

Der Feldwebel schlug die Absätze zusammen und grinste: „Zu Befehl."

Dann schleppten sie Adalbert König aus dem Wartesaal, durch die johlende Halle, die sich allmählich mit den Scharen der Bürgerwehr gefüllt hatte, nach dem Ausgang auf einen Lastwagen, der in die Stadt fuhr.

Allein und ohne Bewachung stand der Freiherr vor dem Tisch. Er trug seine alte Uniform und das Monokel. Zwei Offiziere traten

an ihn heran, legten die Hände an ihre Mützen, verneigten sich kurz, der Freiherr dankte, dann baten ihn die Offiziere, zu folgen.

Sie führten ihn höflich durch den Wartesaal nach einem Zimmer, das neben dem Fürstenzimmer lag, und baten ihn, auf dem Empiresofa Platz zu nehmen. Nachdem sich der Freiherr gesetzt hatte, legten sie ihm schweigend einen Browning auf den Tisch und verließen ihn, ohne ihn nochmals anzusehen.

Ich hatte mich an den Tisch meines Vaters gesetzt, der unter den Späßen von Hasselhorst wieder aufgewacht war. Er war leicht betrunken und fragte immer nach dem nächsten Zug.

„Hier wird geblieben," kommandierte Hasselhorst, „die Sache muß begossen werden."

Und sie begannen eine neue Flasche zu trinken. Eine halbe Stunde später war unser Tisch mit jungen Offizieren besetzt. Sie tranken Schnaps und Bier und lachten über die Geschichten, die Hasselhorst aus dem Krieg erzählte. Bald wimmelte die Luft von Zoten. Ich erfuhr, daß das mit den Jüdinnen in Wilna eine Freude gewesen sei. Danach konzentrierte sich das Gespräch um die Revolution und Bader.

„Die hatten Angst vor der eignen Courage gekriegt," sagte Hasselhorst, „ich finde die Spartakistenschweine viel konsequenter." Ein Leutnant aus dem Gefechtsstab erzählte, Bader sei gegen die Spartakisten viel schärfer gewesen als sie selbst.

Ein andrer Leutnant sagte: „Ich bin nur gespannt, was uns diese Kerle dafür geben, daß wir sie jetzt aus der Patsche geholt haben. Denn ohne uns wäre doch die ganze Bagage verloren gewesen, und die Spartakisten hätten gesiegt."

„Was die uns geben werden?" lachte Hasselhorst. „Behalten werden sie uns. Ich habe heute schon mit Bader über die Aufstellung einer ständigen Sicherheitstruppe verhandelt, von wejen der kommenden Wahlen. Wir bleiben zusammen, meine Herren, und behalten unsre Gewehre. Na?"

Da hob ein junger Leutnant sein Glas und rief: „Es lebe die Revolution!"

Der Tisch wackelte unter dem Lachen der Männer.

In diesem Augenblick trat an den tobenden Tisch der Feldwebel, der Adalbert König nach der Ulanenkaserne gebracht hatte, salutierte und stand stramm.

„Na, Strecker?" rief Hasselhorst, „was gibts?"

„Melde gehorsamst, Herr Major, der Transport war nicht durchführbar."

Der Feldwebel grinste. Sein rotes Zahnfleisch stach gräßlich gegen das Grau seines Mantels und seines Stahlhelms ab.

„Rapportieren Sie!" sagte ein Offizier.

„Wir waren etwa fünfhundert Meter gefahren und befanden uns auf der halben Höhe des Exerzierplatzes, als eine Gruppe der Bürgerwehr unsern Wagen zum Stehen brachte. Ich schrie ‚Straße frei!' aber die Wehrleute riefen: ‚Was transportiert ihr da, Kamerad?' Sie dachten, es sei Schnaps. Sie waren nämlich schon alle besoffen. ‚Nein,' rief ich, um die Leute zu ernüchtern —, ‚wir haben keinen Schnaps. Wir haben einen Spartakisten.' Da johlten sie auf, als hätten sie den besten Schnaps bekommen. ‚Welchen Spartakisten?' schrieen sie und drängten sich ans Auto. Ich nannte den Namen des Gefangenen. Da schrieen sie los wie besoffene Hammel. ‚Her damit,' riefen sie, kletterten den Wagen hoch und griffen nach dem Gefangenen. Das andere ging sehr schnell. Als der Gefangene merkte, daß die Jäger ihn haben wollten, und als die Jäger über den Rand des Lastwagens kletterten und ‚schlagt ihn tot' schrieen, machte er einen Satz über die linke Verschalung. ‚Halt,' schrie ich, ‚halt!' — ‚Halt!' Genau nach der Vorschrift, und als er unter eine Laterne kam und grade den Exerzierplatz erreichte, der durch seine

Dunkelheit für die Flucht des Gefangenen günstig gewesen wäre, schoß ich ab. Da ist er umgefallen."

Der Feldwebel schwieg und stand stramm.

„Wo haben Sie die Leiche?" fragte ein Offizier.

„Leiche?" — grinste der Feldwebel, „Leiche kann man das kaum noch nennen. Denn als er umgefallen war, sind die Jäger über ihn her. Ich habe den Rest des Gefallenen in die Güterhalle gelegt."

„Gut," sagte ein Offizier. „Erstatten Sie morgen schriftlichen Bericht."

„Zu Befehl," sagte der Feldwebel und trat ab.

Die Offiziere schwiegen und betrachteten ihre Gläser.

„Dummer Jesus Christus," sagte Hasselhorst, „wenn der Junge in richtige Hände gekommen wäre! Militärisch war seine Verteidigung großartig."

Die Offiziere nickten und tranken Hasselhorst zu.

Dann erzählten sie sich Erinnerungen aus dem Feld.

Wenige Minuten später trat ein Soldat an den Tisch und gab einem Leutnant ein Billett. Der Leutnant überlas es, lief rot an und schrie: „Wo haben Sie das her?"

„Der Herr Rittmeister haben es mir gegeben für die Herren Offiziere. Der Herr Rittmeister sagte, er könne leider an der Tafel nicht teilnehmen. Er müsse dringend nach Berlin. Er ließe die Herren Offiziere grüßen, und er danke ihnen für ..."

„Scheren Sie sich weg!" schrie der Leutnant. Der Soldat verschwand. Der Leutnant reichte Hasselhorst das Billett.

Seine Augen weiteten sich, seine Stirn schwoll an. Plötzlich brach ein tolles Gelächter aus seinem roten Schädel. Er sprang auf. „Kinder," schrie er, „das ist das Frechste, was ich seit Jahrhunderten gelesen habe."

Er hielt das Billett und las vor:

„Meine sehr verehrten Kameraden von der andern Seite. Nachdem durch den Verrat und durch die kleinbürgerliche Intelligenz des Herrn Bader die große deutsche Revolution, an die ich geglaubt habe, verraten worden ist, nachdem es Ihrer erprobten Tapferkeit und Strategie gelang, das Bürgertum zu retten und für ein Menschenalter Deutschland dem Kapitalismus und dem Handelsgesindel zu bewahren, hatten Sie die Freundlichkeit, mir aus falschen Standesgefühlen mein Schicksal selbst in die Hände zu legen. Sie sehen aus diesem Billett, daß ich von Ihrer Todesart, die sich von der gewöhnlichen nur durch ihre Attitude unterscheidet, keinen Gebrauch gemacht habe sondern es vorzog, mein Leben zu behalten. Sie haben die Revolution wunderbar abgewürgt. Der Staat der Bürger und Händler wird Sie dafür belohnen. Das deutsche Volk aber, dieses wunderbare, schwerfällige Volk, wird in seinen Märchen zwar nicht Ihre Namen, aber Ihre Taten bewahren und Sie, meine Kameraden von der Front, zu den Händlern und Koofmichen rechnen, die seit Jahrzehnten das Land versauen. Sie hätten, wie ich, zur Revolution stoßen müssen, und die Kümmerlichkeit Ihres spätern Lebens, die Verelendung der männlichen Instinkte unter der Diktatur einer händlerischen Demokratie, wäre Ihnen erspart geblieben. Dennoch danke ich Ihnen für die Chance, die Sie mir gaben. Ich werde in wenigen Stunden Deutschland verlassen. Sie aber bleiben in einem Lande zurück, in dem zu leben ich Sie nicht beneiden kann.

Es grüßt Sie Ihr

Freiherr v. B.

P. S. Den Browning gestatte ich mir mitzunehmen. Die Straßen sind unsicher. Ich fände es geschmacklos, müßte ich mein Leben an irgendeiner Straßenecke in einem Rudel wildgewordener Kleinbürger enden sehen.

„Donnerwetter!" sagte Hasselhorst, dann setzte er sich und trank.

„Verdammt noch mal!" schrie er nach einer kurzen Pause und trank wieder.

Die Offiziere schwiegen.

Hasselhorst stand auf. Sein Gesicht war rot geschwollen. Er keuchte. „Kameraden," schrie er, „eine größere Frechheit ist mir in meinem Leben noch nicht passiert. Die ehrenvollste Art für seine Überzeugung zu sterben, nämlich durch eigne Hand und allein, benutzt dieser Kerl zu feiger Desertation! Wenn einer verrückt wird und wird Spartakist und redet daher wie Jesus Christus, dann lege ihn um, weil es ein Quatsch ist, so zu denken wie Jesus Christus, ein wunderbarer Quatsch — wenn aber einer so davonläuft wie dieser Herr, dann spucke ich aus. Dreimal, meine Herren!"

Hasselhorst spuckte dreimal auf den Boden.

„Das ist der deutsche Adel," brüllte er, „warum ist er nicht für seine Idee krepiert, als seine Idee verloren hatte! Das gehört sich so. Pfui, Deubel!"

Hasselhorst setzte sich. Die Offiziere schwiegen und ließen das Billett unter sich kursieren.

Ein junger Leutnant sagte still und ganz einfach: „Ich finde, der Freiherr hat recht..."

„Wie?" — Hasselhorst sprang hoch. Seine Augen drohten zu platzen.

„Sehen Sie, Herr Major," sagte der Offizier und legte den Stahlhelm ab, „ich frage mich oft, wofür kämpfen wir eigentlich. Die Spartakisten sagen, sie wollten und müßten mit Gewalt die kapitalistische Gesellschaft abschaffen. Alle Kameraden, die hier sitzen, sind mit der kapitalistischen Gesellschaft auch nicht zufrieden. Aber wir marschieren für die kapitalistische Gesellschaft und helfen ihr in ihr neues Stadium, in das der Demokratie. Warum? Weil wir die Gesellschaft lieben? Nein, Herr Major, ich sage Ihnen, wir kämpfen nur, weil wir es gewohnt sind zu kämpfen. Wir kämpfen, weil wir nicht wissen, was die Spartakisten wollen. Wir kämpfen, um einen Feind zu haben, und da die Spartakisten in diesem Deutschland, das wir nach dem Krieg wiederfanden, die einzigen waren, die Energieen hatten, während alles sonst ein einziger Brei war, gingen wir gegen die Spartakisten los, weil es sich noch lohnte, gegen sie zu kämpfen. Sie boten wenigstens Widerstand. Aber jetzt, wo wir die Sache liquidiert haben, frage ich mich, wozu haben wir gekämpft? Für den Staat? Für die Freiheit? Für was?"

„Für die Ordnung!" brüllte Hasselhorst. Er sprang hoch und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Für die Ordnung! Verstehen Sie! Für die Ordnung!"

Der Leutnant stand auf. Seine Kameraden rissen ihn zurück. Er lachte. „Der Freiherr hat recht!" schrie er. „Wir kämpfen für die Ordnung, die die Kaufleute für ihre Geschäfte brauchen, Herr Major!"

„Sie sind besoffen," sagte Hasselhorst und setzte sich.

Die jungen Offiziere redeten auf den Leutnant ein.

Er lachte und sagte: „Es ist ja alles ganz anders, wenn man nachdenkt, Kameraden."

Schließlich gelang es den Kameraden, ihn zum Trinken zu bewegen. Sie prosteten ihm dauernd zu. Einer goß ihm heimlich Schnaps in das Bier. Bald lallte der Leutnant, sang, dann schlief er ein.

Aus dem Roman „Frieden", der demnächst im Gustav Kiepenheuer-Verlag erscheint.

Lied der Cowgoys von Theobald Tiger

„Damn —!"
Rudyard Brecht

Ramm! — Pamm!
Ramm — pammpammpamm!
Wir stammen vom Mahagonny-Stamm!
Wir sind so fern und sind so nah!
Wir stammen aus Bayrisch-Amerika …
Ahoi geschrien!
Wir sind keine Wilden — wir tun nur so!
Wir haben Halbfranz auf dem Popo!
Und wir sind auch nicht trocken — gar keine Spur, ah …!
In Estremadura!
In Estremadura!
In Estremadura —!

Ramm! — Pamm!
Ramm — pammpammpamm!
Exotik als Literaturprogramm …
Das ist bequem und macht keinen naß
und tut keinem Kapitalisten was —
Remington backbord!
Wir sind bald lyrisch und sind bald roh.
Wir fluchen am Kreuz und beten im Klo.
Und jeder von uns singt so schön wie Kipura!
In Estremadura!
In Estremadura!
In Estremadura —!

Ramm! — Pamm!
Ramm — pammpammpamm!
Auf dem Hintern da prangt uns ein Monogramm.
Da prangt Bert Brecht — frag nicht nach dem Sinn —
sonst halten wir dir unsern Hintern hin.
Und klappt es nicht mit des Dramas Lauf:
dann sagen wir rasch ein Sprichwort auf.
Auf dem Rücken der Pferde, da liegt unser Glück …
God save the Queen mit Goldmundstück!
Wir sind das Ideal des Herrn Cohn,
und wir sind das Produkt einer Generation.
Und wenn einer gar keine Freiheit hat —:
Unsere Freiheit hat er — und die macht ihn satt.
Wir sind und bleiben allzumal
ein geronnenes Grossadt-Ideal!
Berittene Bürger. Ein dreifaches Huhra!
In Estremadura!
In Estremadura!
In Estremadura —!

Theater-Notizen von Alfred Polgar

Es ist für den Dramatiker schwer, von der Langeweile ein nicht langweiliges Bild zu geben; oder Humorlosigkeit humoristisch zu gestalten. Leicht infiziert sich da der Dichter an seinem Gegenstand.

Hofmannsthals Lustspiel „Der Schwierige", das, dank einer schönen Aufführung, in der Komödie starken Lächel-Erfolg hatte, begibt sich unter österreichischen Aristokraten von damals, in einer zuckerverstaubten Welt, die schon so historisch ist, daß sie fast prähistorisch wirkt, unter Menschen, die weniger auf als über dem Boden gemeiner Wirklichkeit, in einer Bewegung à la Mückentanz, um einander trudeln. Gespenster im rosigen Licht. Wienerische Walpurgis.

Hofmannsthals Ironie ist sehr zärtlich. Er überschaut liebreich strafenden Blicks die Insel der Sorglosen, auf der seine Geschöpfe angesiedelt sind, mit nichts beschäftigt als mit Liebe und Beziehungen. Daß sie Charme in ihrer trostlosen Fadheit haben, Haltung im Leerlauf, Anmut noch im Lächerlichen, will der Dichter nicht leugnen. Im Gegenteil. Einigen seiner Figuren hat er sogar, gleichsam als laisser-passer, etwas Güte und Wärme, also Talent zu Menschlichem, in ihr fragwürdiges Inneres getan.

Es ist eine Komödie aus feinstem Teig; mit allen Eigenschaften eines solchen, insbesondere denen des Haftens, der Weichheit und der Streckbarkeit. Reinhardt hat ihn ausgezogen, den Teig, nach den diffizilen Regeln der wienerischen Strudel-Küche.

Bei dieser Gelegenheit lernte Berlin einen bezaubernden Schauspieler kennen: Gustav Waldau. Allein schon durch seinen Ton und Tonfall, unterstützt von einem nervös zaghaften Gebärdenspiel, in dem das Unausgesprochene sich verrät, werden Wesen und Weltbild der dargestellten Person rein bestimmt. Etwas unwiderstehlich Gewinnendes ist im Moderato dieses Schauspielers, in der Gelassenheit seines Witzes — eine Gelassenheit, die an und für sich schon, abgesetzt gegen das Aufgeregte der Andern, humorig wirkt — in der zurückhaltend überlegenen Art, wie er aus seinen Fonds von Gemüt und Klugheit mit leichter Hand nimmt und gibt.

Sehr angenehm tritt aus dem geglätteten, geschliffenen Theater, das gemacht wird, das kapriziöse Spiel der Frau Eckersberg hervor. Ihre schärfere Essenz durchschneidet die lauweiche Luft, die auf und von der Bühne weht; sie ist, wenn man so sagen darf, das Riechsalz, das die Lebensgeister des Zuschauers weckt, wenn diese in der längern Weile des Abends zu verdämmern drohen.

*

Der fidele musikalische Schwank „Jim und Jill", im Deutschen Künstlertheater, zeigt Grete Mosheim als Operettenspielerin, also auf einem Gebiet, das nicht eigentlich das ihre ist. Man lernt da den wunderlichen Reiz kennen, den grade das Dilettantische ausübt, wenn ein Mensch von Begabung und Geschmack sich zu ihm bekennt. Frau Mosheim ist weder Sängerin noch Tänzerin. Aus diesem Mangel macht sie durch

den vollendeten Takt, mit dem sie ihn weder verhehlt noch sich auf ihn etwas zugute tut, einen Vorzug. In ihren Duos mit Harald Paulsen zeigt sie eine Delikatesse im Setzen von komischen Lichtern, eine Geschicklichkeit im Mischen von kleinem Spaß und kleiner Rührung, eine Anmut im Übermut, die jede echtbürtige Operettenlady, gerüstet mit allen Techniken des Neckischen und Verführerischen, beschämen könnten. Zu hübsch auch, wenn sie, umhüpft von boys (oh, was sind boys für ein beklagenswerter Menschenschlag!) und Girls, die Paralleles aus den Gelenken schütteln, im Gruppentanz mittut, keineswegs als Erste und Führerin sondern nur wie erfaßt und mitgenommen von der Welle rhythmisch bewegter Arme und Beine. Wo der Künstler dilettiert, dort hat er diese segensreiche Angst vor dem Zuviel, vor dem allzu Absichtlichen; und es wird ihm dort auch ein Plus an spielerischer Laune und Freiheit zuteil: ein Gewinn vielleicht aus der geringern Verantwortung, die ihm als Dilettanten auferlegt ist.

Harald Paulsen. Ich schrieb einmal von ihm („Ja und Nein", Band III): „Immer von einer Art Radikalismus geheizt, wendet er an jeden Schritt und jede Silbe hundertundein Prozent seiner gesamten Spiel-Energien." Es sind seither dieser Prozente nicht weniger geworden. Dabei, wie erstaunlich, ist nichts Schwitzendes, Angestrengtes im exakten Tun dieses liebenswürdigsten Geschwind-Redners, Sängers, Springers und Lächlers. Mühelos gibt er sich alle Mühe. Und Grazie ist der Mühelosigkeit Preis.

Deutsch-Fascistische Wirtschaftstheorie

von Alfons Goldschmidt

Die deutschen Fascisten sind nicht ohne geistige Rüstung in den Kampf gezogen. Sie haben ihr Programm und dessen Motivierung. Ja, sie bemühen sich wissenschaftlich und haben, wie hundert Sektenbewegungen vor ihnen, ein System, in das ihre Rasse-Ideen, ihre Führer- und Energiegedanken hineinpassen. Dieses System mußte schnell zurechtgemacht werden. Die Nationalsozialisten hatten weniger Zeit zur Forschung und Begründung als etwa die Sozialisten oder die Liberalen oder auch die Gottesstreiter. Sie brauchten ein System auf Bestellung, und es versteht sich, daß in solcher Eile nichts Originelles entstehen konnte. Man mußte sich schon nach Vorhandenem umsehen.

So hat man denn einige Zeugen gefunden, darunter auch drei oder vier Nationalökonomen. Es mußten deutsche Nationalökonomen sein. Sie durften nichts zu tun haben mit Adam Smith, dem Klassiker der verfluchten liberalen Wirtschaftswissenschaft, und selbstverständlich nichts mit Karl Marx, dem wirtschaftswissenschaftlichen Weisen von Zion. Da jedoch unter den deutschen Nationalökonomen keiner zu finden war, in dem nicht auch Gedanken spukten, die mit dem Ständestaat, den Gefolgschaftsthesen, der Wut gegen Zinsknechtschaft oder der Utopie von der organischen Gegenseitigkeit aller Wirtschaftsformen, nichts zu tun haben, so holte man sich eben aus den Schriften, was man verwenden konnte.

Da taucht der alte Adam Heinrich Müller wieder auf, den wir nach Beendigung unsrer staatswissenschaftlichen Studien schnell vergessen hatten. Dieser Staats- und Wirtschaftsromantiker, der noch tief in der schon vergangenen mittelalterlichen Theologie steckte, lebte von 1779 bis 1829, ohne etwas von der großen wirtschaftlichen Zwangsmobilisierung zu spüren, die auf dem Festland mit der französischen Revolution und in England mit der Verschärfung der agrarischen Inselwehen begonnen hatte. Müller war Gegner von Adam Smith. Er wollte ein geoffenbartes göttliches Recht in der christlichen Staatsverfassung, das heißt eine vom Himmel aus klassifizierte und durch den Staat als Instrument Gottes gesicherte Stufenwirtschaft. Man muß sich wundern, daß die Nationalsozialisten diesen frommen Diener Metternichs zu Rate ziehen, da sie doch sonst wohl mit der Disziplin aber nicht so sehr mit dem Christentum operieren. Sie könnten ihn höchstens als Feind der Geldwirtschafts- und Arbeitsteilungsideen des Adam Smith aufrufen. Abgesehen von dieser allgemeinen antiindividualistischen Tendenz, sind seine Thesen für eine Partei, die sich sozialistisch nennt, doch nur mit Hilfe von Gedankenvergewaltigungen verwendbar. Es ist aber kennzeichnend für den Mangel an Exaktheit der deutsch-fascistischen Wirtschaftstheoretiker, daß sie bis in die frühe Romantik zurückgehen. Wie stimmt das mit dem Appell an die Energie überein, die doch meßbar sein muß, wenn man etwas mit ihr anfangen will?

Ferner hat der Nationalsozialismus den Johann Heinrich von Thünen zur Hilfsstellung kommandiert, ohne allerdings von dem Gebrauch zu machen, was diesen Agrar- und Staatswissenschaftler auszeichnet, nämlich von seiner mathematischen beziehungsweise algebraischen Exaktheit. Ich konnte bisher in dem nationalsozialistischen Wirtschaftssystem keine errechnete Grundformel entdecken, während Thünen zum Fundament und Ausgang seiner Wirtschaftskalkulation das berühmte Zeichen $\sqrt{ap}$ gemacht hat, das heißt das Zeichen für „den naturgemäßen oder auch den natürlichen Arbeitslohn". Da bin ich denn doch Anhänger der marxistischen Untersuchungsmethode, die nicht romantisch ist sondern den Wert, das heißt den Gehalt jeder menschlichen Wirtschaft auf exakte Weise zu bestimmen sucht. Daß die Nationalsozialisten die Ergründung des Wertes im Produkt ablehnen, zeigt die ganze Unwissenschaftlichkeit dieser Theorie. Wenn sie glauben, mit der Realisierung kleinindustriell-agrarwirtschaftlicher Standortsthesen à la Thünen ihren „Isolierten Staat" aufbauen zu können, so ist auch das eine phantastische Auffassung von der Bedeutung der Thünenschen Hilfskonstruktion.

Thünen ist Wirtschaftsempiriker, die Nationalsozialisten sind aber alles andre als Anhänger der „Bestimmung des Erfahrungsinhaltes". Würden sie die Methoden Thünens anwenden, so ließe sich mit ihnen ernsthaft diskutieren. Wahrscheinlich sind sie benommen von der Forderung Thünens, den Volkscharakter zu ändern, und sie möchten für diese Arbeit dem Staate eine Bildungsdiktatur geben, die beispielsweise in Thüringen

auf recht eigenartige und Thünen wenig entsprechende Weise praktiziert worden ist.

Selbstverständlich präsentieren die deutschen Fascisten als einen ihrer Ahnherren Friedrich List, das heißt dessen „Nationales System der politischen Oekonomie". Nun hat allerdings List den bestimmenden Einfluß der sozialen Gemeinschaft gesehen, aber was hat die nationalsozialistische Klitterung aller Wirtschaftsformen mit Gemeinschaft zu tun? List sagt: „Auf die Natur der Nationalität als des Mittelgliedes zwischen Individualität und Menschheit ist mein ganzes Gebäude gegründet", doch enthält dieses Gebäude alle Elemente der Konzentration, die den Nationalsozialisten tief verhaßt ist. Die Theorie Lists ist eine in den Rahmen der Nation gepreßte liberalwirtschaftliche Idee. List lebte längere Zeit in den Vereinigten Staaten und brachte von dort Begeisterung für die bürgerliche Demokratie und ihre Parlamentsform nach englischem Muster mit. Freiheit des Individuums auf diese Art war für ihn Voraussetzung wirtschaftlicher Wohlfahrt. „Es ist die Verfassung und die Vortrefflichkeit der politischen Institutionen überhaupt, wodurch es der englischen Handelspolitik möglich geworden ist, die Naturreichtümer des Landes auszubeuten und die produktiven Kräfte der Nation zur Entwicklung zu bringen." List sah nicht den Zwangsverlauf dieses in Wirklichkeit abbauenden Prozesses. Es mußte erst ein Größerer kommen, der, das englische Beispiel vor der Tür, die Gesetze solcher Entwicklung verstand. Das eben war Karl Marx. Immerhin war Lists Forderung nach Vereinheitlichung der deutschen Wirtschaft durch Eisenbahnen, Schutzzölle und so weiter etwas andres als die Forderung der Nationalsozialisten nach „Aufrechterhaltung der gesunden Mischung von Klein-, Mittel- und Großbetrieben auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens". Es ist auch eine Kühnheit ohnegleichen, Bismarck einen Enteigner unwirtschaftlicher Parzellen, Bekämpfer kleinökonomischer Grenzzustände, als Zeugen solch kleinbürgerlicher Ideen aufzurufen. Denn kleinbürgerlich sind diese Ideen, bei allem Bestreben, die fascistische Wirtschaft unter eine Dachorganisation zu bringen, und der Staat wird über dieser Wirtschaft genau so zum Nachtwächter gemacht wie in den seligen Zeiten romantischen Bürgerschlafs.

Ich bin allerdings überzeugt, daß die nationalsozialistischen Führer nur deshalb solchen Thesen zustimmen, weil sie ihren unwissenschaftlichen Hirnen glatt eingehen und weil aus demselben Grunde die Menge damit zu holen ist. Der russischen Revolution ging ein jahrzehntelanges Studium voraus. Die Führer dieser Revolution hatten kein Beispiel wie die Fascisten, die die komische Arbeitscharte Mussolinis anbeten. Sie mußten aus dem Nichts schaffen, aber sie wußten wenigstens, wie die kapitalistische Wirtschaft aussieht und nach welchen Gesetzen sie sich bewegt. Daß die nationalsozialistischen Wirtschaftstheoretiker weder hiervon noch von den Notwendigkeiten einer wirtschaftlichen Neukonstruktion auch nur einiges wissen, darüber will ich in einem zweiten Artikel schreiben.

Bemerkungen

Genfer Malaise

Warum ist mir übel vom Frieden? Warum empfinde ich und empfindet jedermann diesen Völkerbund als etwas Unwirkliches? Warum sind selbst die Empfänge der Minister und Gesandten zur Zeit der Völkerbundversammlung trotz Champagner und Hummer, trotz Tanz und Musik, das Ödeste vom Öden? Warum ist außer den genfer Hoteliers und chronisch lächelnden Nordländerinnen, die von Tier- und Menschenschutz schwärmen, niemand da, der nicht schon nach dem ersten Tag der Session diesen ganzen Jahrmarkt zum Teufel wünscht?

Dieser Völkerbund beschäftigt alle Staatskanzleien, er hat ein gigantisches Sekretariat, er ist heute schon eine eingealterte, traditionsreiche Institution, er hat seine Interessenten, seinen Geschäftskreis, seine Lehre, seine Praxis, er entwickelt Lärm und Rauch — und ist doch ein totgeborenes Ding.

Was mit dem Bestimmungswort „Welt" zur Erscheinung kommt: Weltreligion, Weltsprache, Weltliga für..., hat einen fatalen Beigeschmack. Solche Gründungen entspringen dem Harmonisierungswahn von Leuten, die ihre süßliche Gerührtheit auf das All projizieren, von Universalitätsnarren, die auf die Dauer das klinische Bild der Paralyse nicht verbergen können.

Weltorganisation des Friedens! Man kann nicht umhin, jener Französin recht zu geben, die gesagt hat: „Der Völkerbund gefällt mir nicht, es sind zuviele Ausländer dabei." Die Erdkugel ist zuviel Basis für welche Sache immer. Der Völkerbund widerspricht den Grundsätzen der Elementargeometrie und dem physikalischen Gesetz der Polarität. Wir lieben den Antipoden, aber die Gesellschaft der Nationen wird durch seine regelmäßige Anwesenheit verwässert und entseelt. Das budgetäre Interesse des Völkerbundsekretariates und die Maschine der Organisation haben sich übernommen.

Die Weltliga aller Menschen hat einen Zweck, aber keine Ideologie. Die Parole: leichter Warenumsatz und gutes Geschäft im gesegneten Frieden, kann kaum den Kommerzienrat und niemals die Völker begeistern. Da reiner Materialismus die lautern Kräfte des Herzens nicht entfesseln kann, so führen die Mayflowerleute im und um den Völkerbund den Tanz um die Urkunde auf, den Convenant of the Ligue of Nations. Was den Nichtgeldmenschen niederdrückt, ist die Ahnung von der Schrecklichkeit einer Welt, wo im ewigen Frieden ein ewiges Geschäft blüht. Ihm graut vor der Sehnsucht nach dem fetten Elend. Der Anblick des Bürgers, der die vermeintlichen Absichten des Weltgeistes realisieren will, der die Vollendung der Schöpfung in die Hand nimmt, der am siebenten Tag den Völkerbund schuf und ihn gut findet, entsetzt ihn.

Die Malaise angesichts des Völkerbundes wird noch dadurch gesteigert, mitansehen zu müssen, wie unfähig der hausbackene Bürger ist, in Menschheitssachen zu operieren, wie unfähig, selbst seinem stumpfsinnigen Ideal näherzukommen. Seine Geschäftigkeit an Meistbegünstigungsklausel und Präferenzzöllen, an geistiger Kooperation, an Adaptierungen des Völkerbundpaktes muß als leeres Spiel empfunden werden. Das Liquidum, die Flüssigkeit der Völker, widersteht im festen Aggregatzustand staatlicher Struktur jeder Vereinigung. Die Herren stieben unverrichteter Dinge auseinander, und müssen immer wieder auseinanderstieben. Sie können aus dem Kerker ihrer Egoismen und Instruktionen nicht heraus. Auch die größte Not der Völker kann unmöglich eine Aktion entzünden. Sie reden daher nicht über das Nächste, über die den Völkern zu leistende erste Hilfe, sie reden über das Entfernteste: über hundert Punkte,

die der am System des Völkerbundrechtes arbeitende Professor, der Daten und Zahlen scharrende Handelskammersekretär der Völkerbundskanzlei ihnen vorwirft. Sie können, obgleich hierzu aus allen Teilen der Erde herbeigeeilt, nicht frei das Thema des Tages ergreifen, sie können nur ihre Anmerkungen machen zu einer aufgedrungenen Diskussionsbasis. Seit elf Jahren sitzen dieselben Völkerbundsweisen in denselben Kommissionen, und verhandeln über den für jedes neue Jahr modernisierten selben Stoff. Sie suchen Formeln, Schwierigkeiten zu überwinden, die unüberwindlich sind, solange niemand aus sich herausgehn kann und will. Sie wollen das Gegeneinanderstehn, das Mißtraun aller gegen alle, juristisch überlisten. Lauter Sachverständige, die sich in Sachverständigkeit, in Orientiertheit über den Stand des Verhandlungsgegenstandes überbieten.

Totenübel wird dem Völkerbundbeobachter, wenn er Debatten beiwohnt, wo man aufeinanderschlägt. Welche Typen, diese karrierebegabten Zeitgenossen, diese Politiker, die für ihre Abendblätter reden! Was will der Karrieremacher? Eine gute Figur abgeben, se tirer d'affaire. Was will der Politiker? In der Redeweise internationaler Höflichkeit, also ohne Zerschlagung der Formen des Völkerbundklubs, der solchen Zwecken erhalten bleiben soll von Ewigkeit zu Ewigkeit, es seinem Klubgenossen, dem Erbfeind, so „hereinsagen", daß das Publikum in Paris oder Berlin oder Warschau den Rapierstich bewundert. Diese maskierten Boxkämpfe reagieren den Gegensatz nicht ab, sie vertiefen ihn. Der Völkerbund ist eine Anstauung aller Gifte.

Agrar- oder Industriestaaten, Bewaffnete oder Entwaffnete, Aufstrebende oder Niedergehende, sie alle tragen den nur durch Gewalt lösbaren Keuschheitsgürtel historisch-politischer Individuation. Es nützt nichts, wenn sie, der Notzucht abhold, miteinander zu Bett gehn. So sitzen sie da, und können nichts zusammenreißen und nichts bauen. Der Versuch der bürgerlichen Staaten, der Natur ins Handwerk zu pfuschen, das Völkerleben in neuen Schwung zu bringen, ergibt nichts als betriebsame Sterilität. *Walther Rode*

Kritiker-Kongreß

Der Vierte Internationale Kritikerkongreß ist beendet, der Stationsvorsteher hat das Signal gehoben, die Teilnehmer sind zu Hause. Um eine Spritztour reicher.

Sonst um nichts. Denn was sich in der städtischen Bibliothek zu Prag fünf Tage lang abspielte, das war fürs Theater belanglos. Für die Soziologie von Wert.

Es gibt Kongresse der Selcher und Fleischhauer, da sind die Delegierten fett. Es gibt Kongresse der untern Bruderladenbeamten, da sind die Delegierten mager. Es gab jüngst in Prag den Kongreß der Kriminalisten, das war der Kongreß der himmelstürmenden Unverfrorenheit. Es gab nunmehr den Kongreß der Kritiker — das war der Kongreß der drapierten Gebresten.

Soviel flatternde weiße Haare! Soviel schiefe fragile Schultern! Soviel durable englische Stoffe! Und soviel große dunkle Augen mit den sanften fin de siecle-Blicken! 1898 war auferstanden, der junge Sturmbock Sudermann, Willy und Nicky, Franzl und Peter und Deutschlands Kleinod Kiautschou. Während vom Präsidentenstuhl der alte Dunton Green mangels besserer Einfälle die Theaterkritik zu einer „Waffe des Völkerfriedens" erhob, standen im Hintergrund des Saales ironisch lächelnd die legalen Väter unsrer Tage: Holstein, die newyorker Odds in der Hand, der Generalmajor von Hindenburg aus Koblenz und Adolf Stöcker, erstarrt im Fascistengruß. Sie mokierten sich über die „Weltwende", die mehrere der Bühnenkenner im Munde führten, weil ein großes Wort das Maul so schön breit macht, ohne das Gehirn zu bemühen. Über die „Aufgaben der Kritik, die der Kongreß zu erörtern vergaß, und

über das ganze Café Zentral, das da, gekreuzt mit dem Café du Dôme in Masaryks Republik beisammen saß.

Da fällts mir ein: Masaryk wurde „gedankt", das war die reale Leistung des Kongresses. Dafür war man in Beneschs, mit dem Fonds für Auslandspropaganda an den Rändern blankgeputzter Tschechoslowakei.

So saßen denn die Delegierten, zum männlichen Kaffeeklatsch vereint, rauchend und schulterklopfend um den grünen Tisch. CIC, die Plakette im Knopfloch, im Herzen die blaue Blume. Sie versicherten sich, zuzweit, zudritt, ihres innigen Einverständnisses, ihres „Beileibe nein!" und „Von je gesagt!" Des seriösen Redens war kein Ende, des Schmeichelns nicht und des bezüglichen Geschaus.

Die Zeitungen draußen riefen zum Marsch gegen Italien. Ein Beobachter, aus Genf zurück, erklärte im Vorübergehen bestürzt, der große Krieg sei unvermeidlich.

Vaclav Srb

Schnipsel

Arbeiter stehen im Klassenkampf, Angestellte stehen im Gezänk der Kasten.

*

Das Ideal eines höhern Angestellten ist, so viel zu verwalten und so wenig zu tun zu haben, daß er schon beinah einem Beamten gleicht.

*

Der Angestellte hat keine marxistische Erkenntnis; er ist nur persönlich beleidigt. Ein denkender Arbeiter sieht in seinem Schicksal das Schicksal seiner Klasse; ein Angestellter sieht im andern nur den Konkurrenten. Im Augenblick, wo er selber eine Zulage oder gar die Handelsvollmacht bekommt, ist die Frage des Klassenkampfes für ihn entschieden.

*

Der dicke Assistenzarzt sagte zu mir: „Es ist doch ein großer Vorteil für mich, fünf Sprachen zu sprechen. Damit kann man überall Hotelportier werden."

*

Er kaufte sich eine Hundepeitsche und einen kleinen dazugehörigen Hund.

*

Der Angestellte lebt von seinem kärglichen Gehalt sowie von der durch nichts zu erschütternden Überzeugung, daß es ohne ihn im Betriebe nicht gehe.

*

In Ascona, wo die Verdrehten wild vorkommen, fragte einst ein Fremder einen Tessinesen, wer denn diese blassen Fresken an der Kirchhofsmauer geschaffen habe. „Ein vegetarischer Maler", sagte der Mann.

*

Sie ließ sich beizeiten von ihm scheiden, weil er Witze um die entscheidende Nuance zu langsam erzählte.

*

Wenn man nach fünftägiger Bekanntschaft zu einem Menschen sagt: „Sie haben etwa den und den Charakter — also werden Sie wohl das und das Schicksal haben": das glaubt er nicht.

Wenn man ihm aber dasselbe aus der Hand weissagt: das glaubt er.

*

Das beste Wort über künstlerische Wirkung stammt von S. J. „Erfolg ist Mißverständnis", sagte er.

*

Liebe ist, wenn sie dir die Krümel aus dem Bett macht.

Peter Panter

Babbitt als Utopist

„Geh augenblicklich nach Hause." Die englischen Worte kamen fast zischend zwischen den aufeinander gepreßten Lippen ihres Mannes hervor. „Meine Kinder warten auf dich. Zieh dieses Hanswurstkostüm aus, bevor du dich ihnen zeigst. Hosen haben in meiner Familie nur Männer zu tragen."

Also benimmt sich Karakhan von Kasan gegen seine reitkostümierte weiße Frau. Floyd Gibbons präsentiert ihn und als „Roten Napoleon", der wahrscheinlich so heißt, weil er von gelber Hautfarbe ist. Oder glaubt

Mister Gibbons gar, sein Möchtegern-Revolutionär habe auch nur entfernte Ähnlichkeit mit dem, was man sich allenfalls unter einem sozialistischen Napoleon vorstellen kann? Allenfalls, denn es heißt, die Situation historisch, ökonomisch und psychologisch gründlich verkennen, will man glauben machen, es wäre ein napoleonischer Kriegsheld unsrer Tage möglich. Vorbei, vorbei.

Dieser Napoleon, geboren in dem Hirn eines amerikanischen Magazinschreibers, getauft mit allen Wassern einer Hintertreppenreportage, will der Welt ihre Rassenvorurteile austreiben. Ein sehr lobenswertes Unterfangen. Nur hätte dieser Vorwurf nicht grade in die flinken Finger eines phantasielosen Amerikaners geraten müssen. Ein utopischer Roman ohne Phantasie — ein Widerspruch in sich.

Wie sachlich wird auf diesen dreihundertfünfundvierzig Seiten geschossen, bombardiert, gemordet, hingerichtet und geliebt. Und wie malt sich in diesem Kopf die Welt. Alles ist so natürlich, so selbstverständlich, so vollkommen unkompliziert. Die Weltgeschichte ist ein Kartenspiel, das ein Einzelner nach seinem Belieben mischt, ordnet und wieder durcheinanderwirft. Herr Gibbons besitzt einen Zettelkasten; darin steht auch was zu lesen über Freud, über Ressentiment, über asiatische Grausamkeit und viel, sehr viel über Geographie. Babbitt nahm noch ein paar Figuren aus der Gegenwart hinzu, mischte das alles mit einer bewundernswerten Fingerfertigkeit zusammen, und heraus kam dieser Roman.

Karakhan von Kasan, Mongole, 1900 geboren, zieht in den Weltkrieg, macht Karriere, wird Soldat der Revolution (weil er Schwäche nicht leiden kann, und der Zar ist ein solcher Schwächling — sieh einer den kleinen Nietzsche), Führer der roten Armee, Diktator Rußlands, Eroberer Serbiens, Bulgariens, Rumäniens, Ungarns, Oesterreichs, Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Englands. Schließlich hat er „die ganze Welt erobert, mit Ausnahme der westlichen Hemisphäre", was ungefähr dasselbe ist, wie wenn einer eine Mark mit Ausnahme von fünfzig Pfennigen verdient hat.

Auf seinem unvergleichlichen Siegeszug macht Karakhan von Kasan ungezählte Menschen zu Leichen, verwüstet ganze Städte und verwandelt die Welt — mit Ausnahme der westlichen Hemisphäre, versteht sich — in ein Tollhaus. Daß dabei Stalin von der Hand eines schwachsinnigen Juden umkommen muß, daß Breitner österreichischer Diktator wird, daß Hainisch und Seipel an die Wand gestellt werden, daß Mussolini durch seine Bombe den Tod findet, daß d'Annunzio im Luftkampf umkommt, soll die Utopie anscheinend besonders interessant machen. Es ist aber nur geschmacklos; abgesehn davon, daß diese Personen aus der Gegenwartsgeschichte ebensogut anders heißen könnten, so wenig versteht Gibbons es, das ihnen Charakteristische zu erfassen und wiederzugeben.

Stellt man noch fest, daß das Buch ziemlich schludrig gearbeitet ist, daß es grobe Widersprüche enthält, so wäre eigentlich alles gesagt, wenn nicht... Ja, wenn nicht eine unterirdische Tendenz vorhanden wäre, die man bloßlegen muß, um die es sich überhaupt erst lohnt, dieses Buch zu erwähnen, über das man sonst besser geschwiegen hätte.

An Amerika scheitert Karakhans Macht. Gibbons hat es so gewollt. Er hat nämlich eine Mission zu erfüllen, die Mission, der Welt auf seine Weise, natürlich so unaufdringlich wie nur irgendmöglich, einzureden, Amerika sei das Paradies. Amerika ist „frei von Klassenkämpfen", es ist von der Weltwirtschaftskrise verschont geblieben, es ist das Land des Wirtschaftsfriedens, es kennt keine Arbeitslosen, keine Ausbeuter, es ist so gutmütig, so friedliebend, so pazifistisch. Kurzum: Aus Amerika kommt das Heil der Welt.

Dumm? Nein, denn Dummheit

brächte dieses Maß von Gerissenheit nicht auf, mit der hier die übrige Welt schlechtgemacht wird zugunsten eines Landes, das doch, was seine Wirtschaft anlangt, kein andres Antlitz trägt als die übrigen Länder der Erde; ja, vielleicht ist die Fratze des amerikanischen Kapitalismus noch furchtbarer, weil sie so sachlich, so ganz ohne jedes Sentiment ist. Bei uns sagt man heilige Güter, wenn man das Geschäft meint; bei uns versucht man wenigstens noch, durch unzulängliche Hilfsmaßnahmen wie die Arbeitslosenversicherung und andre soziale Einrichtungen sein Gewissen zu salvieren. Da drüben ist nicht einmal davon die Rede. Wirtschaftskrise, Klassenkämpfe, Ausbeutung, Arbeitslose, Rüstungen, hier wie dort. Von Paradies keine Spur. Nicht nur Europa ist angefault, Mister Gibbons, die ganze kapitalistische Welt ist es. Nicht aber darum, weil, wie Babbitt es uns auftischen will, die bösen Kommunisten Unfrieden und Verderben säen, sondern weil unser gegenwärtiges System in allen seinen Grundvesten erschüttert ist und bebt, weil es am Ende seiner Kräfte angelangt ist.

Die intellektuellen Handlangerdienste, die Babbitt der Welthetze gegen die Sowjetunion leistet, werden auch dadurch nicht besser gemacht, daß er seinem Buch das Motto gibt: „In der Hoffnung, daß es nicht geschehen wird." Dieser Wunsch entpuppt sich, bei näherm Hinsehn, als eine ganz perfide Heuchelei. Denn kaum ein andres Land der Welt wartet so ungeduldig auf die Gelegenheit, den sowjetrussischen Staat, diese Keimzelle des Sozialismus, zertrümmern zu können, als grade Amerika.

Amerikas Geldsäcke fühlen sich bedroht von dieser neuen Bewegung, die ihren ersten Niederschlag, ihre ersten greifbaren Ergebnisse in Rußland gezeitigt hat. Darum zog Amerikas Sohn, Floyd Gibbons, aus, der Welt weiszumachen, daß die rote und die gelbe Gefahr vereint die Erde in ein Massengrab verwandeln werden, daß der Pazifismus nur dazu dienen könne, die Völker dieser Gefahr wehrlos auszuliefern.

Walther Karsch

Lebensweisheit

Wesentliches behalten. Unwesentliches vergessen.

Adolf Hitler

Der vollgefressene Gegner beim Sekt

Der Wahlkampf ist vorüber, — nun wollen wir uns erst einmal den Mund ausspülen und die Hände waschen.

Pfui Teufel, war das wieder einmal eine dreckige Arbeit!

Und hat es etwas genützt? Nein!

Wir können uns noch so sehr bemühen, mit denselben Waffen zu kämpfen wie die Rekordleute der Dreckschleuder: das Geschäft werden die immer besser verstehen!

Und da fragt es sich, ob wir auf lange Sicht nicht doch weiter kommen, wenn wir auch in der Not eine Tugend aus einer noblern Kampfesart machen.

Schweinehunde gibt es überall. Wir haben Gewerbetreibende des Klassenkampfes mehr als uns lieb ist und die andern haben Konjunkturpatrioten und Modenationalinskis in Hülle und Fülle.

Und die Dickwänste sind auch in allen Lagern zu Hause.

Dennoch kommt man mit einer idiotischen Politik weiter als der Gegner mit einer vernünftigen, wenn man über eine schlanke Taille verfügt und nie beim Sekt photographiert ist.

Gehen Sie mal rauf, Verehrtester, und reden Sie in einer Massenversammlung, wenn Sie Ihr Bäuchlein noch nicht abtrainiert haben! Selbst wenn Sie, nachdem das Gelächter über den ersten Zwischenruf abklingt, antworten: Lieber ein dicker Bauch als ein dünnes Hirn! (Was Ihre Anhänger zu einer Beifallsdefensive veranlassen wird!), bleibt doch was hängen. Denn ein „Vollgefressenes Schwein!" tröstet noch immer über die vollendetste Abfuhr hinweg.

Die ganz Großen des Kapitals haben heute schlanke, sporttrainierte Figuren. Der Kartoffelbauch ist nicht bei ihnen zu Hause. Die Ford und Rockefeller sind hager. Und Sekt ist wohl in erster Linie die Angelegenheit des Films und der illustrierten Zeitung. Die die Millionen scheffeln, haben ganz andres zu tun als egalweg den Frack spazieren zu tragen und sich zu mästen. Die Orgie (Ton möglichst auf der zweiten Silbe) feiert der Reiche respektive der „korrupte Bonze" meist nur in der Phraseologie übler Flachköpfe. Und so niedrig Versprechungen vor der Wahl im Kurse stehen: versprechen wir uns einmal nach der Wahl, für die nächste ein anständigeres Vokabularium anzuschaffen.

Nutzen wird das freilich nichts. Denn wirst Du bis zur nächsten Wahl mit einem Mädchen betroffen, so kannst Du nicht mehr über Moral, hast Du einen anständigen Rock an, nicht mehr über Not sprechen, und solltest Du in Ausübung Deiner Politik gar ein Amt haben, so hänge Dich am besten gleich auf, denn sonst tun es die andern.

Daß man mit einem Mädchen nicht nur gehen und sehr moralisch, daß man anständig angezogen und ein sehr guter Sozialist sein, daß man trotz Amt und Würden schließlich noch eine ganz vernünftige Ansicht haben kann und daß weder Frack noch Sekt, noch Bauch politische Argumente sind, — das, mein Lieber, glaubt Dir doch keiner.

Und da bleibt Dir gar nichts andres übrig, als, in welcher Partei Du auch stehst, diesen Glauben erst einmal im eignen Land als Prophet zu verbreiten.

Walther Victor

Straße frei für die Kunst

Sie war es schon zur Zeit der großen Impressionisten — eine luftige Freiheit bunter Farbflockenwirbel. Vom Futurismus gewogen und zu leicht befunden. Der ließ seine hemmungslose Dynamik durch das Bildgefüge krachen und splittern — Tempo! Tempo! Die Bilder erzitterten wie Häuser beim Vorbeirasen schwerer Autofuhren. Eine Kunst, die viel aufsässiges böses Blut zur rechten Wallung brachte. George Grosz war ohne sie nicht zu denken. Am wenigsten in seinen Straßenbildern. Er war es nicht — doch heute? Die Große Berliner Kunstausstellung, Abteilung II, zeigt in einem Raum mit andern Bildern der Straße zwei Aquarelle solchen Motivs von George Grosz. Typisch für den heutigen Stand seiner Kunst, bei dem es immer schwieriger zu erkennen ist, ob die verdorbene Geleesüßlichkeit seines malerischen Raffinements gestreichelter oder gezüchtigter Kitsch sein soll. Haßliebe zum kleinen Genre. Die ironische Zerrung ist auch so unverkennbar, doch sie spielt immer mehr ins Genießerische hinüber. Die vitriolscharfe Satire von einst ist dünn geworden. Ein vielleicht naturnotwendiger Prozeß nach den vielen Jahren andauernder mörderischer Ausfälle gegen den Klassen- und Busenfeind.

Es ist überhaupt etwas Merkwürdiges um die soziale Anklage in der Kunst. Sie wird zumeist so ausschließlich von dem Blick auf das nächste Objekt beherrscht, daß sie Reportage

bleibt — gut als Illustration für die Presse, doch viel zu wenig durchgeformt, um als geschlossenes Kunstwerk gelten zu können. Die Straßenbilder der Großen Berliner Aquarell- und Graphikausstellung möchten besonders zeitdokumentarisch und tendenziös wirken: für das Proletariat, gegen Kapitalismus. Sie sind aber nur von freundlicher Bilderbogenharmlosigkeit in beider Richtung oder von philiströser Langeweile — Baluschek, natürlich. Auf eine Ausnahme sei nachdrücklichst hingewiesen. Auf die zwei Kompositionen von Oskar Nerlinger. Sie sind auf das weitmaschige schwebende Gerüst seildünner präziser Linien aufgespannt: phantastisch-kühne eigenartige Visionen eines naturlosen mechanischen Lebensraums mit verschwindend kleinen emsigen Menschenfiguren darin. Nichts Persönliches mehr an diesen Menschen, es sind nur noch schematische Typen in Gleichform und Gleichtakt. Ein materialistisches Weltbild äußerster Konsequenz, vollkommen durchsichtig und geheimnislos erschaut und dennoch unheimlich in der Hochspannung seiner hellen Grenzenlosigkeit. Es ist die Spannung der zu Eis gefrorenen Seele, der angezogenen Nerven, dicht am Zerreißen. In der künstlerischen Eindringlichkeit Solches zu formen, ist Nerlinger ohnegleichen. Er könnte von Ford — wie von Stalin als Chefzeichner und oberster Götzenbildner des Industrialismus reklamiert werden. Er hat den Tick für die dämonische Irrationalität der Ratio über Alles. Jener Irrationalität, der wir bejahend oder widerstrebend unentrinnbar hörig sind, der wir Mark und Blut in Strömen opfern heute wie vor Jahrtausenden. Nur ihre Maske ist neu. Was früher Gott war, heißt heute Fortschritt.

Ernst Kállai

Umschreibung

Der deutsche Herrgott schützte uns unsern Führer vor den Maschinengewehrsalven der Lossow-Seißer-Gardisten vor der münchner Feldherrenhalle —

‚Der Angriff'

Hinweise der Redaktion

Berlin

Theater am Schiffbauerdamm. Sonntag 11.30: Ernst Toller liest. Zur Vorgeschichte der kieler Matrosenrevolte, Ueber Sowjetrußland (aus „Quer durch"), Verse und die nicht gespielte Schlußszene von „Feuer aus den Kesseln".

Bücher

Gesamtführer durch die Staatlichen Museen, herausgegeben vom Generaldirektor. Bruno Cassirer, Berlin.
Heinz Liepmann: Der Frieden brach aus. Phaidon-Verlag, Wien.
Hermynia zur Mühlen: Es war einmal . . . und es wird sein. Verlag der Jugendinternationale, Berlin.
Robert Neumann: Panoptikum. Phaidon-Verlag, Wien.
John Dos Passos: Der 42. Breitengrad. S. Fischer, Berlin.
Michail Scholochow: Der stille Don. Verlag für Literatur und Politik, Berlin.
Emile Zola: Der Fall Dreyfus und andre Kämpfe in Briefen und Bekenntnissen. Carl Reißner, Dresden.

Rundfunk

Dienstag. Frankfurt 18.05: Leo Lania spricht. — Berlin 20.35: Die Geschichte von Franz Biberkopf (nach Döblins „Berlin Alexanderplatz"). — Leipzig 20.30: Zehn Dramen in einer Stunde, Norbert Schiller. — Köln 20.45: Revolutionshochzeit von Sophus Michaelis. — Mittwoch. Berlin 17.20: Francis James, Fritta Brod. — Frankfurt 19.30: Sowjet-Parteikongreß in Moskau. — Berlin 21.10: Anton Bruckner, Dirigent Otto Klemperer. — Donnerstag. Breslau 16.30: Geld und Politik, Erich Landsberg. — Hamburg 16.40: Heinz Liepmann liest aus eignen Werken. — Berlin 19.30: Literarische Umschau, Edlef Köppen. — Breslau 21.10: Alfred Beierle liest. — Freitag. Berlin 15.20: Ich komme eben aus Polen, M. M. Gehrke. — 15.40: Poetik und Sprechchöre, Wilhelm Leyhausen. — Frankfurt 18.05: Tschechische Dichter von heute, Hilde Maria Kraus. — Berlin 18.10: Walter Serner, Hans Tasiemka und Erich Ponto. — 18.40: Schöpferische Persönlichkeiten, Gottfried Benn. — Sonnabend. Berlin 15.45: Das Theater als Spiegel der Zeit, Manfred Georg. — Leipzig 18.25: Alterserscheinungen in der Sprache, Arno Schirokauer. — 18.45: Curt Baumgarten liest Kurzgeschichten von Willi Fehse.

Antworten

Jugend, München. Herr Doktor Frick hat gegen euch Strafantrag wegen Beamtenbeleidigung gestellt auf Grund einer Bilderreihe eures Zeichners Erich Wilke in der Nummer 25. Erich Wilke hat da ein paar gerichtsnotorische Nazi-Heldentaten im Bilde festgehalten und ihnen die Überschrift gegeben „Aufnahmeprüfung für die Thüringische Landespolizei". Der Betrachter muß feststellen, daß damit kaum die thüringische Polizei angegriffen worden ist, denn die Polizei ist immer noch besser als Herr Frick und seine Nazi-Prinzipien. Im Gegenteil sollten diese Zeichnungen vor der Politisierung und vor allen Dingen der Durchsetzung der Polizei mit nationalsozialistischen Elementen warnen. Man kann gespannt sein, ob sich das Gericht ebenfalls auf den Standpunkt des Herrn Frick stellt. Die Öffentlichkeit sollte ein wachsames Auge auf den Prozeß haben und diesen Versuch der Abdrosselung peinlicher Kritik mit schärfstem Protest begegnen.

Demokrat. Der Abgeordnete Doktor Hermann Fischer (Staatspartei) hat seine einundfünfzig Aufsichtsratsstellen niedergelegt, um sich von nun an nur noch dem Gemeinwohl zu widmen.

Einsender. Senden Sie Ihre Arbeiten nur an unsre Redaktion und nicht an einen Redakteur — Sie verlieren nur Zeit.

Neugieriger. Die künstlerische Gesamtausstattung der nationalen Revolution ist von Adolf Hitler Professor Paul Schultze-Naumburg anvertraut worden. Barrikaden und Guillotine: Staatliche Kunstschule Weimar. Kostüme: Stavropoulos & Moldauer respektive Regina Friedländer. Musik: Weintraub Syncopators. Texte: Arnolt Bronnen und Max Jungnickel. Das Messer: Vereinigte Stahlwerke (Generaldirektor Vögler). Henker: Abwechselnd Herr Klapproth und ein Scherl-Redakteur.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1930

einzuzahlen, da am 10. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Romulus Augustulus von Carl v. Ossietzky

Im Jahre 476 endlich stürzte der Barbarenführer Odoaker den Pannonier, der damals unter dem eindrucksvollen Namen Romulus Augustulus auf dem Thron saß, und ließ am Hofe zu Konstantinopel melden, daß es im Westen keinen Kaiser mehr gebe. Dies war das ruhmlose Ende des lateinisch-römischen Reiches.

H. G. Wells: Geschichte unsrer Welt.

Es läßt sich nicht sagen, daß die Besprechungen mit den Parteien, die Reichskanzler Brüning in diesen Tagen abhält, als besonders aussichtsvoll zu betrachten sind. Denn Herr Brüning verhandelt nicht über ein zu bildendes Programm, er hat es schon fertig daliegen und fordert nur ein Ja oder Nein. Ihm nahestehende Blätter haben bereits versichert, daß er nicht zögern werde, auch ohne Reichstag zu regieren.

Aber wie glaubt der Kanzler mit diesem Programm durchzukommen? Seine Basis ist ganz schmal, denn keine Partei wird wagen, sich offen mit diesen Hungervorlagen zu solidarisieren, und es bleibt zur Unterstützung nur die Reichswehr. Der leipziger Prozeß hat uns belehrt, daß die Herren Offiziere nicht so leicht zum Schießen zu bewegen sind, mindestens nicht ohne vorherige Abstimmung. Es ist immerhin tröstlich, daß in einer Periode der allgemeinen Verzweiflung am Parlamentarismus wenigstens eine Institution noch unverbrüchlich an parlamentarischen Formen festhält, aber eine Garantie gegen einen Putsch ist das grade nicht. Herr Brüning ist auch nicht der Mann der imponierenden Kommandotöne. Brüning als Diktator, das ist der Souffleur als Heldenspieler, der Sterndeuter als handelnder Mensch, Seni als Wallenstein.

Wahrscheinlich würde ein weniger doktrinärer Politiker es sich auch dreimal überlegen, mit diesen Vorlagen ans Licht zu gehen. Die Reichsregierung hätte sich den beteuernden Schlußsatz sparen können, daß sie von allen Teilen des Volkes Opfer fordere. Das ist nicht wahr. Ihre Pläne belasten nur die wirtschaftlich Schwachen, während Kapitalisten und Grundbesitzern eine Steuersenkung von 400 Millionen zuteil werden soll. Dafür tritt für alle Beamten eine Gehaltskürzung von 6 Prozent in Kraft; Auftakt zu einem allgemeinen Lohndruck. Dafür wird die Arbeitslosenversicherung dem langsamen Verfall ausgesetzt, der Wohnungsbau vermindert, der Mieterschutz abgetragen. Das Lebensniveau wird gesenkt, ohne daß ein Ausweg ins Bessere auch nur angedeutet wäre. Man muß die Dinge mit der Verblendung der schwerindustriellen ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' betrachten, um zu diesem Schluß zu kommen: „Das Kabinett kämpft dafür und muß weiter dafür kämpfen, daß wieder ein Schuß von wirtschaftlichem Liberalismus das erstarrte ökonomische und soziale Gefüge auflockert, der Unternehmerinitiative neue Möglichkeiten und Wege ebnet." Was die Regierung vorhat, ist keine Sanierung, sondern eine Stabi-

lisierung des Hungers. Initiative? Die Misere wird fixiert, ein Intermezzo in eine Perennität verwandelt.

Wir schreiben wieder Oktober, und alles erinnert an Oktober Achtzehn, an Oktober Dreiundzwanzig. Ein paar Leute tun so, als ob sie regierten und glauben es auch wohl selbst. In Wahrheit aber ist es die ewig gleich geschäftige Tretmühle der Administration, die den Irrtum möglich macht, es gäbe noch eine Staatsgewalt. Weil die Postschalter noch offen sind, glaubt man, der Herr Reichskanzler habe noch zu sagen. Die Regierung ist nur noch ein selbstgefällig wackelndes, aufgeblasenes Zero, um das sich niemand kümmert, und das in dem Augenblick platzen wird, wo es sich vertrauensvoll auf die Bajonette setzt.

Und wo sind nun die Abwehrkräfte? Sind sie überhaupt noch vorhanden? Gibt es noch Republikaner? Der Nationalsozialismus wird nicht abnehmen, so lange die Armee der Verzweifelten ständig neuen Zuzug erhält. Der Griff nach den Beamtengehältern wird Zehntausende von Funktionären des Staates der neuen Heilslehre willfährig machen, mißlungene Lohnbewegungen werden ungezählte Arbeiter und Angestellte nach dorthin treiben, wo wenigstens Bewegung ist, nicht schweigendes Verwesen. Mag auch Hitler ein Narr in Folio sein, ein übergeklappter leopoldstädter Heringsbändiger — dieser selbstberufene Gladiator der deutschen Nation fühlt doch, daß Politik eine öffentliche Sache ist, die in den Schubkästen der Fraktions- und Verbandskanzleien verschimmelt.

Der Kampf gegen den Fascismus liegt heute allein bei der sozialdemokratischen und der kommunistischen Partei. Das Bürgertum mag dazu einige beachtliche intellektuelle Kräfte stellen, organisierte Potenzen hat es nicht mehr aufzuweisen. Begreifen die beiden echten Arbeiterparteien nicht, daß es an der Zeit ist, der Pseudo-Arbeiterpartei, die ihrer beider Existenz bedroht, das Paroli zu bieten? Gewiß, zwischen ihnen liegt ein hoch getürmter Wall von geredetem und gedrucktem Unflat. Gibt es denn keinen Herkules, der einen Weg schaufelt durch diesen gefrorenen Propagandamist? Bei den Kommunisten blickt man neidisch nach den sechs Millionen der Nazis und spekuliert: Die gehören eigentlich zu uns! Ein gewaltiger Irrtum, denn was bei Hitler nicht Treibsand ist, denkt und fühlt bürgerlich und militaristisch und lehnt den Klassenkampf als nicht fein genug ab. Die sozialdemokratischen Führer wieder blicken fasziniert nach dem Zentrum und hoffen noch schwach auf eine Renaissance alter Koalitionen, wie die wohl mehr als taktischer Akt zu bewertende Entschließung der Reichstagsfraktion bezeugt. Die Arbeiter indessen sind kaum mehr zu bremsen, und der Parteivorstand wird sich bald ein besseres Rezept aussuchen müssen, als das jetzt praktizierte: radikale Reden und unverbindliche Resolutionen. Auf der letzten berliner Funktionärversammlung, wo Aufhäuser sprach, schlug ein ungewohntes Feuer durch. Dort wurde zum Beispiel ein Antrag eingebracht, der ein offenes Mißtrauensvotum gegen die Regierung Brüning forderte und sich scharf gegen die vom Parteiausschuß vertretene Ansicht wandte, die Notverordnungen

dem Steuerausschuß zu überweisen. Weiter war darin die Erwartung ausgedrückt, daß die berliner Abgeordneten eventuell auch gegen den Willen der Fraktionsmehrheit diese Politik verfolgen würden. Natürlich wurde der Antrag niederkartätscht, aber es ist bezeichnend, daß er in diesem sorgfältig gesiebten Gremium fünfzig Stimmen fand und die Parteipresse bis heute gezögert hat, ihn wörtlich zu bringen.

Finden die beiden sozialistischen Parteien sich nicht in einer gemeinsamen Abwehrfront zusammen, dann gibt es gegen den Fascismus keinen Halt mehr. Der Staatsapparat, ohnehin reaktionär und unrepublikanisch, ist zu seiner auch offiziellen Aufnahme bestens vorbereitet. Herr Brüning fühlt sich als Kanzler der Sanierung. Aber er ist kein Beginn, kein Übergang, er ist ein Letzter. Er ist der Romulus Augustulus unter den Kanzlern der demokratischen Republik, den das Schicksal bestimmt hat, die Kapitulation vor den Barbaren zu unterzeichnen. Romulus Augustulus — das ist ein Name, bei dem sich die Geschichte nicht aufhält, wir denken uns nicht viel dabei, und für eine Sekunde nur huscht eine Vision vorüber von niedergemähten Legionen und einem schwachen kranken Knaben mit zitternden dünnen Gliedern und einem Kopf, so alt und welk wie das alte welke römische Reich.

Reichskanzler Hitler von Ernst Toller

„Die deutsche Revolution ist nicht daran zugrunde gegangen, daß das Volk nicht reif war. Jenes Wort von der notwendigen Reife eines Volkes zum Sozialismus ist dialektischer Seiltanz. Reif werden kann man nur in stündlicher und täglicher Arbeit, aber nicht, wenn eine Mauer zwischen Leben und Tat gesetzt ist. Kein Mensch wird reif allein durch Wissen, man muß ihm die Möglichkeit zum Marschieren geben, dann wird er, trotz Schwankens, trotz hemmender Nebenwege, zum Ziel kommen. Die deutsche Revolution ist gescheitert am Versagen der überlebenden Führer, an der Unzulänglichkeit von uns Jungen, die den Fanatismus hatten, aber nicht genügende Einsicht und Erfahrung. Heute stehen wir vor einem Schutthaufen der Revolution. Haben wir den Mut zur Wahrheit! Der mittel- und westeuropäische Sozialismus hat sich nicht von seinem Zusammenbruch bei Kriegbeginn erholt. Da, wo er nicht bei Kriegsbeginn versagte, in Italien, erlebte er die schwerste Schlappe in der Nachkriegszeit. In sieben europäischen Staaten regiert der Fascismus. Keiner darf die Anziehungskraft dieses Sieges unterschätzen. Die Reaktion, die 1918 das Vertrauen zu sich verloren hatte, hat dieses Vertrauen dank der leichtsinnigen und gradezu verbrecherischen Fehler der sozialistischen und republikanischen Regierung wiedergewonnen.

Ein fundamentaler, gesellschaftlicher Umschwung, hervorgerufen durch bestimmte ökonomische Bedingungen, findet seinen Ausdruck in bestimmter seelischer Haltung der Klassen: jener, die den Umschwung will, und jener, die ihn erleidet. Die Erschütterung des Selbstvertrauens der bürgerlichen Mächte ging im Jahre 1918 Hand in Hand mit der Weckung des Selbst-

vertrauens in der Arbeiterschaft. Heute haben sich die Dinge gründlich geändert. Die Arbeiterschaft, 1918 im Entscheidenden einig, ist zersplittert und trotz zahlenmäßiger Organisationsstärke nicht kraftvoll genug. Die Republik hat alles vergessen und nichts gelernt. Die Reaktion hat nichts vergessen und alles gelernt . . . Wir stehen vor einer Herrschaftsperiode der Reaktion. Glaube keiner, die Periode eines noch so gemäßigten, noch so schlauen Fascismus werde eine sehr kurze Übergangsperiode sein. Was jenes System an revolutionärer, sozialistischer, republikanischer Energie zerstört, ist kaum in Jahren wieder aufzubauen.

Das Volk hat feinen Instinkt für Mut und Unbedingtheit, für Wahrheit und Glauben an die Sache. Wo es diese Kräfte nicht sieht, erlahmt es.

Möge nicht der Tag kommen, da das Volk seinen Führern nicht mehr folgt, weil es ihnen nicht mehr glaubt."

Diese Worte im Februar 1929 anläßlich des zehnten Todestages Kurt Eisners in der Gedenkfeier der Liga für Menschenrechte gesprochen und von den „Realpolitikern" in der üblichen Art belächelt, umreißen die aktuelle Situation.

Wir schreiben Silvester 1931.

Vor den Toren Berlins wartet Reichskanzler Hitler. Die republikanischen Führer beraten und beraten, sie stecken die Köpfe zusammen, sie suchen Parolen und sind mitsamt den Staatsparteilern bereit — sich überrumpeln zu lassen.

Es ist an der Zeit, gefährliche Illusionen zu zerstören. Nicht nur Demokraten, auch Sozialisten und Kommunisten neigen zu der Ansicht, man solle Hitler regieren lassen, dann werde er am ehesten „abwirtschaften". Dabei vergessen sie, daß die Nationalsozialistische Partei gekennzeichnet ist durch ihren Willen zur Macht und zur Machtbehauptung. Sie wird es sich wohl gefallen lassen, auf demokratische Weise zur Macht zu gelangen, aber keinesfalls auf Geheiß der Demokratie sie wieder abgeben.

Es heißt, die Menschen lernen nichts aus der Vergangenheit, anscheinend lernen sie auch nichts aus der Gegenwart. Sonst müßten sie sich daran erinnern, welche Methoden Mussolini, Pilsudski und andre angewandt haben.

Reichskanzler Hitler wird die Errungenschaften der Sozialdemokratie, auf die die Partei so stolz ist, mit einem Federstrich beseitigen. Über Nacht werden alle republikanischen, sozialistischen Beamten, Richter und Schupos ihrer Funktionen enthoben sein, an ihre Stelle werden fascistisch zuverlässige Kaders treten. Bei der Reichswehr hat Hitler nicht viel Arbeit, dort braucht er nur die „angekränkelte" Generalität zu ersetzen. Wer heute über Reichswehr, Polizei, Verwaltung und Justiz verfügt, ist in normalen Situationen kaum mehr aus dem Sattel zu heben. Und die Opposition?, werden Sie fragen. Historische Analogien stimmen nicht mehr. Die Entwicklung der militärischen Technik ist dermaßen fortgeschritten, daß selbst wenn die Opposition sich zur Wehr setzen sollte, sie gegen die Kampfmittel, über die die Regierung verfügt, Giftgas, Tanks und Fliegerbomben, nichts ausrichten könnte.

Aber, wird man einwerfen, bei der weltpolitischen Situation kann Reichskanzler Hitler sein außenpolitisches Programm gar nicht einhalten, dessen wesentlicher Punkt lautet: Zerreißung des Youngplans, Aufhebung des Versailler Friedensvertrages. Zweifellos wird er es nicht einhalten, heute biedert er sich schon beim englisch-amerikanischen Kapital an, er wird die Geste nach außen setzen, und die Tat nach innen. Der Inhalt dieser Tat wird nackter, brutaler Terror gegen Sozialisten, Kommunisten, Pazifisten und die paar überlebenden Demokraten sein.

Manche Politiker glauben, die Ideologie Hitlers entspreche der Ideologie des Kleinbürgertums. Das Kleinbürgertum war noch nie von einer Ideologie „besessen", es war noch immer bereit, die Ideologie wie einen Handschuh zu wechseln, wenn ihren Interessen Rechnung getragen wurde.

Jede siegreiche Partei hat Ämter und Gelder zu vergeben und daneben Machtstellungen, die dem Selbstgefühl schmeicheln. Hunderttausend Hitlerianer warten auf Ämter!

In dem Moment, wo eine Partei den Sieg zu erringen scheint, stößt zu ihr der zahllose Haufe von Interessenten, der sich von der unterliegenden Partei gelöst hat und diese Lösung durch doppelte Betonung der neuen Partei-Ideologie überkleistert.

Es hat keinen Sinn, die Hitler-Bewegung zu bekämpfen, indem man ihre chauvinistischen Begriffe übernimmt. Mit Begriffen hat es eine eigne Bewandtnis, ihre alten reaktionären Inhalte sind mit einer Art Vollzugsspannung geladen, die sich nicht in der Richtung ändert, auch wenn man ihnen mit Bauernschläue neue Inhalte unterschiebt. Der Endeffekt wird nicht sein, daß die nationalsozialistische Bewegung, die eine reaktionär-kleinkapitalistische ist, zum Kommunismus übergeht.

Es gibt eine einzige Macht, die noch ernsthaft mit dem Fascismus den Entscheidungskampf aufnehmen . . . könnte, die Einheitsfront der freien Gewerkschaften. Aber heute fürchten ihre Führer um den aus Arbeitergroschen ersparten Millionenbesitz. Ist der Fascismus einmal stark genug, wird er auch vor den Gewerkschaften, die er in der ersten Zeit schonen mag, nicht haltmachen. Oder werden die Gewerkschaften wieder den Boden der Tatsachen betreten? Sieben Millionen organisierte Arbeiter haben das Wort.

Der Fascismus in einem Land zieht nach sich den Fascismus im andern.

Über unsren innerpolitischen Sorgen vergessen wir die Lage im Ausland. Daß Briand nicht der Gegenpartner des Reichskanzlers Hitler bleiben wird, wissen wir, daß aber auch in England die Arbeiterregierung von den Extrem-Konservativen über kurz oder lang gestürzt wird, vergessen wir.

Geschieht heute nichts, stehen wir vor einer Periode des europäischen Fascismus, einer Periode des vorläufigen Untergangs sozialer, politischer und geistiger Freiheit, deren Ablösung nur im Gefolge grauenvoller, blutiger Wirren und Kriege zu erwarten ist.

Wir schreiben Silvester 1931. Diesmal wird die Phrase Wahrheit: Die Uhr zeigt eine Minute vor zwölf.

Bülows Erinnerungen von Hanns-Erich Kaminski

Man stelle sich vor, ein Revolutionstribunal hätte 1919 Wilhelm II. vor seine Schranken gefordert. Wer hätte ihn verteidigt? Die Stützen des Throns gewiß nicht; die waren damals ausgerissen oder hatten sich auf den Boden der Tatsachen gestellt. Vielleicht hätte es Herr Justizrat Josephsohn getan, vielleicht ein Monarchist, der wie Helfferich von der Linken kam. Aber vielleicht hätte die Justiz auch für einen Offizialverteidiger sorgen müssen: so wie die Volksbeauftragten keinen andern als den Sozialdemokraten Molkenbuhr fanden, um die ehemalige Kaiserin von Homburg nach Amerongen zu begleiten.

Jedoch wer immer Wilhelm II. verteidigt hätte, er hätte zweifellos auf seine Herkunft, seine Erziehung, sein Milieu und seine verfassungsmäßige Unverantwortlichkeit als auf mildernde Umstände hingewiesen. Vielleicht hätte der Anwalt die Anwendung des Paragraphen 51 verlangt. Und wahrscheinlich hätte er den Antrag gestellt, einige der Zeugen vom Fleck weg als die wahrhaft Schuldigen zu verhaften — auch wenn sie als Belastungszeugen aufgetreten wären.

Die Republik hat dem ehemaligen Kaiser nicht den Prozeß gemacht. Sie hat es vorgezogen, ihn abzufinden. Unbehelligt darf Wilhelm II. als seine eigne Karikatur in Doorn leben, umgeben von einem grotesken Hof, ein Filmstar ohne Engagement, lächerlich und verachtet.

Die alten Getreuen jedoch brennen darauf, sich zu entlasten. Da kein Revolutionstribunal sie als Kronzeugen wollte, konstituieren sie sich selbst als Gerichtshof. Reichskanzler, Botschafter, Hofmarschälle des verflossenen Regimes erschienen plötzlich in ihren Memoiren als Staatsanwälte und Richter in einer Sache, die in Wahrheit ihre eigne ist. Welch ein Schauspiel!

Diese unwürdige Haltung zeigen auch die Memoiren des Fürsten Bülow. Galt er nicht nach Bismarck als der bedeutendste Politiker des Kaiserreichs? War er nicht stets umgeben von schmeichelhaften Gerüchten, wurde er nicht, selbst von Halblinken, bis zuletzt immer von neuem für die höchsten Ämter kandidiert? Man durfte erwarten, daß das Alter ihn weise und überlegen gemacht hatte. Statt dessen enthüllt sich noch aus dem Grab heraus ein böser und boshafter Greis, gehässig und verklatscht, trotz aller Erfolge zerfressen von unbefriedigtem Ehrgeiz.

Man braucht ihn nicht persönlich gekannt zu haben, um ihn deutlich zu sehen: berauscht von der eignen Bildung, mit einem Zitat für jede Situation versehen. Er paßte ausgezeichnet in die weibische Atmosphäre des berliner Hofs, im Grund war er seinem Freund und Feind Philipp Eulenburg ähnlich in der narzißhaften Art seiner Dialektik. Zwischen Hohenlohe, der ein vornehmer alter Herr mit müder Skepsis, und Bethmann Hollweg, der ein Bureaukrat mit philosophischen Liebhabereien war, steht Bülow als die Kokotte unter den deutschen Kanzlern, ein Grandseigneur aus dem Literatencafé,

ein Schöngeist mit dilettantischer Freude am Raffinement, geistreich, Charmeur, Taschenspieler — durchaus der Mann, der das wilhelminische Zeitalter, den Kaiser wie seine Untertanen, bezauberte.

Ach, dieser Unfug der Geistreichelei! Ein Grandseigneur sein, hinreißend zu plaudern, zu lächeln verstehen und dabei doch die Macht und den Erfolg anbeten, Machiavelli aus dem Bilderbuch — das war im kaiserlichen Deutschland das Ideal des Bürgers. So sahen sie Bülow, und so war er wirklich. Am Ende erschien er beinahe als der belesene und erlesene Vertreter „der gebildeten Stände". Hatte er nicht dafür gesorgt, daß sich dem Baron von Goldschmidt-Rothschild, obgleich er ungetaufter Jude war, die diplomatische Laufbahn öffnete? Freilich, ihn zum Reserveoffizier zu machen, war ihm nicht gelungen. Nun ja, er war weitherzig und weltläufig, aber, man versteht, vor dem Militär mußte er zurückweichen.

Die Deutschen haben eine Vorliebe für fremdländisches Aroma. Wir sind eine romantische Nation, am liebsten möchten wir den Nibelungenhort in einer Kaserne aufbewahren und durch einen Doppelposten bewachen lassen. „Es lebe der Sieger von Berlin!" haben die Nationalsozialisten in der Nacht nach der Wahl im Sportpalast ihrem Goebbels zugerufen — als gäbe es das auf deutsch, als sei das nicht übersetzt. So war Bülow der Fürst aus der römischen Villa Malta, „der Rosenvilla". Er schmeichelte allen, sogar des Bürgers Sehnsucht nach dem Süden. Im Hintergrund seines Bildes sah man die blaue Grotte von Capri, und seine Rede plätscherte wie das Geräusch einer venezianischen Gondel.

Merkwürdig jedoch, zur selben Zeit, in der des deutschen Mittelstands Vorstellung von Italien durch den Kanzler verkörpert wurde, regierte dort Giolitti. Der zitierte überhaupt nicht oder höchstens falsch; er hatte dafür den permanenten Belagerungszustand aufgehoben und selbst den Beamten das Streikrecht zugebilligt.

Solange er den höchsten Posten bekleidete und erst recht nachher galt Bülow als großer Mann. Aber was hat er eigentlich geleistet? Die Wahrheit ist, daß er den Sinn politischer Leistung verkehrt hat. Er hat in die deutsche Politik das eingeführt, was man in Oesterreich-Ungarn, wo es viele Bülows gab, fortwursteln nannte, und er hat das „Verhindern" zu einem Ideal erhoben, das seither immer noch nicht in seiner Nichtigkeit entlarvt ist.

Wenn man seine Memoiren liest, erhält man den Eindruck, als sei es das wichtigste Ziel der deutschen Politik gewesen, die Welt vor Entgleisungen des Kaisers zu bewahren. Er hat nicht einmal das vermocht. Aber auch wenn es ihm gelungen wäre — was wäre gewonnen gewesen? Wo ist ein Gesetz, wo eine Maßnahme, wo auch nur ein Versuch Bülows, die Voraussetzungen zu ändern, die die Entgleisungen des Kaisers erst gefährlich machten? Er begriff überhaupt nicht, daß es wichtigere Probleme gab als die Psychologie oder Psychopathie seines Herrn. Wenn er ihn überzeugt hatte, hielt er das schon für einen Erfolg; wenn er ihm widersprach, kam er sich schon mutig vor. Ja, er war immer mutig in Galanterien und Gesten,

er verstand immer ausgezeichnet, verbindlich Unverbindliches zu sagen. Aber hätte er, solange er lebte, nur ein einziges Mal den Mut seiner rachsüchtigen Memoiren aufgebracht — es wäre besser gewesen, selbst wenn er dabei Tasso und Ariost verwechselt hätte.

Wenn man ihn jetzt liest, kann man glauben, es hätte keinen Krieg, keine Niederlage, keine Revolution gegeben, wenn der Kaiser nur auf ihn gehört hätte. Der Leser gerät in einen Salon, in dem die Herrschaften Theater spielen. Sie belächeln, sie applaudieren einander, bisweilen kommt, bisweilen geht jemand. Das Volk ist nicht einmal als Chor, nicht einmal als Kulisse da. Längst schon pochte das Proletariat an die Tore, aber Bülow bemerkte nicht einmal die Bourgeoisie.

Das Schlimme war, daß die Bourgeoisie sich gar nicht bemerkbar machte. Es genügte ihr, daß der Fürst gelegentlich mit ein paar Bürgern Konversation wie auf gleichem Fuß machte. Und das Allerschlimmste ist, daß die Bourgeoisie bewundernd noch zu dem Toten aufblickt.

An diesem Punkt erhält die Methode Bülows und der andern Memoirenschreiber aus der Kaiserzeit ihre aktuelle Bedeutung. Denn wenn Wilhelm II. als der allein Schuldige erscheint, wenn geglaubt wird, mit einem Mann wie Bülow an der Spitze wäre alles gut gegangen, dann muß die Idee entstehen — eine Idee, die heute gefährlicher als je ist —, das Kaiserreich als solches sei eigentlich in Ordnung gewesen.

Vergessen der Militarismus, der den Geist des Landes verseuchte, der Große Generalstab, der eine zweite Regierung darstellte, die höfische Kamarilla, die ihren Lebenszweck in Personalfragen und Intrigen sah, die industriellen Verbände, die unterirdischen Einfluß ausübten, der Reichtag, der machtlos war und von oben her lächerlich gemacht wurde, vergessen die doppelte Buchführung in den Auslandsmissionen, der Flottenverein, die Alldeutschen! Plötzlich ist nur noch der Kaiser sichtbar, der schlechte Reden hielt und dumme Telegramme verschickte, indes seine Minister und Vertrauten sich die Haare rauften.

Aber es hat schon mehr schlechte Herrscher gegeben, und ihre Reiche haben keine Katastrophen erlitten. Sie hatten allerdings bessere Minister als Wilhelm II. Und so gewiß Wilhelm ein schlechter Herrscher war, er war nicht allein schlecht. Der Aufbau und die Zustände des ganzen Reichs waren es. Der Kaiser war nur ein Typus, seine Umgebung und ein großer Teil seiner Untertanen war seiner wert. Ihn anzuklagen, haben nur die ein Recht, die von anderm Schlag sind, als ihn Heinrich Mann gezeichnet hat.

„Der Kanzler umgab seinen Herrn mit Arabesken der Zartheit und Heiterkeit, wie ein werbender Mann die Dame, die unentwegt durch blauen Himmel schreiten soll," heißt es in Heinrich Manns Roman „Der Kopf". So war Bülow.

In seinen Memoiren versucht er nachträglich, als Kronzeuge gegen seinen Kaiser aufzutreten. Die Kronzeugen bleiben in England straffrei — vor der Geschichte nicht, auch wenn sie noch so laut „Haltet den Dieb!" rufen.

Wie werde ich reich und völkisch?

von Walter Mehring

Weihnachten und das Dritte Reich stehen vor der Tür, und hinter der Tür stehen die Kindchen zu Hauf und scharren vor Ungeduld, was Zinsknecht Rupprecht wohl aufbauen beziehungsweise niederreißen mag. Da ist es denn ein sinniger Gedanke des Verlages Rösicke, einen kleinen Spalt auf die Bescherung zu öffnen, indem selber (der Verlag) einen Führer durch die Ideenlabyrinthe des Neulandes den Harrenden herausgibt. Rolf Stürmer „Was will der Nationalsozialismus?" Eine sachliche Untersuchung. Preis für Deutschland und Oesterreich 0,75 Reichsmark. (Für Palästina ist der Preis nicht angegeben.) In unverkennbar deutscher Sprache abgefaßt, beginnt der Stürmer mit einem knappen Abriß Adolf Hitlers:

> Geboren als Sohn eines österreichischen Zollbeamten, lernte er als Knabe, wie er selbst im 1. Bande seines „Kampfes" schildert, durch einen über den üblichen Rahmen hinausragenden Geschichtslehrer frühzeitig Oesterreich als Nationalitätenstaat in seinem historischen Werden erkennen.

Verdankt Jung-Hitler diese Erkenntnis dem Hinausragen eines Lehrers über den üblichen Rahmen, so gelangt er zu einer andern, über den üblichen Rahmen aller bisherigen ökonomischen Forschungen hinausragenden völlig selbständig:

> In wiener Lehrjahren, während Hitler als Bauarbeiter sich das Geld zur Weiterbildung verdiente, wuchs in ihm — durch das Elend des wiener Arbeiters, durch den krassen Gegensatz zwischen strahlendem Reichtum und abstoßender Armut — das soziale Verständnis. Er fühlte, ..., daß nur die Beseitigung grundsätzlicher Mängel helfen konnte. Er sah, wie in den Familien, zu vielen Personen in einen Raum gepfercht, die politische Vergiftung ihren Eingang fand...

Nachdem er also zugesehen hatte, wie in den Familien, zu vielen Personen in einen Raum gepfercht, auch noch die politische Vergiftung Eingang fand, ergaben sich für ihn in taktischer Hinsicht eine Reihe von Forderungen, wie zum Beispiel diese:

> Die Gewinnung der Seele des Volkes kann nur gelingen, wenn man außer dem positiven eignen Kampf für die eignen Ziele zugleich den Träger des Gegenteils vernichtet.

Moment mal! Es hat geklingelt! ... Ach nichts! Bloß der Gasmann! Ich hoffe, Sie haben das inzwischen kapiert: Gewinnung der Seele durch Vernichtung des Trägers des Gegenteils. Passen Sie gut auf! Jetzt wird es schwerer:

> Die Grundlagen des nationalsozialistischen Staates:
> A. Die Gruppe derjenigen, die im Staat einfach eine mehr oder weniger freiwillige Zusammenfassung von Menschen unter eine Regierungsgewalt erblicken.

Eine Gruppe, die im Staat einfach eine weniger freiwillige Zusammenfassung von Menschen unter ihre Regierungsgewalt erblickt, hat es immer gegeben. Das scheint nicht neu. Wohl aber:

> B. Die zweite Gruppe knüpft an das Vorhandensein des Staates wenigstens einige Bedingungen. Gleiche Sprache, Förderung des Wohles der Untertanen:

Als Bedingungen für die zweite Gruppe ist das allerdings ziemlich wenig. Und falls als Einheitssprache das Deutsch Rolf Stürmers gelten soll, werden wir wohl die gesamte Literatur von Lessing bis zum kleinen Duden einer Revision unterziehen müssen. Aber nun die letzte:

C. Die dritte, die ziffernmäßig schwächste, erblickt im Staat bereits ein Mittel zur Verwirklichung von meist sehr unklar vorgestellten machtpolitischen Tendenzen eines sprachlich ausgeprägten und geeinten Staatsvolkes.

O sprich noch einmal, holder Engel! Denn über meinem Haupt erscheinest Du der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote... Der Staat als Mittel zur Verwirklichung von meist sehr unklar vorgestellten machtpolitischen Tendenzen... wie bitte? ... Ein staatlich ausgeprägtes Sprachvolk. Nein! Ein völkisch ausgeprägter Sprachstaat! Falsch! Ein prächtig ausgesproch... Nein! Wie war das? Ein... vorsichtig! ... sprachlich ausgeprägter Volksstaat Soweit Hitler, der für die Seele zuständig ist. Jetzt der Feder mit zehn Forderungen zur Brechung der Zinsknechtschaft:

Der Staat deckt seinen Geldbedarf für gemeinnützige Aufgaben aus den Überschüssen seiner gewinnbringenden Staatsbetriebe sowie aus Vermögens- und Einkommensteuern.

Ja! Aber das darauf noch niemand verfallen ist! Man deckt den Geldbedarf aus den Überschüssen! Das Ei des Columbus scheint eine Entdeckung Amerikas dagegen! Gibt sich der Feder sachlich, so strotzt der Fachmann für Bodenreform Jung von Einfällen:

Das Bauen in die Luft ist nicht gestattet.

Bravo! Ein Novum! Das Bauen in die Luft ist nicht gestattet! Dächer dürfen nicht oben sein! Hausfronten an der Straße sind verboten! Städte müssen außerhalb der Häuser liegen! Das Bauen in die Luft ist nicht gestattet! Aber Jung stellt nicht nur eine Bodenreform sondern noch ganz etwas andres auf:

Für das Deutsche Recht stellt Jung folgendes Gerippe auf:
Bürger im Deutschen Volksstaat kann nur der Deutschblütige (Arier) sein. Fremdblütige (Juden und so weiter) — auch wenn sie hier geboren oder seit altersher ansässig sind —, genießen unter keinen Umständen Heimatsrecht sondern stehen unter Fremdenrecht und unterliegen eignen Fremdensteuern.

Juden und so weiter, auch wenn sie seit altersher ansässig! Tja! Hm! Obotriten, Kaschuben, Wenden, Hugenotten und so weiter. Ganz zu schweigen von den in der völkischen Bewegung tätigen Kindern aus Mischehen, die „der ärgern Hand folgen. Taufe spielt keine Rolle." Es wird sehr einsam im Dritten Reiche werden.

Und deswegen, liebwerte Freunde, wollen wir noch einmal, eh es anbricht, zu King Vidors „Hallelujah" gehen! Das ist ein Film, gespielt, gesungen und getanzt von Negern. Von Negern! Der soll zu unserm Trost uns zeigen, daß es Menschenrassen gibt, tief unter uns, die so tun, als ob sie weinten, lachten, litten ganz wie wir! Nicht rassisch sind sie, nur rassig und doch in einem gewissen, sehr weitherzig gefaßten Sinne: doch Menschen!

Filmprüfkammer von Friedrich Raff

„Die Beisitzer der Filmzensur sind nicht Beamte." Sie bewahren Stillschweigen über den Inhalt der Sitzungen. Aber doch nur, solange sie Zensoren sind? Denn es wäre ja reizend, wenn eine Vergewaltigung ewig dauern müßte, weil die Vergewaltigten nicht aus der Schule der Filmzensur plaudern dürften. Die Filmzensur ist ein feierlicher Bruch der feierlich zugestandenen Verfassungsgedankenfreiheit. Die Gesetzgeber der Republik von 1918 sind die Gesetzgeber des Ausnahmegesetzes. Die Verfassung schämt sich ihres außerehelichen Balgs, die Vaterschaft wird dem Zentrum zugeschrieben, obwohl die Deutschnationalen und die Volkspartei den Beischlaf nicht bestreiten. Das Kind wäre aber ohne die rührenden Hebammendienste der Sozialdemokraten erstickt. So lebt das stramme Kind seit 1920. Der rettende Kaiserschnitt kam von links. Die Alimente zahlt das deutsche Volk. Der stumme Film hatte seinen Knebel im Maul. Plötzlich gewann er die Sprache. An diesen Fall des Ungehorsams hatten die Väter nicht gedacht. Nur der „verbindende Text" unterlag der Filmzensur. Worte haben aber ihr Eigenleben. Im Anfang des Tonfilms war also die Sprache. Das Bild ist eigentlich jetzt der „verbindende Text". Die braven Leute aber, die so schneidig die Verfassung gebrochen hatten, blieben sich konsequent. Sie setzten sich über ihr eignes Gesetz hinweg und zensierten gegen das Gesetz den Sprechfilm. Im Namen des Gesetzes, im Namen des Volkes!

Die deutsche Filmindustrie wehrt sich nur schwach gegen die Vormundschaft der Zensoren. Der Film leidet zu sehr unter einer Ausnahmesteuer, gegen die er seit Jahren ankämpft. Darum wehrt er sich nur halb gegen das den künstlerischen Wert abtötende Ausnahmegesetz. Der Film ist gewöhnt, daß ihn die Beamten der Republik immer noch als Paria, als fahrendes Volk ansehen. Die Herren vom Städtetag, die in der Kinematographie eine Erfindung zur Erschließung neuer Steuerquellen begrüßen, wollen im Grund ihres Herzens nichts von den „Seiltänzern" wissen.

Die Zensurkammern sind dank jenem famosen Gesetz dem Rückschritt ausgeliefert. Über den vier Beisitzern thront der Vorsitzende. Er ist — in der Filmoberprüfstelle — ein ausgezeichneter Jurist, der allerdings statt des künstlerischen Verständnisses, das ihm völlig fehlt, das vorgeschriebene Normalschamgefühl besitzt. Dieser Ministerialrat hat die entscheidende Stimme, wenn die Beisitzer im Endkampf zwei gegen zwei stehen. Dann entscheidet er in reaktionärem Sinne. Beim Widerruf Bazilles gegen die Zulassung des Potemkinfilms sagte er zu mir: „Natürlich verbieten wir den Film nicht mehr. Diese Reklame käme nur den Kommunisten zugute." In einem andern Fall brüstet er sich, keinen Film zu erlauben, in dem ein Revuekostüm vorkäme. Er wendet sich mit aller Macht gegen die Wiederaufnahme des alten Magnus-Hirschfeld-Films „Anders als die andern" trotz einer völlig neuen, naturwissenschaftlichen Umrahmung. Er ver-

bietet in „Frauennot — Frauenglück" die Darstellung einer normalen Geburt als „verrohend". Er verbietet, er ändert, er streicht. Von den vier Beisitzern schützen gleich zwei die Volkswohlfahrt und die Jugend. Warum zwei? Denn die Kunst und die Literatur hat nur eine Stimme. Der letzte Beisitzer wird bis jetzt von der Filmindustrie gestellt und gilt sofort als Partei. Darf man fragen: Wer schlägt die Herren vor, bei denen das Volk wohlfährt? Hat die Geburtshelferin Sozialdemokratie schon einmal nachgeprüft, welcher Parteirichtung die Volkswohlfahrtsteilnehmer überwiegend angehören? Hat der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, Ortsgruppe Berlin, der meine Resolution gegen die Zensur mit großer Mehrheit annahm, sich die Leute genau angesehen, die er als Schutzschildträger für „Kunst und Literatur" aussuchte? Hat er ihnen vorher Fragen über ihre Eignung zum Filmzensor vorgelegt, hat er diese Herren ein klein wenig nur auf ihre politische Richtung und auf ihr Alter abgestaubt? Zuweilen erinnert nämlich die Kammer an eine Karikatur aus dem ‚Simplizissimus'. Wiederholt tritt ein Pastor auf, der seine Eignung zum Filmzensor damit beweist, daß er in entschuldigendem Tone sofort vorbringt, er gehe sonst nie ins Kino. Da sitzen wahllos zusammengewürfelt aus Bückeburg, aus Groß Winzig bis Geismeckerndorf, von der Etsch bis zum Belt Laienbrüder und Laienschwestern im schlimmsten Sinne des Wortes. Der Vorsitzende ein Ministerialrat, die Beisitzer Regierungsräte, Pastoren, Oberstudienräte, Frau Abgeordnete à la Scholz, dazu vielleicht noch Autoren mit vorgestern geschätzten hohen Auflagen, merkwürdige Mischung von Jurisprudenz, Gehaltsklasse, Brausepulver, von Akademikerhemdbrüsten, gestutzten Rauschebärten und „Wer hat Dich, Du schöner Wald..." Dazu besten schlimmsten Falles noch ein Sachverständiger. Auch in diesem Punkte übt Seeger eine Diktatur aus, die der ‚Tag' nie an den Tag bringt. Er lehnt nämlich im Falle „Frauennot — Frauenglück" den vom Filmhersteller mitgebrachten Sachverständigen, eine Kapazität, ab, und begnügt sich mit dem von ihm selbst ernannten Sachverständigen, der also nicht nur beeidigt sondern sogar auf Seeger eingeschworen sein dürfte. Der Herr Ministerialrat weiß ja von allein, was Frauen nottut und was ihr Glück ist. Was braucht ihm das ein Filmproduzent zu erzählen? Sein Untergebener, der Herr der Unterprüfstelle — man nennt ihn Zimmermann — mißbraucht sein Amt der Vorschau, um abfällige Urteile über die kommende, nur ihm vorerst bekannte Filmproduktion schon vor der Aufführung loszulassen. Den Film „Zyankali" hat der Ober zuerst verboten, dann hat ihn der Piccolo wieder erlaubt. Im „Detektiv des Kaisers" sagte der Pazifist: „Mein Verrat soll den Krieg verkürzen, Euer Verrat verlängert den Krieg." Der Zensor sagt zu den Autoren: „Wenn Ihr diesen Satz nicht streicht, verbiete ich, Herr von Volkes Gnaden, den ganzen Film." Der Film „Revolte im Erziehungshaus" wurde viermal kastriert. Der Film „Skandal um Eva", der einigen Radikalkurärzten der Kritik viel zu zahm war, wurde von dem Beamten, der allein erlauben aber nur gemeinsam verbieten darf, an die Kammer verwiesen, weil

er einen Proteststurm der deutschen Lehrer und Lehrerinnen erwartete. In dem Film bekannten sich nämlich zwei Studienräte als Astlochgucker, und eine Lehrerin gestand, einmal im Dunkeln geküßt worden zu sein. Und der amtliche Zensor wies es weit von sich, eine Handlung von solcher Tragweite allein zu verantworten.

Ein andermal wurde uns ein Film vorgeführt, ich glaube, er führte den Titel „Prostitution". Einschließlich des Regierungsrates lachten wir über die angebliche Tragödie von Anfang bis Schluß. Aber dann hüllte sich der Vorsitzende in seine Sorgentoga, und schlug ein Verbot dieses „entsittlichenden" Films vor. Auf meinen verwunderten Einwand, warum ein so fröhliches Trauerspiel entsittlichend wirken könne, wurde mir die Belehrung: „Sie dürfen nicht von uns Geistigen aus schließen, Herr Beisitzer, denken Sie an die Leute am Wedding." Meine Erwiderung: „Meiner Auffassung nach verstehen die am Wedding mehr vom Kino als Ministerialräte", vermehrte meine Popularität bei den Zensoren keineswegs.

Aber was hilft die Ohnmacht eines einzelnen oder einiger weniger! Die sorgfältig ausgewählte Unfähigkeit der meisten Beisitzer macht den Ministerialrat zum Diktator. Triumphierend schreibt Seeger über sich selbst: „Der Vorsitzende ist Verwaltungsrichter und Verwaltungsbeamter in einer Person. Die Entscheidungen sind im Dienstaufsichtswege nicht nachprüfbar. Der Vorsitzende ist unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen." Nach und nach ist es das Merkmal aller Diktatoren geworden, im Sinne des Gesetzes Diktatur zu üben. Wieviel deutsche Kinobesucher, wieviel Abgeordnete, wieviel Filmkritiker haben eine Ahnung davon, daß die Filmproduzenten als arme Sünder vor dem einzigen Gericht der Welt stehen, das den Angeklagten in einer geheimen Sitzung, ohne ihm Fragen zu stellen, ohne daß er die Geschworenen interpellieren könnte, verurteilt. Wer weiß, daß der Ministerialrat das Verbot eines Films vor dem Verdonnerten mit Gründen belegt, die er den aus Anstand schweigend und erstaunt zuhörenden Beisitzern vorher mit keiner Silbe mitteilte. Aus meiner Praxis erinnere ich mich des lustig traurigen Falles, daß der Regierungsrat das Verbot mit „entsittlichend" begründete, während die Kammer „verrohend" beschlossen hatte. Aber die Hauptsache war das Verbot. Gründe sind im Laden der Diktatur zu jedem Preis käuflich. Die Schublade ist gleichgültig. Es erheben sich einige Fragen: Kämpft die Tagespresse ernstlich gegen diese Zensur, wieviel Minister, Abgeordnete sind auch nur oberflächlich über den groben Unfug unterrichtet, den die Leinwand dank einer stramm rechts liebäugelnden Vor- und Beisitzerei in zehn Jahren gegen den Staat und für die Reaktion verübt hat. Der Regierung, der Republik schienen Film und Filmzensur immer zu unwichtig. Sie vergaßen die Propagandafläche der Leinwand, auf der von Fridericus bis zur heidelberger Mensur die Listenverbindung von Hugenberg und Hitler eingeleitet wurde. Von der Wochenschau zur Heeresschau! Zum Kino der sechsundeinhalb Millionen!

Die Redensart von Theobald Tiger

Als Friedrich, August von Sachsen,
noch saß auf seinem Thron,
da tät die Empörung wachsen —
horch, horch — die Revolution!
Im Schloß erschrak man nicht wenig,
der Kammerherr wurde ganz blaß.
Da sagte der gute Geenij:
„Ja, dürfen die denn das —?"

Der Satz hat sich eingefressen.
Ich sag ihn bei Tag und bei Nacht.
Ich sag ihn bei Jungdo-Adressen,
ich sag ihn, wenn Hitler was macht.
Ich sag ihn, wenn Mädchen sich lieben,
und wenn einer reizt mit dem As,
und wenn sie um Schleichern was schieben:
„Ja, dürfen die denn das —?"

Wie die Deutschen so tiefsinnig schürfen!
Jeder Mann ein Berufungsgericht.
Nur wer darf, der darf bei uns dürfen —
die andern dürfen nicht.
Und sitzt in der peinlichsten Lage
der Deutsche, geduckt und klein —:
dann stellt er die deutscheste Frage
und schläft beruhigt ein.

Der junge Friedrich von Werner Hegemann

Weil Friedrich der Große von seinem Vater manchmal ebenso schlecht behandelt wurde wie die übrigen Untertanen dieses vielprügelnden Königs, hat sich die Legende gebildet, als sei seine Jugend besonders unglücklich gewesen. In Wirklichkeit hat König Friedrich Wilhelm I. seinem vierzehnjährigen Sohne anstandslos Schulden bezahlt, die nach heutigem Geldwerte gemessen über 80 000 Mark betrugen. Der preußische Hof und alle auswärtigen Gesandten bemühten sich um die Gunst dieses freigebigen Kronprinzen um so eifriger, als der baldige Tod des oft zu viel essenden und trinkenden Vaters allgemein als sicher galt.

Auch die Freuden der Liebe konnte sich der beliebte und zahlungskräftige junge Prinz früh verschaffen. Diese frühen Erfolge mußten bleibende Bedeutung für das Leben des großen Mannes behalten. Wird doch der Liebe nicht nur von den klassischen Dichtern und Moralisten des achtzehnten Jahrhunderts sondern auch von der modernen Psychoanalyse allerlei schlüsselhafte Bedeutung beigemessen. Für den Biographen Friedrichs des Großen lohnt es sich deshalb festzustellen, welcher Art Friedrichs frühe Erfolge auf diesem Gebiete gewesen sind.

Als Friedrich Wilhelm I. Anfang 1728 eine Reise nach Dresden antrat, ließ er seinen sechzehnjährigen Sohn vorerst zu Hause. Doch der zielbewußte Kronprinz gab dem sächsischen Gesandten einen Wink und wurde dann auf Bitten des Kurfürsten von Sachsen, der auch König von Polen war, vom Vater nachträglich nach Dresden gerufen. Der König befahl ihm sogar, „sich einen goldbetreßten Rock und sechs Livreen für seine Dienerschaft machen zu lassen".

In Dresden wehte eine frohere Luft als in Berlin. Selbst der preußische König wurde dort ein froherer Mensch. Er hatte seine ränkesüchtige Frau und seine geistlichen Seelsorger, die Nachfolger des Pastors Franke, in Berlin gelassen, und schrieb aus Dresden (am 16. Januar 1728) an Seckendorff: „Die hiesige Magnificence ist so groß, daß Ich glaube, sie habe bei Louis XIV. ohnmöglich größer seyn können und was das liederliche Leben betrifft, so bin Ich zwar nur zwei Tage hier, aber Ich kann in Wahrheit sagen, das dergleichen noch nicht gesehen und wenn der seel. Franke lebte und hier wäre, würde er es nicht ändern können, daher Ich auch Ursach habe hier recht vergnügt zu seyn." Eine Woche später schrieb Friedrich Wilhelm I.: „Ich bin hier in Dressen und springe und tantze, ich bin mehr fatiguiret, als wenn ich alle Tage zwei Hirsche thot hetze."

In Dresden ist der gefürchtete Tyrann weich geworden. Sogar die Hose platzte ihm auf einem Balle, „wo die Lebhaftigkeit der Bewegung ihm die klare Besinnung raubte". Erst nach seiner Rückkehr ins potsdamer Schloß schrieb er dem alten Dessauer: „was das karnawahll und weldtgetümmell ist hab alles gesehen das ich davon sprechen kan aber kein gusto gefunden ich bin wieder gekommen als hingegangen Gott hatt mir bewahret die verführunge fehlet nit" Aber er fügt hinzu: „wen(n) ich sie Mündtl(ich) sehen werde haben ein jahr zu erzehlen und kronicka scha(n) dalosa und meine avanturen aber ich bin vor Gott rein das weibl(iche) geschle(ch)t komme a Paris et Berlin alle huren aber in Dresden ist offentl(ich) Permittieret mit den vornehmste kan man laut von fuxen rehden als hier von exerciren" Diese und ähnliche wertvolle Kulturbilder sind in den zuverlässigen Staatsveröffentlichungen der Acta Borussica aufbewahrt. Sie beweisen den Historikern des „Soldatenkönigs", daß seine Keuschheit in Dresden bewahrt blieb.

Dagegen ist von nachdenklichen Biographen Friedrichs des Großen, wie zum Beispiel von Koser, gefragt worden: „Durfte bei dem sechzehnjährigen Kronprinzen das gleiche Maß von Selbstzucht und Überwindung vorausgesetzt werden?" Auf diese vielumstrittene Frage hat Ranke schließlich geantwortet: „Namen wüßte ich nicht zu nennen; aber das Glück oder sein Genius wollten es so, daß er seine Huldigungen einer Dame darbrachte, die, wie er, die Literatur liebte und ihn in seiner Neigung zur Poesie bestärkte."

Dem berühmten Biographen Friedrichs des Großen, Reinhold Koser, scheint der Eifer bedenklich geworden zu sein, mit dem der Kronprinz seine dresdner Studien betrieb: „Fragten ihn die Sachsen, ob er Schauspiele und Ballette sehen, ob er tanzen und Musik hören, Redouten und Maskeraden besuchen wolle, so hatte er auf alle Fragen nur die eine Antwort: Assurément... Auch der starke Bodensatz sinnlicher Frivolität schien in diesem mit raffiniertester Kunst gemischten Taumelkelch ein notwendiges Beiwerk."

Weniger zart beantwortet Carlyle die vielumstrittene Frage. Er verglich — etwas stark — den sechzehnjährigen Kronprinzen wiederholt mit einem „Rhinozeros im Dreckbad". Er nennt ihn ein „Rhinozeros, das sich im Dreckbad wälzt; nur die Schnauze ist sichtbar, und dreckiges Gurgeln ist alles, was man hört". Selbst diese Worte findet Carlyle nicht stark genug. Sondern seine Entrüstung läßt ihn ausrufen: „Himmel! die menschliche Sprache ist nicht fähig, die Geschichte solcher Dinge zu berichten!"

Es ist in der Tat nicht sicher, ob Friedrich der Große in Dresden seine Huldigungen auf die von Ranke erwähnte Dame beschränkt hat und ob die Freundschaft mit ihr so literarisch war, wie Ranke vermuten läßt. Dem spätern Forscher Koser gelang es, ihren Namen zu entdecken; er behauptet, es war „die schöne Gräfin Orczelska, der Kronprinz Friedrich in Dresden gehuldigt hat." Da

diese Gräfin aber schon hundert Jahre früher von Friedrichs Lieblingsschwester Wilhelmine als eine der dresdner Geliebten des Kronprinzen in Anspruch genommen wurde, stimmen vielleicht auch die andern Angaben, die Wilhelmine über Friedrichs dresdner Abenteuer gemacht und die Ranke als „romanhaft" abgelehnt hat, während Carlyle Wilhelmines Buch „wahrheitsliebend" nannte. Danach hätte August der Starke von seinen unehelichen Töchtern die Gräfin Orczelska am leidenschaftlichsten geliebt — „was grauenvoll ist", schrieb Wilhelmine — und diese Geliebte deshalb dem sonst so freigebig bewirteten Friedrich nur ungern abgetreten. „Die Aufmerksamkeiten, die ihr mein Bruder erwies, erfüllten ihn mit grausamer Eiserfucht." Er habe ihm deshalb eine andre seiner Geliebten oder Töchter „angetragen, unter der Bedingung, daß er der Orczelska entsagen würde. Mein Bruder versprach alles, um jene Schönheit besitzen zu dürfen, die seine erste Geliebte wurde". Wilhelmine meinte aber auch, die Gräfin Orczelska habe trotzdem ihren Bruder „durch geheime Zusammenkünfte" getröstet.

Für die Legende Friedrichs des Großen ist es nur zu begrüßen, daß er August dem Starken auch als Liebhaber überlegen war. Wenn Ranke trotzdem die Schilderung aus der Feder Wilhelmines als „romanhaft" ablehnen darf, muß man annehmen, daß die „wahrheitsliebende" Lieblingsschwester das Opfer brüderlicher Aufschneidereien wurde.

Tatsache ist, daß Friedrich vier Jahre später (4. September 1732) geschrieben hat: „Ich liebe das weibliche Geschlecht; aber meine Liebe ist sehr flüchtig; ich suche nur das Vergnügen bei ihm und verachte es nachher." Zwei Jahre später (28. September 1734) schrieb Friedrich seiner Schwester über eine vielumworbene, aber spröde junge Gräfin, die ihm so wenig gleichgültig war, daß er sie mit folgenden Versen vor der Unbeständigkeit ihrer verschmähten Liebhaber warnte:

Noch bist Du voller Stolz und Sprödigkeit;
Doch folg der Liebe Ruf, nimm wahr die Zeit,
Damit der Weihrauch nicht, den man Dir spendet,
Aus Liebesgram im Freudenhause endet!"

(Die Übersetzung der Verse und der nachfolgenden Briefstellen stammt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.)

Diese Verse sandte Friedrich — so schilderte er selbst im Briefe an seine Schwester — anonym der vielbegehrten jüngsten Gräfin Wiser und bemerkte über den Unwillen der so unzart Angedichteten: „Es geht nichts über das Vergnügen, zu beobachten, wie verschiedene Wirkungen dies Epigramm gehabt hat... Darin bin ich boshafter als ein alter Affe, daß ich Verwirrung im Reiche der Liebe angerichtet habe. Verrate mich bitte nur nicht, sonst hätte ich nie im Leben den gleichen Spaß daran."

Friedrichs fast hämische anonyme Warnung vor dem „Liebesgram, der im Freudenhause endet", gibt auch dem Bericht über seine „venerische Krankheit" einige Wahrscheinlichkeit, den später nach zahlreichen längern Unterhaltungen mit ihm sein Arzt, Ritter von Zimmermann hinterließ. Die in diesem Bericht geschilderte mildtätige Dame könnte möglicherweise am sächsischen Hof zum gastfreundlichen Dienste am sechszehnjährigen Kronprinzen von Preußen befohlen gewesen sein. Zimmermann schrieb:

„Man weiß, daß sich Friedrich aus Furcht vor seinem Vater in Liebeshändel nicht einlassen konnte, sondern sich nur, eins zwey drey, mit Freudenmädchen behalf. Aber man weiß nicht, daß er auch zuweilen unter solchen Personen in gute Hände fiel. Friedrich der Große sagt, in einer von ihm selbst im Jahre 1771 dem Druck übergebenen Schrift: ‚Ich erinnere mir mit Vergnügen (dieß verzeihe mir die Philosophie) die herrlichen Augenblicke, die ich einst in den Armen eines jungen Mädchens zubrachte. Sie war nicht un-

ersättlich; sondern sagte mir vielmehr mit Sanftheit und Milde: ‚Lieber kleiner Held, du machst dich krank und wirst dann zum Kriege nicht mehr taugen'."

Augenscheinlich ist Friedrich der Große in Dresden dieser verständigen Warnung nicht gefolgt. Bald nach der Rückkehr aus Dresden schrieb sein Vater an den Alten Dessauer: „mein el(t)ster sohn ist sehr kranck und wie (in) eine (Ab)zehrung... und er so Mager als ein schatten wierdt doch nit hustet also Gott sey anbefohlen den müßen wier uns alle unterwerfen aber indeßen gehet es sehr hardt da ich soll itzo von die früchte genißen da er anfenget Resonnabell zu werden und müß(te) (ihn) in seine blütte einbüßen anfein ist es Gottes wille... we(nn) die kinder gesundt sein dan(n) weiß man nit das man sie lieb hat." Vierzehn Tage später schrieb der König: „mein sohn gehet herrumb wie ein s(ch)atten isset nits ich halte Ihn (für) kaput."

Genau wie der König in seinen Privatbriefen schrieb Prinzessin Wilhelmine — mit einer Zuverlässigkeit, die besser ist als ihr Ruf — in ihren Memoiren: „Seit seiner Rückkehr von Dresden war er in düsterste Melancholie verfallen. Seine Gesundheit wurde dadurch angegriffen; er magerte zusehends ab, wurde häufig von Schwächezuständen befallen, die befürchten ließen, daß er schwindsüchtig würde... Der König hatte im Grunde ein gutes Herz... Er suchte das Vergangene gut zu machen, indem er ihn mit Liebesbeweisen überschüttete; doch all dieses nutzte nichts, und man war weit entfernt, die Ursache seines Leidens zu erraten. Endlich entdeckte man, daß es durch nichts andres als die Liebe entstanden war. Er hatte sich in Dresden an ein ausschweifendes Leben gewöhnt, dem er sich hier nicht länger ergeben konnte, weil ihm die Freiheit mangelte, aber sein Temperament konnte die Entbehrung nicht ertragen. Mehrere Leute setzten in bester Absicht den König davon in Kenntnis und rieten ihm, ihn zu verheiraten, sonst liefe er Gefahr, zu sterben."

Wenn diese Todesgefahr, die der Vater und die Schwester des Kronprinzen in so ergreifenden Worten schilderten, in der Tat „durch nichts andres als die Liebe" erklärt werden soll, so läßt Prinzessin Wilhelmine leider unklar, was sie unter Liebe versteht und ob die ernste Erkrankung des Kronprinzen aus der Entbehrung des in Dresden erlernten ausschweifenden Lebens oder im Gegenteil als Folge dieser Ausschweifungen erklärt werden muß, was bei der wiederholt erwähnten „schwächlichen Konstitution" des Kronprinzen ebenfalls begreiflich wäre. Erfreulich ist es, daß die später noch mitzuteilenden Berichte der Lieblingsschwester auch die Möglichkeit offen lassen, daß Friedrich der Große damals an einer tiefen und innigen Liebe für die Gräfin Orczelska erkrankt ist und daß es ihrer Besuche in Berlin bedurfte, um den sehnsüchtigen Prinzen zu heilen.

Als der König in seinem Briefe vom 12. Mai 1728 wieder über die mangelnde Eßlust des Kronprinzen klagte, lud er auch den Alten Dessauer nach Berlin, „de(nn) werden Euer Lieb die Politesse vor die Dames haben (vor) der grevin orselscka bilinska das die auch auf den schloße Logiren". Die Gräfin Bielinska war auch, wie die Gräfin Orczelska, eine natürliche Tochter Augusts des Starken, und Friedrich Wilhelm hatte selbst darauf gedrungen, daß „die Dames, welche Se. Königl. Majestät nach Polen begleiten", auch mit nach Berlin kämen (an Grumbkow, 18. April 1728).

Seit der Ankunft der Gräfin Orczelska verstummten die Klagen des Königs über die Erkrankung des Kronprinzen. Seine Schwester berichtete: „Seine Gesundheit fing an sich zu bessern; aber er stellte sich kränker, als er war, um von der Festtafel, die in Berlin stattfinden sollte, dispensiert zu sein, da er nicht hinter dem Kurprinzen von Sachsen rangieren wollte, was der König unweigerlich

von ihm gefordert hätte. Er erschien am darauffolgenden Montag. Seine Freude, die Orczelska wiederzusehen, und ihr Entgegenkommen, das sie ihm durch geheime Zusammenkünfte bewies, stellten ihn vollends her."

Über die „gekränkte Unschuld" des Kronprinzen hat der Königlich preußische Historiograph Professor J. D. E. Preuß, in seiner „Jubelschrift" zur hundertjährigen Feier der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1840, geschrieben: „Die Gräfin Orczelska, deren Liebenswürdigkeit unsern Friedrich auch zum Dichter machte, wohnte der großen Generalrevue von vier Kavallerie- und zehn Infanterie-Regimentern bei Tempelhof, am 31. Mai, in einem roth seidenen und mit Gold besetzten Mannshabit und dem Orden vom weißen Adler zu Pferde bei. Aber, sie war kaum von Berlin abgereist, so wollte verlauten, daß sie guter Hoffnung sei und daß sie in Charlottenburg die Frucht geholet. Das Kind, mit welchem sie in Dresden niederkam, wurde bei dem französischen Richter Carrel in Frankfurt an der Oder untergebracht. Der gekränkten Unschuld werden immer tiefere Wunden geschlagen: eine wüste Zeit nimmt in Friedrichs Herzen Platz; er gibt sich ganz dem wilden Umgange mit losen Frauen hin."

Der Ruhm oder die Anklage, Friedrich habe bereits als sechszehnjähriger die Bevölkerung von Frankfurt an der Oder vermehrt, ist von spätern Historikern in Frage gezogen worden, und zwar mit einem Anschein von Glaubhaftigkeit. Von der Gräfin Orczelska berichtete die Prinzessin Wilhelmine: „Ihr Herz war ihrem ältlichen Liebhaber (August dem Starken) nicht zugeneigt; sie liebte ihren Bruder, den Grafen Rudofski". Der Graf Rudofski, ein unehelicher Sohn Augusts des Starken, wurde grade damals Oberst eines preußischen Regiments. Er war also ein schicklicherer Vater des frankfurter Säuglings als der sechzehnjährige Kronprinz.

Die Berichterstatter der dresdner Liebesabenteuer Friedrichs versäumen regelmäßig, von einem viel wichtigern dresdner Erlebnis des angehenden großen Königs gebührend zu berichten. Friedrich sah in Dresden zum ersten Male eine große Kulturstätte in friedlichem Betrieb, und durfte ein einziges Mal in seinem Dasein teilnehmen an dem beglückenden Feste derart gesteigerten Lebens. Dresden konnte sich damals — bevor Sachsens Blüte durch die Kriege Friedrichs des Großen zerstört wurde — mit den führenden Kulturstätten Deutschlands, ja der Welt messen. Was Friedrichs lebenslängliche französische Lektüren ihm an pariser Kultur vermittelten, war angelesen und fern verglichen mit der Übermacht der Anregungen, mit denen ihn das überschäumende Leben der großartigen Hauptstadt des sächsischen Barock überfielen und auf Lebenszeit in Haft nahmen. Namentlich die Eindrücke, die Dresdens Musik, Bildhauerei und Baukunst auf ihn machten, waren so tief, daß sie das künstlerische Streben seines ganzen Lebens beherrscht haben. Als Friedrich der Große durch die furchtbaren Gelderpressungen und Zerstörungen seiner Kriege das verbündete Sachsen-Polen längst zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgedrückt und die Fortsetzung der erfolgreich begonnenen deutschen Kolonisation Polens unmöglich gemacht hatte, blieb er doch den dresdner Kunstidealen seiner Jugend treu. Als sächsische Musiker und Baumeister längst keinen Anspruch mehr auf Führerschaft machen konnten, als Gluck, Haydn, Mozart, Winckelmann und Knobelsdorff die deutsche Kunst längst auf neue Bahnen gedrängt hatten, verharrte Friedrich treu und hartnäckig bei dem sächsischen Barock seiner Musiker Graun und Hasse und zwang seine Baumeister, die Besseres wollten und konnten, zu dem veralteten, totgeborenen und verschrobenen Barock seines viele Millionen zwecklos verschlingenden „Neuen Palais", das er niemals mit dem dazu gehörigen prunkenden Hofleben zu füllen vermochte.

Aus dem „Jugendbuch vom großen König", das demnächst im Jakob Hegner-Verlag erscheint.

Rhythmus in Bildern von Ernst Kállai

Wien, Vorkriegszeit. Ein neues Haus im vielumstrittenen Jugendstil, mit einem Fries, der in kühner Stilisierung eine Reihe von Pferden darstellt. Vor dem Haus eine Gruppe von Passanten, die sich über die, ihrer Meinung nach bis zur Unkenntlichkeit getriebene unnatürliche Art der Darstellung aufregen. Einer von den Herren ist besonders ungehalten und platzt schließlich mit der höhnischen Frage heraus: „Und das sollen Pferde sein? So ein Blödsinn!" Zufällig steht der Maler daneben, der den Fries verbrochen hat. Und fragt: „Ja woher wissen Sies denn, ob es überhaupt Pferde sein sollen?" Worauf der andre: „Aber ich bitt Sie, das sieht doch jedes Kind, daß es Pferde sein sollen!"

Neugierige sind gewarnt. Wenn sie in diesen Tagen die Galerie Möller besuchen, kann es ihnen ähnlich ergehen wie dem kritischen Wiener. Sie werden von Mensch- und Tiergebilden angesehen, die eigentlich keine sind und dennoch für jedes Kind ersichtlich welche sein sollen. Falls sie überhaupt noch irgendwelche Reste von Gegenständlichkeit erkennen lassen. Viele darunter stellen einfach gar nichts dar — nur sich selbst, sind im Katalog kurzweg als „Kompositionen" oder „Etüden" nachzulesen und überlassen es dem Beschauer, sich unter diesem Titel zu denken was ihm beliebt. Oder auch nichts zu denken sondern einfach seine Sinne und, soweit diese in die Tiefe reichen, auch seine Seele bewegen zu lassen von diesen Spannungen und Verschmelzungen der Formen, Farblagen und Farbwerte, der Raum- und Flächenstrukturen.

Ach so! Die Überklugen sind gleich im Bilde. Das kennen wir doch schon längst! Wie, das gibt es immer noch, dieses Spiel und diese Experimente mit Abstraktionen und Visionen? Das geht noch immer weiter? Expressionismus, Kubismus und was an dergleichen Ismen auf das ahnungslose Publikum losgelassen wurde, das alles ist doch schon längst vorbei. Selbst die neue Sachlichkeit, die nachher kam, hat schon ausgespielt. Heute ist die neue Herzlichkeit an der Reihe oder vielleicht ein neues Barock, bitte sehr, es gibt ja Kunsthistorisches genug, das sich wenden und neu aufarbeiten läßt. Aber daß eine seriöse Galerie heute ausgerechnet mit der Sturm- und Drangkunst seliger Kriegs- und Revolutionszeit wiederkommt, das ist doch ...

Halt, Herr Doktor der Kunstgeschichte, der Sie nur Altbewährtes und Sie, Herr Kollege vom Feuilleton, der Sie jedes Jahrfünft etwas Neues haben wollen. Das Stichwort ist gefallen. Sturm und Drang? Krieg und Revolution? Gewiß gab es das: es gab einen gewaltsamen unterwühlenden Einbruch in die Welt naturalistischer und impressionistischer Bildformen, es gab Aufruhr überall. Er kam nicht unvorbereitet. Cézanne und van Gogh waren seine schicksalsschweren Vorzeichen, Ensor und Redon sein gespenstisches Wetterleuchten. Einige repräsentative Werke der deutschen Bahnbrecher sind bei Möller zu sehen. Aber im gleichen Saal gibt es auch Bilder von jüngern Malern, und diese Gegenüberstellung läßt zweierlei erkennen, was zur Widerlegung des albernen Geredes vom Ende aller Ismen wichtig ist. Erstens, daß die Arbeit der Jüngern den Bahnbrechern tief verpflichtet bleibt. Nicht im

Sinne persönlicher Abhängigkeiten, sondern weil der Bahnbruch nötig war, um das Feld für eine frei erblühende geistige Landschaft in der Kunst urbar zu machen. Zweitens: diese geistige Landschaft existiert, nicht mehr als wucherndes Farbengestrüpp und romantisch flackerndes Ausschwärmen sondern vom Gefühl realster Gegenwärtigkeit des irrational Treibenden und Keimenden in uns, in unserm Fleisch und Blut beherrscht. Sie ist von einer gradezu plastischen Sinnesnähe und Körpergier erfüllt, aber nicht minder weiträumig, nicht minder tief.

Wer unter Expressionismus nur die turbulenten aktivistischen Vorstöße der Kunst in den Jahren der Katastrophenstimmung verstehen will, der mag diesen dicht-gesättigten und -gesammelten Erscheinungen visionärer Bildform einen neuen Namen geben. Uns geht es nicht um den Namen sondern um das Kind. Uns scheint diese leidenschaftlich strömende und in tiefsten Quellen des kreatürlichen Naturgefühls dennoch harmonisch geborgene, rhythmisch-kreisende Kunst weiter denn je von bürgerlich-wohltemperierten Anschauungen der Wirklichkeit zu liegen. Traditionslos für den, der Tradition nur auf der Linie Renaissance-Barock-Impressionismus gelten lassen will, aber vom Geiste ungleich älterer, uns Heutigen dennoch wesentlich vertrauten Epochen neubelebt. Mittelalter, archaisches Griechentum, Ägypten, atlantische und asiatische Kulturen: wo, in welchem Kodex aufklärerischer und fortschrittlicher Verstandesabergläubigkeit steht es geschrieben, daß die visionäre Kraft dieser Vergangenheit ein für allemal verloren und verboten sei, und daß unser künstlerisches Weltbild sich fürderhin nur in den Grenzen vom Kino- und Photo-Auge zu bewegen habe? Sind denn diese Grenzen allein maßgebend für die Wirklichkeit — wenn wir schon Kunst durchaus nicht betrachten können, ohne dabei auch auf die Wirklichkeit zu schielen?

Wer an den rein bildhaften Qualitäten, an der sprühenden oder glühenden Farbensinnlichkeit und an der komponierenden Flächenraumbeherrschung der Malerei und Graphik in der Galerie Möller vorbeisieht, dem ist nicht zu helfen. Doch man trifft zuweilen auf Bemerkungen, die das Formale zwar anerkennen, zugleich aber auch fragen, woher und wozu es sei, welchen Sinnes, welcher Zuordnung in unsrer Realität, in der wir nun einmal leben. Kurz und gut: wie steht es um das Weltbild bitte, das hier aufgezeigt werden soll? Diesen Fragern zur Antwort:

Der Mensch ist geistige Potenz, Erkenner und Konstrukteur hohen Ranges. Doch er treibt im gleichen Kreislauf von Naturgewalten des Blutes, des Geschlechts und des Hungers, der Keimung und des Todes wie Tier und Pflanze. Wir haben die, von Künstlern, Dichtern und Metaphysikern schon längst vorwegerfühlte Erkenntnis neuerer Seelenforschung, daß unsre realste Tagespraxis von Irrationalitäten des Unterbewußtseins durchstrahlt und schicksalsvoll mitbestimmt wird. Wir tragen alle drangvollen Ströme und Nachtgespinste des Gestaltlosen in uns und alle Helligkeit ordnender Überlegung. Himmel und Hölle mit ihren verklärenden und verdüsternden Geistern, mit ihren Heiligen und Dämonen sind so wirksam in uns wie nur je zur Zeit des siegreichsten Mittelalters. Der Unterschied ist

nur der, daß wir diese Kräfte anders lokalisieren und benennen und praktisch anders handhaben. Wir glauben nicht an Götter und Teufel, aber wir haben ein Wissen von ungeheuren dialektischen Spannungen im Dasein, von denen die sozialen nur eine Resultante nebst vielen andern sind. Wir wissen um das Schöpferische des Widerspruchs, um das Grundbedingte der dissonantischen Paarung von Trieb und Geist, Chaotik und Konstruktion im Gefüge unsrer Welt.

Dieses Wissen um die Welt, das alle Grenzen des bürgerlichen Vergleichs zu 50 Prozent genannt Materialismus-Idealismus zersprengt, war Jahrhunderte verschüttet, kam durch Nietzsche zum gewaltigen neuen Anbruch und wird noch unerhörte Triumphe der Kultur feiern. Was in der Kunst der letzten fünfzig Jahre an entscheidenden schöpferischen Leistungen zustande kam, ist schon sein Triumph: eine sieghafte Erweiterung und Vertiefung aller Formgrenzen, hart bis an den Rand des sinnlich eben noch Erfaßbaren und Formbaren. Eine neue eroberungsfreudige Kühnheit und Konzentration der Phantasie drang vom impressionistischen Augenschein der Dinge zu ihrem Wesen vor. Von der Perspektive zur Vision treibender Naturgewalt, vom Abbild zur Baugestalt objektiver Gesetzmäßigkeit. Sie wühlte als Expressionismus alle Leidenschaften der Farbe auf und ließ als Konstruktivismus die feinsten, zahl- und maßbestimmten Beziehungen zwischen Fläche, Raum und Form zur Erscheinung kommen.

Die Ausstellung der Galerie Ferdinand Möller zeigt nur eine begrenzte Auswahl von Werken dieser Kunst. Vornehmlich jüngere deutsche Künstler. Grundbedeutsame Schöpfungen aus der Schweiz, aus Holland, Frankreich und Rußland fehlen. Das Bild ist trotzdem lebendig. Reich an Werken, die entscheidende Impulse im Sein und Bewußtsein unsrer Zeit offenbaren. Ihre technische Beschwingtheit. Ihren utopischen Glauben an eine kühle geistige Vollendung des Lebens. Zugleich aber auch ihre erweiterte und durchdringende Tiefenerkenntnis von leibseelischen Beschaffenheiten. Ihr heiß überströmendes Gefühl, jeglicher Kreatur in Wesensgemeinschaft innigst verbunden zu sein. Ein neuer Naturalismus ist im Anzuge. Nicht der bürgerlichen Realperspektive wohl, aber des universalen Empfindens, daß alle äußern Grenzen und Wertunterscheidungen unsrer Realität aus einheitlichen großen Strömen tiefern Lebens scheiden —, die nicht minder wirksam, nicht minder gegenwärtig. Die Bilder, Radierungen und Zeichnungen von Coester, Kuhr, Tinzmann, Winter sind von diesem tiefern Leben erfüllt.

Die Tiefe bleibt, auch wo sie in Formen letzter Einfachheit und konstruktiver Festigung erscheint. Die Ausstellung bringt eine ansehnliche Reihe von Werken, die an verborgenste seelische Quellen zu rühren wissen, obgleich sie von einer klaren logischen Spannung des Bildgedankens beherrscht sind. Holzschnitte von Mataré. Sie lassen wenige Flächenkontraste und Tierkonturen in unendlicher Ruhe lagern: breit und tief. Welcher Naturalist hat uns je so warm ans Herz der Natur gelegt wie Mataré mit seinen einfachen Formen strengster Gebundenheit? Bilder von Schlemmer, Nebel, Muche, Bortoluzzi, Neugeboren, Hoerle, Seiwert: in verschiedenen Graden der

Tiefe und Zartheit oder Kraft eine restlos übersichtliche, vielfach architektonisch gerichtete Ordnung, eine Geschlossenheit der Fläche, die alle Teile in durchgehender rhythmischer Korrespondenz unterhält. Rhythmus: er geht durch den Farben- und Formenkreislauf dieser Bilder wie eine elementare, zugleich erregende und regelnde Intensität. Keine Filmreportage vermag uns erregender in das Zentrum großstädtischen Straßengeflimmers zu versetzen als das „Straßenkreuz" von Otto Nebel, ein Bild, in dem das Straßenmotiv dennoch lediglich Andeutung bleibt und Anreiz zum Lichtfarbenspiel eigner Ordnung, mit erglühenden Tiefen wie altes Kirchenfensterglas.

Rhythmus: der Generalnenner für solche äußersten Gegensätze der Ausstellung wie die erstgenannten vier Maler einerseits, Baumeister, Vordemberge-Gildewart, Nerlinger und Engelien andrerseits. Dort naturgleich entströmende visionäre Leidenschaft, hier vernunftbegeisterte Kühle, ingenieurgeistige Präzision, sportlich und technisch angeregte Bewegungsfreude, harte energische Spannung. Darf man noch von Abstraktionen reden, wo die Beziehungen zur handgreiflichsten Wirklichkeit unsrer Zeit so deutlich sind? Das Industriebild Nerlingers mit der erdrückenden Übermacht von Objekt über Mensch, bringt Soziales schonungsloser und wesentlicher zur Offenbarung als alle sogenannten Proletkultbilder der neuen Armeleutemalerei. Daß Bilder von Nerlinger oder Vordemberge-Gildewart ohne weiteres zu plakatieren wären, ist nicht das letzte Plus ihrer Eignung, Spiegel und Steigerung, sogar utopisch-optimistische Verklärung unsrer technisch-intellektuellen Zivilisation zu sein. Vordemberge-Gildewart zumal bringt äußerste Reduktion und Zusammenfassung auf Formeln, die als ästhetisches Gleichnis für die ganze Plan- und Konstruktionsbesessenheit unsrer Zeit gelten könnten.

Daß äußerste Gegensätze sich im Wesentlichen berühren, ist eine alte Weisheit. Man stelle einem Expressionisten wie Fritz Winter einen Konstruktivisten wie Vordemberge-Gildewart entgegen. Es wird offenbar, daß tiefste kreatürliche Versenkung und kühnste geistige Utopie der Kunst, daß Vision und Baugestalt vom gleichen Herzschlag belebt sein müssen, wenn sie zum reinen Ausdruck ihrer selbst wachsen wollen: vom Rhythmus. Der Kreis ist geschlossen.

Soziologenkongreß von Wolf Zucker

> Ein Kongreß der soziologischen Wissenschaft hat den Vorteil, daß er, wenn auch die Verhandlungen kein Ergebnis haben sollten, für sich selber den Gegenstand soziologischer Forschung abgeben kann.
>
> *Kultusminister Grimme*

Alte Gruppenphotographien, denen man manchmal an den Wänden von Kleinstadthotels begegnet, haben etwas ungemein Anziehendes. Herren mit mächtigen Schnurrbärten, Damen mit winzigen Hütchen auf der Spitze eines gewaltigen Haaraufbaus haben sich da im vollen Bewußtsein des Ernstes der Stunde zusammengefunden und stehend, sitzend, liegend in mehreren Reihen malerisch gruppiert. Da überdauern sie angegilbt und stockfleckig die Jahrzehnte, und der linke

Flügelmann hält stolz eine Tafel: „Wiedersehensfeier der 92er, Juli 190.."

Wenn man den diesjährigen Soziologentag besuchte, den Berlin zu beherbergen den Vorzug hatte, so juckte es einem unablässig in den Fingern, eine solche Gruppenaufnahme herzustellen, und man konnte sich so schön das Plüschzimmer ausmalen, worin die Aufnahme, auf bräunlichem Glanzpapier abgezogen, in breitem schwarzen Reliefrahmen ihren Ehrenplatz finden würde. Da waren sie alle, die Universitätsprofessoren von 1930, sogenannte „Charakterköpfe", die weiblichen Zuhörer mit aufgesteckten Haarknoten, Kneifer und dem breiten goldnen Kragen auf dem Eigenkleid, die studentische Hörerschaft blaß und ausdruckslos wie sächsisches Bier: — Wissenschaftsbetrieb im Geburtsjahr des Dritten Reichs. Vielleicht war es unvorsichtig, dies alles wieder einmal sehen zu wollen, aber aktuell und beinah feuilletonistisch, wie sich die heutigen Geisteswissenschaften nun einmal geben, lautete das Verhandlungsthema „Presse und öffentliche Meinung". Und das mußte man — selber im doppelten Sinne Objekt der Verhandlung — hören. Schließlich begann ja die Soziologie einmal als die revolutionäre Wissenschaft, die anders als die alten Disziplinen ihren Gegenstand im wirklichen Leben, in den Problemen des täglichen Verhaltens fand. In einer Zeit, wo der Begriff „Kapitalismus" bei den Nationalökonomen noch höchst ungern und in Anführungszeichen gebraucht wurde, gab es bei den Soziologen glänzende kontradiktorische Diskussionen über kapitalistische Wirtschaftsgesinnung, über Proletarisierung und andre Fragen, die zwar nicht gelöst aber doch wenigstens angeschnitten wurden. Einmal war die Soziologie tatsächlich die Hoffnung aller Freunde der Wissenschaft.

Es soll hier nicht die alberne Phrase der Dummen nachgeredet werden, die da jeder Wissenschaft eine stille oder laute Opposition entgegensetzen, weil man „nichts mit ihr anfangen könne". Aber grade wenn ein wissenschaftlicher Kongreß sich ein Thema wie „Presse und öffentliche Meinung" stellte, also mit allen Mitteln der Erkenntnis an die Lösung einer durchaus brennenden Tagesfrage herangehen wollte, so durfte der harmlose Zuhörer verlangen, daß zur Sache gesprochen oder wenigstens die Fülle der Probleme aufgewiesen würde. Stattdessen wurde ein gestaltloser, gesinnungsloser Brei von Definitionen, Begriffen und Erklärungen gekocht, von dem auch die akademischste Wissenschaft nicht satt werden konnte. Man hatte sich ein Thema aus den aktuellen Zeitfragen gewählt, aber vielleicht ist damit nun einmal die interesselose Distanzierung der akademischen Haltung unvereinbar. Referenten waren die beiden heidelberger Professoren Brinkmann und von Eckhardt; aber die Ergebnisse, die sie zutage förderten, standen etwa auf dem Niveau eines Primaklassenaufsatzes. Wird die öffentliche Meinung durch die Presse bestimmt, oder die Presse durch die öffentliche Meinung?, lautete ungefähr die geistreiche Formulierung des Problems, wie die Professoren es sahen. Und — Gott helfe mir — man war versucht, darauf mit den klassischen Worten zu ant-

worten: „Wenn de mich fragst esoi, muß ich der sagen: joi!" Man vermied, der akademischen Haltung gemäß, jede Stellungnahme und bewahrte zum Verhandlungsobjekt einen Abstand und eine Reserviertheit, daß man direkt die Angst zu spüren vermeinte, sich nur nicht daran die Finger schmutzig zu machen.

Hätte man wenigstens streng und unerbittlich jene alte Gegnerschaft der Universität gegen die Presse zum Ausdruck gebracht! Aber dazu ist man heute schon zu unsicher, man wagt ja nicht mehr an den Problemen des Tages vorbeizusehen. Aber noch weniger wagte man, sie voll aufzuzeigen. So wurde über den Einfluß wirtschaftlicher Interessenmächte auf die Zeitung gesprochen, aber ängstlich hielt man sich auf der verantwortungsfreien Ebene des Theoretischen. Struktur und wirtschaftliche Macht des Hugenberg-Konzerns, die Mittel des Alkoholkapitals, der Einfluß des Inserategeschäfts auf die Redaktion, die Pressionsmöglichkeiten der Berufsverbände, alle diese Dinge, die den tatsächlichen Wert der Zeitungswissenschaft erweisen könnten, wurden vorsichtig umgangen. Und der Grund dafür lag einmal in der akademischen Angst vor jeder Stellungnahme, andrerseits aber auch in der völligen praktischen Ahnungslosigkeit der Wissenschaftler, die immer über Zeitungen reden, aber noch nie in einer Redaktion gesessen, nie eine empörte Zuschrift „aus dem Leserkreis" empfangen, nie die Mittel kennengelernt haben, mit denen etwa der Verriß eines Filmes in das Gegenteil umredigiert wird. Natürlich sind die Wissenschaftler klug genug, sich solche Möglichkeiten auszurechnen, aber praktisch haben sie sie nie erlebt, und so sind ihre Worte darüber so undifferent und quallig, daß den Journalisten im Publikum das Augurenlächeln auf die Lippen trat.

So geht es bestimmt nicht. Die soziologische Technik ist ausgebildet genug, um einmal genau die wirtschaftlichen Abhängigkeiten des Zeitungs- und Nachrichtengewerbes zu untersuchen, es gibt annähernd exakte Methoden, um die Entstehung einer konkreten Meinungsbildung zu verfolgen, wo sind die Zeiten, da man sich an die Objekte der Untersuchung selber wandte und ihre Äußerungen als Unterlagen verarbeitete? Heute redet man drum herum und es gelingt nicht einmal, feste Thesen aufzustellen, zu denen eine Diskussion Stellung nehmen könnte. Und es war auch nur ganz natürlich, daß in der auf die Referate folgenden Aussprache alle jene von den frühern Kongressen so bekannten Persönlichkeiten fehlten. Die Diskussionsredner marschierten der Reihe nach auf, jeder erzählte von etwas anderm und nur einer war darunter, der etwas zu sagen hatte: das war Carl Schmitt, und der hat es gut, denn er ist katholisch. Er, für den die berliner Universität keinen Lehrstuhl hat und der deshalb an die Handelshochschule abgetreten wurde, hat einen festen Standpunkt, eine Gesinnung, und deshalb konnte er zur Sache sprechen. Seine These, die Entlarvung der negativen Neutralität der großen Presse, mag richtig oder falsch sein, sie war eine These, über die man hätte streiten können. Hier aber bei den quasi offiziellen Referenten gab es nichts Greifbares sondern nur einen Redegallert, der einen das geschmähte „Zeitungsdeutsch" als literarische Erquickung empfinden ließ.

Herr Wendriner steht unter der Diktatur

von Kaspar Hauser

Mit gedämpfter Stimme zu sprechen

— „Stieke —!

Ich hab dir doch gesagt, du sollst nicht so laut reden Vorm Kino stehn SA-Leute ... siehste doch. Steig aus. Wieviel macht das? Es wird schon nicht regnen ... das hält sich. Komm rein. Und halt jetzt den Mund. Verzeihen Sie, bitte ... Sei jetzt still. Welche haben wir denn ...? Erste Reihe — is ja famos. So — den Mantel dahin, deinen ... gib mal her. So.

Reklamefilms. Das ist ein Reklamefilm. Ach, den haben wir schon gesehen — das ... Regierer —! Na, das ist aber komisch! Wie kommen Sie denn hierher? Was, in die Loge? Na ja, feine Leute ... hähähä ... So, das sind Steuerkarten. So? Du, Regierer hat noch zwei Karten frei, die hat er nicht verwenden können. Welsch kommt auch noch. Gehn wir doch in die Loge. Warten Sie, wir kommen zu Ihnen rüber ... hier ... nimm mal den Mantel ... So. Hier kann man wenigstens reden.

Wochenschau war eben. Parade in Mecklenburg. Gut besetzt, was? ... Eine Menge Miliz ist da — wissen Sie, daß einem direkt was fehlt, wenn die nicht im Saal sind? Ja. Man ist so daran gewöhnt ... Man sieht übrigens sehr gute Erscheinungen darunter. Gott, ich finds einkich ganz nett. Nich wah, Hanne? Direkt feierlich. Ja. Na, Regierer, was sagen Sie denn nu so —? Was? Man wird doch da sehn? Das sag ich auch immer. Wissen Sie: ich finde das alles nicht so schlimm. Wann haben wir uns zum letzten Mal gesprochen? Vor zwei Monaten ... im September ... Na, sehn Sie mal an ... erinnern Sie sich noch, was das für eine Panik damals war? Man ist ja direkt erleichtert, seitdem ... man weiß doch wenigstens, wo und wie. Na, das war eine Stimmung, damals ... meine Frau hat mich vier Tage ins Bett gesteckt, so runter war ich. Wer hat denn das auch erwarten können! Man hat doch hier am Kurfürstendamm vorher gar nichts gesehn! Nein. Sehn Se — das ist Gebühr, Otto Gebühr. Dem solln neulich die Franzosen einen Antrag gemacht haben, er soll den Napoleon spielen. Hat er nicht angenommen. Er spielt bloß den Doktor Goebbels, hat er gesagt, und allenfalls noch den Fridericus. Guter Schauspieler. Hat jetzt seine große Zeit. Doch — das hab ich auch! Ich habe ... ich habe damals Staatspachtei gewählt, weil eben damals einer die Verantwortung tragen mußte ... und die Einstellung der Partei hat eben die Perspektiven richtig gesehn. Ja. Hat Welsch wirklich Zentrum gewählt? Meschugge. Ich wern nachher fragen. Jedenfalls: so schlimm ist es gar nicht. Ich habe einen Geschäftsfreund aus Rom gesprochen, der hat gesagt: Dagegen wäre es hier direkt frei. Sie haben doch auch den gelben Schein? Wir haben den gelben Schein, natürlich. Zehn Jahre? Ich wohn schon über zwanzig Jahr in Berlin; da habe ich ihn sofort gekriegt ... Pause! Stieke —! Nu sehn Sie sich mal diesen schwarzen Kerl da unten an ...! Wahrscheinlich

ein Ostjude ... wissen Sie, denen gegenüber ist der Antisemitismus wirklich berechtigt. Find ich auch. Wenn man das so sieht! Ekelhafter Kerl. Wundert mich, daß er noch hier ist und daß sien noch nicht abgeschoben haben!... Na, ich kann nicht klagen. In unsrer Straße herrscht peinliche Ordnung ... wir haben da an der Ecke einen sehr netten SA-Mann, ein sehr netter Kerl ... Morgens, wenn ich ins Geschäft gehe, geb ich ihm immer ne Zigarette — er grüßt schon immer, wenn er mich kommen sieht; meine Frau grüßt er auch. Was hat man Ihnen? Was sagt Regierer? Sie haben ihm den Hut runtergeschlagen? Wobei? Ja, lieber Freund, da heben Sie doch den Arm hoch! ich finde, wenn die Fahne nu mal unser Hoheitszeichen ist, muß man sie auch grüßen. Stieke —! Pulverfaß ...! Pulverfaß ...! Meinen Sie, ich fühl mich ganz sicher? Jeden Vormittag klingelt mich meine Frau im Geschäft an, ob was is. Bis jetzt war nichts. Sehr gut war das ehm, haben Sie das gesehn? Wie der sich blind gestellt hat, dabei ist er taub? Na, ich will Ihnen was sagen ... Du sollst doch den Namen nicht so laut nennen! — ich will Ihnen mal was sagen: Der H. — wenn er auch aus der Tschechoslowakei ist — der Mann hat sich doch hier glänzend in die deutsche Psyche eingelebt. Na, jedenfalls herrscht Ordnung. Also, Ordnung herrscht mal. Sowie Sie Staatsbürger sind und den gelben Schein haben, also Schutzbürger, passiert Ihnen nichts ... darin sind sie konsequent. Das muß man ja sagen: aufgezogen ist das ja glänzend. Phantastisch! Was? Neulich auf dem Wittenbergplatz? Wie sie da mit ihren Fahnen und mit der ganzen Musik angekommen sind ... unterm Kaiser war das auch nicht bess ... Welsch —! Na, n bißchen spät! Der halbe Film ist schon vorüber. Setzen Se sich mal dahin ... nicht auf meinen Hut! Setzen Se sich auf Regierers Hut ... der is nich mehr so neu!

Na, Welsch — was tut sich? Zeigen Sie mal ... jetzt bei Licht kann ich Sie besser sehn! Sehn gut aus! Sie, is das wahr, daß Sie Zentrum ... da kommen zwei Leute vom Dienst. Stieke! ... Is das wahr, daß Sie Zentrum gewählt haben? Meschugge. Na ja — das Zentrum hat seinerzeit den Kareski auf die Liste gesetzt; das sind doch jüdische Sachen. Wir ... Nich so laut! Vor allem leise! Machen Sie mir keine Unannehmichkeiten — dazu sind die Zeiten zu ernst. Schließlich haben die Leute ganz recht, wenn sie in der Öffentlichkeit von uns Haltung verlangen. Da haben sie ganz recht. Jetzt fängts wieder an. Das ist Kortner ... sehn Se, den lassen sie auch auftreten ... Ich sage nehmich grade: so schlimm is es gar nicht. Nicha? Find ich auch. Hübsche Person — gucken Se mah. Wir haben grade von H. gesprochen. Bei dem weiß man wenigstens: er geht eim nich ann Safe. Bei den Kommunisten weiß ich das nicht. Oder vielmehr ... ich weiß genau, was da rauskommt. Na, vorläufig können sie sich ja nich rührn; die sind ja plattgehauen. Ist ihnen ganz recht. Das ist Realpolitik. Lieber Welsch, der Politiker hat da zu stehn, wo grade der Erfolg ist. Sonst ist er überhaupt kein Politiker. Und der Geschäftsmann auch. Das ist Realpolitik. Der eine macht die Politik, und der andre macht die Realien. Sehr richtig.

Nochmal Wochenschau? Na gut. Stieke —! Du sollst doch bei diesen Bildern nichts sagen! Laß doch den Leuten ihr Vergnügen — so schlimm ist das alles nicht. Sogar ein sehr gutes Bild... wir haben ihn neulich ganz aus der Nähe gesehn; er stand da mit seinen Unterführern... Nein! Goebbels ist doch raus... wissen Sie das nicht? Riesig populär sogar. Vielleicht grade deswegen. Der H. paßt ja sehr auf. Der Goebbels hat im Wintergarten auftreten wollen... aber sie ham ihm die Konzession nicht gegeben.

Heute wars n bißchen schwächer. Bißchen schwächer. Warum? So könn Se bei der Börse doch nicht fragen! Die Börse hat eine Nase... da frägt man nicht warum. Die Leute haben eine sehr feine Witterung —: wenns gut geht, sind sie stille und verdienen alleine, und wenns schief geht, machen sie die andern meschugge. Die haben hinterher noch immer genau gewußt, was passiert ist! Reizendes Bild, sehn Se mah an! Nu sehn Se mal — haben Sie das gesehn —? Wie die französischen Soldaten da alle durcheinander laufen...? Na, das könnte bei uns ja nicht passieren! Ja, also... wenn auch manche noch so mäkeln —: ich finde, die Sache hat doch auch ihre guten Seiten. Denken Sie mal allein an... Wieso? Wieso denn? Was hat das mit dem Krieg zu tun? Was hat der Youngplan mit dem Krieg zu tun — laß mich! Haben wir den Krieg gemacht? Wir haben bloß Hurra geschrien. Und nachher haben wir keine Butter mehr gehabt. Ach, erzähln Sie mir doch nichts! Seit wann muß denn ein Volk für einen verlorenen Krieg auch noch bezahlen! Schlimm genug, daß wirn verloren haben; die andern haben ihn gewonnen, solln dien doch bezahlen! Lieber Welsch... ich habe... ich bin... Stieke —!

Ich habe... Lieber Welsch... ich habe gewisse Sachen im September genau so erwartet wie Sie. Na ja, und seit ich sehe, daß das eben nicht ist, sehe ich, daß dieses System doch auch seine guten Seiten hat. Ich meine, es hat seine geschichtliche Berechtigung — laß mich! Das kann man nicht leugnen. Es hat seine... also ich meine, die Stadt hat doch auch ein andres Gesicht. Und die Fremden kommen auch schon wieder, weil sie ehm neugierig sind. Ich muß sagen: die Leute haben was. Ich weiß nicht, was... aber sie haben was.

Aus. Na, gehn wir. Ach so... noch das Wessel-Lied. Steh auf. Was soll man tun: man muß das mitmachen. Übrigens... die Engländer singen auch immer nach dem Theater ihre Nationalhymne, na, und wir Deutschen singen eben ein andres Lied... Marschiern im Geist in unsern Reihen mit... Na, schön.

Verzeihn Sie bitte... Tz... tz... tz... es regnet. Nu regnets doch. Warte mal — vielleicht kommt n Wagen. Stell dich da mal inzwischen unter; ich wer schon aufpassen. Das ist kein Sturmtruppführer, das ist ein Gauführer ... ich kenn doch die Abzeichen. Stell dich doch unter! Wenn es regnet, soll man sich unterstellen. Haben wir nötig, naß zu werden? Laß die andern naß werden. Da kommt der Wagen. Da kommt der Gauführer.

Stieke —! Steig ein."

Die Ballade vom Mißtrauen von Erich Kästner

Plötzlich fühlte er: ,Ich muß hinüber.
Und er fuhr fünf Stunden und stieg aus.
Daraufhin lief er durch viele Straßen.
Denn er hatte Furcht vor ihrem Haus.

Gegen Abend nahm er sich zusammen.
Doch in ihren Fenstern war kein Licht.
Wartend stand er auf der dunklen Straße.
Und der Mond versank im Landgericht.

Später hielt ein Taxi vor der Türe.
Und er dachte sich: ,Das wird sie sein.'
Und sie wars! Mit irgend einem Manne
trat sie hastig in das Haus hinein.

Wieder stand er auf der leeren Straße.
Und die Zimmer oben wurden hell.
Schatten bogen sich auf den Gardinen.
Aus entfernten Gärten klang Gebell.

Während sich die Stunden überholten,
rauchte er und saß auf einer Bank.
Gegen Morgen fing es an, zu regnen.
Trotzdem wurde ihm die Zeit nicht lang.

Als es tagte, zerrte er die Briefe,
die sie ihm geschrieben hatte, vor.
Und er las, wie innig sie ihn liebe...
Und er nickte zu dem Haus empor.

Sechs Uhr früh trat der Herr Stellvertreter
aus der Tür und ging und pfiff ein Lied.
Und der Mann, der auf der Bank saß, dachte
tief beschämt: ,Wenn man mich nur nicht sieht.'

Oben öffnete die Frau die Fenster,
trat auf den Balkon und gähnte sehr.
Da erhob er sich und ging zum Bahnhof.
Sie erschrak und starrte hinterher.

Bemerkungen

Zufriedene Minoritäten

Am 10. Oktober wird in Kärnten die Zehnjahresfeier der Abstimmung von 1920 festlich begangen werden. Es werden dabei in Klagenfurt und sonstwo Reden gehalten werden, mit denen wir kaum einverstanden sein werden. Die Heimwehr wird mit großem Trara aufziehn. Vielleicht wird sie sich zum Kapellmeister jenen Hohenzollernprinzen verschreiben, der im August dieses Jahres in Pörtschach am Wörthersee im Café Werzer die Tanzmusik dirigiert hat und dem die „fremdrassigen" Badegäste — meist ungarische Juden — begeistert zujubelten.

Der für Oesterreich so günstige Ausfall des Plebiszits ist aber ein Beweis dafür, daß der Wunsch der Zugehörigkeit zu einem Staat keineswegs von rassemäßigen Gefühlen bestimmt wird. Die im Abstimmungsgebiet lebende Bevölkerung besteht mindestens aus drei Rassen: der deutsch-österreichischen, der slovenischen, der italienischen und endlich aus einer Mischung aller dieser. Vor zehn Jahren ging es um die Slovenen. Diese sollten sich entscheiden, ob sie zu Oesterreich oder Jugoslavien gehören wollten. Sie haben sich klar und deutlich nicht für ihre „slavischen Brüder" sondern aus wohlverstandenen wirtschaftlichen, geographischen und sozialen Interessen für die Gegenseite entschieden. Die Karawanken bilden eine natürliche Grenze nach Süden, die slovenische Landbevölkerung hätte ihre Produkte nach dieser Seite nicht absetzen können. Ferner hat Oesterreich — im Gegensatz zu Jugoslavien — eine Sozialgesetzgebung und — auch im Gegensatz zu Jugoslavien — keine . . . Militärpflicht!

Von 40 000 abgegebenen Stimmen waren damals 25 000 für Oesterreich und 15 000 für Südslavien. Es ist nun interessant, festzustellen, daß bei den Wahlen 1927 zum Landesrat unter 174 000 abgegebenen Stimmen in ganz Kärnten nur noch 9578 Slovenen waren. Dieser Rückgang von irredentistischen Stimmen erklärt sich nur aus der sehr klugen und auf innere Befriedung zielenden Politik der Landesregierung und des Landesrats. Von 41 Abgeordneten sind 16 Sozialdemokraten, 12 Landbundleute, 11 durch bürgerliche Einheitsliste gewählt und nur 2 kärntner Slovenen. Trotzdem ist es den drei großen Gruppen nicht eingefallen, die kleine Minderheit zu vergewaltigen. Freiwillig hat man in alle Kommissionen einen Slovenen hineingenommen, die Schulen sind zweisprachig, jedoch besteht auch das Recht auf rein slovenischen Unterricht. Die Minderheitenrechte werden also hier in der vernünftigsten und damit erfolgreichsten Weise gewahrt.

Noch eine zweite Feststellung muß man machen, wenn man in Kärnten reist und sich nicht auf die Unterhaltung mit den andern Vergnügungsreisenden und dem Hotelpersonal beschränkt: die einheimische Bevölkerung ist weit aufgeklärter als die der andern österreichischen und deutschen Bergländer. Es ist hier nicht so, wie in Vorarlberg, wo der Landeshauptmann vor dem Einreißen der unanständigen Berliner Sitten der Schwimm-, Luft- und Sonnenbäder warnt. Es ist hier auch nicht so, wie am Bodensee, wo die einheimische Fischerbevölkerung und ihre Kinder nicht schwimmen können. Auch nicht so, wie in bayrischen und tiroler Gebirgstälern, wo die Frauen, eingeschnürt in ihre Tracht, ungesunde Kinder zur Welt bringen. Es gibt zum Beispiel in Vorarlberg prozentual mehr tuberkulöse Kinder als in Berlin. Die kärntner Mädchen laufen mit nackten Beinen und Söckchen, die Jugend schwimmt in den zahlreichen Seen, der Wintersport steht hoch in Blüte. Und das kommt daher: Die Bevölkerung ist nicht nur rassenmäßig gemischt, sie ist es auch konfessionell. Es gibt Römisch-Katholische, Griechisch-

Katholische (Windisch-Slovenische) und Evangelische. Nun ist die katholische Kirche klug genug gewesen, in dieses Land, wo die Konkurrenz der akademisch gebildeten evangelischen Geistlichen zur Niveauhebung zwingt, keine tiroler und vorarlberger Bauernjungen als Pfarrer zu schicken, wie das in diesen rein katholischen Ländern üblich ist, sondern sie schickt Männer, die etwa in der Stella Matutina in Feldkirch erzogen worden sind und die Universität besucht haben. Die katholische Kirche weiß sehr gut, daß Bildung frei macht und wagt es nur da, jede Volksaufklärung zu unterdrücken, wo sie keinen Gegenspieler hat.

Hätte Preußen in Oberschlesien eine ähnliche Politik getrieben, hätte es der polnischen Bevölkerung, die ja gar keine Minderheit sondern die absolute Mehrheit war, ihre einfachsten Rechte gewährt und hätte man während der Abstimmungszeit die Propaganda nicht auf deutschnationale und deutsch-kulturelle Dinge abgestellt sondern auf die drei ausschlaggebenden Tatsachen, daß Deutschland im Gegensatz zu Polen eine Sozialpolitik und keine Militärdienstpflicht hatte, und daß die deutsche Mark damals fünfzigmal so hoch stand wie die polnische Mark, so hätten nicht 60 Prozent, sondern mindestens 80 Prozent der Bevölkerung für Deutschland gestimmt und die genfer Entscheidung hätte anders ausfallen müssen.

Johannes Bückler

Der schiefe Hut

Einmal — das war in den Ferien und ist noch gar nicht lange her —, da wohnte ich in einer Pension bei Luzern und sah auf den grauen See. Es war ein trübes Wetter, und ich dachte: I, dachte ich, das Pferderennen da unten wird auch nicht sehr lustig ausfallen. Vielleicht war es gar kein Pferderennen — es kann auch ein Wettspringen gewesen sein. Ich weiß nicht viel von diesen Dingen; wenn man mich reiten gesehen hat, dann versteht man, was das ist: Pazifismus. Wo beim Pferd der Kopf ist, da ist vorn ... mehr weiß ich nicht, und so werde ich nie einen jener hochfeinen Gesellschaftsromane schreiben, bei denen der kleine Angestellte vergessen soll und vergißt, wohin er gehört. Klassenkampf? Hängt doch den Leuten einen geliehenen Frack auf die Hintertreppe, dann werden sie den Klassenkampf schon vergessen. Ja, also Luzern.

Da saß ich und sah, wie sich der kleine Saal allmählich mit den Gästen füllte, die hier ihr Abendbrot essen wollten. Da war Frau Otto aus Magdeburg, die sah aus wie die protestantische Moral. Die Moral hatte eine Tochter ... wenn man sich schon von der Mutter schwer vorstellen konnte, wie sie zu einer Tochter gekommen war, so konnte man sich von der Tochter gar nichts vorstellen, und man wollte das auch nicht. Dann war da der Herr Direktor Zuegli, aus irgend einem schweizer Ort, der der Aussprache nach im Kehlkopf liegen mußte; dann eine fromme Dame aus Genf, die so fein war, daß sie kaum mit sich selbst verkehrte; dann ein alter österreichischer Adliger, der aussah wie Kaiser Franz Joseph und das Personal ebenso unfreundlich behandelte wie jener es wahr-

scheinlich getan hat ... da kam Frau Steiner.

Frau Steiner war aus Frankfurt am Main, nicht mehr so furchtbar jung, ganz allein und schwarzhaarig; sie trug Abend für Abend ein andres Kleid und saß still an ihrem Tisch und las feingebildete Bücher. Ich will sie ganz kurz beschreiben: sie gehörte zum Publikum Stefan Zweigs. Alles gesagt? Alles gesagt.

Und da kam nun Frau Steiner, und ich erkannte sie gar nicht wieder.

Ihre vornehmen frankfurter Augen blitzten, eine leise Röte, die nicht von Coty stammte, lag auf ihren Wangen, und ihr Hut ... Der Hut saß um eine Spur, um eine winzige Nuance, um ein Milligramm zu schief. Er saß da oben, so: „Hoppla! Wir sind noch gar nicht so alt! Wenn wir auch eine erwachsene Tochter haben! Das Leben ist doch goldisch!" Was war da geschehen?

Frau Steiner war auf dem Pferderennen gewesen. Sie sagte das zu ihrer Nachbarin, der Frau Otto aus Magdeburg. Und sie erzählte, wie reizend es dort gewesen sei, und wie hübsch die Pferdchen gesprungen seien, und wie nett die Gesellschaft ... Aber das dachte sie nicht, während sie erzählte. Ihr Hut sagte, was sie dachte.

Der schiefe Hut sagte:

„Wir haben junge Männer gesehn! Sie haben so stramm zu Pferde gesessen, die Schenkel an den Sattel gepreßt, stramm und locker zugleich. Wir haben uns jung gefühlt — o, so jung! Das ist doch erlaubt ... Wir haben uns gedacht: jeden von diesen jungen Männern könnten wir glücklich machen! Wenn es drauf ankäme! Es ist aber nicht drauf angekommen. Wir haben uns wunderbar unterhalten: offiziell mit den Leuten auf der Tribüne, und im Dunkeln mit den Reitern. Mit den Reitern. Die schönen Pferde — haben wir gesagt. Gedacht haben wir nichts ... aber gefühlt haben wir. Es war wie Sekt."

Das sprach der Hut. Die Frau hatte sich keineswegs lächerlich gemacht — es war eben nur die winzige Kleinigkeit, um die der Hut zu schief saß. Denn ein junger Mensch darf sich unbesorgt verliebt geben — ein alter Mensch aber muß sehr vorsichtig damit sein, für den Fall, daß es einer sieht. So sind auch unsre Mamas manchmal nach Hause gekommen, von einem Ball oder einem Tee, mit glänzenden Augen, und wir haben uns gewundert, wie verändert sie waren, und was sie wohl hätten.

Es war Licht, das in einen Tunnel gefallen war. Geblendet schloß die Getroffene die Augen und dachte einen Augenblick an ein Leben, daß sie zu führen wohl legitimiert sei und das sie nie geführt hatte.

Peter Panter

Weit gebracht

Was er uns in dieser Stunde sagte, war der Aufschrei eines Vaters, der sein Land, seine Söhne und seinen Glauben verloren hatte.

„Meine Jungens sind gewandert, wie die, die hier vorüberzogen. Heute sage ich, sie sind vagabundiert. Führer waren sie in ihren Bünden. Das Soldatenblut war wirksam und setzte sich durch ... Das Wort Langemarck ist gefallen. Beide haben dort gestürmt. Mit dem Deutschlandlied auf den Lippen. Beide wurden Offizier ... Und mein Jüngster?

Sitzt in Berlin, prophezeit aus den Sternen, liest aus der Hand, schreibt für die ‚Weltbühne', lebt in der Gemeinschaft zusammen mit Dirnen, Zuhältern, Salonkommunisten, Literatengezücht, hungert, spart für Zuchthäusler, in denen er Menschen sieht ..."

„Die Kommenden"
Überbündische Wochenschrift der deutschen Jugend. Herausgegeben von Ernst Jünger und Werner Laß

Schilda, mein Vaterland

Wenn man in Riebnitz (Mecklenburg) aus dem Zug steigt, hat man den saaler Bodden vor sich. Auf dem „Onkel Fritz", einem der netten kleinen Dampfer,

die den Bodden überqueren — S.B.D.F. (Seebäderdienst Fischland) ist auf den Schornsteinen zu lesen —, stach mir folgende Tafel in die Augen:

Zugelassen

Mecklenburg-Schwerin 175 Personen,

Preußen 130 Personen.

Obwohl man in Deutschland die Ansprüche an Logik auch ohne besondere Notverordnung auf das Mindestmaß beschränkt, war es unmöglich, diesen plakatierten Behördenkrieg ohne nähere Nachforschungen zur Kenntnis zu nehmen. Ein kleines Interview mit dem Kapitän ergab:

Mitten durch den saaler Bodden geht die preußisch-mecklenburgische Grenze. Folglich müssen sich die Schiffe, die über Althagen hinaus nach Zingst oder Prerow fahren, nach preußischen Vorschriften richten. Die Schiffe müssen deshalb abgenommen werden: 1. von der Seeberufsgenossenschaft Rostock für die mecklenburgischen Gewässer und 2. von der Seeberufsgenossenschaft Stralsund für die preußischen Gewässer. Zwischen diesen beiden Behörden tobt nun seit Jahren der Streit um die höchstzulässige Schiffsbelastung. Nachgeben gibts nicht. Und so kommt es, daß man auf dem „Onkel Fritz", falls man das Unglück hat, auf der Reise nach den preußischen Gestaden der 131. Passagier zu sein, in Althagen aussteigen muß.

Eine kleine Frage: Nach preußischer Auffassung trägt das Schiff bloß 130 Personen, nach mecklenburgischer 175 Personen. Wiegen nun 130 Preußen soviel wie 175 Mecklenburger? Oder 1 Preuße = 1,3461 Mecklenburger respektive 1 Mecklenburger 0,7428 Preußen?

Und noch eine kleine Frage: Hat noch niemand bemerkt, daß der „Onkel Fritz" jeden Tag mit heiler Haut 175 Personen bis an die Grenze Preußens über das Wasser bringen kann?

Und eine letzte Frage: Gibt es noch so etwas auf der ganzen Welt außerhalb Deutschlands?

Bruno Frei

Mit der Mode beginnts — mit der Politik hörts auf

Ichbewußtsein und ein sehr gesteigertes Bedürfnis nach Geltendmachen der eignen Persönlichkeit spricht sich in der neuen Mode aus. Vorüber ist die Zeit einer bewußten Demokratie, einer gleichmachenden Einfachheit . . . Ganz deutlich zu erkennen ist eine gewisse Anlehnung an das Directoire, das Empire und das zweite Kaiserreich . . . In all dem liegt ein ausgesprochener Zug von Romantik, von Sehnsucht (und wenn man wagemutig sein will, kann man auch eine ausgesprochene politische Sehnsuchtsreihe aus all diesen Moden entnehmen).

,Die Dame', Heft 26

Wie macht man das?

Himmlisch echt in ihrer kanalisierten wabbernden Erotik Hilde Koerber.

Lucy v. Jacobi im ,Tempo'

Hinweise der Redaktion

Düsseldorf

Die Tribüne. Freitag 20 Uhr, Wilhelm Marx-Haus. Kaptlt. a. D. Kraschutzki: „Der polnische Korridor".

Bücher

Ernst Bloch: Spuren. Bruno Cassirer, Berlin.
Anette Kolb: Kleine Fanfare. Ernst Rowohlt, Berlin.
Ernst Thrasolt: Dr. Karl Sonnenschein. Kösel & Pustet, München.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.50: Der Opernspielplan und seine Kritiker, Kurt Singer und Alfred Einstein. — 18.45: „Das Lächeln der Weisheit" (Knut Hamsun), Kurt Behrend und Walter Frank. — Frankfurt 22.00: Harry Kahn liest aus eignen Werken. — **Mittwoch.** Stuttgart 13.00: Der blaue Vogel (Schallplatten). — Breslau 21.00: Die Situation des Theaters, Paul Barnay und Herbert Ihering. — **Donnerstag.** Berlin 18.20: Mißbrauch der Publizistik, Herbert Ihering. — Frankfurt 18.35: Berlins Theatersorgen und Theaterfreuden, Ludwig Marcuse. — **Freitag.** Berlin 18.45: Der Autor spricht über sein Buch, Heinrich Mann. — 20.15: Können Kriege vermieden werden?, Kurt Hiller und Franziskus Stratmann. — **Sonnabend.** Frankfurt 15.30: Kino vor zwanzig Jahren, Walter Jerven und Fritz Seckl.

Antworten

Ausländer. Was Du von Deutschland glauben sollst? Das, was es dir zeigt. Da laufen nun heute noch ernsthafte Männer herum, die dir einreden wollen: Deutschland „sei gar nicht so". Deutschland ist so. Es ist lächerlich, eine Wahlniederlage, die das mittlere Bürgertum rechtens erlitten hat, dadurch zu bemänteln, daß man die ganze Energie, die in Deutschland nicht ausgereicht hat, dazu verwendet, um Paris oder London dumm zu machen. Bei Paris glückts ohnehin nicht; die Engländer starren ja, wie viele andre Völker, gebannt auf Moskau und sehen den Wurm im eignen Gebälk nicht. Dieses Wahlresultat, Fremder, ist kein Zufall sondern ein Ergebnis. Das Ergebnis einer jahrelangen vom Instinkt und allen guten Geistern verlassenen Bürgerpolitik, die da glaubte, ein gutes Geschäft zu machen, wenn sie die Wahrheit ignorierte. Es ist nun auch noch ein schlechtes Geschäft geworden. Man kann eben nicht mit der einen Hand im Inland die Reichswehr hätscheln — und das geschieht heute noch, heute noch! —, den nationalen Stammtisch poussieren, vor den Gefallenen des Weltkrieges nationale Possen aufführen — und mit der andern Hand im Ausland herummauscheln, das sei alles nicht so schlimm. Es ist genau so schlimm, wie es geworden ist. Die lächerliche Zitterpanik, die die Herren mit den vollen Hosen heute ergriffen hat, sagt mehr über die Lage aus als die Versicherungen, die dir unsre Diplomaten draußen machen. Glaub ihnen nicht. Glaub den vollen Hosen. Deutschland ist zwar nicht erwacht. Es spricht nur aus dem Schlafe. Aber da sagt es die volle Wahrheit.

Reichswahlleiter. Auf die Anfrage in Nummer 39 der ‚Weltbühne' schreiben Sie uns, daß es Ihre Aufgabe ist, die Vorprüfung und Feststellung der Wahlergebnisse entsprechend den gesetzlichen Bestimmungen durchzuführen, daß Sie aber auf die Gestaltung des Wahlgesetzes keinen Einfluß haben. In § 19 Satz I des Reichswahlgesetzes heißt es nun: „Für die Kreiswahlvorschläge kann von den Vertrauenspersonen oder ihren Stellvertretern erklärt werden, daß ihre Reststimmen einem Reichswahlvorschlage zuzurechnen sind." Dazu bemerken Sie: „Eine einschränkende Bestimmung, etwa dahin lautend, daß der Anschluß nur zulässig ist, wenn der Kreiswahlvorschlag mit dem Reichswahlvorschlag, an den er angeschlossen werden soll, in der Parteibezeichnung übereinstimmt, besteht nicht." Daß durchgefallene Parteien über die Reichsliste andrer, erfolgreicherer Parteien zu Reichstagsmandaten kommen, ist somit weder erlaubt noch verboten. Im Juristenlatein nennt man das praeter legem — auf deutsch nennt man es Schiebung. Im übrigen hat das Reichswahlgesetz ja nicht nur Vorschriften und Lücken sondern auch einen Geist. Auf Grund dieses Geistes aber sind die fünf Mandate der Volkskonservativen, die sie durch eine andre Reichsliste erhalten, ohne in einem Wahlkreisverband sechzigtausend Stimmen erreicht zu haben, immer noch mehr als anfechtbar.

Berliner Sezession. Es ist ja sehr rührig von dir, daß du nach den Sowjetmalern jetzt auch die modernen Chinesen und Japaner ausstellst. Wenn bloß der künstlerische Ertrag dieses Schweifens in weite Fernen nicht so dürftig wäre. Schade um Aufwand und Mühe. Weshalb zeigst du nicht lieber eine Ausstellung französischer Malerei und Plastik? Die ist schon lange überfällig — vorausgesetzt allerdings, daß sie nicht ein gangbares Gutestubenmaß deiner Art erbringt. Daß so etwas drüben wie hüben vorherrscht, wisssen wir zur Genüge. Also laß uns mal was andres sehen!

Intellektueller. Sie richten an den ungarischen Justizminister folgendes Schreiben: „Die unterfertigten Schriftsteller sehen sich gezwungen, gegen die Unterdrückung von Werken ausländischer Literatur Protest einzulegen. Diese Unterdrückungen werden immer häufiger und haben für die geistigen Arbeiter Ihres Landes schwer

schädigende Folgen. Wir kennen nicht die Gründe, die Ihre Beamten zur Beschlagnahme der Werke eines Sinclair, eines Marguérite, eines Glaeser bewegen, wir wissen nur, daß es sich hier um Werke und Verfasser handelt, die in Ländern wie Frankreich, Deutschland, England und U.S.A. von Millionen gelesen und geschätzt werden. Wir können außerdem behaupten, daß die genannten Autoren über jeden Verdacht erhaben sind, ‚Schmutz- und Schundtendenzen' zu verbreiten. Die Verfolgung der Gedankenfreiheit, die wir in Ihrem Lande mit Bedauern feststellen müssen, erweist der Sache der geistigen Annäherung zwischen den Völkern einen sehr schlechten Dienst. Es geschieht im Interesse des guten Einvernehmens zwischen Ihrem Lande und den unsern, wenn wir Sie ersuchen, Herr Minister, die den guten Ruf Ungarns schädigenden Maßnahmen gegen fremde literarische Werke rückgängig zu machen. Genehmigen Sie, Herr Justizminister, unsre Hochachtung." Unterzeichnet ist das Schreiben unter andern von: Romain Rolland, Upton Sinclair, Henri Barbusse, Jean Richard Bloch, Arthur Holitscher, Carl von Ossietzky, Walter Mehring, Ernst Toller, Sinclair Lewis, L. Fireman, A. Habaru, Georges Pioch, Iwan Goll, Philipp, Soupault, Marcel Olivier, Nathan Asch, Victor Marguérite, Léon Werth, Georges Duhamel, Henri Poulaille, Francis Jourdain, Roland Dorgelès, Jean Cocteau, Georges de la Fouchardière, Francis Carco, Pierre Mac Orlan, Mme. Duchène, Jules Romain, Béla Balázs.

Theater am Schiffbauerdamm. Die Toller-Matinee ist vom 5. auf den 12. Oktober, ½12 Uhr, verlegt worden.

Berliner Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch 20 Uhr, Café Adler, Dönhoffplatz. Am 8. Oktober spricht Dr. F. C. Weiskopf über das Thema: „Wohin steuert der deutsche Gesellschaftsroman?"

Demokrat. Wir müssen eine im vorigen Heft aufgestellte Behauptung berichtigen. Der Abgeordnete Doktor Fischer (Staatspartei) denkt nicht daran, seine vier Dutzend Aufsichtsratsstellen niederzulegen. Er hat auch nicht die Absicht, sich dem Gemeinwohl zu widmen.

Anonymer Lump. Sie bespeien in einer Zuschrift Ignaz Wrobels Artikel „Denkmal am Deutschen Eck". Wir glauben Ihnen nichts, was Sie da von sich geben. Nur eines glauben wir Ihnen, daß Sie den Doktortitel haben. Sie kommen bestimmt von einer deutschen Universität, Herr Dr. jur. K. H.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Wohin rollst du, Köpfchen? von Carl v. Ossietzky

Es ist ein verbreiteter Irrtum in diesen Tagen, von der Reichstagseröffnung so etwas wie eine Entscheidung zu erwarten. Die unsichern Mehrheitsverhältnisse sprechen nicht für baldige Bildung einer verfassungsmäßigen Regierung, die Maßnahmen des Kanzlers Brüning auch nicht. Im treviranischen Winkel der Reichskanzlei, den nicht nur die Freundschaft Brünings erhellt, sondern auch ein Licht von ganz oben bestrahlt, wird gegen Curtius und Wirth gearbeitet. Das Treiben gegen den Außenminister wird von den Hilfsvölkern in der Deutschen Volkspartei natürlich mitgemacht. Die Parteien haben alle wenig Lust, sich mit Brünings Programm zu identifizieren. Der Kanzler allerdings scheint sich in dem Wahn gefangen zu haben, Träger besonderer Suggestivkräfte zu sein, die das Volk wie gebannt zu ihm und seinen Sanierungsvorlagen aufblicken lassen. Ahnungsloser Kanzler. Sein Finanzprogramm wird bald Gegenstand allseitiger wütender Angriffe sein, und selbst dies Programm bezieht sich nur auf das noch reichlich nebelhafte nächste Frühjahr. Gegen die akute Not bringt es nichts. Was die Bekämpfung der ärgsten Schrecken des kommenden Winters angeht, so hat sich die Regierung nach reiflicher Erwägung entschlossen, sich nicht zu entschließen.

Ebensowenig verlautet, was die Regierung zur Eindämmung der wirtschaftszerstörenden Kapitalflucht vorhat respektive was sie zu tun gedenkt, um das desertierte Geld wenigstens teilweise zurückzubekommen. Es brauchen ja nicht gleich jene robusten Methoden zu sein, mit denen Stalin die Entsagung der Besitzenden fördert. Wir verlangen nicht von Herrn Dietrich, daß er die von ihm gebrandmarkten Interessentenhaufen, die er im Wahlkampf nicht hat totreden können, nun gleich mit Maschinengewehren bestreichen läßt — die Reichswehr würde auch ohne vorherige Abstimmung nicht schießen. Wir verlangen nur, daß die Reichsregierung eine skandalöse Tatsache, die offen vor Augen liegt, nicht einfach mit Schweigen übergeht. Es handelt sich dabei nicht nur um den materiellen sondern auch um den moralischen Kredit Deutschlands. Ganz unmöglich ist auch, was Hjalmar Schacht, der Finanzhitler, zur Zeit in Amerika treibt. Liberale Blätter wagen von einem Nutzen der Kampagne Schachts zu reden, die eine Kampagne für die Schwerindustrie und gegen den deutschen Staat ist. Das deutsche Unternehmertum, führte Herr Schacht aus, ist kreditwürdig, anders verhalte es sich mit dem Kredit für öffentliche Körperschaften. Das ist die Sprache der Stinneszeit, die Sprache der großen Wirtschaftspiraten der Inflation. Der heutige Zustand zeigt Deutschland ohne Autorität, ohne Führung, zeigt keine Anstrengungen, beides zu gewinnen. Wer soll politisch und wirtschaftlich mit einem Lande handeln, dessen Regierung nicht mehr ist als ein verschlissener Wandschirm, durch

den bereits die Säbelspitzen unbekannter Nachfolger dringen —? Was soll man mit energielosen Männern beginnen, die einen Papierberg vomieren und dann glückstrahlend drum herumstehen? Was bedeutet in London oder New York dieser vergilbte Kanzler und sein bordeauxroter optimistischer Finanzminister?

So wendet sich die Aufmerksamkeit immer lebhafter dem Retter aus eigner Berufung zu. Adolf Hitler ist zu einer Persönlichkeit avanciert, deren wichtig vorgetragene Sottisen von der internationalen Presse mit Respekt vermerkt werden. Aus dem Schreihals ist über Nacht ein Politiker geworden, der gewohnt ist, von den namhaften Journalisten zweier Hemisphären interviewt zu werden, und der für Übersee Bulletins ausgibt, die seine eigne Presse ihren Lesern bis auf weiteres nicht vorzusetzen wagt. Vielleicht hält er auch seine deutschen Feueranbeter noch nicht reif genug für Erkenntnisse seiner letzten Entwicklung. Da gibt es nichts mehr von klirrenden Schwertern, der Schandvertrag wird nicht mehr zerrissen; statt der wilden Tiraden von ewigem Haß kommen beruhigende Erklärungen. Der Führer in die neue Freiheit will vor allem außenpolitisch akzeptabel werden. Wohin rollst du, Köpfchen? In den dicksten Sumpf Stresemannscher Erfüllungspolitik, in jene verbotenen Bezirke der nationalen Ehrlosigkeit, deren Betreten Erzberger und Rathenau das Leben gekostet hat. Aus dem wüsten Bärenhäuter wird ein geleckter Hans Dampf in allen diplomatischen Gassen. Der Leiter der berliner Filiale, der wortgewaltige Goebbels, hat schon den feinsten gesellschaftlichen Anschluß gefunden und wird von Salon zu Salon gereicht. Kann da der oberste Chef zurückbleiben? Man braucht der Plutokratie nicht gleich wie einem giftigen Drachen das Messer ins Gekröse stoßen: laßt es uns zunächst mit den friedlichen Mitteln der Überredung versuchen! Adolphus Rex kommt von der Audienz bei Brüning und speist bei Herrn von Stauß von der Deutschen Bank, dem frischgewählten Abgeordneten der Scholzpartei. Warum nicht im Tempel des goldenen Kalbs dinieren? Die Misere von Millionen Beschwatzter und Verführter entfernt sich. Entwicklung ist alles. Schließen wir also zunächst mit dem raffenden Kapital ein kleines Locarno. Das Dritte Reich kann nicht auf einmal fertig sein, und ein Zipfel ist schon erhascht, wenn es einem Kranz Auserlesener gut schmeckt.

Aron selbst wird fortgezogen
von des Tanzes Wahnsinnswogen,
und er selbst, der Glaubenswächter,
tanzt im Hohenpriesterrock
wie ein Bock — —
Paukenschläge und Gelächter!

Die nationalsozialistische Heeresleitung denkt nicht mehr im Traum daran, Europa mit Krieg zu überziehen. Sie will über Deutschland herrschen und opfert dafür den nationalen Radikalismus. Denn der deutsche Fascismus kann sich nur behaupten, wenn er sich den Verträgen unterwirft und von der Weltfinanz als sicheres Mauerwerk gegen den Bolschewismus

anerkannt wird. Und damit hapert es noch. Ganz davon zu schweigen, daß man in Paris bei aller madigen Bolschewikenfurcht doch dem deutschen Nationalismus einen aus dem Blute rührenden Haß entgegenbringt, auch in Wall Street ist man noch mißtrauisch. Die guten Sittenatteste, die die Hearst- und Rothermerepresse dem Nationalsozialismus ausstellt, schlagen da nicht durch. Die amerikanischen Bankiers betrachten den europäischen Kontinent mit Argwohn: er ist unruhig und zum Platzen gefüllt mit den verderblichen Mikroben der Anarchie. Sie ahnen in der Hitlerbewegung den Urgrund von sozialer Rebellion, sie fürchten mit mehr oder weniger Recht, daß sich das einmal anders firmieren kann, und daß gegen einen solchen Orkan die Führer keine Garantie mehr bieten würden. Sollen sie Geld in eine Sache stecken, für die morgen niemand mehr grade stehen kann?

Aber selbst wenn es Hitler gelingt, Wall Street zu überzeugen, daß er der gottgesandte Erzengel zur Heimschickung des Kommunismus ist, so bleibt noch der andre Dreh, das Temperament der eignen Anhängerschaft auf ein ausschließlich innenpolitisches Betätigungsfeld abzulenken. Hitler hat zu viel versprochen, um die Kapitulation vor Young lautlos zu vollziehen. Und es sind unter seinen Heerscharen zu viele von andern Parteien Enttäuschte, die ein geübtes Ohr haben für die sanften Geigenstriche, die dem Verrat der öffentlich mit Posaunengedröhn beschworenen Prinzipien vorangehen. Hitler muß seinen Hetzhunden ein paar fette Happen zuwerfen, wenn er nicht von ihnen zerrissen werden soll. Er wird mitregieren oder wenigstens die Brüningregierung zwingen müssen, von seinen Gnaden zu leben. Das heißt: er muß der Partei sichtbare Macht verschaffen, den Triariern Ämter, Pöstchen, Einkünfte; er muß wenigstens den ersten, den wildesten Appetit stillen. Wenn er sehr viel Glück hat, verzichten die Helden zunächst auf blanke Münze und geben sich mit Blut zufrieden. Aber Geld oder Blut — eins von beiden muß geliefert werden. Es ist kein Wunder, daß der große Sieger der Wahlschlacht plötzlich in vielen Zungen zu reden beginnt, wenn auch in keiner einzigen ehrlichen. Polyglott Hitler.

Den Katastrophensehern sei trotzdem geraten, mit ruhiger Heiterkeit in die Zukunft zu blicken. Die Philosophie kennt viele Tröstungen, wenns auf Erden schief geht, und die deutsche vor allem. Und vor dem größten Unglück sind wir übrigens ganz sicher: — vor dem Bürgerkrieg. Denn auch zum Bürgerkrieg gehören Zwei, und der Andre ist nicht da. Der Andre produziert seinen Parteimist wie gewöhnlich und lebt überhaupt wie im tiefsten Frieden. Etwas Krach mit den Nachbarn, sehr viel geheime Angst, aber trotzdem der frohe Glaube über allem, daß das Gute, verkörpert in der weimarer Demokratie, am Ende siegen wird. Zwar hängen die Wolken seit dem 14. September sehr tief, aber in dem bißchen falben Glanz zwischen all dem Grau kann man mit etwas Phantasie noch immer die goldene Hühnerleiter sehen, auf der der deutsche Mensch in die ihm von seinen Parteien bereitete Gloria steigt.

Staatspartei ✝ ✝ ✝ von Jakob Links

Der unaufhaltsame Zerfall des deutschen Bürgertums und seiner ideologischen Begriffe von Politik und Wirtschaft wird durch nichts sinnfälliger charakterisiert als durch den Zusammenbruch der Staatspartei. Wieder einmal ist bewiesen worden, daß selbst in der deutschen Geschichte eine recht sichtbar waltende Logik existiert, und nicht weniger schlagend hat sich am Beispiel dieser zerplatzten Parteiseifenblase gezeigt, daß sich grade in der Zeit der Phrase vom „Antimarxismus" die materialistischen Thesen von Marx, von Engels und von Lenin in einer Weise realisieren, daß man schon fast wieder an ein Wunder glauben möchte.

Die führenden Köpfe der Staatspartei — zu denen nicht etwa nur Mahraun und der Kleinbürger Koch-Weser zählten, sondern in erster Linie Professor Hummel, das Direktionsmitglied der I. G. Farbenindustrie — wollten den Klassenkampfcharakter ihrer neuen Gründung nach außen hin verbergen. Bis vor kurzem war in Deutschland dieses Versteckspiel noch möglich. Bis vor kurzem durften sich die bürgerlichen Parteien leisten, dem Volke scheinbar klassenkampflose Parolen entgegenzuhalten, von Eintracht, Ausgleich, Gemeinschaft und ähnlichen schönen Dingen zu sprechen — bis vor kürzem durften sie so sprechen und hatten im gewissen Sinne auch Erfolge mit dieser Politik des Wolfs im Schafspelz. In den letzten Jahren aber haben sich die Widersprüche des Systems, nicht nur in Deutschland, sondern bereits in vielen andern Ländern, derart zugespitzt, daß wir heute, wenn wohl auch noch nicht vor der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus stehen, so doch sicher unmittelbar vor der endgültigen Frontenbildung, und zwar der endgültigen Zweifrontenbildung. Jede Partei wird heute zur reinen, auch nach außen hin deutlich erkennbaren Klassenpartei.

Das sind alles Ammenweisheiten und Sextanerselbstverständlichkeiten. Und wenn die große Hoffnung der Demokratischen Partei, der immer noch frischfröhliche Herr Lemmer, statt ununterbrochen neue Jugendgruppen zu gründen, ein einziges Mal in der Staatsbibliothek sich ein paar Werke der klassischen Sozialisten ausgeborgt hätte, er hätte sich vielleicht geschämt, sein windschiefes Bonbonhäuschen zu errichten, in dessen Mackarträume denn auch schließlich zwanzig ganze Ritter respektive Industrieritter ihren Einzug hielten.

Was tot ist, kann man nicht mehr künstlich zum Leben erwecken. Im Deutschland der verrückt gewordenen Rationalisierungsmaschine, der drei Millionen Arbeitslosen, der hemmungslosen Ausbeutung des Mittelstandes und der Verproletarisierung der Angestelltenschaft ist weder politisch, noch wirtschaftlich eine Mitte möglich. Auch das Zentrum ist nicht etwa eine Partei der Mitte, sondern ein vorläufig noch durch das gemeinsame religiöse Interesse zusammengehaltenes Parteigebilde aus zum Teil ganz heterogenen Kräften: in wirtschaftlich ruhigern Zeiten, also in vergangenen Epochen, konnte das Zentrum, grade vermöge seiner buntscheckigen Zusammensetzung, sehr wohl die Funktionen einer vermittelnden

Partei übernehmen. Heute ist es selbst dem Zentrum nicht mehr möglich, den von allen um ihren Besitz zitternden Leuten so heftig geforderten Ausgleich auch nur in Ersatzform zu gewähren. Das Zentrum muß heute mit Rechts oder Links in engster Tuchfühlung marschieren, will es nicht den Boden unter den Füßen verlieren, das heißt, entweder seines großindustriellen und großagrarischen Flügels verlustig gehen oder die christlichen Gewerkschaften offen zum Sozialismus abmarschieren sehen. Wir erleben ja am Beispiel Oesterreichs, daß sich hier das Zentrum für die nächste Zeit eindeutig nach rechts hin, also für die Alpine Montangesellschaft, entschieden hat. Es kann sein, obwohl es unwahrscheinlich ist, daß sich in Deutschland Brüning zunächst für die linke Seite erklären wird, um von dieser Position aus den manchen Zentrumskreisen so überaus gefährlich, weil antikatholisch und rein protestantisch, erscheinenden Hitler-Brei unschädlich zu machen.

Die Staatspartei aber versuchte, fünf Minuten nach zwölf Uhr, einen großen Mischmasch zu inszenieren, aus dem sich vielleicht irgendwann einmal etwas Festes herauskristallisieren sollte. Ein positives Programm konnte sie nicht haben: eine Ideologie des Liberalismus besteht nicht mehr, da der Liberalismus selbst nicht mehr besteht. Er existiert nur noch, wenn auch nicht mehr als sittliche Forderung, sondern als Leitartikel, in der großen demokratischen Presse, deren große Tage aber auch vorbei sein werden. Denn sie trägt durchaus die Mitschuld an der Gründung der Staatspartei und damit an dem Fiasko der Demokratie. Herr Mahraun, der sich von Hitler nur dadurch unterscheidet, daß er unbegabter ist und noch um einige Grade reaktionärer, galt ihr plötzlich als Held und Börsenretter im marineblauen Sakko. Die Leser fraßen auch das. Ob sie aber das dumme Phrasengewäsch immer weiter fressen werden, muß man sehr ernsthaft bezweifeln.

Der Zerfall vollends der Staatspartei in ihre einzelnen Bestandteile wird auch dem Blindesten der Blinden beweisen, daß heute nur noch der Klassenstandpunkt Geltung haben kann: sowohl Mahraun mit seinen sechs volksnationalen Abgeordneten, wie auch Koch-Wesers Fähnlein der Vierzehn werden Anschluß bei den Volkskonservativen, den Christlichsozialen und den Volksparteilern oder Wirtschaftsparteilern suchen. Sie werden es tun müssen, und zwar unverzüglich und fast bedingungslos, denn sonst werden sie einfach zerrieben von den beiden Fronten. Dieser Ruck nach rechts geht freilich schneller vor sich, als es sich die Drahtzieher gedacht hatten. Man hätte zu gern noch ein bißchen herummanöveriert, den Wählern Sand in die Augen gestreut, um winzige Kompromißchen gekämpft. Aber das alles ist heute nicht mehr möglich, es gibt nichts mehr zu bemänteln oder zu verschleppen, insofern kann man die augenblickliche Situation nur begrüßen.

Immerhin hätte es selbst für die in der Staatspartei aufgegangene Demokratische Partei Möglichkeiten gegeben, sich mit einem gewissen Anstand aus der Affäre zu ziehen. Aber was die verantwortlichen Köpfe dieser „Partei der Köpfe" tun

konnten, um sich, ihre Anhänger, das Wort und den Begriff Demokratie überhaupt für lange Zeit, wenn nicht für immer, zu kompromittieren, das haben sie mit einem gradezu unwahrscheinlich großen Talent getan. Noch bis zuletzt, als der Bruch mit Mahraun zwar schon offensichtlich, aber noch nicht effektuiert war, hätten sie die taktische Möglichkeit gehabt, selbst zurückzutreten, daß heißt, sich von Mahraun zu trennen und nach außen hin zu erklären, man könne mit einer so schleimig reaktionären Bande wie den Jungdo-Leuten, nicht zusammenarbeiten. Dieser Abgang mit Haltung lag weder Höpker-Aschoff noch Lemmer. Sie sind nicht für Heroismus sondern für Liberalismus. Und so blieben sie denn solange auf ihren Sesseln kleben, bis sie Herr Mahraun etwas unsanft hochhob und mit einem Fußtritt an die freie Luft beförderte. Dann verließ er hocherhobenen Hauptes das Bureau, und jetzt müssen die Demokraten, zerschunden und bis in die Eingeweide blamiert, durch die Hintertür des demolierten Ladens wieder hineinkriechen.

Wahrscheinlich werden die vierzehn demokratischen Staatsparteiler der Kitt für jenen großen reaktionären Block des besitzenden Bürgertums werden, der, je nach der wirtschaftlichen Lage, von Lemmer bis Hitler oder nur von Lemmer bis Treviranus gehen wird. Von Lemmer bis Hitler nämlich dann, wenn man stark genug ist, ohne und gegen die Sozialdemokratie, wohl aber mit den fascistischen Arbeitnehmerorganisationen, die politische Macht in den Händen zu halten. Und von Lemmer bis Treviranus nur, wenn die Situation eine offen gewerkschaftsfeindliche Politik nicht erlaubt.

Bei dieser höchst eindeutigen und einfachen Verteilung der Kräfte ist für eine große Partei der Mitte, schon rein geographisch, kein Raum mehr. Sehr wohl aber hätte sich eine kleine, fest in sich geschlossene Gruppe, bestehend aus fortschrittlich gesinnter bürgerlicher Intelligenz, sozial einsichtigen Kaufleuten und Industriellen, die noch in der Lage sind, eine eigne Meinung zu haben und nicht reine Trustinteressen vertreten, sowie schließlich einer gewissen Schicht höherer Angestellten und Beamten — sehr wohl also hätte sich eine derartig zusammengesetzte kleine Partei selbst heute noch halten können. Sie wäre zwar nicht eine Partei des vertuschenden Ausgleichs geworden, wohl aber hätte sie die Aufgabe erfüllen können, der bereits überall beginnenden reaktionär-fascistischen Hochflut wenigstens auf gewissen Gebieten der Sozialpolitik, des geistigen und wissenschaftlichen Lebens einen Damm entgegenzusetzen. Freilich hätte eine solche Partei sicher, klug und eindeutig geführt werden müssen, also nicht von Leuten vom Schlage Dietrich, der gestern begeistertes Mitglied der Vaterlandspartei, heute guter süddeutscher Demokrat und morgen strammer norddeutscher Volksparteiler ist. Auch die Charakterlosigkeit sollte nicht übertrieben werden.

Die Demokratische Partei, dezimiert durch die wirtschaftlichen Ereignisse, löste sich vollends auf, da auch ihre Repräsentanten kläglich versagten. Bei der Beerdigung waren nur die Totengräber zur Stelle.

Philipp Halsmanns Begnadigung

von Hanns Margulies

Schon einmal wurde hier, vor einem Jahr, über den Prozeß gegen den des Vatermordes beschuldigten jungen Studenten Philipp Halsmann berichtet. Wenn jetzt, nach seiner administrativen Begnadigung der Fall noch einmal aufgerollt werden soll, so geschieht dies nicht, um eine sentimentale Schilderung eines Unglücklichen zu geben, den ein absonderliches Schicksal und eine Verkettung unseliger und bösartiger Geschehnisse zum Verbrecher gestempelt hat. Auch soll nicht noch einmal dargestellt werden, wie aus Vermutungen, Voreingenommenheit, unbeweisbaren Beschuldigungen, scheinbaren Verdachtsmomenten und dem heftigen Willen zur Verurteilung, gemischt mit hakenkreuzlerischen und klerikalen Verhetzungen, ein Indiziennetz gewoben wurde, das jeder Jurist als unzulänglich bezeichnet, das aber vor verständnislosen und bedrohten tiroler Bauern zum Schuldspruch führte.

Philipp Halsmann hatte an der Leiche seines im Zillertal scheinbar abgestürzten Vaters erklärt, er hätte einen Mörder seines Vaters sehen müssen. Da er niemand sah, könne sein Vater nur abgestürzt, aber nicht ermordet worden sein. Sein Verhängnis war, daß sein erster Verteidiger diese Angaben blind und prüfungslos übernahm, die Geschworenen aber von den Sachverständigen überzeugt wurden, daß der alte Halsmann nicht abgestürzt sondern ermordet wurde, die Methode des Sohnes und seines Verteidigers als halsstarriges Leugnen auffaßten und Philipp Halsmann wegen Vatermordes zu zehn Jahren schweren Kerkers verurteilten.

Der Oberste Gerichtshof hat drei Monate später, im März 1929, das Urteil aus formalen Gründen aufgehoben, aber, trotz aller Warnung, nicht wieder Geschworene in Innsbruck, weil sie unter verhetzender Bedrohung stünden, mit der Durchführung der neuerlichen Verhandlung zu betrauen, den Prozeß doch in Innsbruck zum zweiten Mal durchführen lassen.

Dieser zweite Prozeß, genau ein Jahr nach dem Tod des Zahnarztes Max Morduch Halsmann aus Riga, ist auf den schwarzen Blättern österreichischer Justiz verewigt. Er endete, leider muß es gesagt werden, echt österreichisch, mit einem Kompromiß. Aus dem Mord wurde Totschlag, aus zehn Jahren Kerker deren vier. Vergeblich hatten sich neue Verteidiger bemüht, das Gericht zu der Überzeugung zu bringen, daß Halsmanns ursprüngliche Behauptung auf einer Sinnestäuschung beruht habe. Vergeblich verlangten sie die Zulassung geschulter Psychologen als Sachverständige, weil das, was sie behaupteten und dem Halsmann nicht mehr widersprach, etwas sei, was Experimental-Psychologen als Anfangsgründe ihrer Wissenschaft kennen, während Psychiater, vor allem Psychiater der österreichischen Schule von Wagner-Jauregg gelernt haben, daß sie sich nicht mit Psychologie befassen dürfen, nichts davon verstehen, auch nichts verstehen sollen.

In diesem zweiten Prozeß zeigte sich ganz deutlich, daß Philipp Halsmann genau zu unterscheiden wußte zwischen dem

Kampf um sein persönliches Schicksal und dem Kampf um die Wahrheit, um die Gerechtigkeit an sich. Er kämpfte für das Allgemein-Gültige, für das Unwandelbare. Hätte er nur versucht, seinen eignen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, er hätte vielleicht, trotz aller Hindernisse, die ihm bewußt in den Weg gelegt wurden, den Weg zu den Herzen und dem Verstand seiner bäuerlichen Richter finden können. Daß er aber darauf verzichtete, daß er nicht für sich, daß er für die Idee der Wahrheit und der Gerechtigkeit einstand, das konnten sie nicht begreifen, das machte ihn den Geschworenen noch fremder, noch unverständlicher, noch verdächtiger.

Das fürchterlichste Kapitel aber ist das der sogenannten Sachverständigen, dem Gericht ständig beigegeben, von ihm nach Anzahl der beschriebenen Bogen des Gutachtens entlohnt und daran gewöhnt, gewöhnt schon, um nicht diesen erklecklichen Nebenverdienst zu verlieren, dem Staatsanwalt treueste Gefolgschaft zu leisten. Das österreichische Strafprozeßverfahren kennt leider nur den beamteten Sachverständigen und nimmt dessen Weisheit, die selten etwas mit Wissenschaft zu tun hat, als Amen der Gelehrsamkeit. Die Folge davon ist, daß die meisten der bei Gericht erstatteten Gutachten ein Phrasengeklingel sind, das die Geschworenen verwirrt, ihnen keinerlei Klarheit gibt, dem Staatsanwalt aber ermöglicht, alle seine Behauptungen als durch die Professoren bestätigt hinzustellen.

Als der Oberste Gerichtshof sein unumstößliches Votum abgegeben hatte, setzten sofort Bemühungen ein, das verhängnisvolle Unrecht durch eine Begnadigung, mindestens zum Teil, aus der Welt zu schaffen. Es muß zur Ehre des jetzt gestürzten Bundeskanzlers Schober gesagt werden, daß er seine Bereitwilligkeit sofort und uneingeschränkt aussprach. Aber er stieß auf Widerstand.

Jedes Begnadigungsgesuch durchläuft viele Instanzen. Eine der wichtigsten ist die erste, die des Gerichtes, des Richters, der das Urteil ausgesprochen hat. Schon dort stockte das Gesuch. Schon dort wurde ihm die Unterstützung verweigert. In Innsbruck. Von dem Richter, dessen Verhalten während des ganzen Prozesses den Eindruck erweckt hatte, als ob er im Verlauf der Verhandlung stärksten Zweifel an der Schuld des Angeklagten bekommen hätte.

Eine andre, unendlich wichtige Instanz ist der Direktor der Strafanstalt, in der ein Verurteilter seine Zeit abbüßt. Dem Direktor der Strafanstalt Stein, Regierungsrat Adamek, wird von keiner Seite der Vorwurf gemacht, daß er ungerecht sei. Aber etwas andres ist ihm nachzusagen: Er mißversteht seine Stellung, er maßt sich das Recht zu einer Stellungnahme ein, die ihm nicht zukommt. Regierungsrat Adamek beurteilt Tathandlung und Strafausmaß. Er findet: Vier Jahre Kerker wegen Totschlags am Vater ist eine viel zu milde Strafe, viel mehr hätte dem Burschen gebührt. Und davon soll mit seiner Unterstützung, mit seiner Zustimmung noch ein wesentlicher Teil nachgesehen werden? Nein. Regierungsrat Adamek gibt dazu seine Zustimmung nicht.

Intelligente Sträflinge können, wenn sie ihre Fähigkeiten nachweisen, statt Düten kleben zu müssen, zu Schreibarbeiten verwendet werden. Als Philipp Halsmann um diese Begünstigung bat, die keine ist, weil sie fast ein Anrecht darstellt, ließ ihn Direktor Adamek sofort eine Schreibprobe ablegen. Ohne Rücksicht darauf, daß Halsmann stark kurzsichtig, fast schwachsichtig, keine Brille besaß, weil seine einzige auf dem Transport von Innsbruck nach Stein zerbrochen war. Und als die Schreibprobe dementsprechend schlecht ausfiel, nicht weil Halsmann nicht genügend gut schreiben sondern weil er nicht sehen konnte, wurde er zum Dütenkleben verurteilt.

Es gibt keine Bestimmung in der Hausordnung, die Halsmann nicht peinlichst genau zu erfüllen gezwungen worden wäre, und es gibt keine, die er nicht restlos erfüllt hätte. Jeder Sträfling weiß sich Tabak oder Lebensmittel zu verschaffen. Halsmann lehnte es ab, sich daran zu beteiligen. Nicht ein Bissen ist über seine Lippen gekommen, der ihm nicht vom Aufseher zugeteilt worden wäre. Aber erst als Direktor Adamek auf Urlaub ging, konnte der Arzt den Häftling wegen Unterernährung vorübergehend in das Anstaltspital schaffen lassen.

War Regierungsrat Adamek ungerecht? Nein. Er verlangte nur die Erfüllung aller Bestimmungen und verweigerte die geringste Nachsicht. Buchstabengetreu war seine Forderung, buchstabengetreu Halsmanns Verhalten. Ein andrer hätte vielleicht in diesem vorschriftsmäßigen Benehmen Anlaß gesehen, von der äußersten Strenge, immer noch im Rahmen aller Befugnisse, ein wenig abzugehen. Direktor Adamek sah darin, daß Halsmann sich auch nicht das Geringste zuschulden kommen ließ, Trotz und Bosheit, feindselige Absicht. Und hielt durch, auf die Gefahr hin, daß Halsmann nicht durchhalten würde. Er ist der Senior der österreichischen Strafvollzugsbeamten und treuer Heimwehrmann. Darauf nimmt man Rücksicht und läßt ihn walten.

Halsmann braucht grade jetzt die Unterstützung aller, denen Menschenrechte nicht leere Phrasen sind. Er, der seine Rehabilitierung verlangt, im ohnmächtigen Bewußtsein seiner besudelten Unschuld, bekommt Gnade, die er mit hundertfünfzig gleichzeitig bedingt entlassenen Verbrechern teilt. Er wird aus der Haft entlassen, aber er bleibt gestempelt als Vatermörder. Die Wiederaufrollung seines Falles vor einem österreichischen Gericht ist theoretisch denkbar, aber praktisch undurchführbar. Es müßten neue Tatsachen bekannt und dem Gericht zur Kenntnis gebracht werden, um eine Wiederaufnahme zu ermöglichen. Neue Tatsachen? Ja, wenn sich der Mörder melden und eine notarielle Beglaubigung mitbringen würde, daß er den alten Halsmann umgebracht und beraubt und damit die ganze Familie vernichtet hat — dann vielleicht. Sonst aber nicht.

Nur eine Hilfe gibt es noch für Philipp Halsmann: Daß ihm, der in dem Verstummen der Zeitungen das Erkalten des Interesses an seinem Schicksal, das doch die Tragödie der Gerechtigkeit ist, erblickt hat, der nicht verstehen konnte, warum während seiner Strafhaft nicht ein öffentliches Wort zu

ihm drang, überzeugend zum Bewußtsein gebracht wird, daß es Tausende von Menschen und unter ihnen die Wertvollsten, gibt, die den Schatten, der auf ihn gefallen ist, nicht sehen, das Mal, das ihm, dem Ohnmächtigen, auf die Stirn gebrannt wurde, nicht entdecken. Daß sie unverbrüchlich zu ihm und gegen das in verunreinigter Atmosphäre gezeugte Urteil halten und stehen.

Gesunde und kranke Nerven von Peter Panter

„Versuchen wir die drei großen Systeme: Freud — Adler — Jung möglichst kurz in ihrem innern Wesen (nicht in ihren ausgesprochenen Lehren) zu fassen, so könnte man vielleicht sagen:

In Freuds Forschungsarbeit spürt man überall den heißen Atem der Großstadt. Die Überhelle, die blendende Dialektik gehört dazu. Ein die andern nicht ruhenlassender, selbst nie ruhender Großstadt-Faust.

In der Adlerschen Schule ist überall Kleinstadt; jeder sieht dem Nachbar in die Fenster und kontrolliert eifersüchtig dessen Lebensstandard — wobei die Geltung bei dem andern das Entscheidende ist. Anheimelnde Düfte der Mittelstandsküche in allen Gassen.

Mit Jung ist man weder in der Großstadt noch in der Kleinstadt, da ist man in frischer freier Alpenluft. Der Mensch als Bergwanderer nimmt zwar zeitweilig einen Führer, im übrigen aber ist er auf sich selbst und die eigne Kraft gestellt — neben ihm Fels und Erde, über ihm strahlender Himmel und kraftspendende Sonne."

Diese brillante Charakteristik findet sich in einer kleinen Schrift: „Gesunde und kranke Nerven" von Doktor L. Paneth (erschienen in Max Hesses Verlag, Berlin-Schöneberg). Solcher populärer Bücher über diesen Gegenstand gibt es viele — so eines wie dieses habe ich noch nie gesehen.

*

Man muß den abscheulichen Mißbrauch des psychiatrischen Vokabulariums — wie übrigens jeder Fachterminologie — in Betracht ziehen, um die Reife und Klarheit, die Sauberkeit und gelassene Überlegenheit zu würdigen, die in diesem Bändchen zu finden ist. Es ist ein A-B-C-Buch, aber nichts ist schwerer zu schreiben als ein Lehrbuch. Lehren heißt: vom innern Reichtum abgeben; man muß am Ende stehen, wenn man andern den Anfang zeigen will.

Paneth, ein berliner Nervenarzt, erklärt zunächst die zeitgegebenen Vorbedingungen der Nervosität und der Neurosen, Jahrgänge 1910—1930. Da ist nichts außer acht gelassen, und alles ist gesagt: die wirtschaftlichen Umstände, die große Stadt, die Unrast und die Maschine. Es ergibt sich daraus, daß die landesüblichen Neurosen viel mehr schematisiert sind als ihre Besitzer, die sich so einmalig vorkommen, glauben. Sicherlich sind alle falschen seelischen Schaltungen untereinander ein wenig verschieden, aber sie lassen sich doch fast alle auf

einen Generalnenner bringen. Paneth tut das, ohne zu schematisieren. Man kann, sagt er, die gegebenen Zeitumstände zwar nicht ausradieren — man kann sie aber, soweit es sich nicht um unmittelbare Not handelt, teilweise überwinden. Herein ..? Ein Unentwegter.

„Guten Tag. Nervenkrankheiten? Bürgerliche Krankheiten. Kleinbürgerliche Vorurteile. Ihr Arzt ist ein Kleinbürger. Sie sind auch einer. Wenn der Fünfjahresplan durchgeführt wird, hört diese Schweinerei von selbst auf. Paneth läßt die gesamtwirtschaftliche Situation schon rein dialektisch außer acht; seine Folgerungen sind grobe, durch die Beschränktheit des bürgerlichen Gesichtskreises bedingte Fehler. Nur die materialistisch-dialektische Methode ... die soziale Psychologie ... die kapitalistische Produktion. ..."

Legen Sie es bitte solange auf den Stuhl. Denn so sehr wir gegen jene üble Anschauung Front machen, die die Wirtschaft ignoriert und so tut oder so tun möchte, als gebe es nur die „reine Seele", eine Anschauung, die nichts von der materiellen Not, nichts vom Leid der Proletarier, nichts von den Ursachen dieser Not weiß: so sehr ist es an der Zeit, den Unentwegten mitzuteilen, daß man den Marxismus nicht wie eine Käseglocke über die Welt stülpen kann. Er deckt sie nicht. Ihr habt aus ihm eine dogmatische Religion gemacht. Wir machen das nicht mit.

Denn die Frage, die hier einmal durch einen Diskussionsredner aufgeworfen wurde: „Psychoanalyse oder Marxismus?" ist etwa so intelligent gestellt wie die Antithese: Universität oder Krankenhaus. Kranke gehören in ein Krankenhaus; Studenten auf eine Universität. Die Kreise schneiden sich gar nicht.

Und hier steckt der ungeheure Fehler, der unsereinen veranlaßt, dauernd nach zwei Seiten sehen zu müssen.

Nach rechts, wo die Bürger stehen, die alles, was auf der Welt geschieht, nur an ihren wirtschaftlichen Interessen messen, Leute, die diese ungeheure Hetze gegen Rußland inszenieren, Menschen, denen noch die dümmste Nachricht über Rußland willkommen ist, weil der Bolschewismus ihr geronnenes schlechtes Gewissen darstellt und die jedes von diesen unsäglichen deutschen Provinzzeitungen abgedruckte Schauertelegramm über Stalin mit einem Aufatmen lesen: „Gottseidank. Also brauchen wir die Löhne nicht zu erhöhen. Also ist unser Bankkonto richtig. Lasset uns beten." Sie werden auch meine Vorbehalte so auffassen. Sie haben die Philosophie ihres Geldes.

Und nach links müssen wir sehen, wo unentwegte Marxisten mit einer sicherlich großen Theorie alles heilen wollen: die Krankheiten und die echten Seelennöte, an denen jeder von uns zu tragen hat, die Neurosen, die aus dem Wirtschaftlichen herrühren und jene geistigen Betriebsstörungen, die ewig sind wie die Welt. Die fanatische Wut, womit jede Andeutung abgelehnt wird, daß es vielleicht auch noch außerhalb der marxistischen Gedankengänge etwas gebe, was für den Menschen von Wichtigkeit ist, läßt an die verzweifelten Versuche der katho-

lischen Kirche denken, eine um sie herum stets Neues gebärende Welt zu meistern. Es ist ihr, trotz allem, nicht gelungen. Die unentwegten Marxisten haben die Philosophie ihrer Gesinnung.

Ja, also Paneth. Die Heilmittel, die er für den Neurotiker dieser Epoche gibt, sind klein; er sagt das auch, denn es gibt nicht allzuviele solcher Medizinen. Es sind ganz einfache Dinge dabei, über die nur jemand spötteln kann, der nicht weiß, was Turnen und Atmen, was Meditation und was der Körper ist. Das hat die Arbeitersportbewegung längst erkannt; es gibt da bereits außerordentlich vernünftige Anweisungen und Belehrungen, wie man wenigstens der kleinern Übel Herr werden kann. Probebeispiel: „Nütze die Arbeitspause" von Mar, Bahro und Balzli; erschienen im Süddeutschen Verlagshaus zu Stuttgart. In dem Augenblick, wo ein Unternehmer oder eine Gewerkschaft versuchen, solche Winke dazu zu mißbrauchen, sie unter der Marke „Dienst an der Gemeinschaft" an Stelle des Klassenkampfes zu setzen, ist die schärfste Abwehr am Platz. Lediglich als Hilfsmittel aber ist dergleichen am Platze.

Paneth spricht dann über die Neurosen des Geschlechtslebens in musterhafter und vorbildlich ruhiger Weise; wie denn überhaupt dieses Buch eine Geisteshaltung aufweist, die in Deutschland so ungeheuer selten ist: es ist gelassen. Paneth sagt, wie es ist; er versucht, Anweisungen zu geben, aus seelischen Schwierigkeiten herauszukommen, und eine gute Diagnose ist ja oft eine halbe Heilung, besonders im Sexuellen. Herein ...? Ein Hitler-Mann.

„Heil! Ihr verdammten Syrier! In jüdischer Geilheit habt ihr die Psychoanalyse erfunden, um euern dreckigen Trieben freie Bahn zu schaffen! Nichts ist euch heilig, während wir uns sehr heilig sind. Ihr verseucht die Städte und das Land mit eurer niedrigen Auffassung vom Geschlechtlichen, dem ihr ohne Weihe frönt! Ihr denkt überhaupt nur an blonde Weiber! Wir denken an schwarzgelockte Männer. (Ihr stürzt euch auf die Weiber. Wir uns auf die Männer.) Ihr erkennt keine Zucht an und keine Sitte. Syrier. Asiaten. Eunuchen. Schmarotzer. November-Verbrecher. Demokraten. Bolschewisten. Man sollte euch schlagen, daß die rote Suppe spritzt. Im übrigen sind wir die deutsche Kultur! Heil!"

Na, es ist gut; hier haben Sie eine Zigarre. Nichts zeigt die erschreckende Geistlosigkeit dieser deutschen Bewegung, gehätschelt von den Unabsetzbaren, geduldet von zahllosen Polizeiverwaltungen, bezahlt von den Unternehmern, die eine Garde gegen die Wut der Arbeitslosen brauchen und zwei Garden gegen ihre eignen Arbeiter, bejubelt von ratlosen, ausgepowerten Proletariern, besonders auf dem Lande ... nichts zeigt die traurige Geistesverfassung dieser Leute so an, wie die völlige Verständnislosigkeit gegenüber der Zeit, in der sie leben. Sie sehen nicht. Sie hören nicht. Sie fühlen nicht. Und der irdische Kirdorf ernährt sie doch.

Nicht zu fühlen, wie diese Heilmethoden dem Gefühl für die tiefe Not entsprungen sind, in der die Zeitgenossen stecken; niemals die Sprechstunde eines Seelenarztes in der Großstadt

besucht zu haben; immer die eigne, sprungbereite Plumpheit auf die andern zu projizieren und nicht zu begreifen, daß in der Sexualität vom Grinsen bis zum Lächeln alle Stadien möglich sind . . . man muß schon ein Hitler-Mann sein, um das vollbringen zu können. Paneth steht natürlich weit über diesem Sumpf. Er ist für die Sittlichkeit, nicht für das Muckertum.

Er ist vor allem kein Hohepriester, und das macht das Buch und den Mann so sympathisch. Er wirft manchen seiner Berufskollegen rechtens vor, wie jeder von ihnen auf sein „System" schwört, als ob man alle Kranken nach einer einzigen Methode behandeln könnte. Das betont auch Jung, grade bei ihm ist das doppelt beachtlich, weil er die psychoanalytischen Elemente noch in den fernen Kulturen Asiens erkennt, ohne sie nun kopierend zu übernehmen. Paneth sieht die Sache so an:

Der durchschnittliche städtische Mitteleuropäer befindet sich fast immer im Vorstadium der Neurose. Was kann man für ihn tun?

Man kann ihn analysieren. Damit ist die Sache jedoch nicht, wie die extremen Freudianer glauben, abgetan. Man muß nicht nur analysieren, also auflösen, man muß auch wieder zusammensetzen, also die von Jung geforderte Synthese suchen. Man muß den Menschen zu sich selber verhelfen — schon in der Soziologie Simmels findet sich die schöne Erkenntnis, daß es fast niemand zu sich selber gebracht hat. Und hier zu helfen: das ist keine Aufgabe des Marxismus und keine des Nationalismus — das ist eine Aufgabe der Seelenkunde.

Die Definitionen des Panethschen Buches sind für jeden, der unter sich und unter der Zeit leidet, bereits eine kleine Erlösung. Paneth sagt allerdings, daß es dem Neurotiker in den meisten Fällen nicht möglich sein wird, sich selber zu heilen, weil er sich dazu in Arzt und Patienten spalten müßte, was nicht ungefährlich ist, und weil er sehr viel Kraft auf diesen Heilungsversuch in sich verwendete, also dann grade das tut, was er zu tun kaum fähig ist. Es muß schon einer da sein, der den Knaben an die Hand nimmt und ihn über den Damm führt. Und man kann nur wünschen, daß in den öffentlichen Beratungsstellen der Krankenhäuser viele solcher Männer säßen, wie Paneth einer ist. Was zu bezweifeln sein dürfte: der Durchschnittsarzt steckt noch tief im mechanistischen Darwinismus.

Und auch für den, der das Buch nicht aus egoistischen Interessen liest, springt viel Lehrreiches über die Zeit heraus, die ja von Neurotikern repräsentiert wird. (Hier sei Hitler ausgenommen; er ist nicht einmal ein Besessener. O, wäre er wenigstens verdreht!) Zu Ende formuliert ist bei Paneth die Definition der Zeit-Störungen; statt: Spannung — Entspannung finden wir: Erschlaffung — Krampf; Explosionen, die „nur heftig sind, aber nicht stark" . . . man lese das nach.

Und man lege das Büchlein in die richtige Schublade. Es ist keine Bibel, sondern eine Fibel. Es ist der saubere Versuch, auf dem Gebiet der Seelenkunde, nicht losgelöst von allem andern, aber auch nicht fachlich überbetont, den Menschen zu helfen. Sie haben es nötig.

Aus meinem Kalikobuch von Kurt Hiller

Äußerste Sachlichkeit und äußerste Schärfe sind in der Polemik verbindbar. Mangel an Schärfe entschuldigt niemals einen Mangel an Sachlichkeit; und zuviel Schärfe gibt es nicht, wo vollkommene Sachlichkeit herrscht.

Ehrfurcht und Demut — das Entgegengesetzteste setzen die Meisten gleich. Während die Forderung der Ehrfurcht aristokratischer Wertlehre entstammt, welche Größe kennt, ist die Forderung der Demut demokratisch, nämlich ein Mittel der Mittelmäßigen, sich an der Macht zu halten. Man kann die der geistigen Aktion gefährlichste aller modernen Ethiken, die der „Individualpsychologie", auf die Formel bringen: sie verwirft Ehrfurcht, sie verlangt Demut.

Jener berühmte modernistische Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel von Ketteler (1811—1877), sprach: „Der Apostel Paulus würde Journalist sein, wenn er heute unter uns lebte." Als ich den Satz bei Professor Schmittmann zitiert fand, wurde mir plötzlich klar, warum ich den Apostel Paulus nie leiden mochte.

Geist ist der Sohn des Elends und der Kraft.

Ein Überbildeter, der siebendeutig schreibt, ist darum noch kein „Stilist" — selbst falls er eiskalt, leeren Herzens und ziellos schreibt.

Ursprünglich dachte man, das Feste, Unverrückbare, ewig Unzerstörliche sei die Erde; seit der Renaissance glaubte man, die Sonne seis; und nun kommt die moderne Wissenschaft und weist uns nicht nur die Bewegung der Sonne in einem System noch viel gewaltigerer Himmelskörper nach, sondern sogar den allmählichen Tod der Sonne. Vierkommazwei Millionen Tonnen Wärme strahlt sie jährlich aus; sie wirft sich, in Form von Energien, gewissermaßen dauernd selber fort. In der letzten Erd-Jahrmilliarde soll sie bereits ein Fünfzehntausendstel ihrer Masse eingebüßt haben! Wenn das so weiter geht . . .

Unter den Methoden des Intellekts, sich der Sexualität zu nähern, gibt es zwei schmutzige: die Zote und die Muckerei.

Liebe hat keine Größe ohne das Geistige. Aber wie geringfügig ist das Geistige, gemessen an der Größe der Liebe!

Auf die eine Backe des Sympathisierenden legt eine gewisse Partei streichelnd die Patsche, auf die andre knallt sie die Knute . . . und nennt das Ganze „Agitprop".

Logik. — Das Telephon. Ich melde mich: „Hallo!" Eine runde, reifere Frauenstimme: „Otto?" Ich (anders heißend): „Wen wollen Sie denn sprechen?" Sie: „Ist dort nicht 544?" Ich: „Nein, 1144." Sie (spitz, klaftig, in vorwurfsvollem Ton): „Fffünf, hab ich gebeten!" Aus.

Wichtiger als aller Kampf gegen das Unrecht in Prozessen ist der Kampf gegen das Unrecht im Gesetz.

Verliert ein Professor wegen Betätigung einer mißliebigen Gesinnung seine Professur, dann geben seine Lobhudler werweißwas an. „Heroische Lebensführung"; „Märtyrertum"; und so. Für den Heroismus und das Märtyrertum derer, die, obwohl zum Lehren begabt, überhaupt nicht daran haben denken können, eine Lehrkanzel je zu besteigen, weil nämlich die herrschenden Mächte sie nach kürzester Zeit wieder hinuntergestoßen oder vielmehr gar nicht erst hin-

aufgelassen hätten, fand ich bisher in keiner Rede und keiner Druckschrift Anerkennung.

Skeptikern gesagt: Wenn es zweifelhaft ist, ob der Sozialismus zum Paradiese führt — unzweifelhaft führt der Kapitalismus zur Hölle.

Menschen mit viel Wissen pflegen schwach im Denken zu sein; vielmehr sie denken barock, ornamental, eben vielwisserisch. Der linear, schnittig, präzis Denkende krankt wiederum an Abstraktheit; seine Mathematizität, seine Armut an empirischer Substanz erschwert ihm die Wirkung ins Breite. Der Logiker wird nie so populär werden wie der Polyhistor.

Täglich ereignet sichs, daß Millionen Selbstmorde, die das zu Erwartende und Natürlichste wären, nicht geschehn. Wie erklärt sich das? Aus der Angst vor dem Totsein? Keineswegs. Sondern aus der Angst vor dem Sterben. Das Grauenvolle ist der Übergang, nicht der Untergang. Noch genauer: das Untergehen, nicht das Untergegangensein.

Das auf dem Pergamon-Altar geopferte Deutsche Museum von Adolf Behne

„Ein Monumentalbau für Kunst, und unter Bodes Leitung! Wirklich eine Sache, wert, dafür zu leben". Das schrieb Messel 1906. Fast ein Vierteljahrhundert später wird der Monumentalbau eröffnet, aber die Stimmung ist gedrückt, und alle Versuche der Presse, die mit Bode durch Dick und Dünn ging, Festesglanz und Optimismus zu verbreiten, wollen nicht anschlagen. Die Äußerungen der Abteilungsdirektoren sind von vornherein auf Verteidigung gestellt, und was Max Friedländer in der Festseite der ‚Voß' schreibt, klingt skeptisch und durchaus resigniert. „Jedes Museum ist ein künstliches und gewaltiges Gebilde und selbst das Beste ein Ergebnis von Kompromissen".

Am Tage vor der Eröffnung feierten die Museen in der Universitäts-Aula das hunderjährige Bestehen der Preußischen Staatssammlungen. Auch des Generaldirektors Waetzoldt geschickte Rede klang, wenn er auf die Neubauten kam, vorsichtig und gedämpft. Dem Parkett akademischer Prominenzen aus dem Herzen sprach er gewiß nur, als er neue Forderungen an den Staat stellte: „Es wäre feige und verlogen, Staatsregierung und Volksvertretung in der Hoffnung zu wiegen, sie würden nun für eine lange Weile nichts mehr von uns hören". Nach Waetzoldt sprachen in langer Reihe Magnifizenten, Rektoren und Dekane, und so war des „Wahren, Guten und Schönen" kein Ende. „Möchte doch" und „Möge doch" scholl es unentwegt, man klatschte jeder Phrase über Kunst: so feiert eine harmlose Familie, unberührt von den Stürmen der Zeit, ganz unter sich Geschäftsjubiläum. Mitgliedschaften und Ehrendoktorate wurden verliehen, aber kein Mann aus dem Stahlwerksverband erhob sich, um den sehnlichst erwarteten eisernen Steg zu stiften, ohne den die Museen nur auf Schleichwegen zugänglich sind.

Die peinliche Störung, die der Kultusminister mit seiner Rede brachte, war endlich vergessen.

Grimme hatte die Häuptlinge seiner Museen, Universitäten und Hochschulen, die in samtnen Mänteln, Baretten und Hermelinkragen schön wie die lebendig gewordene Siegesallee vor ihm saßen, daran erinnert, daß uns der Winter vier Millionen Arbeitslose bringen dürfte. Seine Antwort auf die angekündigten neuen Forderungen der Museen war eindeutig: ablehnend. Wie ein kalter Wasserstrahl gingen seine Worte auf die jubilierende Senilität nieder. Solange die Museen kein andres Ziel sehen als sammeln und sammeln, könne es der Staat nicht länger verantworten, Geld für sie auszuwerfen. Es sei Zeit, endlich an die Nutzbarmachung der Museen für das Volk heranzugehen. Nun, was ließ man auf der Museumsinsel als zuerst entbehrlich vom Bauprogramm fallen? Die Brücke, den Zugang von der Straße aus. Und was schloß die Hoheit der Altar-Rekonstruktion natürlich aus? — jede profane erklärende Unterschrift!

Es ist bezeichnend, daß die berliner Presse von der anständigen und mutigen Rede Grimmes nichts brachte als die paar höflichen Schlußworte.

Die Summen, die der Preußische Staat fünfundzwanzig Jahre lang in diese Bauten gesteckt hat, sind irrsinnig groß, und sieht man nun das Resultat an, so ist man erschüttert von der künstlerischen Dürftigkeit. Was ist erreicht mit allen gewaltigen Opfern, trotz Krieg, trotz Inflation, trotz Arbeitsnot, trotz Wohnungsnot mit einer beispiellosen Geduld gebracht?

Bereits der Plan Messels war verkehrt. Nicht dem Kupfergraben zu gehörte der Eingang sondern der Inselmitte zu. Aber die falsche Lösung versprach mehr Großartigkeit. Auch die Architektur Messels war schon 1906 veraltet, ein Rückschritt gegen seine erste Wertheimfront. Was aber an Messels Architektur (die er selbst nur für eine erste Fassung und nicht für baureif hielt) noch phantasievoll und lebendig empfunden war, wurde von seinem Nachfolger Ludwig Hoffmann in eine erschreckend matte Durchschnittlichkeit korrigiert. Die Baugeschichte unter Hoffmann ist ein homerischer Kampf der Museumsleute gegen den Architekten, dem die Objekte sehr gleichgültig und nur seine Monumentalität wichtig war. Man kann sich denken, was das Ergebnis ist.

Das teuerste Museum der Welt, das Museum der größten Säle der Welt, dabei das jüngste Museum der Welt ... ist alles in allem ein Museum, das an keiner Stelle in keinem Punkte irgend einen Fortschritt im Museumswesen bedeutet.

Die lebensgroß aufgebauten Architekturen aus Babylon und Kleinasien halte ich für eine Verirrung. Der eventuelle Gewinn an Anschaulichkeit steht in keinem Verhältnis zu den Kosten. Und baut man ein Museum, um den Leuten, die es sich sonst nicht vorstellen können, ad oculos zu demonstrieren, wie hoch achtzehn Meter sind? Zeichnung und Photo sind hier noch unbekannte Hilfsmittel. Man gehe einmal in die

herrliche Ausstellung Sasanidischer Funde (Ausgrabungen Ktesiphon) im alten Kaiser-Friedrich-Museum, um zu sehen, wieviel instruktiver eine fast kostenlose Aufmachung sein kann.

Am schlimmsten sind die untern Säle des Deutschen Museums. Man kann die Aufstellung der Abgüsse, so öde sie in diesem grauen Riesensaale ist, immerhin als eine ganz brave schulmeisterliche Leistung bezeichnen. Der Saal der romanischen und gotischen Originale ist unter seiner endlosen dunklen Balkendecke einfach eine Katastrophe. Messels Bau wäre ungefähr auf eine Riesenausgabe seines Darmstädter Museums hinausgekommen, aber Ludwig Hoffmann schenkt uns ein vergrößertes Märkisches Museum. Der sogenannte Schlütersaal zeigt besonders deutlich, daß der Architektur-Triumph Ludwig Hoffmanns die schlimmste Niederlage für ein Museum bedeutet: dünne, verirrte Attrappen stehen die Plastiken in öder Halle.

Die Summen, die der um fünfzig Jahre verspäteten Monumental-Diktatur des Architekten geopfert wurden... buchstäblich auf der Plattform des Pergamon-Altars, denn es ist die Haushöhe des Altar-Saales, die im ganzen Bau konsequent jeden Maßstab vergewaltigt... hätten genügt, eine Serie der schönsten Grecos zu erwerben, der uns ganz fehlt. Eine etwas bescheidenere Aufmachung der nicht allzuwichtigen hellenistischen und römischen Architekturen hätte uns den Welfenschatz erhalten können, den zwar die Welfenherzöge seinem Besitzer, dem Braunschweiger Domkapitel, vor zweihundertfünfzig Jahren ohne einen Pfennig Entschädigung wegnahmen, den aber die deutsche Republik nicht die Macht hat, zu beschlagnahmen, obwohl er zu den künstlerischen Kleinodien der Nation gehört. Man muß schon ein deutscher Fürst sein, um sowas zu verhökern.

Die Zeichnungen von Grünewald, die wir besitzen, hängen vorübergehend im Korridor, statt daß ihnen ein Ehrenraum für immer im Zentrum der deutschen Kunst hergerichtet würde. Und wäre nicht das vor einiger Zeit aufgetauchte Bild, das auch August L. Mayer zwar nicht, wie Naumann behauptet, für ein Selbstbildnis, aber doch für ein Porträt des jungen Grünewald hält und das auf jeden Fall einen ungewöhnlich hohen künstlerischen Rang besitzt, für uns wichtiger als die hundert Quadratmeter Kopien glasierter Ziegel, mit denen wir haushoch die Zinnen der Stadtmauer Babylons dreißig Meter lang unterm Glassturz... Irrtum vorbehalten ... aufbauen?

Sehen wir die frühen Stücke des Welfenschatzes, so fühlen wir, was Deutschland einmal künstlerisch bedeutete. Grünewald ist die herrlichste Krönung dieser großen deutschen Kunst. Den Welfenschatz lassen wir den Privatgeschäften des Herrn Herzogs; Grünewald zu erwerben hat Bode geflissentlich abgelehnt... dafür haben wir dem Begasstil eines hellenistischen Hofbaurates in Lebensgröße und ohne störende Beschriftung eine gigantische Auferstehung bereitet.

André Gide von Franz Blei

André Gide kam mit seinem Freunde Jean Schlumberger — er hat sich erst zehn Jahre darauf als ein sehr interessanter Schriftsteller vorgestellt —, und wir fuhren andern Tags nach Wien, wo man am Deutschen Volkstheater Gides König Kandaules spielen wollte. Ich bleibe dabei, daß man es wollte, auch wenn man es spielte. Der Regisseur, ein Schüler Reinhardts und ein junger Mann namens Valentin, vermochte nichts gegen die alten, beim Publikum so beliebten Schauspieler, die machten was sie wollten. Kandaules feixte immerzu zweideutig, Rhodope ersetzte, was ihr an Jugend und Schönheit fehlte, mit großem theatralischen Getu und Gekreisch, und Gyges bedauerte, daß ich das Stück nicht in Jamben übersetzt hätte — das Original ist, wie man weiß, in Prosa — denn „bei Jamben sprechen bekäme man doch was zwischen die Zähne". So ersetzte er die ihm zu sparsam zugeteilten Worte mit nicht aufhörendem Rollen seiner schönen Augen. Man spielte die drei gar nicht mit dem Erotismus Hebbels sondern ganz anders beschäftigten Akte wie ein Ritterstück dreimal. Ein berliner Theater stellte die Aufführung schon nach zwei Malen ein, die sich, wie ich hörte, dadurch ausgezeichnet haben soll, daß alle Schauspieler im Flüsterton sprachen, als hätte es sich um den Intruse von Maeterlinck gehandelt. Die Rezensenten nahmen die von Gide verletzten Hebbelschen Interessen des Stoffes wahr. Sie machten sich die Sache leicht.

Als Gide nah den sechzig war, sah er aus und zeigte die Art eines Menschen von dreißig. Damals in Wien, nicht viel über dreißig, war er ein alter junger Mann von der gelblichen Hautfarbe eines am Magen und an Schlaflosigkeit Leidenden. Ein mächtiger Schnauzbart à la Vercingetorix sah aus wie angeklebt, die rechts und links über das Kinn hängenden Spitzen wehten im Winde. Die etwas zu hohe Stimme neigte zum Kippen. Gang und Geste waren unsicher, scheu, schwankend. Nie verließ er das Hotel ohne sein festgebundenes Notizbuch in der Hand. Mit sechzig Jahren saß die braune Haut fest über dem guten Gerüst seines Schädels, die Augen hatten Lebendigkeit, Gang und Geste zeugten von einer geschmeidigen guten Muskulatur: der sein Leben als ein Greis begonnen hatte, war ein junger Mann geworden. An diesem Prozeß ist der Schriftsteller Gide Buch um Buch wesentlich beteiligt. Bloß so autorlich die Heilwirkung der Nourritures terrestres zu verkünden und als Person aus krankem Magen ihrer nicht teilhaftig zu werden, — zu diesem „kleinen Betrug" des Dichters war dieser interessante Mann eines durchaus dialogisch geführten Lebens dichterisch nicht begabt genug. C'est en ecartelé que j'ai vécu. Nicht in Widersprüchen sondern mit ihnen, ja aus ihnen hat er gelebt.

Wer sich wie Gide selber beim Denken zuschaut, dürfte schließlich dahin geraten, daß er eine Art spiritueller Selbstbefriedigung treibt und wird nur eine partiale Existenz besitzen. Eine Jugendschrift Gides ist der Traktat vom Narziß. Es drohte ihm das Verdorren. In den dumpfen Stuben eines asketischen Paulinismus aufgewachsen, war er auf das Ab-

sterben vorbereitet. Und als er in die Reife kam zum Wege in die „sündige Welt des Fleisches", fand er ihn in einem kardinalen Punkte noch um dieses ungangbarer, daß er seiner sexuellen Artung nach nicht in dessen vielbefahrene Gleise rutschen konnte, mit Herzklopfen und geschlossnen Auges wie die andern. Männer zogen ihn an, nicht Frauen. Diese Abweichung mußte seine Aufmerksamkeit auf sich um viele Grade zu einer etwas ungesunden Höhe treiben, die für sein Leben nicht mehr zu verlassen war, außer mit diesem Leben selber.

Als ein vom instinkthaften Leben weggezogener Protestant trat er, ein junger Mensch von achtzehn und sich einen Dichter fühlend, auf die dürre Wiese des zeitgenössischen Symbolismus und war zwiefach ein Verlorener, wenn ich mich des Wortes des alten Renoir erinnre, der einmal sagte: „Un peintre, qui a le sentiment des fesses et du téton, c'est un homme sauvé." Im Augenblick dürfte die Dürre dieser symbolistischen Askese stärker auf Gides Hunger gewirkt haben als die Dürre des Protestantismus. Er befreite sich davon in der Satire Paludes und in dem Hymnenbuch der Nourritures. Gleich darauf las er Nietzsche und erfuhr beglückt Bestätigung. So wie er sie brauchte. Keineswegs im Sinne Nietzsches. Wir waren in jenen wiener Tagen einmal mit Rudolf Kaßner zusammen. Als das Gespräch auf Nietzsche kam, machte er kritische Einwendungen, zur großen Bestürzung Gides. Er schien nicht zu merken, daß Kaßners Bemerkungen weniger auf Nietzsche gingen als auf Gides psychologische Zurechtlegung der Doktrin vom Guten und Bösen als einer Art Freibriefes, was immer zu tun, wenn es nur mit aller Intensität gefüllt ist. Ein Dutzend Jahre zuvor war mir Nietzsche in nicht andrer Weise „der Befreier" gewesen, wenn auch nicht so stürmisch entzückt empfangen wie von dem protestantisch geplagt und in zwei feindliche Welten geteilt gewesenen Gide, der nun für eine kurze Weile, die des heftigsten Rückschlages, aus einem Puritaner so was wie ein Impuritaner wurde; er gewann aber rasch sein Gleichgewicht zurück, jenen für ihn so wesentlichen Zustand der Schwebe in den Möglichkeiten, von denen er keine besonders auszeichnen will, denn dies bedeutete eine andre opfern, wofür kein Grund zu finden, wohl aber der Effekt zu merken: Vereinseitigung, Verengung, Verarmung, Routine, nachdem die christliche Lehre, dieses irdische Leben um des ewigen geistigen Lebens willen zu verneinen, für ihn bedeutungslos geworden war. Worauf er etwa sagte: „Wenn ich, wie Sie sagen, der Ewigkeit so oder so teilhaftig bin, dann lassen Sie mich den kurzen Augenblick der unewigen Unseligkeiten dieses Lebens beglückt hinnehmen. Zum Anschauen des Ewigen habe ich dann ja eine ewige Zeit."

Soll ein Zustand des Nicht-wählen-Könnens in der Dauer ertragbar sein, muß er sich schreibend manifestieren. In Zwischengebilden einer Literatur, deren eine Voraussetzung die immer etwas verlegene Aufrichtigkeit ist. Diese Literatur systemisiert sich weder zur Philosophie, noch zu dem, was man eine Kunst nennt, denn da und hier würde sie ihre Voraussetzung, ohne die sie nicht sein kann und überhaupt nicht wäre, die Aufrichtigkeit, aufgeben müssen. Dieses Zwischen-

gebilde kann so etwas wie ein scheinbar figurierter Roman sein wie „Die Falschmünzer", eine Erzählung wie „Die enge Tür", aber auch ein Theater. Laune kann auch eine Boutade mit dem artistischen tour de main schaffen wie „Die Verließe des Vatikan". Alles das, Gide weiß es, sind nur Scheinlösungen. Auch die schärfste Kontur seiner Figuren zeigt jenen farbigen Rand der Denkbrechung. Am Ende gibt das gewiß einen verfehlten „Künstler", das heißt Täuscher und einen höchst neugierigen Amateur für sich selbst. Der Narziß des Anfangs neigt sich auch am Ende dieses Lebens über sich selber und seine innere Wahrheit als die einzige, die es gibt, wenn man aufrichtig bleibt, das heißt: sich nicht vorzieht. „Schriebe ich nicht, würde ich mich umbringen," sagte Gide einmal zu Valéry. Das ist die Angst, ohne die literarische Entladung kriminell zu werden.

Als Gide die Zeit gekommen glaubte, offen sich zu seinem mutuellen Onanismus zu bekennen und nachgenießerisch von seinen bezüglichen Freuden zu erzählen, rückte er da nicht seine ganze bisher manifest gewordene schreibende Person ins Fragwürdige, Kuriose und Skurrile eines Falles Gide? Hätte der Onanismus eine wirkliche gegenständliche Bedeutung — und er hat sie so wenig wie die Homosexualität, deren psychischer Ablauf ja keine andern Äußerungen zeigt als die Heterosexualität — so besäße er längst die seiner Bedeutung entsprechenden künstlerischen Monumente. Ich muß wohl nicht erst bemerken, daß ich zu dieser Angelegenheit ein sittliches Urteil bei aller Mühe, die ich mir, die Sache bedenkend, gebe, nicht aufbringe. Ich bin außerstande, eine sittliche Leistung etwa darin zu sehen, daß einer, dessen Neigung zu Knaben geht, diese Neigung bekämpft, um sie Mädchen zuzuwenden. Wo da der sittliche Gewinn festzustellen ist, kann ich nicht sehen, außer ich akzeptiere die Bibelvorschrift des „Mehret Euch" als ein den Menschen eingeborenes sittliches Gebot. Und das wäre wohl lächerlich. Es könnte mit solcher Ab- und Zuwendung höchstens ein sozialer oder gesellschaftlicher Vorteil verbunden sein, wie bei dem ungläubigen Juden, der sich um solcher Vorteile willen taufen läßt, was noch niemand einen sittlichen Akt genannt hat. Wer sich von der jeweiligen Haltung und Anschauung der Gesellschaft erpressen läßt, der dürfte wohl nicht als ein besonders sittlicher Mensch gelten. Sondern als das Gegenteil. Plagte ihn nicht eine gewisse Neigung zum Prädikantentum, so fände ich es ohne Einschränkung sittlich überaus reizvoll, wie Gide von seinen genossenen Freuden mit Freuden berichtet. Und noch eine Einschränkung wäre zu machen: daß Gide als ein reicher und deshalb gänzlich unabhängiger Mann die Probe auf seine Widerstandsfähigkeit gegenüber den gesellschaftlichen Erpressungen nie aufgelegt bekommen konnte. Als er vor dreißig Jahren seine Artung zwischen den Zeilen lesen ließ, las man auch überrascht mit, daß er sich gegen etwas verteidigte, dessen ihn niemand anklagte, denn damals kursierte noch nicht jenes alberne Epigramm:

La maison d'André Gide est des plus singulières.
Il lui manque un devant, mais elle a deux derrières.

Was ihn anklagte war sein Gewissen, das damals noch ein „schlechtes", heute ein „gutes" ist.

Zwischen Elbe und Oder geboren, wäre Gide ein monströser Autor geworden. So aber legt die Urbanität der französischen civilité über das Selbstzerstörerische seines nie verhasteten und sich eindeutenden Wesens den Zauberschleier ihrer Sitte, ihres Taktes, ihres Formgefühles, ihrer nachbarlichen Güte, ihrer Grazie.

Verrat militärischer Geheimnisse von Walter Mehring

Der Rentenempfänger Otto Liesch
Hat Deutschland an Polen verraten.
Man hat ihm zwei Jährchen aufgebrummt
Für seine abscheulichen Taten!

Ich hab es gesehen! ganz genau!
Und ich dulde das nicht länger!
Das eine war eine pollackische Sau
Und das andre ein Rentenempfänger! Pscht!
Und die beiden saßen bei Kaviar und Sekt
Und der Pole hat dem Liesch eine Mark zugesteckt!
Und da sah ich ihn was aus der Brieftasche ziehn
So einen mächtigen Bogen
Das war ein Modell vom Zeppelin
Beziehungsweise die Forts von Berlin
Direkt aus den Fingern gesogen! Pscht!

Der Rentenempfänger Otto Liesch
Hat Deutschland an Polen verraten!
Und hätte man ihn nicht gleich erwischt
Wärn wir längst schon gehenkt und gebraten!

Ich hab es gehört! Und ganz genau!
Er hat dem Polen verraten:
Die Zukunft von Deutschland sei nebelgrau
Und es gebe ne Masse Soldaten! Pscht!
Und zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Da sei auch jetzt Barbarossa erwacht
Der sei gleich zu Hitler hin als Pg
In vollem Ornate gezogen
Und organisiere grad an der Spree
Eine große Rentenempfängerarmee
Und das Ganze ist mächtig gelogen! Pscht!

Der Rentenempfänger Otto Liesch
Hat Deutschland an Polen verraten!
Und deswegen sieht doch wohl jeder ein:
Wir brauchen noch mehr Soldaten!
Wir brauchen auch einen neuen Krieg
Wir wollen es ihnen schon zeigen!
Ein frisch fromm fröhlicher Krieg allein
Befreit uns von allen Verrätereín!
Denn die Toten die Toten schweigen!

Volksbühnen-Defizit von Hans von Zwehl

In diesen Tagen ist die Volksbühne verstorben. Sie ruht auf dem großen Verstümmelten-Friedhof bürgerlicher Kultur, dahingerafft gleich jenem tragischen Sonderling, der die Heilung verschmähte und vom Totenbette den Ärzten sagen ließ, sie könnten nicht eintreten, er sei krank...

Die letzten Zahlen vom Toten-Bulletin sind eine grauenvolle Statistik. Immer tiefer gings herab. Subventionsgelder und Klingelbeutel gingen seit Jahren um, im letzten Jahre gab der Reichsinnenminister 75 000 Mark, die Stadt Berlin 100 000 Mark, aber nichts nutzte: das Defizit wuchs auf 300 000 Mark an, die Hypothekenlast auf dem Hause stieg auf eine Million. Zugleich fiel die Mitgliederziffer, die in den besten Zeiten Piscators und Jeßners 150- bis 160 000 betragen hatte, auf unter 90 000, gegen Ende der Spielzeit sprangen dann weitere Zehntausende ab, und die neue Spielzeit wurde, obwohl sie immerhin noch auf einen Etat von 87 000 Mitgliedern eingerichtet war, mit knapp 60 000 eröffnet, von denen vermutlich im Laufe der Spielzeit wieder, wenig gerechnet, 5- bis 10 000 abfallen werden. Die Sonderabteilungen, die noch im vorigen Jahre unter dem jetzt ausgeschlossenen Mitgliederausschuß trotz Sabotage und geringer Mittel 10 000 Jugendliche aufgebracht hatten, sind heute unter dem Weihwedel des Vorstandes bereits auf etwa 6- oder 7000, soweit man schätzen kann, zusammengeschmolzen. Alles in allem hat die Volksbühne abermals ein Drittel des Bestandes eingebüßt. Das amtlich schon jetzt erwartete Defizit beträgt bereits 400- bis 500 000 Mark. Das ist voraussichtlich das Ende. Die Volksbühne ist als selbständige Institution nicht mehr lebensfähig.

Am traurigsten ist es, daß der Vorstand der Volksbühne, deren leitender Kassengeist die Jugendversammlung mit einem Hinweis auf sein Hausrecht eröffnete, nicht im entferntesten die psychologischen Ursachen des Verfalls erkennt. Gleich Gassenbuben kanzelt die Leitung die führenden Kritiker Berlins, denen sie die Schuld an ihrer mangelnden Werbekraft gibt, ab, und im Tone von Ordnungskommissaren und Tugendwächtern zetert sie über die radikale Arbeiterpresse, weil diese es wagt, das Programm der Tendenzlosigkeit am Bülowplatz zu beanstanden und die Volksbühne an ihre Vergangenheit im Dienste der proletarischen Bewegung und der revolutionären Dramatik zu erinnern. Die Volksbühne begreift eben nicht, was die Zeitströmung von ihr fordert. Statt dem Verlangen nach moderner Kunst, das in der linksbürgerlichen wie in der proletarischen Bewegung allgemein ist, zu entsprechen, erhöht sie die Beiträge und sperrt damit in einer Zeit der Wirtschaftskrise die wichtigsten Jugendlichen ab. Sie sieht nicht, daß die Bürger austreten, weil ihnen die Reibaro besseres Theater und aktuellern Zeitbühnenersatz bietet, und daß die Arbeiter austreten, weil sie zu diesem Vorstand mit dem Programm des „Menschlich-Großen" kein Vertrauen mehr haben. Auch von den konkurrierenden Kräften der neuen Aesthetik, dem Kino, dem Radio und der proletarischen Massenkunst hat man am Bülowplatz keinen Dunst. Der Vereinsvorstand, bestehend aus Jubilaren, versteht es noch nicht, daß

schon längst die wichtigen Entscheidungen im Bühnenwesen außerhalb seines Baues fallen, und während er selbst immer verzweifelt nach neuen Stücken ruft, wenn man ihn an seine Verpflichtungen erinnert, bemerkt er es infolge Altersschwäche nicht mehr, daß eine neue Zeit längst eine Gruppe junger Schauspieler hervorgerufen hat, die ihre Verbindung mit der Masse durch neue Zeitstücke hergestellt hat. Auch erkennt der Bureaukratismus am Bülowplatz nicht mehr, daß es überhaupt noch Arbeiterviertel gibt. Als ich, der ich immerhin einige praktische organisatorische Erfahrung besitze und der Volksbühne in frühern Jahren 80 000 Mitglieder oder mehr im westdeutschen Industriegebiet organisiert habe, auf die Möglichkeit der Gewinnung neuer Massen auf dem Wedding und in Neukölln hinwies, um die zehntausende leerer Sessel zu besetzen, antwortete mir der amtliche Sekretär der Rauschebärte, das sei nicht möglich. Den amtlichen Herren der Volksbühne ist eben unbekannt, daß andre proletarische Kunstorganisationen gegenwärtig grade in den genannten Bezirken tausende neuer Mitglieder gewinnen. Ihnen ist die gute Beziehung zum Kultusministerium auch zweifellos wichtiger als der Ludergeruch der Revolution und der Hauch der Leute, die einst die Groschen der Volksbühne in Zigarrenkisten sammelten.

Auch wir wissen, daß es eine Wirtschaftsnot sondergleichen gibt, daß eine Theaterkrise, daß eine Elendsarmee von Erwerbslosen in dieser Weltstadt besteht. Wir wissen aber auch, wie die künstlerischen Mittel aussehen müssen, um die heutigen Arbeiter und zugleich die wirklich geistigen Schichten Berlins für ein Theater der proletarischen Avantgarde zu interessieren. Die Leitung der Volksbühne weiß das nicht mehr. Längst gewöhnt, von der öffentlichen Hand in den Mund zu leben, wird sie nun wohl den letzten Schritt tun und ihr langweiliges Vereinsmaleins durch eine Tat des öffentlichen Selbstmordes krönen. Lebensunfähig geworden, wird sie nun vielleicht zum Staate oder zur Stadt gehen. Octavio („Du hast gesiegt, Octavio") geht schon wieder um; vielleicht kommt auch der Brief mit dem Fürstentitel bald. Sorgen wir, daß nicht das letzte Stück Freiheit am Bülowplatz verloren gehe!

Deutsch-Fascistische Wirtschaftstheorie

von Alfons Goldschmidt

II

Die nationalsozialistischen Wirtschaftstheoretiker arbeiten im Nebel. Diese Nebelhaftigkeit erscheint jedoch als Klarheit in den Thesen und Vorschlägen. Das Zugkraftgeheimnis der Lehre ist ihr mystischer Gehalt in scheinbar exakter Form.

Gänzlich unbekümmert lassen diese Leute das Entstehungsgesetz des Staates beiseite. Indem sie aber die Geburt des Staates und seine Entwicklung in der Luft lassen, das heißt ihn in Wirklichkeit nicht als höchste organisatorische Form der in seinem Rahmen wirkenden Kräfte begreifen, können sie ihm die Rolle eines überparteilichen Fürsorgers zusprechen, der das

Wunder vollbringt, sich nicht nach dem Kräfteverhältnis in der Wirtschaft zu richten. Wir haben also hier, trotz Berufung auf die organische Kraft, eine Lenkung von oben, die mit den aufstrebenden Gewalten, das heißt mit den Gewalten, deren Lebenswillen sie erfüllen soll, nichts zu tun hat. So entsteht das diktatorische Hoheitsrecht eines Staates, der gar nicht existiert. Die Wirtschaftstheorie wird auf diese Weise politisch grundlose Staatstheorie. Es ist politische Ökonomie in des Wortes engster Bedeutung. Die Qualifizierung der Quantität wissen diese Theoretiker nicht anders zu erreichen als durch Aufstellung einer Spitze, die de facto keine Grundlage hat, obwohl immer von dieser Grundlage, dem Volk, gesprochen wird.

Damit die so aus dem Nichts geborene staatliche Führerschaft der Begründung nicht ermangle, muß der Wert vergewaltigt werden. . . Dabei wird allerdings die Mystik wieder sichtbar. Denn wenn diese Theoretiker behaupten, daß nicht die Handarbeit allein den Wert erzeuge, sondern auch die Tätigkeit in der Güterzirkulation, in der Verwaltung und so weiter, so entgehen sie damit der Formulierungsnotwendigkeit. Sie brauchen den Wert nicht mehr zu bestimmen und haben dabei noch den Vorteil, ihren Kommandostellen, oder, wie sie sagen, ihrem wirtschaftlichen Generalstab, werterzeugende Eigenschaften zu sichern. Dabei ist es selbstverständlich, daß in dieser Lehre der obere mystische Wert, beziehungsweise der Wert in der Führerschaft, den Wert in der eigentlichen Arbeitskraft bei weitem überragt. Die politische Organisation, in diesem Falle die Diktatur, wird mit bewundernswerter Bedenkenlosigkeit zur wertschöpfenden Gewalt gemacht. Man braucht allerdings zwecks Motivierung der nationalsozialistischen Kredittheorie den Hinweis auf die Unproduktivität der Verwaltung, aber was kümmert diese Lehrer solcher Widerspruch, wenn das Lehrgebäude unter allen Umständen errichtet werden muß!

Ist aber erst einmal die Gewalt da, die fürsorglich das Ganze zusammenhalten kann, so hat sie selbstverständlich auch die Fähigkeit, die bestehende Schichtung des Eigentums und dessen Formen aufrecht zu erhalten, das heißt nichts zu ändern, sondern es bei „der gesunden Mischung von Klein-, Mittel- und Großbetrieben" zu belassen. Die staatliche Aufgabe gegenüber der Wirtschaft ist somit eine Erhaltungsaufgabe. Angestrebt wird die Parität von Arbeit und Kapital. Um den Gegensatz auch theoretisch und moralisch zu überbrücken, wird das Kapital sozusagen in Engel und Teufel geteilt, nämlich in schaffendes und raffendes Kapital. Das raffende Kapital sitzt in den Großbanken, den Warenhäusern, in der Börse, und das sogenannte schaffende Kapital hat nichts mit ihm gemein, so daß das raffende Kapital ebenso wie der Staat aus der freien Luft entsteht. Nach dieser Theorie hat das raffende Kapital überhaupt keine Basis, es wütet irgendwo in der kapitalistischen Wirtschaft herum, ohne Verbindung mit der Produktion. Die Nationalsozialisten bekämpfen sozusagen ihre eigne Dichtung. Und dieser Unsinn wird mit Reformatorengeste vorgetragen. Er gehört zu den ältesten Ladenhütern der Utopie.

Da die nationalsozialistische Staats- und Wirtschaftstheorie sich nicht auf den Wert der wahrhaft produktiven Arbeit gründet, weicht sie überall da aus, wo es um das Schicksal der Masse geht. Deshalb wird der Beweis versucht, daß wir vor einer Typisierungsdämmerung stehen. Qualitätsarbeit und Qualitätsprodukt, das heißt das alte Handwerk, sei nicht weit von seiner Wiedergeburt. Es ist klar, daß der Nationalsozialismus diese atomistische These aufstellt, weil die „Gefolgschaft" sicherer ist in einer atomisierten Wirtschaft als in einer Wirtschaft der Arbeitermassen und der Massenprodukte. Man geht zurück ins Mittelalter, weil man herrschen will. Daher ist denn auch der Ständeaufbau der nationalsozialistischen Wirtschaft ein Pyramidenaufbau, genau so wie die alten Theokratien. Er unterscheidet sich grundsätzlich nicht von dem Aufbau etwa des Aztekenreiches in Mexiko. Wie übrigens die nationalsozialistischen Wirtschaftsführer im Zustand der heutigen Wirtschaft, deren Grundlage sie ja nicht antasten wollen, ihre Stände bestimmen werden, das ist ihr Geheimnis. Jedenfalls lehnen sie den Klassenbegriff ab und bekennen sich zu der verkrachten Zwangssyndizierung Mussolinis und zu der Arbeitspflicht. Auf diese Weise haben sie es leicht, Streikbruch schon heute zu verteidigen und morgen den Streik aus der Welt zu schaffen. Man sieht deutlich den hierarchischen Charakter dieser „Volksverbundenheit", bei der sich die unangetasteten Wirtschaftskapitäne nicht schlecht stehen würden.

Obwohl jedoch der Staat eine nachtwächterliche Grundfunktion erhält, obwohl die Eigentumsverfassung bleibt, wird dem Zins Fehde angesagt. „Das Rentabilitätsprinzip des Geldleihgeschäfts" soll ersetzt werden durch das Prinzip der Bedarfsdeckung. Daß Zinslosigkeit Ausgleich von Stadt und Land voraussetzt, das heißt einen völligen Umbau der Wirtschaft, wird nicht berücksichtigt, wie denn auch die Entstehung des Zinses mehr auf eine mystische, gewinnheckende Kraft des Geldes als auf die Widersprüche in der Wirtschaft selbst zurückgeführt wird. Diese Theorie der Zinslosigkeit, die sich sogar Lawscher Phantasieexperimente bedient, hat ebensowenig Grundlage wie alles andre in der nationalsozialistischen Wirtschaftslehre. Nachdem aber soeben der losgelöste Staat seine Fürsorgeaufgaben erhalten hat, wird er gleich darauf zum Unternehmer gemacht und zum Großbankier, damit die Macht des Finanzkapitals gebrochen werde. Was bisher von unten aufgestiegen ist, soll nunmehr von oben in die Wirtschaft hineingeleitet werden. An eine Grundänderung der privatwirtschaftlichen Eigentumsverfassung ist ja nicht gedacht, der Einfluß wird nur umgekehrt, die Wirkung bleibt dieselbe.

Da aber die privatwirtschaftliche Verfassung nicht grundgeändert werden soll, so bleiben selbstverständlich auch die Steuerarten des Kapitals, direkte und indirekte Steuern mit einer Konzession an sozialdemokratische Programme, das heißt mit der Richtung gegen die indirekte Steuer, wobei der alte verschwommene Unterschied zwischen Steuer auf Luxusgegenstände und auf „Gegenstände des täglichen Bedarfs" beibehalten wird. Man sieht, daß in dieser Lehre aber auch gar nichts

Neues steckt. Die Staatshoheit ist Wirtschaftshoheit, also eine Art staatssozialistische Hoheit über einer privatwirtschaftlichen Gesellschaft, das heißt ein völliges Unding. Daß dieser Staat nicht ohne Wirtschaftskraft existieren könnte, haben diese Leute wohl begriffen, dennoch halten sie die Idee einer platonischen Staatsleitung aufrecht, jedenfalls um die Uneigennützigkeit ihrer Führerschaft plausibel zu machen. Deshalb wird auch der Sittlichkeitsbegriff, mit dem kein Theoretiker oder Praktiker nur das geringste anfangen kann, wieder in die Wirtschaftstheorie eingeführt. Die in den Führern kulminierende Sittlichkeit erlaubt die Forderung nach Diktatur. Die „überstaatliche" Geldmacht soll ersetzt werden durch die fascistische überstaatliche moralische Führermacht, wobei nach den organischen Quellen dieser Führermacht und nach ihrer Bestimmbarkeit erst gar nicht gefragt wird.

Alles ist Halbheit in dieser Theorie. Die Aktie, also das Instrument der verhaßten Wirtschaftsdemokratie, soll nicht beseitigt werden. Man will nur die Inhaberaktie zur Namensaktie machen, das heißt nicht etwa den kapitalistischen Mobilisierungsprozeß beenden sondern die Mobilisierungsinstrumente immobilisieren, was, wie die Praxis in jeder Minute beweist, ganz und gar unmöglich ist. Ebenso unmöglich, wie die Beseitigung des Zinses in einer Wirtschaft, deren Disagio erhalten werden soll. Daß unter solchen Umständen, das heißt bei tatsächlicher Konservierung der Gegensätze von Acker und Industrie, von Stadt und Land, die rückständigen Standortsforderungen der nationalsozialistischen Wirtschaftstheorie nicht erfüllbar sind, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Denn das Wesen des rationalen Standorts ist eben die Äquivalenz, die der fascistische Theoretiker mit Hilfe politischer Organisation von oben, nicht aber organisch radikal erzielen will.

Von den „weltwirtschaftlichen Verflechtungen" will ich hier gar nicht sprechen. Sie existieren anscheinend für diese Leute nicht, die sich ihrer Wirkung entziehen, indem sie sie nur anklagend beachten. Daß beispielsweise die Reparationszahlungen zu demselben System gehören, das die Nationalsozialisten nicht antasten wollen, darüber gehen die Herren hinweg. Um ihren isolierten Staat ist Luftleere. Allerdings in der Theorie nur, denn in der Praxis hat ja der oberste Führer dieses märchenhaften Gebildes schon die „internationale Verflechtung" anerkannt und den deutsch-fascistischen Staat als Bollwerk gegen die Sowjet-Union angeboten. Dieses Bollwerk wäre also in der Tat nichts andres als eine privateigentümliche Festigung der politisch-reaktionären Macht. In diesen Tagen schrieb mir einer unsrer klügsten bürgerlichen Wirtschaftskritiker, der die Apparatur des Privateigentums bis zum kleinsten Rädchen kennt: „Ich habe mir einmal das Programm der Nationalsozialisten mit seiner Begründung angesehen. Ich glaube, daß kein Student der Nationalökonomie im ersten Semester, wenn er nicht ein vollkommener Idiot ist, imstande wäre, einen solchen Unsinn zu produzieren, wie es hier in Wirtschaftsfragen geschieht." So ist es. Aber grade weil es so ist, besteht große Gefahr. Denn mit nichts ist der deutsche Kleinbürger so leicht

zu fangen wie mit Mystik, die sich grundsätzlich und exakt gibt. Man braucht ihm nur aus Oesterreich die Heilsröhre des Zeileis oder die Wirtschafts- und Staatsromantik des Herrn Othmar Spann zu zeigen, gleich gründet er Filialen in Deutschland. Die nationalsozialistische Theorie begründet weder die Nation noch den Sozialismus. Sie ist phantastisch, weiter nichts.

Der Neurotiker von Theobald Tiger

Er sitzt wie hinter Glas, das arme Luder,
und trippelt ängstlich an des Lebens Rand.
Er flieht und sucht und flieht den Menschenbruder
und hat den Nebenmenschen nie gekannt.
Er strahlte, wenn er grollte,
nur Flucht ist sein Verzicht...
Er könnte, müßte, sollte —
und kann doch nicht.

Er dünkt sich klein. Wie eitel ist der Knabe!
Er dünkt sich klein. Doch keiner ist ihm groß.
Sein starres Ich ist seine ganze Habe;
er will kein Schicksal — nur das große Los.
Ja, wenn er wollen wollte...!
Er hat kein Gleichgewicht.
Er könnte, müßte, sollte —
und kann doch nicht.

Er meint: die böse Welt muß an ihm schuld sein;
er projiziert auf sie sein dünnes Weh.
Er möchte ganz allein und im Tumult sein:
vorn Leipziger Straße — hinten Comer See.
Er spürt, wie in ihm sausend
die kranken Nerven schrein.
So gibt es hunderttausend —
und jeder ist allein.

Und kann man — kann man solche Knaben heilen?
Man: nein. Sie: ja. Gesund wird nur, wer will.
Man kann ihn lösen, lockern, spalten, heilen —
und dann zu sich verhelfen, fest und still.
Er ist, vor Faulheit fleißig,
der echte Exponent
von 1930,
das solche Nummern kennt.
Wie mancher davon verzückt ist...!
Lerne bei Vater Jung:
Es fragt sich, wer verrückt ist.
Und dann gute Besserung —!

Bemerkungen

Der Starhemberger

Das erste Wochenende glorreichen Herrschens der von den Christlich-Sozialen in die Regierung berufenen Heimwehr wurde mit Versammlung und Fackelzug erhebend gefeiert. Lauter Helden auf dem Heldenplatz? Der steinerne Schwarzenberg schaute verwundert auf den militärischen Glanz, aber sein reitendes Gegenstück, der Prinz Eugen, kehrte den redenden Recken das breite Hinterteil seines Rosses zu.

Da redete also zunächst ein führender Major leeres Zeug. Dann kam Stocker, der Führer der Eisenbahnerwehr, und das war schon interessanter. Erst wurde den bei der Bundesbahn Neuernannten, den bewährten Kameraden Dollfuß und Strafella, das Vertrauen ausgesprochen. Nun sei es aus mit Korruption und Mißwirtschaft, mit dem ganzen Augiasstall. Eben war Strafella noch das Auszukehrende, schon wird er selbst zum Auskehrer des Stalles, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Dann aber rief dieser Held über den Heldenplatz, man müsse den Wahlkampf führen, in der einen Hand den Stimmzettel, in der andern etwas Andres! Gewehr bei Fuß müsse man abwarten und, wie immer die Wahl ausgehe: an der Macht bleiben. Der Dickbäuchige keuchte und so wurde er abgelöst von dem, den so legale Worte auf den Plan rufen müssen: vom Justizminister. Der Notar Hueber ist die einzige Persönlichkeit unter den Rednern. Man kenne ihn nicht in Oesterreich? Um so besser, man würde ihn kennen lernen. Energisch, roh, gefährlich.

Und nun der Innenminister. Ein junger, smarter Aristokrat typisch österreichischer Prägung. „Unser Starhemberg" flüstern erregt die Damen. Wie werden sie erst „unser Otto" hauchen! Otto ist doch noch viel hübscher als Ernst Rüdiger — — gefährliche Schönheitskonkurrenz!

Ich habe dieses unbedeutende Bubengesicht ganz nah gesehn. Verhetzte Übermüdung schon heute und wilde Attentatsangst in den Augen. Eine Kette Starhembergscher Jäger, private Söldnertruppe des dreizehnfachen Schloßherrn, schützen denn auch den Minister, der vorgestern die Verfassung beschworen hat. Was hat er zu sagen? Er donnert gegen das verhaßte parlamentarische System, genau wie das einem Verfassungsminister ziemt. Da die gemeinsame Front für die Heimwehren heute zertrümmert ist, umgeht er die Parole der einigenden Linie und zeigt lieber den gemeinsamen Feind: Breitner. Und nun johlt die Menge aus der der prachtvolle Breitner Steuern für seine Arbeiterwohnhäuser und Spitäler gepreßt hat. Der markige Ernst Rüdiger verlangt Breitners Kopf, und der Justizminister jubelt Beifall. Ist Mord an einem Roten denn noch Mord? Ach wie leicht beschwören sich doch Verfassungen!

Ein Witzwort zum Schluß, es trifft die Krummnasigen. Sie sind die Zeitungsschmierer und deshalb: keine Zeitungen lesen während des Wahlkampfes, wer ein aufrechter Mann ist! Prachtbursch, unser Ernst Rüdiger!

Nicht hoch zu Roß sondern tief in der Limousine verschwindet er fluchtartig. Grotesk, klein, spielerisch wie Alles in Oesterreich auch dieser Führer. Die sozialistische Vorbildung Mussolinis ist eben kein leerer Wahn, ebensowenig die Kriegsteilnehmerschaft Hitlers. Durchlaucht geruhen von nichts Derartigem eine Ahnung zu haben. Nur von oben, nur mit Aristokretinismus ist es nicht zu schaffen, besonders wenn die Seele aristokratischer Erhebung, wenn die Fronde fehlt. Frondeure und nicht Minister haben Umwälzungen gebracht.

Rüdiger von Starhemberg, der Ahnherr, befreite Wien von den Türken, wer befreit es heute von seinem Enkel?

Math. Otto Zeiller

. . . zu dürfen

Eine der schauerlichsten Folgen der Arbeitslosigkeit ist wohl die, daß Arbeit als Gnade vergeben wird. Es ist wie im Kriege: wer die Butter hat, wird frech.

Es ist nicht nur, daß die Koalitionsrechte der Arbeiter und nun gar erst die der Angestellten auf ein Minimum zusammengeschmolzen sind, daß ihre Stellung bei Tarifverhandlungen immer ungünstiger wird, weil bereits das Wort „Tarif" bedrohliche Wettererscheinungen in den Personalbureaus hervorruft . . . auch die Atmosphäre in den Betrieben ist nicht heiterer geworden. Zwar jammern die Arbeitgeber: „Wir können die Untüchtigen so schwer herauskriegen — heutzutage kann man ja niemand mehr kündigen . . ." keine Sorge: man kann. Und so wird Arbeit und Arbeitsmöglichkeit, noch zu jämmerlichsten Löhnen, ein Diadem aus Juwelen und ein Perlengeschmeide.

„Der Portier, dem Sie da gekündigt haben," sagte neulich ein Beisitzer zu dem Vertreter des Café Josty, „hat immerhin dreißig Jahre vor Ihrer Tür gestanden . . ." — Der Vertreter: „Ist es nicht bereits ein Plus, dreißig Jahre vor dem Café Josty stehen zu dürfen?" Und wenn er den ganzen Satz nicht gesagt hat: „. . . zu dürfen" hat er bestimmt gesagt. Die einen haben das „Recht", für das Vaterland sterben zu dürfen, andre „dürfen" zu Hungerlöhnen arbeiten — wobei denn wieder andre die saure Pflicht haben, vierundzwanzig Aufsichtsratsposten bekleiden zu müssen.

Merk: Wenn einer bei der Festsetzung von Arbeit und Lohn mit „Ehre" kommt, mit „moralischen Rechten" und mit „sittlichen Pflichten", dann will er allemal mogeln.

Ignaz Wrobel

Der Barbier von Sevilla

Die Gründe des Anstoßes, den ein Teil der berliner Presse vorzeitig nahm, bleiben dunkel. Der Barbier von Sevilla — auf modern? Aber es ist ja gar nicht so wichtig, noch ist die Frage kategorisch zu beantworten, in welchem Kostüm das Theater des zwanzigsten Jahrhunderts diese Oper zu spielen hat, deren Stoff aus dem achtzehnten, deren Musik aus dem neunzehnten stammt, und die bei der Uraufführung, 1816, im Kostüm des Tages gegeben wurde. Daß die Lösungen des Theaters „falsch" oder „richtig" seien und nichts weiter, ist eine Vorstellung harmloser Oberlehrer. Das Theater hat, um zu leben, ein bißchen Anarchie nötig, ein klein wenig Recht auf die Freiheit, sich selbst sein Gesetz zu wählen. Gebote der Werktreue, des Zeitgefühls, des Stilwillens, des Geschmacks, des Takts, gewiß, die alle gibt es, und noch viel mehr; aber keine Instanz, die ihre Konflikte schlichtet. 1775 oder hundert Jahre später — das Gelingen entscheidet; der Erfolg entscheidet.

Der Friseur Figaro, pfiffig-munterer Kuppler in gräflichen Diensten, ist noch nicht der rebellische Kammerdiener im Grafenschloß. Der tolle Tag war aufrührerisches Zeittheater, und Kaiser Joseph der Fortschritt-

liche war entsetzt, daß Mozart es ihm ins Haus brachte. Mit dem sozialpolitisch unbelasteten Barbier ließe sich auch heute keins machen. Der schadenfrohe Täuschungs- und Verkleidungsspaß scheint bei Rossini eher in der Zeitlosigkeit eines volkstümlichen Singspiels angesiedelt, dessengleichen mit seinen typischen Buffofiguren das italienische Theater früherer Jahrhunderte reichlich produziert hat; diesem Milieu ist der Segen geschichtlicher Stilwandlungen fast ganz erspart geblieben. Und aus den selben Quellen ist die Musik mit unvergänglicher Melodie und unverwüstlicher Vitalität gespeist. Rossini ist nicht Mozart; aber auch — nicht mehr Mozart, nicht mehr Beaumarchais Zeitgenosse. Die Atmosphäre vorrevolutionärer Gespanntheit war ihm Luft von einem andern Planeten.

Nie ist der Barbier eine Rokoko-Oper gewesen; er braucht auch für uns keine zu sein. Für das unfeierlich-burleske Alltagsspiel, halb Posse, halb kleinbürgerliche Komödie, schaffen Reinkings saubere, technisch witzige Bühnenbilder einen Rahmen von Alltäglichkeit, der weder heutig-aktuell, noch historizistisch-beengend wirkt sondern: zeitlos-distanzierend. Ein Irgendwann tut sich auf, ein Irgendwann und Irgendwo — nicht des Opernmärchens sondern einer Wirklichkeit, die, wie von ferne, noch die unsre ist; ein abgelegener Winkel dieser Wirklichkeit, von der Zeit vergessen und im Raum verloren, südliche Kleinstadt, nicht genau in Spanien, eher ein Sevilla der italienischen Provinz, Heinrich Manns Kleine Stadt ... Italienische Spieloper — das Musikalische, nicht ganz unwichtig, ist von Fritz Zweig, der dafür Handgelenk und Fingerspitzen hat, vorbildlich diskret betreut. Orchester und Bühne, Gesang und Szene, Einzel- und Zusammenspiel — Regie Rabenalt —: aus viel winzigem Detail von leichter Hand sicher gefügt, entsteht ein Gesamtbild von präzisester Lebendigkeit. Wann sah und hörte man bei uns das erste Finale so lustig und exakt dahinwirbeln? Ein Abend des Gelingens und des Erfolgs für die Republikoper — Abend bitterer Enttäuschung für die treuen Feinde des Hauses.

Klaus Pringsheim

Ueberschrift: Der Börsenbericht

Julius J. Mayer ***Berlin W 56***

Telegrammadresse: Julmaybank

... Daß mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen schwere innere Kämpfe kommen werden, bedarf keiner Frage, und am bedauerlichsten ist dabei, daß sie mit Mitteln geführt werden, welche keineswegs als vornehm bezeichnet werden können.

Das alles zusammengenommen, ruft ein Heinesches Zitat in Erinnerung:

„Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht."

... Die Verhältnisse sind bei uns im großen und ganzen ja nicht schlechter als im Auslande, nur die Armut gegenüber dem Reichtum andrer Länder zeitigt die Unterschiede.

... Wenn angenommen wird, daß die Thyssenschen Anlagen eine angemessene Rente bringen sollen, dann müßten die ältern Anlagen der bestehenden Werke phantastische Gewinne zeigen, wenn eine Besserung in der Konjunktur mal wieder eintreten sollte, und im Wechsel der Zeit folgen sich die guten und schlechten Konjunkturen. Das alles zusammengenommen, erzwingt ein andres Zitat von Heine, welches lautet:

„Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land."

Stets gern zu Ihren Diensten
hochachtungsvoll
(gez.) ***Julius Meyer***

L'homme que j'ai tué

Maurice Rostand schrieb vor zehn Jahren seinen Roman „L'homme que j'ai tué", den Roman des Franzosen, der im Kriege einen Deutschen wissent-

lich und ohne Not erschossen hat, der in Deutschland die Angehörigen des Toten aufsucht und dann in den Tod geht. Zehn Jahre später greift Rostand den Roman wieder auf, formt ein Drama daraus und findet eine große schöne Lösung: die wahrhaft entsühnende Tat. Marcel geht nach Deutschland, mit der Absicht, den Angehörigen des Toten seine Tat zu beichten und auf sich zu nehmen, was sie ihm als Sühne auferlegen. Er betritt das Haus, das gänzlich eingesponnen ist in die Trauer um den Toten, und findet nicht den Mut zum Geständnis. Als Freund des Toten gewinnt er das Vertrauen der Familie, und plötzlich erkennt er, was seine Sühne ist: den Verlust zu ersetzen durch sich selbst.

Das ist kein Spezialfall, keine Sonderlösung. Es zeigt klar die Haltung Rostands, zeigt, daß das billige Wohlwollen den Andern gegenüber nicht genügt, sondern daß es nötig ist zu handeln. Das Leben für den Toten ist die Lösung Rostands.

Anfang September war die deutsche Uraufführung in Bremen, nachdem das Stück schon ein Jahr lang in Paris gespielt wurde. Es erhielt in der Bearbeitung von Karl Lerbs den Titel: „Der Mann, den sein Gewissen trieb".

Die mutige Direktion stellte das Stück vor ein Publikum von Abonnenten, das vorige Woche „Ratten" sah und nächste Woche „Herodes und Mariamne" sehen wird, und erwirkte sogar einen offiziellen Empfang des Autors beim Senat. Die liebevolle Regie Chmelnitzkys brachte das Stück weder bürgerlich-sentimental, noch heroisch-verstiegen heraus sondern als ein Beispiel, als einen Appell an Alle. So wurden diese Worte überall verstanden: „In dem gleichen Augenblick aber, wo mein Sohn von einer französischen Kugel fiel, starb wohl ein junger Franzose von einer deutschen Kugel — und mir ist, als wäre ich die Mutter von beiden."

Hans Herbert

Eintritt der Nazis in den Parlamentarismus

Als die Deutschen Warschau besetzt hatten, da ging ein alter jüdischer Apotheker, der von den Polen und den Russen viel Kummer gewohnt war, auf die Straße, um die neue Lage zu sondieren.

Als er zurückkam, tanzte er auf einem Bein.

— „Sie nemmen! Sie nemmen!" rief er freudig.

Der Schnupfen von Else Lasker-Schüler

Ich habe ihn doch wieder! Niesen ist unmodern geworden.
In den Biedermaierjahren,
Als die Leute noch gemütvoll waren,
Wünschten sich: „Gesundheit!" beide Gatten.
Oder auch: „Zum Wohlsein! wenn Sie mir gestatten."
Haben doch die meisten Leute im Laufe der Jahrzehnte der Tournüre Artigkeit gewissenlos eingebüßt und opfern keine Worte weiter zur Verherrlichung des Schnupfens. Mit Rezepten sind sie bei der Hand.
Ich trage meinen Schnupfen heute noch mit Würde,
Und klage nicht das launige Sommerwetter an.
Ich finde, „klagen", irgendwie absürde,
Wenn man noch eben etwas schnaufen kann.

Nähm ein Verleger mir nur meine Bürde,
Die ungedruckt an meinen Ästen hängt.
Die vielen Verse werden erst zur Zierde,
Wenn ein Verlag sich druckreif danach drängt.

Gedichte, die ich in den letzten Jahren schmierte,
Prosa hellrosa, cetera, was liegt daran —
In die ich en passant die Welt einschnürte,
Beweise lieferte, daß ich was kann.

Und erst was können könnt, postwendend postrestant.
Was drängt Ihr euch zu lindern meinen Schnupfen,
Als wären wir beinahe blutsverwandt.
— Am Abend führ ich in mein Nasenloch den Wattetupfen —
Vorher — in Glyzerin getaucht und — schnarche dann.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltbühnenleser. Mittwoch 20 Uhr, Café Adler am Dönhoffplatz. Ernst Ottwalt: Wandlungen des Rechts.
Association revolutionärer bildender Künstler. Ausstellung Münzstr. 24. An der Front des Fünfjahresplans.
Galerie Fritz Gurlitt, Potsdamer Str. 113. Ausstellung: Jeanne Mammen.

Köln

Weltbühnenleser treffen sich im Clublokal der „Grünen Bühne", Unter Goldschmied 21, Gildenhaus.

Bücher

Ernst Barlach: 5 Lithographien. Paul Cassirer, Berlin.
Heinrich Dehmel: Frauen und Ärzte an die Front. Lebenshilfe, Charlottenburg 2, Kurfürstenallee 40.
Theodore Dreiser: Die Frau. Paul Zsolnay, Wien.
Kurt Lamprecht: Regiment Reichstag. Fackelreiter-Verlag, Hamburg-Bergedorf.
Richard Linsert: Kabale und Liebe. Man-Verlag, Berlin.
R. M. Rilke: Briefe an eine junge Frau. Insel-Verlag, Leipzig.
Joseph Roth: Hiob, Gustav Kiepenheuer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.00: Verleger über das „Billige Buch", H. M. Elster und G. Kiepenheuer. — Stuttgart 21.30: Feruccio Busoni. — **Mittwoch.** Leipzig 20.30: Ernest Hemingway: Männer, Hans Fryberg. Berlin 21.10: Serge Prokofieff. — **Donnerstag.** Leipzig 20.05: Ruth Hellberg liest aus Joseph Roths „Hiob". — **Freitag.** Berlin 16.05: Die erste Konferenz der Balkanstaaten, Helmuth von Gerlach. — 19.15: Utopie von gestern — Technik von heute, W. Baumgart und E. W. Freißler. — Leipzig 21.15: Josef Krahé liest aus dem „Lächeln des Glücks" von Joseph Conrad. — **Sonnabend.** Leipzig 15.15: Leerlauf Mensch, K. Niels Nikolaus. — Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Paul Zech. — Stuttgart 18.05: Ossip Dymow liest eigne Dichtungen. — Berlin 19.35: Verleger gesucht. Quer durch die jüngste Dichtung.

Antworten

Reichswehrminister. In Otto Straßers Blatt ‚Der Nationale Sozialist', dem Organ der nationalsozialistischen Sezession, ist die erstaunliche Mitteilung zu lesen, daß General Heye nach seinem Scheiden aus dem Amt der Hitlerpartei beizutreten beabsichtige. Wir haben vor einiger Zeit vorausgesagt, daß der abgesägte General, ähnlich wie der von der Republik mit gleichem Undank belohnte General Reinhardt, nun postwendend in die Politik steigen werde: „Der Zurückgesetzte ging in seiner Verärgerung nach der andern Seite; er ist als dezidierter Rechtsradikaler gestorben ... Wohin wird General Heye gehen?" Es wäre sehr nett von Ihnen, wenn Sie sich zu der Mitteilung des Straßerblattes einmal näher äußern wollten.

Rundfunkhörer. Du bist und bleibst ein unmündiges Kind. Am vergangenen Freitag sollte eine Diskussion zwischen Kurt Hiller und dem Pater Stratmann über das Thema „Können Kriege vermieden werden?" stattfinden. Doch da griff auf Veranlassung des Reichsinnenministers Doktor Wirth der Politische Überwachungsausschuß ein, da es zweifelhaft sei, ob das Zwiegespräch im gegenwärtigen Augenblick „in der erwünschten Weise" wirken würde. So wurde dann verschoben. Am Freitag, den 17. Oktober, wird die Diskussion zwischen Hitler und Stratmann im Rahmen einer Protestkundgebung im Stadthaus, Klosterstraße (½8 Uhr), verlesen werden. Im übrigen, lieber Freund, ist es ein Irrtum anzunehmen, daß Goebbels schon regiert. Die republikanischen Minister bemühen sich nur, uns den Übergang zu erleichtern.

Mediziner. Zu der Glosse von Kurt Heymann in Nummer 38 der ‚Weltbühne' erfahre ich, daß der ‚Medizinischen Welt' bei der Veröffentlichung der Ansprache des königsberger Oberbürgermeisters Doktor Lohmeyer jede nationalistische Tendenz gefehlt hat. Der Kongreß der deutschen Naturforscher und Ärzte in Königsberg ist, wie das Brauch, im Namen der Stadt vom Oberbürgermeister begrüßt worden. Die Wiedergabe im Ärzteorgan ergab sich nur aus der Erfüllung einer Höflichkeitspflicht, und politische Schlußfolgerungen sind daraus nicht zu ziehen. Ich freue mich, das feststellen zu können.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Aus einem programmatischen Appell, den ihr hinausschickt, entnehme ich das folgende Stück: „Unter den Gesellschaften und Gemeinschaften Deutschlands mit dem Ziel, den gesetzlichen Massenmord aus der Welt zu schaffen, das niedergetretene Unrecht des Menschen, das Recht auf Leben, wiederherzustellen, ist ... die kleine Gruppe Revolutionärer Pazifisten ... auch die einzige, in der sozialistisch gewillte Zeitgenossen verschiedenster Richtung zusammentreffen: zu sachlicher, wenn auch nicht leidenschaftsloser Aussprache und zu gemeinsamem Kampf. Nie stand, seit 1918, die Gefahr eines Krieges so drohend am Horizont wie heute. Reibungen zwischen den Mächtegruppen an allen Ecken und Enden — von der gefährlichen internationalen Absatz- und Arbeitskrise zu schweigen. Würde, fragen wir Deutschen, ein kriegerischer Konflikt zwischen Dritten sich lokalisieren lassen? Stark ist die Tendenz, Deutschland in den Ring zu ziehn, der um die Sowjet-Union gelegt werden soll, um das heilige Land sozialistischen Beginnens, die Kraftquelle aller befreierischen Bewegung der Welt. Nicht minder stark: das heimliche Werben für ein Kriegsbündnis Deutschlands mit der Sowjet-Union und mit dem fascistischen Italien gegen den Block Frankreich-Belgien-Polen-Kleine Entente. Es scheint, als sei den meisten Deutschen das Bewußtsein abhanden gekommen, daß es außer einer ‚westlichen Orientierung', welche den Krieg bedeutet, und einer östlichen Orientierung, die den Krieg bedeutet, weil sie eine Orientierung des Kapitals und des Militärs ist, einstweilen eine dritte Möglichkeit gibt: die Neutralität. Gegen

beide Fälle von Krieg muß revolutionärer Pazifismus leidenschaftlich-planvoll den Widerstand organisieren. Jedes taugliche Mittel soll uns da recht sein. Um das niederträchtigste, das fürchterlichste aller Verbrechen zu verhindern, ist selbst Ungehorsam gegen die Gesetze erlaubt. Mit der gerechten Verteidigung einer höhern Kultur gegen den Ansturm der niedern würde ein Krieg nichts zu tun haben, den dieses konservative, kapitalistische, zu neuem Imperialismus ausholende Deutschland im Bunde mit wem auch immer führt. Gegner des Krieges! Vereinigt eure Kräfte! Setzt sie dort ein, wo Klarheit des Ziels und Klarheit über die Wege, wo Unabhängigkeit, Konsequenz und Mut herrscht! Verstärkt unsre Reihen! Verbreitert unsre Front! Sammelt euch in der überparteilichen sozialistischen Gruppe Revolutionärer Pazifisten!" Kurt Hiller, Joseph Baur (Nürnberg), Eugen Brehm (Ulm), Alfons Goldschmidt, Hans Godwin Grimm (Grenzmark), Franz Hammel (Eisenach), Heinz Kahn, Walther Karsch, Hans H. Kruse (Hamburg), Rudolf Kukula (Wien), Rudolf Leonhard (Paris), Walter Mehring, Christian Schmitz (Köln), Karl Schnog, Kurt Süselbeck (Dortmund), Bruno Vogel, Toni Vollmuth (Mainz), Kurt Werth, Ignaz Wrobel.

Jungproletarischer Bund. Ihr erlaßt einen Aufruf gegen die Arbeitsdienstpflicht und richtet an alle Organisationen die Bitte, Euch bis zum 15. Oktober mitzuteilen, welche Stellung sie zur Arbeitsdienstpflicht einnehmen und ob sie bereit sind, an einem gemeinsamen Abwehrkampf teilzunehmen. Die Antworten sind zu richten an Karl Rotsler, Berlin-Bohnsdorf, Paradiesstr. 27.

Deutscher Ausschuß für die Internationale sozialistische Ausstellung. Sie fordern alle sozialistischen Künstler auf, zu der Einrichtung der deutschen Abteilung auf der vom 5. November bis 2. Dezember in Amsterdam stattfindenden internationalen sozialistischen Ausstellung Photos von Bildern sowie Originale von Graphiken, Plastiken, Pressezeichnungen, Montagen und Plakaten, in denen die Ideologie des klassenbewußten Proletariats gestaltet ist, umgehend an den J. J. Ottens-Verlag (Berlin-Frohnau) zu senden. Dem deutschen Ausschuß gehören unter andern an: Adolf Behne, Otto Nagel und Werner Scholz.

Düsseldorfer. Das politisch-literarische Cabaret „Die kleine Weltbühne" sucht Gesinnungsfreunde für technische, literarische und darstellerische Mitarbeit (auch Manuskriptsendungen erwünscht; Honorierung). Werner Zacharias, Parkstr. 29, nimmt Zuschriften entgegen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Die Blutlinie von Carl v. Ossietzky

Es sind diesmal noch keine Knochen sondern nur für 50 000 Mark Fensterscheiben zerbrochen worden. Ein Café am Tiergarten, ein paar Warenhäuser, wurden en passant mit Steinen beehrt. Darunter eines, das seit zwei Generationen getauft ist, und ein andres, das keine jüdischen Angestellten leidet. Auch der gleichfalls bedachten Bank des Herrn Jakob Goldschmidt läßt sich nicht nachsagen, daß sie Ideen fördert, die nach der Auffassung rechts der Zersetzung dienen.

Dieses der Stärkung des deutschen Kredits gewidmete Unternehmen fand statt, während hundertacht Gelbhemden im Reichstag fröhlich ihr Analphabetentum manifestierten. Beim Namensaufruf wurde der Herr Abgeordnete Heines von der Linken mit dem Rufe „der Fememörder" begrüßt, worüber er mit geschmeicheltem Lächeln quittierte. Auch im Wahlkampf ist Herr Heines auf Plakaten als Fememörder vorgestellt worden, und das hat ohne Zweifel zugkräftig gewirkt. Die Quiriten haben ihn aufs Capitol geschickt, weil er gemordet hat. Es gilt festzuhalten: es gibt in Deutschland Bürger, die jemanden wählen, weil er an einem feigen Mord im Hinterhalt beteiligt war.

Nach der Meinung Unterrichteter kommt die Offensive gegen die Leipziger Straße nicht auf das Konto der Oberleitung sondern auf das des Hauptmanns Stennes und seiner Sturmabteilungen. Herr Stennes ist nämlich bei der Mandatsverteilung übergangen worden und hat schon neulich dem Osaf seine Unzufriedenheit darüber drastisch bekundet. Ist Herr Stennes weniger als andre? Auch an seinem Ruhm klebt Mord, er hat sich redlich bemüht, die Feme in der preußischen Polizei zu beheimaten. Er hat trotzdem kein Mandat bekommen, er ist böse, er arrangiert einstweilen auf eigne Faust Herbstmanöver.

Man darf die Hitlerbewegung nicht allein nach den Zivilmäulern der Feder und Straßer beurteilen, man muß vor allem auf ihre militärischen Fäuste schauen. Die Organisationen sind gespickt mit Offizieren aus der Freikorpsepoche. Diese Killinger, Heines, Stennes, Göring kommen alle von Ehrhardt-Roßbach und vom Baltikum. Sie fühlen sich nicht Hitler dienstbar sondern ihren alten Chefs. Sie sind die Parasiten in der neuen Firma, sie tragen andre Interessen hinein, ohne die neue Kasse zu verschmähen, aber sie sind unentbehrlich, weil Erfahrung und gute Nerven sie überall für die Exekutive empfehlen. Der kleine Goebbels ist für solche Schwerarbeit nicht ohne Riechfläschchen denkbar, der Schlag Heines reibt sich am Gras das Rot von den Händen und geht zum Eisbeinessen.

Es gibt ein paar Dutzend Freikorpsoffiziere, skrupellose, fanatische, beutegierige Abenteurer, die an allen nationalistischen Aktionen seit zwölf Jahren beteiligt sind. Es führt eine Linie vom Edenhotel und dem Baltikum über Kapp und O. S. weiter zu den Ministermorden, der Schwarzen Reichswehr und

dem Ruhrkampf zu den Wahlraufereien und den zerbrochenen Scheiben in der Leipziger Straße. Vor ein paar Monaten wurden am Rhein auf Geheiß der Partei die Häuser wirklicher oder vermeintlicher Separatisten demoliert, diesmal wird sehr gegen ihren Willen, an dem Tage, wo sie sich als salonfähig erweisen möchte, eine kleine Fensterscheibenattacke geritten, denn die Helden murren ob der Untätigkeit. Viele Politiker sind seit 1918 gekommen und verschwunden, geblieben ist eine Camorra von unbeschäftigten Offizieren, die ständig im Geheimen neue Leute anzieht und in ihre Geschäfte verstrickt. Lest im Buche von Gumbel nach oder in den Protokollen der vielen Prozesse, ihr werdet immer die gleichen Namen finden. Ihr werdet finden, daß der Kaufmann X., ein belangloser Zeuge für das Alibi des Hauptmanns Y., nach ein paar Jahren wieder als Zeuge in einer Bombenleger- oder Verschwörersache auftaucht. Es geht eine Blutlinie durch die zwölf Jahre Republik. Die Gerichte haben sie niemals ernsthaft bloßgelegt. Ein einziger konsequent zu Ende geführter Ehrhardt- oder Roßbachprozeß hätte uns den ärgsten Zauber der neuen Hitlermacht erspart.

Diese Offiziercamorra ist die wirkliche Nährerin des Bürgerkriegs gewesen. Sie hat die Schützengraben in die innere Politik eingeführt. Sehr klar hat das jetzt der jüdische Historiograph des deutschen Nationalbanditismus, Herr Arnolt Bronnen, in seinem sonst höchst langweiligen Roßbachbuch gesagt. Er gibt dort einmal die Stimmung Ende Dreiundzwanzig wieder: „... vorbei für immer war die Epoche, in der man noch mit den Impulsen des Krieges Deutschland und die Nation umgestalten konnte, in der man Versailles mit Versailles, und Rathenau mit Schüssen bekämpfen konnte." Trotzdem sieht der monokelbewehrte Bronnen zu schwarz: diese Epoche ist nicht vorüber, denn ihre Träger sind noch da. Vor zehn Jahren kämpften sie fürs alte Reich und für die Dynastie; heute tragen sie das Kostüm des gelben Sozialismus. Ihre Sprache hat sich verändert, ihr Beruf nicht.

Wie gern möchte man mit einem Appell die Vernunft zur Opposition entzünden, mit dem guten Feuer des gesunden Menschenverstandes diese Pest ausbrennen. Dank sei Thomas Mann, daß er aus der Reihe der schweigenden Geistigen heraustritt, wenn auch nicht mit der Vehemenz Emile Zolas. Es ist etwas kernfaul an diesem Volk, das ein Individuum zum Deputierten wählt, weil es ihm als Mörder empfohlen wird. Hier läßt sich mit Literatur nicht mehr kämpfen. Ist es nicht ein Jahrhundert her, daß uns der Triumph des Kriegsbuches von Remarque als eine spontane Wandlung zum Friedensgeist gedeutet wurde? Wir haben dem damals bei aller Anerkennung der Qualitäten des gutmeinenden Autors widersprochen. Die Friedensgesinnung ist dahin wie der Schnee vom vorigen Jahre. Denn so bunt gemischt die Wählerschaft des Nationalsozialismus auch sein mag, — sie hat sich doch dazu bekannt, daß Gewalt nach innen und außen das einzige noch mögliche Prinzip darstellt. Gegen eine Million Remarques recken sich sechs Millionen Kriegsbeile.

Tardieu und Briand von Hanns-Erich Kaminski

Die Frage der deutsch-französischen Beziehungen ist schicksalhaft für unser Land, für die Welt, für den Frieden! Wie oft haben wir das gerufen und geschrieben. Wir — nein, nicht wir, die Vernunft hatte Erfolge, die Verständigungspolitik marschierte. Sie stagnierte dann, gewiß, aber die Fundamente waren gelegt und blieben fest. Jetzt ist alles zerschlagen, wir stehen beinahe auf demselben Fleck wie 1923.

Das außenpolitische Ergebnis des 14. September ist, daß Deutschland vorläufig aufs neue isoliert steht. Die Front des Weltkrieges, die sich in den letzten Jahren gelockert hatte, droht wieder zusammenzuwachsen, vor allem in Frankreich beginnen weite Kreise in Deutschland wieder den Erbfeind zu sehen. Schon bereitet die französische Regierung einen diskreten Schritt bei der britischen vor, um sich mit ihr für den Fall zu verständigen, daß Deutschland eine Revision des Friedensvertrages oder ein Moratorium für die Young-Zahlungen nachsuchen sollte. Der höchst offiziöse diplomatische Mitarbeiter des ‚Daily Telegraph' berichtet von diesem Versuch, zur Entente zurückzukehren, am elften Oktober.

„Kaum haben wir das Rheinland geräumt und das letzte wirksame Pfand für die Durchführung des Friedensvertrages aufgegeben, so beginnt Deutschland einen Propagandafeldzug, um die Rückgewinnung des polnischen Korridors vorzubereiten, wirft sich dem Fascismus in die Arme und erklärt, es sei nicht mehr imstande, die Reparationszahlungen, trotz ihrer Ermäßigung durch den Young-Plan, aufzubringen. Solange unsre Truppen am Rhein standen, beteuerten die Deutschen ihre friedlichen Absichten. Jetzt zeigen sie ihr wahres Gesicht. Die Younganleihe ist nur noch zwei Drittel ihres Nominalwertes und bald vielleicht gar nichts mehr wert, morgen werden die Deutschen das kaiserliche Heer erneuern, übermorgen werden sie uns womöglich überfallen." Das sind gegenwärtig die Anschauungen vieler Franzosen.

Es ist die Tragödie Europas, daß die öffentliche Meinung in Deutschland und Frankreich sich seit 1917 nicht gleichmäßig entwickelt hat. Im Jahre 1917 war die Stimmung in beiden Ländern revolutionär, 1918 jedoch blieb sie es nur in Deutschland, die Massen in Frankreich fühlten sich damals vor allem als Siegervolk. Als später in Frankreich die Linke zur Macht gelangte, regierte in Deutschland bereits wieder die Mitte. In keinem Augenblick gab es gleichzeitig Linksregierungen in beiden Ländern, immer waren hier oder dort Störenfriede am Ruder, die das gemeinsame Werk durch ihren nationalistischen Egoismus unmöglich machten.

Jetzt, da unter dem Einfluß der Wirtschaftskrise die ganze Welt nach rechts rückt, ist diese Gleichheit der Regierungen hergestellt. Leider, kann man nur sagen, denn es ist die Gleichheit der Reaktion! Die Ähnlichkeit zwischen Tardieu und Brüning ist gradezu fatal. Beide sind Intriganten, die ständig nach rechts schielen; als Männer der Mitte werden sie eigentlich nur von den Linken angesehen, die darin einen Vorwand für ihre Kapitulation finden, und bald wird dieselbe Ähnlich-

keit vielleicht durch andre, noch weiter rechts stehende Regierungen unterstrichen werden.

Der Zustand, der sich in den letzten Jahren zwischen Deutschland und Frankreich herausgebildet hatte, läßt sich ungefähr folgendermaßen definieren: In Deutschland Bereitschaft der Regierung zu einer ziemlich weitgehenden Verständigung mit Frankreich, aber Abneigung des Volkes; in Frankreich Abneigung der Regierung, aber Bereitschaft des Volkes, das am liebsten mit Deutschland ein Bündnis geschlossen hätte.

Man muß sich dabei vor Augen halten, daß für die französiche Außenpolitik die öffentliche Meinung eine unverhältnismäßig geringe Rolle spielt. Man glaubt in Deutschland gern, die Franzosen seien Improvisatoren und die Engländer Dogmatiker. In Wirklichkeit ist es gradezu umgekehrt. Ein Dogma aber ist es für die herrschende Klasse Frankreichs, daß es sich gegen einen deutschen Überfall mit allen Mitteln sichern müsse: nicht nur durch Verträge und Schiedsgerichte sondern vor allem durch Bündnisse und Waffen. So kommt es, daß das amtliche Frankreich, entgegen der öffentlichen Meinung des Landes, Mussolinis Italien stets mit Glacéhandschuhen anfaßt und Deutschland mit zugeknöpfter Vorsicht behandelt.

Deutschland, seine Industrie, seine Literatur, seine Kunst, waren zuletzt gradezu Modesache in Frankreich. Aber das Volk war der Führer, und die Regierung war nur die widerwillig Geführte auf dem Weg der Verständigungspolitik.

Jetzt ist durch das Ergebnis der deutschen Wahlen eine förmliche Panik unter den Durchschnittsfranzosen ausgebrochen. „Es tut uns leid", kann man heute hören, „Ihr deutschen Republikaner seid brave Leute, mit Euch möchten wir gern zusammen arbeiten. Aber Ihr habt nichts zu sagen, nicht Ihr sondern die Nationalisten bestimmen die deutsche Politik. Der Gedanke an den Frieden ist schön, selbstverständlich muß man weiter dafür kämpfen. Aber Italien und Deutschland bedrohen uns. Da bleibt uns nichts andres übrig, als zunächst einmal weiter zu rüsten, auch wenn die Staatsausgaben für das nächste Jahr dadurch um sechs Milliarden höher sind."

Die große Bourgeoisie, die in Wahrheit die französische Politik macht, ist von dieser Stimmung befriedigt und schürt sie noch. Sie hat auch allen Grund dazu. Die Wirtschaftskrise hat bisher Frankreich kaum betroffen, aber bedrohliche Anzeichen sind unverkennbar, die Kursstürze auf den Märkten von New York, London und Berlin beginnen bereits die pariser Börse zu beeinflussen. Welch ein Gottesgeschenk, wenn das Volk trotzdem einsieht, daß es Opfer bringen muß, daß die Steuern nicht ermäßigt werden können, daß die Lasten der neuen Sozialversicherung nicht auf die Arbeitgeber abgewälzt werden können, daß von Abrüstung keine Rede sein kann!

Die Abonnenten des ‚Temps' werden gelächelt haben, als sie die Berichte vom Parteitag der radikal-sozialistischen Partei in Grenoble lasen. Da hielt der Abgeordnete Cot eine seit Monaten vorbereitete Rede über die außenpolitische Lage, in der er für die Abrüstung eintrat und sogar die Revision der Friedensverträge in Erwägung zog. Jedoch der linke Flügel der Radikal-Sozialisten, den Cot vertrat, war diesmal schwächer

als je. Nach ihm sprach Herriot, der Star der Partei, der Typus und das Mundstück des französischen Kleinbürgers. Er sprach gegen jede Revision. Selbstverständlich, er ist für die Abrüstung, aber nur, wenn sie Hand in Hand mit Sicherheit und Schiedsgerichtsbarkeit geht, wie es in dem Genfer Protokoll von 1924 festgelegt war, das nicht ratifiziert wurde und längst vergessen ist. Freilich, die Radikalsozialisten haben Angst, zu lange der Regierungskrippe fern zu bleiben, doch am stärksten hat sie das Ergebnis der deutschen Wahlen beeinflußt, und in jedem Fall kennzeichnet ihren Parteitag eine deutliche Wendung nach rechts.

Tardieus Zeit neigt sich ihrem Ende zu, vermutlich wird bald wieder sein Herr und Meister Poincaré das Steuer ergreifen. Ihm gehört diese Kammer, auf seinen Namen ist sie gewählt. Schon denkt er an seine gouvernementale Zukunft; bei dem geheimnisvollen Frühstück von Sampigny hat er dem Trick Tardieus, das Defizit des Budgets aus der autonomen Amortisationskasse zu decken, seinen päpstlichen Segen gegeben. Die Haltung des künftigen Kabinetts ist damit vorgezeichnet: es wird die reaktionäre Politik der Regierung Tardieu fortsetzen, nur mit größerer Autorität und mit Zustimmung der Radikal-Sozialisten oder wenigstens ihres größten Teils.

Und Briand? Einen Fall Briand gibt es überhaupt nicht, wenn man Briand als die Verkörperung eines Programms, als die unerschütterlich im Sturm wehende Fahne des Friedens ansieht. Diese Fahne weht allerdings in jedem Sturm, aber sie richtet sich nach dem Wind. Aristide Briand hat in seinem Leben mit so vielen Mehrheiten regiert, daß, wenn er nur will, er auch in der nächsten Regierung Platz finden kann. Tatsächlich sind die Angriffe der Rechten auf ihn völlig unbegründet. Er hat es immer verstanden, die richtige Politik zu treiben, nämlich Reden fürs Volk zu halten und Taten für die große Bourgeoisie zu tun. Die Welt hält ihn für den Mann der Tribüne. Aber der wahre Briand ist der Mann, der nachher mit den Achseln zuckt und privatim bedauernd sagt: „Ich kann leider nicht anders!"

Träte ein andrer an seine Stelle, er würde es vielleicht schlechter, aber nicht anders machen. Die Außenpolitik Frankreichs wird unter allen Umständen in der nächsten Zeit darin bestehen, gleichzeitig Friedensreden zu halten und zu rüsten — sei es mit diesem, sei es mit einem andern Briand.

Protokolle von Fritz Löwenthal

Der deutsche Strafprozeß wird beherrscht vom Grundsatz der Mündlichkeit. Das Gericht schöpft sein Urteil aus dem Ergebnis der grundsätzlich in Anwesenheit des Angeklagten vorzunehmenden Beweisaufnahme. Zeugen und Sachverständige, deren Aussagen für das Urteil von Wert sein können, müssen in der Hauptverhandlung gehört werden. Nur in wenigen Ausnahmefällen gestattet das Gesetz die Verlesung von Protokollen: wenn ein Zeuge, Sachverständiger oder Mitbeschuldigter verstorben, in Geisteskrankheit verfallen oder, unbe-

kannt wohin, verzogen, oder wenn ein bereits im Vorverfahren vernommener Zeuge aus besonderen Hinderungsgründen vom Erscheinen in der Hauptverhandlung entbunden ist. Behauptet ein Zeuge oder Sachverständiger in der Hauptverhandlung, er könne sich an Tatsachen nicht mehr entsinnen oder kann ein Widerspruch mit einer frühern Aussage nicht auf andre Weise gelöst werden, so kann ihm das Protokoll über seine frühere Vernehmung „zur Unterstützung seines Gedächtnisses" vorgehalten werden, auch können Erklärungen des Angeklagten, die in einem richterlichen Protokoll enthalten sind, „zum Zweck der Beweisaufnahme über ein Geständnis" oder zur Klärung eines Widerspruches mit einer frühern Vernehmung verlesen werden. Das Reichsgericht, stets geneigt, die gesetzlichen Vorschriften in einer den Angeklagten nachteiligen Weise auszulegen, läßt auch die Verlesung polizeilicher Protokolle zu, „zwecks Vorhaltung und Feststellung der Tatsache, daß über ein Geständnis (das heißt über irgend ein tatsächliches Zugeständnis) des Angeklagten eine Urkunde vorhanden ist."

In der täglichen Praxis unsrer Gerichte hat die Verwendung von Protokollen als Beweismittel einen derartigen Umfang angenommen, daß vielfach der Schwerpunkt des Verfahrens nicht in der mündlichen Verhandlung sondern im Vorverfahren liegt. Schwächt ein Angeklagter oder ein Zeuge in der Hauptverhandlung seine im Vorverfahren gemachten Aussagen ab, sucht er ihnen einen andern Sinn zu geben oder bestreitet er vollends, die in Protokollen festgelegten Aussagen überhaupt gemacht zu haben, so marschieren die Beamten, die im Vorverfahren Protokolle aufgenommen haben, Polizeiwachtmeister, Landjäger, Kriminalbeamte, Vernehmungs- und Untersuchungsrichter, als Zeugen des Staatsanwalts auf und bestätigen unter ihrem Eid, daß der Angeklagte die in den Protokollen enthaltenen Angaben genau so abgegeben habe. Nichts nützt da in der Regel der Hinweis, daß das Protokoll unter einem gewissen Druck oder in besonderer Eile oder unter offenbarem Mißverständnis bei der Befragung oder bei der Übertragung des gesprochenen Wortes ins amtliche Schriftdeutsch zustande gekommen ist. Was einmal niedergeschrieben, was gar unterschrieben ist, läßt sich meist nicht mehr aus der Welt schaffen; jede noch so einleuchtende Schilderung des Hergangs ist vergeblich, der tote Buchstabe ist stärker als das lebendige Wort. Ein Angeklagter, der sich in die Schlingen eines Protokolls hat verstricken lassen, ist meist schon vor Beginn der Hauptverhandlung verurteilt, der Akteninhalt überwuchert das mündliche Verfahren.

In besonderem Maße ist die Öffentlichkeit kürzlich durch den Prozeß gegen die nationalsozialistischen Reichswehroffiziere auf diese Methoden aufmerksam geworden. So entgegenkommend der gegen linksgerichtete Angeklagte unerbittliche Vierte Strafsenat des Reichsgerichts die Rechtsputschisten auch behandelt hat, in einer Hinsicht hat man doch an den „bewährten" Überführungspraktiken festgehalten: durch die beeidigte Aussage des Untersuchungsrichters wurde auch in diesem Falle die lückenhafte Beweis-

aufnahme in der Hauptverhandlung durch Protokolle des Vorverfahrens ergänzt und abgerundet. Sonst beziehen sich solche Rekonstruktionen gewöhnlich auf die frühern Aussagen von Angeklagten, im Reichsgerichtsprozeß handelt es sich aber vorwiegend um Vernehmungen von Zeugen, deren Gedächtnis in der weittragenden Atmosphäre des Gerichtssaales plötzlich lückenhaft geworden war. Wenn schon Herr Hitler, trotz des nach Zeitungsberichten in dem bekannten schweidnitzer Landfriedensprozeß von ihm geleisteten Meineides, die Abkürzung „S. A." bedeute nicht „Sturmabteilung" sondern „Sportabteilung", vor dem höchsten Tribunal des Reiches seine größenwahnsinnigen Phantastereien verzapfen durfte, so konnten auch die als Zeugen vernommenen Gesinnungsfreunde der versehentlich angeklagten Offiziere unbedenklich ein den Umständen entsprechendes Versagen ihrer Erinnerung riskieren. Hier mußte der Untersuchungsrichter Braune in die Bresche springen; denn allzu deutlich wurden da gewisse Einflüsse merkbar und der sonst nur aus Ehescheidungsprozessen bekannte Begriff des Kavaliereides eroberte hier ein neues Gebiet. Bezeichnend war nun, wie der Untersuchungsrichter, kaum geschützt durch den Vorsitzenden, von der Verteidigung, den Angeklagten und sogar den Zeugen in die Rolle eines Angeklagten gedrängt wurde, als er den Versuchen, den Begriff „Zersetzung" als eine durch ihn in das Verfahren hereingetragene Erfindung zu brandmarken, nicht nachgab. Es ist nicht unsre Sache, den Landgerichtsdirektor Braune gegen die Angriffe auf seine Untersuchungsmethoden in Schutz zu nehmen. Er ist es gewesen, der nach glaubhaften Mitteilungen sein erstes Verhör eines Verhafteten mit den Worten anfing: „Sie sind des Landesverrats beschuldigt, darauf steht Zuchthaus nicht unter fünfzehn Jahren, Sie können mit Ihrem Leben abschließen." Er ist es gewesen, der gegen den wegen „literarischen" Hochverrats rechtskräftig zu zwei Jahren Festung verurteilten bereits in Strafhaft befindlichen Schriftsteller Slang „wegen Verdunkelungsgefahr" in bezug auf eine weitere politische Anklage einen weitern Haftbefehl erlassen und es so möglichst lange verhindert hat, daß Slang der ihm als Festungsgefangenen zustehenden Vergünstigungen teilhaftig wurde. Er macht bei eiskalter formeller Korrektheit mit unbarmherziger Härte gegen kommunistische Angeklagte von allen in seine Hand gegebenen Befugnissen rücksichtslos Gebrauch. Aber was Landgerichtsdirektor Braune sich im Reichswehrprozeß an schnoddriger Überheblichkeit und militaristischer Anmaßung bieten lassen mußte, übersteigt doch das Maß sogar dessen, was man selbst im Rahmen des Vierten Strafsenats erwarten konnte. Dadurch, daß der Strafsenat seinen eignen Untersuchungsrichter vorübergehend dem Ansturm der feindlichen Meute preisgab, durchlöcherte er selbst seine ständige Praxis der Rekonstruktion der Beweisaufnahme durch Vernehmung der im Vorverfahren tätig gewesenen Beamten.

Wollten die deutschen Gerichte nach diesem Vorgang allgemein davon Abstand nehmen, die Protokolle des Vorverfahrens in der Hauptverhandlung durch die Protokollierenden be-

schwören zu lassen, so wäre das sehr zu begrüßen. Denn dadurch würde der Grundsatz der Mündlichkeit im Strafprozeß wiederhergestellt. In Wirklichkeit aber spielen die Protokolle nach wie vor die größte Rolle.

Höchst eigenartige Einblicke in die Methoden der Abteilung I A des berliner Polizeipräsidiums gewährte der gleichzeitig mit dem Reichswehrprozeß von einem berliner Schwurgericht verhandelte Prozeß wegen Tötung des Nationalsozialisten Wessel. Wie schon aus andern Fällen bekannt, wurden die Beschuldigten viele Stunden lang ununterbrochen vernommen, und zwar nicht von einem einzigen Kriminalbeamten, vielmehr saß eine ganze Anzahl um die bedauernswerten Ausforschungsobjekte herum und fragte gemeinsam derart in sie hinein, daß ihnen Hören und Sehen verging. Mit Zigaretten und im Tone brüderlicher Freundschaft suchte man sie kirre zu machen, half dies nichts, so verstand man aber auch, entschiedenere Töne anzuwenden, die sehr leicht als Drohung verstanden werden konnten. Einer der Angeklagten weigerte sich, die Dinge, die ihm vorgelesen wurden, zu unterschreiben, weil er etwas derartiges nicht gesagt habe; gleichwohl wurden die offenbar unrichtigen Aufzeichnungen des eifrigen Kriminalbeamten zu den Gerichtsakten gebracht mit dem Bemerken, der Angeklagte habe das darin Niedergelegte zwar gesagt, dann aber die Unterschrift verweigert. Auch im Wesselprozeß stellte die Staatsanwaltschaft den Antrag, die Kriminalbeamten als Zeugen für die Art des Zustandekommens und für die Richtigkeit des Inhalts der Protokolle zu hören; die Verteidigung trat dem aber mit Erfolg entgegen, mit der Ankündigung, sie sei gezwungen, falls die Kriminalbeamten vernommen würden, mit zahlreichen Tatsachen belegte Beweisanträge über die Methoden der Polizeizeugen und der Abteilung I A einzubringen. Diese Aussicht war für Gericht und Staatsanwalt derart verlockend, daß auf das Zeugnis der Kriminalbeamten stillschweigend verzichtet wurde.

Sehr viele deutsche Richter und Staatsanwälte erblicken ihre einzige Aufgabe darin, die Angeklagten unter allen Umständen zu überführen. Handelt es sich gar um Prozesse mit politischem Einschlag, so wird die Unmöglichkeit einer wahrhaft überparteilichen Stellung grade bei der Verwendung der in ihrer Entstehung unkontrollierbaren Protokolle des Vorverfahrens besonders deutlich. Wer sich klar ist, welche Gefahr die im Vorverfahren aufgenommenen Protokolle in sich bergen, der wird sich, wenn er selbst in die Lage kommen sollte, einer strafbaren Handlung beschuldigt zu werden, standhaft weigern, vor der Polizei, und ohne Rücksprache mit seinem Verteidiger auch vor dem Vernehmungs- und Untersuchungsrichter, irgendwelche Aussagen zu machen oder gar zu unterschreiben. Zwingen kann einen niemand dazu, jeder hat es also selbst in der Hand zu verhindern, daß der Ausgang des Verfahrens durch seine eigne Mithilfe schon zu Anbeginn ungünstig festgelegt wird. Wenn alle Beschuldigten sich weigern, der Polizei irgendwelche Angaben zu machen, dann findet der Unfug des Überwucherns der Protokolle in der mündlichen Hauptverhandlung bald sein wohlverdientes Ende.

Geschichte des Hinterlands von Henri Guilbeaux

I

Zehn Jahre nach dem imperialistischen Krieg ist gleichzeitig mit dem ungeheuren Anwachsen der Rüstungen und der Kriegsgefahr eine Kriegsliteratur entstanden, deren Qualität durchaus nicht mit ihrer Quantität übereinstimmt. Diese Literatur hat sich nicht auf Romane und Erzählungen beschränkt, sie hat auch Bühne und Film überschwemmt.

Eine wunderliche Tatsache: die französische Kriegsliteratur ist der deutschen lange vorangegangen. Sie ist sogar schon während des Krieges entstanden. Zum Beispiel: „Au dessus de la Mêlée" von Romain Rolland, „Das Feuer" von Barbusse, um nur einige charakteristische und weltbekannte Beispiele zu zitieren. Ein andres Wunder, das auch erwähnt werden muß: die deutsche Kriegsliteratur hat in Frankreich eine unerwartet großartige Aufnahme gefunden. Sie beweist das Interesse und die Sympathie, die die breite Masse den Dingen in Deutschland entgegenbringt.

Die Kriegsliteratur hat verschiedene Unterprodukte hervorgebracht. So ist es zum Beispiel sicher, daß die Darstellung der Affäre Dreyfus auf der Bühne und im Film indirekt durch den Erfolg der Kriegsliteratur entstanden ist, allerdings auch durch das politische Interesse des deutschen zeitgenössischen Theaters. Obgleich doch diese Affäre aus der Zeit der Vorbereitung zum großen Krieg stammt. Der Erfolg ist — auch das darf nicht vergessen werden — zum Teil auch auf ähnliche Vorkommnisse in der Reichswehr zurückzuführen.

Die deutsche Kriegsliteratur ist dadurch, daß sie später und in einer Zeit stärkern Klassenkampfes entstanden ist, kämpferischer und revolutionärer als die französische. Sie hat sich von der Armee auf die Marine ausgedehnt und in Büchern und im Theater sind Matrosenrevolten den Soldatenrevolten gefolgt.

So ist die ganze „äußere Front" des Krieges zu Wasser und zu Lande ausgebeutet worden. Es ist als sicher anzunehmen, daß bald auch die „innere Front" zum Gegenstand von Studien, Untersuchungen, Romanen und Erzählungen wird.

II

In Frankreich ist soeben ein Werk erschienen, das man aus den verschiedensten Gründen begrüßen muß. Zum ersten Mal hat sich jemand der Aufgabe unterzogen, das Bild des Hinterlandes in allen kriegführenden Ländern zu zeichnen. Ein ungeheures Gemälde, das Wirtschaft als auch soziale Bewegung und Politik, Kapitalismus und Arbeitersache, das Einzelwesen und die Gesamtheit dem Krieg gegenüber berücksichtigt.

Dabei darf man nicht vergessen, daß die Zahl derer, die aktiv am Krieg an der Front teilnahmen, in die Millionen geht, während am Kampf in der Heimat gegen den Krieg vielleicht einige hundert, vielleicht auch nur einige Dutzend teilgenommen haben. Wenigstens soweit von Deutschland und Frankreich die Rede ist. In Italien und Rußland war es

anders. Man bedenke, daß in allen kriegführenden und neutralen Ländern — auch in der „ältesten Demokratie" der Schweiz — die gesamte Presse fortwährend alle Waffentaten und alles, was mit dem Krieg zusammenhing, verherrlichte, während eine unerbittliche Zensur sich gegen alle Bemühungen von Pazifisten und Revolutionären richtete, eine Zensur, deren Spuren heute nur mehr schwer zu finden sind. Die Geschichte des Hinterlands schreiben ist ein kühnes und mit vielen Schwierigkeiten kämpfendes Unternehmen. Wo soll man die losen Blätter, die seltenen illegalen Zeitungen und die von der Zensur gestrichenen Stellen aus kriegsgegnerischen Zeitschriften finden?

Diejenigen, die versucht haben, die Chronik der pazifistischen und revolutionären Bewegung während des Kriegs zu schildern, indem sie sich auf ihr eignes Land beschränkten, haben schon ungezählte Widerstände zu bekämpfen gehabt. Man stelle sich die Schwierigkeiten vor, die der hat, der nicht nur in einem einzigen Land sucht, den Dingen auf den Grund zu gehn, sondern der sich vornimmt, die unausgebeuteten Untergründe aller Länder zu beleuchten, die am Krieg teilgenommen haben.

Und doch hat dies ein Publizist mit seinem Erstlingswerk versucht: Charles Fraval: „Geschichte des Hinterlands". (Charles Fraval: „Historie de l'Arrière", Geschichte der Völker während des Krieges. Illustriert von Jack Bihr. Verlag Jideher, Paris.)

1917 war Fraval erst vierzehn Jahre alt! Er hat also nicht selbst an der pazifistischen Bewegung teilgenommen, deren Geschichte er uns gibt. Was andre erlebt haben, ist für Fraval Geschichte. Das ist gewiß schon etwas besonderes. Und es vermehrt noch die zahlreichen Schwierigkeiten, mit denen der Autor zu kämpfen hat. „Es ist also" — schreibt er an einen Freund — „die Geschichte dieser europäischen Periode eine wahrhafte Geduldsarbeit für den, der zu Ende kommen will. Dokumente fehlen. Studien über diesen Gegenstand ebenso. Die Archive sind nicht bekannt. Unter diesen Umständen habe ich, glaube ich, das Recht auf Nachsicht . . ."

Angesichts der Seltenheit und der Unvollständigkeit der Dokumente und Archive hat Charles Fraval seine Beobachtungen auf Grund wirtschaftlicher Realitäten gemacht. Zu Beginn seines Buches dankt er dem Historiker Professor Albert Mathiez, der ihn zu dieser historischen Methode veranlaßt hat.

Fraval erklärt ganz offen, daß er nicht als unparteiischer Historiker, nicht als mehr oder weniger objektiver Chronist gearbeitet hat. In seinem Buch, das allen denen gewidmet ist, die sich „dem Krieg entgegengestellt haben oder sich ihm entgegenstellen werden", hat er sich entschlossen „auf die Seite der Völker gestellt, die nur Befehle ausführen und die trotz allem äußern Anschein nur Spielzeuge sind".

III

Da Fraval Franzose ist, so ist sein Werk hauptsächlich Frankreich gewidmet. Aber auch wenn er von französischen

Ereignissen spricht, bleibt er Internationalist. Aber er verläßt auch die nationalen Grenzen und schreibt über die pazifistische, revolutionäre und sozialistische Opposition in andern Ländern. Er vergißt auch die neutralen Länder nicht und spricht von der Schweiz, die während des Kriegs sowohl ein pazifistisches und revolutionäres Zentrum war wie auch — schon ehe sie den Völkerbund beherbergt hat — eine Zuflucht für Diplomaten, Agenten, Spione, Detektive, Schieber und Kriegsgewinnler aller Art. Er denkt an wichtige politische Ereignisse, wie daran, daß Romain Rolland während des ganzen Krieges in Genf lebte, wo es heute Mode ist, zu vergessen, mit welchem Mut er die Verwirrung und die Mordlust bekämpfte, als er sein „Au dessus de la Mêlée" schrieb. Es war in Zürich, wo Lenin sein revolutionäres Hauptquartier aufschlug, und in der Schweiz entstand auch unter seinem Einfluß die Bewegung von Zimmerwald, die der russischen Revolution vorausging und die Dritte Internationale einleitete. Das alles erzählt Fraval.

Das Buch geht von der Untersuchung der Verantwortlichkeit am Kriege aus. Von den Ursachen des imperialistischen Konflikts, der englisch-deutschen Rivalität, des französisch-russischen Bündnisses, der Entente cordiale, der Bagdadbahn. Charles Fraval bekennt sich zu der marxistischen These einer unparteiischen Untersuchung der Kriegsursachen. Die Prüfung der verschiedenen Ursachen führt zu einer nachträglichen Bestätigung der prophetischen Broschüre des Volkswirtschaftlers Francis Delaisi: „Der kommende Krieg", die kurz vor dem Ausbruch des Krieges erschienen ist.

Dann folgt das Studium des Hinterlandes in seinen verschiedenen Formen. Das Regime der Verdächtigungen, der Zensur, des offenen Hasses, der Schamlosigkeit der Presse. Die Rolle der Kirche, deren Macht, die seit der Trennung von Kirche und Staat geschwächt war, wieder auflebt und mit Schwerindustrie, Generalstab und Regierung zusammen herrscht. Das Theater, das mit den Verwundeten durch die Damen vom Roten Kreuz gemacht wird. Und vor allen Dingen die Diktaturherrschaft der Schwerindustrie, ihre restlose Ausbeutung der mobilisierten Arbeiter, ihre ungeheuerlichen Profite, die fast unglaublich sind und die vollkommene Unterwerfung der Militärs, der Diplomaten und der Politiker unter ihre Macht.

Es ist der vollständige Triumph der Kriegsfabrikanten und Heereslieferanten, die das größte Interesse an der Verlängerung des Krieges und an der Zerfleischung der Völker haben, die Presse und Zensur kontrollieren und durch sie Pazifisten verleumden lassen. Fraval erinnert an einige Beispiele dieser riesigen Profite; die Firma Peugeot schließt am 31. Dezember 1915 ihre Bilanz mit einem Überschuß von 35 Millionen 247 000 Franken ab. Die Profite der „Marinestahlwerke" (Homécourt) steigen von 6 Millionen 800 000 Franken auf 17 Millionen; die der „Eisenhütten der Untern Loire" von 5½ Millionen auf 13 Millionen; die der „Eisen- und Stahlwerke von Chambon-Feugerolles" von 1 Million auf 9 Millionen 600 000 Franken und so weiter... Endlich eine

Spitzenleistung: „Citroën, der vor dem Krieg keinen Pfennig Vermögen hatte, weist in einem Taumel von Cynismus einen Profit von 150 Millionen Franken aus."

Neben diesem beredten Gemälde zeigt Fraval den Skandal auf dem Handelsgebiet. Abenteurer, Schauspieler, Prostituierte, Kleinhändler und kleine Ladeninhaber verwandeln sich plötzlich in Industrielle und Kriegslieferanten, indem sie schlechte Ware liefern und sich auf skandalöse Art bereichern. Die Intendantur zahlt mit geschlossenen Augen, ohne Kontrolle, verrückte Summen an Raffkes und Neureiche.

Diesem Bild reiht sich ein noch bedeutungsvolleres an, das in der ausgezeichneten Broschüre von Lehmann-Rußbüldt Platz finden müßte. („Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie"). Die französische Gesellschaft „Le Nickel" hörte nicht auf, während des ganzen Kriegs Erze an Deutschland zu liefern, die dazu verwendet wurden, Geschosse herzustellen, die französische Soldaten töteten!

Der Verfasser beschäftigt sich auch mit den Kriegsgreueln. Er beweist an Hand von Dokumenten und Zitaten, daß auf beiden Seiten die gräßlichsten Dinge passiert sind, und daß diese Greuel nur die natürlichen Folgen des Kriegs sind.

Diesen blutigen und finstern Bildern stellt Fraval die Arbeiter gegenüber, die als Einzelne nach und nach den Kopf erhoben, um zum Streik aufzufordern, der dieser von einem gelehrigen Generalstab begünstigten Ausbeutung durch die Schwerindustrie begegnen sollte. Er schreibt von dem wachsenden revolutionären Gären im Hinterland und an der Front; von dem Zerbrechen des „Burgfriedens", das sich trotz des wütenden Drucks des Diktators Clémenceau bemerkbar macht; von der russischen Revolution, dem deutschen Zusammenbruch, dem Sturz des deutschen Kaiserreichs und so weiter ... Und von den drei großen Erscheinungen, die sich von dem schwarzen Hintergrund des imperialistischen Kriegs von 1914—18 abhoben: von Jaurès, Lenin und Liebknecht.

Wenn man dieses Buch liest, das so reich an dokumentierten Tatsachen von einem Vertreter der Generation geschrieben wurde, die den Krieg nicht miterlebt, ihn aber aufs gründlichste studiert hat, wenn man dieses Buch liest, das das Erwachen der Völker und ihre Auflehnung gegen den Krieg beschreibt, so fragt man sich, wie es zehn Jahre nach dieser Schlächterei im Jahre des Heils 1930 möglich ist, daß die Völker Rüstungen dulden, die denen von 1914 in nichts nachstehen und es ruhig mitansehen, wie Europa vom Fascismus überfallen wird, der es in einen neuen Strom von Chauvinismus hineinreißt.

Fraval, der kein trunkener Idealist ist sondern ein Materialist und Realist, schreibt nicht ohne Bitterkeit: „Möge dieses Buch den Geist einiger künftiger Opfer der kapitalistischen Rivalität erleuchten und sie vor den großen Worten und pompösen Reden warnen, die in geschickter Form sich nur auf Gefühle und nicht auf Tatsachen stützen, Reden, die nur ein theoretischer Wall sind, der eines Tages, in den dunkelsten Stunden der Geschichte, von der unwiderstehlichen Macht der Tatsachen hinweggefegt wird."

Deutsch von Milly Zirker

Verband sächsischer Germanen von Ernst Bloch

In seiner Haut kann man sich mannigfach wohl fühlen. Aber das ist doch merkwürdig, daß Deutsche die Rasse erfunden haben. Völkische haben das noble Blut allein, und die andern schweigen dazu oder denken frei.

Wäre man unter lauter Friesen, so sähe man wenigstens, wer gemeint ist. Aber wie die thüringischen Halbslaven den Namen Sachsen angenommen haben, ohne es zu sein, so ist Deutschland alles andre als reinrassig. Im Westen und Süden ist der Grund keltisch-römisch, im Osten slawisch, mit einer dünnen Kolonisation darüber. Andreas Hofer sieht wie ein Etrusker aus, wenn man die Porträts nimmt, die Hitler auch für Etrusker erfunden hat. Nicht genug damit haben die Völkischen sogar eine ganz neue Rasse in Deutschland entdeckt, die ostische oder dinarische, und sie leiten sie, mitten in Deutschland, von Mongolen ab. Seßhaft, breitköpfig, solid, voll Sicherheitswillen und Schollengeist sitzen die Ostier in der Alpengegend, genau dort, wo die „deutsche" Heimwehr blüht und der Schollengeist antisemitisch ist. Man versteht also nicht, wieso grade Deutsche die nordische als Edelrasse krönen können, bei dem geringen Bruchteil, den sie davon haben. Ja, die nordische Rassenphrase ist so wenig patriotisch, daß sie fast eine Ideologie für Landesverrat sein könnte, patriotisch gesprochen. England, Skandinavien, selbst Nordfrankreich sind germanischer, vor allem nordgermanischer, als das große und fruchtbare Mischvolk Deutschland. „Germanien" ist ein Stück Internationale, und sein Kirchenstaat liegt eher an der Themse als in Colonia Agrippina oder auch Zabrze, das jetzt Hindenburg heißt. Tatsächlich war Langbehn, der interessante Autor von „Rembrandt als Erzieher", ein Patriot des nordgermanischen Außenkreises; Goethe hatte sein Heil anderswo. Die Völkischen müßten also nicht nur die Juden sondern den größten Teil Deutschlands aus ihm hinauswerfen, um in ihrem „Deutschland" zu sein. Sie selber sind meist Sünder wider das Blut; so bedenklich ist „Rasse", wenn man kein Wikinger oder — kein Jude ist.

Was aber die Juden angeht, so kann man hier nochmal staunen. Von Rasse sprechen grade diese selten, sie spielen nichts davon aus. Der Rassenkampf ist einseitig, ja nicht einmal dies; denn die Antisemiten haben wenig Rasse (in ihrem Sinn), und die Juden kämpfen nicht. Das läßt sich gewiß, so im Vordergrund, notdürftig verstehen, nämlich aus Ekel und Überlegenheit. Erstens ist der Gegner von einer Gemeinheit, daß sie noch größer als seine Roheit und Unwissenheit ist. Gesichtsloser Pöbel beschimpft nicht nur den Pöbel im alten Judenvolk sondern rast gegen die Substanz dieses Volkes, von dem er einmal die Bibel hatte; ja, bleibt man einen Augenblick in der Rassenideologie, so könnte man sagen, nur „Kanaille" kann so gegen „Rasse" wüten — wirkliche Rasse müßte die andre ehren, wenn sie (nach Meinung der Antisemiten) so stark wie bei den Juden ist. Zweitens ist auch die Rassenideologie, die heute Adel mit Bauern und Kleinbürgern gegen die Großstadt verbündet, eine sehr durchschaubare Sach

als es den Edelingen noch gut ging, war ihnen das „Volk" gar nicht verwandt sondern Bauernkanaille oder Rotüre, und der Adel fühlte französisch. Die Rassenkunde im heutigen Zustand kommt aus der ständischen Reaktion, spannt sich ein Gestaltsehen vor, das sehen will, was ihm befohlen wird und mit der alten „Morphologie" nichts als das Vorgestrige, Prozeßlose gemein hat. Gewiß ist also das Hakenkreuz von keiner noblen „Rasse" getragen, seine „Wissenschaft" ist Ideologie oder Ablenkung des Bewußtseins; die Teutonen (welche gar keine sind) sind noch einen Schritt hinter die liberale Ideologie der „Sprachgemeinschaft" zurückgegangen, statt einen Satz zum wirklich sozialen Beweger, nämlich der „Klasse", vorwärts. Aber so richtig das alles ist: es treiben doch nicht alle Juden marxistische Analyse, auch glauben nicht alle, daß der „Rasse" gar nichts entspricht, wenn ihr keine soziale Wirklichkeit entspricht. Sie könnte hinter den Nebeln der Ideologie (wenn diese zerteilt wären) doch eine organische Wirklichkeit haben oder gar (was den Juden nicht so fern liegen müßte) eine theologische. Und vor allem scheint fast, als wären uralte Rollen vertauscht: die Mischrasse in Deutschland setzt sich als auserwähltes Volk, und die Juden blicken beiseite, kaschieren ihr uraltes, durchgekochtes Blut. Die Juden schweigen, wenn ihnen die Rasseschützer Ostelbiens Kuschiten, gar Hettiter einrechnen, als wären beide ein Unglück, auch nicht seit dreitausend Jahren konzentriert. Professoren phantasieren über die Wikinger als „erblondeten Zweig der semitischen Rasse", bleiben trotzdem münchner Antisemiten — die Juden treiben keine Rassenkunde, und das nicht aus Wissenschaft. Die Juden bringen nicht einmal Ironie auf, wenn dasselbe bei den Wikingern englisch sein soll, was bei den Juden teuflisch ist: Hakennase, Unternehmungs-, selbst Geschäftslust, riskantes Leben, Glauben ans Unsichtbare, Ragnarök. Als man in den Kreuzzügen nach Palästina zog, schlug man zuhause vorher Israel tot. Wenn der Hakenkreuzler auserwähltes Volk sein will, muß er vorher die Juden auf den Misthaufen lügen, um selbst recht auserwählt zu sein. Und Israel schweigt dazu, kein Judenbuch geht den Nationalsozialisten aufs eigne Feld. Um wenigstens das Material der Ideologien zu zerschlagen, wenn diese selber noch nicht aufzuheben sind.

Man soll mit den Wölfen nicht heulen, auch nicht mit gemischten. Wohl aber sollte die Feigheit aufhören, mit der die Juden ihre Rasse — als solche — beschimpfen lassen. Ungestört bleibt so jedes „Rassebuch" antisemitisch: lauter Edelinge hier, lauter Baldower dort; als ob sich die Baldower vor den Pachulken zu genieren hätten. Einen Augenblick sollte man sich mit den Theoretikern der Wölfe wenigstens messen und ihren Unsinn auf eignem Boden ad absurdum schlagen. Damit ist kein Anti-Günther mit umgekehrten Vorzeichen gemeint, aber mindestens einer, der dessen Widersprüche stellt und ziemlich adliges Paroli bietet, wenn es sein muß. Grade vom eignen, uralten Standort läßt sich kämpfen, den die andern bezogen und mit finstrer, menschenfeindlicher Ideologie gefüllt haben. Man sollte nicht ganz vergessen, daß „Rasse" cum grano salis ein jüdisches

Wort war, das „Volk Gottes" bedeutet hat und gewiß nur ein Postulat war, jedoch ein Postulat bis auf die Knochen. Auch wer den alten Standort verlassen hat (aufgeklärt, marxistisch, paulinisch, hier gleichviel), könnte diese Erinnerung fällig finden. Dem Hochmut und der Roheit von Kleinbürgern gegenüber, die gewöhnlich noch weniger „Rasse" (in ihrem Sinn) als Kenntnis ihrer Lage und ihres Ideologienebels haben. Kierkegaard sagt einmal, man müsse klüger als die Klügsten sein und dann gegen die Klugheit handeln. Hier gilt: man muß ebenfalls „Rasse" zeigen (mehr Rasse zu zeigen, ist unter deutschen Nationalsozialisten meist nicht schwer) und dann erst gegen ihren Aberglauben handeln.

Der kranke Zeisig von Kaspar Hauser

Für Grete Wels

Wartezimmer bei **Professor Latschko,** *dem großen Endokrenologen für externe Internie. Zeisig — der bekannte* **Herr Zeisig,** *der Sohn vom Kaplan Zeisig — sitzt auf einem Stühlchen und hat gelesen: Bade-Anzeiger des Kurorts Bad Stargard; Verzeichnis der Heilbäder der Uckermark; Verzeichnis der Fußbäder im oberen Lötschtal; Velhagen und Klasings Monatshefte, März 1919.* **Herr Zeisig** *will grade lesen: Velhagen und Klasings Monatshefte, April 1897, da öffnet sich die Tür des Sprechzimmers, und eine volle Dame, die so krank ist, daß sie vor Stolz keinen ansieht, geht, für etwa 45 Mark geheilt, heraus. Die Tür schließt sich. Pause.* **Eine Schwester** *erscheint. Sie trägt eine sterilisierte Tracht und gleitet sanft dahin; sie sieht aus wie ein Geheimrat im Finanzministerium auf Rollen.* Bitte! *sagt sie. Zeisign ist auf einmal furchtbar gesund ums Herz. Er will da nicht hinein. Er muß. Er tritt also ins*

Konsultationszimmer des Herrn Professor Latschko. Gediegene Inneneinrichtung. Alles atmet den Geist hoher Wissenschaft und strenger Honorare. **Zeisig** *seinerseits wagt kaum zu atmen. Denn*

Der Professor *sitzt an seinem Schreibtisch und schreibt emsig, sowie auch würdevoll. Er ist ein älterer, straffer Mann, bartlos, nur seine Seele trägt eine Brille; männliche Energie und etwas Sacharin-Lyrik, erworben im Verkehr mit gut zahlenden Patientinnen, haben sich in ihm gepaart.*

Der Zeisig *räuspert sich, sehr vorsichtig.*

Der Professor *schreibt.*

Der Zeisig *wartet sich eins.*

Der Professor *blickt auf.* Nun ... was führt Sie hierher?

Auf diese Frage war **der Zeisig** *nicht vorbereitet. Er hatte gedacht, die Konsultation würde mit einem kleinen Schwätzchen beginnen. Wo nun anfangen!* Ich ... iche ... mein Name ist Zeisig.

Der Professor *drückt durch seine Stummheit aus: Wir haben schon ganz andre Krankheiten geheilt!*

Der Zeisig Herr Professor ... Ich habe ... ich bin ... das heißt also: es sind mehr so allgemeine Beschwerden. Meine Arbeitskraft ist herabgesetzt; es ist so eine allgemeine Müdigkeit, vielleicht auch die Leber ... manchmal habe ich Herzstiche, und dann tun mir die Füße weh. Es muß also wohl die

Blase sein. Wir hatten in meiner Familie einen Fall, wo meine Tante Elfriede an chronischer Schwangerschaft ...

Der Professor Was sind Sie?

Der Zeisig Vasomotoriker.

Der Professor *sanft wie ein Irrenarzt, bevor er „Dauerbad!" sagt.* Von Beruf!

Der Zeisig Nähmaschinen-Grossist.

Der Professor Nun mal weiter.

Der Zeisig Also es ist sicherlich die Blase. Wenn ich lache, dann tut es mir hier weh, und wenn ich morgens aufwache, muß ich immer an Zuckerhüte denken. Es ist wie eine Zwangsvorstellung — immer Zuckerhüte. Auch mit der Verdauung ist das nicht mehr so wie früher ... es macht mir nicht mehr solchen Spaß. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Ich komme auf Empfehlung meines Hausarztes, des Herrn Doktor Bullett.

Der Professor, *ein General, hat den Namen dieses Landsknechts der Wissenschaft nicht gehört, er will ihn nicht gehört haben. Merkwürdig, was für Leute den Arztberuf ausüben dürfen . . .!* So. Wie ist es denn mit den Augen? Sehen Sie gut?

Der Zeisig, *der stolz darauf ist, daß er Schiffe am Horizont in Westerland eher sehen kann als alle andern* Gottseidank. Sehr gut.

Der Professor Das Gehör?

Der Zeisig Ausgezeichnet.

Der Professor Waren Sie mal geschlechtskrank?

Der Zeisig Fast gar nicht.

Der Professor Rauchen Sie?

Der Zeisig Ja. Aber nur orthopädischen Tabak.

Der Professor Alkohol?

Der Zeisig Nur Wein, Bier und etwas Likör.

Der Professor Ihre politische Zugehörigkeit?

Der Zeisig Deutsche Staatspartei.

Der Professor *ist beruhigt. Linksleute behandelt er nicht, wegen fein.* Sie rauchen also? Welche Sorte? Das ist wichtig.

Der Zeisig Ich rauche Brasilzigarren und türkische Zigaretten ... hauptsächlich.

Der Professor *ist froh, daß der Mann überhaupt raucht. Er blickt hier und da auf eine verborgene Aschenschale, in der eine Zigarre sich allein raucht.* Jedenfalls rauchen Sie nicht zu viel! Ihr Haarschnitt?

Der Zeisig ? — ?

Der Professor Hinten zu kurz. Diese Mode befördert die Erkältungen. Ihre Rasierseife?

Der Zeisig Eine Eau-de-Cologne-Seife.

Der Professor *immer noch wie eine Statue, aus Schmalz gehauen* Bitte — kommen Sie mit!

Der Zeisig *bereut es entsetzlich, sich diesem Menschen überantwortet zu haben. Er denkt: Ob es weh tut? So — jetzt wird sich ja herausstellen, was es ist; der Professor wird staunen; mal sehen, ob er das überhaupt kann! So einen interessanten Fall hat er sicherlich noch nie gesehen . . . ob es sehr weh tun wird? Sie gehen ins Behandlungszimmer.*

Darin sieht es aus wie in einer Granatendreherei. Blitzende Apparate, glänzendes Nickel, strahlende Messingarme und elektrische Lämpchen: alles offenbart den Geist einer von der größtenteils jüdischen Kundschaft geforderten Polypragmasie. Ein Arzt, was keine Apparate hat, ist ein schlechter Arzt; man muß mit seiner Zeit mitgehen.

Der Professor Machen Sie sich frei und legen Sie sich hin!

Das tut **der Zeisig**; *es ist sein Stolz, immer und an jedem Tag vor einen Arzt treten zu können. Er hält sich sauber, schon, weil man ja auf der Straße überfahren werden kann. Er legt sich, sieht an die Decke und ist auf einmal sehr krank.*

Der Professor *hat der Schwester, die stumm eingetreten ist, gewinkt. Sie geht an das Kopfende des Ruhebettes und macht kein Gesicht.* **Der Professor** *holt Atem, bekommt einen merkwürdig starren Ausdruck in den Augen; er hat ein Feldtelephon in der Hand und fragt das Zeisigsche Herz: „Hallo, hier Professor Latschko. Wer dort?" Das Herz: Puck-puck — puckpuckpuck . . . pick-pick . . . ffft . . . ffft . . . puckpuckpuck . . .* Ruhig atmen! Nicht stauen! *Das Herz telephoniert weiter;* **der Professor** *hat abgehängt. Er läßt sich nun mit der Lunge verbinden. Die Lunge: Hach-huach—! hach—huach . . .* **Der Professor** *versetzt dem Zeisig einen leichten Schlag auf das Knie; das Bein hopst artig hoch, wie es das gelernt hat.*

Der Zeisig *bekommt einen kleinen Schrecken, denn* **der Professor** *hat ihm mit einem spitzen und tückischen Messerchen eine Inschrift auf die haarige Brust gekratzt: CARMOL TUT WOHL! Die Haut schreit rot auf und verstummt.*

Der Professor *mißt den Blutdruck: viertel sieben. Geht nach.*

Der Professor *sieht sich die Hände Zeisigs an, läßt nachdenklich dessen Zehen durch seine Finger gleiten, gebietet ihm, sich herumzudrehen und murmelt etwas zur Schwester. Ein Apparat surrt.* **Zeisig** *sieht nichts. Sie machen etwas mit ihm; nun ist seine Lebenskraft wesentlich gehobener. Er bekommt langsam Vertrauen zu diesem Professor — der Mann versteht sein Handwerk! Und so gründlich! Gründlich ist, wenns lange dauert. Nun muß er in ein Töpfchen machen.*

Der Professor *heißt Zeisign sich auf einen Stuhl setzen. Er sieht ihm in die Augen, hält erst ein Auge zu, dann das andre; er leuchtet ihn mit kleinen Scheinwerfern an und schaltet aus; dann muß der Zeisig den Schnabel aufmachen,* **der Professor** *hält sich an Zeisigs Zunge fest und sieht mit einem Kehlkopfspiegel nach, ob sein Schlips richtig sitzt.* Ziehen Sie sich wieder an! *Die Schwester verschwindet; die Beiden gehen zurück ins Konsultationszimmer.*

Der Zeisig *ist in der Stimmung eines Schülers, der seinen Aufsatz zurückbekommt.*

Der Professor Sie sind völlig gesund und bedürfen demgemäß einer gründlichen Behandlung. Zu einer Sorge ist durchaus kein Anlaß gegeben — immerhin: Seien Sie vorsichtig, sonst könnte Ihnen eines Tages etwas passieren. Sie gehören zum Typus der vegetativ Stigmatisierten; eine gewisse mitrale Konfiguration läßt auf das Bestehen eines endokrenen Ringes schließen.

Dem Zeisig *wird es wirblig. Er lauscht angestrengt und ist bestrebt, jedes Wort des großen Medizinmannes in sich hineinzusaugen.*

Der Professor An der Blase haben Sie nichts. Eine ganz leichte Leberschwellung ist allerdings vorhanden...

Der Zeisig Das sagte mir Doktor Bullett auch...

Dem Professor *macht auf einmal die ganze Diagnose keinen Spaß mehr. Auch! Was heißt: auch? Wenn zwei Ärzte derselben Meinung sind, dann ist einer davon überhaupt kein Arzt. Immerhin ist die Reihenfolge die: Der große Latschko — dann etwa vier Lichtjahre nichts — dann seine Assistenten — dann irgendwelche andern Ärzte — dann dieser Doktor . . wie war der Name? Boulette? Dann ein Trennungsstrich. Dahinter das Heer der Laien: das Material. Man kann im Notfall eine Theorie fallen lassen; man kann keinen Kollegen fallen lassen. Latschko geht daher zu etwas anderm über.* Wir wissen heute, daß die Hypophyse und solche leicht tonischen und vasomotorischen Störungen vom Stoffwechsel ausgehen. Hand in Hand mit der Beeinflussung des Stoffwechsels muß eine Entspannungskur treten; ich sage Ihnen gleich, daß ich von der Psychoanalyse nichts halte, dagegen werde ich Sie mit Hormonen behandeln. Sie haben zu wenig. Manchmal auch zuviel. Auf alle Fälle die falschen. Ich habe Ihnen den Thymus perkutiert — möglich, daß da noch infantile Residuen vorhanden sind; jedenfalls gehören Sie zum thymoplastischen Typ.

Der Zeisig *ist gänzlich verdattert. Wüßte er, daß die Thymus-Untersuchung ihre wahre Bestätigung erst bei der Sektion fände, er wäre es noch mehr.*

Der Professor Nun zum Diätzettel. Keine Rheinweine, nur junge Moselweine — keine jungen Pfälzerweine. Keine Zigarren mit Fehlfarben; keine lange Pfeife, nur kurze Pfeife. Und vor allem ein andern Haarschnitt! Und Teerseife! Ist Ihr Sexualleben in Ordnung?

Der Zeisig *rekapituliert blitzschnell die diesbezüglichen Vorwürfe Lillys und sagt* Ja.

Der Professor Das habe ich mir gedacht; also müssen wir da etwas tun. Ich habe mit der Methode, die ich bei Ihnen anwenden werde, gute Erfolge erzielt, so neu sie ist; in leichtern Fällen hilft auch die Terminologie. Wir haben in meiner Klinik schon sehr schwere Fälle von solchen Herz- und Nierenkranken gehabt... wir haben immerhin erreicht, daß wir sie entlassen konnten, damit sie anderswo eingingen. Ich schreibe Ihnen hier zunächst einmal Tropfen auf -- die nehmen Sie, vierzehn Tropfen vor dem Mittagessen, zweiundzwanzigeinenhalben nach dem Abendessen und ein kleines Wasserglas voll vor dem Aufstehen. Ich werde Ihnen wöchentlich drei Spritzen machen: eine subkutan, eine intravenös und eine intramuskulär.

Der Zeisig *hat Angst und verlagt dieselbe.*

Der Professor Vor allem schonen Sie sich und muten Sie sich nicht zu viel zu. Das Nähmaschinengeschäft ist mit speziellen Aufregungen verknüpft; es treten dann Ermüdungserscheinungen hinzu... dergleichen kann einen Mann wie Sie untauglich machen...

Der Zeisig *hat auf das Reizwort „untauglich" einen Associations-Kurzschluß. Er sieht den Professor plötzlich in Uniform vor sich, die Konsultation kostet gar nichts, und* **der Professor** *sagt mit einem Ausdruck, wie wenn er in einen Pferdeapfel gegriffen hätte: „K. V." Die Vision verschwindet.*

Der Professor Der Laie überschätzt naturgemäß diese Symptome, die — verstehen Sie mich recht — eigentlich gar keine Symptome sind. Für mich sind diese Dinge, von denen Sie mir da erzählen, Folgeerscheinungen; es ist wichtig, daß Sie sich das immer vor Augen halten: Folgeerscheinungen. Sie bleiben in Berlin? Ich werde Sie behandeln; schlagen Sie sich den Gedanken aus dem Kopf, mit aller Gewalt gesund zu werden — das ist nicht der Zweck der Medizin. Die Medizin ist eine Wissenschaft — also der Mißbrauch einer zu diesem Zweck erfundenen Terminologie. Laien verspüren leicht Schmerzen: das ist völlig irrelevant. Es handelt sich nicht darum, den Schmerz zu beseitigen — es handelt sich darum, ihn in eine Kategorie zu bringen! Hier ist das Rezept.

Es entsteht eine eigentümliche Pause. **Der Zeisig** *wäre sehr erleichtert, wenn* **der Professor** *jetzt sagte: „Na, Schatz, was schenkst du mir denn —?“* **Der Professor** *sagts aber nicht.*

Der Zeisig *ungeheuer klein und bescheiden.* Was ... was bin ich Ihnen schuldig, Herr Professor?

Der Professor *groß, aber leichthin* Fünfzig Mark.

Der Zeisig *hat auf der äußersten Zungenspitze: „Fünfzig Mark? Fünfunddreißig! Valuta 1. Dezember — Sie werden mir doch nicht erzählen . . .“, bremst aber im letzten Augenblick und zahlt so schnell und schämig, als verrichte er ein kleines Geschäft, während gleich jemand um die Ecke kommt.*

Der Professor *nimmt, schließt ein und steht auf.*

Händedruck, Verbeugung. Zeisig ab.

Der Zeisig *draußen.* Das mit den Zuckerhüten ... das muß ich ihn nächstes Mal noch fragen ...! Ob es Zucker ist? Ich werde doch noch einen Spezialisten konsultieren! — *Aber nun wird dem Zeisig plötzlich ganz durchsichtig im Gemüt; er winkt noch einmal schwach mit der Hand, dann löst er sich in Whisky auf, aus dem er gekommen ist, und der Autor dieser Szene trinkt ihn aus.*

Lasset uns beten!

Heiliger Aeskulap! der du die Ärzte eingesetzt hast, auf daß sie eine Beschäftigung haben, sowie die meschuggenen Patienten, auf daß sie Valerian bekommen, so es Kassen-Patienten sind, und Insulin, so sie es bezahlen können; der du die Heilmethoden erfunden hassest, die da wechseln wie die Hutmoden und kleidsam sind bis zum Exitus; der du alljährlich auf die Menschheit einen ganzen Waschkorb junger Doktoren losläßt, und die den Herrn Wendriner mit Fremdwörtern und dem neuen Medikament Eizeïn behandeln; der du den medizinischen Spießer zum Erzpriester machst, weil der Patient seinen Wundermann braucht ...

Heiliger Aeskulap! der du die Chirurgen geschaffen hast, auf daß das Überflüssige am Menschen entfernt werde, und die Hals-Spezialisten, auf daß die Chirurgen nicht alles alleine operieren; der du die Gynäkologen schufest, die zu Ende führen, was der Ehemann so unvollkommen angefangen; welches Wunder, daß diese Ärzte noch Frauen lieben — aber siehe:

grade diese lieben Frauen! Der du Homoiopathen und die Allopathen schufest, damit der Kranke wenigstens weiß, wovon ihm schlecht wird; sowie auch die Hautärzte, die sich über gar nichts mehr wundern; und die Psychiater, die aus Seelenverwandtschaft mit den Verrückten die Geisteskrankheiten sogar beim Vornamen benennen können ...

Heiliger Aeskulap! der du die Doktoren geschaffen hast, deren Wissen zusammenknallt, wenn sie selber einmal Patienten sind; Mediziner, die solange Fortschritte machen, bis sie wieder bei Hippokrates angelangt sind —:

gepriesen sei dein Name —!

Amen.

Neue Linie, neue Romantik von Madrei

Es ist noch nicht länger her als drei Jahre, da schrieb eine sehr bekannte Schriftstellerin in einer großen Zeitung einen hymnischen Artikel über „die neue Frau", die da beschlossen hatte, jung und schön zu bleiben, deren Beine zusehends hübscher wurden, deren Händedruck fest und gehaltvoll war, die nicht die Langeweile kannte, die Mutter der Hysterie, und die weder Korsett trug, noch mit der Schleppe Staub aufwirbelte oder gar gebückt über einer unnötigen Handarbeit saß.

Das war die schöne Zeit, als man mit der neuen Sachlichkeit Geld verdiente, in halb Deutschland, und vor allem in Berlin, jedes Gefühl verwarf, und eine Sicherheit und Schnuppigkeit vortäuschte, die das Leben auf die Dauer grau und trostlos machen würde

Die oben erwähnte Schriftstellerin stellte damals als Quintessenz ihrer Betrachtungen fest: „Die Freiheit des zwanzigsten Jahrhunderts wird heißen: Sachlichkeit, Arbeit und Freude."

Das zwanzigste Jahrhundert hat demnach knapp drei Jahre gedauert. So scheint es wenigstens. Wenn man die Frauen und ihre Mode als den Exponent der heutigen Zeit betrachtet, so ist es aus mit der neuen Sachlichkeit.

„Man" trägt üppige Pelzgarnituren, geschweifte Taillen, lange, stoffreiche Röcke und heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß, außer den drei bis zehn besten Freundinnen. Aus allen Anzeigen, Modeblättern, Feuilletons lockt es: werden Sie romantisch, gnädige Frau, denken Sie an Ihre Weiblichkeit, verlängern Sie Ihre Haare und Ihre Röcke, machen Sie nette, persönliche Handarbeiten für Ihre Lieben. Gehen Sie ins Bois, promenieren Sie auf der Lennéstraße, falls dort nicht grade die Avantgarde des Dritten Reiches mit Pflastersteinen wirft.

Was ist mit diesem Zug zur Romantik bewiesen? Im Grunde gar nichts.

Man muß bei Äußerlichkeiten bleiben und einmal überlegen, wie Moden heute entstehen.

Moden sind heutigentags, da wir die alten Kleiderordnungen der verschiedenen Stände nicht mehr und die neuen „hie Braunhemd — hie Russenbluse als künftiges Staatskleid" noch

nicht haben, durchaus nicht so sehr sinnfälliger Ausdruck sozialer Strömungen wie man gern annimmt. Wären sie es, so müßten wir ja alle, wenn nicht in Sack und Asche, so doch mindestens ausschließlich in Kunstseide oder Beiderwand gehn. Die soziale Bedeutung der Mode wird heftig überschätzt.

Mode als Kleidform entsteht heute, wo sie nicht mehr die vom Rokoko bis zum Jahr 1910 gültigen, langsamen Übergänge sondern nur noch eine fast sprunghafte Entwicklung kennt, aus den erstaunlichsten Fällen:

Aus einer verschnittenen Rockbahn, einem falschen Einschnitt am Corsage, am Ärmel. Der künstlerisch belastete Schneider sagt dann: hier könnte man einfach eine einseitige Drapierung anbringen. Bei der nächsten Kundin verlängert er die Drapierung; zwei Wochen später bringt er sie doppelseitig und tastet sich so allmählich zu einer neuen Linie vor.

Dazu kommt, daß die sich langweilende, aber gut zahlende Kundin Abwechslung verlangt, Abwechslung um jeden Preis, und darin bald vor keiner Übertreibung zurückschreckt.

Ob die Abwechslung Ausdruck der Zeit ist, das ist der zahlungsfähigen Dame völlig gleichgültig, und in dem Augenblick, wo die Moderichtung Allgemeingut wird, erlischt auch das Interesse der eleganten Frau an der eben noch „neuen Linie", mag die Parole heißen wie sie will.

Erst die Modeschriftstellerinnen interpretieren „die heutige Mode" als eine soziale Strömung, denn keine Mode ist so blödsinnig, als daß nicht für sie eine tiefsinnige Rechtfertigung an den Nackenlöckchen herbeigezerrt werden müßte. Der Zusammenhang zwischen Mode und Zeitströmung ist in seinen Anfängen reine Konstruktion, aber nicht in seinen zeitlichen Wirkungen.

Denn hier bei uns, in Deutschland, soll der Allgemeinheit eine Richtung oktroyiert werden, die von ihr schon aus wirtschaftlichen Gründen gar nicht mitgemacht werden kann, im Gegensatz zu Frankreich, wo eine halbwegs intakte und ziemlich breite Oberschicht die ihr gegebenen Vorschriften zu befolgen imstande ist.

Bei uns bringen alle Modezeitschriften ein Ideal, das nicht erreichbar ist, das Ideal des: „Man nehme das Gelbe von fünfzehn Eiern", aus den Vorkriegskochbüchern und den Nachkriegsrezepten ausgesprochener Luxuszeitschriften.

Die Folge davon ist höchst einfach: Verfälschung.

Zunächst einmal der Stoffe: Triumph der Kunstseide, die es ermöglicht, fürs Abendkleid statt der frühern zweieinhalb Meter à fünfzehn Mark heute fünf Meter à fünf Mark zu kaufen. Und dann die zweite Verfälschung: die trügerische Uniformierung der heutigen Frauenwelt, die mit Mitteln der äußern Erscheinung über die Trennungslinien der Klassen hinwegzutäuschen versucht. Aber die Klassen sind da, und die Egalisierung der Kleiderform kann sie nicht beseitigen.

Wenn nun also heute die aus dem Maskeradebedürfnis der Frau entstandene Mode als eine allgemeine Rückkehr zur romantischen Weiblichkeit gedeutet werden soll, so ist das ein fast grotesker Irrtum.

Allenfalls kann man von einer Flucht in die Romantik sprechen, einem der Galvanisierungsversuche des sterbenden Bürgertums. Aber das ist schon fast zuviel.

Die Frauen machen ein bißchen Fasching, genügen ihrem Spieltrieb, haben einen neuen Dreh gefunden, den Mann zu reizen, zum Widerspruch oder zur Anerkennung. Und vielleicht werden die Modeschöpfer das Repetitorium der Kostümgeschichte bald satt haben.

Dieser kleine Scherz hat nichts zu tun mit dem wirklichen zwanzigsten Jahrhundert.

Exoten von Alfred Polgar

Neger und Japaner haben das geistige Berlin außerhalb des Randes und Bandes gebracht. Mit der ganzen verbissenen Entschiedenheit, mit der man hier die Chance wahrnimmt, sich als empfänglich für Abseitiges, Ungewohntes zu erweisen, und als genußfähig dort, wo der Nichtgenuß in den Verdacht mangelnder Empfindung für das Aparte und Besondere brächte (wie der schlichte Mann, auch wenn sein Gaumen keine Freude daran hat, verklärten Auges Austern schluckt), also mit dieser ganzen Lust an der Lust, welche den, der sie hat, qualifiziert, wurden zu Berlin Neger und Japaner leidenschaftlich bejaht.

„Halleluja" heißt der Negerfilm des außerordentlichen King Vidor, des Schöpfers der „Großen Parade" und des herrlichen „Mensch der Masse", der hier, weil mit keiner Geschmacks-Sensation lockend, noch lauer als lau aufgenommen wurde. „Halleluja" ist ein höchst beachtenswerter Film, mit ein paar ganz starken Minuten, eingeschaltet zwischen langweilige halbe Stunden. Die Szenen, in denen der religiöse Paroxysmus der Schwarzen gestellt ist (vor die Kamera), wirken groß und erregend, weil hier eine von innen her bewegte Welt, ohne daß ein Regisseur von außen stieße, sich naturhaft offenbart. Sehr ähnlich ist der fromme Taumel unsrer schon von der Zivilisation geschwächten Neger dem ihrer wilden Brüder in Afrika, wenn diese ihre Kriegs- oder Freudentänze exaltieren. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Wildheit der Halleluja-Neger in eine dicke Tunke von christlicher Bigotterie eingerührt ist.

Der King Vidor-Film gewährt Blicke auch in das Familienleben der Neger, wie sie schlafen, essen, trinken, arbeiten, lieben und einander verlassen, Hochzeit halten und ihre Toten begraben. Sehr interessant, diese Heimwirtschaft der schwarzen Baumwollpflücker . . . vom ethnographischen Gesichtspunkt aus. Aber die Bude des kleinsten Schusters in der letzten berliner Vorstadt, und wie dort die Menschen vegetieren, sterben, sich rackern, ihre Muße gebrauchen, allein sind und zusammen-

rücken, damit sie nicht spüren, wie sehr sie es sind ... also das wäre eigentlich ebenso interessant, wenn nicht interessanter. Und doch zeigt es kein Film, und wenn er es zeigte, weckte er bei niemand Ekstase, außer vielleicht weit hinein bei den Schwarzen, die auf amerikanischen Plantagen roboten, und die King Vidor so packend verfilmt hat.

Musikalität bewähren diese liebenswerten Neger, wie „Halleluja" tönend zeigt, in allen Lebens- und Sterbenslagen. Nach dem Spruch: wo man sich ruhig nieder läßt, dort singe. Infolge des begleitenden vielstimmigen Chorgesanges erscheint die Arbeit in den Baumwollfeldern, obschon sie vermutlich schwer ist und an die Lungen geht, als rustikales Idyll, und die Holdheit der Abendlandschaft, in deren zarten Dunst die Pflücker und Ernter nach des Tages happy end friedevoll hineinwandeln, wie eine Spiegelung so musik-erfüllter Luft. Hingegen wirkt das Sägewerk ganz feindlich und gemein, ein Stück aus einer andern Welt als dieser erdverbundenen.

Held der Spielhandlung, die als schwarzer Faden sich durch den Film zieht, ist ein sanfter Neger, der, bis zur letzten Abblendung, drei Menschen getötet hat. Zuerst, versehentlich, seinen Bruder. Nach dieser Tat wird er, um zu sühnen, Wanderprediger. Sein Zug durch das Land, seine anschauliche Methode, die Volksgenossen das Fromme zu lehren — er steppt sie in die Bußfertigkeit und boxt ihre Sünden, als stünden sie leibhaftig vor ihm, knock out —, insbesondere aber die Szene, wo er im Flusse tauft, ragen als Gipfelpunkte des Films. Den braven Prediger verführt eine Neger-Carmen (die, obwohl von einer hinreißend temperamentvollen, wild-graziösen, mit tropischem sex appeal begabten Naturschauspielerin dargestellt, schuld an allem Bösen ist, verführt ihn, um ihretwillen seine Micaëla stehen zu lassen. Er heiratet den Vamp, der gleich darauf mit einem schlechten Kerl durchgeht. Nicht weit; eine Kugel aus der Flinte des Predigers tötet die Frau. Flucht des Entführers und seine Verfolgung durch den betrogenen Mann ergeben hernach eine aufregende Bilderreihe, die den Urwald herzaubert mit hoffnungslosen Engen, unheimlicher Schattentiefe und einsamen Geräuschen. Im Gewässer, das durchwatet werden muß, stellt der Verfolger endlich den Verfolgten. Und nun, nicht wahr, wird in jenem (ganz bestimmt habe ich das erwartet) der Prediger erwachen, nun hat er ja den armen Sünder endlich, wo er ihn haben will: im Wasser. Und kann ihn taufen. Aber er zieht es vor, ihn zu erwürgen. Eine Bild-Sekunde lang sehen wir dann den Rächer im Zuchthaus, hernach wieder glücklich daheim, wo zum Banjoklang die spirituals ihre wehmütigen Fäden ziehen und weich die Baumwolle flockt.

*

Die Japaner, die in Berlin Bühnenspiele zelebrierten, sind Künstler des Theaters. Ihres nationalen Theaters. Ob sie als

dessen vollwertige Vertreter gelten dürfen, weiß ich nicht. Schade, daß der deutsche Erklärer, statt der Inhaltsangaben der Stücke, die ja im Programm nachzulesen waren, nicht lieber Proben aus dem Dialog gegeben hat. Es wäre doch interessant gewesen, zu hören, wie auf der japanischen Szene Liebende miteinander sprechen, und was dort der Komiker für witzige Dinge sagt.

Die Truppe, hier mit Recht sehr gefeiert, setzt die glorreiche Tradition des Kabuki fort. Ich habe den Namen bei dieser Gelegenheit zum ersten Male gehört, aber da die andern vom Kabuki so sprechen, als wären ihnen Namen wie Begriff seit jeher geläufig, möchte ich auch nicht zurückstehen.

Was kann das deutsche Theater vom japanischen Kollegen lernen? Eindringlichkeit der Mienen- und Gebärdensprache; Exaktheit im Auf- und Abbau der Spielsituation. Die Szene ist in jedem Augenblick ein streng komponiertes Bild, wann immer die Bewegung auf der Bühne erstarren würde, wäre, was dann dort stünde, eindeutige Chiffre für den Handlungs- und Gefühlsinhalt der eben eingefrorenen Spielsekunde. Aber ich weiß nicht, ob diese Tugenden des japanischen dem Charakter des deutschen Theaters taugen würden. Es ist schließlich doch eine Frage des geistig-seelischen Klimas, in dem eine Kunst lebt, welche Kräfte und Fertigkeiten sie entwickelt und welche vernachlässigt, weil sie ihr nur hinderlich wären im Bemühen um gültigen Ausdruck dessen, was ihr im Sinne und am Herzen liegt.

Das Spiel der Japaner erhält sein Fremdartiges unter anderm durch den starken Realismus bei Wahrung unverbrüchlichen Stils. Aus dem Starren schießt die Bewegung wie Stichflamme; und verlischt so plötzlich wie sie kam. Sehr fein, Einschnitte im Geschehen betonend, tuscht Musik hinter der Szene den Bühnenvorgang. Und bezaubernd sind vielgerühmte Schwertkämpfe, wo jeder Schwung und Hieb, festgelegt wie in einer Partitur, auf das Präziseste sitzt. Sehr bemerkenswert, daß der Held im Kampf keine heroische Miene macht, sondern im Gegenteil eine der qualvollen äußersten Körperanstrengung. In seinem Gesicht, wenn Schwert und Schwert gegeneinander drücken, ist ein stumm-verzweifeltes Stöhnen, als hätte er, höchsten Kraftaufwand einsetzend, doch große Sorgen, jener könnte nicht reichen. Die Japaner fechten, daß, in des Wortes Sinn, die Funken stieben. Dieses Sprühen des schmetternden Stahls ist die besondere Pointe ihrer Schwertkämpfe, und ich glaube, die Funken vor allem waren es auch, an denen unsre Begeisterung für das japanische Theater — vorgewärmt durch die Erinnerung an Kabuki — sich entzündet hat.

Flucht nach Shanghai von Werner Ackermann

Das Schauspiel „Flucht nach Shanghai" von Werner Ackermann wird demnächst in Berlin von der Gruppe Junger Schauspieler zur Aufführung gebracht. Das Drama, das seine Uraufführung im vergangenen Frühjahr in Königsberg erlebte, war noch von Jeßner für das Staatliche Schauspielhaus angenommen worden. Später desinteressierte sich das Staatstheater; die Freude an Experimenten liegt der heutigen Kunstpolitik nicht.

Das Schauspiel behandelt den Untergang der zaristischen Gesellschaft. Eine Gesellschaft von Emigranten ist im Schiffsbauch fast ohne Licht, Luft und Nahrung eingeschlossen. Der Kapitän verheimlicht ihre Existenz vor einigen an Bord befindlichen Sowjetagenten. In Canton versucht er, seine elende Menschenfracht loszuwerden.

Major: *(zu den Posten):* Durchlassen.

Ein Soldat tritt ein und macht dem Major leise eine Mitteilung; während der Zeit wird der Kapitän von einem Soldaten an die Tür gebracht; seine Kleider schlottern ihm um die Glieder.

Major: Gut. Führt ihn herein. *(Schreibt weiter.)*

Chinese *(an der Tür):* Nasar Iwanowitsch?

Kapitän: Laß mich, ich muß ihn sprechen — *(wendet sich zurück und faßt den Chinesen an den Ärmel).* Kennst Du den Befehlshaber? Stehst du gut mit ihm?

Chinese: Was soll das heißen?

Kapitän: Du mußt mir helfen *(der Chinese zuckt mit den Achseln).*

Soldat: Vorwärts! *(Chinese ab.)*

Kapitän: *(geht auf den Major zu):* Hier bin ich. Mit welchem Recht verhaften Sie mich? Ich verlange, daß Sie mich anständig behandeln. Ich bin ein alter Genosse —

Major: Sie haben eine schwere Fahrt hinter sich?

Kapitän: *(unsicher):* Mir scheint, sie ist noch nicht zu Ende. *(Der Major stellt sich dicht vor ihm auf.)* Was wollen Sie von mir?

Major: Sie interessieren mich.

Kapitän: Darauf kommt es nicht an. Ich brauche Ihre Hilfe.

Major: Haben Sie bei dem Geschäft gut verdient?

Kapitän: Das geht Sie einen Dreck an! Ich bin der Kapitän der „Anna"; ich bin Russe; ich bin ein Angehöriger der weißen Rasse: wie kommen Sie dazu, mich festnehmen zu lassen?

Major: Sie setzen sich immer mehr ins Unrecht, Genosse Kapitän. Die Rasse spielt keine Rolle. Nur die Klasse gilt.

Kapitän: Sie haben ja keine Ahnung — Ich bin kaputt — Ich habe eine große Sache hinter mir.

Major: Ja, mit Kleinigkeiten geben Sie sich nicht ab, das muß man sagen. Die Fracht der „Anna" —

Kapitän: Eine Ladung hilfloser Menschen, weiter nichts.

Major: Auf einmal sind sie hilflos!

Kapitän: Ich fordere meine sofortige Freilassung!

Major: Fordern Sie, mein Bester.

Kapitän: Ich habe Freunde in Canton.

Major: Auch in Canton verändert sich die Welt.

Kapitän: Aber man muß doch —

Major: Ich nehme an, daß Sie zu dem Transport bevollmächtigt sind. Darf ich Sie bitten, mir die Bestätigung Ihrer Regierung vorzulegen?

Kapitän: — — Ich will die armen Teufel endlich los sein!

Major: Mit den armen Teufeln haben Sie doch ganz nahrhafte Kompagniegeschäfte gemacht.

Kapitän: Aber Herr Major, seit wann ist man hier so kleinlich? Leben und leben lassen.

Major: Haben die Zaristen uns leben lassen?

Kapitän: Ich will den Kommandanten sprechen. Verstehen Sie mich nicht?

Major: Sie haben Lenin betrogen. Sie werden keine Freude mehr am Leben haben.

Kapitän: Mein Leben hat die „Anna" verbraucht. Der kleine Rest ist nichts mehr wert.

Major: Ahnungsvoller Engel.

Kapitän: Sie kennen unser Schicksal. Wir sind in Not. Helfen Sie — im Namen der Barmherzigkeit.

Major: Sind wir nicht in Not?! Gilt denn immer nur die Not der großen Herren? Wer hat jemals Barmherzigkeit mit uns gehabt? Die Herrschenden haben die Welt besoffen gemacht mit ihren schönen Worten. Oder sie haben die Waschlappen gekauft mit ihrem Gold. Schämen Sie sich nicht, Nasar Iwanowitsch? Wir sind in Not. Die Zukunft ist in Not. Und Sie paktieren — pfui Teufel!

Kapitän: Sie hungern —

Major: Haben sie uns nicht hungern lassen? Schicken sie nicht Soldaten, Polizei und Schulmeister, Gesetze und Gebete gegen uns, damit wir weiter hungern und sie sich wieder mit unserm Blut und unsrer Arbeit mästen können? Bist du blind? Siehst du dich denn selber nicht, du armer Hund?

Kapitän: Ich will doch nur —

Major: Sie wollen uns Spione und Aufrührer ins Land schleppen! Grade jetzt, wo der erste Erfolg auf dem Spiel steht! China ist gesperrt für Emigranten.

Kapitän: Unsinn! Bisher konnte jeder elende russische Flüchtling an Land gehen —

Major: Wir können hier nur noch anständige russische Revolutionäre brauchen.

Kapitän: Ich — ich bin ein alter Revolutionär!

Major: Piraten sind keine Revolutionäre.

Kapitän: Bedenken Sie doch: es handelt sich um angesehene Vertreter der weißen Rasse. Ganz Europa wird —

Major: Ob die Parasiten weiß oder violett sind — wir wollen sie nicht.

Kapitän: Dann werde ich — dann muß ich mich —

Major: Na was denn?

Kapitän: Ich werde die französische Botschaft anrufen. Ich werde mich beschweren —

Major: Vorläufig sind Sie mein Gefangener, Genosse Kapitän. Im übrigen würde ich Ihnen die englische Botschaft empfehlen.

Kapitän: Das überlassen Sie mir!

Major: Die Affäre von Shanghai ist nicht grade ein Ruhmesblatt in der englischen Geschichte.

Kapitän: Ich werde gesucht, nicht wahr?

Major: John Bull hängt den Fall kaum an die große Glocke. Aber Ihre schöne Gestalt wird man an den höchsten Baum hängen, sobald Sie Ihre Nasenspitze zeigen.

Kapitän: Dann werden die Amerikaner —

Major: Sie irren sich. Hier ist niemand sentimental. Alle haben den Flüchtlingsrummel satt. Jawohl, auch die edlen Kapitalisten.

Kapitän: Versetzen Sie sich in meine Lage, Herr Major. Bin ich der liebe Gott? Ich kann kein Wetter machen. In Shanghai war ich sicher. Aber ich tat mein Maul nicht auf sondern sorgte in erster Linie für die drei bedrohten Kommissare. Ich habe meine Pflicht erfüllt, Herr Major, und meinen Kopf dabei riskiert. Himmelherrgotthöllensakrament — und nun wollen Sie mir noch Essig in den sauren Wein gießen?

Major: Es gibt größere Dinge als Ihr Weinglas, Kapitän. Und diese Dinge haben Sie verraten.

Kapitän: Ich habe ein gutes Werk getan.

Major: Es gibt kein gutes Werk für eine schlechte Sache.

Kapitän: Ich habe Schutz von Ihnen erwartet.

Major: Ich bin nicht Ihr Spießgeselle.

Kapitän: Wir sind doch in Canton —

Major: Richtig. Das haben Sie vergessen!

Kapitän: Darf ein Roter kein Herz für hilflose Menschen haben?

Major: Das Herz, von dem Sie reden, das hat die Menschheit immer nur verführt und verraten. Und im entscheidenden Augenblick war es nie zu sprechen. Wir haben ein neues Herz. Meinen Sie, es gäbe eine Zukunft, wenn wir kein Herz hätten?

Kapitän: Sie wollen die „Anna" nicht einfahren lassen?

Major: Die „Anna" gehört hinaus aufs Meer. China kann ihre Fracht nicht brauchen.

Kapitän: Dann lassen Sie mich frei, damit ich den gottverdammten Verein nach Rußland zurücksteuern kann!

Major: Rußland oder wir — das ist dasselbe.

Kapitän: Es wird doch irgendwo noch Menschlichkeit geben —

Major: Ihre Fürsten, Staatsräte und Generäle haben sie abgeschafft.

Kapitän: Soll ich vielleicht der ganzen Gesellschaft den Hals umdrehen?

Major: Die morsche Welt muß untergehen — das ist ein biologischer Prozeß. Aber wenn sie den Aufbau stört, für den wir kämpfen, wenn sie uns in die Speichen fallen will, dann müssen die Räder erbarmungslos über sie hinweggehen. Und wenn Einer kommt, der die Verwesungsgifte bei uns einschmuggeln will — mit dem ist es aus.

Kapitän: Das sind Theorien — ich kämpfe gegen ein Gespenst — Ich will die Leute nicht verrecken lassen! Wollen Sie mit diesem Achselzucken hundert Menschen töten — im Namen der Gerechtigkeit? Das ist blutiger Terror!

Major *(ruhig):* Wir haben den Terror nicht erfunden. Die bürgerliche Ordnung hat Terror zum Gesetz gemacht. Die Schreie von Millionen Unterdrückten gellen durch die Zeit. Das Blut von Millionen Ausgebeuteten spritzt durch die Geschichte. Soll das so weitergehen? Sollen wir das Elend weiter wachsen lassen, bis die bürgerliche Gerechtigkeit und Menschlichkeit uns gänzlich aufgefressen hat? Nein, mein Freund! Wir rotten das Unheil aus mit Stumpf und Stiel. Wir tun unsre Pflicht — eisern! — wenn uns auch manchmal selber davor graut. Mit Seidenfächern ist so was natürlich nicht zu machen. Den Terror kann man nur mit Terror brechen.

Kapitän: Ich finde keinen Kurs mehr.

Major: Weil Ihre Theorien zu Ende sind. Aber warten Sie bis morgen früh, dann werden —

Kapitän: Sind Sie wahnsinnig? Morgen früh? Bis morgen früh bin ich vor Warten tot. Mann, bedenken Sie, draußen auf der „Anna" schmachten hundert Verzweifelte —

Major: Das schönste Reden kann ihnen nicht mehr nützen.

Kapitän: Wären wir doch an Canton vorbeigedampft!

Major: Sie können an den Tatsachen nicht mehr vorbeidampfen, Kapitän.

Kapitän: Es ging ja nicht mehr weiter *(fährt auf)*. Weil wir Hunger haben! Weil wir dreiviertel tot sind vor Hunger! Verstehen Sie das? Und ich rechnete mit Menschen, die mir meine jämmerliche Fracht abnehmen. Aber niemand nimmt sie. Niemand will sie haben.

Niemand will helfen! Überall sind nur Rote und Nationalisten und Freunde und Fremde: — wo sind Menschen?

Major *(trocken):* Vielleicht suchen Sie mal in Europa. Haben Sie in Europa keine gefunden?

Kapitän: Nirgends sind Menschen. Niemand will Mensch sein.

Major *(nickt):* So war es bisher. Wir müssen fest, hart und stark sein, damit es anders wird.

Kapitän: Da klammern sie sich an Buddha an, an Allah, an Gott, an Lenin — und warten auf das Gute von irgendwoher *(schlägt sich auf die Brust).* Hier muß es herkommen! Hier, hier, hier! Aber es kommt nicht. Niemand hilft. Niemand hat ein Herz. Überall das Gleiche. Überall sind Mauern. Überall ist Shanghai — die ganze Welt ist Shanghai! Waffen — Richtungen — Haß — Begriffe — Kommandos! Aber nirgendwo ist Mitleid, nirgendwo ist Güte. Nur wenn die Herzen lebendig sind —

Major: Zu einer andern Zeit, Herr Kapitän. Und für diese kommende Zeit setzen wir unser Blut ein. Sie aber — Sie haben unsern Kampf sabotiert! *(Stellt sich dicht vor ihm auf.)* Während wir hier reden, ist die „Anna" bereits wieder auf hoher See. Auf meinen Befehl.

Kapitän: Die „Anna" — Ohne mich —?

Major: Morgen früh wird das Revolutionsgericht über Sie urteilen.

Der andre Mann von Theobald Tiger

Du lernst ihn in einer Gesellschaft kennen.
Er plaudert. Er ist zu dir nett.
Er kann dir alle Tenniscracks nennen.
Er sieht gut aus. Ohne Fett.
Er tanzt ausgezeichnet. Du siehst ihn dir an...
Dann tritt zu euch beiden dein Mann.

Und du vergleichst sie in deinem Gemüte.
Dein Mann kommt nicht gut dabei weg.
Wie er schon dasteht — du liebe Güte!
Und hinten am Hals der Speck!
Und du denkst bei dir so: „Eigentlich...
Der da wäre ein Mann für mich!"

Ach, gnädige Frau! Hör auf einen wahren
und guten alten Papa!
Hättst du den Neuen: in ein, zwei Jahren
ständest du ebenso da!
Dann kennst du seine Nuancen beim Kosen;
dann kennst du ihn in Unterhosen;
dann wird er satt in deinem Besitze;
dann kennst du alle seine Witze.
Dann siehst du ihn in Freude und Zorn,
von oben und unten, von hinten und vorn...

Glaub mir: wenn man uns näher kennt,
gibt sich das mit dem happy-end.
Wir sind manchmal reizend, auf einer Feier...
und den Rest des Tages ganz wie Herr Meyer.
Beurteil uns nie nach den besten Stunden.
Und hast du einen Kerl gefunden,
mit dem man einigermaßen auskommen kann:
Dann bleib bei dem eigenen Mann!

Bemerkungen

Die Internationale der politischen Gefangenen

Bitte nichts zu befürchten: es besteht keine Absicht zu den schlecht funktionierenden, schon bestehenden Internationalen aus lauter Gründungslust eine neue hinzuzufügen. Seit Jahren und Jahren, je dichter der Nachrichtenapparat wird, je schwieriger selbst das dunkelste und unterirdischste Kellerloch abzudichten ist gegen das Ohr der Welt, lesen und hören wir von den Greueln, die über jedes gesetzlich festgesetzte Strafmaß hinaus von beamteten Menschen mißbräuchlich verübt werden. Ob es sich um die rumänischen Gefängnishöllen, die satanischen Trickfoltern amerikanischer Detektive, die Henker von Agram oder die chinesischen Strafraffinements handelt — die Menschen dieses Jahrhunderts haben kaum ein Recht, gegen die Inquisitionsgerichte des Mittelalters Anklagen zu erheben. Tag um Tag mordet irgendwo in der Welt ein Viehmensch einen Wehrlosen. Und sein Staat, statt ihn preiszugeben, deckt mit einem offiziösen Agenturdementi die Untat, weil er glaubt, damit kulturelle Interessen nach außen hin zu wahren.

Wir haben Völkerbundskommissionen gegen den Mädchenhandel, gegen den Opiumschmuggel, ja sogar, wie ich glaube, eine gegen das Torpedieren von Sanitätsschiffen im nächsten Krieg des Weltkapitals. Wir haben internationale Schiedsgerichte gegen das Unrecht des Plagiats, die Verletzung der Radiozonen und des Musterschutzes. Warum besteht noch kein Tribunal gegen die Barbarei?

Man hat allmählich die Seele des Menschen kennen gelernt. Man weiß, was man sich selbst und was man andern zutraut. In keinem Lande ist bisher davon die Rede gewesen, das Gefängnispersonal oder sonstige Aufsichtspflichtige in relativ entsprechenden Stellungen, also namentlich auch gewisse militärische Vorgesetzte, aus psychologisch geschultem Material zu nehmen und nicht bloß die Breite des Handrückens und die Stumpfheit des Gewissens ausschlaggebend sein zu lassen. Freie Bahn dem tüchtigen Sadismus ist das Losungswort.

Während nun überall der gewöhnliche Strafgefangene immerhin in gewissem Maße geschützt wird, ist der politische Gefangene in zahllosen Ländern vogelfrei. Selbst die Schutzbestimmungen, die das Kriegsrecht kennt, gelten nicht für ihn. Beispiele anzuführen erübrigt sich wohl. Jede Tageszeitung jedes Landes bringt sie morgens und abends. Vom bloßen In-die-Hodenkneifen bis zum Totprügeln — die Gefängnisspezialisten, namentlich der balkanischen Welt, beschämen mit Leichtigkeit jene berühmte indo-chinesische Folterkultur, die Mirbeau in seinem „Jardin des

Supplices" beschreibt. Der Schutz des politischen Gefangenen ist vollkommen ungeregelt. Aber eine internationale Rechtsprechung, die zum Beispiel das Asylrecht kennt, kann fürderhin nicht mehr an einer internationalen Regelung des Rechts der politischen Gefangenen vorübergehen. Die Versuche, immer mehr Bereiche des internationalen Lebens überstaatlichen Instanzen unterzuordnen, haben hier eine ausgezeichnete Aufgabe, zumal sich ja derartige Exzesse meistens nicht nur innerhalb bestimmter Verwaltungskreise abspielen sondern im Rahmen im Augenblick meist ungeregelter Verhältnisse, die der betreffenden ordentlichen Staatskontrolle entzogen sind. Kurz: es ist ein internationales Tribunal zu bilden, das nach bestimmten Untersuchungs- und Strafgrundsätzen das Recht hat, die Exzesse gegen politische Gefangene zu ahnden. Da es sich hierbei zum größten Teil um unmittelbare psychische Schädigungen und physische Verletzungen handeln wird, wird die Untersuchung selten auf ein Gebiet gelangen, das der Staat, dem der Angeklagte angehört, als seine Privatsphäre betrachten könnte. Und eine Schädigung des Ansehens tritt auch nicht ein, denn der Staat, der die seinen Namen mißbrauchenden Vertrauensleute ausliefert, wird in der Achtung nur steigen.

Die Idee des Völkerrechts auf diese Materie erweitert wird an internationalem Ruf praktisch und theoretisch wachsen. Mit ihr aber wird die Idee der allgemeinen Menschenrechte neuen Aufschwung erfahren.

Manfred Georg

Der fromme Angler

Bei Ascona im Tessinischen lebt ein Mann, der hat es mit der Frömmigkeit und liebt die Lebewesen und alles, was da kreucht und fleucht. Gut. Nun angelt der Mann aber sehr gern. Und da sitzt er denn so manchmal am Lago Maggiore und läßt die Beine baumeln, hält die Angelrute fest und sieht ins Wasser. Und dabei betet er.

Er betet nämlich: es möge kein Fisch anbeißen. Weil sich doch Fische immer so quälen müssen, wenn sie am Angelhaken zappeln, und das möchte der Mann nicht, und da sendet er denn ein heißes Gebet nach dem andern zum lieben Gott, Abteilung: Lago Maggiore-Fische, es solle auch gewiß keiner bei ihm anbeißen. Und dann angelt er weiter.

O meine Lieben! Ist dieser Mann nicht so recht eine Allegorie, ja, ein Symbol? Das ist er. Dieser Mann muß entweder ein alter Jude sein, oder — verschärfter Fall des Judentums — er ist bei den Jesuiten in die Lehre gegangen. Er hat das höchste erreicht, was Menschen erreichen können: er hat die himmlischen Ideale mit seinen sündigen Trieben zu vereinen gewußt, und das will gekonnt sein. Den Fischen, die da bei ihm zappeln, wird das ja gleich sein;

aber ihm ist es nicht gleich, denn er hat nun beides: die Fische und die Seelenruhe.

Schluß, allgemeiner Ausblick:

Da sitzen sie am Ufer des Lebens ... oder am Meere des Lebens, das ist eigentlich noch schöner ... da sitzen sie am Meere des Lebens und baumeln mit den Beinen und halten die Angelrute ins Wasser, um den Erfolg zu fischen. Aber wenn sie schlau sind, dann beten sie dazu und sind: Fromme Huren; soziale Bankdirektoren; demokratische Militärs und privat die Wahrheit liebende Journalisten. Sie angeln und sie beten.

Peter Panter

Zwei Presse-Notizen

I

Eine neue Attraktion für das tanzfreudige Publikum Berlins ist das im Oktober beginnende Gastspiel des beliebten Meisters Marek Weber mit seinem Orchester zum Nachmittags-Tanztee im Hotel Esplanade. Das von den zahlreichen Electrola-Aufnahmen her bekannte populärste deutsche Tanzorchester beginnt mit diesem Gastspiel nach einer längern Pause seine Darbietungen, die uns neben dem bekannt unübertroffenen Rhythmus dieses Orchesters noch den persönlichen faszinierenden Eindruck Meister Marek Webers vermitteln.

II

Kürzlich wandte sich ein Musiker aus Norddeutschland an Herrn Marek Weber und bat ihn um die Erlaubnis, seinen Stammhalter Marek nennen zu dürfen in Verehrung für den Schöpfer unsrer schönsten Electrola-Aufnahmen. Dieser Wunsch des Musikers zeigt, wie groß die Beliebtheit und die Bekanntheit Marek Webers überall ist.

Von deutscher Seele

Im Speisewagen sitzen zwei Herren und unterhalten sich über die Katastrophe des „R. 101". Der eine der Herren sagt nickend: „So viel hätten ja nicht verbrennen müssen, aber da sieht man wieder, ‚Unrecht Gut gedeihet nicht'."

Lindenwirtin G. m. b. H.

Hat Bingen seinen Mäuseturm und sitzet bei Bacharach die Loreley, so hat die Stadt Godesberg, der ihre Ruine anscheinend nicht genügte, die „Lindenwirtin" — das berühmte Ännchen Schumacher — erfunden, die nicht so unverdrossen und ständig wie die Loreley ihr Haar kämmt, dafür aber die reisende Mitwelt in die Bataille gegen die rheinischen Bouteillen führt.

„Keinen Tropfen im Becher mehr" steht mit großen Lettern an den Wänden des „Gasthofes zur Lindenwirtin" geschrieben. Kommersbücher mit dem Liede des Dichters Rudolf Baumbach werden von ihr zu hunderttausenden vertrieben, dazu Postkarten in noch größerer Zahl. Im vergangenen Jahr hat nun die „Lindenwirtin" ihren siebzigsten Geburtstag begangen. Der godesberger Gesangverein trug zur Feier treuherzig das Lied von der Lindenwirtin vor. Hundertjähriger godesberger Wein, Männerchöre, Vereine, ja selbst der Rundfunk wurden in Bewegung gesetzt. Den Höhepunkt erreichte das Fest, als Prinz Adalbert, der dritte doorner Sprößling väterliche Grüße und der

Beigeordnete Fritzen die besten Wünsche einer der Lindenwirtin nahestehenden Lindenwirtin G. m. b. H. überbrachte. Der deutsche Blätterwald rauschte vernehmlich; selbst am La Plata und in Cincinnati erschienen Meldungen über „das Volksfest der Deutschen".

Bei alledem wurde der Dichter des Liedes von der Lindenwirtin, wurde Rudolf Baumbach vergessen. Kein Wunder, denn Baumbach ist niemals in Godesberg gewesen und hat Ännchen Schumacher niemals gesehen. Fest steht vielmehr, daß Ännchen Schumacher mit der Entstehung des Liedes nichts zu tun gehabt hat und in keiner Weise berechtigt ist, sich mit der Titelfigur zu identifizieren. Fest steht ferner auch, daß der sogenannte fünfte Vers des Liedes, in dem von der Lindenwirtin, „Ännchen der Feinen" die Rede ist und der von ihr, respektive ihrer Reklamegesellschaft, der Lindenwirtin G. m. b. H., auf Postkarten etcetera abgedruckt und vertrieben wird, eine glatte Verfälschung des Liedes darstellt.

Gewiß soll man die Leistungen einer tüchtigen Gastwirtin nicht unterschätzen. Ihr Erfolg als Kommersbuchverlegerin kann mit den größten Firmen ihrer Branche konkurieren. Und wenn der Verband der Reklamefachleute sie zum Ehrenmitgliede ernannt hätte, so könnte man gar nichts dagegen haben. Das darf jedoch keinesfalls zur Annektion einer dichterischen Gestalt führen.

Wenn Max Schmeling in New York zum deutschen Volkshelden avancieren konnte, so bezog er wenigstens vorher nach allen Regeln der Kunst seinen Tiefschlag. Was aber tat oder duldete die Lindenwirtin (G. m. b. H.) für das Dichterwerk? Wieder einmal gehen die Erben eines Dichters leer aus.

Eine glatte Urheberrechtsverletzung, wie sie der fünfte Vers des von Ännchen Schumacher vertriebenen Liedes von der Lindenwirtin darstellt, sollte selbst in der Zeit des Tiefschlags nicht genügen, ihr das Diplom der Unsterblichkeit zu verleihen.

Ernst Fluhme

Wann ändre ich meine Frisur?

Wann ändern Sie Ihre Frisur, meine Dame? Sie glauben, dann, wenn sich die Mode ändert, oder wenn Sie Typhus gehabt haben oder wenn Sie grade einmal wieder zehn Jahr jünger geworden sind? Sie irren sich durchaus. Gehen Sie in den neuen Garbo-Film, und Sie werden erfahren, daß es nur einen einzigen passenden Moment gibt, seine Frisur zu ändern: nämlich nachdem man seinen Mann umgebracht hat.

In dem Film „Der Kuß" spielt jener gute alte Trick die Hauptrolle, nach welchem man erst in der Schlußszene erfährt, was in der zweiundvierzigsten Entscheidendes vor sich gegangen ist. Madame Guarry hat einem kleinen Studenten einen natürlich gänzlich unschuldigen Abschiedskuß gegeben; ihr angetrauerter Othello kommt hinzu, sieht, läuft selbst im Schwarzweiß-Film sichtlich blaurot an, und ehe er den Jüngling gänzlich kalt gemacht hat, knallt seitens der ohnehin einen Dritten liebenden Gattin ein erfolgreicher Revolver. In der nächsten Szene ist der Herr Kriminalkommissar da, ohne daß es Frau Guarry gelungen wäre, sich ein vernünftiges Alibi auszudenken und sich ein paar überzeugende Antworten zurechtzulegen. Zu alledem hat es nicht gelangt, denn sonst hätte

ja der geliebte Dritte nicht eingreifen, die Dame seines Herzens freibekommen und trotz des Geständnisses mit ihr happy enden können. Es hat nur zu dem einen gelangt, daß Madame sich nach gehabtem Gattenmord eine neue Frisur ausgedacht und -probiert hat, so daß wir denn also Greta Garbo dem Herrn Kommissar mit einem Wuschelkopf von Toulouse-Lautrec gegenüber sitzen sehen, in welchem wir sie zunächst einmal gar nicht wiedererkennen. Ich meinerseits war reichlich hundertundzwanzig Meter lang überzeugt, eine heimliche Freundin des Herrn Guarry vor mir zu haben, durch die die Handlung jetzt ihren Dreh kriegen würde... Weit gefehlt. Dieser einfallsarme, schlecht photographierte, durch und durch billige Film ist eines der trübsten Beispiele dafür, wie zersetzend das in den ersten Jahren so befruchtende Hollywood auf die besten europäischen Kräfte zu wirken vermag. Wie kann ein Regisseur von Jaques Feyders Graden unlogische Geschmacklosigkeiten der oben beschriebenen Art zulassen? Wie ist es möglich, die schönste Frau der Erde zu einer uninteressanten mater dolorosa umzuphotographieren — schwarz umrandet, weiß gepudert in der Gerichtsszene — wie bringt man es fertig, dieses durchseelte, erlebnisfähige Antlitz zu einer nichtssagenden Schablone zu verfälschen? Denn es ist Verfälschung. Es ist nicht wahr, daß man der Garbo müde sei, daß sie keine Abwechslungsmöglichkeiten habe. Aber it is a long way von „Anna Karenina" zu „Wild Orchidees" und ein noch längerer von „Krieg im Dunkel" zu „The Kiss". Man sollte aufhören mit der Schluderarbeit und dem seelischen Raubbau und dieser bedauernswerten Frau Zeit lassen, wieder mit Anderm zu wirken als mit sinnlos veränderten Frisuren. *M. M. Gehrke*

Liebe Weltbühne!

Vor einigen Tagen hat bekanntlich in Frankfurt a. M. ein Trupp Stahlhelmer, als er von Kommunisten verfolgt wurde, Zuflucht in der Boerne-Synagoge gefunden, allwo die frommen Juden Frankfurts grade das Laubhüttenfest feierten. Der Synagogendiener, genannt Schammes, hat dann das Überfallkommando geholt, den Stahlhelmern zu helfen. Stimme aus dem Volk beim geschlossenen Abmarsch: „Gugg emol — da komme de Laub-Hitler..."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Internationale juristische Vereinigung. Montag, den 27. Okt., 8.30 Uhr, Pschorr, Tauentzienstr. 13, Saal III. Allgemeine Aussprache über die Erfahrungen mit dem Schnellgericht.

Mannheim

Städtische Kunsthalle. Ausstellung: Das russische Ballet, Kostüm- und Szenenentwürfe europäischer Künstler.

Bücher

Gottfried Benn: Facit der Perspektiven. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Neue Lyrik. Joachim Goldstein, Berlin-Niederschöneweide.
Martin Raschke: Fieber der Zeit. Wolfgang Jeß, Dresden.
Leo Trotzki: Die Geschichte der russischen Revolution, S. Fischer, Berlin.
Friedenswarte Nr. 10: Rundfunkdiskussion zwischen Kurt Hiller und Franz Schauwecker über „Krieg und Frieden".

Rundfunk

Dienstag. Leipzig 12.55: Sergei Rachmaninow (Schallplatten). — Berlin 15.20: Die moderne Frau, M. M. Gehrke. — Köln 18.30: Dilettanten dichten, Gerhart Pohl. — München 21.55: Der Autor liest, Erich Ebermayer. — Mittwoch. Berlin 20.30: Literarische Umschau, Edlef Köppen. — Leipzig 20.30: Drei Szenen von August Strindberg. — Donnerstag. Königswusterhausen 19.00: Bernard Shaw als Sozialist, Lothar Erdmann. — Freitag. Berlin 20.30: Die Erzählung der Woche, E. Frey. — Breslau: Salomon August Andrée, Ernst W. Freißler. — Leipzig 21.00: Ein Querschnitt aus neuer Prosa, Margarete Anton und Curt Baumgarten. — Sonnabend. Berlin 15.45: Russische Kunst als Erlebnis, Wolfgang Born. — 18.10: Die europäische Tonfilmproduktion, Guido Bagier.

Antworten

Rudolf Geist, Heilbronn. Sie wurden, als Wiener, von der heilbronner Kriminalpolizei zur Prüfung Ihrer Aufenthaltsberechtigung aufs dortige Amt zitiert, und da entwickelte sich dieser kostbare Dialog: „Ist es wahr, daß Sie Bücher schreiben?" — „Freilich." — „Das ist ein Grund zur Ausweisung als lästiger Ausländer!" — „Lieber Herr, man darf Bücher schreiben." — „Bei uns nicht. Sie sind ein Ausländer und sind politischer Umtriebe zugunsten der kommunistischen Partei verdächtig! Der Kriminalkommissar Hausmann hat ein Buch von Ihnen gelesen. Was haben Sie für eine Gesinnung?" — „Das ist mein kleines Privatissimum; die sogenannte internationale Gesinnung." — „Aha! Es ist der Polizei zu Ohren gekommen, daß Sie eben wieder ein Buch schreiben?" — „Stimmt." — „Für wen?" — „Für einen wiener Verlag." — „Den Namen wollen Sie nicht nennen?" — „Nein." — „Und davon leben Sie? Kann man das kontrollieren?" — „Schwerlich, mein Verlag hat viel zu tun, und die Mehrbeschäftigung durch Ihr Amt wäre wirklich lästig." Dann konnten Sie gehen, der Paß blieb in den Händen der wißbegierigen Polizei. Neue Vorladung: „Sagen Sie, Sie haben ja auch bei der Weltbühne gesprochen?" — Pause. — „Tun Sie nicht so, da stehts ja!" Und wirklich, zwei Seiten waren diesem schwerwiegenden Faktum gewidmet. Man schickte Sie wieder weg und sagte Ihnen auf Ihr Vorhalten, daß Sie den Paß dringend brauchten: „Vielleicht liegt gegen Sie ein Verfahren wegen Paßvergehens vor . . . und . . . nun, es wird alles noch weiter untersucht." Da sitzen Sie nun fest, und alles nur, weil Sie ein paar Bücher geschrieben und einmal vor zwei Jahren bei den stuttgarter Weltbühnenlesern gesprochen haben. Von denen heißt es in den Erhebungsakten über den Vagabundenführer Gregor Gog: „Gregor Gog ist auch ein Funktionär des ‚Clubs der Weltbühnenleser' und hält in diesem Verein revolutionär-umstürzlerische Reden, deren Inhalt durchaus als staatsgefährlich bezeichnet werden kann." Der Club der stuttgarter Weltbühnenleser setze sich aus mehr solch üblen Personen zusammen. Wenn die sich nur einmal den Adolf Hitler besehen wollten. Der ist doch auch Ausländer und soll als solcher auch Bücher geschrieben haben, was anscheinend verboten ist. Aber die sehen immer nur nach links und merken nicht oder wollen nicht merken, wie man ihnen von rechts her langsam aber sicher an die Gurgel geht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Von Brüning bis Severing von Heinz Pol

Scheinbar hat sich vieles verändert in diesen ersten sechs Wochen nach dem 14. September. So kommt es, daß grade diejenigen, die am 15. September morgens nach dem Mauseloch suchten, das sie vor der nahenden Woge der Revolution verbergen sollte, heute bereits wieder auf hohem Kothurn durch die Landschaft schreiten und sogar einen vertraulichen Blick nach der immer noch existierenden Börse hin riskieren. In jener merkwürdigen Sprache, die zwischen den dicken, kalten Marmorsäulen des Wallotbaues geflüstert und gewispert wird, nennt man so etwas einen „Stimmungsumschwung". Alle Schwarzseher, die an die Stelle Brünings Hitler setzten und auf den Platz des Finanzministers den Herrn von Stauß, sind wieder einmal kläglich hereingefallen.

Sind sie es wirklich? Es lohnt sich, diese Frage zu untersuchen, denn nichts hat unsre Unfähigkeit, politisch zu denken, stärker bewiesen als die Haltung, die die meisten von uns nach dem 14. September annahmen. Weil der erste Blitz nicht einschlug, glauben sie, das Gewitter sei vorbei. Aber als der erste Blitz die Wolken erhellte, da meinten sie, es sei bereits der Weltuntergang. So wird bei uns Politik gedacht. Wir fallen von einem Schock in den andern, und unsre nüchternsten Geschäftsleute taumeln wie Nachtfalter an der Lampe von ganz rechts nach ganz links und umgekehrt, wenn sie das unerbittliche Schicksal aus ihrem Privatbureau in den Plenarsaal des Reichstages verschlägt.

Vom Privatbureau der Politik aus stellt sich jedoch die Lage seit den Wahlen aus unverändert schlecht dar, nicht obwohl, sondern weil bei den augenblicklichen Machtverhältnissen und den täglichen Verschiebungen dieser Verhältnisse die nächste Zukunft immer noch verworrener und nebelhafter wird. Ein offener und gewaltsamer fascistischer Putsch war weder in der Nacht vom 14. zum 15. September möglich, noch ist er heute überhaupt diskutierbar. Ein so umwälzender Schritt könnte nur von den nationalsozialistischen Stoßtrupps in engster Fühlungnahme mit der Reichswehr und mit Hilfe einer völlig passiven Schutzpolizei unternommen werden. Nun liegen die Dinge so, daß nicht nur die sogenannten linken Parteien und Gruppen unter dem Begriff „Fascismus" ganz unterschiedliche Vorgänge und Einrichtungen verstehen, sondern die Lage kompliziert sich noch insofern, als auch die Rechte sich durchaus nicht darüber einig ist, wer von ihnen die Macht haben und auf welche Weise er sie anwenden soll. Der Fascismus, den die Nationalsozialisten vorbereiten, sieht, zunächst wenigstens, fundamental anders aus, als der, den etwa die Reichswehr unter Führung von Schleicher und Hammerstein in Deutschland regieren lassen möchte. Denn hinter den einflußreichen Generälen der Bendlerstraße steht nicht nur ein Teil der Regierungsmitglieder — das wäre an sich nicht weiter wichtig —, sondern auch der größere Teil jener reaktionären Groß- und Schwerindustrie, deren politisches Treiben seit 1918,

nein: seit 1914, die Hauptschuld an all unserm Unglück trägt. Der Fascismus, der von diesen Kreisen propagiert und von einer sich immer noch bürgerlich nennenden Presse mit mühsam auf jung geschminktem Temperament unterstützt wird, soll nicht nur auf streng legale — in der deutschen Politik hat es ja nie was Ungesetzliches gegeben, sonst wäre die Polizei eingeschritten! — also auf streng legale sondern auch auf eine möglichst lautlose Weise auf dem Verordnungswege Gesetzeskraft erlangen. Darin unterscheidet man sich vorläufig noch von den Nationalsozialisten, die auf einen gewissen Klamauk à la Marsch auf Rom und möglichst auch auf ein paar Tote und Verletzte nicht verzichten möchten.

Immerhin ist man auch hier schon recht entgegenkommend geworden. Vielmehr, man hat von den durchaus geschicktern und deshalb viel gefährlichern legalen Umstürzlern um Hugenberg, Schiele und die Deutsche Volkspartei gelernt, daß es in Deutschland vorteilhafter sei, eine Revolution ohne Revolution durchzuführen. Goebbels hielt in der vorigen Woche im Sportpalast, in der ersten Massenversammlung der berliner Hitler-Leute nach den Wahlen, eine für seine unbescheidenen Verhältnisse erstaunlich gemäßigte Rede, in der er erklärte, das Dritte Reich sei dann errichtet, wenn die Nazis drei Ministerposten in Preußen und zwei bis drei im Reich hätten. Ein mageres Programm für eine so revolutionäre Partei, aber grade weil es so mager ist, wird es leichter realisierbar sein. In dem Maße, wie die neugebackenen Hitler-Abgeordneten im Reichstag sich gesitteter benehmen, in demselben Maße wächst ihre Koalitionsfähigkeit. Man werde ihnen schon Raison beibringen, frohlockten einige Leute zu Beginn der Reichstagssession, als Löbe den Fememörder Heines aus dem Saale wies. Nun, ich fürchte, die in Raison gebrachten Heines und Genossen vielmehr als die Schreihälse. Diese schalten sich selbst aus, jene aber werden, wie man so schön sagt, zu „Machtfaktoren".

Vorläufig aber besteht ein erheblicher Gegensatz zwischen dem Fascismus um Hitler und dem um Schleicher, so sehr sich auch das Zentralorgan der großbürgerlichen Fascistenfreunde, die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', bemüht, ihren Abonnenten und Lesern die Gelbhemden salonfähig zu machen: „Wir begrüßen so sehr den nationalen Schwung der Nationalsozialisten." Leider läßt der soziale Schwung noch zu wünschen übrig. Was hilft der opulente Lunch, den der Gewaltige der Deutschen Bank dem Abgott aller Bankangestellten gab, wenn dieser zwei Tage danach die Enteignung aller Banken fordert und den Metallarbeiterstreik mit Spenden unterstützt. Hier sind also noch gewisse „weltanschauliche" Gegensätze vorhanden, und es ist fraglich, ob sie je soweit verschwinden werden, daß man gemeinsam marschieren und sich erst hinterher um die Macht schlagen wird.

Aber die Lage bleibt nicht nur deshalb so verworren, weil sich die Spezis über den Weg zum Fascismus nicht einig sind. Die Labilität der Verhältnisse hat vielmehr ihren tiefsten Grund in der augenblicklichen Stellung der Sozialdemokratie. Manche glauben, sie sei gefestigter denn je, sie habe das Kabinett Brü-

ning in der Tasche und damit das zukünftige Schicksal der demokratischen Verfassung, andre meinen, die Zukunft der Sozialdemokratie sei mindestens genau so ungewiß wie die aller übrigen Parteien.

Diese Meinung hat sehr viel für sich. Die Dinge haben sich soweit entwickelt in Deutschland, daß heute nicht einmal mehr die Köpfe richtunggebend sind sondern die Massen, die hinter diesen Köpfen stehen und diese zwingen können, etwas auszuführen, was sie vorher nicht einmal ahnten. Hitler ist völlig abhängig von der Meinung seiner sechseinhalb Millionen Wähler, die Meinungen und Handlungen dieser Wähler werden wiederum bestimmt von der Entwicklung der wirtschaftlichen Lage. Er hat die Massen nicht in der Hand, sie haben ihn in der Faust. Genau so ist es bei den andern Parteien, also auch bei den Sozialdemokraten. Kein Mensch weiß heute, ob die in den Gewerkschaften organisierte Arbeiterschaft das Votum der Reichstagsfraktion für Brüning für gut hält oder nicht. Die Erklärung von Breitscheid über die Entscheidung seiner Kollegen klang reichlich orakelhaft.

Man soll vor allem nicht glauben, daß das Vertrauensvotum so ungleiche Brüder wie Hermann Müller und Brüning in Freundschaft zusammenketten werde. Es ist höchstens eine Interessengemeinschaft auf wenige Wochen, die die beiden eingegangen sind, und es fragt sich noch sehr, ob beide Parteien wirklich in den nächsten Wochen die Vorteile wahrnehmen können, die sie heute am Horizont sehen. Die bürgerlichen Kreise hinter Brüning sind alles andre als erfreut, daß er sich von den Sozialdemokraten hat retten lassen. Auf diese Weise läßt sich der Fascismus schwer einführen. Man wirft deshalb dem Kanzler mit brutaler Offenherzigkeit vor, daß er die Lage verkenne. „Das Zentralproblem der Politik ist nicht mehr die parlamentarische Mehrheit", schreibt die D.A.Z. und sie fügt, in ihrem Sinne durchaus logisch, hinzu, daß kein Abmarsch nach links den Staat wieder in Ordnung bringen könne. Man darf Herrn Brüning als Taktiker um Himmelswillen nicht unterschätzen: es gibt Leute, die behaupten, er werde, nachdem er sich das Vertrauen der Sozialdemokraten gesichert habe, nunmehr in aller Ruhe sich mit den Freunden von rechts über die weitere Ausgestaltung seiner Politik unterhalten.

Das energische Dementi jedenfalls, in dem die Reichsregierung und der Kanzler im besonderen von dem Gerücht abrückten, das behauptete, man freue sich über die Ernennung Severings zum preußischen Innenminister, beweist zumindest, daß Brüning, selbst wenn er wollte, es sich nicht leisten darf, die große Koalition im Reiche auch nur in Vorschlag zu bringen. Volkspartei und Wirtschaftspartei sind heute, aus Angst, den letzten Rest ihrer Wähler an die Nazis zu verlieren, soweit fascisiert, daß sie die längst halbbürgerlich gewordene Sozialdemokratie für den Bolschewismus in Person hält. (Zu diesem Teil des Bürgertums kann man gar nicht mehr sprechen, er wirft sich vor Hitler so tief in den Sand, daß jedes Wort, das man an ihn richten würde, über seinen gekrümmten Rücken hinwegginge. Nicht einmal das kalte Achselzucken Washingtons kann diese Helden davon abhalten, sich auch noch außenpolitisch

zu blamieren, indem sie das, sit venia verbo: Anti-Youngprogramm der Nazis Wort für Wort nachplappern.)

Die Sozialdemokratie aber spielt ein noch viel gewagteres Spiel, sie balanciert auf einem haardünnen Seil. Und das Seil wird dadurch nicht viel dicker, daß man in Preußen nun Severing und Grzesinski wieder in Aktion treten läßt. Lebt das Zentrum im Reich augenblicklich nur durch die Gnade der Sozialdemokratie, so ist es in Preußen grade umgekehrt. Bei allem Respekt vor der viel mehr als nur staatsmännischen Taktik Brauns, der nicht nur hierin einem Brüning weit überlegen ist — auch er wird wissen, daß man mit Taktik allein heute nicht mehr auskommt. Auch in Preußen kann das Fundament wegsacken, ohne die Taktiker vorher um Erlaubnis gefragt zu haben.

Wenn es nicht wegsackt, so wollen wir hoffen, daß der wieder ganz frisch gewordene Severing sein „linkes" Programm so durchführt, wie er es in Frankfurt am Main am Tage seiner Ernennung eindeutig entwickelte. Vielleicht also wird die preußische Schutzpolizei künftig die im Augenblick viel gefährlichern Gelbhemden mit mindestens derselben Energie von der Straße weisen wie bisher die Roten Frontkämpfer. Hier ist einiges nachzuholen, und Severing wird sich mit den bisherigen Herren seines Ministeriums, dem Ministerialdirektor Klausener, über die Zusammensetzung des Offizierkorps der Schutzpolizei auseinanderzusetzen haben. Vorläufig hat er, was freilich mindestens so verdienstvoll ist, den Genossen Z. vom Alexanderplatz entfernt. Die Ära Z. zeichnete sich dadurch aus, daß in ihr die Kommunisten rudelweise niedergeschlagen, die Nationalsozialisten aber mit den allerfeinsten Samtknüppeln gestreichelt wurden. Niemand, der die Maitage 1929 miterlebt hat, weint diesem Polizeipräsidenten eine Träne nach. Er hat eine ähnliche Popularität erlangt wie Noske.

Aber selbst diese Personalveränderungen rechtfertigen noch keinen Stimmungsumschwung beim Publikum. Größer als je bleibt die Gefahr, daß man allenthalben versucht, Politik im luftleeren Raum zu treiben. Nichts wäre heute gefährlicher, als sich von den Wünschen und Instinkten der Massen zu trennen, denn das noch dumpfe Gemurmel kann bei einem scheinbar ganz geringfügigem Anlaß in den klaren Schrei der Revolte umschlagen. Das heißt, kurz und deutlich gesprochen: es ist nicht mehr unbedingt ausschlaggebend, ob Brüning bleibt und ob Severing regiert, sondern es kommt allein darauf an, die wirtschaftliche Situation von 40 Millionen Menschen in Deutschland zu bessern, und zwar schleunigst zu bessern. Gewerkschaften, Unternehmerverbände und Arbeitsministerium, ganz zu schweigen von dem Heer der Erwerbslosen, sie sind heute die einzigen Faktoren politischer Wichtigkeit.

Keine Betrachtungsweise erscheint also in diesen Zeitläuften törichter, als jener kindliche Optimismus, mit dem manche Leute uns erzählen, man werde schon „irgendwie" über den Winter hinwegkommen. Es könnte „irgendwie" geschehen, daß nur das Wörtchen „hinweg" in Erfüllung geht . . .

Geschichte einer Diktatur von Walter Mehring

„Warum sollte dieser Mann, wenn er an die Macht gelangt, nicht versuchen, einen Krieg zu machen? Wenn wir bei unsern Nachbarn eine Diktatur für möglich halten — und solche Diktaturen hat es dort schon wiederholt gegeben —, wer garantiert uns, daß diese Hypothese nicht Wahrheit wird?"

Wer hat das gesagt? Wohl so ein Franzose, der es wagt, sich in unsre Angelegenheiten zu mischen? Falsch! Das sagte im Reichstag Bismarck beim Beginn der Boulangeraffaire über den Revanchegeneral, wie ihn — mit Recht! — die deutschen Blätter getauft hatten. Und dies ist nicht die einzige Parallele zur heutigen Zeit. Man braucht nur Seite für Seite aus der eben erschienenen Geschichte des Boulangisme zu zitieren, die Zévaès, der beste Kenner der dritten Republik und ihr bester Historiograph, verfaßt hat.

*

„1886 wird der erst achtundvierzigjährige General Kriegsminister. Ein Mann von elegantem, martialischem Äußern; galoppiert auf einem forschen Rappen, nimmt in Longchamp die Truppenparade ab, provoziert Bismarck und Deutschland. In sechs Monaten ist er populär."

Aber selbstverständlich! Man ahnt schon die Fortsetzung:

„Von 1887 bis 1889 wächst die Agitation wie ein Wirbelwind, fegt über weite Gebiete Frankreichs, beunruhigt die Machthaber, scheint berufen, die Augiasställe mit eisernem Besen auszukehren, und verendet kläglich in Unfähigkeit und Nichtigkeit."

Aber soweit sind wir noch nicht! Welches sind Gründe und Boden für das Wachstum dieser Bewegung? Krise der Kleinbauern — die Mittelklassen Opfer der Finanzzentralisierung — Hoffnung von Reaktion und Klerus, die nicht abgerüstet haben, auf den „neuen Caesar" — Vorboten des Panamaskandals — Unzufriedenheit der Arbeiterklassen, denen die Republik keine der versprochenen Reformen gegeben hat, und die ihre Gewerkschaften bedroht sehen. In Aniche erklärt man ihnen: Austritt aus den Gewerkschaften oder Entlassung. Zum ersten Mal setzt man Militär gegen Streikende ein. Boulanger erklärt: „Die nationale Armee ist nicht mehr das Werkzeug eines Einzelnen, sondern der Ausdruck des Willens der Allgemeinheit und in Ihren Händen, meine Herren, berufen, Interessen und Größe des Landes zu sichern!"

Nein! Ich verlege nicht deutsche Vorgänge nach Frankreich! Ich stelle authentische Berichte zusammen. Am 14. Juli 1886 bewundert Ganz-Paris den Retter — einen Tag, nachdem er selber die Ausschließung des Adels aus der Armee durchgesetzt hat. „Jugendlich, auf stolzem Rosse, erschien er uns..." schreibt ein Enthusiast. Und alles singt: „En revenant de la Revue", den Schlager des Militärkomikers Paulus: „Die neue Marseillaise". Deutschland interpretiert offen diese Begeisterung als Kriegsdrohung. „Ich wäre ein Narr, wenn ich Krieg wollte!" erwidert Boulanger. „Ich wäre ein Schuft, wenn ich mich nicht auf ihn vorbereitete!" Wir kennen diese

feindiplomatische Ausdrucksweise. „Der Feind steht links," hatte der Opportunistenführer Ferry kurz zuvor noch erklärt. Jetzt fordert er den Sturz des Kriegsministers und stürzt bei der nächsten Finanzdebatte das Kabinett. Die Krise beginnt.

Sie dauert dreizehn Tage; die längste bisher der Republik. In diese Tage fällt eine Ergänzungswahl im Seinedepartement. Als einziger Kandidat figuriert ein Radikalsozialist. Rochefort fordert auf, Boulangers Namen auf dem Wahlzettel hinzuzufügen; das sei zwar ungültig, aber wichtig, um die Stimmung kennen zu lernen. Am nächsten Tage kann er verkünden: „Die Lehre ist eindeutig! 38 000 Stimmen allein für Boulanger!" Von nun an geht keine Debatte mehr ohne Boulanger. Freycinet, kommender Ministerpräsident, erklärt: „Ihn opfern hieße sich vor Deutschland beugen!" Der Präsident der Republik greift ein. Ein neues Kabinett ohne den neuen Caesar, dessen Ruhm aber wächst; auf den Straßen brüllen sie: „C'est Boulange-lange-lange-qu'il nous faut!" Nach immer erneuten blutigen Zusammenstößen schickt ihn die Regierung als „Kommandanten nach Clermont-Ferrand" in die Provinz. Zwanzigtausend Personen begleiten ihn zum Bahnhof, suchen die Lokomotive auszukuppeln. Um Stunden verzögert sich die Abfahrt des Helden. „Es ist ein Unglück für das Land und für uns, daß wir überhaupt von dieser Affaire sprechen müssen!" ruft Clemenceau in der Kammer. Bei der Truppenparade in Longchamp wird das Kabinett mit Steinwürfen empfangen. Der alte Hetzer Déroulède gibt in einem Versteck Ordres für die Manifestanten wie ein Generalstabschef. Clemenceau mahnt durch ein Wort der großen Revolution: „Hüten Sie sich, zu fordern, daß man Ihnen Zeit lasse; Unheil gewährt keine Frist!" In den folgenden, sogenannten „historischen" Nächten, die ohne Erfolg bleiben, suchen Clemenceau, Rochefort, Déroulède und der General Boulanger noch eine Lösung zusammen, den neuen Mann für den in der Wilson-Ordens-Affaire kompromittierten Präsidenten. Da machen die Monarchisten dem Retter der Republik ein Angebot. Eine halbe Stunde später ist er der ihre.

Das ist zuviel! Der Tiger erwacht und brüllt: Verrat! Leider ist das Land früher erwacht; Boulanger pfeift auf Militärdisziplin, verläßt die Garnison, zieht bejubelt in Paris ein; mit welchem Programm? Natürlich mit gar keinem! Mit drei sinnlosen Schlagworten: Revision — Dissolution — Konstituante! Infolgedessen nennt man ihn den „Erneuerer". Am Tage, da die Regierung legal gegen ihn einschreiten will, wird er mit ungeheurer Stimmenmehrheit ins Parlament gewählt. Ohne Programm, aber mit großen Propagandamitteln. Einer der Hauptwohltäter ist der Graf Dillon, ehemaliger Kürassier, vielfacher Millionär, hat reich geheiratet, besitzt den größten Aktienanteil der „Cables transatlantiques". „Acht Millionen hab ich ins Wasser geschmissen! Da werd ich doch wohl noch fünf finden, um sie auf die Popularität des Generals zu setzen!" rühmt sich der Witzbold.

Als der Erretter zum ersten Mal in die Kammer einzieht, ist die Concorde schwarz von Menschen; und triumphalisch kutschiert er in seinem Landauer zweimal um den Obelisken!

Und ob das wirkt! Die Menge stürmt die Freitreppe des Parlaments!

Doch wie es auch heute Dummköpfe gibt, die nicht gerettet sein wollen, so schon damals! Die „Possibilistes", Gruppe der Sozialopportunisten, erläßt einen Aufruf, beginnend mit den Worten: „Vor vierzig Jahren hat der Junischlächter, General Cavaignac, mit Arbeiterblut das Pflaster von Paris gefärbt. Drei Jahre darauf behauptete der letzte Bonaparte, die Republik zu retten; und hat sie erwürgt. Es waren, scheint es, noch nicht genug Massaker... Auch die dritte Republik braucht unbedingt ihren Retter! Dies ist Herr Boulanger..." Ja, und nun erfolgte etwas, was ein wenig abweicht von der bisher so glücklich durchgeführten Parallele; ein kleiner Mißakkord im Riesenmonstrekonzert der Diktatur; eine Aktion! Auf Anstiften des obzitierten Clemenceau wurde die „Société des Droits de l'Homme et du Citoyen" gegründet und sie umfaßte Alles, was republikanisch dachte! „Diese Vereinigung entsetzt Euch?... Vor zwanzig Jahren waren wir bereit, die Monarchie zu bekämpfen; jetzt sind wir einig, die Republik zu retten!" Welch eine Sprache, welch ein Sphärenklang!

Und dies ist schon der Keim zum Untergang! Am 27. Januar 1889 beginnt die letzte Wahlschlacht: Boulanger nun als Kandidat des Seinedepartements! Bei „Durand", Place de la Madeleine, hält der General Kriegsrat! Er braucht nur zu wollen, und er kann marschieren! Für sich hat er die Menge, hat die Kohorten der Patriotenliga, hat die Gardiens de la Paix, die Garde républicaine, die Armee. Ein Abgesandter von ihm, der die Kaserne de la Pépinière aufsucht, berichtet zurück: „Lassen Sie die Soldaten aus der Kaserne, und sie werden: Hoch Boulanger! rufen!" Hunderttausend Menschen zwischen Madeleine und Concorde die Seineufer entlang warten auf das Zeichen. Die Minister, von Angst ergriffen, verlassen bereits das Ministerium. Boulanger zögert noch:

„Ja, selbst wenn er die Regierung in Händen hat, er ganz allein, was wird er tun, den Sieg zu nützen? Die Diktatur hat nicht einmal die Jahrhunderte alte Tradition der Monarchie ... Sie ist nichts als ein Abenteuer. Boulanger wird, ob er will oder nicht, zum Krieg getrieben sein! Nicht umsonst heißt er der General Revanche. Er muß das Signal zum Aufbruch der Nation geben."

So interpretiert Zévaès die Stimmung des Zaudernden. „Elfeinviertel!" sagt in diesem Augenblick Rochefort zu ihm. Boulanger schweigt. „Halbzwölf! ... Zehn vor zwölf! ... Zu spät!" Woran hat er wirklich gedacht in dieser Stunde des Sieges? Die Legende behauptet: an seine Freundin. In dieser Stunde hat er nur einen Wunsch, sie zu begrüßen, und eilt, tatenlos, aus der Versammlung.

*

Diese Version ist anmutig, aber ich glaube sie nicht! Ich glaube daran, seine historische Rolle war hier zu Ende, mußte zu Ende sein! Er hat sich später auf dem Grabe seiner Freun-

din erschossen; da hat man ihn verspottet! Es war seine menschlichste Tat! Ich weiß, diese Meinung wird man mir schwer verübeln; ich bleibe dabei: „Es war seine menschlichste Tat!"

*

„Das: ein Conspirator?" fragt Zévaès. „Er hatte keinen Grips!" hat Déroulède nachher achselzuckend gesagt.

Boulanger war tot! Aber der Boulangismus trieb eine neue Blüte: die Affaire Dreyfus und den Antisemitismus! Und dann kam 1914!

Die Geschichte wiederholt sich nicht — sie lebt von Plagiaten!

Yen Hsi-Schan von Asiaticus

Peking ist nun nach zweijähriger Degradation, von der Residenz des Reiches zur gewöhnlichen Provinzhauptstadt, wiederum Sitz einer „Zentralregierung" geworden. Die Fronde der Marschälle des Nordens gegen Tschiang Kai-Schek in Verbindung mit allen Gegnern des Nankingregiments, im Innern wie unter den Mächten — ein Meisterwerk der Intrigue Feng Yu-Hsiangs —, hat sich in Peking zu einer sehr bunt zusammengewürfelten „Zentralregierung" konstituiert. Ihre direkte militärische Stütze sind die Armeen Feng Yu-Hsiangs und Yen Hsi-Schans, ihre indirekte die Armee der reaktionärsten Despotie in China, der Mandschurei. Die Pekingregierung reklamiert weiter als ihre Verbündeten die Unzahl der Zaungenerale in Süd- und Mittelchina. Die von ihren Gegnern ausgestreuten Gerüchte einer angeblichen Verbindung mit den Partisanentruppen der aufständischen Bauern im Yangtsetal weist sie selbst als Verleumdung zurück. Im Staatsrat neben den militärischen Häuptern sitzt Wang Tsching-Wei, die bedeutendste Figur der linken Kuomintang, der zu schieben glaubt und geschoben wird. Von den „freundschaftlichen und interessierten Mächten" (friendly and interested powers) steht die Patronage Japans im Vordergrund, die Englands im Hintergrund. Die Nankingclique behauptet, hierin unterstützt von ihren amerikanischen „advisers" und „observers", daß Feng Yu-Hsiang geheime Verbindungen mit der U.S.S.R. unterhält, was von Feng ebenfalls als Verleumdung zurückgewiesen wird. Wang Tsching-Wei hat kürzlich in einem Presseinterview die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Sowjetunion in Aussicht gestellt, unter der Bedingung, daß sie sich nicht in die innerchinesischen Verhältnisse einmische. An der Spitze dieser Koalition, die in höchst eigenartiger Weise alle Widersprüche der chinesischen Gesellschaftskrise akkumuliert, aber auch den völligen Bankrott des Nankingregiments aufzeigt, steht als Präsident die Mittelmäßigkeit Yen Hsi-Schan, der „Mustergouverneur" von Schansi.

Die imperialistische Journaille in China hat ihn den „Mustergouverneur" genannt, weil er von 1912 bis 1926 die Provinz Schansi vor dem Bürgerkrieg der Generale bewahrt hat. Schansi genoß früher den Ruf der reichsten Provinz des

Kaiserreiches, der Geldgeber und Kreditoren der Mandschudynastie. Als wichtigste Durchgangsprovinz des Handels mit dem Nordwestgebiet und teilweise dem mittlern China, selbst reichlich versorgt durch unermeßliche Bodenschätze, die heute noch der modernen Exploitation harren, und fruchtbare Landwirtschaft, wurde sie zur Geburts- und Entwicklungsstätte des chinesischen Bankkapitals, besser gesagt des großzügigsten Wucherkapitals. Aber auch das verdankte sie am allerwenigsten ihren Mustergouverneuren sondern der natürlichen Befestigungslage ihrer Grenzgebiete, die die verhältnismäßig kleine Provinz mit einer stagnierenden Bevölkerung von elf Millionen, mit Gebirgskämmen umzäunt und den jahrhundertelang stabilisierten mittelbäuerlichen Verhältnissen auf dem Lande und den zahlreichen Handelszentren. Von dieser alten Herrlichkeit ist heute nur sehr wenig übriggeblieben: Einige Ruinen uralter Bankhäuser, die natürliche Befestigung, die ungeheuren unausgehobenen Kohlen- und Eisenschätze und ein Bauerntum von einer gewissen Solidität. Hier konnte also der Mustergouverneur mit seiner Armee von fünfzigtausend Söldnern die eigne Provinz gut schützen, ohne sich aber mit den mächtigen militärischen Nachbarn wie Wu Pei-Fu und Tschang Tso-Lin messen zu können.

Inzwischen hat Yen aber auch seine alte Friedensliebe längst wettgemacht. Denn seit 1926, seit den Bürgerkriegen der Wu Pei-Fu, Tschang Tso-Lin und Feng in seiner nächsten Nachbarschaft führt auch er fast ununterbrochen Krieg. 1926 greift er in den Krieg gegen Feng auf Seiten Tschang Tso-Lins ein. Er wird zwar von der Armee Fengs, die sich auf dem Rückzuge vor den vereinigten Armeen Tschangs und Wus befindet, im Vorbeiziehen geschlagen, kann sich aber eben deshalb in seine Provinz sicher zurückziehen. 1927 figuriert er ein halbes Jahr als Bundesgenosse Tschang Tso-Lins mit dem Rang seines „stellvertretenden Generalissimus" zur Bekämpfung der nationalrevolutionären Armeen, und nachdem Tschang Tso-Lin sich geschlagen zurückzieht, greift Yen als Bundesgenosse Tschiang Kai-Scheks und als neugebackener Anhänger der Kuomintang den Geschlagenen an. Auch hier wird er aber noch im Vorbeigehen von Tschang Tso-Lin geschlagen und verzieht sich wieder nach Schansi. Erst 1928 beim konzentrischen Feldzug Tschiang Kai-Scheks und Fengs gegen Tschang Tso-Lin wird Yen, trotz der schwächsten Armee, durch ein „Wunder" der Beherrscher von Peking. Dieses Wunder war das Werk Japans.

Die japanische Politik in China verfolgt seit Jahrzehnten das Ziel, die Spaltung in Nord und Süd zu verewigen und jede Zentralisierung zu verhindern. Das ist notwendig zur Sicherung der Pernetration der Mandschurei; aber auch zur Förderung der weitergehenden Pläne in Nordchina, vor allem in Schantung und Schansi, und schließlich zur Durchkreuzung der amerikanischen Finanzexpansion in einem vereinheitlichten China. Mitte 1928, in der letzten Phase des Existenzkampfes Tschang Tso-Lins, hat die japanische Politik mit aller Rücksichtslosigkeit durch eine Kette von Intrigen, durch versteckte und offene Intervention dem Marschall den letzten Stoß

gegeben und gleichzeitig die Bemühungen Tschiang Kai-Scheks und Fengs, nach Peking zu gelangen, vereitelt. Der gegebene Mann war Yen Hsi-Schan, der seine militärische Ausbildung in Japan absolviert hat und seine Provinzarmee in Schansi durch japanische Ratgeber instruieren ließ. Tschiang Kai-Schek mußte in Nanking bleiben, die südliche Armee durfte auf keinen Fall Nordchina besetzen, Tschang Tso-Lin, aufs äußerste verhaßt und geschwächt, mußte verschwinden. Nordchina sollte der Tummelplatz seiner Generale mit ihrer Rivalität gegeneinander und gemeinsam gegen Nanking bleiben, Yen Hsi-Schan die Wiederbesetzung von Peking durch Feng verhindern. Das war der strategische Plan Japans.

Die Geschichte seiner Durchführung gehört zu den grausigsten Kapiteln der imperialistischen Verbrechen in China. Yen war hierbei nur die vorgeschobene Figur, der militärische Despot, der sein Ziel, sich in Peking festzusetzen, bei dieser Gelegenheit erreichte.

Die Hauptmacht Tschang Tso-Lins war vor Peking konzentriert, seine Armee bereits stark abgekämpft, immerhin zur längern Verteidigung von Peking und Tientsin in der Lage. Gegen diese Macht marschierten nun in drei Heersäulen seine unter der Flagge der Kuomintang vereinigten Gegner, jeder gewillt, seine Position auch möglichst stark gegenüber den Bundesgenossen zu machen. Die Armee Tschiang Kai-Scheks mußte über die von den Verbündeten Tschang Tso-Lins besetzte Provinz Schantung nach Tientsin vorstoßen. Feng mußte von Honan aus direkt marschieren, um den Weg nach Peking freizumachen, während Yen, mit der kleinsten Armee, aber mit seiner Provinz in der Nachbarschaft Pekings, erst eingreifen konnte, nachdem Feng mit seiner Hauptarmee sich den Weg bis vor Peking gebahnt hatte. Unerwarteterweise gelang es Tschiang, am raschesten in Schantung vorzustoßen, Tsinanfu zu erobern und den Weg nach Tientsin freizumachen. In diesem Augenblick griff die japanische Intervention ein. Unter dem Vorwand, seine Landsleute in Schantung schützen zu wollen, besetzte Japan die Eisenbahnlinie Tsingtau—Tsinanfu, provozierte in Tsinanfu Zusammenstöße mit Truppen von Nanking und forderte daraufhin in einem zwölfstündigen Ultimatum die Armee Tschiangs zur Räumung von Tsinanfu auf, bombardierte die Stadt, trieb die Nankingsoldaten zurück und riegelte für sie den Weg über den Gelben Fluß ab. Gleichzeitig erzwang es den sofortigen kampflosen Rückzug Tschang Tso-Lins aus Peking, indem es die südliche Mandschurei bis Mukden als japanisches Schutzgebiet abriegelte und erklärte, es werde die Armee Tschang Tso-Lins nur nach der Mandschurei zurücklassen, wenn sie sofort und ohne Kampf ginge. Nur auf diesem Wege konnte die Armee Yens als erste in Peking einziehen. Die Armee Tschang Tso-Lins zog sich zurück und der Zug des Diktators wurde im japanischen Schutzgebiet durch die Explosion einer Höllenmaschine in die Luft gesprengt. Die Sühne folgte prompt, denn die japanischen Militärbehörden meldeten gleichzeitig mit dem Attentat, daß zwei chinesische Kulis, die sich in der Nähe aufhielten, sofort hingerichtet wurden...

Diesem „Wunder“ verdankt Yen seine Stellung in Peking. Seit jenem Aufstieg wurde er zum Verbündeten Fengs gegen Nanking und zum Verbündeten Nankings gegen Feng. Als Tschiang Kai-Schek den kantoner Militärdespoten Li Tai-Lun bei einem Besuch in Nanking ins Jenseits befördern ließ und daraufhin Feng und Yen nach Nanking einlud, dankten die Beiden für die freundliche Einladung und blieben fort. Als Tschiang kurz nachher den offenen Kampf gegen Feng eröffnete und Yen aufforderte, das Erbe Fengs anzutreten und seine Gebiete zu besetzen, antworteten beide, sie seien der Politik überdrüssig geworden, sie wollen sich in ein buddhistisches Kloster zurückziehen und dann ins Ausland gehen. Das sollte auf chinesisch heißen, daß sie gegeneinander nicht kämpfen wollen, aber auch noch nicht gegen Tschiang. Eine Zeitlang schien es wiederum, daß die zwei Klosterbrüder doch gegeneinander losgehen würden. Ein Bündnis zwischen Yen und Tschiang gegen Feng hätte aber nur Tschiangs Macht befestigt und Yen der Gefahr einer Schwächung, vielleicht auch Niederlage ausgesetzt. War es also zu riskant, es mit Feng aufzunehmen, so mußte er schließlich sein Verbündeter werden. So nahmen sie den Kampf gemeinsam auf. So wurde er dann zum Präsidenten, und Feng Yu-Hsiang ist das erste Mitglied seines Staatsrats.

Die Staatsvergottung

Der Mensch muß Moral haben, der Staat kennt keine Moral. Er ist die Allmacht. Er mordet, wenn er es für gut befindet, er stiehlt, wenn er es für gut befindet; er raubt die Kinder von den Müttern, wenn er es für gut befindet; er zerbricht die Ehen, wenn er es für gut befindet. Er tut, was er will. Für ihn gibt es keinen Gott im Himmel, an den zu glauben er den Menschen bei Leib- und Lebensstrafe zwingt, für ihn gibt es keine Gebote Gottes, die er den Kindern mit dem Knüppel einbläuen läßt. Er macht sich seine Gebote selbst, denn er ist der Allmächtige und der Allwissende und der Allgegenwärtige. Er macht sich die Gebote selbst, und wenn sie ihm eine Stunde darauf nicht mehr zusagen, übertritt er sie selbst. Er hat keinen Richter über sich, der ihn zur Rechenschaft zieht, und wenn der Mensch anfängt, mißtrauisch zu werden, dann fuchtelt er ihm mit der Flagge Rot-Weiß-Blau-Hurra-Hurra-Hurra vor den Augen herum, bis der Mensch ganz duselig wird, und brüllt ihm ins Ohr: „Haus und Herd — Weib und Kind!“ und bläst ihm in die Nasenlöcher den Rauch: Blick auf deine ruhmreiche Vergangenheit. Und dann plappern die Menschen alles nach, weil der Allmächtige sie in ausdauernder Arbeit zu Maschinen und Automaten gemacht hat, die ihre Arme, Beine, Augen, Lippen, Herzen und Gehirnzellen genau so bewegen, wie es der allmächtige Staat haben will. Das hat nicht einmal der allmächtige Gott zuwege gebracht, und der konnte doch auch etwas. Aber diesem Ungeheuer gegenüber ist er nur ein armer Stümper. Seine Menschen handelten ganz selbständig, sobald sie erst einmal ihre Arme und Beine bewegen konnten. Sie liefen ihm davon, achteten seine Gebote nicht, sündigten wie toll und setzten ihn endlich ab. Bei dem neuen allmächtigen Gott haben sie es schwerer, weil er noch zu jung ist, und weil sie noch nicht wagen, ihm auf die Füße zu treten und den Apfel vom Baume zu reißen.

B. Traven „Das Totenschiff“

Psychoanalyse der Reichsjustiz

von einem Justizwachtmeister

„Ich konnte die Scheu, meinen Namen gedruckt zu sehen, schwer überwinden. Das hat sich im Laufe der Jahre allerdings gründlich geändert; ob zum Vorteil?"

Wir wollen uns mal das neueste Werk von Ludwig Ebermayer, Oberreichsanwalt a. D., „Fünfzig Jahre Dienst am Recht" daraufhin ansehen. Auf dem Buchumschlag das Reichsgericht, aber nicht in seiner wuchtigen Dumpfheit, so wie es am Tage wirkt, sondern das Reichsgericht bei Nacht, durch helles Scheinwerferlicht verklärt. Der Buchdeckel selbst rot, etwa in der Tönung zwischen Reichsgerichtsroben und karmoisinroten Generalstabsstreifen. So auf Karmoisin sind die ganzen fünfzig Jahre Dienst am Recht abgetönt, die das neunte Kind des Dekans Friedrich Sebald Ebermayer aus Nördlingen absolviert hat. Seine Ehefrau ist die Tochter eines Oberstleutnants aus Neuburg an der Donau. Justiz und Militär waren auch dort die eine „Gesellschaft":

Zwischen dem Offizierkorps des dort garnisonierenden 15. Infanterie-Regiments und der Zivilbeamtenschaft herrschte bestes Einvernehmen, und die Abende, die man auf der hoch über der Donau gelegenen Schloßterrasse im Offizierskasino verbrachte, bleiben unvergeßlich.

In den karmoisinroten Lebenserinnerungen zeigt sich, wo es auch sei, erfrischende, schnoddrige Burschikosität. Ebermayer zweifelt nicht daran, daß die guten Schüler ihre Fortschritte „weniger ihrer Tätigkeit, als der Seßhaftigkeit eines andern Körperteiles verdanken", er bekennt, daß seine eigne Abiturientenabschiedsrede „ein furchtbarer Quatsch war", „und er Jurist wurde, wie die meisten, die nicht wissen, was sie sonst werden sollen."

Auf der Universität auch von Persönlichkeiten unterrichtet, die „fern von dem grade in Professorenkreisen nicht selten zu findenden Bewußtsein der Gottähnlichkeit waren". Als Rechtspraktikant am Bezirksamt München, „wo ich ebensowenig arbeitete und leistete als in Würzburg", und bei einem Oberlandesgerichtsrat, „einem Phänomen an juristischem Wissen und Können, aber weltfremd bis oben hin."

Im Dezember 1882 in stark gedrückter Stimmung auf dem Gang zum Regierungsgebäude zur Prüfung, „wo zu nachtschlafender Zeit, um acht Uhr früh, der Tanz beginnen sollte". Dann Hilfsarbeiter im bayrischen Justizministerium. Von dort als dritter Staatsanwalt nach Straubing, „die Stadt, der die sogenannten Streckenmanner die Prägung verleihen". Das sind die alten Austragbauern, die nach Übergabe ihres Hofes sich in die Stadt Straubing zurückziehen, „wo sie nach Kräften faulenzten, aßen, tranken und zur Kirche gingen". Von Straubing führte der Weg ans Amtsgericht in Neuburg an der Donau. Der eine Teil der Gerichtseingesessenen „die schwäbischen Bauern und die mit zahlreichen jüdischen Elementen durchsetzten Handelsleute", auf der andern Seite die ‚Moosbewohner, die zur Kolonisierung des Mooses angesiedelt waren, die alten Hütten anzündeten, um mit der Versicherungs-

summe ein neues stattliches Haus zu errichten; „kriminell bedenklich, sozial eigentlich förderlich."

Vor der Versetzung nach Bayreuth — „man avancierte sich damals in Bayern zu Tode, heute soll es anders sein" — fand ein Besuch im Ministerium statt, wo Ebermayer kräftig auf seine vorgesetzte Behörde schimpft: „Diese übertriebene kriminelle Geheimnistuerei, der ich auch später noch häufig in andern Sachen begegnet bin." Vier Jahre war Ebermayer in Bayreuth: „Man war beschäftigt, aber keineswegs überlastet." Dann ging es von Bayreuth über Bamberg nach Leipzig:

Es bedurfte für mich keiner sehr langen Überlegung. Die Tätigkeit am Reichsgericht lockte mich und so sagte ich zu. Ich will keineswegs verschweigen, daß auch materielle Gründe mitbestimmend waren. In Bamberg hatte man 5400 Mark Gehalt, in Leipzig 12 000 Mark.

Und was Ebermayer allerdings erst später erfuhr, „Man hat den Eindruck, daß die Tätigkeit am Reichsgericht eigentlich doch ein recht gesundes Geschäft sein muß, wenn die Mitglieder sich noch bis in ihr hohes Alter solcher körperlicher und geistiger Frische erfreuen."

Drei Dinge waren es, die mir bei meinem Eintritt in das Reichsgericht hindernd entgegenstanden. Zunächst mein Alter oder richtiger gesagt, meine Jugend, ich war erst 43 Jahre —. Man hätte mir mein Alter noch verziehen, wenn ich wenigstens aus einer prominenten Stelle, zum Beispiel aus einem Ministerium gekommen wäre. Bei solchem Herkommen besteht ja von vornherein eine gewisse praesumptio juris für besondere Leistungsfähigkeit.

Das dritte Hindernis war die geringe Einschätzung der Bayern:

Ich habe es erlebt, daß mir, nachdem ich schon anderthalb Jahre in Leipzig war, ein Senatspräsident, er war Sachse, sagte, der geistige Horizont der Bayern geht ja doch nicht über die vier Wände des Hofbräuhauses hinaus.

Reichsgerichtsrat, Hilfsarbeiter im Reichsjustizamt, Senatspräsident am Reichsgericht waren die Etappen auf dem Wege zum Oberreichsanwalt der Republik. Am 1. April 1921 trat Ebermayer dieses Amt an. Theoretisch abhängig (§§ 146, 147 des Gerichtsverfassungsgesetzes), tatsächlich aber in völliger Unabhängigkeit vom Reichsjustizminister, nach dem eignen Willen und dem mutmaßlichen Willen des Staatssekretärs Joel handelnd:

Nach meinen Erfahrungen, die ich als Oberreichsanwalt in Zeiten höchster politischer Spannung und schärfsten Aufeinanderprallens der Parteigegensätze in einer Anzahl rein politischer Prozesse machte, ist es nicht ein einziges Mal geschehen, daß das mir vorgesetzte Ministerium, mochte an seiner Spitze ein Politiker von Rechts oder einer von Links stehen, auch nur den Versuch gemacht hätte, mich in der Führung meiner Geschäfte politisch zu beeinflussen.

Der Geist des Reichsjustizministeriums von 1918 ist nach Ebermayers Überzeugung — an deren Richtigkeit zu zweifeln kein Anlaß besteht — der gleiche wie im alten Reichsjustizamt vor 1918. Damals gingen die Geschäfte ruhig ihren Gang weiter:

Der Umschwung machte sich nur insofern äußerlich bei uns bemerkbar, als man uns einen sogenannten parlamentarischen Staats-

sekretär zur Seite gab, dessen Aufgabe es wohl gewesen ist, darüber zu wachen, daß die Geschäfte im Sinne der neuen Machthaber geführt würden. Er hat uns wenig gestört, und nach kurzer Zeit war er verschwunden und hatte sich in die russischen Gefilde verzogen.

Der Mann in den russischen Gefilden heißt, glaube ich, Oskar Cohn.

Daß Joel im Reichsjustizministerium herrscht und nicht der Minister, sagt Ebermayer allen, die es noch nicht wissen:

Es kommt hinzu, daß Doktor Joel als starke Persönlichkeit auch stets den Mut findet, jedem Minister gegenüber, das, was er als richtig erkannt hatte, mit Nachdruck zu vertreten, da er nicht zu jenen charakterschwachen Naturen gehört, die jeweils die Fahne nach dem Winde hängen und sich zum willenlosen Werkzeug ihres augenblicklichen Herrn und Meisters machen. Wenn heute noch im Reichsjustizministerium — es soll angeblich nicht in allen Reichs- und Landesministerien das gleiche der Fall sein — ein frischer reiner Wind weht, wenn jedermann weiß, daß in Personalfragen nicht die Parteikarte entscheidet, sondern lediglich persönliche Tüchtigkeit und Befähigung, so ist das in erster Linie das Verdienst Joels, der es verstanden hat, die herrliche Tradition aus den Zeiten von Nieberding und Hoffmann durch alle Stürme und Widrigkeiten der Zeit hindurch aufrechtzuerhalten.

Kahl hat einmal über Joel in der Strafrechtskommission (beim Schlußmahl am 25. September 1913) gedichtert:

Ich komme zu unserm lieben Joel, dem hocherfahrenen Geheimrat im Reichsjustizministerium. Ein Joel war Prophet des Alten Testaments zwischen Hosea und Habakuk. Der ist nun tot. Aber sicher ist unser Joel einer seiner Nachfahren, ich weiß freilich nicht, ob in direkter oder indirekter Linie und in welchem Grad. Denn auch unser Joel übt nicht selten in unsrer Kommission mit warmer Stimme das heilige Amt des Propheten aus. Wie oft hat er ausgerufen: „Niemals wird der Reichstag solche Dummheit entgegennehmen, niemals werden die Sozialdemokraten mit einem solchen Gesetz zufrieden sein!" Aber ein großer Unterschied ist zwischen Joel jr. und allen andern Propheten. Diese galten nichts in ihrem Vaterlande. Unser Joel gilt in unsrer Kommission alles.

Und darüber hinaus noch bei denen, die seine Dienstzeit verlängert haben, damit auch ja die Tradition des seligen Nieberding fortgesetzt wird.

Im Kapitel Oberreichsanwalt zieht Geschichte des letzten Dezenniums vorüber. Der „literarische Landesverrat" derer, die „offenbar nur aus ihrem sehr feinen, leicht verletzlichen Ehrgefühl heraus, alsbald an die große Glocke hingen, was sie entdeckt hatten," wird mit der linken Hand abgetan. Die Hochverratsverfahren gegen Kommunisten werden durch die Worte: „gewissenlose Hetzer", „Einflüsse von Osten" gekennzeichnet. Der Kapp-Putsch ist „eines der törichsten Unternehmen". Die Hauptverhandlung, „in der ich das zweifelhafte Vergnügen hatte, die Anklage zu vertreten". „Auch die Reichsanwaltschaft war nicht so töricht, Ludendorff den harmlosen Spaziergang am Brandenburger Tor zu glauben ... Ludendorff aber anzuklagen, ohne daß auch nur mit einiger Sicherheit auf eine Verurteilung gerechnet werden konnte, war nicht angezeigt. Hätte man gewußt, was man heute, insbesondere auf Grund der Memoiren der Frau Ludendorff weiß, so wäre die Sache vielleicht anders gelaufen ... die ganze gerichtliche

Erledigung des Kapp-Putsches ist eigentlich eine Illustration zu dem bekannten Satze: Die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen."

Am Tage des Rathenau-Mordes saß Ebermayer in Borkum, als um sechs Uhr nachmittags ein Extrablatt ausgerufen wurde: „Rathenau ermordet", „selbst in dem damals noch stark unter dem Zeichen des Hakenkreuzes stehenden Borkum erschütterte die Nachricht die Gemüter. Die blinde Feindseligkeit gegen den Juden Rathenau war kein Grund, den Mord aus der Klasse der gemeinen Verbrechen herauszuheben und ihm den Schimmer des politischen Verbrechens zuzugestehen, dies um so weniger als die Ausführung der Tat alles heldenhaft-männliche vermissen läßt und die Täter sich mit allem Bedacht bestrebten, jede persönliche Gefahr bei Ausführung der Tat auszuschalten."

Bei der Besprechung des Strafgesetzentwurfs gibt Ebermayer sein justiz-politisches Glaubensbekenntnis:

Kein Mittel bleibt unversucht, um der auf Beseitigung der Strafbestimmung gegen Abtreibung gerichteten Agitation zum Siege zu verhelfen. In der letzten Zeit bedient man sich neben der Presse und öffentlichen Vorträgen mit Vorliebe des Theaters und des Kinos... Solche Tendenzstücke finden natürlich immer ein dankbares Publikum und ergeben eine gute Kasse, und dies ist wohl vielfach letzten Endes der maßgebende Gesichtspunkt für ihre Herstellung und Aufführung.

Ebenso volksgefährlich wie die Abtreibungen sind für Ebermayer, wie nicht anders zu erwarten, die Dirnen:

diese asozialen, verantwortungslosen, nur ihren Trieben folgenden Personen... Man gehe nur zur Nachtzeit durch die hauptsächlichen Verkehrsstraßen Berlins, und sehe wie es von Dirnen wimmelt. Sie haben ja, solange sie nicht aggressiv sind, nichts zu fürchten. Der Schutzmann steht verärgert oder lächelnd daneben.

Natürlich sind für Ebermayer die zehntausend Zuhälter, die Berlin angeblich zählt, der Nährboden schwerer und schwerster Verbrechen. Kriminalbiologische Forschungen beweisen zwar das Gegenteil, und es bleibt nur noch, wohl eine Selbstverständlichkeit, hinzuzufügen, daß Ebermayer für Beibehaltung der Todesstrafe plaidiert.

Er hat seine Erinnerungen „nicht geschrieben in dem Bestreben, eine Psychoanalyse des eignen Selbsts zu geben". Getan hat er das trotzdem, und dazu hat er uns beschert eine Psychoanalyse der Reichsanwaltschaft und des Reichsjustizministeriums, zwar nicht dazu bestimmt, aber trotzdem geeignet, auch den letzten Hauch der Achtung von diesen Einrichtungen zu nehmen.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Voll — das ist wohl nicht das Wort. Der Nachttisch quillt über, er ächzt, er stöhnt auf seinen vier Beinen — übrigens ist das kein Nachttisch mit einer Nachttopf-Garage, wie Kathrinchen sagt... das wollen wir festhalten. Aber vor lauter Büchern ist er gar nicht mehr zu sehen. Kein Wunder... ich bin so lange fortgewesen... Jetzt... jetzt ist der Moment gekommen, wo du nachlässig ein paar geographische Namen hinschreibst, p! was wir alles gesehen haben! Afrika nackt und angezogen, Edschmied gelesen, Afrika war

schöner, in Berlin jewesen, dreimal rumjetanzt... zurzeit wohne ich postlagernd, mir selber gegenüber, und da steht der Nachttisch und sieht mich an. Du guter —

*

Bronislaw Malinowski „Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien" (Grethlein & Co., Leipzig und Zürich). Das müßt ihr mal lesen.

Wissen möchte ich wohl, wie der englische Titel heißt — denn es ist aus dem Englischen übersetzt. Ob da auch dieses törichte Wort „Wilde" steht? Nach dem Inhalt des Buches sollte man das nicht glauben. Der Mann hat eine vorbildliche Art, fremde Völker zu schildern.

Malinowski ist frei von den zwei großen Fehlern seiner Kollegen: die ältern messen, was sie sehen, nach Bond-Street, dem siebenten Arrondissement, der Universität Heidelberg, und alle zusammen halten die verstaubten Grundsätze ihrer metaphysischen Warenhäuser für das einzig Wahre und Mögliche. So kommen sie zu lustigen Resultaten. Die Jüngern spielen „O Bruder Mensch!" und fabeln sich da in Bali oder sonstwo wahre Zauberreiche zusammen, bei denen es einen nur Wunder nimmt, daß die hehren Urwesen, die dort wohnen, überhaupt aufs Töpfchen gehen. Kindskram. Malinowski macht das anders.

Er ist zunächst einmal von einer wundervollen Bescheidenheit. Er hat sozusagen klein angefangen: er hat jahrelang unter diesen Leuten gelebt, die nach seinen Schilderungen wesentlich weniger wild zu sein scheinen als etwa ein mittlerer berliner Börsenbesucher... er hat unter diesen Leuten, südlich vom Bismarck-Archipel, westlich von Neu-Guinea, gelebt, hat langsam ihre Sprache gelernt und ist dann allmählich in ihr Leben eingedrungen, soweit das ein Fremder überhaupt kann. Aus der Fülle des Materials heben sich zwei Dinge klar hervor:

Daß es auf der Welt einen Stamm von Menschen gibt, die nicht an die physiologische Vaterschaft glauben. Das heißt, der hier beschriebene Volksstamm auf den Trobriand-Inseln hält die Geburt eines Menschen nicht für die Folge des Geschlechtsverkehrs. Zunächst muß im Leser die Annahme auftauchen: sie haben sich mit dem Forscher einen hübschen Spaß gemacht. Nein, sie haben sich keinen Spaß gemacht. Sie argumentieren allen Ernstes so: Ein Mädchen, das viel Geschlechtsverkehr hat, bekommt oft keine Kinder... also? Eine häßliche alte Frau, die für uns alle nur ein Gegenstand des Spottes ist, hat ein Kind — sie kann keinen Verkehr gehabt haben... also? Woher die Kinder kommen? Ein Geist bringt sie. Und das sind doch nun Bauern, Leute, die Vieh haben, wenn auch importiertes, die ihren Hunden zusehen... „Das weibliche Schwein pflanzt sich selber fort." Man lese das nach — es ist erstaunlich. Wir wollen hier nicht den Fortgeschrittenen mimen, wir nicht. Denn sicherlich haben die Melanesier einen Schauwecker oder einen Jünger, der ihnen dartut, daß in diesem Mythos Blut und Erkenntnis zusammenstoßen ... oder was man so sagt. Immerhin — man lese das nach.

Der zweite Punkt ist die Bestätigung einer Erkenntnis, die wohl als erster Levy-Brühl formuliert hat: wie unendlich kompliziert die Sprache dieser „Wilden" ist. Wie so vieles von dem, was man auf den Schulen lehrt, falsch ist: so ist es auch die Lehre von den „Primitiven". Eine so unendlich komplizierte Sprache, die für alles und jedes ihre eignen grammatischen Formen hat, das soll man sich in Europa suchen. Wir hätten dazu keine Zeit; unsre Sprachen werden ja allesamt immer mehr abgeschliffen, der Genetiv verschwindet, die Auswahl an Tempora wird immer kleiner, der Konjunktiv fängt leider an, leicht komisch zu werden... diese Leute da haben Verbalformen, die anzeigen, ob eine Tätigkeit schnell

oder langsam ausgeübt worden ist, im Laufen oder im Sitzen, gern oder ungern — das beziehen sie ins Verb ein, es ist ganz erstaunlich.

Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen ...? Das nicht. Aber sehr rein und unverdorben sind sie; und das einzige, was in diesem Bilde stört, ist die Existenz christlicher Missionare. Man empfindet es als eine Frechheit, diesen Leuten unsre Moral zu predigen, und das ist es ja wohl auch. Ein lesenswertes Buch.

Soweit das Geschlechtsleben der Wilden. Das Geschlechtsleben der Gezähmten lernen wir aus einem Werkchen von vierhundert Seiten kennen: „Die (Klipp-)Schule der Liebe" von Diotima (bei Eugen Diederichs in Jena). Die Zeiten sind so traurig, und man ist für jede Aufheiterung so dankbar... Auf dem Buchumschlag: „Diotima bittet dringend, alles Nachforschen nach ihrem Namen zu unterlassen, denn sie will nicht auf dieses Buch hin angesprochen werden." Keine Sorge — auf dieses Buch hin gewiß nicht. Also jetzt gehts los.

Man stelle sich eine brave, normal-sinnliche, etwas mit Edelmut geladene Frau vor, die plötzlich vom Dämon und vom Verlag Diederichs gepackt wird: „Es muß etwas geschehn!" Und es geschieht etwas. Die Dame setzt ihr Geschlechtsleben in ein Manuskript um... also das ist nicht zu sagen. Dieser Mangel an Geschmack ist gradezu grotesk. Man sieht ordentlich, wie das arme Wesen dasitzt, an der Schreibmaschine nagt und sinnt: „Was haben wir denn noch gemacht... ja, richtig!" und dann gehts wieder los, und sie übersetzt ihre Erlebnisse in ein grauenvolles Deutsch, gemischt aus Freud, einem vermanschten Zeitungsjargon und jenem gehobenen Stil, der sich im Deutschen gern durch substantivierte Infinitive ankündigt ... in ein „Nicht-stärker-empfinden-können". Wenn du irgendwo so einen Infinitiv siehst, dann wisse: hier ist das musikalische Lymphdrüsensystem geschwollen. Der mit Verlaub zu sagen Stil der Dame Diotima ist nicht von Pappe. Doch, er ist aus Pappe. Sie hat eine gewaltige Abneigung, die Dinge, mit denen sie sich nun einmal — die Sache wills, mein Herz! — befassen muß, beim richtigen Namen zu nennen. Daher gibt sie ihnen neckische Kosenamen; man bekommt die Seekrankheit auf festem Land. „Liebesmuschel" ist ja schon nicht heiter — aber wenn ich denke, daß das jemand „Liebeshöhle" nennt, dann gehe ich einsam in ein monogames Eckchen und weine vierzehn Tage lang, und Erika hat nichts zu lachen in der Zeit. Bin ich ein Höhlenbewohner? Ach, ist das ein Buch! Ich bringe es über mich, eine dieser Passagen zu zitieren — erröten kann unser Umschlag nicht, ich fürchte, er wird blau und grün werden. Item:

„6. Wer es wagen kann, stelle den geschlossenen Kreislauf der Liebe her, wo sich nicht nur unten und unten und oben und oben im Kuß verklammert, sondern jedes Oben mit jedem Unten geeint ist und den Kreis schließt (69). Es sei noch bemerkt, daß sowohl die sechs wie die neun ja nicht nur auf der Seite, sondern auch beiderseits abwechselnd auf dem Rücken liegen kann." In einem der Werke der Psychopathia sexualis habe ich ein bestimmtes Dokument immer mit dem größten Vergnügen gelesen; es findet sich bei Merzbach: „Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinns". Da schreibt ein Buchhalter an eine ihm offenbar recht ergebene Dame einen nicht völlig wiederzugebenden Brief; der Mann hatte wohl seine kleine Befriedigung in solcher Schreiberei, und der Brief fängt so an: „Meine liebe Freundin! Hoffe Dich im Besitze der meinerseits versprochenen Ansichtskarten und habe erst heute Zeit, die Ihnen ebenfalls versprochenen Zeilen zu senden, worin mein Entzücken ausdrücke über deinen süßen..." Und fährt fort: „Beides hätte gern, aber wir müßten beiderseits respektive allseits nackend sein." Diotimus oder: Franzeescher Schick und deutsche Jründlichkeit.

Wir wollen uns hier nichts von Galanterie erzählen. Wer ein solch albernes Machwerk der Öffentlichkeit vorzulegen wagt, der verdient keinerlei Schonung. Diese Mischung aus Ungeschmack, flanellner Geilheit, Mystik und falscher Bildung muß ausgelacht werden. Wird sie das? Mitnichten. Das Buch hat wunderschöne Empfehlungen auf den Weg bekommen, ihm durchaus adäquate. Daß es Wilhelm Bölsche empfohlen hat, ist in der Ordnung: es ist ihm ganz nahe. Daß ein Pfarrer schreibt, er wisse keine Stelle, wo er nein sagen müßte, läßt auf sehr bedenkliche Vorgänge im Pfarrhause schließen. Auch Katharina von Kardorff-Oheimb hat das Buch warm empfohlen (wie denn nicht — gehst her!) und Frau Margarete Garduhn, geborne Saunier, wissen Sie, von den Sauniers ... aus Stettin, schreibt: „Und als ich das Buch in der Hand hielt, dachte ich, daß doch bis jetzt noch niemand vorher das wahre Wesen der Liebe erfaßte und eben auch den Kampf darum. Jedenfalls, ich las das Buch — vor meinem Mann ..." Genug.

Neulich habe ich mich einmal darüber ausgesprochen, in welcher Massenhaftigkeit die Empfehlungsschreiben Thomas Manns herausgehen. Darauf hat mir Hans Natonek in Leipzig sehr gut und verständig geantwortet: es sei doch nett von Thomas Mann, sich für den Nachwuchs einzusetzen, und wer denn das sonst täte. Das ist ein Standpunkt. Aber es ist doch auch einer, diese unsägliche Manieriertheit Manns zu verlachen, der die Schmiererei Diotimas also apostrophiert: „Ich habe das Werk der kundigen und tapferen Sybille mit Respekt und Vergnügen gelesen und finde, daß man das Ewig-Weibliche noch nie mit so viel gesundem Freimut über die Liebe hat sprechen hören. Ich bin keine sehr galante Natur ..." Wenn sie denn sind über fünfzig, dann kriegen sie es mit dem Olympischen, und da wollen wir nicht stören. Diotima aber wird sich noch oft, wie auf dem Buchumschlag steht, „mit künstlerischen und wissenschaftlichen Problemen herumschlagen," sie wird noch viel erleben, ihr Mitarbeiter wird das seinige tun, und wenn es vorbei ist, wird uns das junge Paar den Irrigatorenmarsch blasen, und wir bekommen einen neuen Band. Soweit das Geschlechtsleben der Gezähmten.

Nunmehr zu einem ernsten Frauenbuch. „Mrs. Biest pfeift" von Helen Zenna Smith (bei S. Fischer in Berlin erschienen). Das ist ein anständiges Buch. Es gibt ein paar Ausschnitte aus dem Leben der englischen weiblichen Freiwilligen, die sich für den Sanitätsdienst und für den Autodienst der Sanitätskolonnen gemeldet hatten. Die Ausschnitte sind scharf und gut, die Tendenz brav, mir zu brav. Das Werk will tendenziös sein — also darf man es daraufhin ansehen. So ein Buch brauchte gewiß nicht mit der traditionellen roten Fahne aufzuhören, das sind ja kindliche Forderungen an die Kunst. Aber die Schlußfolgerungen fehlen; es ist auch in der Schilderung und durch die Schilderung wenig von dem erklärt, was gezeigt wird. Daß sich die Mädchen ein Kind verursachen lassen, wird gesagt; daß sie im Dreck liegen und daß es mit dem Essen nicht klappt, wird gesagt; es wird auch gesagt, daß die Vorsteherin, eben Mrs. Biest genannt, pfeift und wie pfeift! Aber was dahinter ist, wird nicht gesagt, es wird nicht einmal angedeutet. Also steht zu befürchten, daß es die Verfasserin gar nicht gesehen hat. Daß nämlich die unterdrückten Triebe der Dame Biest von einem System dazu benutzt worden sind, um den „Patriotismus" hochzuhalten — an ihrer kleinen Stelle, auch sie. Wie ja überhaupt in allen diesen Kriegsbüchern der Zwang, marschieren zu müssen, niemals diskutiert wird, er wird stillschweigend als selbstverständlich vorausgesetzt, und nun werden einzelne Unzuträglichkeiten, Grausamkeiten, Schweinereien aufgezeigt ... aber der Zwang zu marschieren, für das Vaterland zu marschieren, der bleibt. Es sind ungefährliche Bücher. Lasset uns die gefährlichen schreiben.

Im übrigen ein sauberes Buch und ein ganzer Kerl, der das geschrieben hat. Ein Mädchen mit festem Schritt und mit klarem Kopf. Ich möchte sie nicht in langen Kleidern sehn.

Weil wir grade bei den Kriegsbüchern sind: die deutsche Ausgabe der „Croix de Bois" von Roland Dorgelès liegt im Montana-Verlag (Horw-Luzern) vor. „Die hölzernen Kreuze." Die sehr schwierige Übertragungsaufgabe ist nicht schlecht gelöst. Der Ordnung halber und nur als kleine Anmerkung: „Mon lieutenant" heißt wirklich nicht „Mein Leutnant". Denn „mon" ist hier kein besitzanzeigendes Fürwort, sondern eine alte Abkürzung von „monsieur". Es heißt also „Herr Leutnant". Das Buch gehört zu den besten Kriegsbüchern, die erschienen sind, obgleich es die pazifistischen Forderungen nicht erfüllt. Karl Bröger, der im Jahre 1914 entdeckte, daß der deutsche Arbeiter nichts Besseres zu tun hätte, als die kapitalistischen Schützengräben für eine Sache zu füllen, die ihn einen Schmarrn anging, hat mich gefragt, wie ich denn dieses Buch loben könne — es sei doch nicht streng pazifistisch. Das ist es auch nicht. Aber ich habe kein pazifistisches Parteibuch, wenn es um die Kunst geht — nie ist hier behauptet worden, daß diese Literatur die Kriege abschaffen wird. Ich meine nur, daß das Werk turmhoch über Brögern und wolkenkratzerhoch über den Schmierereien nationalistischer Lümmel steht, die aus dem Kriege eine sehr bekömmliche Konjunktur gemacht haben. Der französische Soldat ist ein verkleideter Zivilist, der deutsche Zivilist ist ein verkleideter Soldat.

Von der Seele des Franzosen ... nein, von der Seele Clemenceaus sagt aus: René Benjamin „Clemenceau dans la retraite" (Paris, Librairie Plon). Also etwa „Clemenceau a. D.". Ich bin nicht recht kompetent für diesen Mann, ich mag ihn nicht. Die Deutschen mögen ihn auch nicht... „Der Philister" steht bei Hebbel, „hat manchmal recht, aber nie in den Gründen." Bei Rowohlt sind über Clemenceau zwei Bücher von Martet herausgekommen, aus denen man manches über ihn erfährt. Benjamin ist breiter, epischer, er gibt dabei mehr Empfindung und weniger Material. Der scharfe ätzende Witz Clemenceaus ist auch hier an vielen Stellen spürbar. Unermüdlich sind die Pfaffen am Werk gewesen, den Alten noch vor seinem Tode herumzukriegen. „Und wenn ich nun", rief einer von ihnen aus, „mich auf die Steine Ihrer Türschwelle hinkniete, was täten Sie dann —?". „Ich brächte Ihnen einen Strohsack, mon père!" sagt der Vater des Sieges. Oder an einer Bahnsperre: „Lassen Sie die Herren nur durch! Der ist Senator, der ist Abgeordneter, und der da stiehlt." Stiehlt auch... hat er nicht gesagt.

Was Frankreich und insbesondere Paris angeht, so habe ich die Ehre, den besten pariser Führer, der mir in deutscher Sprache bekannt ist, anzuzeigen: „Paris" von Paul Cohen-Portheim (erschienen bei Klinkhardt und Biermann in Berlin). Das ist für beide etwas: für den, der Paris gar nicht kennt und der dies Büchlein unbedingt vorher lesen und dann mitnehmen sollte: er wird gut bedient werden. Und für den, der die Stadt kennt und liebt: der wird vieles darin finden, das er nicht gewußt und nicht gesehen hat, und er wird nun manches besser verstehen. Ich habe auf 222 Seiten keinen Satz gefunden, zu dem ich etwa hätte sagen können: Nein, so ist das nicht. Portheim ist ein wundervoller Kenner — eben nicht nur von Paris... denn wer nur Paris kennt, der kennt Paris nicht. Portheim kennt Frankreich, und das merkt man aus jeder Zeile. Eine Fülle von Kenntnis, Wissen und guten Beobachtungen sind hier in unaufdringlicher Form verarbeitet — bravo!

Einen Baedeker durch die Zeit gibt Ilja Ehrenburg „Visum der Zeit" (erschienen bei Paul List in Leipzig). Sehr lesenswert. Ich kann Ihnen nichts daraus zitieren; es ist alles so ineinanderverflochten, daß ich nicht schneiden mag. (Wenn man von dem reizenden Satz absieht, daß die französischen Dichter immer grade für genau zwölf Francs dichten, ungefähr 300 Seiten, keinesfalls mehr...) Es ist viel Witz in diesen Schilderungen — ein gelassener Witz. Ein merkwürdiges Buch. Das Buch ist so traurig — es ist ein braunes

Europa, das da geschildert wird. Ehrenburg hat sehr viele Länder bereist, einige davon kenne ich auch, und ich muß bewundern, mit welcher Geschicklichkeit er sich in den Geist und in die Seele dieser Länder eingelebt hat. Bei den slawischen hat er das natürlich leichter als unsereiner — aber auch bei den andern ist es ihm gelungen. Die ‚Rote Fahne' hat neulich bestritten, daß Ehrenburg den ‚richtigen Marxismus' adhibiere — ich weiß zum Glück nicht, was das ist. Aber daß in diesem Buch keine Zeile ist, die nicht auf das tiefe tragische Wirtschaftsdurcheinander hinweist, das weiß ich. Besonders schön ist, wie er überall den Bauern versteht, die Erde, das Wasser — das, was unter der Zivilisation ist. „Der Demokratismus des dörflichen Georgien ist aristokratisch. Ich erinnere mich, daß Gorki von einem ähnlichen Aristokratismus der italienischen Arbeiter schrieb. Es ist die hohe Fähigkeit, zu leben, ohne die Erde und den Menschen zu beleidigen." That 's. Vielleicht lernen wir das bei den Artamanen? Ich glaube es nicht.

Wir können wenig bei unsern nationalen Bünden lernen — sie sind zu dumm, zu dumpf und zu geduckt. Daher ihre Frechheit. Man sieht schaudernd, wessen deutsches Wesen fähig ist — man vergißt nur zu leicht, was Deutschland einmal hervorgebracht hat. Es ist immer gut, zu erinnern. Heinrich Fischer erinnert. „Die Vergessenen, Hundert Deutsche Gedichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts" (erschienen bei Paul Cassirer in Berlin). Wenn Sie selber es nicht lesen — dann verschenken Sie es wenigstens.

Aber Sie sollten es lesen. Fischer hat mit dem feinsten Geschmack und mit dem saubersten Gefühl für die deutsche Sprache alte Verse herausgesucht — weit, weit ab von jeder Sentimentalität. Das zeigen schon die Namen der Ausgewählten: Fleming, Simon Dach, Weckherlin, Johann Christian Günther, Ramler, die Karschin, Stolberg — und wenn ich hinzufüge, daß die Anmerkungen den Versen adäquat sind, so ist das das Schönste, was man von ihnen sagen kann. Sie enthalten meist Zeugnisse der Zeitgenossen und sind so um so aufschlußreicher. Eine liebevolle Hand hat diesen Band zusammengestellt, und ein Gehirn hat daran gearbeitet, das jedes Wort und jeden Buchstaben der geliebten Sprache so aufnimmt, wie er aufgenommen werden muß. Es ist Heinrich Fischer gelungen, durch seine geistige Haltung eine Atmosphäre zu schaffen, in der man einen guten Vers dahin legt, wohin er gehört: auf die Goldwage. Und die meisten Verse in diesem Buch halten das aus. Man muß eben nicht mit Zeitungsaugen lesen. „Mit dem Pathos ist es aus...", habe ich neulich gehört. Nein, man muß es nur zu hören verstehen, wenn mans schon nicht hervorbringen kann. Das ist ein unmodisches Buch — es ist, soweit wir denken können, ein Buch auf lange Sicht. Fischer hat, zum Glück, nichts für diese Vergessenen „getan", aber sehr viel für seine Leser — er will keinen Reichsverband gründen... Ein Dichter grüßt vergessene Dichter.

*

Da sitzt... da sitzt Aurora, die Winterfliege. Es lohnt nicht, das ganze Zimmer mit Flit zu bespritzen, das ist diese kleine Fliegenspritze — sie ist das Loch, durch das meine Grausamkeit entweicht. Aber es riecht dann nach Petroleum. Da sitzt sie. Das dicke Aas. Und morgen früh wird sie mich mit ihrem Gesang aufbrummeln, um sieben Uhr, und ich möchte gern ausschlafen. Noch einen Augenblick... noch einen Momang, meine Gute... bleib, bleib sitzen. Diotima, komm her. Du bist so schön und handlich. Deine seelische Einstellung kommt mir grade recht... Bumm — bautsch!

Aurora hin. Diotima aus dem Leim. Ich habe das „Seelische mit naturhafter Sinnlichkeit verbunden", wie auf dem Umschlag steht, und in diesem Sinne wende ich solcher Sorte Literatur meine gewölbte Kehrseite zu. Gute Nacht.

Elegie nach allen Seiten von Erich Kästner

Die bunten Astern winken durch die Gitter.
Die Gärten schminken sich. Das Jahr ist alt.
Der Herbst stimmt nur die Optimisten bitter.
Normale Menschen läßt er kalt.

Die Blätter an den Bäumen kann man zählen.
An manchen Zweigen schaukeln nur noch drei.
Der Wind wird kommen und auch diese stehlen.
Er stiehlt und findet nichts dabei.

Ein blinder Mann verkauft verwelkte Rosen.
Er kann nicht sehen, wie verwelkt sie sind.
Auf einer Bank, umringt von Arbeitslosen,
sitzt singend ein vergnügtes Kind.

Im Pflaster zittern Pfützen aus der Frühe.
Das Himmelblau ist wieder repariert.
Die Sonne scheint. Sie gibt sich große Mühe.
Man merkt die Absicht, und man friert.

Ein alter Mann, welcher vorüberwandelt,
spricht mit sich selber wie ein Wiederkäuer.
Es klingt, als ob er mit dem Tod verhandelt.
Wahrscheinlich ist der Sarg zu teuer.

Die Blätter flattern wie die Schmetterlinge.
Die Straße glüht und leuchtet und verfällt.
Der Herbst beschert uns den Verfall der Dinge
und dieses Mal auch den Verfall der Welt.

Das ist ein Jahr, da möchte alles sterben!
Die Welt verliert das Laub und den Verstand.
Der Winter und die Dummheit sind die Erben.
Und was sich Hoffnung nannte, wird verbrannt.

Vom andern Straßenufer wehen Lieder.
Das ist die Heilsarmee. Man singt zu sechst.
Die Blätter wachsen eines Tages wieder.
Doch ob auch die Vernunft von neuem wächst?

Kunstpolitik links von Ernst Kállai

Einem Kunstkritiker der KPD-Presse werden lyrisch-verträumte Landschaften eines modernen Malers gezeigt. Er ist entzückt, begeistert, hingerissen. Herrlich, herrlich, wunderbar! Doch plötzlich reißt er sich zusammen, kehrt den Bildern den Rücken und erklärt: Diese Malerei ist zu schön. Es mag vielleicht einst richtig gewesen sein, den Augen solche Pracht zu bereiten. Vielleicht mag in ferner Zukunft wieder eine Zeit dafür kommen. Aber heute — nein. Heute ist Klassenkampf. Heute hat der Künstler dem Proletariat im Klassenkampf zu dienen.

Ich war Zeuge dieser kleinen Begebenheit. Es sind mehrere Jahre her, doch die Gebärde der plötzlichen Abwendung von den Bildern hat sich meinem Gedächtnis unlöschbar eingeprägt. Es war die typische Gebärde des Zwiespalts zwischen künstlerischem Trieb und parteipolitischer Programmatik, dem man so oft in marxistischen Kunstbetrachtungen begegnet, zumal in denen, die sich auf zeitgenössische Kunst beziehen. In der Kunst lauern die Versuchungen der

Bourgeoisie. Laß dich bloß nicht einfangen von diesen Verlockungen der Farben und Formen. Sie verführen dich, deinen politischen Panzer abzulegen wie Kleider beim Lieben oder Baden. Sie strecken saugende Fühler nach deiner nackten Seele aus. Und du Kunstideologe marxistischer Observanz wirst doch, pfui Deibel, nicht einen Augenblick mit nackter Seele dastehen wollen, die übrigens sowieso nur in der Einbildung bürgerlicher Literaten existiert. Du bist päpstlicher als der Papst, unerbittlicher als Lenin, der ein großer Verehrer Puschkins und der klassischen Musik war. Du darfst und willst niemals, in keinem Augenblick deines Bewußtseins den ersten und letzten Glaubenssatz deines historisch-materialistischen Kunstkatechismus vergessen: Es gibt nur eine proletarische Kunst. Alles andre ist mehr oder minder konterrevolutionärer Quatsch. Der Künstler hat die Leiden und Freuden des Proletariats, seine Ausbeutung durch die Bourgeoisie und seinen revolutionären Kampf darzustellen. Wer was andres malt oder modelliert, steht jenseits der Barrikade, ist unser Klassenfeind. Je weiter seine Kunst vom täglichen Klassenkampf abseits auf Dinge der Natur und des Geistes gerichtet ist, um so gefährlicher ist sie, weil um so verschleierter in ihrer wahren Tendenz: dem Luxus derer zu dienen, die sich solcher formalen Wesensschau widmen können, weil sie Zeit und Geld haben, also zur Bourgeoisie gehören.

Daß der Produzent dieser Luxusartikel, genannt Maler oder Bildhauer, die ganze Intensität, die ganze Spannkraft seines Lebens für seine Arbeit einsetzt, die ihm nur in äußerst seltenen Fällen eine erträgliche, geschweige denn gehobene Existenz einbringt, tut nichts zur Sache. Was kann ein van Gogh dafür, daß Bilder seiner Hand, die das karge und armselige Stubenmilieu seines arbeitsbessenen und für soziale Ideale entflammten Lebens mit heiliger Liebe darstellen, museale Würdenträger und Handelsbeute schwerverdienender Kunstaasgeier geworden sind, während auch revolutionäre Arbeiter sich süßen Reproduktionskitsch an die Wand und ans Herz hängen. Ans Herz, das beileibe nicht nur für Käthe Kollwitz oder Zille oder George Grosz oder den Weddingmaler Otto Nagel schlägt. Es will auch Schönheit haben. Warum auch nicht, wenn dieser natürliche Wunsch selbst von der zünftigen Tendenzkunstideologie nicht immer unterdrückt werden kann. Es ist zum Staunen, auf welche zärtliche Vorliebe für ausgesprochene Plüschsofabilder einer Wald- und Wiesensentimentalität man mitunter in Spalten treffen kann, die revolutionäre Interessen der Kunst zu wahren stets eifrigst bemüht sind. Das mögen unüberlegte, um nicht zu sagen schwache Momente sein. Sie sind eben daher um so aufschlußreicher. Plötzlich wird hinter der ehernen marxistischen Begriffsrüstung das gute goldene Gemüt sichtbar. Es soll aber nicht sichtbar werden. Also trumpft man um so energischer auf mit den Forderungen einer Kunst in proletarischen Klassenkampfwaffen. Um jeden Preis. Und sofort. Ob dieser gewaltsame Geburtshelferdienst wohl an ein neues Jericho glaubt? Die feindlichen Mauern bleiben stehen, auch wenn die ganze Künstlerschaft ab heute in die gleiche Posaune blasen wollte. Mit proletarischen Bildern werden diese Mauern nicht umgestürzt, höchstens behängt. So wie die Wände der Akademie am Pariser Platz mit den Gemälden von Otto Nagel, die in solcher gewiß reichlich bürgerlichen Umgebung nicht im geringsten stören, obgleich ihre grauen Elendsdemonstrationen schattengleich zwischen den übrigen Bildern stehen, die mehr Sonne leuchten lassen. Sie stehen im Schatten bürgerlicher Kunst wie ihre Modelle im Schatten der bürgerlichen Wirklichkeit stehen. Ein für akademische Kunstbegriffe sehr annehmbares, sogar wohlwollend gefördertes Verhältnis der Abhängigkeit, bei dem die obersten Hüter impressionistischer Ordnung sich ruhig mumifizieren lassen können. Ihre Erbschaft liegt in treuen Händen. Von der politischen Linken droht keine Gefahr.

Es heißt zwar bei den Kommunisten: „Die Kunst dem Proletariat!" Sie tun äußerst klassenbewußt, lassen sich aber von jedem Akademiker hinters Licht führen, der ihnen ein Thema aus dem Arbeiterleben vormalt und sei es in den abgetragensten Formen, im Stil einer proletarisierten Gartenlaube etwa. Das sind in der Tat oft nur kleine Gaben von dem Reichtum der Kunst, oft ganz plumpe Versuche der Anbiederung an die herrschende Klasse von morgen — in Rußland bereits von heute. Grade die sowjetrussische Kunstpolitik läßt ein Akademikertum, eine große Schinkenmalerei gedeihen, die Werestschagin und Rjepin zum höchsten Schutzpatron haben könnte.

Zu betonen: der Protest gegen diese Kunstpolitik soll gewiß nicht die proletarische Thematik treffen. Nur die unzulängliche Art ihrer bildnerischen Verarbeitung. Nicht die revolutionäre Tendenz sondern die reakionäre Form. Nicht den Blick für die Wirklichkeit sondern die Enge der Anschauung. So kongenial der russische Film Idee und Wirklichkeit der sozialen Revolution zu gestalten weiß, so hilflos stehen „rote" Malerei und Plastik dieser gewaltigen Thematik gegenüber. Erst recht in Deutschland, das die Revolution nicht nur politisch, auch künstlerisch und kritisch mit weitaus geringern Kräften bedient als Rußland. Je belangloser die geistige Potenz, um so verkrampfter der Eifer, marxistisches Verhalten als eine neue Art von Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit zu betreiben und von andern im gleichen Sinne zu fordern. Nach Rom konnten alle Wege führen. Nach Moskau gibt es nur einen Weg — von den Funktionären der Proletkultideologie aufs genaueste abgesteckt.

Die marxistische Kunstkritik unterschätzt die Bedeutung der Form im Kunstwerk. Dabei ist doch grade die Form das eigentliche künstlerische Fleisch und Blut der Weltanschauung, der Tendenz. „Inhalte" sind billig. Es gibt Maler genug, die heute katholische, morgen bolschewistische Inhalte malen oder umgekehrt, je nach Konjunktur. Aber die Form verrät ihre Gesinnungslosigkeit. Nur dem allerdings, der Augen hat zu sehen und Kunst zunächst sinnlich-geistig erlebt, bevor er seine patentierte Begriffsrichtschnur aus dem Gehirnkasten holt. Nun bestehen aber Aversionen am linken Flügel, die merkwürdige Ähnlichkeit mit denen von ganz rechts zeigen. Aversionen gegen jede visionäre und konstruktive Kühnheit der Form, die über das „normale" Erfühlungsvermögen hinausgeht. So wie es den bürgerlichen Bildungsphilister gibt, existiert auch der Proletkultphilister, der vulgärmarxistische Kunstideologe, mit der gleichen pedantischen Abwehr jeder elementaren künstlerischen Phantasie, die nicht fein säuberlich in sein System subalterner Ordnungsbegriffe einzureihen ist. Kunst ist Ordnung und Unterordnung. Wer weiter malt wird erschossen. Kein Empfinden dafür, daß die Quellen der Kunst jenseits aller im Handumdrehen praktikablen Kategorien von Gut und Böse, Nützlich und Schädlich, Sozial und Asozial liegen, den Quellen der Natur gleich im Irrationalen. Kein Verständnis dafür, daß man diesen Quellen ihren Lauf geben muß, den sie aus eignem Antrieb nehmen, ihre Erfüllung je nachdem in sozialen und zivilisatorischen Umfriedungen oder in anarchischen Grenzenlosigkeiten erlebend.

Mit den großen Sonderfällen der Vergangenheit ist es freilich anders. Da kommt die historische Perspektive auch der ärgsten Kurzsichtigkeit und Instinktlosigkeit zur Hilfe. Sie läßt etwa erkennen, wie sinnvoll der metaphysische Geist Rembrandts hinter den realistischen Vordergründen der holländischen Malerei leuchtet. Welche höchste Bestätigung, gleichsam Verklärung nicht allein der bürgerlichen Kunstgeschichte sondern des bürgerlichen Kulturbegriffes überhaupt sie bedeutet. Dies, obwohl Rembrandts Jenseitsdämmerungen dem realitätsgierigen, auf Besitz, Macht, Fortschritt und Genuß gerichteten Bürgertum seiner Zeit als etwas Abträgliches und

Problematisches erscheinen mußten. Als chaotische Verdunkelung jeder vernünftigen, weltfrohen Gemeinschaftsordnung. Man braucht diesen Chor der Verneinung nur in modernere Tonarten zu übersetzen, um den marxistischen Bannfluch gegen jede künstlerische Überschreitung der Proletkultbannmeile zu hören.

Oder Cézanne! Hat weder für den französisch-preußischen Krieg noch für die pariser Kommune Sinn und Interesse übrig. Desertiert, nur um an seinen, für jeden normalen Kunstkenner der Zeit vollkommen abwegigen, überdies noch unbeholfenen Bildern herumzupinseln. Kann man sich etwas Asozialeres vorstellen? Kein Realkunstideologe von dazumal hätte auch nur einen Tintenklecks für diesen närrischen Eigenbrötler riskiert. Heute weiß man, daß die Anregungen seiner tektonischen Flächenraum- und Formphantasie bis zur Geschlossenheit russischer Filmbilder und bis zur strengen Gliederung moderner Architekturen reichen. Heute steht er als der große Initiator neuer gesetzmäßiger Ordnungen und also auch sozialer Formmöglichkeiten in der Kunst klar vor aller Augen.

Die Kunst geht besondere Wege der Idealität, die in ihrer notwendigen Zuordnung zur Realität nicht in jedem Fall und nicht für Jedermann sogleich ersichtlich sind. Sie geht oft lange Strecken der Zeit allein, um schließlich von der Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Oder auch: ein im tiefsten gleicher Impuls belebt und trägt mitunter künstlerische Erscheinungen, die in ihrem endgültigen Gepräge sich gegenseitig auszuschließen scheinen. Die Kunst ist eben ein großer Gesamtorganismus, dem man nicht an beliebiger Stelle die eine oder andre Drüse sozusagen herausoperieren kann. Noch weniger verträgt sie Amputationen gewachsener Glieder und ihren Ersatz durch Prothesen begrifflicher Zwangsherstellung. Um einen ganz naheliegenden Fall zu nennen: der Satiriker George Grosz ist ohne Futurismus, Dadaismus und ohne die anonymen Kritzeleien an Bauzäunen und Abortwänden nicht zu denken. Wer also für die Elemente seiner Herkunft selbst nichts übrig hat, aber das „Gesicht der herrschenden Klasse" zu schätzen weiß, wird die aus der künstlerischen Welt sowieso nicht wegzuschaffende Existenz jener „formalistischen" Voraussetzungen wohl oder übel in Kauf nehmen müssen. Es sind die gleichen Voraussetzungen, die auch für Künstler wie Klee und Schwitters mitbestimmend sind. Und was diese beiden treiben, ist doch eine für jeden frommen Marxisten undiskutable Spielerei! Als ob die Kunst den roten Realisten und Moralisten einen Schabernack spielen wollte, läßt sie Grosz, Schwitters und Klee als Früchte eines Baumes reifen. Eine Verhütung mißliebiger Befruchtung wäre nur möglich, wenn man den ganzen Baum bis auf seine Wurzeln vernichten wollte. Dann gäbe es aber auch keinen George Grosz. Wie fatal! Nichts zu wollen... Die Kunstpolitik der Linken sollte sich den „Luxus" einer weitern und überlegenen Sicht auf solche Zusammenhänge leisten. Oder sie bleibt rettungslos banausisch.

Nach einer Diktatur von Morus

Der Reichstag sollte eine Studienkommission nach Spanien entsenden. Die Hitlerianer werden dort reiche Belehrung schöpfen, wie man sich mittels Diktatur in kurzer Zeit gesund machen kann, und die leicht angehitlerten Freunde der Demokratie können sich an Ort und Stelle, an einem klassischen Beispiel, davon überzeugen, wie der Nationalismus auf schnellstem Wege ein wohlhabendes Land kaputt macht.

Diejenigen aber, die Spanien in der Blütezeit der Diktatur kannten, werden noch ein besonderes Reisevergnügen haben: wenn sie jetzt in Madrid und anderswo die begeisterten An-

hänger Primo de Riveras über den Seligen reden hören. Spanier und Ausländer geben darin einander nichts nach. Die gleichen Bankleute und Fabrikanten, die vor Glück strahlten, weil sie im selben Club wie Primo ihre Zigaretten rauchen durften, schimpfen auf den Ex-Diktator wie die Rohrspatzen, dieselben Herren, die damals jeder Grobklötzigkeit des obersten Befehlshabers eine, ach wie charmante Note abgewannen, finden, daß dieser Infanterist doch ein ganz ungehobelter Bursche war, der die spanische Grandezza in der ganzen Welt in Mißkredit gebracht hat. Und was das Lustigste ist: Primo de Rivera, der politische Tugendbold, der das Land von den Unsauberkeiten des Parlamentarismus reinigen wollte, gilt nunmehr als der Schweinehund in persona. Nicht genug, daß er kurz vor seinem Abschied vier Millionen Peseten für sich als Nationalspende herausgepreßt hat, schlimmer noch, was er bei seiner Gefolgschaft duldete und förderte. Wo man auch hinkommt: gleich wird man überschüttet mit den Schiebergeschichten der Diktatur, die jetzt allmählich ans Tageslicht kommen. Hier eine Skandalaffäre bei der Eisenbahn, dort eine bei den Wasserkräften, und da eine beim Telephon — wo Konzessionen und Bauaufträge zu vergeben waren, haben sich die Diktatur-Feldwebel die Taschen voll gesteckt. Der spanische Parlamentarismus, der gewiß kein Muster an Reinlichkeit war, ist durch die sechs Jahre Militär-Diktatur gradezu ehrlich geworden.

Aber diese Schmutzspritzer sind eine Bagatelle gegenüber dem großen Schlamm, in den die Primo-Gilde das Land hineingeführt hat. Wenn es jetzt in Italien wirtschaftlich noch lauter kracht als in Deutschland oder England, kann man zur Entschuldigung einwenden, daß Italien eng mit der Weltwirtschaft verbandelt ist, und daß gegen die allgemeine Krise auch der Fascismus nichts vermag. In Spanien hat man nicht einmal diese Ausrede. Denn grade Primo hat, wo es nur irgend ging, die wirtschaftlichen Fäden mit der Außenwelt zerschnitten und die spanische Unwirtschaftlichkeit auf sich gestellt. Protektionismus bis zum Exzeß, Zollbarrieren und Einfuhrverbote: das waren die unerhört neuen Erfindungen, mit denen Primo die Wirtschaft befruchtete. Dazu der Staat als Großverbraucher. Das Übermaß an Bureaukratie, Aufpassern und Kontrolleuren, das in Spanien schon früher jedem Fremden auf die Nerven ging, ist unter der Diktatur bis zur Unerträglichkeit gesteigert worden. Der Marokko-Krieg ist liquidiert, aber nur in der Form, daß man aus dem Feldlager eine Kaserne gemacht hat. Die spanische Marokko-Zone, durch die ich jetzt kreuz und quer gefahren bin, ist ein einziges Soldatencamp, der Rif ist so befriedet, wie eben ein Kasernenhof befriedet ist. Ein Heer von 96 000 Mann hütet die Ordnung. Für zivile Arbeit und wirtschaftliche Kolonisation ist zwischen soviel Bajonetten kein Raum. Dafür aber kosten die nackten Berge den Spaniern in jedem Jahr 300 Millionen Peseten.

Um zu kaschieren, welche Unsummen dieser aufgedunsene Nationalismus verschlang, legte sich Primo de Rivera darauf, Schulden zu machen. Das ist, wie überall, auch in Spanien

die eigentliche Ursache der Geldentwertung. Die Diktatur hat es auf eine Staatsschuld von zwanzig Milliarden Peseten gebracht, für ein Land, das frei von Kriegsverpflichtungen ist, ein ansehnlicher Batzen. Aber es ist noch nicht mal die Höhe, sondern mehr noch die Art dieser Schulden, die Spanien den zweifelhaften Ruhm verschafft hat, das letzte Land mit wakkelnder Valuta zu sein. Die Spanier wollen es zwar nicht wahr haben, daß bei ihnen eine regelrechte Inflation besteht. Angeblich sind nur heimtückische Spekulanten und selbstverständlich Ausländer daran Schuld, daß die Peseta fast auf die Hälfte des Vorkriegswertes gefallen ist. Um die Güte ihrer Währung zu beweisen, berufen sie sich immer wieder darauf, daß ihr Papiergeld, freilich nach dem gegenwärtigen Kurs, zu 60 Prozent durch Gold gedeckt ist, und selbst volkswirtschaftlich gebildete Leute sind sehr erstaunt zu hören, daß am Ende der deutschen Inflation, als der ganze Papierberg noch nicht 100 Millionen Goldmark wert war, die Billionennoten zu 500 Prozent mit Gold überdeckt waren.

Gewiß kann man zwischen der deutschen Mammut-Inflation und dem spanischen Inflatiönchen keine strikte Parallele ziehen. Aber im Prinzip ist es dasselbe, und die Entwertung der Peseta, um die sich jetzt soviel Menschen den Kopf zerbrechen, widerlegt nicht den Grundsatz der Quantitätstheorie, daß eine ernsthafte Geldentwertung nur dann möglich ist, wenn die Staatsfinanzen nicht in Ordnung sind, und wenn man zu viel Noten oder zu viel Schuldtitel ausgibt. Der Notenumlauf von 4½ Milliarden Peseten wäre für ein Zwanzig-Millionen-Volk reichlich, aber an sich noch nicht gefährlich. Spanien leidet nicht an einer Papiergeld-Inflation sondern an einer Kredit-Inflation. Die großen innern Anleihen der Diktatur-Regierung wurden auch ohne politischen Zwang von den Banken sehr gern gezeichnet. Der Staat zahlte ihnen nämlich 5 Prozent, während sie selbst die Anleihen zu 4½ Prozent bei der Bank von Spanien beleihen konnten. Die Bankiers brauchten also nur die Anleihestücke im Finanzministerium abzuholen und auf die Staatsbank zu tragen und hatten ein halbes Prozent verdient. Es war ein schönes, glattes Geschäft. Von diesen Anleihen liegen aber jetzt ein bis zwei Milliarden Peseten bei der Notenbank und den Großbanken und drücken auf die Währung wie Blei. Das ist das Geheimnis des spanischen Valutaverfalls. Und solange man diesen Ballast nicht abwirft, werden alle Stützungsaktionen und alle Stabilisierungsversuche vergeblich sein.

Zu den Kräften, die unter den gegebenen Voraussetzungen von außen her nachhelfen, um die Peseta zu drücken, gehören allerdings einige ungewöhnliche Potenzen. Das Glanz- und Meisterstück der Diktaturwirtschaft war die Errichtung eines nationalen Petroleummonopols. Um der Staatskasse neue Mittel zuzuführen und vor allem, um für seine Anhänger neue Pfründen zu schaffen, wagte Primo gegen die internationalen Petroleummächte vorzugehen. Er nahm der Standard Oil und der Shell gegen mäßige Entschädigung ihre gesamten Anlagen auf spanischem Boden weg und brachte sie

in eine Monopolgesellschaft ein, deren Aktien die spanischen Banken unter sich aufteilten. Die amerikanischen und englischen Ölkonzerne sperrten daraufhin Spanien die Zufuhr, konnten aber nicht verhindern, daß die Russen und Rumänen Ersatz lieferten. Man kann sich vorstellen, daß seither Mister Teagle von der Standard Oil und Sir Henri Deterding von der Shell nicht grade darauf bedacht sind, im Ausland die spanische Währung zu heben. Wenn jetzt die Engländer den Spaniern einen Stabilisierungskredit einräumen wollen, so ist das wohl nur ein Anzeichen dafür, daß auch der Ölkrieg bald beendet ist, und daß die großen Öltrusts unter Vorantritt der britisch-gouvernementalen Anglo Persian Oil Company wieder ihren Einzug in Spanien halten werden.

Wahrscheinlich hätte selbst Seine Ignoranz, der General Primo de Rivera, sich auf das Ölexperiment nicht eingelassen, wenn er nicht dabei eine andre internationale Großmacht hinter sich gehabt hätte, deren Wirksamkeit man nirgends so deutlich spürt wie in Spanien. Die treibende Kraft und, auf dem Umweg über das führende Bankhaus Urquijo, die größten Nutznießer des Petroleummonopols waren die Jesuiten. Es scheint, daß sie auch auf andern Gebieten am meisten von der Diktaturperiode profitiert haben. Die Jesuiten haben über das ganze Land eine großkapitalistische Wirtschaftsorganisation ausgebreitet, mit einer Hauptverwaltung in Madrid und Filialverwaltungen in jeder Provinz. In Madrid sind sie weitaus die größten Grundbesitzer; die halbe Stadt, sagt man, gehört ihnen. Sie sind an Straßenbahn-, an Gas- und Telephongesellschaften beteiligt, sie kontrollieren die Compania Trasmediterranes, die den Schiffsverkehr zwischen Südspanien und Marokko beherrscht. Als Strohmann dient ihnen ein Herr Ruiz Senen, der in einem Dutzend Gesellschaften die Interessen der Societas Jesu wahrnimmt. Den finanziellen Stützpunkt der Jesuiten bildet der Banco Urquijo, ein Unternehmen mit 100 Millionen Peseten Kapital und einem Kranz von Untergesellschaften, die noch einmal an die 100 Millionen repräsentieren. Von hier aus reicht die Hand der Jesuiten bis in die Bergwerke Asturiens, in die Schwerindustrie von Bilbao und in die Fabriken Kataloniens. Die schwarzen Herren haben die Diktatur gut überstanden, sie werden auch im kommenden parlamentarischen Regime keine Not leiden. Solange zwei Drittel der Bevölkerung Analphabeten sind und der Rest unter jesuitischer Obhut erzogen wird, stehen die Finanzburgen des Glaubens auf festem Grund.

Dein Lebensgefühl von Kaspar Hauser

Dein tiefstes Lebensgefühl —
wann hast du das gehabt?

Mit einem Freund?
Immer allein.

Einmal, als du an der Brüstung des Holzbalkons standest,
da lag das Schloß Gripsholm, weit und kupplig,

und da lag der See
und Schweden,
und die staubige Waldecke —
und auf der dunkelgrün etikettierten Platte sang ein Kerl im Cockney-Englisch: „What do you say...?"
und da fühltest du:
Ich bin.

So war dein Lebensgefühl.
Mit einer Frau?
Immer allein.

Einmal, als du nachts nach Hause gekommen bist
von einer vergeblichen Attacke
bei der großen Blonden,
elegant-blamiert, literarisch hinten runtergerutscht,
gelackt, abgewinkt: danke — danke!
da standest du vor deinem runden Nachttisch
und sahst in das rosa Licht der Lampe
und tatest dir leid, falsch leid, leid,
und fühltest:
Ich bin.

So war dein Lebensgefühl...
~~In der Masse?~~
Immer allein.

Es ist so selten,
das Lebensgefühl.
Casanova hatte es einmal.
Vierter Band.
Er sieht bei seiner Geliebten Rosalinde
zwei Kinder, die er ihr vor Jahren gemacht hat,
schlafend, in einem Bett, Mädchen und Knabe.
Sie zeigt sie ihm,
hebt die Bettdecke hoch, die junge Sau,
die Mutter —
um ihn anzugeilen,
um ihm Freude zu machen,
was weiß ich.
Und er sieht:
wie der Knabe im Schlummer seine Hand auf den Bauch des Mädchens gelegt hat.
„Da empfand ich",
schreibt Casanova,
„meine tiefste Natur".
Das war sein Lebensgefühl.

Verschüttet ist es bei dir.
Du wolltest leben
und kamst nicht dazu.
Du willst leben
und vergißt es vor lauter Geschäftigkeit.
Du willst das spüren, was in dir ist,
und hast eifrig zu tun mit dem, was um dich ist —
Verschüttet ist dein Lebensgefühl.

Wenn du tot bist, wird es dir sehr leid tun.
Noch ist es Zeit —!

Bemerkungen

Blick in ferne Zukunft

... Und wenn alles vorüber ist —; wenn sich das alles totgelaufen hat: der Hordenwahnsinn, die Wonne, in Massen aufzutreten, in Massen zu brüllen und in Gruppen Fahnen zu schwenken, wenn diese Zeitkrankheit vergangen ist, die die niedrigen Eigenschaften des Menschen zu guten umlügt; wenn die Leute zwar nicht klüger, aber dessen müde geworden sind; wenn alle Kämpfe um den Fascismus ausgekämpft und wenn die letzten freiheitlichen Emigranten dahingeschieden sind —:

dann wird es eines Tages wieder sehr modern werden, liberal zu sein.

Dann wird einer kommen, der wird eine gradezu donnernde Entdeckung machen: er wird den Einzelmenschen entdecken. Er wird dahinter kommen: Herrschaften, es gibt ja auch einen Organismus, Mensch geheißen, und auf den kommt es an. Ob der glücklich ist, das ist die Frage. Daß der frei ist, das ist das Ziel. Gruppen sind etwas Sekundäres — der Staat ist etwas Sekundäres. Es kommt nicht darauf an, daß der Staat lebe — es kommt darauf an, daß der Mensch lebe.

Dieser Mann, der so spricht, wird eine große Wirkung hervorrufen. Die Leute werden seiner These zujubeln und werden sagen: „Das ist ja ganz neu! Welch ein Mut! Das haben wir noch nie gehört! Eine neue Epoche der Menschheit bricht an! Welch ein Genie haben wir unter uns! Auf, auf! Die neue Lehre —!"

Und seine Bücher werden gekauft werden oder vielmehr die seiner Nachschreiber, denn der erste ist ja immer der Dumme.

Und dann wird sich das auswirken, und hunderttausend schwarzer, brauner und roter Hemden werden in die Ecke fliegen und auf den Misthaufen. Und die Leute werden wieder Mut zu sich selber bekommen, ohne Mehrheitsbeschlüsse und Angst vor dem Staat, vor dem sie gekuscht hatten wie geprügelte Hunde. Und das wird dann so gehen, bis eines Tages ... *Ignaz Wrobel*

Assis Chateaubriand

Er ist der Direktor des ‚Journal' und der einzige Journalist von Rio, dessen Artikel man im Präsidentenpalais liest und fürchtet. Seit zehn Jahren beeinflußt er die gesamte brasilianische Politik, ohne sich jemals der Öffentlichkeit zu zeigen oder am politischen Leben teilzunehmen.

Er ist grundsätzlich immer in Opposition. Keine Regierung wird von ihm geschont. Das ist das Geheimnis seiner Stärke. Denn jede bietet einer objektiven Kritik genügend Angriffsflächen. Das liegt durchaus nicht immer am Versagen oder bösen Willen sondern an der göttlichen Indolenz der terra brazileira.

Assis Chateaubriand ist unbestechlich. Kein Politiker und keine Partei zahlt ihm Subsidien. Dieser kleine Hugenottensprößling aus Pernambuco ist materiell

unabhängig genug, um sich eine ungehemmte Kritik leisten zu können. Er ist Advokat, der tagsüber fleißig Prozeßakten wälzt. Nachts aber schreibt er seinen berühmten täglichen Kampfartikel, der auf fünfzig Zeilen Geschichte macht.

Man hat ihn den brasilianischen Pertinax genannt. Aber auch das ist viel zu wenig. Denn im Gegensatz zu dem lauten und ehrgeizigen Kollegen ist Assis schlicht und ganz unpersönlich.

„Ich arbeite für ein besseres Brasilien," das ist bei ihm keine Phrase, aber auf jeden Fall die größte Anmaßung, die ein Journalist sich gestatten kann.

Assis hat durchaus internationales Format. Er kennt das Nachkriegseuropa und seinen kläglichen Zustand nicht nur von der traditionellen pariser Reise her. Er war auch in Deutschland und hat uns kennengelernt. Sein kleines Buch über das Nachkriegsgermanien ist klug, gerecht und hat nur eine Schwäche — seine allzu große Liebe für uns. Darin haben ihn auch unerfreuliche Erfahrungen nicht wankend gemacht. Er erzählt gelegentlich, daß ihm Tirpitz eine Artikelserie versprochen habe. Assis wartete geduldig ein Jahr auf die versprochene Literatur. Aber nichts kam, außer einem Briefe, in dem der Herr Großadmiral die „baldige Lieferung" versprach. Assis überwies umgehend das Honorar für sämtliche Artikel und verzichtete dankend auf die Lieferung.

Die Kollegen lieben Assis Chateaubriand nicht; sie geben ihm das täglich schwarz auf weiß. Besonders beliebt ist der Vorwurf des Landesverrats, weil dieser Publizist die Geschichte seines Landes und Lateinamerikas kennt. Es hört eben niemand gern, wenn man ganz sachlich konstatiert, daß der böse Feind, nämlich Argentinien, auch manchmal gesiegt hat, oder daß in dem tragikomischen Feldzuge gegen das kleine Paraguay das große Brasilien nicht immer glänzend abgeschnitten hat. Diesen brasilianischen Nationalfehler der übergroßen Empfindlichkeit und der mangelnden Selbstkritik geißelt Chateaubriand immer wieder: „Unser gedankenloser Optimismus ist zwar bequem — aber er führt zur Verrottung der staatlichen Moral und der bürgerlichen Disziplin." Oder er sagt ganz trocken: „Die brasilianische Presse ist zwar ungewöhnlich schlecht informiert, aber dafür mangelt es ihr gottlob nicht an kolossalem Selbstvertrauen."

Am meisten aber ärgern sich seine Gegner darüber, daß er sie nicht ernst nimmt. Er besucht keine Presseempfänge. Er kennt die meisten der großen und berühmten Politiker nicht einmal persönlich und legt auch keinen Wert darauf. Wer ihn sprechen will, muß um Mitternacht auf seine Redaktion kommen. Dort sitzt er in seinem kleinen Zimmer, hinter Büchern und Manuskripten und schreibt seinen täglichen Leiter. Unbekümmert darum, daß die ‚Noite' erst heute abend ihn wieder Landesverräter genannt und nach einem neuen Brutus gerufen hat. Es gibt viele

Brutusse in Brasilien, schon von hundert Milreis an.

Chateaubriand könnte heute die Staatskanzlei leiten oder Gesandter in Europa sein, wenn er nur etwas anpassungsfähiger sein wollte. So aber wird ihm wahrscheinlich eines Tages ein Messer im Rücken stecken, und man wird ihn nachts begraben müssen, damit die empfindlichen Patrioten nicht auch noch seinen Sarg besudeln. Er weiß das, aber es geht ihn nichts an. Er wird noch auf dem Sterbebett seinen Leitartikel „für ein besseres Brasilien" schreiben. Assis Chateaubriand ist eben nur ein Journalist, wie er sein soll. Wir andern aber sollten lieber unsre Füllfederhalter zerbrechen, soweit bringen wir es nie.

Hans Wesemann

Etienne,

Lustspiel von Jaques Deval, voll kühler und stellenweise auch warmer Ironie in der Anschauung bürgerlicher Sitten und Gefühle, bereitet, in der ‚Tribüne', den Zuhörern lebhaftes Vergnügen. Es entzündet sich am Dialog, der ohne Witze witzig ist und ohne Aphorismen geistreich. Der Geist lebt da mehr zwischen als in den Worten, ist in der Luft des Gesprächs, in dessen überraschenden Windungen um das Thema, in der synkopierenden Art, wie der Ton oft vom Wichtigeren weggenommen und auf das Unwichtige gesetzt wird, im Beiläufigen, Absichtslosen des Humors, der, in die Komödie als Kohlensäure hineingetan, eigentlich mehr zu schmecken als zu hören ist... kurz also in dem, was man nicht definieren kann und wodurch keineswegs jeder Mensch zum Lachen gebracht wird, sondern, zumal in Berlin, mancher auch nicht, so wenig etwa wie durch Kitzeln einer, der nicht kitzlig ist.

Ich möchte einen Satz aus der Komödie zitieren, weil er, obschon gewöhnlich, weise ist. Den Satz spricht der Vater zur Mutter, als diese, erfahrend, ihr siebzehnjähriger Junge habe eine Geliebte und noch dazu eine fragwürdige, recht verzweifelt tut. „Wäre dir lieber, er hätte Scharlach?" (Im Text heißt es: Masern, aber Scharlach scheint mir besser, Masern sind zu schwach, stehen nicht auf der gleichen Gefährlichkeitsebene wie die Liebe.) Ein treffender, ein fernhin treffender Satz, gefüllt mit billigem aber verläßlichem Sprengstoff. Wo er einschlägt, gehen falsche Wichtigkeiten in die Luft, bleibt keine Lüge auf der andern. Ein heller Satz. Er leuchtet in Abgründe, daß man sieht, es sind keine.

Hingegen ist die Schlußwendung der Komödie schmerzhaft und fatal. Und, eben weil sie am Schluß des Spiels steht, geeignet, dem Geschmack an diesem einen häßlichen Nachgeschmack hinzuzufügen. Es handelt sich da um das nette Stubenmädchen, das, durch Fräulein Rut Jacobsen mehr als nett verkörpert, im Stück hin und wider geht, von den Männern im Parkett sehr beachtet, von den Männern auf der Bühne übersehen. Dieses

Stubenmädchen spielt während des ganzen Abends keine Rolle, weder in diesem noch in jenem Sinn. Aber knapp vor dem letzten Vorhang wird ihr eine zugewiesen, von der Mutter des Siebzehnjährigen, die es kränkt, daß der Sohn Pubertäts-Schmerzen hat. Deshalb schenkt sie dem Stubenmädchen, das sie grade zuvor hinauswerfen wollte, Seidenstrümpfe, gestattet ihr, kokette weiße Schürzchen zu tragen, und heißt sie, wobei ihr Mutterherz beziehungsvoll zwinkert, dem jungen Herrn das Abendessen aufs Zimmer bringen. Dieses die Gelegenheit beim Schopf und das Stubenmädchen bei der Gelegenheit Packen, diese Bestimmung der dienenden Person zum Objekt, an dem der Jüngling seine ersten Triebe bequem und billig abreagieren mag, ist ungemein gemein. Oder lag das vielleicht in des Autors satirischer Absicht? Dann würde sie verdeckt durch das Spiel der Frau Maria Fein, die der mütterlichen Figur soviel Herzenstakt und vollendete innere Noblesse gibt, daß mit diesen sich Ordinäres durchaus nicht vereinbaren läßt.

Als heftig erotisierter Kleinbürger, mit Frechheit und Angst, Würde und Schäbigkeit, erfreut Herr Sima. Seine entschiedene, unerbittlich charakterisierende Komik ist, eine Merkwürdigkeit, trocken und saftig zugleich. Wenn er sich von der Tonhöhe und -Stärke, die er, hier wie immer, obstinat festhält, öfter hinab- oder hinaufließe, würde sein Spiel an Leben und Wirkung noch gewinnen. Den siebzehnjährigen Etienne macht Herr Peter Wolf. Bezaubernd, wie in seinem jungenhaften Betragen schon der Grundriß des männlichen Wesens erkennbar wird, daß sich da aufbaut, wie knabenhaft tapsig und ungelenk er echtes Gefühl offenbart, indem er es verheimlicht. Der seltene Glücksfall, daß darzustellende Figur und Darsteller sich restlos decken.

Alfred Polgar

Kleine Anmerkung

Es wird heute allgemein als enormer Vorteil angesehen, wenn einer, der ins Ausland reist, die betreffende Landessprache so gut wie möglich versteht und spricht. Natürlich hat das seine Vorteile. Erstens: man braucht sich nicht wehrlos neppen zu lassen; zweitens: das Selbstgefühl kann sich angenehm plustern. Aber das, worauf man dabei besonders pocht, das tiefere Verstehen des andersartigen Menschen, das grade scheint mir aus der Beherrschung der Sprache nicht aufzuwachsen. Die Sprache deckt ab, sie legt sich gradezu als Bollwerk vor den Menschen; schon bei Individuen, die die gleiche Sprache sprechen, ist das der Fall, wie viel mehr also bei solchen, die verschiedene Sprachen sprechen, wo die Vorbedingungen also weniger günstig sind. „Durch die Sprache haben es sich die Menschen für immer unmöglich gemacht, einander kennen zu lernen", sagt Fritz Mauthner. Wer die fremde Sprache beherrscht, hat vorerst nur seinen Worthandel erweitert; glaubt er mit der Vervollkommnung in der andern Sprache auch einen Zuwachs an Erkenntnis des fremden Menschen zu erlangen, so ist das ein Selbstbetrug. Denn diese Erkenntnis läuft abseits der Sprache, geschieht ohne sie, oft sogar gegen

sie. Ein andrer Mensch, wer es auch sei, ist weniger von der Sprache her zu enträtseln als aus seinen Sprachlosigkeiten, aus dem, worin und worüber er schweigt, aus seinem Handeln, dem Gang, der Geste, dem Lachen und hundert andern Kleinigkeiten. Indem wir uns heftig bemühen, mit ihm zu einem exakten Verständnis der Worte zu gelangen, verbauen wir uns zu einem guten Teil das Verständnis des Wesens. Kleingeld wird hin- und hergeworfen, das große Geld bleibt ungewechselt.

Für alle, denen die Sprache gleich nach dem lieben Gott kommt, ist das hier eine große Ketzerei. Für die andern, die in ihrem Leben nicht Mittel und Zeit genug hatten, über die eigne Sprache hinauszukommen, soll es eine Ermutigung sein. Wenn ihr die Möglichkeit habt zu reisen, laßt euch durch nichts so wenig abschrecken wie durch die Unkenntnis der Landessprache! Für die täglichen Notwendigkeiten langt immer und überall die Zeichensprache und ein bißchen internationales Kauderwelsch, für das andre schärft lieber eure Sinnesorgane als das Vokabelgedächtnis! Intellektuelle, besonders die diplomierten Sprachbesitzer, reisen oft so blind und blöd, daß sie vor dem einfachen Mann, der in der fremden Sprache grade eben eine Leberwurst kaufen kann, erröten müßten. Aber sie erröten natürlich nicht sondern schreiben ein Buch; und der Leberwurstkäufer, der es liest, schämt sich am Ende noch, was für total verkehrte Augen er im Kopfe hat.

Gattamelata

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltbühnenleser: Mittwoch, Café Adler Dönhoffplatz, 20.00. Hans Kiess: Ostelbien, das Paradies der Landarbeiter.

Chemnitz

Weltbühnenleser (Chemnitzer Tribüne): Mittwoch Restaurant „Zum Nordpol", Brühl 44. 20.30: „Was kommt nachher?" Referat und Diskussion.

Bücher

Peter Martin Lampel: Patrouillen! Carl Reißner, Dresden.
Albert Londres: Der ewige Jude am Ziel. Phaidon-Verlag, Wien.

Rundfunk

Dienstag. Köln 15.30: Ungedruckte Dichter, Hanns Otto Münsterer. — Berlin 17.30: Die Schauspielerin, Gertrud Eysoldt. — 18.45: Der Schauspieler, Friedrich Kayßler. — Leipzig 19.00: Gegenwart und Zukunft des Provinztheaters, Ernst Immich. — Berlin 19.30: Junge Dramatiker der Spielzeit, C. Th. Bluth, H. Carsch, E. W. Möller, H. Rehberg u. a.; Edlef Köppen. — Breslau 20.00: Heinz Ludwigg: Vom Komödianten zum Schauspieler, Alexander Runge. — **Mittwoch.** Leipzig 18.00: Der unabhängige Spielplan, Rolf Roennecke und Karl Loewenberg. — Berlin 19.00: Theater und Rundfunk, Hans Meißner, Hans Flesch und Alfred Braun. — Königsberg 19.00: Bühnenbild und Technik, Karl Jacobs. — München 19.30: Theater von unten, Tim Klein, Richard Elschinger und Hanns Braun. — Frankfurt 19.30: Tardieu in Alençon, Actualis. — Hamburg 20.00: Kritik der Kritik, Justin Steinfeld und Fritz Epping. — Leipzig 21.30: Grotesken und astrale Novellen von Paul Scheerbarth, Hermann Häfker und Fritz Weldin. — Breslau 21.40: Eine Regiesitzung im Opernhaus, Georg Hartmann. — **Donnerstag** Berlin 17.55: Theater-Zensur, Polizei-Vizepräsident Weiß. — Hamburg 18.35: Kann ein Kriegsteilnehmer heute noch Rentenansprüche stellen? Ernst Born. — Breslau 20.00 Fortsetzung von Dienstag 20.00. — Köln 20.30: Bühne und Volk, Heinrich K. Strohm. — **Freitag.** Berlin 17.55: Echtes und falsches Zeittheater, Ernst Josef Aufricht und Heinrich Fischer. — Frankfurt 18.05: Szenische Oper und Rundfunkoper, Herbert Graf, Karl Holl und Ernst Schoen. — Breslau: 18.10: Theater und Kritik, Hans Adler und Peter Epstein. — Königsberg 18.30: Regie und Bühnenbild vom Buch zur Aufführung, Hans Carl Müller und Friedrich Kalbfuß. — Berlin 18.55: Die wirtschaftliche Lage des deutschen Theaters der Gegenwart, Arthur Wolff und Erich Otto. — Stuttgart 19.30: Unbekannte Arbeiterdichter, Levenstein und Ernst Stockinger. — Breslau 20.00: Fortsetzung von Dienstag 20.00 — Leipzig 21.30: Der Dramatiker und sein Publikum, Karl Zuckmayer, Karl Wolff und E. Kurt Fischer. — Hamburg 22.05: Erich Ziegel spricht. — Frankfurt 22.45: Schallplattenrevue berühmter Schauspieler, Franz Wallner. — **Sonnabend.** Berlin 15.45: Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens auf der Bühne, Philipp Scheidemann. — 17.30: Kurt Heynicke liest eigne Dichtungen. — 18.00: Das Gute liegt so fern, Arthur Holitscher. — 19.00: Die deutsche Landschaft in der Dichtung, Gerhart Pohl. — Königswusterhausen 19.00: Holländischer Arbeiterfunk — Deutscher Arbeiterfunk, R. W. van Looi. — Breslau 19.00: Fortsetzung von Dienstag 20.00. — Frankfurt 19.05: Das Privattheater, Arthur Hellmer.

Antworten

Badenser. In deinem Städtchen Mosbach hatte sich am 15. Oktober der nationalsozialistische Abgeordnete im bayrischen Landtag, Herr Doktor Otto Hellmuth, vor Gericht zu verantworten, weil er im ‚Stürmer' behauptet hatte, am 13. März 1929 sei in Manau bei Hofheim an einem Kinde ein Ritualmord begangen worden. Er mußte in der Verhandlung im Gegensatz zu den Behauptungen seines Artikels zugeben, daß er die Leiche niemals gesehen habe, daß er sich also, mit andern Worten, diesen ganzen Dreck aus seinen schmutzigen Fingern gesogen hatte. Der Artikel habe, führte er zu seiner Verteidigung aus, sich nur auf „historische, gerichtsnotorisch belegte" Fälle bezogen. Du glaubst nun, das Gericht hätte deinen Nazi verurteilt. Du hast dich geirrt. Er durfte frech erklären: es sei selbstverständlich, daß er freigesprochen werden müsse; die Gerichtskosten mögen nicht der Staatskasse sondern jenem Oberrabbiner auferlegt werden, der dieses aussichtslose Verfahren gegen ihn angezettelt habe, um ihn, einen „Soldaten" des neuen Deutschlands, in seinem Wirken zu behindern. Staatsanwalt und Gericht sahen die „historischen" Ritualmordfälle als „von der kirchlichen Autorität gedeckt" an, dein Nazi wurde freigesprochen. Das Gericht hatte auch nichts dagegen zu sagen, als dieser in der Verhandlung weismachte: Magnus Hirschfeld propagiere den Gebrauch von Knaben zu widernatürlicher Unzucht und verteidige den sexuellen Lustmord. Du darfst nun nicht etwa glauben, in Deutschland könne ungestraft verleumdet werden, man bekomme bei uns kein Recht mehr. Sag das nicht, das wäre eine Beleidigung der Justiz. Und die bekommt bei uns immer recht.

Breslauer. Geben Sie Ihre Adresse an Doktor Lutz Eisner, Breslau V, Theaterstraße 1, der regelmäßige Zusammenkünfte der breslauer Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Hannover. Weltbühnenleser treffen sich im Café Kröpke.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der ‚Moskauer Rundschau' bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen. Die ‚Moskauer Rundschau' unterrichtet Sie über alle Fragen der russischen Politik, Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft. Sie hat den Vorzug, durch Illustrationen die Darstellungen lebendiger zu gestalten.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Der Metallarbeiterstreik von K. L. Gerstorff

Der berliner Metallarbeiterstreik ist darum von einer so außerordentlichen Bedeutung, weil er blitzartig die Stärke der politischen Kräfte in Deutschland beleuchtet. Um was geht es? Die berliner Metallindustriellen haben erklärt: bei der augenblicklichen weltwirtschaftlichen Situation ist der Lohn der Metallarbeiter zu hoch, er muß gesenkt werden. Die Metallarbeiter haben geantwortet: unser Lohn steht schon tief unter dem Friedensniveau, wir lehnen jede weitere Verschlechterung ab. Die Metallindustriellen haben in der Konjunktur riesenhafte Profite gemacht; auch in der Krise seien die Profite noch sehr anständig. Die Arbeiter werden sich daher zur Wehr setzen, wenn die Unternehmer ihren Lohn auch nur um einen Pfennig kürzen. Ein Schiedsspruch wurde gefällt, der die Forderungen der Unternehmer zum überwiegenden Teil erfüllte. Nach dem Schiedsspruch sollte der Lohn in einem sehr beträchtlichen Umfange abgebaut werden. Die Unternehmer nahmen den Schiedsspruch an; die Vertreter der Arbeiterschaft lehnten ihn ab; und bevor der Schiedsspruch für verbindlich erklärt werden konnte, proklamierte der führende freigewerkschaftliche Metallarbeiterverband den Streik.

Gleichzeitig wurde im Reichstag mit einer Majorität, die neben den Sozialdemokraten aus Kommunisten und Nationalsozialisten bestand, an die Regierung das Verlangen gestellt, den Schiedsspruch nicht für verbindlich zu erklären.

Gleichzeitig aber wurde auch die Regierung Brüning durch die Sozialdemokraten gegen das Mißtrauensvotum der Nationalsozialisten und Kommunisten gerettet. Der Regierung Brüning war der Streik natürlich nicht angenehm, denn er gefährdete die an sich schon sehr wacklige vorübergehende Koalition mit den Sozialdemokraten sehr stark. Und daher hat Stegerwald nicht daran gedacht, den Schiedsspruch sofort für verbindlich zu erklären. Aber Stegerwald und die Brüningregierung sind eben nicht einfach den berliner Metallindustriellen gleichzusetzen. Diese bilden den äußersten rechten Pol der Regierung Brüning. Und für die Metallindustriellen und natürlich auch für die Metallarbeiterschaft steht hier mehr auf dem Spiel als die Lohnfestsetzung für Hundertvierzigtausend. Denn der berliner Metallkampf ist nur das Vorpostengefecht fürs Reich, für den Generalangriff der Unternehmerschaft auf den Lebensstandard aller deutschen Arbeiter. Noch in diesem Jahr laufen die Tarifverträge für die Metallarbeiter im Ruhrgebiet ab, es folgt der Ablauf der Tarifverträge für die Metallarbeiter in fast allen Teilen Deutschlands. Und auch im Bergbau sind die alten Tarife bereits gekündigt. Gelingt den Unternehmern in Berlin der Lohnabbau, so gelingt er ihnen im ganzen Reich leichter. Denn um Lohnsenkung geht es hier, und zwar um eine Reallohnsenkung. Das muß gegenüber allen Ablenkungsmanövern eindeutig betont werden. Die Unternehmer erklären, die Löhne sollen gesenkt werden, damit auf

dieser Basis ein Preisabbau erfolgen könne. Ein plumper demagogischer Schwindel. Grade die Preise der kartellierten Produkte stehen so hoch, daß sie unabhängig vom Lohnabbau gesenkt werden müssen. Und das wissen natürlich auch die leitenden Kartellmagnaten. Daher verkaufen sie inoffiziell die Kartellprodukte zu Preisen, die sehr weit unter den offiziellen liegen. Der Preisabbau, den sie vornehmen, wird also nichts andres sein, als daß die offiziellen Kartellpreise den Preisen gleichgesetzt werden, die heute bereits in Wirklichkeit gefordert und bezahlt werden. Was aber haben die Metallarbeiter davon, wenn die offiziellen Kartellpreise gesenkt werden; was haben sie davon, so lange die Preise der Produkte, die sie konsumieren, nicht gesenkt werden? Die Senkung dieser Preise aber verhindert die Regierung durch ihre Agrar- und ihre Wohnungspolitik.

Die Unternehmer verlangen eine Reallohnsenkung. Sie wollen die Wirkung der Krise auf die Arbeiterschaft abwälzen. Da augenblicklich die Arbeitslosigkeit so groß ist, kalkulierten sie, und die industrielle Reservearmee aus mehr als drei Millionen besteht, da bei den Metallarbeitern allein mehr als eine halbe Million Arbeitslose gemeldet sind, so werden sich die Arbeiter ihrer Diktatur fügen müssen. Die Arbeiter haben sich nicht gefügt. Sie sind in seltener Geschlossenheit in den Streik getreten.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Führer der berliner Metallarbeitergewerkschaft nur durch stärksten Druck der untern Funktionäre zur Erklärung dieses Streiks veranlaßt, beinahe gezwungen wurden. Es wurde ihnen in der Funktionärversammlung unter anderm gesagt, daß sie gleich einen ganzen Waggon mit Papierkörben bringen könnten, um die Mitgliedsbücher der Metallarbeiter zu sammeln, wenn sie diesen Streik nicht erklärten. Die Stimmung war so aufgewühlt, daß der Bestand der Gewerkschaft gefährdet gewesen wäre. Man mußte also notgedrungen den Streik proklamieren. Aber ein Streik in der heutigen wirtschaftlichen und politischen Situation hat eben seine Gesetzmäßigkeit. Ein derartig umfangreicher Streik ist heute nicht mehr wie in der Vorkriegszeit eine ausschließlich wirtschaftliche Sache; er ist ein eminenter politischer Faktor. Er treibt die Dinge weiter. Und grade davor hat die sozialdemokratische Parteiführung und die der Gewerkschaften einen schweren Horror. Sie hat die Regierung Brüning gerettet. Sie hat sie gegenüber einer beträchtlichen Minorität in den eignen Reihen gerettet. Dreiunddreißig Abgeordnete der Fraktion wollten für das Mißtrauensvotum gegen die Regierung Brüning stimmen, und zwar mit einer Bekanntgabe ihrer Motive; man hat es ihnen nicht gestattet. Man hat ihnen mit Ausschluß gedroht, man hat für die Abstimmung Fraktionszwang eingeführt und hat ihnen nur — und auch dies mit Drohungen — die Abwesenheit von der Sitzung erlaubt. Von den Dreiunddreißig haben alle, bis auf einen, der fortblieb, für die Regierung gestimmt. Dieser Eine war bezeichnenderweise aus Breslau, wo sich in letzter Zeit eine starke Linksopposition geltend gemacht hat: der Abgeordnete Ziegler, der Vertreter der breslauer Metallarbeiter.

Man war gezwungen, den Streik zu führen, aber man führte ihn stets mit dem Gedanken an ein Kompromiß. Dabei standen die sozialdemokratischen Führer ständig nicht nur unter dem Druck ihrer eignen Arbeiter, die rebellisch zu werden drohten, sondern weiter unter dem Druck der kommunistischen Arbeiter, ja in indirekter Weise sogar unter dem Druck der Nationalsozialisten.

Nach einigem Zögern hat die berliner Leitung der Nationalsozialisten die Parole für den Streik ausgegeben, jeder, der Streikarbeit leiste, würde aus der N.S.D.A.P. ausgeschlossen werden. Herr Goebbels glaubte hier einen klugen taktischen Schachzug zu machen. Dabei ist grade bei den berliner Metallarbeitern der Einfluß der Nationalsozialisten herzlich gering. Er ist ohne sie erklärt worden, er wird ohne sie beendigt werden. Hätten sich also die Nationalsozialisten gegen den Streik ausgesprochen, so würden sie bei den Arbeitern völlig unten durch sein. Dadurch aber, daß sie für den Streik waren, suchen sie Einfluß bei den Metallarbeitern zu gewinnen, und dieser Einfluß kann leicht steigen, wenn durch ein zu faules Kompromiß die Stimmung der Arbeiter wieder sehr aufgewühlt wird. Wie völlig skrupellos die Nationalsozialisten dabei vorgingen, erhellt daraus, daß bei einer Verhandlung des sächsischen Landesverbands der Metallindustriellen der Vertreter Hitlers, Herr Major Wagner, sich vor den Industriellen entschuldigte, daß die Nationalsozialisten den Streik mitmachen. Laut Pressemeldungen sagte er dort: „Es sei der Führung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei nicht möglich gewesen, ihren Mitgliedern die Teilnahme am Streik zu verbieten; denn sonst wären die Arbeiter in Massen aus der Partei ausgetreten und zur Sozialdemokratie abgewandert." Deutlicher konnte sich Hitler als Knecht des Monopol-Kapitals nicht entlarven.

Wie gesagt, bei dem berliner Metallarbeiterstreik war der nationalsozialistische Einfluß noch völlig minimal. Größer und im Wachsen war dagegen der Einfluß der Kommunisten. Infolge ihrer Gewerkschaftstaktik haben die Kommunisten zwar ihre Position dort verloren, und ihre eigne Organisation, die R.G.O., ist nicht sehr stark; aber grade weil die Arbeiter ein faules Kompromiß befürchten, wird auch unter den freigewerkschaftlichen Metallarbeitern der kommunistische Einfluß immer stärker. So haben die sozialdemokratische Gewerkschaftsführung wie auch die sozialdemokratische Partei im Reichstag eine außerordentlich schwierige Stellung. Sie wollen die Regierung Brüning retten, sie wollen mit den Unternehmern zu einem Kompromiß kommen, und sie spüren gleichzeitig die Rebellion im eignen Lager; die ständige Radikalisierung der Arbeiterschaft.

Die Gewerkschaften haben ein Abkommen getroffen, wonach zunächst die Arbeit unter den alten Bedingungen wieder aufgenommen werden soll, man sich aber einem neuen Schiedsspruch bedingungslos fügen muß. Gegen diese Abmachung hat der untere Funktionärkörper starken Widerspruch eingelegt, zumal die Presse so informiert wurde, daß der Eindruck entstand, der Streik wäre bereits abgebrochen. Die

Gewerkschaften haben darauf erklärt: Natürlich liegt die letzte Entscheidung bei den Streikenden selbst. Die Gewerkschaften rechneten so: wenn die Streikenden wissen, daß der Verband für einen Abbruch ist, wird die Dreiviertelmajorität nicht erreicht, die zur Fortführung des Kampfes notwendig ist. Wenn der Streik dann abgebrochen wird, dann liegt die Verantwortung nicht bei den Gewerkschaftsführern sondern bei den Massen, die ihn nicht mehr wollten, und so sind sie von einem Teil der Verantwortung frei. Diese Rechnung hat sich als wahr herausgestellt. Nachdem bei Siemens die Arbeit bereits wieder aufgenommen wurde, hat sich die für die Durchführung des Streiks notwendige Majorität nicht mehr gefunden. Die Arbeiter gehen, wenn auch sehr widerwillig, wieder zur Arbeit. Gegen den Willen des berliner Metallarbeiterverbands wird der Streik nicht weitergeführt werden, denn so stark sind die Kommunisten noch nicht. Aber dieser Kampf ist nicht der letzte.

Weitere werden folgen. Und schon dieser hat den Arbeitern sehr deutlich gezeigt, daß die Gewerkschaften, auch wenn manche Führer nicht wollen, kämpfen müssen, wenn die Arbeiterschaft nur die notwendige Aktivität aufweist. An dieser Stelle weiter zu arbeiten, innerhalb der Gewerkschaften dahin zu wirken, daß die wirtschaftlichen Kämpfe zu politischen umgestaltet werden, ist die Aufgabe von heute. Hat der berliner Metallarbeiterstreik dazu den Auftakt gegeben, so ist er ein Meilenstein auf dem Weg zur politischen Aufwärtsentwicklung der deutschen Arbeiterklasse.

Oesterreichische Wahlen von Hans Heller

Vor einigen Tagen fand in Wien eine Arbeitslosendemonstration statt. Von den dreihunderttausend Erwerbslosen Oesterreichs waren etwa tausend Mann erschienen. Sie marschierten, ein Haufen Elend, über die Ringstraße. Viele tausend Polizeiwachleute standen Spalier. An der Universitätsrampe wartete die geschlossene Phalanx hakenkreuzlerischer Studenten, Bleistöcke bei Fuß und Totschläger in der Tasche, um der Arbeitslosigkeit eine offene Feldschlacht zu liefern und den Hungerleidern den Hungerteufel auszutreiben. Die Studentenschaft der Universität Wien führt seit Kriegsende den erfolgreichen Kampf gegen den Geist der Demokratie, gegen den Geist des Marxismus und gegen den Geist im Allgemeinen, wo immer er noch anzutreffen ist. Sie übt den christlichen Nächstenhaß, wie ihn der Jesuit Seipel und seine Armee von Pfaffen predigen. Die wenigen einsichtigen, liberal denkenden Professoren verkriechen sich in ihre Seminare, und die Gelehrten von Rang verlassen fluchtartig das sinkende Oesterreich.

In der Mitte zwischen Ungeist und Elend steht die mächtige Partei der Sozialdemokraten, steht die schwankende Masse demokratisch denkender Bürger, die eine neue Heimat suchen. Das ist die sogenannte Intelligenz: Ärzte, Advokaten, Kleingewerbetreibende und die Mittelindustrie, die um Ruhe und Ordnung zittert. Es sind die gesamten Juden Oesterreichs und außerdem die altösterreichischen Beamten, die den

Eid auf die neue Verfassung ernst genommen haben. Ihr Mann ist darum jener anfangs lächerlich überschätzte, dann niederträchtig verratene Johann Schober, der als Polizeipräsident am 15. Juli 1927 nicht verhindert hatte, daß seine Leute auf die Arbeiter schossen, aber später als Bundeskanzler seine gefühlsmäßige Abneigung gegen den Proleten zurückstellte, als es galt, Rechtsputsche zu verhindern und sein Beamtenehrenwort zu halten.

„Wer für Ruhe und Ordnung ist, wählt den Schoberblock!" „Die Waffen nieder, drum wählt sozialdemokratisch," verkündet ein Wahlplakat der Marxisten. Man sieht, der Unterschied ist nicht groß. Schober und Otto Bauer, der geistige Führer der Sozialdemokratischen Partei, werden einander nicht weh tun. Soziale Fürsorge, Volkshygiene, Arbeitersport und eine sanfte Lohnpolitik vertragen sich nicht allzu schlecht mit den diplomatischen Aktionen Schobers und den Forderungen des gemäßigten Bürgertums. Die österreichischen Sozialdemokraten sind ein wenig zu lange an der Macht gewesen. Sie haben ein wenig zu schnell ihre nächstliegenden Ziele erreicht. Sie verfügen über eine geringe Anzahl guter Köpfe und über einen Schwarm nichtssagender Mitläufer. Zu Unrecht beschimpft man sie als revolutionäre Marxisten. Sie sind es vielleicht im Herzen, keineswegs aber in ihrer Tagespolitik. Sie vertreten eine geordnete Evolution. Sie sind vor allem antimilitaristisch bis in die Knochen. Ihre Ordnertruppe, der Schutzverband, verfügt über zirka hundertfünfzigtausend Mann. Lauter gewerkschaftlich geschulte, friedliebende Arbeiter, denen man erst in den letzten zwei Jahren, seit die Heimwehr mit Kanonen, Handgranaten und regelrechten Mannlichergewehren Felddienstübungen abhält, Schnellsiedekurse in moderner Kriegsführung erteilt. Mittlerweile hat man ihnen manchmal Waffen beschlagnahmt und überhaupt das Leben schwer gemacht. Es gibt sozialdemokratische Führer, die auch heute noch in der eignen Partei für die Entwaffnung eintreten. Das charakterisiert ihre Anständigkeit und ihre Wirklichkeitsferne. Als vor einigen Jahren den jüdischen Studenten gesagt wurde, daß Hakenkreuzler in Anmarsch seien, um ihre Mensa zu überfallen, stellten sie sich waffenlos vor dem Lokal auf und sagten: Laßt sie nur kommen und uns verprügeln. Wir werden uns nicht wehren. Ähnlich haben sich die Sozialdemokraten verhalten. Den Einfluß aufs Heer haben sie längst verloren. Die Polizei war ihnen niemals grün. Heute befehligt der Heimwehrfreund Vaugoin das Heer, der Putschist Starhemberg die Polizei. Bleibt das auch nach den Wahlen so, dann hat die Sozialdemokratie in Oesterreich ausgespielt. Aber die Wahlen werden anders ausfallen.

Die nicht ungeschickte Kampfparole der Heimwehr war: Die Einheitsfront der Antimarxisten. Der österreichische Bauer hat für Wien nie etwas übrig gehabt. Er hat am Schleichhandel dick verdient und ist seither durch die Weltwirtschaftskrise, die sinkenden Getreidepreise und den eignen, unrationellen Betrieb in Not geraten. Der Sündenbock heißt: Das rote Wien. Diesen Haß schüren die Landpfarrer, schürt die Kamarilla von ehemaligen aktiven Offizieren, die aus allen

Winkeln und Ecken hervorkriechen. Was heute aus diesem Lager an Köpfen in der österreichischen Politik erscheint, das spottet jeder Beschreibung. Unwissenheit, Rowdytum, Stellengier und verantwortungsloser Leichtsinn charakterisiert diese Männer, die sich zwar Heimatschützler nennen, denen aber nichts ferner liegt als die Interessen der Heimat und nichts näher als persönlicher Ehrgeiz. Monarchisten, Rassenschützler, Bauernbündler,. die nationalen Studentenschaften und die gesamte Landbevölkerung vom Kleinbauern aufwärts, das gibt eine gewaltige Kampftruppe in dem kleinen Land von vier Millionen Bauern und zwei Millionen Großstädtern. Bewaffnet und entlohnt werden sie vom Geld der Industrie, geführt von militärisch geschulten Ingenieuren und Offizieren. Sie haben ein klares Ziel: Vernichtung der Sozialdemokraten, und einen Weg vor sich: den Marsch auf Wien. Aber sie kommen nicht. Der immer wieder angedrohte Putsch unterbleibt. Sie demonstrieren zwar, sie randalieren, prügeln sich in Wirtshäusern und kleinen Bauerndörfern mit den Sozialdemokraten, aber sie kommen nicht. Da steht die Armee vor den Toren Wiens, ihre grünen Wimpeln flattern im Wind, ihre Bajonettspitzen funkeln in der Sonne. Warum marschieren sie nicht? Sie können nicht marschieren, sie müssen streiten. Sie haben zwar die gleiche Angriffsrichtung, aber verschiedene Abzeichen am Arm.

„Deutschland erwache, Juda verrecke," schreien die einen. „Es lebe Kaiser Otto", antwortet es von drüben. „Hoch der christliche Arbeiter — Hut ab vor dem jüdischen Kapital — Bahn frei dem Kleingewerbe — Hoch Pabst — Hoch Starhemberg"; Namen schwirren durch die Luft, Ämter werden verteilt. Es gibt Gruppenleiter, Gauleiter, Heimwehrführer, Heimatblockgenerale, Christlichsoziale und Nationale, Bauernbündler und sogar die vor wenigen Tagen von Lippowitz gegründete Partei der jüdischen Heimwehr. Wofür riskiert man seine Haut? Für einen Ministerposten. Warum hat der Mensch eine Gesinnung? Weil er eine gesicherte Stellung sucht.

So kommt es, daß der mächtige Block der Reaktion zersplittert in den Wahlkampf zieht, daß die tiefe Kluft nicht zwischen Marx und Antimarx sondern zwischen Kopflosigkeit und Einsicht verläuft. Heimwehr und Christlichsoziale auf der einen Seite, Schoberblock und Sozialdemokratie auf der andern. Oder anders besehen: die verhetzte Landbevölkerung gegen die ehemalige Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.

Alsdorf und Maybach von Johannes Bückler

Über zweihundertsechzig Tote in Alsdorf, hundert auf Grube Maybach. Während im Saargebiet die Ursache des Unglücks gleich von Anfang an zugestanden wurde — Explosion einer Benzollokomotive mit Schlagwetter und Kohlenstaubentzündung im Gefolge — wird in Aachen immer noch behauptet, man stehe vor einem Rätsel. Das Rätsel wird für die Grubenleitung, den Eschweiler Bergwerksverein, in dem

Maße größer, als von andrer Seite Tatsachen bekannt werden, nach denen die Katastrophe auf Grube Anna II keinesfalls unerwartet eintrat.

Am 24. September, also vier Wochen vor dem Unglück, brachte die kommunistische Fraktion im Landtag folgenden Urantrag ein:

Auf den Gruben des Eschweiler-Bergwerksvereins im Aachener Steinkohlenrevier werden in den letzten Monaten angeblich wegen Absatzmangels Feierschichten eingelegt. Während aber für die Belegschaft eine Feierschicht bestimmt wird, wird ein großer Teil der Belegschaft, und zwar die Kohlenhauer aus denjenigen Betriebspunkten, wo die Kohle am leichtesten hereinzugewinnen ist, zur Anfahrt bestellt. So wurden auf der Grube Anna II Wilhelmschacht bei der Feierschicht am 22. August 35 bis 40 Prozent der Hauer mit der Kohlengewinnung beschäftigt. Ebenso bei der Feierschicht am 22. September.

Die von den Häuern auf der Feierschicht hereingebrochene Kohle muß in der Förderschicht herausgefördert werden. Ebenso müssen die Berge, die zur Ausfüllung der Hohlräume notwendig sind, in den Förderschichten hereingebracht werden. Da infolge des Herausräumens der Kohle in der Feierschicht es nicht möglich ist, in der normalen Förderschicht so viel Berge hereinzubringen, wie zur Ausfüllung der Hohlräume notwendig sind, bleiben die Hohlräume offen stehen, oder ganze Streben gehen zu Bruch.

Diese Arbeitsmethode ist eine große Gefahr für die Bergarbeiter. Erstens weil sich in den großen Hohlräumen Schlagwetter ansammeln, zweitens auch weil durch die zu Bruch gehenden Streben Bergarbeiter getötet werden können. Die Bergbehörde scheint diesen Zustand zu dulden, da sie trotz Beschwerden der Bergarbeiter und trotzdem sich schon mehrere Unglücksfälle ereignet haben, bis jetzt noch nicht eingegriffen und diese Arbeitsmethoden verboten hat.

Der Landtag wolle beschließen:

Das Staatsministerium wird ersucht, das Oberbergamt Bonn und die Bergrevierbeamten sofort anzuweisen, daß sie

1. die die Grubensicherheit gefährdenden Abbaumethoden des Eschweiler-Bergwerksvereins aufs strengste verbieten;
2. eine strenge Untersuchung der Gruben des Eschweiler-Bergwerksvereins auf Hohlräume durchführen und die Betriebsleitung für das Setzen der Hohlräume zur Verantwortung ziehen.

Es versteht sich von selbst, daß mit diesem Antrag weiter nichts geschehen ist, als daß er einer Kommission überwiesen wurde, wo er noch schlummert. Dem Antrag ist vorangegangen eine Meldung des tödlich verunglückten Betriebsrats Wasmuth, der die vorgesetzte und verantwortliche Behörde, das Oberbergamt in Bonn, bereits am 15. September auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht hat. Nach bisher unwidersprochenen Behauptungen ist das Oberbergamt dieser Meldung nicht nachgegangen, indem es einen Kontrollbeamten auf die Grube geschickt hat, sondern es hat die Beschwerde an die direkten Vorgesetzten des Betriebsrats weitergegeben. Diese haben sich den Steiger Wasmuth kommen lassen und ihm bedeutet, daß er mit seiner Entlassung

zu rechnen habe, wenn er sich noch einmal erlaube, nicht den richtigen Instanzenweg einzuhalten. Geschehen ist auf jeden Fall nichts, was die Gefahren in Grube Anna II herabgesetzt hätte.

Der Abgeordnete Sobottka, der Bergbausachverständige der KPD., der auch den Urantrag veranlaßt und unterzeichnet hat, teilt nach Besichtigung der Unglücksstelle folgendes mit: „Auch die aus den entferntesten Betriebspunkten der 460-Meter-Sohle zutage gebrachten Toten sind zum größten Teil verbrannt, ein Zeichen, daß sie von einer Schlagwetterkatastrophe getötet worden sind. Von Rettungsmannschaften erfährt man auch, daß es in einem Revier noch brennt. Die Zechenbehörden bestreiten, daß ein Brand vorhanden war oder noch ist. Das hartnäckige Bestreiten steht aber im Widerspruch zu der Tatsache, daß grade von den entferntesten Bauten die Toten verbrannt sind. Es kann darum mit Sicherheit festgestellt werden, daß die eigentliche Ursache eine Schlagwetterexplosion war. Die gewaltigen Hohlräume, die infolge des Aufbaus beim Eschweiler Bergwerksverein auch auf Schacht Anna-Wilhelm vorhanden waren, haben die Größe der Katastrophe bestimmt".

Nun wird von Seiten der Grubenleitung immer wieder behauptet, das Unglück sei deshalb so unerklärlich, weil es noch nie passiert sei, daß ein Förderturm so wie in Alsdorf umgestürzt sei. Zu diesem angeblichen zweiten Rätsel weist der sozialdemokratische Sachberater beim Verband der Bergbau-Industriearbeiter Deutschlands, Karl Schudy, nach, daß 1924 gleichfalls durch eine unterirdische Explosion im Steinkohlenbergwerk Gabriele in Karwin in der Tschechoslowakei das fünfunddreißig Meter hohe eiserne Fördergerüst mitsamt dem Schachtgebäude umgelegt wurde. Ebenso schlug im Dezember 1905 auf der Zeche Werne im Ruhrrevier eine Explosion aus der Grube und verursachte über Tage Zerstörungen am Schacht und an Maschinengebäuden. Auch Schudy betrachtet es als feststehend, daß große Mengen Schlagwetter und Kohlenstaub explodiert sind, und weist ferner auf eine sehr wichtige Tatsache hin, die bisher von der Grubenleitung hartnäckig verschwiegen wurde: Trotz der bekannten großen Gefährlichkeit von Benzollokomotiven im Bergbau wurden im alsdorfer Gebiet andauernd solche anstatt Luftdrucklokomotiven verwendet. Allein acht auf der dritten Sohle. Sieben von ihnen sind unversehrt gefunden worden, die achte hingegen nicht, man vermutet sie unter einem Streckenbruch in der östlichen Richtstrecke auf der dritten Sohle, grade da, wo die Explosion am weitesten in die Baue eingeschlagen hat. Auch Schudy spricht von mehrern einwandfrei festgestellten Bränden, die die Werksleitung bestreitet. Für die ungeheure Wirkung über Tage findet Schudy eine einleuchtende Erklärung:

Auf jeder Grube gibt es alte Hohlräume, die zur Schlagwetteransammlung Gelegenheit bieten. Die Bergpolizeivorschriften verlangen deshalb auch, daß alte Räume möglichst wetterdicht abgedämmt werden müssen. Solche Abdämmungen sind aber nur dann

möglich, wenn die betreffenden Zugangsstellen mit nassen Mauern oder Betonwänden abgeschlossen werden. Eine einfache Bergemauer genügt nicht, da sie nie vollkommen dicht abschließt. Die Abschlüsse erfolgen aber in den meisten Fällen eben durch solche unzulänglichen Bergemauern. Grade auf der dritten Sohle dieser Schachtanlage sind in nächster Nähe des Schachtes die Flöze alle abgebaut und dort also solche Schlagwetternester ohne Zweifel in großer Zahl vorhanden.

Eine Explosion, die bereits eine gewisse Stärke entwickelt, bläst durch die feinsten Ritzen und in die verlassenen Grubenräume (vom Bergmann „alter Mann" genannt) hinein. Die dort vorgefundenen Schlagwettermengen können wegen Sauerstoffmangel nicht alle an Ort und Stelle aufgezehrt werden. Sie werden zum Teil in die offenen Grubenräume (Schächte und Strecken) herausgepreßt, wo sie, mit Kohlenstaub vermischt, ein gefährliches Explosionselement abgeben. Weil sich der ganze Explosionsvorgang um die Schächte herum abspielte, ist es zu verstehen, daß dann die Explosionswelle zum Schacht hinausschlug gegen den einziehenden Wetterstrom. Ein solcher Wetterstrom kann einer Explosion überhaupt keinen nennenswerten Widerstand bieten, im Gegenteil, er begünstigt durch Sauerstoffzufuhr die Entwicklung der Explosion.

Die nach oben zum Schacht hinausziehende Explosionswelle fand derart viel Nahrungsstoff, daß sie übersättigt war und im Schacht zunächst keine besondere Gewalt entwickeln konnte. Sie trieb große Schlagwetter- und Kohlenstaubmengen vor sich her nach oben und fand oben im Schachtgebäude weiter ungeheure Staubmengen vor. Der Austritt aus dem Schacht in die freie Außenluft brachte dann die Explosion zu einer Entwicklung, deren Auswirkung wir vor uns sehen.

Vergrößert wurde die Wirkung oberirdisch dadurch, daß die Explosion in dem den Schacht umgebenden starken Gemäuer großen Widerstand fand. Diesen Widerstand hat sie einfach gebrochen und dadurch so große Verheerungen angerichtet.

Selbst in der ‚Kölnischen Zeitung' darf sich ein Fachmann in ähnlicher Weise äußern, wenn sich das Blatt auch nicht mit dieser Anschauung identifiziert. Dieser Fachmann gibt zu, daß das Antreibersystem es mit sich bringt, daß die vorgetriebene Strecke nicht immer mit der Sorgfalt gesichert wird, wie es eigentlich nötig wäre. Er stellt ebenfalls die hohe Zahl von Schlagwetternestern fest und die Gefährlichkeit der Benzollokomotiven. Die Werksleitung allein weiß nichts von Schlagwettern und Kohlenstaubexplosionenn und selbstverständlich „stehen auch die wissenschaftlichen Berater der Technischen Hochschule in Aachen vor einem Rätsel. Es handelt sich vielleicht um ein bisher gänzlich unbekanntes Gas." Was die Wissenschaft nicht alles findet, wenn es sich darum handelt, der herrschenden Klasse, dem Kapitalismus und dem Militarimus, gefällig zu sein! Warum verwendet sie so viel Zeit und Mühe, neue Giftgase zu erfinden, statt Tag und Nacht auf Mittel zu sinnen, wie die Gefahren bei dem gefährlichsten aller Berufe, dem Bergbau, auf ein Minimum herabzumindern sind? Immer nur, wenn ein Unglück passiert, wie in Alsdorf oder Maybach, regt sich für kurze Zeit die Öffentlichkeit auf,

die Regierung ordnet an auf Halbmast zu flaggen, und eine unzureichende Summe wird den Hinterbliebenen überwiesen. Dann geht wieder alles in dem alten Schlendrian weiter. Dabei kommen tagtäglich kleinere Unfälle auf allen Gruben vor, die kaum als Lokalnotiz erscheinen und die doch zusammengerechnet eine erschreckende Zahl ergeben.

Nach den Jahresberichten der preußischen Gewerbeinspektion sind im Jahre 1929 bei einer Belegschaft von rund sechshunderttausend Mann auf den preußischen Gruben rund einhundertfünfzigtausend schwere Unfälle vorgekommen, die leichten werden nicht aufgezählt. Hiervon sind rund zwölfhundert tödlich verlaufen. Dabei sind nicht inbegriffen die verlorenen oberschlesischen Kohlengebiete und die zur Zeit nicht unter preußischer Kontrolle stehenden Saargruben.

Angesichts einer so ungeheuren Zahl von Opfern genügt es nicht, immer wieder zu verlangen, die Sicherheitsmaßnahmen zu verstärken und das Gefahrenmoment herabzumindern. Fortwährende kleinere Katastrophen werden wahrscheinlich unvermeidbar sein. Es muß deshalb vom Staat und von der technischen Wissenschaft verlangt werden, daß der Bergbau unter Tage allmählich ganz verschwindet. Schon jetzt tritt Öl in vielen Fällen an Stelle der Kohle. Und die Herstellung von Eektrizität durch Wasserkräfte ist praktisch ebenfalls genügend ausprobiert, um als Kohleersatz zu dienen. Daß sich hiergegen die Nutznießer der übrigens viel zu teuren Kohle sträuben werden, ist gewiß. Das darf nicht davon abhalten, diese Forderung durchzukämpfen.

Gotteslästerung von Kurt Hiller

In Seminaren, Salons, Zeitschriften diskutiert man schwierigste, subtilste Philosopheme; nichts im Bereich des Seienden und des Seinsollenden, das nicht in Frage gestellt würde; unsre gesamte Kultur ist in Auflösung; die besten Kräfte schaffen an den Grundlagen einer neuen; alle Exotik des Orts und der Zeit nimmt daran teil; Dogmatiker hunderter von Orthodoxien predigen gegeneinander; nie seit der römischen Kaiserzeit war ein Zeitalter geistig polymorpher; der äußerste Individualismus in Glaubensdingen, in Denkdingen herrscht; — —aber jährlich werden in Deutschland (nach 1918, wohlgemerkt) gegen vierhundert Anklagen wegen „Gotteslästerung" erhoben. Kaum vorstellbar, daß irgendwann irgendwo zwischen Geiststandard und Staatswirklichkeit einer Nation eine breitere Kluft geklafft hat. Aber freilich: die Leute, die den Geiststandard halten, gelten den Leuten von der Staatswirklichkeit keineswegs als Staatsträger, sondern als Außenseiter und Metöken, als eine unsolide, zur Not interessante, im Grunde verächtliche Minderheit am Rande, welche nicht zu bestimmen hat, sondern über die bestimmt wird.

Vierhundert Anklagen im Jahresdurchschnitt des letzten Jahrzehnts; und mehr als dreihundert Verurteilungen! Der

Kulturpolitiker der KPD, Peter Maslowski, hat über diese Sache eine Broschüre geschrieben (‚Gotteslästerung', Mopr-Verlag, 1930, Preis vierzig Pfennig), eine interessante Broschüre, die auch studieren sollte, wer Strafrechtsfragen von Haus aus abhold ist. Denn nirgends zeigt sich jene klassische klerikale Impertinenz, die den Nichtkirchlern im Staat zumutet, unter die Fuchtel der Kirche zu treten, und dem Staate, Kirchen-Staat zu spielen (was er übrigens mit Wonne tut; denn die Kirche, durch ihre konterrationale Erziehungs-Tendenz und ihre Diesseits-Entehrung, hilft ihm ja herrschen) — nirgends zeigt sich die Diktatur der Kirche im weltlichen Staate so deutlich wie an dieser Stelle der Gesetzgebung.

Maslowski bringt eine hübsche Prozeßkasuistik. Ein Redakteur bekommt 300 Mark Geldstrafe oder zwei Wochen Haft wegen „Beschimpfung der katholischen Kirche" aufgebrummt, weil er über den Neubau einer Kirche auf einem Grundstück, wo vordem eine Ziegelei stand, folgendes veröffentlicht hatte:

> Wo früher Ziegelsteine geformt und gebrannt wurden, werden jetzt bald Kinder Gottes geformt unter Androhung des höllischen Feuers, das sie brennen werde, wie früher die Ziegelsteine gebrannt wurden.

Ein Arbeiter wird zu 15 Mark Geldstrafe verurteilt, weil er vor einer Prozession nicht den Hut vom Kopfe genommen hat. Das oberste Landesgericht München bestätigt (im Januar 1930) das Urteil und entscheidet über die Frage, ob bei einer Fronleichnamsprozession Grußpflicht auch für Andersgläubige und für Freidenker besteht, mit „Ja". Nichtgrüßen würde „vom Publikum als Belästigung empfunden" werden.

Ein Blatt schreibt: „Schließt euch der Freidenkerbewegung an, denn die Kirche ist nur eine Verdummungsanstalt gegenüber der besitzlosen Klasse"; drei Redakteure werden zu je 200 bis 250 Mark Geldstrafe verurteilt.

Ein Gemeinderatsmitglied erklärt in einer Gemeinderatssitzung:

> Ich betrachte die Schule als Lehrinstitut, die Kirche aber als Verdummungsanstalt.

Und ins Haus fliegt ihm ein Strafbefehl über acht Wochen Gefängnis.

Dagegen werden tübinger Studenten freigesprochen, die anläßlich einer „Fuxtaufe" eine parodistische Fronleichnamsprozession arrangiert hatten. Chorknaben, bimmelnd und weihrauchende Konservenbüchsen schwingend, ein Bierpastor im Mönchshabit, eine Taufamme, ein Meßbuch und ähnliche, eine katholische Prozession markierende Requisite waren auf öffentlicher Straße gezeigt worden. In der Begründung des freisprechenden Urteils heißt es, die Angeklagten hätten

> lediglich einen studentischen Ulk machen wollen, um die Bevölkerung zu belustigen, nicht aber hätten sie das Bewußtsein gehabt, ihr Aufzug mache eine Einrichtung der katholischen Kirche verächtlich, vollends ihr Aufzug stelle eine besonders rohe Form der Verächtlichmachung dar. Sie hätten nicht ein-

mal fahrlässig gehandelt, da sie auch bei Anwendung der erforderlichen Sorgfalt und möglichen Einsicht nicht damit hätten rechnen müssen, daß ihr Aufzug religiös verletzend wirken und im Gefolge eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung herbeiführen könnte.

Wer demnach aus philosophischer Überzeugung die Kirche ernsthaft angreift, ist ein Verbrecher; wer aus plattem Übermut kirchliche Einrichtungen verulkt, macht sich nicht strafbar. Der Ehrfurchtlosigkeit des Ungeistes ist erlaubt, was geistiger Kampfleidenschaft den Kerker einträgt.

Nun hätte eine Regelung Hand und Fuß, die das Bekenntnis, einerlei welchen Inhalts, vor Beschimpfung strafrechtlich schützte. Das Aufreizende ist: daß unser Strafrecht diesen Schutz allein dem kirchlichen Bekenntnis angedeihen läßt. Schmierigste Verunglimpfungen weltlicher Ideologien sind erlaubt. In einer Jesuitenbroschüre ‚Das Paradies der Fünfhundert', die bei Bachem in Köln erschienen ist, steht:

> Jede Sympathie, die dem Bolschewismus entgegengebracht wird, ist gleichzusetzen einem sympathisierenden Verhalten zu weitester Verbreitung der Syphilis.

Das darf man; das ist straflos. Mit Recht fragt Maslowski, was wohl einem Freidenker geschähe, der den Glauben des Christen mit der Syphilis vergliche! Daß der Sozialismus, der Pazifismus, daß die großen Philosophien (zu deren Stiftern und Schöpfern ein Mensch genau so „religiös", genau so ehrfürchtig und empfindlich stehen kann wie zu Moses, Christus, Paulus) ... daß alle uns Heiden heiligen Doktrinen und Personen in diesem Staate vogelfrei, in diesem Staate beschmeißbar sind, ließe sich ertragen; das Privileg der Kirche ist unerträglich. Es ist auch verfassungswidrig. Dem Satz der Reichsverfassung von 1919: „Es besteht keine Staatskirche" (Artikel 137) widerspricht die Monopolstellung der Kirche im Strafrecht, der Vorzug der theïstischen Metaphysik und ihrer Organisationsformen.

Sehr hübsch weist Maslowski nach, daß der geltende Gotteslästerungsparagraph von 1870 einen Rückschritt bedeutet gegenüber der entsprechenden Bestimmung des Preußischen Allgemeinen Landrechts von 1794; wie ja überhaupt das Jahrhundert der Romantik, Hegels, des Materialismus und Bismarcks einen Rückschritt darstellt gegenüber dem Jahrhundert der Aufklärung.

Der Regierungsentwurf von 1927 brachte einen erheblichen Rückschritt noch gegen 1870! Die erste Lesung im Strafrechtsausschuß des vorigen Reichstags führte hier zu einer Lücke: man lehnte die Fassung der Regierungsvorlage und man lehnte sämtliche Parteianträge ab. In zweiter Lesung wurde die Lücke gefüllt. Der Paragraph lautete nun:

> Wer öffentlich eine im Reich bestehende Religionsgesellschaft des öffentlichen Rechts in gemeiner Weise beschimpft, wird mit Gefängnis bis zu 2 Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. Die Tat wird nur mit Zustimmung der beteiligten Religionsgesellschaft verfolgt.

Diese Fassung bedeutet in drei Punkten eine Verbesserung des geltenden Paragraphen 166, in einem eine Verschlechterung. Die Worte „wer Gott lästert" fehlen (also mißliebige Ontologie, Atheismus oder Antitheismus als solcher soll nicht mehr strafbar sein); die Beschimpfung der Institution muß „in gemeiner Weise" erfolgen; das Strafmaximum ist von drei Jahren auf zwei Jahre herabgesetzt. Dafür bedeutet die „Zustimmung der beteiligten Religionsgesellschaft", welche das geltende Gesetz nicht kennt, viel weniger eine Einschränkung der Strafbarkeit als den Versuch, „der Religionsgesellschaft die Funktion des allein berechtigten Anklägers, des allein zugezogenen Zeugen, des allein maßgebenden Sachverständigen und damit schon indirekt die Funktion des Richters" zu geben. Masłowski erkennt das sehr gut. Aus dem Gotteslästerungsparagraphen ward ein Kirchenlästerungsparagraph.

Aber es erübrigt sich, in Kontemplationen darüber einzutreten, ob der Beschluß des verflossenen Strafrechtsausschusses ein erheblicher oder ein unbeträchtlicher, ein wirklicher oder ein Scheinfortschritt war. Von dem neuen Reichstag sind auf diesem und verwandten Gebieten nichtmal Scheinfortschritte zu erwarten. Während im alten die, sagen wir, kulturelle Linke (KPD, SPD, Demokraten) 47 Prozent der Mandate innehatte, verfügt sie im neuen nur noch über 40½ Prozent. Geht man so weit, die Partei Kahl mitzurechnen, dann wird das Verhältnis noch ungünstiger: 56 Prozent zu knapp 46.

Notwendig ist, im Strudel der bevorstehenden Wirtschafts- und Verfassungskämpfe, so gewiß sie den Vorrang haben, die Kulturpolitik nicht versaufen zu lassen. Notwendig ist aber auch, zu verhindern, daß dieser katastrophische Reichstag kulturelle Gesetze macht. Die glühendste Propaganda würde in dieser Atmosphäre zum Feuerwerk, das verpufft. Halten wir unsre Kräfte zurück; schließen wir einstweilen die Schleusen; bereiten wir uns in der toten Zeit durch gründliches Studium der wichtigeren Materien auf jene hoffentlich nahe Zukunft vor, in der es Sinn hat, daß all unsre Kraft mit Wucht versucht, in die staatliche Realität zu strömen. Zu solchem Studium dient Maslowskis Kampfschrift. Ich empfehle sie, obwohl es mir wenig Vergnügen bereitet, daß sie „von der Weltanschauung des historischen Materialismus", wie sie sagt, „beflügelt" ist. Gibt es das? Man spürt den Flügelschlag dieser Flügel peinlich auf beinah jeder Seite. Warum peinlich? Ich könnte das präzis begründen. Ich will es nicht. Es kommt heute nicht auf die Gerüste, es kommt auf die Gebäude an. Auf Ziele, nicht mehr auf die ideologische Ableitung von Zielen. Die Reaktion ist so bedrückend auf dem Vormarsch, daß die Revolutionäre (zu denen ich, in dieser Situation, sogar die Evolutionäre rechnen möchte) sich nicht mehr den Luxus des Ritualstreits leisten können. Uns verbinde zu gemeinsamer Tat die Vorstellung dessen was wir verhindern, dessen was wir verwirklichen wollen; der Rest darf kontrovers sein. Bringen wir Zielgleichen diese Toleranz gegeneinander nicht auf, dann siegt das Ungeheuer.

Der Leerlauf eines Heroismus von Ignaz Wrobel

Der leipziger Hochverratsprozeß hat den geistigen Zustand der deutschen Reichswehr für diejenigen enthüllt, die ihn noch nicht gekannt haben.

Den Prozeß nehmen wir nicht ernst. Das Reichsgericht hat in politischen Urteilen längst das Vertrauen aller Kenner eingebüßt — was in seinen Urteilen niedergelegt wird, ist Ressentiment und Politik, die sich der Juristerei als Form bedient. Daß Kommunisten noch niemals so behandelt worden sind wie diese drei Offiziere, sagt uns nichts Neues. „Ich habe," sagte der Reichsanwalt, „die Angeklagten nicht kränken wollen, und ich würde es bedauern, wenn ich sie gekränkt habe." Na, da ists noch mal gut ...

Wichtig und aufschlußreich ist nicht die Geistesverfassung des Reichsgerichts, die bekannt, wichtig ist die Denkungsart der Reichswehr, die weniger bekannt ist.

Sie ist trostlos.

Daß Berufssoldaten berufsmäßige Gegner des Pazifismus sind, darf uns nicht wundern und ist verständlich; das ist immer so gewesen. Obgleich es ja seltsam anmutete, wenn etwa Feuerwehrleute jene bekämpften, die die Entstehung von Bränden verhüten wollten, ... diese Soldaten haben sich niemals als eine Feuerwehr gefühlt, die man im Augenblick der Gefahr ruft, sondern immer als Selbstzweck.

Ich will nicht zu jenen Majoren und Leutnants sprechen, die man deshalb nicht überzeugen kann, weil sie nicht lesen können, und, könnten sie es, nicht verstehen, was sie lesen, und verständen sie es, es falsch anwendeten. Ich spreche zu Menschen, die Ungeist mit dem Geist bekämpfen wollen.

*

Jeder Mensch schafft sich im Geiste eine Welt, in der er seinen Fähigkeiten nach im Mittelpunkt steht. Die wenigsten gestehen sich das ein. Beginnen wir bei uns selbst.

Pazifisten, die gut reiten können, sind Ausnahmen. In jeder pazifistischen Strömung ist — neben den besten ethischen Absichten — die Ablehnung einer Welt, in der der predigende Pazifist keine führende Rolle spielt. Es ist schon viel, wenn er in jener kriegerischen Welt mit Anstand bestehen kann. Dieser tantenhafte Zug ist im Pazifismus unverkennbar; wo er sich sentimental auswirkt, ist er auf das schärfste zu bekämpfen. Denn das ist nicht Sinn und Inhalt des Pazifismus. Die militärischen Gegner bekämpfen uns: mit Verleumdungen, wie zum Beispiel in diesem Prozeß; mit Beschimpfungen, die uninteressant sind, und mit einer Spur von Recht. Sie kämpfen aber dann gegen den schlechtern und minderwertigen Teil des Pazifismus, gegen seine Karikatur, gegen das Weinerliche an ihm.

Im übrigen ist solch ein Kampf eine Frage der geistigen Kraft, und zwar nicht nur der brachialen, wie heute durchweg gelehrt wird. Der friedliebende Mensch, der seine besten Kräfte nicht auf Schlachtfeldern verwertet, baut sich eine Welt, in der er etwas gilt, und er ist leicht geneigt, diese seine Welt sittlich höher zu stellen als die aller andern.

Dieses Element muß sauber herausgeschält werden; es ist Schwäche und Lüge, hier die Augen zu schließen. Ich halte es auch für ganz berechtigt und natürlich.

Der Pazifist hat jedoch in seinem Kampf gegen den Krieg recht, weil er es ablehnt, über das Leben andrer Menschen zu verfügen. Ich fühle in keiner Hinsicht vegetarisch: es mag Situationen geben, in denen Blut zu vergießen kein Unrecht ist. Als Grundforderung aber muß aufrechterhalten werden, daß niemand das Recht hat, über das Leben seiner Mitmenschen zu verfügen, um sich selber zu erhöhen. Das aber tut der Soldat.

Die Fundierung der im leipziger Prozeß geäußerten Ansichten war mehr als kümmerlich. Man braucht keine Literatur zu zitieren; unsereiner riecht ja, woher Meinungen stammen. Diese stammen durchweg aus dem Gefühl. Deshalb brauchten sie noch nicht schlecht zu sein. Sie sind aber leer und schlecht. Denn:

Wenn man die jungen Leutnants und die bedächtigern ältern Offiziere beklopft, so wird sich immer wieder finden, daß sie Deutschland, ihre Mitbürger und die gesamte Welt für einen Exerzierplatz, für ein Manöverfeld und für ein zukünftiges Schlachtfeld ansehen, auf dem sie das entfalten können, was sie ihre besten Fähigkeiten nennen. Dort sind sie ganz Mann, nur dort, dort erst. Es ist für diesen Heroismus, der bei vielen zweifellos echt und mannhaft vorhanden ist, bezeichnend, daß er niemals nach dem Zweck des soldatischen Getriebes fragt. Der Kampf wird gekämpft; ist er einmal begonnen, muß er durchgehalten werden — aber worum das Ganze geht, wofür, für wen, zu wessen Nutzen: danach fragen sie nicht. In Heinz Pols Roman „Entweder — oder" findet sich eine herrliche Stelle; es ist jene, wo ein junger Graf, der im Baltikum mitgekämpft hat, sich den Marx kauft. „Er wollte doch einmal sehen, was er da eigentlich bekämpfte." Das ist es. Der Kampf ist primär — erst nachher wird er rationalisiert.

Das führt leicht dazu, den Kampf überhaupt zu wollen, und also: ihn hervorzurufen und sich Feinde zu machen, damit man selber Soldat sein kann. Der Soldat braucht einen Feind. Sonst wäre er nicht.

Gewinnen also diese Offiziere Einfluß auf die Politik des Landes — und sie haben einen bereits sehr wesentlichen, einen, der viel größer ist als gemeinhin angenommen wird, — dann liegt es sehr nahe, daß sie, um der Betätigung ihres Handwerks willen, den Kampf selbst da provozieren, wo man ihn vermeiden kann.

Was die jungen Herren vor Gericht ausgesagt haben, verdient keine Widerlegung; wo nichts ist, hat der Polemiker sein Recht verloren. Es war das typische Ressentiment soldatischer Haltung, ein Kasinogespräch, das jeder, der im Kriege gewesen ist, im Schlaf aufzeichnen kann. Es war und ist die Ablehnung der geistigen Welt, der Friedenswelt überhaupt, weil es in ihr für diesen Menschenschlag langweilig ist, zu leben. Man kann von keinem Schauspieler verlangen, daß er eine Gesellschaftsordnung bejaht, in der etwa die Theater verboten und ausgeschaltet sind. Der Schauspieler will spielen. Der Soldat will Krieg führen.

Nun ist der Militär nicht vom Himmel heruntergefallen. Er ist nichts als eine überall vorkommende Art des Menschengeschlechts, in Deutschland durch Geschichte und Tradition nur übermäßig gezüchtet, weil einem gewissen Typus des Deutschen in vielem entgegenkommend.

Am Soldaten ist — ohne Wertung betrachtet —: Kraft; Jugend; Mut, der angewendet sein will; Überschuß, der sich austoben will; Rauflust; Freude am Gehorchen und Freude am Befehlen; Freude an der Arbeit in frischer Luft; Freude an Farben und am Apparat — alles das und noch viel mehr. Gemischt ist das beim modernen Soldaten mit dem Typus des bureaumäßigen „Organisators", des Mannes, der kommandieren und andre arbeiten lassen will; mit dem Techniker, der seinen Spaß an modernen Maschinen hat, die er auf Kommando seinerseits kommandiert... diesen Leuten ist es nicht wichtig, wer in einem Streit England—Deutschland recht hat, das bewegt sie überhaupt nicht. Es bewegt sie, eine Division zu verladen und einen Tank zu bedienen. Sport.

In dieser Betätigung ist viel Gutes und Legitimes. Statt nun aber solche vorhandenen Kräfte auszunutzen, drängt sie die heutige Gesellschaftsordnung zurück; in dem kapitalistischen Bureau-Getriebe können so beschaffene junge Menschen nichts mit sich und ihren Kräften anfangen, und nun schaffen sie sich das, was sie brauchen.

Denn das Militär mit allem seinem Drum und Dran ist nicht nur ein Bedürfnis der Allgemeinheit. Es ist vor allem eines der Beteiligten.

So, wie der Halb-Intellektuelle, der „nicht weiß, was er werden soll" in das Beamtentum oder in die Industrie tritt und sich dort einen „Láden aufbaut", der vorher nicht dagewesen ist, einen, den der Mann braucht, um überhaupt zu sein —: so schafft sich der Soldat in allen Ländern erstens die nötigen geistigen Voraussetzungen für seine Existenz in Form von Feinden, Gefahren und einem ins Wahnwitzige gesteigerten Nationalismus und zweitens in einem Apparat, in dem er regieren, arbeiten, seine Kräfte entfalten — in dem er sein kann. Diese geronnene Institution von zur Gewalttätigkeit neigenden und kraftvollen Menschen sind die Heere; diese Apparate werden benutzt, mißbraucht und gebraucht von der jeweils herrschenden Ordnung: zur Unterdrückung des Klassenfeindes, also hier der Arbeiter, zur Ablenkung der Geschäftigkeit nach außen und so fort. Der Soldat sieht das meist gar nicht. Er ist.

Dieser Heroismus läuft leer. Es ist das Heldentum an und für sich, also gar keines. Der vage Begriff „Vaterland" ist eine mythische Formel, und gegen nichts wehren sich diese Männer so wie gegen eine gedankliche Auflösung ihrer pseudoreligiösen Formeln, und sie wissen sehr gut: warum. Es wäre das Ende. Das blanke Nichts träte zutage.

Nicht, daß die zugrunde liegenden Kräfte auflösbar sind in: Freude an der Zerstörung; Freude des Männchens, vor dem Weibchen zu paradieren: nicht das ist das zu Verneinende. Zu verneinen ist lediglich die Art, wie diese einmal vorhandenen leer laufenden Kräfte eingesetzt und mißbraucht werden.

Von dieser Denkungsart der Reichswehr ist grundsätzlich das zu unterscheiden, was die jungen Nationalisten predigen. Die sind emsig bemüht, einem vorhandenen Grundgefühl neue und geistige Formen zu leihen — aber nicht aus Achtung vor dem Geist, dessen sie meist keinen Hauch verspürt haben, sondern um auch auf diesem Gebiet ihren Mann zu stehen. Wieviel Unsicherheit ist darin —! Was Ernst Jünger dartut, der inzwischen ein tüchtiger Kriegsberichterstatter geworden ist, emsig, betriebsam und hopphopp, ist geistig dünn, unterernährt und um so mehr von gestern, als es sich von morgen zu sein gibt. Immerhin ist es bedeutend lyrischer als die kalte Grundanschauung der ewigen Offiziere, die nichts sind als das. Jünger versucht sich in einem Mystizismus, dessen Wolken mit einer Handbewegung zu verscheuchen sind; dahinter grinst das blanke Nichts, die sture Grundanschauung, Kampf an sich sei etwas Bejahenswertes. Was die jungen Leute aus den heute „Bünde" genannten Vereinen sagen, ist nicht viel anders. Man sei ein für alle Mal — gegen rechts oder links — mißtrauisch, wenn jemand den Angriff auf einen Standpunkt mit dem Geschrei „Gotteslästerung" erwidert. Dann ist da etwas faul.

In beiden Lagern, bei der Reichswehr und den nationalen Bünden, herrscht derselbe Leerlauf des Heroismus. Sie sind voneinander verschieden und noch geschieden; möglich, daß sie eines Tages zusammengehen — bei diesem Bündnis werden sie sich gegenseitig belauern und den Augenblick abpassen, wo einer den andern betrügen kann ... die jungen Nationalen sind denen in der Reichswehr zu literarisch, denn wer ein Buch gelesen hat, ist ein Bücherwurm ...

Unterdes schaffen sich die ewigen Militärs munter, was sie brauchen. Einen „Luftschutz", einen „Wasserschutz", einen „Eisenbahnschutz" und was der Mensch nötig hat, wenn er sonst keine gescheite Beschäftigung weiß. Dergleichen sind Hilfskonstruktionen für die Entfaltung ihres Wesens.

Es ist aber ein bißchen viel verlangt, daß die Gesellschaft für die Erhöhung der innern Sekretion einer kleinen Gruppe Menschen zahlen soll. Gewiß, es wird dem Zahler allerhand geboten: Manöver, Kriegsreklamen aller Art, Uniformen, Musik, Photos mit Kanonen ... Etwas überzahlt, wie mir scheint.

Leer ist das alles, ganz leer. Und tritt auf mit dem ganzen Applomb des Muskelmenschen, der über den Gehirnmenschen zunächst immer im Vorteil ist. Gegner hat das zur Zeit nicht viel. Die Bürger ... du großer Gott. Sie sind dem General von Seeckt rührend aufgesessen, weil der die Klugheit besaß, nicht zu sprechen — es gibt nicht nur undurchschaubare Genies, es gibt auch etwas andres. Und ein Bücher revidierender General ist eine Kuriosität; wäre der Mann kein Berufsoffizier, kein Mensch kümmerte sich um seine Ansichten oder um diese leeren Aufsätze.

Mars ist blind und hat keinen Kopf. Er hat nur einen Helm.

Und ihr spiegelt euch in diesem Helm. Wie hat es 1914 so weit kommen können? Wie war das möglich? Es war möglich durch eine raffinierte und gewitzte Vorarbeit; durch ein tagtägliches Trommelfeuer von Kriegsvorbereitung, durch die Marktschreierei eines leerlaufenden Heroismus.

Berliner Rundfunk AB von Paul Scholl

Wer zum berliner Rundfunk B-b sagt, muß auch A-a sagen; das braucht keine Kritik zu sein, nur die Feststellung, daß Braun und Bronnen eben Alfred und Arnolt heißen. Außer der alphabetischen Nachbarschaft verbindet die beiden Herren aber noch der Umstand, daß sie als Musterbeispiele für die Unhaltbarkeit des jetzigen Funkbetriebs gelten können.

Verschiedene unter uns erinnern sich noch, in ihren Pennälerjahren in Charlottenburg draußen den Schauspieler Alfred Braun gesehen zu haben, der die klassischen Rollen mit dem üblichen Schmalz hinlegte, doch ohne ersichtliche Anwartschaft auf Prominenz. Es ist ein unbestreitbares und unbestrittenes Verdienst des Mannes, daß er als einer der ersten die Bedeutung des Rundfunks erkannte, sich der neuen Erfindung verschrieb und mit ihr groß wurde. Als Sprecher am Mikrophon braucht er heute noch keinen Vergleich zu scheuen, sobald er sich die Mühe nimmt, sich auf den jeweiligen Gegenstand zu konzentrieren.

Alles Lob also dem Sprecher Braun, dem Vater und Meister der Funkreportage. Leider hat er die weise Selbstbeschränkung vermissen lassen, als der junge Funk aus bescheidenen Anfängen Maße erreichte, denen kein Einzelner mehr gewachsen sein konnte. Da hat Herr Braun ohne Erkenntnis seiner Grenzen nur daran gedacht, die Vormachtstellung des Erstgekommenen zu festigen, und hat darüber Aufgaben vernachlässigt oder ganz übersehen, die unendlich viel wichtiger gewesen wären.

Wir haben es mitansehen müssen, wie der Film in seinen Anfängen verkannt und mißbraucht wurde und heute schließlich, mit vielen Schatten- und wenig Lichtseiten, auf die Industrie gekommen ist. Wir hätten erwarten, ja verlangen dürfen, daß beim Funk, von der Technik abgesehen, die ideellen Fehler vermieden würden, die den Film in seiner Entwicklung so schwer geschädigt und gehemmt haben. Es ist vielleicht nützlich, daran zu erinnern, daß der Film gegen das damals noch sehr lebendige Theater zunächst gar nicht aufkommen konnte und sich damit begnügen mußte, in Schaubuden die Moritaten und Guckkastenbilder abzulösen; daß aber, ungeachtet seiner sonstigen Möglichkeiten, der Funk auch ein zu mechanisiertem Kunstgenuß weit mehr geneigtes Publikum vorfand. Die Frage ist in beiden Fällen gleich: es gilt, trotz der Beschränkung auf nur einen Sinn — hier das Auge, dort das Ohr — volle künstlerische Wirkung zu erreichen.

Der Staat hat seine Hauptaufgabe darin erblickt, den Rundfunk der Reichspost anzugliedern, mit der er eigentlich herzlich wenig zu tun hat, ihn auf einen ‚Normalhörer' zu stellen, den es nicht gibt, ihn politisch zu knebeln und auch sonst einem Überwachungsausschuß zu unterwerfen, dessen Rolle so quellklar und erfreulich ist wie etwa die des Rats der Zehn im Venedig der Dogen.

Angesichts der Hemmungen, wie sie bureaukratische Schwerfälligkeit unweigerlich erzeugt, wäre es doppelt nötig gewesen, dem Funk wenigstens die Unsitten des Starsystems

zu ersparen und innerhalb der nun einmal gezogenen Grenzen dem Tüchtigen wahrhaft freie Bahn zu geben. Daran aber fehlt es ganz und gar, und darum wird es Zeit, ein offenes Wort zu reden. Vor einigen Jahren war sich so ziemlich die gesamte berliner Presse darüber einig, daß es mit der Monopolstellung Alfred Brauns, der damals über alles und jedes zu gebieten oder doch stark mitzureden hatte, nicht weiterginge. Als bald danach Doktor Flesch auf den Intendantenposten berufen wurde, schien die Wendung zum Bessern gesichert. Doktor Flesch brachte als Funkpraktiker einen guten Namen mit, dazu einen Bildungsgrad, der ihn zur Entscheidung in wissenschaftlichen oder literarischen Fragen, die ja schließlich auch in den Bereich des Rundfunks fallen, besser befähigte. Jawohl, man war gespannt und aller guten Hoffnungen voll. Es wurde eine eigne literarische Abteilung geschaffen, auch sonst noch manche Änderung versucht. Dann aber verlor die neue Richtung zusehends an Zielsicherheit, und es drängt sich die Frage auf, welcher Beistand mächtig genug war, Herrn Braun selbst für den neuen Intendanten unangreifbar zu machen. Als Ersatz für den ihm mit bestem Recht abgenommen literarischen Wirkungskreis wurde Herrn Braun eine ‚Aktuelle Abteilung' unterstellt und die ‚Schauspiel-Abteilung' belassen. Der Name allein spricht Bände: tatsächlich wird nämlich unentwegt vor Blinden Theater gespielt, nicht aber an der Entwicklung einer dem Funk gemäßen Form gearbeitet. Was seit geraumer Zeit an nennenswerten Neuheiten geboten wurde, war von auswärts übernommen, von kleinen Sendern in der vielgeschmähten Provinz, die bei weitem nicht über die Geldmittel der Hauptstadt, doch dafür über Köpfe verfügen, mit eignen Einfällen und Tatkraft zu deren Verwirklichung.

Wir wollen es uns für heute versagen, den Gesichtspunkten nachzuspüren, von denen aus die wenigen Funkbearbeitungen dem Schauspielerressort und die etwas zahlreichern Reportagen von der Aktuellen Abteilung vergeben werden. Nur soviel sei gesagt: es ist einfach nicht wahr, daß das, was da vor das Mikrophon geholt wird, wirklich die Auslese unter dem besten Nachwuchs darstellt. Vielmehr scheint es, als sollten nur Folien für einen ohnedies gutgeschliffenen Brillanten beschafft werden, oder ... Lassen wir das Oder. Dem geheimnisvollen Überwachungsausschuß nämlich und sonst noch einigen Machthabern gegenüber zeigt die Aktuelle Abteilung öliges Entgegenkommen: Da ist kein Ende der Geheim- und Ministerialräte, der Professoren und Bonzen, die einander die vor Langeweile offengähnenden Türen in die Hände geben. Der Normalhörer aber, als welcher ja nicht unbedingt ein dickzölliges Brett vor dem Kopf zu tragen braucht, er wartet vergebens auf einen seinesgleichen, der die Dinge beim landläufigen Namen nennt, auf ein Stück Leben kurzum. Politik wird nur mit Schalldämpfer und Scheuklappen verabreicht. Dabei legen sich aber die Gewaltigen durchaus nicht selbst die Beschränkungen auf, die sie den Hörern zumuten. Hier ist vor allem Arnolt Bronnen zu erwähnen, der es als Dramaturg einer angeblich überpolitischen, halbstaatlichen Institution ruhig unternehmen darf, fanatische Schmöker zu verfassen und

sich als Führer eines Sprengkommandos gegen Thomas Mann zu betätigen. Alfred Braun wiederum darf sein Bild mit Mikrophon in den Dienst einer Industriereklame stellen und in kernigen Worten sein „Millionen-Publikum" über die Vorzüge seiner Armbanduhr aufklären. Dem Boxer Schmeling hat man es verübelt, daß er sich zur Reklame für einen Gesundheits-Kaffee hergab; man fand, er habe es nach der Weltmeisterbörse nicht mehr nötig, solche Einnahmen zu suchen. Dem Leiter der Aktuellen und der Schauspiel-Abteilung am berliner Sender aber verzeiht man nicht nur die billige Armbanduhr sondern man läßt ihn auch tonfilmen, in Operetten auftreten und während des Schallplattenkonzerts Schlager singen, die nicht unbedingt als hohe Kunst gelten können.

Meldet sich nun bei besonders krassen Mißgriffen wirklich einmal Widerspruch, dann ist regelmäßig zu beobachten, wie der so selbständige Herr Braun bescheiden im Hintergrund verschwindet und den Intendanten der öffentlichen Meinung preisgibt. Darum seien an den Schluß dieser Betrachtung einige Fragen gesetzt:

Ist der Schutzengel der Herren Braun und Bronnen ein Mensch von Fleisch und Blut?

Ist es wahr, daß Herr Braun besondere Privatrechte an der öffentlichen Einrichtung besitzt, in deren Diensten er steht?

Ist es wahr, daß sein langfristiger Vertrag neben Festgehalt auch das Recht auf Beschäftigung vorsieht und ihn praktisch unabsetzbar macht, da eine eventuelle Abfindung eine Riesensumme ausmachen müßte?

Ist es wahr, daß einzelne Kritiker bürgerlicher Blätter sich telephonisch beim Sekretariat der Braun-Abteilungen die Unterlagen für die Besprechung des vortägigen Programms geben lassen? Und daß dann oft die Braun-Abteilungen ihren guten, die andern aber zufällig ihren schlechten Tag hatten?

Eine Antwort wird nicht zu umgehen sein. Ein Millionen-Publikum gibt nicht nur Rechte sondern auch Pflichten.

Le backfisch chez les Barbares

von Walter Mehring

Dem Sammler Peter Panter als Angebinde

Dieses Buch ist zum Wälzen!

Dieses Buch ist peinlich!

Dieses Buch ist peinlich zum Kugeln! Ich weiß nicht! Aus dem schmalen Tageserlös meines Festungsplan-Kiosk am Quai d'Orsay habe ich mir für beschauliche Stunden an der brodelnden Dampfheizung ein Büchlein erstanden des Titels: „Siona chez les Barbares", 31. Tausend, von Myriam Harry — die Barbaren sind wir — und das Ganze ist dreiviertel in französischer Sprache und einviertel in einer Art Deutsch geschrieben. Die Verfasserin, Mutter zahlreicher Romane, eine weitgereiste Dame der haute volée, kennt den Orient wie ihren Kleiderschrank und hat einige Jugendjahre bei den Eingeborenen des berliner Tiergartenviertels zugebracht. Aus den Abfällen all dieser Erinnerungen hat sie diese seltsame Kulturboulette fabriziert: ein richtiger deutscher Backfischroman aus den ersten Gründerjahren, muffig und treuherzig,

gepfeffert mit Cochonnerien der Sittenromane made in Germany, gespickt mit prominenten Namen und das Ganze begossen mit einer antideutschen, leicht angebrannten Tunke. Ein merkwürdiges Gericht. „Ich wurde", singt die Dame im Vorwort, „dazu von Jules Lemaître inspiriert. Ich wollte es: Siona in Berlin, nennen, aber als ich Lemaître die ersten Kapitel vorlas, rief er aus: — Es muß Siona bei den Barbaren heißen. Es paßt so gut zu Ihnen; eine kleine Wilde zeigt die Barbarei dieser Übermenschen!" Und nun zeigt sie: Siona, geboren in Palästina, als Tochter einer hessischen Diakonissin und eines Gelehrten, reist, nach Verarmung und Tod des Vaters, mit ihrer Mutter zum ersten Male nach Berlin, Hauptstadt der Barbaren, zu Verwandten. Die Verwandten sind die Professorsfamilie Hartwig, die natürlich eine „belle Etage" bewohnen, eingerichtet in Simili-Elfenbein, Simili-Ebenholz, Simili-Smyrna, und „wenn Frau Hartwig dies Siona erklärte, legte sie in das Wort Simili den ganzen Stolz eines Volkes, das sich an französischen Vokabeln und germanischem Tinnef berauscht." Aber in diesem Hause, wo „altdeutscher Geist weht", wo es ein „Erkzimmer" und „les Ritter" gibt, kann man die kleine Wilde, die immer mit zwei Palmstengeln vom Jordan herumläuft und sich auch sonst sehr orientalisch benimmt, nicht behalten und expediert sie in „la Höhere Töchterschule des Fräulein Klein". In dieser Pension bringt die Verfasserin alles unter, was dazumal gut und fein war: „Es gab dort zwei Ministertöchter Marie von Puttkamer und Rosa von Hammerstein; Irma von Bülow (Nichte des Fürsten), Johanna Stefani, Tochter des Postdirektors sowie mehrere Töchter der Offiziere von 70, von Bieberstein, Eichhorn, Falkenhayn und Mittelstädt"; in Religion unterrichtet der Herr Pastor Dryander persönlich; Donnerstag ist der Tag „du fameux falsche Hasenbraten de Berlin, amalgame indéfinissable" und Sonntag „la rothe Grütze, espèce de bouillie ballottante arrosée d'un jus de betteraves violacé". An den übrigen Tagen macht man Handarbeiten: Handtücher mit „Morgenstund hat Gold im Mund" — Nachthemdtäschchen „Träume süß" — Schlummerrollen „Nur ein bißchen weck" und Schirmüberzüge „fahrwohl". Ach, wie fremd ist der kleinen Blume vom Berge Zion das Treiben von „ces Backfische, qui rêvent schmissige Studenten und schneidige Leutnants!" und alle „comme Schatz" einen „Gymnasten" haben, der ganz wie richtige Studenten „Korpusabzeichen" und „des Schmisse" trägt. Wie rätselhaft dünken die Zugereiste Sitten und Gebräuche: „Sie wissen also nicht, daß sie Deutsche sind und glauben sich in fremdem Lande", dachte Siona, wenn sie so widersinnig zusammengesetzte Aufschriften las wie: deutscher Modebazar, deutscher Friseur, deutsches Expreß Bar. Aber auch das Proletariat und seine Sprache lernt Siona kennen in Gestalt der Köchin Emilie, die sie eines Tages in den Armen des „Bursche de l'Oberst" die Worte flüstern hört: „Ach mein Schatz! Lieb' is doch schön!" Infolge der Untreue der berliner Proletarier endet diese Lieb' plebejisch-tragisch — „Frölenken! verzeihen zi mich jetzt muß ichs büßen. Ich geh, hinaus in die Spree! (Les Berlinois emploient le mich à

la place de mir.)" Übrigens sind die einzig anständigen Wesen in diesem Mädchenhort junger Barbarinnen, die sich die Photographie des Prinzen Heinrich gekauft haben „et ne schwärmaient que pour lui" — die alte englische Miß und die junge knusprige Mademoiselle, welch letztere leider bald einer Intrigue zum Opfer fällt. Das muß man nun wörtlich übersetzt genießen: „Ilse von Hoppenhau, die so stolz auf ihre „liaisône" mit ihrem Werner von Schwantzenschmutz war, erklärte Siona, daß die Pariserin die maîtresse (Siona kannte das Wort nicht) der beiden Lieutenants von Falkenhayn gewesen war, in der Absicht, militärische Geheimnisse zu entwenden. Sie war eine Spionin, wie übrigens alle Französinnen, die nach Deutschland kommen."

Worauf Siona die feinste Welt entdeckt. Und dieses Kapitel, in dem sie den Hof komplett versammelt sieht, klingt wie ein Plagiat an der seligen Eschstruth mit umgekehrten Vorzeichen: „Von ganzer Seele verabscheute sie sofort Bismarck — Entschieden ist Prinz Wilhelm nicht populär!" Indem nämlich Siona in richtigen Leitartikeln denkt. Und nur für eine Hochgeborene ist sie von tiefster Sympathie erfüllt: „Arme Kronprinzessin! Wie ich lebt sie als Fremde, isoliert unter den Barbaren!"

Und so, in wechselvollen Backfischschicksalen, erleidet Siona das ganze erste Kaiserreich, lernt „knixen", verliebt sich in den spätern Staatssekretär Zimmermann, der sie vergißt, wird fast von ihrem Vetter vergewaltigt (so sind die Deutschen), verlobt sich mit einem Blonden, der sie sitzen läßt (so sind die Deutschen auch! Entweder oder!) und dient in der Heimat ihrer Mutter als „Kellnermädchen", wo sie ihr größtes Abenteuer erlebt. Hoch zu Troika kommt dort ein Mann angefahren, der die superlativste Bewunderung der Verfasserin erregt und dessen Bücher Siona — in aller Unschuld — studiert hat: Herr Sacher-Masoch persönlich. Dieser große Dichter erkennt sofort, was für Sionas Seele das einzig Wahre ist, nämlich: französische Kultur, weswegen er sie in seinem Schlitten nach Berlin, Blücherstraße 11, entführt. Ach, auch hier fällt in Sionas Becher ein Tropfen bittern Vermouths. Nach einem opulenten Diner, gewürzt mit Aphorismen aus den gesammelten Werken, naht sich die Gouvernante der bestürzten Unschuld, also sprechend: — Mademoiselle! — dit-elle tout bas, — le chevalier désire que vous le cravachiez. C'est sa manie — manie innocente — vous le savez n'est-ce pas?

Worauf sich etwas begibt. Aber da Siona von einem der internationalen Roman-Schutzengel behütet ist, wendet sich alles zum Guten; der selig geprügelte Masoch verschafft ihr eine vornehme Position in Paris, auf daß sie in einem zweiten Bande und in Butter enden kann.

Was ist das? Dies Buch ist zum Speien! Dies Buch ist zum Schieflachen! Jede Bemerkung ist richtig und falsch! Und alles sieht aus, wie es aussieht, wenn einer mit den Leuten jenseits der Grenze — der Deutsche mit den Welschen, der Franzmann mit den „boches" — allzu intim tut! Und deswegen ist es zum Weinen, denn es sieht aus — ich kann mir nicht helfen — wie das deutsch-französische rapprochement!

Aufgewachsen bei . . . von Theobald Tiger

Dir gefallen die Beine nicht,
dir gefällt die Kleine nicht,
dir gefällt die Große nicht,
und du magst die Sauce nicht.
Dir gefällt der Opel nicht,
und du wärst kein Popel nicht,
und dir schmeckt der Steinwein nicht,
und dir schmeckt der Rheinwein nicht...
Lieber Freund, besinn dich drauf:
Worauf herauf —?

Bist denn du so reich und schön?
Bist du lieblich anzusehn?
Bist du elegant und schick?
Untenrum nicht reichlich dick?
Bist du mit dem Mordskrawall
wohl aus einem ersten Stall?
Immer schreist du nach Niveau...
lebst du denn zu Hause so?
Du — mit deinem Lebenslauf:
Worauf herauf —?

Stell dich mit dem Doppelkinn
mal vor einen Spiegel hin:
Wenn die Frauen auch mal sieben:
welches Mädchen soll dich lieben?
Sage selbst!
Wenn die Kellner Augen haben:
wofür halten sie dich Knaben?
Sage selbst!
In dem reichen Kaufmannshaus:
wie siehst du im Smoking aus?
Sage selbst!
Mach nicht immer solche Faxen.
Mensch, es ist ja halb Berlin
aufgewachsen, aufgewachsen
bei den grünen Jalousien —!

Der Kunstsalon von Adolf Behne

Wenn man hört, welche Bedingungen heute die meisten Salons für die Überlassung ihrer mehr oder minder fürstlichen Räume an einen noch nicht historischen Künstler stellen, so fragt man sich, ob diese Kunstsalons noch eine Daseinsberechtigung haben. Es werden tatsächlich nicht selten Summen bis zu 3000 Mark gefordert, dazu meist noch 30 Prozent von jedem Verkauf. Manche Salons fordern von vornherein ein halbes Dutzend Bilder von denen, die sie auszustellen die Gnade haben, nach freier Wahl für sich. Mag sein, daß die Salons, da so gut wie nichts gekauft wird, ohne Zuschüsse nicht mehr existieren können. Aber es hieße doch wirklich die Logik auf den Kopf stellen, wenn nun die Künstler die Salons auch noch durch Abnahme jeglichen Risikos finanzieren und durchbringen sollten. Wenn es so weit gekommen ist, daß die Salons vom Vertrieb moderner Bilder nicht mehr leben können, dann ist damit der Beweis geliefert, daß diese privatkapitalistische Kunstförderung, die doch noch unter Paul Cassirer große künstlerische Verdienste hatte, heute überholt ist. Das Publikum glaubt noch immer, daß der Salon X oder Y den Maler A oder B ausstellt, weil er unerschütterlich an ihn glaubt und ihn auch ein Risiko für seinen Künstler nicht schreckt. In Wirklichkeit aber kann auch der begabteste Maler heute zwischen Bellevue- und Lützow-Straße kaum eine Wand für seine Bilder finden, wenn er sie nicht teuer mietet ... in der Preislage zwischen 300 und 3000 Mark.

Eine Ausnahme bilden die Ausstellungen des ‚Kunstblatts' im Reckendorf-Haus, besonders aber, da das ‚Kunstblatt' Kollektiv-Ausstellungen nicht machen will, die Juryfreie. Sie stellt die Räume ihres Hauses Künstlern, die sie für begabt und wichtig hält, gegen einen Betrag zur Verfügung, der wohl grade die faktischen Unkosten deckt (50 Mark) und verzichtet auf jede Provision aus dem Verkauf. Gewiß, diese Räume in der ehemaligen japanischen Botschaft sind wenig schön, sind ganz banausisch. In ähnlichen Räumen waren die ersten Ausstellungen des „Sturm" ... es waren die schönsten, die er gemacht hat, und ich entsinne mich, wie Franz Marc jene kahlen, nüchternen Räume jedem molligen Salon vorzog.

Mir scheinen die Ausstellungen der Juryfreien der vernünftigste und in aller Stille der tapferste Versuch, der lebendigen Kunst zu helfen. Schön wäre es, wenn das Kronprinzenpalais von seiner Seite aus diese Entlastungsoffensive unterstützte. Justi brauchte nur zu wagen, auch einmal ganz Neue und ganz Unbekannte heranzuholen. Es müßte die museale Qualität darunter absolut nicht leiden. Im Gegenteil: die museale Würde ließe sich durchaus mit der moralischen Hilfe vereinen ... zur wahren Kunstpolitik. Die Aufgaben des Staatlichen Museums für die Kunst der Lebenden gehen heute über das Museale weit hinaus. Das Kronprinzenpalais müßte heute die Stelle sein, von der Zuversicht und Ermutigung bis in das letzte Atelier ausstrahlen. Andre Zeiten erfordern andre Museen! Drei neue Munchs — sehr schön! Aber noch viel schöner wären drei Entdeckungen.

Krolls Ende von Morus

Was unvermeidbar war, ist da: Eines von den drei berliner Opernhäusern fliegt auf. Aber auch was vermeidbar und unverantwortlich ist, soll geschehen: um der Opernkrise und der Wirtschaftskrise Rechnung zu tragen, baut man nicht die Allerwelts-Oper und nicht die Gala-Oper ab, sondern das künstlerisch bedeutsamste Haus, Klemperers Kroll-Oper. Als Vorwand dient der Rückgang der Volksbühnen-Abonnements, die eine gewisse Stütze für den Kroll-Etat waren und deren langfristige Bindungen das letzte Bollwerk gegen die Kroll-Hetzer bildeten. Da die Volksbühne, bei drei Millionen Arbeitslosen, ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen kann und froh sein muß, wenn Stadt und Staat das Volksbühnen-Haus am Bülowplatz notdürftig über Wasser halten, so heißt es jetzt, die Gelegenheit beim Schopf fassen und rasch in der Kroll-Oper das Licht auszudrehen; was der Generalvikar Tietjen mit pflichtgemäßem Bedauern schleunigst besorgt.

Man braucht nicht noch einmal zu wiederholen, weshalb die Kroll-Oper als letzte erhalten bleiben müßte und weshalb sie die erste ist, die geschlossen wird. Wer hören kann und sehen will, weiß es. Das Defizit der Opernhäuser wird auf Konto Kunst-Etat verbucht. Aber wer das Defizit machen darf, wird durch außerkünstlerische Gründe bestimmt. Der charlottenburger Leier-Kasten gehört der Stadt, und die Stadt Berlin hat eben erst einen neuen Pump aufgenommen, sie kann sichs also leisten, auch weiterhin 1,7 Millionen Mark rauszuwerfen. So bleibt nur die Wahl, welche von den beiden Staatsopern fallen soll.

Wer noch im Zweifel ist, braucht heute nur einmal zu einer normalen Aufführung in die Linden-Oper zu gehen. Das Haus gähnt vor Leere, obwohl es nach Kräften ausverschenkt ist. Die teuren Plätze sind oben und unten mit Freibergern dekoriert, und das sogenannte gesellschaftliche Bild, auf das man sich nach dem Zwölf-Millionen-Umbau soviel zugute tat, unterscheidet sich kaum noch vom Rose-Theater. Nun wäre es ja immer noch ein Fortschritt, wenn aus dem überflüssigen Hoftheater der Republik ein wirkliches Volkstheater würde. Aber erstens ist dazu nicht der geeignete Weg, daß man dem Durchschnittszahler das Haus versperrt und dafür umsonst die Leute hereinläßt, die einen Bekannten beim Theater haben; zweitens sehen selbst diese glücklichen Gewinner nicht so aus, als ob sie sich bei dem jetzigen Hülsen-Betrieb Unter den Linden besonders heimisch fühlen. Man hat ein Theater ganz auf fein machen wollen und nun haben die feinen Leute kein Geld oder keine Lust, in die Oper zu gehen. Der Tonplüsch findet, zu 16 Mark den Platz, keine Abnehmer. Die Freibillettler der Linden-Oper aber sind und bleiben Zaungäste, auch wenn sie im ersten Rang sitzen. Der ganze Widersinn der von der Republik bezahlten Hoftheaterei wird lebendig. Goldstaffage mit nichts drum rum. Aber da unsre Kunstpolitik von den Repräsentativen gemacht wird, so wird uns, für 2½ Millionen im Jahr, die Repräsentationsoper erhalten bleiben, und die Kroll-Oper dafür bluten.

Die Karre ist soweit verfahren, daß wohlgemeinte Proteste die Kroll-Oper nicht mehr retten können. Die Frage ist nur, ob es nicht doch noch irgend eine Form gibt, in der man die Werte der Klemperer-Oper erhalten kann. Der nächstliegende Gedankengang scheint mir der zu sein: Wenn Berlin allein nicht imstande ist, neben zwei andern großen Opernhäusern auch noch das Haus Klemperers mit zahlenden Besuchern zu füllen, so wäre doch vielleicht ganz Deutschland dazu imstande. Die Folgerung daraus ist: Setzt die Kroll-Oper auf Räder, und schickt sie auf Reisen. Nicht als einmalige Gastspiel-Tournee, die von Zufälligkeiten abhängt und für die jetzt gewiß kein besonders günstiger Zeitpunkt wäre. Sondern als Dauereinrichtung. Macht aus der Klemperer-Oper ein Stagione-Unternehmen, dessen Eigenart die heutige Oper sein soll und dazu Aufführungen alter Werke in einem neuen, unverwaschenen Stil. Der Stamm moderner Musik wäre durch Hindemith, Kurt Weil, Alban Berg, Krenek, durch Stravinsky, Milhaud, de Falla gegeben. Für den übrigen Teil wird Klemperer sorgen.

Laßt diese Oper vier oder sechs Wochen in Berlin gastieren, wozu der Staat eines seiner unnützen Häuser zur Verfügung stellen müßte, laßt sie dann im Reich umherziehen und namentlich in den größern Provinzstädten, die bisher Hunderttausende und Millionen für die Unterhaltung mittelmäßiger Opern-Ensembles aufwandten und sich jetzt diesen Luxus nicht mehr leisten können — und das Publikum wird hingehen. Sicherlich läßt sich gegen die Reise-Oper künstlerisch und auch wirtschaftlich manches einwenden. Aber sie hat neben vielen andern den großen Vorteil, daß sie Erfolge ausnützen kann, da sie nicht wie jetzt die stehenden Opern gezwungen wäre, mit Rücksicht auf die Abonnenten ständig ihren Spielplan zu wechseln und sich dazu ein aufgeblähtes Ensemble zu halten. Die Stagione-Oper kann, wenn ein neues Werk oder eine neue Inszenierung einschlägt, wochenlang dasselbe Stück geben, wie es die Sprechtheater tun.

Ein alter volkswirtschaftlicher Lehrsatz lautet: Wenn ein Gewerbe in Verfall gerät, wird es zum Hausiergewerbe. Wir brauchen uns durchaus nicht zu schämen, den Satz für das Operngeschäft zu akzeptieren, zumal es grade auf diesem Gebiet genug rühmliche Vorbilder gibt. Die italienische Oper ist seit jeher fast vollkommen auf den Stagione-Betrieb gestellt, und in Amerika ist auch im Sprechtheater die Reisetruppe die Norm. Die Kunstgelahrten brauchen also nicht gleich zu erschrecken. Ich weiß zudem, daß junge, wichtige Musiker auch für Deutschland die Stagione für die einzige Lösung der vielbesungenen Opernkrise halten und sehr gern bereit wären, mitzumachen. Und schließlich sollte es auch leichter sein, bei der Regierung und im Landtag eine finanzielle Unterstützung für solch einen Plan durchzusetzen. Denn bei der Reise-Oper würde ja der ständige Einwand der Provinzabgeordneten fortfallen, daß die armen Steuerzahler im Lande den Berlinern die Opernhäuser unterhalten müssen. Die Stagione wäre tatsächlich das, was die berliner Häuser nicht sind: ein Staatstheater. Und dazu ein gutes.

Bemerkungen

Attentat auf die Filmkritik

Wissen Sie, was die Spio ist? Spio, das ist ein häßliches Wort für eine häßliche Sache. Spio, das ist die Spitzenorganisation der Filmindustrie. Wie das Reichsfilmblatt berichtet, hat neulich in Berlin eine Vorstandssitzung dieser Spitzen stattgefunden, der Herr Klitzsch, Generaldirektor von Scherl und Ufa, als höchste Spitze vorstand. Sinn der Beratungen war, sich endlich darüber klar zu werden, warum es dem deutschen Film so miserabel geht. Wer einmal eine Zusammenrottung von Filmcäsaren gesehen hat, wird von dieser Tagung keine Zeugnisse innerer Einkehr erwarten. So wurde auch hier nichts über die Fehlleistungen des eignen Stalls gesagt, die leicht genug aufzuzählen sind; nach gutdeutscher Art wurde vielmehr nach einer tückischen außerweltlichen Kraft gesucht, die das deutsche Filmhandwerk schädigt. Die Kritik ist schuld! das war der Tenor der Entschließungen. Niemand in dieser illustren Versammlung hat sich mit den Einwänden der Kritik befaßt, unter der Leitung des Scherlgenerals erklärte man sich von hinten angedolcht, und deshalb soll dem bösen Feind jetzt das Messer entwunden werden: bei einer schlechten Kritik in der Tagespresse „solle in jedem Fall sowohl in der Öffentlichkeit, sowie dem einzelnen Verlagsunternehmen gegenüber das Unsachliche und Ungehörige der Kritik unter genauer Prüfung der Eignung und Vorbildung des Kritisierenden bekanntgegeben werden".

Wir wollen uns nicht bei dem elenden Deutsch dieser Conclusion aufhalten, es ist von edelster Reinheit neben der Gesinnung darin. Wenn in Zukunft Herr X. in seiner Zeitung schreibt, daß der Film „Die Räuber-Komteß" albern und geschmacksverderbend ist, erscheint die Polente der Spio beim Verleger und beweist, mit sanftem Hinblick auf eine mögliche Sistierung von Inseraten, daß sich Herr X. seiner Vorbildung nach nicht zur Filmkritik eigne. Nun gibt es in der Filmsparte unsrer Zeitungen gute und mittelmäßige Schreiber, sichere und unsichere Beurteiler, aber es gibt nicht einen, der für seinen Auftrag so völlig ungeeignet wäre, wie jene größenwahnsinnig gewordenen Hosenhändler, die das Gros der Filmindustrie bilden und für die künstlerische Verkommenheit des deutschen Films und seinen geschäftlichen Niedergang verantwortlich sind.

Der weitere Verlauf der Tagung zeigte deutlich, warum die Herren von der Spio so unruhig sind. Die gute Aufnahme amerikanischer und französischer Filme verstimmt sie, sie wittern bei einzelnen Kritikern, die sich von Russenfilmen begeistern lassen, politische Vorurteile. Die Filmindustrie ist entschlossen, eine zeitgemäße Fridericusstellung zu beziehen, sie will definitiv nach rechts, und die polemische Gaswolke gegen die Kritik soll nur die Strategie vernebeln. Herr Aros, des Teutonen Hugenberg semitischer Kinopressechef, hat schon im ‚Montag' Film und Filmindustrie für die „Millionen rechtsgerichteter Deutscher" annektiert.

Die Filmindustrie will sich also keine Kritik mehr gefallen lassen. Sie denkt nicht daran, die Ursache ihrer Niederlagen bei

ihrer Unfähigkeit und ihrem fetten, kunstfremden Banausentum zu suchen. Sie organisiert lieber eine Tscheka, um unbefangene und kenntnisreiche Journalisten wirtschaftlich zu demolieren. Denn sie weiß, daß viele Zeitungen ihre Inserate nur schwer entbehren können oder entbehren zu können glauben. Die Verleger denken auch gar nicht daran, die Journalisten so zu bezahlen, daß sie die Welt ähnlich angenehm sehen wie die Filmindustriellen, für die der holde Widerschein des Lebens in einer zwanglosen Mischung von venezianischer Nacht und schwarzwälder Kirchweih besteht. Nicht alle Verleger werden dieser Tscheka die gebührende Antwort geben und die Herren von der Spio mit ihrem beträchtlichsten und empfindlichsten Körperteil unbarmherzig auf die Spitze drücken, die sie zu sein vorgeben.

Die Magnaten von der Spio sind stur, aber sie sind in ihrer Art gründlich. Es ist ihnen nicht entgangen, daß Provinzblätter häufig berliner Filmkritiken nachdrucken. Das wurmt sie. „Hier wurde gefordert", heißt es im Bericht der Tagung, „daß die Theaterbesitzer im Reich, die Verlagsanstalten ersuchen sollen, die Kritik auf Grund der Anschauung der eignen Redakteure vorzunehmen." Auf Deutsch: man will auch die Provinzpresse einschüchtern, indem ihr der kritische Bericht über berliner Filmpremieren verwehrt werden soll. Die Filmkritik in der Provinz soll aufgebaut sein auf einem Akkord zwischen Kinobesitzer und Zeitungsbesitzer. Hier rennt die Spio offene Verlagstüren ein: so ist es in der Provinz großenteils schon immer gewesen.

Dennoch wollen wir der Spitzenorganisation nicht undankbar sein: die rabiate Nervosität ihrer gutgepolsterten Herren zeigt uns, wie bedenklich es mit dem deutschen Film steht. Jahrelang hat man dem Publikum einen mehr oder weniger nett garnierten Mumpitz vorgesetzt, und jetzt hat es davon genug und muckt auf. Immer häufiger schrillen in Berlin die Pfiffe grade in die Filme, die von den routinierten Schlauköpfen für bombensicher gehalten wurden. Und auch die Provinz beginnt zu revoltieren. Ganz zufällig kam mir in diesen Tagen ein Aufsatz des ausgezeichneten essener ‚Scheinwerfers' in die Hand, der seine Leserschaft aufruft, dagegen Front zu machen, daß die Filmindustrie das Provinzpublikum für „eine Bande von Idioten und Rheinwein-Besoffenen" hält. Die Generaldirektoren spüren die Krise, aber sie deuten sie falsch. Sie wollen, wie alle schlechten Regenten, die Unzufriedenheit mit dem Polizeisäbel bekämpfen; anstatt für Brot zu sorgen, jagen sie nach Demagogen. Wenn der deutsche Film nahe vor dem Ruin steht, verdankt er es jener dickgefressenen Crapule des Geschäftslebens, die sich an entscheidenden Stellen seine Oberleitung angemaßt hat. Die Kritik dagegen hat das Ver-

dienst, den Film aus der dubiosen Amüsiersphäre herausgehoben und den Anspruchsvollern nahgebracht zu haben. In der Kritik saßen die ersten liebevollen Analytiker des Films, wie Hans Siemsen, ihnen verdankt der Film seine Nobilitierung, ihnen, daß er andern Künsten gleichgesetzt wurde. Die Herren von der Industrie sind allerdings vorwiegend der Meinung, daß sie nicht Kunst produzieren sondern Margarine, und daß Margarine keiner ästhetischen Beurteilung unterliegt. Das ist zynisch und wäre konsequent, wenn man sich dann auch das Lob verbitten würde. Aber die Herrschaften verschmähen nicht die gute Kritik, sie wollen sie sogar mit Einsetzung ihrer wirtschaftlichen Machtmittel erzwingen. Es wird die Aufgabe der Kritik sein, mit Hilfe der Schriftstellerverbände, ihre Unabhängigkeit zu wahren und in verdoppelter Aufklärungsarbeit die Sehkraft des schon skeptisch gewordenen Publikums zu schärfen, damit die Hochmögenden der Industrie recht bald zu der Margarine zurückgeschickt werden, die sie ohne Berechtigung verlassen haben. Denn im Gegensatz zum Filmproduzenten untersteht der Margarineproduzent den Gesetzen gegen die Verfälschung von Nahrungsmitteln. Niemand soll sich seinem ordentlichen Richter entziehen, indem er mit seinen Panschertalenten in eine Branche flüchtet, die nur den ungeschriebenen Gesetzen des Geschmacks untersteht. *Carl v. Ossietzky*

Ibero-Amerika?

Am 12. Oktober dieses Jahres, dem Tag, an dem 1492 Columbus die Bahamainsel Guanahani betrat, wurde im Marstall zu Berlin das Ibero-Amerikanische Institut eröffnet. Nach den Eröffnungsreden des Institutsleiters Doktor Boelitz, des Außenministers Doktor Curtius und des Volksbildungsministers Doktor Grimme wurde die „Fiesta de la Raza", die offizielle Rassefeier Latein-Amerikas, mit einigen Ansprachen eingeleitet.

Fundament des Ibero-Amerikanischen Instituts ist die grandiose Latein-Amerika-Bibliothek, die der argentinische Professor, Doktor Ernesto Quesada, dem Preußischen Staat geschenkt hat. Vermehrt wird diese Bibliothek durch einen imposanten Bücherstock aus Mexiko, Gabe der mexikanischen Regierung. Insgesamt etwa 120 000 Bücher und Broschüren, also ein ungeheures Forschungsmaterial.

Weshalb aber hat man diese Forschungsstätte „Ibero-Amerikanisches Institut" genannt? Die Brasilianer beispielsweise rechnen sich nicht zu den Iberern, sie leiten ihre Abstammung von den Lusitaniern her. Brasilien aber ist das größte und eins der wichtigsten Länder Latein-Amerikas. Setzt man aber den Namen Iberien gleich Spanien, so trifft er auf das Lateinamerika von heute nicht zu. Denn die ganze Entwicklung Latein-Amerikas, soweit sie we-

sentlich und zukunftsweisend ist, geht von der iberischen Halbinsel weg. Die Jugend Latein-Amerikas, die Indios dieser Länder, die Führer nach einer neuen Welt drüben, wollen von Spanien nichts mehr wissen. Sie sind schon im heftigen Kampf gegen England, und besonders gegen Nordamerika, deren mobiles Kapital den spanischen Feudalismus in jenen Ländern abgelöst hat. Erinnerungsreden auf Columbus sind drüben nicht mehr so interessant wie aktuelle Probleme, die gelöst werden müssen und auf deren Lösung auch die Wissenschaft Latein-Amerikas marschiert. Ende dieses Jahres wird die hundertste Wiederkehr des Todestages Simón Bolívars gefeiert, der ja mit Antonio Sucre, mit San Martin, Miguel Hidalgo und andern zu den Befreiern des Riesengebietes zwischen Feuerland und Texas von der drückenden spanischen Herrschaft gehört. Soll das vergessen sein und will man heute die reaktionären Bestrebungen Spaniens in Latein-Amerika unterstützen, hinter denen das nordamerikanische Kapital und seine offiziellen Repräsentanten mit Wohlwollen stehen?

Die Länder drüben, die unter schweren Kämpfen ihr Eigenleben bilden und sich erneut in Weltwirtschaft und Weltkultur einfügen wollen, sind keineswegs erpicht auf eine Renaissance Spaniens in Latein-Amerika. Sie wollen weder spanische, noch englische, noch amerikanische Einmischung. Die Völker Latein-Amerikas. Die Gruppen, die nach rückwärts blicken, mögen diese Einmischung wünschen.

Das Lob der spanischen Rasse und der „Mutter Spanien", das der Gesandte des gestürzten peruanischen Diktators Leguia, Doktor Celso G. Pastor, mit Elan und Rhythmus sang, hat keinen realen Grund mehr in der Situation und in der Zukunft Latein-Amerikas. Besonders nicht in Peru, dessen Bevölkerung zu mehr als siebzig Prozent aus Indios besteht, die ja von der spanischen Rasse wenig Segen erfahren haben. Der Vertreter Mexikos, der Gesandte Villa Michel, sprach denn auch nicht von Ibero-Amerika sondern von Latein-Amerika. Würde man das Gebiet Indo-Latein-Amerika nennen, so entspräche diese Bezeichnung am besten den tatsächlichen Verhältnissen. Die Indios sind der fruchtbare Boden, aus dem die neue Arbeitskraft und Kultur der meisten dieser unendlich reichen Länder blühen wird.

Alexander von Humboldt, dessen Name und Arbeit in und für Latein-Amerika des öftern zum Zeugnis der Kulturverbindung Deutschlands mit jenen Ländern zitiert wurde, hat in die Zukunft jenes Kontinents gewirkt. Seine Schilderung der mexikanischen Verhältnisse beweist das mit aller Klarheit. Man kann ihn, der die furchtbaren Wirkungen der spanischen Herrschaft erkannt und heftig bekämpft hat, nicht zum Bürgen einer zweiten Verbindung Iberiens, das heißt Spaniens, mit Latein-Amerika machen. Er kämpfte mit seiner Wissenschaft für ein freieres Lateinisch-Amerika und nicht für den Fortbestand des spanischen Einflusses, der ja seinen Bestrebungen direkt entgegengesetzt war, so angenehme Stunden Humboldt auch von spanischen Kolonialherren bereitet worden sind.

Will die Wissenschaft in Deutschland den lebendigen Kontakt mit dem wirtschaftlichen und idealen Leben drüben, so muß sie allerdings im Sinne Humboldts forschen und lehren und diesen Geist auf die heutigen Verhältnisse anwenden.

Alfons Goldschmidt

Der Sozialist

Er stammt aus einer einflußreichen dresdner Patrizierfamilie, aus der im ehemaligen Königreich Sachsen Exzellenzen, Ministerialdirektoren und Geheime Kommerzienräte kamen. Die vornehme Kinderstube konnte und kann er einfach nicht verleugnen, er ist immer Weltmann, hat vollendete Manieren, sieht elegant und gepflegt aus. Wer heute den hochgewachsenen, stattlichen Mann mit den schönen regelmäßigen Zügen und dem vollen zurückgekämmten, aschblonden, nur ganz wenig weißmeliertem Haar sieht, hält ihn für einen eben Fünfzig Gewordenen. In die häßlich-rußige Saalestadt paßte er, wie der stolze Schwan in den Entenpfuhl, und so fand es jeder begreiflich, daß er 1909 einen Lehrauftrag der japanischen Regierung annahm und nach Tokio ging. Hier spielte er nicht nur in der wissenschaftlichen Welt eine Rolle. Ein weltmännischer, schöner und eleganter Professor, der Bridge und Golf spielt, ist ein seltener Typ. So verkehrte er viel im Diplomatischen Korps und stand natürlich auch in den besten Beziehung zur Deutschen Botschaft... Er hat das gegen ihn aufziehende Gewitter wohl kaum gemerkt. Engefleischter Junggeselle, pflegte er den Nachmittag häufig auf dem Golfplatz des feudalen, zwischen Wannsee und Potsdam gelegenen Golf- und Landklubs (Präsident Herbert M. Gutmann von der Dresdner Bank) zu verbringen. Er spielte dort mit Diplomaten und Großbankiers Golf, trank, wenn es schlechtes Wetter war, nachmittags auf den Botschaften Tee und speiste abends viel in reichen Häusern. Schade, daß das Auswärtige Amt auf keinen Fall mehr Außenseiter in den diplomatischen Dienst nehmen will. Sonst sollte man ihn, nachdem er vier Jahre aus der akademischen Karriere heraus und sechzig geworden ist, nicht auf irgend eine Honorarprofessur abschieben, sondern ihm als Pflaster für den plötzlichen Abgang einen der jetzt freien Gesandtenposten in Oslo oder Lissabon geben. Dort würde er als Deutschlands Vertreter glänzend repräsentieren.

(Auszug aus einem Nachruf auf den eben aus dem Dienst geschiedenen sozialdemokratischen preußischen Innenminister Waentig, erschienen in der ‚Korrespondenz der Gesellschaft', Herausgeberin Louise Freifrau v. Reibnitz-Maltzan in Neustrelitz.)

Die ausgezogene Frau

Die legitime Neigung zur Pornographie... „Sprechen Sie doch deutsch, Herr!" ...

Der verständliche Drang, auf der Liebesleiter von der Freude an einem schönen Frauenkörper bis zur Geilheit herauf- und herunterzuklettern, hat in den illustrierten Blättern Amerikas und Europas eine Hausse in Akten hervorgerufen, die in vielen Akten an einen Akt gemahnen. Soweit schön. Ich weiß auch, daß sich die Menschen nicht durch Knollen fortpflanzen und daß die Frage jenes alten Herrn, der im Walde ein Liebespaar belauschte: „Ja, machen sie das denn immer noch...?" nicht so ganz berechtigt ist. Sie machen das, solange sie sind. Immerhin: diese Bilder-Industrie fängt an, erheblich langweilig zu werden.

Massenhafte Pornographie ist schon dumm... Sie sollten nicht versäumen, sich so etwas einmal anzusehen: es macht sehr tugendhaft. Wie ödend ist aber nun erst das immer gleiche Syrup-Girl, das wir da aufgetischt bekommen: im Profil, von vorn, von oben und von der Mitte: manche wogen mit den Nüstern und wissen sich vor Schönheit gar nicht zu lassen; manche legen ihre ganze Seele oder was sie dafür halten, in ihre gezierten Hände... und alle, alle sehen ganz gleich aus. Es gibt wohl nur sechzehn verschiedene Ausführungen, und man muß sehr genau hinsehen, um sie voneinander zu unterscheiden.

Brauchen das die Leute —? Es scheint so. Eine Zeitschriftennummer mit einem hübschen Mädchenkopf geht immer; auch die Soldaten haben sich ja auf die hölzernen Wände ihres Unterstands die gelackten Matrosenbilder und Badeschönheiten geklebt... aber das war doch noch verständlich! Es war Ersatz. Was fangen aber nur heute die Kerls mit diesen vielen zukkersüßen Bildern an, während doch die sicherlich reizenderen, weil nicht so glatten Originale um sie herumlaufen?

Das verstehst du nicht. Der Mensch hat einen Hang zum Idealen. Er will nicht immer bloß Bohnensuppe essen und nachher befriedigt, sagen wir, ausatmen — er will nicht immer nur seine Gattin sehen (was verständlich ist): er will das Gebild aus Himmelshöhen. Und das kriegt er hier nun für fünfzig Pfennig.

Meist ist es halbnackt, und wenn es ganz nackt ist, dann ist es ausgezogen. Mitunter gibt es alle gynäkologischen Details, dann sind sie aber weltanschaulich versichert — Marke: Nacktkultur oder Höhensonnenpflege oder was der Mensch so sagt, wenn er die photographierte Volldame meint. Fettig tastet sie der Blick des Vielbeschäftigten ab; kein Wunder, daß diese Zeitschriften so fleißig hecken — wieviele Blicke haben sie schon begattet! Und wenn ein Redakteur gar nicht mehr weiß, was er bringen soll: Busen ist immer gut. Schenkel ist immer gut. Popo ist immer gut.

Schade, daß auf der andern Seite solche heillosen Trottel der Prüderie stehen; man könnte das alles noch viel schärfer sagen. Aber dann wirds im „Evangelischen Posaunenengel für die Mark Brandenburg" abgedruckt. „Die ‚Weltbühne', mit der wir sonst nicht übereinstimmen, und die doch wahrlich nicht in dem Ruf übergroßer Sittenstrenge und Zimperlichkeit steht..." Amen.

Mir kanns ja gleich sein. Aber wollt ihr eigentlich alle immerzu diese Bilder sehn —?

Peter Panter

Die Skala

Man braucht nicht einmal Preuße, man braucht nur ein Deutscher, ja überhaupt nur ein Mensch zu sein...

‚Berliner Lokal-Anzeiger.'

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltbühnenleser. Mittwoch 20.00, Café Adler, Dönhoffplatz. Alexander Rosenbach: Markenschutz und Preisbildung.

Bücher

Rudolf Braune: Das Mädchen an der Orga-Privat. Societas-Verlag, Frankfurt a. M.
Laurids Bruun: Törichte Liebe. Grethlein & Co., Leipzig.
Georg Fink: Hast du dich verlaufen? Bruno Cassirer, Berlin.
Leo Trotzki: Die Wirklichkeitslage in Rußland. Avalun-Verlag, Hellerau.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 19.00: Schöpferische Persönlichkeit, Gottfried Benn. — 21.10: Stunde der Unbekannten. — **Mittwoch.** Berlin 17.55: Friedrich Wolff erzählt sein Leben. — 18.40: Verkürzung der Arbeitszeit?, G. Erdmann und L. Schwarzschild. — **Donnerstag.** München 18.45: Der Bodenkongreß in Moskau, A. v. Nostitz. — Berlin 22.00: Igor Strawinsky spielt. — **Freitag.** Leipzig 16.00: Arnim T. Wegner liest. — 21.00: Emil und die Detektive von Erich Kästner. — Stuttgart 21.30: Lottchen besucht einen tragischen Film. Nach einer Kurzgeschichte von Kurt Tucholsky.

Antworten

Leser der DAZ. Wir haben uns vor einiger Zeit mit deinem Rezensenten Paul Fechter befaßt, als er Walter Mehring bei seinem Verleger anzuschwärzen suchte. Das ist nicht der einzige Fechter in dieser Redaktion, da sind noch andre, die mit großer Fixigkeit untern Gürtel stoßen. Da schreibt dein Blatt vor ein paar Tagen über den frühern Minister Grzesinski, der jetzt Nachfolger des Genossen Z. werden soll: „Es gibt ganz vernünftige, gar nicht besonders radikale Leute, die Herrn Grzesinski schon wegen seiner menschlichen Qualitäten ablehnen und es für unmöglich erklären, daß er erneut in einen hohen Beamtenposten hineingeschoben wird." Weiter: „Wir lehnen es ab, einem System, das wir bekämpfen, deswegen recht problematische Vertreter zu wünschen, damit es so schnell wie möglich diskreditiert wird." Was hat Herr Grzesinski ausgefressen? Er hat mit einer Dame zusammengelebt, die ihm nicht angetraut war. Inzwischen aber hat er das Certifikat des Standesamts eingeholt, er hat sich also im Sinne der Anstoßnehmer rehabilitiert. Deine Zeitung aber findet, daß ihm noch immer die „menschlichen Qualitäten" fehlen, und wie sie das sagt, das könnte einer Hochschule für Verleumdung als Musterstück dienen. Es fällt kein Wort, um was es sich eigentlich handelt, und doch wirst du, gläubiger Leser dieses Blattes, Herrn Grzesinski von nun an für eine suspekte Figur halten. Die alte hochoffiziöse ‚D.A.Z.' war eine üble, vertratschte, moralinsaure Hofdame der wilhelminischen Zeit. Dann kam Hugo Stinnes mit seinem Geld, und die feine Palastdame war mit einem Mal nicht mehr prüde. Ihr Kind, die heutige ‚D.A.Z.' trägt die unverkennbaren Familienzeichen der Eltern. Vom Vater hat sie die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust am Denunzieren.

Leipziger Arbeiter. Du wirst dich gewundert haben. Die ‚Neue Leipziger Zeitung' hat aus der ‚Weltbühne' „Gesunde und kranke Nerven" von Peter Panter nachgedruckt. Der Nachdruck ist verfälscht. Die Arbeit Panters enthielt einen Doppelangriff gegen zwei Fronten: gegen übereifrige Vulgärmarxisten und gegen die Nazis. Die Einwände gegen gewisse Marxisten sind in der ‚Neuen Leipziger Zeitung' vollinhaltlich stehen geblieben; die messerscharfen Einwände gegen die Hitler-Leute bis auf einige blasse Sätze gestrichen. Es hat also nun den Anschein, als habe sich Panter lediglich gegen links gewandt. Die ‚Neue Leipziger Zeitung', die den Verfasser um die Autorisation zur Streichung „einiger polemischer Stellen" bat und seine Antwort, die natürlich verneinend gewesen wäre, gar nicht erst abwartete, hat den ungeheuern Mut aufgebracht, den nicht inserierenden Kommunismus angreifen zu lassen, nicht aber die Nazis. Unter den gestrichenen Sätzen hieß einer: „Menschen, denen noch die dümmste Nachricht über Rußland willkommen ist, weil der Bolschewismus ihr geronnenes schlechtes Gewissen darstellt und die jedes von diesen unsäglichen deutschen Provinzzeitungen abgedruckte Schauertelegramm über Stalin mit einem Aufatmen lesen: ‚Gottseidank. Also brauchen wir die Löhne nicht zu erhöhen. Also ist unser Bankkonto richtig. Lasset uns beten.'" Das druckt man freilich nicht gern nach ... Dann hätte aber der Verlag der ‚Neuen Leipziger Zeitung' (Abteilung: Volle Hosen) den ganzen Artikel, den der Verfasser ja nicht angeboten hat, fortlassen sollen. Peter Panter bittet die Kollegen der leipziger Arbeiterpresse, ihren Lesern von diesem Vorfall Kenntnis zu geben.

Hannoveraner. Ihr Oberpräsident, Gustav Noske, hat in diesen Tagen sein zehnjähriges Jubiläum als Oberpräsident der Provinz Hannover gefeiert. Wir wünschen dir zu diesem Beamten Glück und verbinden unsre Glückwünsche mit schönen Erinnerungen: die un-

bestrittenen Verdienste des Jubilars um die deutsche Republik und um die deutsche Grabstein-Industrie werden dem trefflichen Manne unvergessen bleiben. Hat er doch seinerzeit im Sinne Wilhelms gegen die Revolution gekämpft; er ist es gewesen, der aus den Trümmern aufgeflogener Spielklubs und stellungsloser Herrenreiter manch wackres Freikorps aufgestellt hat, diese Truppen haben dann das Land vor dem Chaos bewahrt, und Ruhe und Ordnung kehrten überall wieder ein. In Ruhe und Ordnung bewirtschaftet zum Beispiel Herr von Oldenburg seine Rittergüter in Ostpreußen und hält im Reichstag dieselben Reden, die ihm vor dem Kriege den Haß aller klassenbewußten Arbeiter eingetragen haben. Nun wissen wir wenigstens, wofür in den Jahren 1918 und 1919 die Arbeiter auf den Straßen geblutet haben. Sei glücklich, Hannoveraner — du hast einen historischen Oberpräsidenten.

Kampfkomitee gegen die Arbeitsdienstpflicht. Ihr erlaßt einen Aufruf gegen die Arbeitsdienstpflicht. Die Arbeitsdienstpflicht ist nur der verkappte Versuch zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, sie ist der erste Schritt zur Schaffung einer Streikbrecherorganisation gegen die Arbeiterklasse. Nur eine geschlossene Rote Einheitsfront kann diesen Angriff des Fascismus abwehren. — Zuschriften für das Kampfkomitee sind zu richten an den Jungproletarischen Bund, Berlin O 17, Müncheberger Str. 6 II.

Dramaturg. Peter Panter hat vor längerer Zeit auf die „Anonymen Briefe" Rudolf Leonhards aufmerksam gemacht. Das Stück ist mit einer ehrenden Erwähnung des Kleist-Preises ausgezeichnet worden. Nun, Herr Dramaturg —?

Kleist-Verlag, Berlin W 62, Courbièrestr. 12. Sie beabsichtigen eine Anthologie jüngster Arbeiterdichtung und -korrespondenz herauszugeben und rufen, besonders Arbeiter, zur Mitarbeit auf. Der letzte Einsendungstermin ist der 15. Dezember.

Frankfurter. Geben Sie Ihre Adresse an Fräulein A. Bauer, Frankfurt a. M.-Süd, Postamt 10, postlagernd, die regelmäßige Zusammenkünfte der frankfurter Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des „Deutschen Lichtbildes 1931" bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen. Die Tatsache, daß alle bisherigen Ausgaben restlos vergriffen sind, beweist die Beliebtheit dieser Sammlung.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Der Weg zu Frick von Carl v. Ossietzky

Ob in Oesterreich das Gesetz siegen oder der offene Staatsstreich stattfinden wird — was in diesen letzten Tagen dort geschehen ist, das ist verhängnisvoll genug. Denn hier bietet sich der deutschen Reaktion gradezu ein Musterexempel, wie man so etwas macht. Dabei ist Bubi Starhemberg nur ein aristokratischer Cidevant von bescheidenen Gaben. Was könnte erst ein kühl überlegender und der Verwaltung kundiger Politiker anrichten!

Das Schreckgespenst der deutschen Linken heißt Frick; Innenminister Frick. Noch fühlt man sich entfernt davon, noch rechnet man mit der Dauerhaftigkeit der Konstruktion Braun — Brüning. Wir teilen diese Zuversicht nicht. Herr Brüning ist ein viel zu überzeugter Konservativer, um den Pakt mit der Sozialdemokratie höher einzuschätzen als einen vorübergehenden peinlichen Notbehelf. Dazu hat er alle Trümpfe in der Hand, denn muckt die Sozialdemokratie auf, so kündigt das Zentrum die preußische Koalition. Während die Sozialdemokratie also recht einseitig die Kosten des Paktes tragen muß, bemüht sich der Reichskanzler mit zäher Sicherheit, dessen reale Voraussetzungen zu verändern. Herr Brüning geht zielbewußt nach rechts, dem Platze zu, wo die Vereinigung mit Hugenberg und Hitler erfolgen kann, nicht durch einen Gewaltstreich, sondern hübsch ordentlich unter Verhandlungen von Macht zu Macht.

Ein Hauptteil der Konkordienformel zwischen Sozialdemokratie und Zentrum war bisher die Fortführung der Stresemannschen Außenpolitik. Und grade hier hat der Kanzler sich selbständig gemacht und eine Richtung eingeschlagen, die der seit Locarno innegehaltenen zuwider läuft. Es gibt genug merkwürdige Käuze auf der Linken, die in Brüning die letzte Rettung vor der nationalsozialistischen Diktatur erblikken, aber ihr aus der Furcht geborenes Vertrauen sollte sie nicht verleiten, dem Manne ihrer Hoffnung auch außenpolitisch Blankovollmacht zu geben.

Die republikanische Presse nennt die Erklärung, die der Kanzler dem Vertreter einer pariser Zeitung gegeben hat, eine Friedensbotschaft. In Wahrheit ist der Grundton dieses Interviews der einer spöttischen Belehrung. Dem Gläubiger, der seine Pfänder aus der Hand gegeben, ruft der Schuldner ein paar ironische Bemerkungen nach. „Frankreich, der Hauptgläubiger Deutschlands ...", so adressiert Herr Brüning seine Beschwerden, und diese Adresse stimmt nicht. Der große gemeinsame Gläubiger Deutschlands und Frankreichs ist Amerika. Das sucht man in Berlin zu unterdrücken, um die beliebten Vorstellungen von dem gallischen Sadismus nicht zu stören, das weiß man aber in Paris viel besser, wo nicht der Deutsche die bête noire ist, sondern der Yankee. Herr Brüning meint auch, daß Frankreich keine Veranlassung habe,

über das Verhalten Deutschlands nach der Rheinlandräumung enttäuscht zu sein: „Die immer wieder hinausgeschobene Entscheidung hat die Wirkung und den Eindruck dieser lang erwarteten Maßnahme, die zudem nicht ohne neue Härten und Belastungen vor sich ging, sehr abgeschwächt." Deshalb widerspreche es auch „dem Stolze und der Würde eines großen Volkes", das Aufhören der Besetzung „zum Anlaß einer besondern Dankesbezeugung zu nehmen". Dankbarkeit —? Nein, aber es hätte durchaus dem Stolze und der Würde eines großen Volkes entsprochen, wenn es Frankreich wenigstens in formaler Höflichkeit die loyale Erfüllung der Abmachungen bestätigt hätte, und auch den großen Zeitungen wäre keine Schlagzeile aus der Papierkrone gefallen, wenn sie das getan hätten. Der Kanzler ist ein ruhiger, korrekter Mann, der auf Gefühle nichts gibt. Es hat aber nichts mit Gefühlen zu tun, sondern liegt durchaus im Bereich der Sachlichkeit, wenn von dem deutschen Reichskanzler Kenntnis jener Schwierigkeiten verlangt wird, die die gegenwärtige französische Regierung überwinden mußte, um die Räumung durchzusetzen. Von dem Widerstand französischer Generale geruht Herr Brüning nicht Notiz zu nehmen, und vielleicht denkt er auch gar nicht bis so hoch, denn bei uns bestimmen schon die Leutnants. Aber es wäre nur ein Akt kollegialer Rücksichtnahme gewesen, den Verständigungspolitikern im Kabinett Tardieu ihre Stellung zu erleichtern. Statt dessen spricht der Kanzler so, als käme es ihm nur darauf an, die Stellung Briands zu erschüttern. Wünscht der deutsche Nationalismus einen französischen Außenminister, der seiner Entrüstung ergiebigere Stichworte hinwirft als der alte, kränkliche Aristide?

Revision — Vertragsrevision, Youngrevision — das ist also die große Parole. Treviranus, ein windiger Plänkler, schwärmte voran; jetzt folgt Brünings schwere Artillerie. Leider sind die Methoden, die das offizielle Deutschland anwendet, nicht geeignet, einem so nützlichen Ziel näherzurücken. Auf die Methoden aber kommt es an. Was die Regierung und ihr Kanzler unternehmen, das ist nicht ernsthafte Außenpolitik sondern ein innenpolitisches Manöver, um den Siegern des 14. September ein populäres Schlagwort abzunehmen. Die Gefahr dabei ist, daß Brüning selbst zum Gefangenen der Bewegung wird, die er scheinbar reguliert, und Herr Brüning dürfte sich von der Rechten lieber gefangen nehmen lassen als von Otto Braun. Am Ende dieser Entwicklung steht die gemeinsame Plattform mit Hugenberg und Hitler — die Belle Alliance aller nationalistischen und reaktionären Kräfte.

Aus Angst vor dem offenen Fascismus gestatten die Republikaner ein Experiment, das außenpolitisch bald mit einem eklatanten Fehlschlag enden wird, innenpolitisch aber dem Chauvinismus die letzte Hemmung nehmen muß. Was als Weg zur Wiedererlangung der äußern Souveränität Deutschlands angepriesen wird, führt zum Verlust der innern Souveränität, zur Thronerhebung des Fascismus. Der Revisionismus des Herrn Brüning führt nicht zur Freiheit sondern zu Frick.

Die moskauer Hinrichtungen von Arnold Zweig

In Berlin hat kürzlich eine von kommunistischer Seite veranstaltete Diskussion über die Hinrichtung der achtundvierzig Spezialisten stattgefunden. Arnold Zweig, am Erscheinen verhindert, hat dazu an den Abgeordneten Münzenberg den nachstehenden Brief gerichtet, der zu lebhaften Auseinandersetzungen führte.

Sehr geehrter Herr Münzenberg, mehrere mir nahestehende Freunde der Sowjet-Union, die wissen, wie sehr ich allem innerlich und aktiv verbunden bin, was sozialistischen Aufbau und Umbau der Gesellschaft fördert, haben mir nach meiner Unterzeichnung eines Protests gegen die Erschießung von achtundvierzig Spezialisten in Rußland Materialien und ausführliche Druckschriften zugesandt, damit ich gegebenenfalls meine Stellungnahme ändern oder begründen könnte. Ich habe mir diese Unterlagen des in Ihrer heutigen Versammlung verhandelten Urteils ausführlich und genau vorlesen lassen, um, falls ich heute abend durch die Rücksicht auf meine morgige Arbeit verhindert werde, im Bürgersaal selber anwesend zu sein, mit undeutbarer Klarheit zu erklären, daß ich meine Unterschrift unter diesen Protest aufrechterhalte und warum.

Ich halte für gegeben, daß die erschossenen achtundvierzig Spezialisten Saboteure gegen das System des Zwangskommunismus gewesen sind. Ich halte auch für sehr wahrscheinlich gemacht, daß sie zur Unterstützung und Durchführung ihrer Pläne das Geld des englischen Fleischtrusts genommen haben, wünsche aber zur Klärung dieses Punktes eine Anfrage englischer Arbeiter bei dem mit Namen genannten Mr. Fatherhill. Ich bin ferner einer Meinung mit allen Anhängern nicht nur der Sowjet-Union sondern jedes sozialistischen Werks in der Verwerfung der Mittel des Aushungerns, der Sabotage und des Vereitelns proletarischer Produktivanlagen durch die Saboteure. Um so schärfer stelle ich aber fest, daß noch zehn Jahre seit der Beendigung des Bürgerkrieges, in denen sich keine fremde Macht in die Anstrengungen des russischen Staates gemischt hat, die widerliche Phraseologie von Kriegsberichterstattern in allen Dokumenten vorherrscht, die ich zu lesen bekam und in allen Maßnahmen vorzuherrschen scheint, die der russische Staat zur Bekämpfung der Saboteure anwandte. Ein Zwangsstaat, wie der russische, scheint offenbar kein Mittel zu haben, um innerhalb zehnjähriger, immer wieder als aufbauend dargestellter Leistungen die Seelen derjenigen seiner Mitarbeiter zu gewinnen, die der herrschenden Richtung der Kommunistischen Partei nicht angehören. Er scheint, zweitens, sich nicht entschließen zu können, mitten in seinem Lande gegen die Angeklagten öffentlich und unter Stellung von Verteidigern und Berichterstattern zu prozessieren. Er scheint, drittens, entschlossen, die Schwierigkeiten, die ihm die Weltkrise bei der Verwirklichung seines gewagten, in die Zukunft gebauten Planes entgegenstellt, dadurch zu beseitigen, daß er mit altrussischen Mitteln und unter Anwendung einer längst als albern entlarvten Abschreckungstheorie seine Feinde erschießen läßt, anstatt sie in der Verbannung

leben zu lassen, ohnmächtig, zu schaden, und sie zu beschämen, wenn das Werk der in Rußland herrschenden Klasse wirklich gelungen ist. Ich wende mich nicht an die Empfindungsseite im Menschen, denn von Empfindungen öffentlich zu sprechen, hat wenig Sinn. Ich wende mich vielmehr an den praktischen Verstand und die überlegende Vernunft, wenn ich die Anhänger dieser altrussischen Methoden darauf aufmerksam mache: daß der Satz „Der Zweck heiligt die Mittel" auch in der proletarischen Gesellschaft falsch ist; daß vielmehr der Satz „Minderwertige Mittel verfälschen die höchsten Zwecke", im Leben jeder Art von menschlicher Gemeinschaftsbildung ebenso überwältigend gültig ist wie bei der Tätigkeit jedes Arbeiters, Handwerkers oder Künstlers; daß man eine gute Sache vor allem an der hohen Artung der Mittel erkennt, die sie zu ihrer Durchsetzung unerläßlich braucht, und daß schließlich der sozialistische Aufbau eines in die Zukunft weisenden Gemeinwesens vor dem mit der gleichen Ideologie auftretenden fascistischen oder kapitalistischen legitimiert wird nur durch die sozialistische Zuständigkeit und Fortgebildetheit derjenigen Mittel, deren er sich in seiner dauernden revolutionären Entwicklung bedient. Alle Tyrannen aller Jahrhunderte haben damit gearbeitet, daß sie ihre Gegner umbrachten und eine ~~Abschreckung versucht, die sich aber nur dann in einen An~~sporn verwandelte, wenn ihre Gegner sich mit ihrem Leben gegen ein unerträgliches System einzusetzen Mut und Chancen hatten. Und eine siegende Sache wurde in Europa und Kleinasien immer daran erkannt, daß sie ihre Gegner ihren Triumph erleben ließ.

Die Menschen sind weder Ameisen noch Bienen. Kein Kollektivismus der Welt kann diese Grundtatsache der Biologie umstoßen. Ich mache die lächerlichen Märchen nicht mit, die man über die Verfahren der G.P.U. seit zwölf Jahren verbreitet. Um so schärfer verurteile ich die Verfälschung der sozialistischen Idee, die eintritt, wenn man sich berechtigt glaubt, um der Befreiung einer Klasse willen Individuen scharenweise sterben zu lassen. Jeder Mensch hat das Recht, sein eignes Leben freiwillig für Ideen zum Opfer zu bringen; aber jeder Mensch hat die Pflicht, gegen diejenigen zu kämpfen, die unter Aufwand hämmernder Suggestionen das Leben der Massen für Ziele vergeuden, die weder des Lebens noch des Sterbens würdig waren oder sind. Dies galt und gilt gegen die Gedankensysteme aller Imperialismen; die Methoden der gegenwärtigen russischen Parteileitung gegen Bürger und Oppositionelle (die Ausmerzung Trotzkis aus der Geschichte der russischen Revolution in der Sowjetgeschichtsschreibung wird uns bald zwingen, auch von einem proletarischen Imperialismus des russischen Staates zu sprechen). Wendete man sich unmittelbar an die werktätigen Massen, die genau wissen, daß schon eine Einsperrung oder Verbannung von drei Jahren eine furchtbare Schutzmaßnahme der Gesellschaft oder ein schreckliches Werkzeug im Klassenkampfe ist, so hätte man Aussicht, begreiflich zu machen, daß die im heutigen Rußland verhängten Höchststrafen einer zehnjährigen Einkerkerung oder Verbannung genügt hätten, um noch so schwere

Verbrechen gegen den Aufbau der Gesellschaft zu ahnden. Bei den Schreibern und Geistreichen, die bekanntlich keinerlei Phantasie haben, und die sich an der Ideologie und Phrasenwelt eines Kriegszustandes berauschen, den sie am eignen Leibe kaum kennen gelernt haben, hat das wenig Aussicht auf Erfolg.

Ich schreibe diese meine Überzeugung nieder und stelle Ihnen die Verlesung anheim, ohne mir über ihre Wirkung große Illusionen zu machen. Aber gesagt werden muß das, von dessen Richtigkeit man überzeugt ist, wenn man dazu aufgefordert wird, damit man weiterarbeiten kann, ohne von innern Stimmen abgelenkt zu werden.

Young-Revision, deutsches Schicksal

von Felix Stössinger

Am 14. September 1930 haben siebenzehn von fünfunddreißig Millionen Deutschen in den Reichstag Vertreter gesendet, die von der Regierung die Zerreißung, Aufhebung oder sofortige Revision des Young-Plans fordern und die sich am 29. Oktober 1930 im Auswärtigen Ausschuß nur über ihren Willen, nicht über den Weg zur Young-Revision einig waren. Fast auf den Tag neun Monate, nach dem eine deutsche Mehrheitsregierung freiwillig mit den Vertretern der siebzehn stärksten Mächte der Welt ein Abkommen getroffen hatte, das in seinem ersten Absatz ausdrücklich als „eine vollständige und endgültige Regelung der Reparationsfrage" bezeichnet wird, sprach sich der neugewählte Reichstag, verschieden in den Motiven, einig im Ziel, gegen die von der deutschen Regierung übernommene und unterschriebene „feierliche Verpflichtung die im Neuen Plan vorgesehenen Annuitäten zu zahlen" aus. Nicht eine einzige Partei hat von der Regierung verlangt, die übernommene Verpflichtung als eine „vollständige und endgültige Regelung der Reparationsfrage" zu betrachten. Aber auch nicht eine einzige Partei hat ausgesprochen, welchen Teil des Young-Plans sie revidieren, mit welchen Partnern und gegen welche Partner sie zu arbeiten gedenkt. Die Redner aller Parteien warfen sich gegenseitig vor, keinen Revisionsplan zu haben. „Haben Sie denn schon einen Revisionsplan?" fragte der Sprecher der Nationalsozialisten Ernst Graf zu Reventlow seine Gegner. „Haben Sie einen?" fragte ihn Wilhelm Sollmann. Man könnte danach glauben, daß das deutsche Volk und der deutsche Reichstag einfach im Prinzip gegen den Young-Plan sind, aber keine Vorstellung von der Young-Revision haben. Gegen diesen Vorwurf muß man den Reichstag in Schutz nehmen. Wie stets seit 1918 kennt das politische Wollen Deutschlands nur eine entschiedene Orientierung, die gegen Frankreich. Für alle Gruppen, die in Deutschland politisch denken, von Hitler über Thomas Mann bis Torgler, ist Frankreich der Duellgegner schlechthin. Diese Tatsache ist

erschütternd. Solange sie besteht, hat Deutschland keine Aussicht, sein Recht auf Leben und Freiheit zu erwerben. Denn darüber können auch wir keinen Zweifel offen lassen, nicht siebenzehn sondern fünfunddreißig Millionen Deutsche und alle Stimmberechtigten Europas sollen gegen den Young-Plan stimmen. Sie alle sollen jene Young-Revision fordern, die allerdings grade der Young-Plan zum ersten Mal offiziell fixiert hat: die Streichung der Kriegsschulden Europas an Amerika. Daß drei europäische Generationen bis zum 31. März 1988 schuften sollen, um die Rechnungen der amerikanischen Kriegsgewinnler zu bezahlen, um die Rechnungen zu begleichen für die Uniformen, in denen Amerikas Verbündete für die gemeinsame Sache verblutet sind, diese Forderung allein ist eine welthistorische Schamlosigkeit. Die Aufgabe der Young-Revision ist es, gegen diesen Teil des Neuen Plans, der mehr als siebzig Prozent aller Zahlungen umfaßt, die Parteien aller europäischen Parlamente zu einigen. Wer diese Young-Revision verhindert, macht sich der Versklavung Deutschlands und Europas an amerikanische „Börsenfürsten" schuldig.

Von allen Parteien, die eine Revision je nach ihrem Parteiprogramm instinktmäßig oder bewußt in Opposition zu Frankreich anstreben, gefährdet keine die Revision in solchem Maße, wie die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Keine lebt so wie sie vom Chauvinismus gegen Frankreich und vom Bankrott der Wirtschaft, also von dem, was die wirkliche Young-Revision mit Sicherheit verhindert. Die Nationalsozialisten geben vor, gegen den Wirtschaftsverfall zu kämpfen, in Wahrheit glauben sie, mit ihm zugunsten der Young-Revision „operieren" zu können. In keiner deutschen Zeitung fand ich die Sätze wiedergegeben, mit denen Gregor Straßer offen in seiner Reichstagsrede jede deutsche Sanierung bekämpft hat: „Es ist gradezu ein Verbrechen, wenn man diese Sanierung als die Voraussetzung zu einer Revision der Verträge bezeichnet. Meine Herren, wenn wir saniert sind, dann pfeift uns die Welt auf die Revision. Nützen Sie doch die heutige Verzweiflung der deutschen Nation! Operieren Sie damit! Dann erhalten Sie Verbesserungen. Wenn Sie saniert sind, nie mehr!" Wenn Straßer in diesen Sätzen nichts andres getan hätte, als den schuldhaften Bankrott der deutschen Wirtschaft zur Prellung der Gläubiger zu empfehlen, so wäre das nichts andres als die Übertragung eines alltäglichen Kriminalfalls auf die Politik, als die Rückkehr zur Inflation. In Wahrheit enthalten diese Sätze den schlimmsten Verrat an der Young-Revision. Bekennt nicht Straßer in ihnen, daß Deutschland, wenn es saniert ist, zahlen kann? Bedeutet das etwas andres, als die Young-Revision bloß aus finanziellen, statt aus moralischen Gründen zu fordern. Der kontinentaleuropäische Sozialismus ist hundert mal revisionistischer als der Nationalsozialismus. Denn wir erklären: selbst wenn Deutschland unter Einsatz aller seiner Kräfte zahlen könnte, wäre das noch lange keine Rechtfertigung der amerikanischen Ansprüche.

Es ist kein Zufall sondern das Natürlichste von der Welt, daß die Partei, die dem Geist moralischer und vollständiger Young-Revision am fernsten steht, schnell zum erklärten Liebling Englands geworden ist. Unsre anglophile Presse, das heißt also unsre ganze Presse, macht verschämt glauben, daß nur die Zeitungen Lord Rothermeres Adolf Hitler verhätscheln. An und für sich wäre das übergenug. Als die Presse Rothermeres die britische Imperiumspolitik sich zu eigen machte, lachte dieselbe deutsche Presse aus vollem Hals. Wenn sich heute die britische Dominienkonferenz mit dem britischen Reichsproblem ganz im Sinne Rothermeres zumindest beschäftigt hat, so beweist das wohl zur Genüge, daß die Presselords ernster zu nehmen sind, als unsern Anglophilen paßt. Die ‚Daily Mail' mag das schmutzigste Maul Englands sein, aber aus ihm wird kaum ein Satz kommen, der dem englischen Anspruch auf Weltherrschaft und Schiedsrichtertum im Wege steht. Inzwischen hat aber der Korrespondent der wahrlich nicht antienglischen ‚Kölnischen Zeitung' am 15. Oktober telegraphisch geklagt: „wenn man allein auf englische Blätter angewiesen wäre, so müßte man zu der Ansicht kommen, als ob in Deutschland außer den Nationalsozialisten keine andre Partei eine irgendwie nennenswerte Bedeutung mehr habe". Das heißt doch wohl, daß die Engländer vor allem die Herrschaft der Nationalsozialisten wünschen. Stände übrigens Rothermere mit dieser Vorliebe allein, dann würde ihm die amerikanische Konkurrenz nicht jedes Wort Hitlers mit einem Dollar wegkaufen. Ein englisches Blatt hat den Nationalsozialisten das höchste Lob gespendet, das Briten zu vergeben haben. Sein Korrespondent drahtete nämlich, die Nationalsozialisten wirkten bei ihrem ersten Auftreten im Reichstag wie „englische Kolonialsoldaten". Wundervoll! Auch in Amerika wirken die Nationalsozialisten so, wie sie es wünschen. Reventlow hat in seiner zitierten Reichstagsrede öffentlich Hjalmar Schacht gedankt, daß er die nationalsozialistische Partei drüben „auf das Wirksamste vorgeführt und dargestellt hat". (Diese Sätze fand ich auch in keiner berliner Zeitung. Wäre es nicht an der Zeit, solche Parlamentsberichterstatter in die Inseratenabteilung oder ins Botenzimmer zu versetzen?)

Die angelsächsische Sympathie für die Nationalsozialisten bedarf nicht für Kontinentalpolitiker, wohl aber für alle andern einer Erklärung. Die Nationalsozialisten stehen in schroffer Front gegen Frankreich und sichern auf diese Weise der angelsächsischen Welt die mehr als siebzig Prozent der Tribute, die sie vom Neuen Plan erhält. Außer dieser Tributsicherung garantiert die nationalsozialistische Politik der englischen Gleichgewichtspolitik den europäischen Unruheherd, auf den diese Politik angewiesen ist. Der englischen Wirtschaft blüht die Hoffnung auf eine Wiederkehr der Vorteile, die sie vom Ruhrkrieg hatte, wie die deutsche vom englischen Generalstreik, und die sie auch erwarten darf, wenn in einem Korridorkrieg Oberschlesien in Flammen aufgeht. Noch größer als der wirtschaftliche Vorteil ist der politische. Millionen Deutsche wollen das noch immer nicht begreifen, obwohl sich die Engländer nicht im geringsten scheuen, diese Vorteile

offen zu erörtern, sicher, daß solche Gedanken durch ein deutsches Ohr hinein — und durch dasselbe wieder hinausgehen. Unverhüllt bekennt Lord d'Abernon, der jahrelang der wahre Leiter der deutschen Politik war, in seinen Memoiren über Locarno bei Betrachtungen über die englische Politik der Spaltung Europas, „daß der unmittelbare Vorteil für England weniger ersichtlich ist, aber der mittelbare Vorteil, zum Schiedsrichter zwischen Frankreich und Deutschland zu werden, uns eine Stellung von gewaltigen Möglichkeiten gibt. Er macht uns zu einem beherrschenden Faktor der europäischen Politik". Aus diesen Sätzen geht wohl zwingend hervor, daß England die Interessengegensätze der kontinentalen Mächte braucht und deswegen schürt. Wo keine Gegner, da kein Schiedsrichter mit seinen „gewaltigen Möglichkeiten".

Der Interessengegensatz, den England in Europa braucht, ergibt sich ihm seit zwölf Jahren aus der Verhetzung von Deutschland und Frankreich um der Reparationen willen. England hatte das größte Interesse, den Weltkrieg durch den Reparationskrieg abzulösen, und es hat verstanden, alle Möglichkeiten auszunützen, die aus diesem Gegensatz erwuchsen. Wenn es einmal möglich sein wird, den ganzen Schutt von Unwahrheiten wegzuräumen, mit dem heute noch der Weg zur wirklichen Young-Revision blockiert ist, dann wird das deutsche Volk mit Schaudern erkennen, daß der zwölfjährige Reparationskrieg Deutschland nicht weniger geschädigt hat, als der vierjährige Weltkrieg, und daß dieser Reparationskrieg von Deutschland gegen alle seine eignen Interessen allein im Interesse Englands geführt worden ist. Wer den „Weg der Reparation von Versailles über den Dawes-Plan zum Ziel" in der Darstellung Carl Bergmanns, des deutschen Reparationskommissärs, verfolgt, den er in seinem schon vor vier Jahren erschienenen, aber noch lange aktuellen Buch gleichen Titels (Frankfurter Sozietätsverlag) aufgezeigt hat, der erlebt die erschütterndste Tragödie der deutschen Geschichte. Es ist ein Tollhaus, in dem wir seit zwölf Jahren leben, und aus dem wir endlich heraus müssen. Man kann Bergmann wahrhaftig nicht den Vorwurf machen, daß er die Dinge einseitig darstellt. Aber auch der Blindeste muß erkennen, daß Erleichterung für Deutschland in diesen zwölf Jahren unter den gegebenen Verhältnissen aus den französischen Reparationsplänen kam, alles, aber auch alles Unheil aus den englischen. Erschütternd, wie wenig noch immer die Öffentlichkeit von diesen Dingen weiß, in welchem Maße selbst Politiker, deren Hauptgebiet die Reparationsfrage ist, von dem Geschehenen, von dem Möglichen, keine Ahnung haben. Es gibt für die Tragödie dieser zwölfjährigen Irrungen kein andres Wort. Das, was Frankreich und England in diesen zwölf Jahren stets gewollt haben, muß aber auch weiter den Inhalt der Reparationspolitik beider Länder ausmachen. Es ist daher ganz sinnlos, von Young-Revision zu reden und Reparationspläne zu schmieden, wenn man die Gegensätze der französischen und englischen Reparationspolitik nicht kennt und nicht ins Kalkül stellt.

Frankreichs Reparationspolitik basiert auf Reparation der Kriegsschäden, Englands auf Erhaltung der Kriegsschäden oder ihrer Erneuerung mit andern Mitteln. Frankreich will Reparation durch deutsche Sachleistungen. England durch deutsche Barzahlung in Devisen. Die französischen Reparationspläne von Seydoux und Le Troquer, von Deutschland verhöhnt oder totgeschwiegen, sehen vor, daß Deutschland bis zu zweiundfünfzig Prozent seiner Gesamtverpflichtungen, das sind die Gesamtansprüche Frankreichs aus jedem Reparationsplan, in Waren liefern soll; wiederholt wird vorgeschlagen, daß Frankreich diese Sachlieferungen mit Bezahlung der ausländischen Rohstoffe bevorschußt. England sabotiert die Sachlieferungen und erdrückt sie fast ganz im Young-Plan, indem sie nur noch fünf Prozent der Gesamtleistungen ausmachen. Frankreich drängt auf Verbindung der Schuldner untereinander. Es propagiert die Solidarität des Gesamtkontinents gegen die amerikanischen Kriegsgewinnler. England sprengt diese Front. Frankreich verweigert jahrelang die Anerkennung der amerikanischen Kriegsgewinne. England anerkennt sie schnell und überraschend, wird deswegen von Deutschland als Gentleman gefeiert, ist aber von Anfang an entschlossen, die Bezahlung seiner Schulden Deutschland aufzuzwingen und damit seinen Wiederaufstieg für sechzig Jahre zu verhindern. Jahrelang hat vergeblich Frankreich unter der journalistischen Führung Jean Herbettes im ‚Temps' die europäische Schuldnerfront gegen die angelsächsische Gläubigerfront gefordert. Ich selbst habe diese Politik in der ‚Weltbühne' vom 18. November 1924 ausführlich dargestellt und die Revision des Dawes-Plans nach dieser Richtung hin propagiert. Hat man vergessen, wie damals die ganze deutsche Presse vor Wonne platzte, wenn sie falsch oder wahr behaupten konnte, Amerika „drängt" Frankreich zur Zahlung? Wie wir Amerika scharf machten, den Franzosen ja nur nichts zu schenken, immer in der blöden, sinnlosen Hoffnung, daß uns England vor der Zahlung schützen werde, die es von uns zu fordern längst entschlossen war. Es mußte erst zum Abschluß des Neuen Planes mit seinen klaren, eindeutigen Zahlungstabellen kommen, damit in Deutschland in einigen wenigen Kreisen ein Licht darüber aufging, daß ja gar nicht Frankreich unser Hauptgläubiger ist sondern Amerika. Zwölf Jahre haben wir dagegen gekämpft, daß Frankreich ja keinen entscheidenden Einfluß in der Reparation gewinne und stets den wahren Hauptgläubiger Amerika bestürmt, eine „unabhängige" Entscheidung zu treffen. Das Tollste in diesem Tollhaus war es doch, als die deutsche Regierung am 24. April 1921 unter Umgehung Frankreichs Harding zum Schiedsrichter anrief und sich erbötig machte, fünfzig Milliarden Goldmark zu bezahlen und außerdem, man höre, die Schulden der Alliierten an die Vereinigten Staaten, von deren Höhe es offenbar keine Ahnung hatte. Und das im selben Jahr, in dem Frankreich Deutschland unzählige Mal aufforderte, mit ihm gemeinsam für die Streichung der Kriegsschulden zu wirken. Vergebens.

Man muß schon sagen, daß Deutschland durch seine angelsächsischen Illusionen in den Zustand vollkommener Un-

zurechnungsfähigkeiten gekommen ist. Die maßgebenden Persönlichkeiten wußten und wissen, daß Frankreich mit Deutschland zusammengehen will. Staatssekretär Carl Bergmann berichtet ja selbst, daß Frankreich seit 1920 wiederholt die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland wünschte. Während Rathenau in London sich den Intrigen Lloyd Georges gegen Frankreich zur Verfügung stellte, weilte Bergmann in Amerika und verhandelte mit Franzosen, die sich erbötig machten, für Deutschland bei Morgan einen Kredit zu erwirken! Das alles klingt wie Tollhaus, und ist es auch. Wenn wir in den ‚Sozialistischen Monatsheften' England beschuldigten, Deutschland von seinen wahren Interessen durch Illusionen abzulenken und es stets rücksichtslos seinen eignen Interessen zu opfern, wurden wir grade von denen, die wußten, daß es wahr ist, des Englandhasses beschuldigt. Nun, es fällt wirklich schwer, den englischen Imperialismus nicht zu bekämpfen, der Deutschland und Europa in solchem Ausmaß geschädigt hat. Ist die Geschichte des londoner Ultimatums nicht ebenfalls ein Kapitel aus dem Tollhaus? Bergmann erzählt klar und eindeutig, daß der deutsche Außenminister Walter Simons von den Freunden Lloyd Georges auf sehr direktem Wege am Vorabend der londoner Konferenz gewarnt worden ist, mehr als dreißig Milliarden zu bieten. Lloyd George wünsche es nicht. Nur um den englischen Intentionen zu genügen, hielt Simons ein höheres Angebot zurück. Die Folge: „donnernde Anklagerede" Lloyd Georges, londoner Ultimatum vom 7. März 1921 auf Zahlung von 132 Milliarden, Besetzung von Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort, nach Bergmann die Grundlage zur Besetzung des Ruhrgebietes.

Prüfen wir nicht, welche Vorteile Deutschland durch den Verzicht auf die Zusammenarbeit mit Frankreich verloren hat. Es konnte eine Welt gewinnen und hat auf sie verzichtet. Aber vergleichen wir doch einmal, was denn nun Deutschland nach Annahme des Neuen Plans als Erfolg seiner angelsächsischen Reparationspolitik buchen darf.

Nach dem londoner Ultimatum sollte Deutschland ab 1921 132 Milliarden zahlen. Nach dem Neuen Plan zahlt es ab 1930 116 Milliarden. Bewußt wird verschwiegen, daß das londoner Ultimatum nicht den Kapitalswert der Reparationsschuld sondern eine sehr komplizierte und undurchsichtige Aufrechnung darstellt. Man macht glauben, daß der Unterschied zwischen dem londoner und dem haager Zahlungsplan enorm ist. Staatssekretär Bergmann hat aber den Kapitalwert des londoner Diktats auf 50 Milliarden geschätzt. Der Kapitalwert des Neuen Plans wird offiziell auf 36 Milliarden berechnet. Eine Nachprüfung des ‚Magazins der Wirtschaft' vom 6. Juni 1929 errechnet 44,4 Milliarden, eine Zahl, die auch ein Kenner vom Range Ludwig Quessels akzeptiert. Zwischen London und Haag liegen aber neun Jahre gewaltiger Reparationsleistungen, der Ruhrkrieg, dessen Finanzierung uns minimal 13, maximal 20 Milliarden Goldmark gekostet hat, und die Inflation, deren Schadenssumme nicht feststellbar ist.

Schluß folgt

Der unauffällige Gummiknüppel von Bruno Frei

Am 25. September wurde vom Schöffengericht Potsdam der Hilfserzieher Wilhelm Rübe vom städtischen Landeserziehungsheim Struweshof wegen Mißhandlung des jugendlichen Heiminsassen Hans Klewe zu hundert Mark Geldstrafe verurteilt. Am 28. April hat das Schöffengericht Neumünster den Leiter der Erziehungsanstalt von Ricklingen Zimdars und die Erzieher Christopfer und Lemke wegen Mißhandlung der ihrer Obhut unterstellten Jugendlichen zu zwei, respektive vier Monaten Gefängnis verurteilt. Die Mißhandlung von Fürsorgezöglingen durch den Direktor des Erziehungsheims Scheuen, Straube, beschäftigt noch die Gerichte. In den Interpellationen der Landtagsabgeordneten Deter und Neddermeyer in den Sitzungen des Preußischen Landtages der Jahre 1929/30 gibt es mindestens hundert namentlich angeführte Fälle von Mißhandlungen Jugendlicher in Fürsorgeheimen. In der Sitzung vom 27. Februar 1929 allein hat der Abgeordnete Neddermeyer Bezug genommen auf sechzig Briefe und ungefähr sechzig mündliche Mitteilungen in Fürsorge-Erziehungsheimen mißhandelter Jugendlicher.

Unternimmt man den Versuch, die Rechtslage zu klären, festzustellen, wie weit ein Prügelverbot besteht, wie weit das Züchtigungsrecht beschränkt ist, so verirrt man sich bald in einem Gestrüpp von widerspruchsvollen Weisungen, von denen eine die andre aufhebt. Es gibt kein zweites Gebiet, in dem der Riß zwischen moralisierender Theorie und unmoralischer Praxis so tief ist, wie hier. Der Minister sieht ein, aber er ordnet an; dann hebt er seine eigne Anordnung wieder auf, statuiert aber sofort eine Ausnahme von der Aufhebung. Alles zerrinnt in einer Sauce von unverbindlichen Redensarten und nur eines ist fest und sicher: Es wird weiter geprügelt.

Am 1. April 1926 nimmt der Preußische Minister für Volkswohlfahrt einen großen Anlauf. Er richtet einen Erlaß an die Oberpräsidenten, dessen erstes Kapitel aus elf Punkten besteht. In Punkt 2 erinnert der Minister an die preußische Ausführungsanweisung zum Reichsjugendwohlfahrtsgesetz, wonach das Ziel der Fürsorgeerziehung „der an Leib und Seele gesunde, von Gemeinsinn erfüllte tüchtige Mensch ist." „Dieses Ziel", sagt der Minister, „ist noch nicht gesichert, wenn der Jugendliche unter äußerm Zwang Fleiß und Wohlverhalten betätigt. Nachhaltiger Erfolg ist nur dann zu erhoffen, wenn es gelingt, den Jugendlichen auch innerlich zu festigen, seinen Willen auf das Gute zu lenken und ihn zur Selbsterziehung anzuleiten."

Diesen weisen Worten des Punktes 2 folgt nach gewundener Überleitung Punkt 8, welcher lautet: „Gleichwohl muß unbeschadet der rechtlichen Zulässigkeit die körperliche Züchtigung, sofern auf sie nicht ganz verzichtet werden kann, auf die schwersten Verfehlungen beschränkt bleiben. Sie kommt auch hier nur dann in Frage, wenn die Anwendung andrer Erziehungsmittel keinen Erfolg verspricht."

Am 12. Juli 1929 besinnt sich der Herr Minister eines Bessern. In einem neuen Erlaß ordnet er, unter Aufhebung

der entgegenstehenden Bestimmungen des frühern Erlasses an, daß die körperliche Züchtigung nur bei männlichen Zöglingen im Alter von acht Jahren bis zur Beendigung der Schulpflicht gestattet ist. Mädchen, gleichviel welchen Alters, Knaben im vorschulpflichtigen Alter, sowie im ersten und zweiten Schuljahr und schließlich schulentlassene männliche Zöglinge dürfen nicht körperlich gezüchtigt werden. In der Begründung des Erlasses liest man mit Genugtuung die goldenen Worte: „Seit dem letzten Erlaß hat sich in der pädagogischen Theorie und Praxis immer mehr die Einsicht durchgesetzt, daß die Strafe der körperlichen Züchtigung weniger nützt, als schadet und deshalb als Erziehungsmittel grundsätzlich zu verwerfen ist". Dieser Erlaß mit seinen goldenen Worten wurde veröffentlicht und als ein Beweis der humanen Gesinnung republikanisch-demokratischer Staatsdoktrin gebührend gefeiert.

Leider wurde nicht veröffentlicht, daß der Preußische Minister für Volkswohlfahrt Hirtsiefer am 10. Juli 1930 an den Herrn Landeshauptmann von Stettin einen weitern Erlaß gerichtet hat, der allen Landeshauptleuten zur Kenntnis gebracht wurde. In diesem Erlaß nimmt der Minister auf Vorkommnisse im Provinzialerziehungsheim von Neu-Stettin Bezug und schließt nach vielerlei Ach und Wehe und mancherlei Wenn und Aber: „Deshalb läßt sich nichts dagegen einwenden, daß die Erzieher, wenn gehäufte Widersetzlichkeiten, Drohungen oder Hetzereien die dringende Gefahr von Gewalttätigkeiten der Zöglinge begründet erscheinen lassen, in geeigneter Weise, zum Beispiel mit unauffällig getragenem Gummiknüppel, bewaffnet werden."

Die Erzieher sind in keiner beneidenswerten Lage. Sie müssen Rücksicht nehmen auf das Reklamebedürfnis einer human sein wollenden Demokratie, und deshalb müssen sie deren Gummiknüppel „unauffällig" tragen. Hier haben wir die Wurzel des Übels. Die offizielle Prügelfeindschaft ist eine konventionelle Lüge, eine erzwungene Verneigung vor Pädagogik und Psychologie. Aber der Gummiknüppel bleibt offizielles Inventar. „Unauffällig zu tragen."

Wie der Herr, so das Gescherr, wie das preußische Ministerium, so das berliner Landesjugendamt. Das Landesjugendamt hat schon auf Grund des Erlasses vom 1. April 1926 in besondern Richtlinien bestimmt: „jede körperliche Züchtigung (auch Ohrfeigen, Schläge auf den Kopf, Stoßen, Ziehen am Ohr), Arrest, Kostschmälerung (das heißt Abzug der normalerweise verabreichten Lebensmittel) kommen danach nicht in Betracht." In einer besondern Erklärung, die jeder Beamte, Angestellte und Arbeiter des Städtischen Fürsorgewesens unterschreiben muß und die zu den Personalakten genommen werden, heißt es wörtlich: „Mir ist bekannt gegeben worden, daß jede körperliche Züchtigung in städtischen Anstalten, Heimen und bei Überführungen verboten ist und daß Zuwiderhandlungen gegen diese Anordnungen disziplinarische Bestrafung nach sich zieht." Soweit die Theorie des Magistrats. In der Praxis sieht es so aus, daß gerichtsnotorisch bewiesen werden wird, daß die Gummiknüppel, die in Scheuen bei der Niederschlagung der „Revolte" verwendet

wurden, im Auftrag des Landesjugendamtes angeschafft worden sind. In der Praxis sieht es so aus, daß das Landesjugendamt ein Gesuch an das Ministerium leitet, in dem die Weiterverwendung des wegen Mißhandlung bestraften Erziehers Rübe gefordert wird. Rübe erzieht weiter.

Versteht man jetzt, warum weiter geprügelt wird? Das Prügelverbot, sofern es besteht, könnte hundertprozentig erzwungen werden; richtet es sich doch an eine besondere Schicht von Staatsbürgern, nämlich an Beamte, die dazu da sind, behördliche Vorschriften auszuführen, ihre Ausführung zu überwachen oder zu erzwingen. Nur ein Beamter, kein gewöhnlicher Untertan, kann in die Lage kommen, das Prügelverbot, sofern es besteht, zu übertreten. Wenn aber jeder Beamte weiß, daß das Prügelverbot nur ein dekoratives Ornament für die Öffentlichkeit bedeutet, daß die vorgesetzte Behörde selbst in ihrer Praxis das Verbot mißachtet, wenn er die schauerliche Unlogik der ministeriellen Widersprüche liest, — wie soll da nicht weiter geprügelt werden?

Ist jemals ein Erzieher befördert worden, weil es ihm gelungen ist, prügellose Disziplin zu halten? Ist jemals ein Erzieher bestraft worden, bloß weil er geprügelt hat? Geprügelt wird an jedem Tag und an jedem Ort. Niemand schreitet ein. Geschieht wirklich einmal ein Unglück, kommt es zur Revolte, gibt es eine schwere Verletzung, einen Todesfall, oder was noch schlimmer ist, erfährt eine oppositionelle Zeitung von einer Mißhandlung und hetzt den Staatsanwalt gegen den Erzieher — dann tritt sofort der gutgeölte Apparat der behördlichen Vertuschung in Funktion.

Da lobe ich mir die ehrlichen Prügelfreunde! Es gehört Mut dazu, mehr Mut, als zu dem feigen System der doppelten Buchführung, die körperliche Züchtigung öffentlich zu verteidigen. So ein Prügelfreund geht aufs Ganze. Er nennt das Prügeln eine „Behandlung" und setzt je drei Schläge mit dem Rohr übergezogen einem Tage Arrest gleich. („Ärztliches zur körperlichen Züchtigung" von Dr. med. Hammer.) Der Katechismus dieser Prügelkunst hat für jedes Vergehen seine bestimmte Zahl Hiebe bereit und ein konsequentes Ritual der Auspeitschung. So fassungslos jeder, der in das Laboratorium der modernen Seelenkunde auch nur einen Blick getan, diese Auswüchse einer Psychopathenphantasie anstaunen muß, so steht man doch zuletzt beschämt vor der Notwendigkeit, die ehrlichen Prügelfanatiker um Entschuldigung zu bitten. Denn sie sind selbst längst auf die Schliche unsrer amtlichen Verlogenheit gekommen. Hammer, der bekannteste unter den Prügelfanatikern, schreibt: „Eine eigentümlich versteckte Form zu prügeln und öffentlich die Prügelung zu bestreiten, ist folgendes Verfahren: Man prügelt nicht selbst, duldet es jedoch, daß Kameraden einen Mitkameraden schlagen (Saalplatten)". Jedermann weiß, daß grade diese „Saalplatten" zur regulären Einrichtung der städtischen Fürsorge-Erziehungsanstalten zählen.

Wir glauben, es ist genug gelogen worden. Man bekenne endlich Farbe.

Der Mittler von Ignaz Wrobel

> Er (Hermann Löns) erzählte mir, sein Verleger wäre gekommen, hätte ihm ein Gedicht von Rainer Maria Rilke gezeigt und gesagt: „So etwas müßten wir auch mal haben!"
>
> *Meine Erinnerungen an Hermann Löns von Elisabeth Löns-Erbeck*

Diese Zeit steht im Zeichen des Kommissionärs — auch ihre Kunst wird von ihm regiert.

Wir unterscheiden zweierlei Arten von Vermittlern: den künstlerischen und den geschäftlichen Vermittler.

Von der Überschätzung des künstlerischen Mittlers — des Regisseurs, des Kapellmeisters — ist viel gesagt worden. Daß seine Schätzung gegen früher gestiegen ist, ist gerechtfertigt; die Werke des Theaters und des Kinos sind immer mehr zu falschen Kollektivkunstwerken geworden, bei denen jeder jedem drein redet und zum Schluß keiner schuld sein will, wenn es ein Mißerfolg geworden ist. Bei einem Erfolg wollen es alle gewesen sein.

Der künstlerische Vermittler drängt das Werk und den Urheber des Werkes völlig an die Wand; das Werk wird Anlaß und Vorwand. Es ist ja ganz gut und schön, daß Beethoven und Shakespeare gelebt haben — vorneweg aber marschieren Karlheinz Martin und Furtwängler, Reinhardt und Bruno Walter. Der Vater des Werkes wird nicht gefragt, sein Wille gilt nichts, sein Kind ist nun im Waisenhaus, und der Vorstand wird das Kind schon schaukeln. Sie dichten auch mit, die Herren, sie lassen fort und fügen ein — sie haben Vaterstelle übernommen.

Zu dieser erfreulichen Gesellschaft der „plurium" gesellt sich der Schauspieler, der heute, wie in allen Zeiten bürgerlicher Schwäche und behördlicher Diktatur, maßlos überschätzt und in seinen Spitzenleistungen ebenso überzahlt wird. Das führt zum Startum, und da die meisten Schauspieler gar nicht imstande sind, ohne die Führung eines gebildeten Tyrannen in den Geist eines Stückes wirklich einzudringen, erleben wir die Vergewaltigung von Kunstwerken oder ihre Ersetzung durch Trapeze, die eine „Wirkung" garantieren. Der Satz Reinhardts: „Das Theater gehört dem Schauspieler" ist gefährlich und noch dazu unrichtig: der Schauspieler sei Diener am Werk. (Freilich muß eines da sein.) Was der Schauspieler heute treibt, ist in fast allen Fällen Herausstellung der eignen Person, und das ist begreiflich; aber er tut es auf Kosten des Dichters, und das ist ungehörig. Sie scheren sich den Teufel um die Absichten des Dichters — wenns gut geht, um die des Regisseurs, der wiederum seinerseits auf das Opus pfeift, das er da in Szene setzt. Sie sprechen kaum die Sätze ihrer Rolle — „Da sage ich einfach ..." und dann kommt irgend eine Monstrosität, an die der Dichter nicht im Traum gedacht hat. Aber es „wirkt". Es ist eine leerlaufende Schauspielkunst: in den meisten Fällen versteht der Geschäfts-Schauspieler nicht, was er spricht, es ist ihm auch völlig gleichgültig — er sagts aber schön auf. Früher hat man mit den Rrs gerollt — heute zerlegen sie den unverstandenen Text in tausend kleine und grobe Einzelwir-

kungen, grob noch in der Diskretion. So ist auch ihr übertrieben großer Einfluß auf das Repertoire und den Wortlaut der Stücke von größtem Übel. Ein Star ist ein miserabler Dramaturg.

Aber so, wie der Urheber des dramatischen Werks auf den Schauspieler herunterkommt, passiert jeder Künstler eine andre Leidensstation, die weit, weit gefährlicher, peinlicher, übler und hemmender ist: er kämpft mit dem geschäftlichen Vermittler.

Der Mann, der aus dem Kunstwerk eine Ware macht, also für den Produktionsprozeß in der Kunst unerläßlich notwendig ist, hat seit langem seine Grenzen überschritten — er maßt sich heute Rechte an, die ihm nicht zustehen, und deren Ausübung nur dadurch erklärt werden kann, daß die Zeiten härter geworden sind. Die Kommissionäre im Bilder- und Antiquitätenhandel verdienen ein eignes Kapitel. Der Kaufmann ist nicht mehr dienendes Glied in der Kette, nicht mehr gleichberechtigter Faktor auf dem weiten Weg zwischen Künstler und Publikum: er herrscht. Wie macht er das?

Er macht das elend schlecht.

Wir wissen alle, daß tüchtige Buchverleger, Filmkaufleute und Theaterdirektoren den Künstlern manche Anregungen gegeben haben; es sind nicht die schlechtesten Werke der Weltliteratur, die „auf Bestellung" zustande gekommen sind. Das sind zur jetzigen Zeit blanke Ausnahmen; der Unternehmer, der dem Künstler in sein Werk hineinredet, von dem er wenig versteht, ist längst kein Anreger mehr. Er ist ein Hemmschuh.

Damit es hier nun keine Mißverständnisse gibt: ich glaube nicht daran, daß etwa die unentdeckten Talente haufenweise herumlaufen, nur, weil die Kaufleute grobkalibrige Dummköpfe sind. Das ist nicht richtig. Genies können untergehen; Talente kommen hoch — man braucht sie nämlich und man ist meist froh, wenn man sie hat. Jeder Mann vom Bau, der den Posteingang einer Redaktion und eines dramaturgischen Bureaus kennt, wird mir beistimmen, wenn ich sage: Man brauchte das Zeug eigentlich gar nicht zu lesen; man tuts aus Pflichtbewußtsein, verloren hat man da nicht viel. Die Talente werden also nicht im Dunkel gelassen.

Der Kaufmann sieht, was ein Talent ist, — er hörts mindestens von andern, er will ja den Erfolg, an dem er brennend interessiert ist. Aber er verdirbt die Talente. Das Schlimme ist, daß er, in der Literatur, am Theater und besonders im Film, den sogenannten Geschmack des Publikums zu kennen glaubt. Er kennt einen: den niedrigsten. Auf dem spekuliert er unaufhörlich herum — und er denkt und rechnet nur in Schablonen. Hat er einmal gesehen, daß im „Potemkin" eine Szene gewirkt hat, in der man nur Soldatenstiefel in der Großaufnahme sah, dann will er überall seine Soldatenstiefel haben. Er weiß, daß das vielbeschriene Dienstmädchen in Glauchau gern weint — nun will er seine weinerlichen Schmierszenen ... und im niedersten Bezirk der Kunst hat er damit recht.

Solange sie noch zynisch sind, gehts ja an. Einer dieser gehauten Jungen hat neulich einmal gesagt: „Hier an dieser

Stelle muß sich der Hufschmied verlegen herumdrehen und ein bißchen weinen ... das hat das Publikum gern." — „Warum hat das Publikum das gern?" fragte ein intelligenter Schauspieler. „Weils nicht wahr ist," sagte der Direktor. In Ordnung.

Der Film nimmt hier eine Sonderstellung ein. Er ist eine Industrie; wie Béla Balázs in seinem brillanten „Geist des Films" aufzeigt, eine, die ideologisch immer für das Kleinbürgertum arbeitet. Das hat nichts mit den ästhetischen Möglichkeiten des Films zu tun; es gibt sehr wenige Filme, die frei geschaffen worden sind, so frei etwa wie das Buch, das ja auch viel billiger herzustellen ist. In der Filmindustrie dominiert der Kaufmann uneingeschränkt, und so sieht sie ja denn auch aus.

Ebenso schlimm ist es beim Theater und in der Literatur, und es ist noch schlimmer, weil hier der bestehende Zustand umlogen wird. Hier ist der geschäftliche Leiter meist kein solcher Tropf wie die gleiche Nummer im Film, mit dem ja unsereiner kaum reden kann ... der Vermittler der literarischen und der dramatischen Kunst steht auf einer höhern Stufe als sein Kollege von der Filmindustrie. Sehr hoch ist diese Stufe auch nicht.

Ich möchte einmal sehen, was geschähe, wenn sich ein Künstler anmaßen wollte, dem Geschäftsmann in seine Bilanzen hineinzureden. Der würde mit Recht erwidern: „Herr, davon verstehen Sie nichts!" So ähnlich liegt der Fall umgekehrt: wenn man von den verschwindenden Ausnahmen jener absieht, die wirklich eine Nase für ihr Geschäft haben, die — wie der alte Lautenburg — wirklich wittern, wenn ein neuer Mann ankommt, der den großen Erfolg machen wird ... sieht man von solchen ab, dann bleibt ein Haufe ewig mißmutiger, aufgeregt-müder Menschen, vor denen sich der Künstler eine Frage zu stellen hat:

Mit welchem Recht kommandiert der Mann hier eigentlich herum?

Weil er Geld in das Unternehmen gesteckt hat? Weil er es geerbt hat? Weil er nun einmal da ist?

Wie sie in den Betrieb kommen, ist nicht immer klar. Welche anmaßenden Ansprüche sie erheben, ist lächerlich.

Ich habe in zwanzig Jahren Literaturarbeit allerhand gesehen. Fast immer saß mir da ein Kaufmann gegenüber, der Geld mit einer Sache verdienen wollte, von der er nicht viel wußte. Er wußte nur das Gröbste, und darauf war er sehr stolz. Fast immer haben wir mit Leuten zu tun, die vor allem nichts riskieren wollen, und das darf ich um so klarer aussprechen, als sie mich nicht schädigen, denn ich will nichts von ihnen. Sie gehen die breit ausgetretenen Bahnen, und dann wundern sie sich, wenn das Publikum nicht mitgeht. Macht einer einen Sportfilm, und hat der Erfolg, dann machen sie, Mann für Mann, Sportfilme, und zerstören damit die eigne Konjunktur, weil der Zuschauer diese Art Filme sehr bald satt bekommt. Und man muß sich vor solchen Verlegern, vor solchen Theaterdirektoren, vor diesen Filmkaufleuten nur immer fragen:

Ja, haben denn diese Männer so viel Erfolg, daß sie uns rechtens auf die Schulter klopfen dürfen, mit der Zigarre im Mund, und dem berühmten: „Lieber Freund, glauben Sie mir ..."? Ich glaube ihnen nicht; dazu gehen mir zu viel von ihnen pleite.

Sie machen aus ihren mehr oder minder kümmerlichen Bildungsbrocken das Maß aller Dinge. Sie halten ihren meist klobigen Verstand für das einzig mögliche Fundament, daher denn das von ihnen propagierte Kunstwerk sehr oft nicht über ein gewisses Niveau herauskommen kann, nämlich das ihre. Und das ist nicht hoch. Und wenn sie selbst etwas mehr Verstand und Bildung haben: wie feige ist diese Gesellschaft!

Fünf Proteste, und die Hosen sind voll. Etwas durchsetzen? Etwas der Masse aufzwingen? Ah, gar keine Spur. Und dabei spreche ich jetzt nicht etwa von gewagten und wilden Experimenten, sondern nur von harmlosen Abweichungen aus der Linie ... von Möglichkeiten, die einer gern ausprobieren möchte ... von Neuem ...

Sie bestehen aus Angst. Sie fürchten die Behörden, sie fürchten das Publikum und die Presse, sie fürchten die Frauen und die Stände ... und so schleift sich denn das, was sie produzieren, so unerträglich ab, daß es einem zermanschten Brei gleicht. Die Ufa ließ neulich triumphierend verkünden, sie habe den „Blauen Engel" erst einer Delegation des Preußischen Philologen-Verbandes vorgeführt, die denn auch begeistert gewesen sei (weil es ja ein solches Lehrerschicksal nicht gibt). Heinrich Mann hat das Buch, wenn ich nicht irre, damals keinem Verband vorgelegt.

Was sie machen, sieht, um das Wort eines Arbeiters anzuwenden, der vor dem Denkmal der Kaiserin Augusta stand ... „Es sieht so eenjal aus." Es ist alles dasselbe, und man mag gar nicht mehr hinsehen. Kein Wunder —, wenn man weiß, wie die aussehen, die es machen.

Sie sind nicht nur feige — sie sind, was damit eng zusammenhängt, auf das höchste unsicher. Es ist meine feste Überzeugung: wenn man einem von ihnen einen großen amerikanischen Schlager im Manuskript vorlegte, und zwar vor der amerikanischen Uraufführung: sie nähmen ihn nicht. Aber wenn es dann ein Schlager geworden ist, dann kaufen sie ihn für teures Geld — und wenn sie ihn selbst vorher abgelehnt und ihn dann die Amerikaner gekauft hätten (was vorgekommen ist). Das rührt daher, daß ihnen keine Vision des Werkes und ihrer Absichten vorschwebt. Und wenn ihnen einer vorher ihren eignen Film zeigen könnte, wie er nun nach allen ihren Tadeln, Nörgeleien, Einsprüchen und Schwierigkeiten werden wird: sie nähmen ihn wieder nicht und lehnten ihn ab. Was ihnen ein andrer anbringt, ist a priori schlecht. Solch Unternehmer ist unsicher und muß unsicher sein, denn er weiß nicht, was er will. Er kann es nicht wissen, denn er ist niemand. Er bedeutet für die Kunst selbst wenig.

Macht es Vergnügen, dieser Sorte etwas anzubieten? sie auf etwas aufmerksam zu machen? Es macht keinen Spaß; es ist uninteressant. Sie sagen auf alle Fälle zunächst einmal: Nein. Sie ermutigen niemand, sie dopen niemand — sie drük-

ken automatisch und verbreiten schlechte Laune um sich und Nervosität, die aber auch gar nichts mit dem „Tempo der Zeit" zu tun hat, sondern alles mit ihrer schlechten Verdauung, ihrer Angst und ihrer Unsicherheit.

Und dann muß man sehen, was sie machen!

Und dann muß man sehen, was sie bejahen, was sie für gut halten, was sie gern haben wollen! Es ist in den meisten Fällen das Plumpste, das Dickste, das Platteste — das geht ihnen ein wie Butter.

Es bleibe hier ausdrücklich außer Betracht, was an dieser Frage eindeutig politisch ist. Daß Hugenberg keinen Film für Rußland macht, nimmt niemand Wunder. Daß aber diese aufgedonnerten Unternehmungen der Kunstbranche, wie sie gebacken und gebraten sind, dem Künstler grundsätzlich das Verspielte austreiben, ihm die kleinen Verzierungen abschlagen, ihm im Werk die Stille nehmen, die Feinheit und das Kräftige dazu — das ist bitter. Was bleibt? Das Schema bleibt.

Und das ist so, weil diese Art Kaufmann in seinem Betrieb eine Rolle spielt, die ihm nicht zukommt. Zu diesen Kunstkaufleuten gehören übrigens genau die, die sich durch diese Zeilen nicht getroffen fühlen — grade sie. Wie ja ein Halbgebildeter immer gefährlicher ist als ein Kuhkopf.

Natürlich soll der Kaufmann, der sein Geld aufs Spiel setzt, eine Schlußentscheidung abgeben; darüber ist ja nicht zu sprechen. Aber er delegiere seine Macht und höre auf Leute, die das gelernt haben, was er treibt, ohne es gelernt zu haben. Es kauft ja auch keiner Dachpappe ein, ohne selber in dieser Branche Lehrling gewesen zu sein oder ohne sehr gute Fachleute gefragt zu haben — sonst meldet er eben Konkurs an.

Diese Brüder da aber haben zu allem andern auch noch einen geistigen Hochmut, der durch die Komplimente der Künstler, die sie in Sold und Bewegung setzen, gefördert wird, und das ist schade. Es ist schade, daß ihnen nicht einmal jemand sagt:

„Käse verkaufen ist eine nützliche und vernünftige Sache. Auch dazu gehören Verstand, Schnelligkeit der Entschlußkraft, Kombinationsgabe und Überblick. Den hat aber der Kaufmann von heute nicht gepachtet — viele Menschen haben diese Gaben. Du jedoch, du Kunstkaufmann, bist gar keiner — sondern ein verrutschter Konfektionär, entlaufen aus einem Getreidegeschäft oder aus dem Tuchhandel oder Gott weiß woher. Du bist nicht legitimiert, mit uns so umzuspringen — du hast nur das Geld, es zu tun. Begegne mir im Mondschein."

So spricht kaum einer, weil fast jeder diese Vermittler braucht. Es darf gesagt werden, daß sie ihre Stellung überschätzen und überschreiten und daß sie ihre Arbeit lange nicht so gut tun wie jene, deren Arbeit sie vermitteln.

Vermitteln ist nötig; aber es ist in den seltensten Fällen eine produktive Sache. Diese Tätigkeit wird überschätzt. Wesentlich für ein Kunstwerk sind Urheber und Empfänger. Was dazwischen liegt, ist ein notwendiges Übel.

Der Geist des Films von Rudolf Arnheim

Béla Balázs hat über Filmkunst schon geschrieben, als es noch gar keine gab. Und jetzt, wo es schon keine mehr gibt und wir ihrer Auferstehung harren, greift er sein Thema in einem neuen Buch auf. („Der Geist des Films", erschienen im Verlag Wilhelm Knapp, Halle, der das broschierte Exemplar — 217 Seiten ohne Bilder — für acht Mark verkauft.) Er kennt den Film nicht nur vom Zuschauerraum aus, er hat selbst Manuskripte geschrieben und die deutschen Bearbeitungen großer russischer Filme geliefert. Und da er ein sehr gewandter Stilist ist, bleibt das, was er so lebhaft angeschaut hat, anschaulich auch im Buch. Nicht alle Praktiker bekanntlich wissen über ihre Kunst Lesbares auszusagen; man soll ihnen aufmerksam zuhören, wenn sie über sogenannte „rein technische Fragen" reden, denn da enthüllen sie häufig, ohne es zu ahnen, wichtige Geheimnisse ihrer Kunst — wenn sie aber eben über diese Geheimnisse reden wollen, dann vernimmt man zumeist das Phrasengeklingel von Halbgebildeten, die ehrfürchtig und unbestimmt nach den unheimlichen Bezirken des Geistes tasten. „Film ist letzten Endes ein kosmisches Urerlebnis und als solches definitorisch nicht näher zu ergründen." Doch warum Zitate erfinden? „Es fehlte die aus dem Innersten erlebte tiefgründige Perle des ewig Wertvollen." Und: „Nicht umsonst hat Lessing in seiner ‚Laokoon-Gruppe' Wege und Grenzen aufgezeigt..." Solche tiefgründigen Perlen enthält Hans Kahans „Dramaturgie des Tonfilms" (Verlag Max Mattisson, Berlin SW 68). Auch hier spricht offenbar ein Praktiker, aber diesem ist die Welt mit Versatzstücken vernagelt, er meint die Kunst und spricht vom Atelier, er redet an allen wesentlichen Fragestellungen vorbei, und die Kunstgesetze, die er aufstellt, sind vom Produktionsleiter gegengezeichnet. Er zitiert den Ben Akiba, wenn er sagen will, daß etwas schon einmal dagewesen sei, seine Logik sieht so aus: „Wenn man den Film mitten aus dem Leben greift und stärkste Eindrücke vermittelt erhält, so muß man in erster Linie an die Wochenschau denken", sein Stil so: „Der Schlager ist zur Seuche geworden, selten zu einer angenehmen", und manchmal vergißt er sich, und es erklingt urwüchsigster Atelierjargon: „Da aber das Leben manchmal so kitschig ist, Konflikte letal zu beenden..." und „Macht man nach russischer Art in Naturalismus, so wird man..." Auf dem Umschlag dieser eigentümlichen Druckschrift sieht man das Gesicht des Autors lachen. So auch der Leser.

Turmhoch über solchem Geschwätz steht das Buch von Béla Balázs. Für ihn hat Lessing seine Laokoon-Gruppe nicht umsonst gemalen. Aus jeder Seite spürt man, daß der Verfasser ein sicheres Gefühl dafür, was Kunst sei, besaß, ehe er daran ging, die Grenzen und Möglichkeiten der neuerschaffenen Bildkunst zu erforschen. Bei dieser Arbeit kommt ihm zugute, daß er mehr künstlerische Phantasie besitzt, als das bei Theoretikern üblich: er hat vor sieben Jahren die Formen des stummen Films vorausgesehen, und er gibt jetzt eine er-

staunlich anschauliche und vielseitige Schilderung des Tonfilms und des Farbenfilms. Er sieht Filme, die es noch nicht gibt. Wie denn überhaupt der Vorzug seines Buches in der Fülle der Gesichtspunkte und Beispiele besteht, die er vor dem Leser ausstreut, ohne freilich sie ihm immer im rechten Zusammenhang zu zeigen. Dieser mehr auf das Sinnliche als auf Ordnung gerichtete Geist ist so gepackt von seinem Stoff, daß er nicht recht wiederpacken kann, er läßt — indem er das Amt des Gesetzgebers nicht immer reinlich von dem des Chronisten trennt — alles gelten, gestaltet alle Erscheinungen in einer leuchtenden Bildersprache, die Spreu und Weizen ziemlich gleichmäßig vergoldet. Er trägt einen Haufen zusammen, einen Haufen, durchzogen von kunstvoll verästelten Gängen — aber einen Haufen. Alle Anregungen werden gegeben, alle Fragestellungen aufgezeigt, der Hunger des Lesers wird aufs Beste erregt aber nicht befriedigt. Balázs gibt das vollständige Material zu einer unübertrefflichen Film-Aesthetik. Das Buch, das er nicht geschrieben hat, ist ausgezeichnet.

Mit diesem Haften am Sinnlich-Anschaulichen hängt es wohl auch zusammen, daß er an die Filmkunst sozusagen nicht von unten sondern von oben herangeht. Es reizt ihn, die einzelne Spitzenleistung zu analysieren — wie denn die Kapitel über die surrealistischen und die Trick-Filme erstaunlich treffende Formulierungen aufweisen —, aber es liegt ihm nicht (obschon er es nicht unversucht läßt), bei den Elementen zu beginnen und von einer möglichst konkreten psychologischen Analyse der „Charaktereigenschaften" des Films aus ein System nach oben aufzubauen. Nur so könnte man zu hinreichend exakten und allgemeingültigen Regeln kommen und so dem Leser das stabile Wissen verschaffen, das er begehrt. Eine solche von den Elementen her aufsteigende Methode hat, nicht bloß in der Kunstwissenschaft sondern in allen Wissenschaften, den Nachteil, daß sie mit ihren allgemeinen Gesetzen das Individuum nur in gröbster Annäherung erreicht und seine Eigenart nicht erklären kann. Das ist in der Kunst besonders schmerzlich. Aber wenn es einen verlangt, zu erkennen, statt bloß zu schmecken und zu genießen, muß man sich damit abfinden. Und die Arbeit des Theoretikers kann doch viel tiefer an den Kern heranführen, als man es ihr im allgemeinen zutraut.

Darüber darf man nicht vergessen, daß Balázs in seinem Buch hundert Dinge als neu und wichtig aufzeigt, von denen bisher niemand gesprochen hat, und daß er viele Fragen stellt, die nun zu beantworten sind. Wer also die Anregung zu eignem Nachdenken und Ordnen sucht, wer sich den richtigen Startplatz und die Richtung weisen lassen will, der wird bei Balázs alles Notwendige finden. Was Äußerliches anlangt, so sei, für die Leser der zweiten Auflage, um eine recht gründliche Revision des Textes gebeten. Holywood, la petit Lili, Renald Colman, Ramon Nowarro, Feyeder's Johannafilm, Basset, Walt Withman, Winkelmann, Extase, Premiereplan, Thema Con variazione, Tempis, déjà vue, Phokus, eine dantesque Vision, storys — das muß nicht sein.

„Strich drunter!“ von Wolf Zucker

„Good-bye to all that!“ — das ist der Titel eines Buches, das in England vor einiger Zeit erhebliches Aufsehen erregte und nun unter dem Namen: „Strich drunter!“ auch dem deutschen Publikum vorliegt (Transmare-Verlag, Berlin). Dieser Titel ist eine Weltanschauung, und wenn man ihn sinngemäß (wenn auch nicht grade fein) übersetzen wollte, so hätte man auf den Buchdeckel in goldnen Lettern die klassischen Worte prägen lassen müssen, mit denen Köppens „Heeresbericht“ schließt: „Leckt mich am A . . .!“

Der Verfasser ist Robert Graves, in England als Lyriker und Verfasser einer volkstümlichen Biographie des fast sagenhaften Oberst Lawrence bekannt. Als deutscher Herausgeber und Übersetzer zeichnet dagegen der Reichsminister Gottfried Treviranus, dem man zugestehen muß, daß er nicht nur die englische Sprache ausgezeichnet beherrscht sondern auch Gefühl für die deutsche hat. Ob er aber eigentlich begriffen hat, was er dem deutschen Leserpublikum mit diesem Buch gab, erscheint mir höchst zweifelhaft, denn das Ergebnis des Lebensberichtes dieses jungen englischen Dichters ist nichts andres als schrankenloser Defaitismus in einer Reinheit, Wahrheit und Rückhaltlosigkeit, die dem Buch einen Ehrenplatz in der Weltkriegsliteratur sichern. Treviranus attestiert Graves in seiner Vorrede den „Frontgeist“, jene angebliche Charakterqualität, auf die heute bei uns nach jedem reichlichen Festbankett angestoßen zu werden pflegt. Aber Graves ist weit entfernt davon, sich da zwölf Jahre nach dem Kriege eine Weltanschauung zurechtzubauen, durch die der Wahnsinn eine Art mystischer Rechtfertigung aus dem „Bluterlebnis“ (oder wie sich jungdeutsche Philosophie sonst auszudrücken beliebt) finden soll. Bei Graves bleibt der Krieg auch in den nachträglichen Erinnerungen die furchtbare Sinnlosigkeit, der Triumph aller Gemeinheit, die zwecklose Hinschlachtung von Millionen, unter denen sich auf beiden Fronten die feinsten, edelsten, hoffnungsvollsten Männer befanden. An dieser Anschauung wird auch das Vorwort des Reichsministers ohne Portefeuille nichts ändern können.

Graves entstammt einer Schriftstellerfamilie, in der englisches, irisches, schottisches und deutsches Blut sich mischen. Sein Großonkel mütterlicherseits war Leopold von Ranke. Die Jugendjahre gehen dahin, wie sie in einer kinderreichen, nicht sehr begüterten englischen Familie dahinzugehen pflegen: Ein etwas enges Haus in Wimbledon und „Du darfst nicht Quatsch sagen!“ und Scharlach mit viereinhalb, und der Medizinschrank, in dem Hunderte von alten Medikamenten aufbewahrt werden, und mehrere Vorschulen, wo man nach dem Metronom kopfrechnen muß und sich vor Angst naßmacht, und Reisen zu den bayrischen Verwandten, dort ist ein uraltes Schloß mit einer geheimnisvollen, noch niemals geöffneten Truhe, und „Mit dem Jungen darfst du nicht verkehren!“, und morgens Hausandachten mit den Dienstboten, aber das sind nicht Menschen von unsrer Art, und ein Ferienhaus an der

waliser Felsenküste, und Empfangstag der Mutter mit Händewaschen und Gedichtaufsagen — so lang ist eine Kindheit. Good-bye to all that.

Aber dann kommt die Internatszeit. Die Unterdrückung alles Individuellen — nicht durch die Lehrer sondern durch die Mitschüler, der Zwang zur Roheit, die „faggings" und die homosexuellen Verhältnisse und Eifersucht und Klatsch, der Schlafsaal, Budenzauber und die Tyrannis der Fußballmannschaft und auch der Anfang heimlichen Dichtens. Uns steht es nicht zu, über die Internatserziehung in England zu urteilen — sie hat nebenbei gesagt auch ihre guten Seiten —, aber dem kleinen Robert Ranke-Graves hat man es nicht leicht gemacht, ihm nichts erspart. Er ist wenig beliebt, weil er sich nichts aus Fußball und Cricket macht, weil er deutscher Abstammung ist (das bringt ihn in den Verdacht, auch Jude zu sein!), weil er Gedichte schreibt. Literarisch belastete Jungens auf dem Internat wählen den Sport, den die Fußballrowdies allein fürchten: das Boxen, vielleicht ein Erbe aus den Tagen Byrons. Wer einen anständigen Schwinger landen kann, rettet sich vielleicht doch noch ein wenig Recht auf Individualität; im übrigen wird der Ton der Anstalt offiziell bestimmt durch die Mitglieder der ersten Fußballmannschaft, die etwa in der Kleidung besondere Vorrechte genießen, durch die Roheit, die Unkultur und die Vergewaltigung aller Schwächern — eine gute Vorübung für den Krieg. Manche gehen dabei ein, Graves kommt durch, mit wieviel Wunden? Good-bye to all that.

Und dann der Krieg: schon auf der Schule im Trainingscorps ausgebildet — diese militärische Jugenderziehung in England ist ein besonderes Kapitel — tritt Graves als freiwilliger Offiziersanwärter ein. In der Heimat schon die ersten Zusammenstöße mit den Vorgesetzten, weil er das frischfröhliche Soldatenleben nicht so begeistert mitmacht, weil er seinen Burschen nicht gehörig anpfeift, weil er am Tage des Grand-National-Rennens keinen besonderen Wert auf Urlaub legt, weil er an den Militärbordells keine Freude hat. Nein, dann schon lieber an die Front, denn dafür hatte Graves sich ja freiwillig gemeldet. Wie alle in allen Ländern glaubte er, der einzig gerechten Sache zu dienen. Und in seinen Erinnerungen druckt er nun ein paar Belege für die systematische Verhetzung ab, auf die er damals wie alle andern hereinfiel.

Graves wird den Königlich Welch Füsilieren zugeteilt, einem Regiment, das auf eine Jahrhunderte alte Geschichte zurückblicken darf und dies auch ausgiebig tut, und das im Gegensatz zu andern waliser Regimentern seit einer Schlacht vor zweihundert Jahren seinen Namen mit einem „c" schreiben darf. Und hier bekommt Graves eine lange Lektion, was Corpsgeist, Abschließung gegen alles Andersgeartete, unentwegter Paradedrill noch in den vordersten Gräben bedeuten. Im Casino haben die jüngern Offiziere zu schweigen, erst vom Hauptmann ab darf man Whisky trinken, die Leutnants werden „Wanzen" tituliert und nach Strich und Faden schikaniert. Wie war das doch: „Frontgeist" und „Kameradschaft"? Wenn

einer aus dem vergasten, zerlöcherten Niemandslande verdreckt, hungrig, seit Tagen ohne eine Stunde Schlaf zur Berichterstattung ins Stabsquartier kommt, findet er den Oberst bei Rotwein und Fleischpastete. Stehend hat er zu berichten, warum der Vorstoß nicht gelungen ist, dann ein Knurren und „Abtreten!", weil das wohl zur Manneszucht so gehört.

Solange er im Felde ist, geht Graves ganz nach vorn, dort, wo Schlamm, Blut, Läuse und Todesangst eine gemeinsame Front gegen die Sinnlosigkeit schmieden. Er hält durch, so wie er die Schule durchhielt, mit wachsender Verzweiflung, Desillusionierung und Ungläubigkeit. Als einzige Freunde bleiben ein paar Dichter, die gegen den Krieg revoltieren, vor allem Siegfried Sassoon, den man 1917 ins Irrenhaus steckt. An der Somme bekommt Graves den schweren Lungenschuß, der eine Rückkehr ins Feld unmöglich macht. Garnisondienst in England und Irland, und eines Tages „brach der Frieden aus".

Ist nun alles gut? Es ist niemals zuende. Was in der Vorschule anfing, im Internat fortgesetzt wurde und im Kriege seinen Höhepunkt fand, der Abbau aller Illusionen, der bleibt. Ehe und Geldsorgen, ein Leben als Gentlemanbohemien, Freundschaft mit dem herrlichen ebenso verzweifelten Oberst Lawrence, der Arabien befreien wollte und stattdessen dem englischen Imperialismus einen neuen Stein im Schachbrett lieferte, Dichten, Anstellung als Universitätslehrer in Kairo. Das Beste in Aegypten war das Gesicht einer Jahrtausende alten Mumie im Museum. Es folgt die Heimkehr nach Europa, weil man auch in Aegypten nichts verloren hat; und dunkel angedeutet dann die Trennung von der Frau und der Selbstmord einer Geliebten. Und dann Schluß. „Ich sage mir nicht mehr vor: Wer bis ans Ende ausharrt, der wird selig. Ich brauche nur noch zu sagen, daß ich ausgeharrt habe."

Man wird schwerlich in dem Buche wohlanständige Lehrsätze finden, es hat kein Ergebnis. Aber es bleibt das hinreißend geschriebene erschütternde Lebensbekenntnis eines Mannes, der „lernte, die Wahrheit zu sagen — wenigstens annähernd". Und das ist das Höchste, was ein Buch heute geben kann.

„Erfolg" ohne Sukzeß von Celsus

Lion Feuchtwangers zweibändiger Bayernroman „Erfolg", von dem hier vor einigen Wochen ein Kapitel wiedergegeben wurde, hat im allgemeinen eine herzlich schlechte Presse gefunden. Dem Einen ist die Geschichte zu bayrisch, dem Andern nicht bayrisch genug. Dem Einen zu politisch, dem Andern zu privat. Ganz besonders unerbittlich hat sich ein junger Rezensent, der sich für den Schützenkönig hält, weil ihm seine Zeitung eine Windbüchse anvertraut und der darüber vergißt, daß er einstweilen selbst noch eine ausgezeichnete Schießscheibe abgibt. Dieser Rezensent also findet es

nicht fein, daß Feuchtwanger einen Strafgefangenen im Todeskampf den Kotkübel umreißen läßt. Nun, solange der Strafvollzug noch eine durchaus barbarische Institution ist, so lange hat der Romancier auch nicht das Recht, den Gefangenen in apollinischen Linien sterben zu lassen und ihm statt des Kotkübels eine rosenduftende Amphora ans Lager zu stellen. Stilisierung wäre hier Lüge.

Ich möchte nicht alle gegen Feuchtwangers Buch erhobenen Einwände wiedergeben, sondern mich nur auf die Bemerkung beschränken, daß etliche von den Kritikern die meisten davon vor ein paar Monaten noch nicht geltend gemacht hätten. Mindestens in der liberalen Presse wäre es als Meisterleistung eines Zeitromans gefeiert worden. Heute hat man sich an der Reportage, den Zustandsschilderungen, der sozialen Kritik gründlich den Magen übergessen. Der Nationalismus ist die große Mode. Die politische Reaktion ist schon da, die ästhetische schreitet fort. Feuchtwangers Roman, in einer ganz andern Zeit konzipiert und in langen Jahren sorgfältig ausgeführt, wirkt jetzt wie ein Nachzügler. Inzwischen ist die Romantik eingebrochen, der Naturalismus hat wieder ausgespielt. Man ist wieder ritterlich, man sitzt träumend im Remter, und an die Stelle von Herrn Professor Vandeveldes heidnischer Liebestechnik tritt die hohe, reine Minne. Die soziale Anklage sinkt im Kurs, die Aktien von Narciss & Goldmund steigen. Das absinkende Bürgertum celebriert ein letztes Mal noch ein Biedermeier ohne alle Biederkeit. Dreieinhalb Millionen Arbeitslose nehmen sich, durch Butzenscheiben gesehen, viel manierlicher aus, fast wie ein Pilgerzug ins Heilige Land.

*

Der Roman von Feuchtwanger umfaßt die turbulente Geschichte der bayrischen Hochebene von Zwanzig bis Dreiundzwanzig. Wir sehen das stolzgeschwellte Bayern, das sich zu globaler Mission rüstet, die Zeit der Verschwörungen, die Blüte der Bünde, dann die Novemberexplosion, und am Ende bleibt wieder eine etwas langweilige Provinz. Feuchtwanger hat viele Figuren aus dem München jener Zeit hineingetan, Adolf Hitler fehlt so wenig wie Bert Brecht; alle heute schon fast vergessenen Größen dieser bayrischen Jahre treten in dünner Maskierung auf. Feuchtwangers Gestaltungswillen wollte viel umfassen; allzuviel für zwei Hände. Die Komposition entglitt ihm, und er versuchte sie durch einen Trick zu ersetzen. Der Trick seiner Erzählung ist die Distanz. Feuchtwanger zeigt diese krampfhaft geblähte kleine bayrische Weltkugel wie durchs Teleskop. Gelegentlich gibt es erläuternde Einschiebsel, Zahlen, politisches und ökonomisches Material — zum Verständnis des Lesers, der sich nicht selbst ans Fernrohr bemühen will, sondern sich die Sache lieber in wohlgesetzter Rede vortragen läßt. Das ist die bedenklichste Schwäche dieses Buches, die Dinge kommen nicht nah genug heran, bleiben ein fernes Gekribbel und Gewimmel, von einem klugen, sehr weltläufigen Herrn geschildert. Ein zweibändiges Epos kann nicht auf einem Trick beruhen.

Die Bewohner dieses Landes Bayern sind gewiß sehr merkwürdig, aber selbst die noch viel kuriosern Provinzen Gargantuas oder Gullivers werden ja nicht im Guckkasten gezeigt: der Leser lebt in ihnen, wird schließlich selbst ein Riese oder Däumling. Zugegeben, daß dieser Guckkasten Feuchtwangers durchweg sehr interessant ist und hoch über dem Flohtheater zahlreicher deutscher Romane steht, es bleibt nur die Erinnerung an ein beachtliches Kunststück.

So ist der letzte dieser vielen Zeitromane zugleich der kunstvollste von allen. Feuchtwanger hat daran mit mehr Fleiß gesessen, als es sonst bei einem deutschen Autor üblich ist. Die vielen Episoden sind aufs liebevollste ausgepinselt, die Sprache ist sauber und ausgefeilt. Kein schöpferischer aber ein denkender Kopf hat hier gearbeitet und für die Gesamtwirkung fast zu viel gearbeitet. Nicht Personen haften, sondern Sentenzen, nicht Gesichter, sondern kluge, sarkastische und resignierende Bemerkungen. Etwas weniger Detail, und die Histoire Contemporaine des Anatole France hätte wenn nicht ihr deutsches, so doch ihr bayrisches Gegenstück erhalten.

Aber was tut das? Nicht die wirklichen Schwächen hat sich die liebe Kritik vorgenommen, sondern grade die besten Seiten. Eine Mode ist zu Ende, und die kritischen Totengräber des Naturalismus sind so eifrig tätig, daß es ihnen nicht darauf ankommt, einen Lebenden, der sie stört, gleich mit ins Grab zu werfen. Der Fascismus tritt über die Politik in die Literatur ein. Was sollen da Autoren, die noch mit den Emblemen der republikanischen, der sozialistischen und demokratischen Epoche kommen? Da gilt es Abstand zu halten. Der Rezensent setzt sich hin und schreibt mit leerem Herzen und vollen Hosen seine ablehnenden Verdikte.

B.V.G. neu lackiert von Hilde Walter

Seit mehr als anderthalb Jahren haben die schlechten Geschäfte der Berliner Verkehrsgesellschaft die Öffentlichkeit beunruhigt, die berliner Finanzen gestört und dem Publikum unerträgliche Tariferhöhungen aufgebürdet. Außer dem materiellen Schaden, der weiterhin von den wirtschaftlich Schwächsten geduldig getragen werden muß, hat die B.V.G. allen politischen Gegnern öffentlicher Wirtschaft unschätzbares Agitationsmaterial in die Hände gespielt. Je nach Bedarf ist sie als Schulbeispiel für unwirtschaftliche Leitung öffentlicher Betriebe genannt oder als Brutstätte böser Interessentenprotektion gebrandmarkt worden. Mit der bequemen und billigen Parole „rote Mißwirtschaft" haben grade diejenigen Parteien die Mißerfolge der B.V.G. politisch ausgeschlachtet, deren Exponenten im gleichen Maße für die Dinge verantwortlich sind wie die sozialdemokratischen Aufsichtsrats- und Vorstandsmitglieder. Unter der nicht ausgesprochenen Spitzmarke „Friedensschluß" hat jetzt der Aufsichtsrat als populäre und jedem Laien einleuchtende Maß-

nahme seinen Beschluß zur Halbierung der Direktionsgehälter und zur „Umgestaltung" des Direktoriums mit großem Applomb in die Welt gesetzt. Der Lärm über die an sich erfreuliche Ersparnis von einer Viertelmillion jährlich, die für die Rentabilität eines Zweihundert-Millionen-Etats relativ bedeutungslos ist, soll die mögliche Kritik an dem wahren Charakter der sogenannten Umgestaltung übertönen. Gewiß ist an den wirtschaftlichen Fehlern der Vergangenheit, der Überschuldung durch die unrentablen und teuren U-Bahn-Bauten und die ausgedehnten Grundstückskäufe nichts mehr zu ändern. Keine Umgestaltung bringt die nutzlos herausgeworfenen fünfzehn Millionen zurück, den Preis für dreihundert unverwendbare sogenannte Schützwagen, die nach einer völlig unerprobten technischen Konstruktion bestellt worden sind. Auch die Konsequenzen der Fehler, die vom Oberpräsidenten dekretierte Tarif- und Steuererhöhung, der überaus ungünstige Verkauf wertvollen städtischen Aktienbesitzes an Privatunternehmungen sind im Augenblick nicht mehr rückgängig zu machen.

Um so mehr aber sollte man verlangen, daß von nun an jeder Schein einer Begünstigungswirtschaft vermieden wird, der das Ansehen der B.V.G. und der öffentlichen Wirtschaft schädigen könnte. Wie weit man davon entfernt ist, derartige selbstverständliche Forderungen zu berücksichtigen, beweist die neue Rangerhöhung des deutschnationalen Vorstandsmitglieds Lüdtke, der seit voriger Woche als eine Art Generaldirektor den andern Vorstandsmitgliedern übergeordnet wird. Herrn Lüdtke ist seit langer Zeit in aller Öffentlichkeit die sehr vorteilhafte Verbindung geschäftlicher Privatinteressen mit seinem Direktorenposten bei der Gesellschaft vorgeworfen worden. Bis in die Witzblätter ging die Geschichte von Lüdtke Vater und Lüdtke Sohn, der als Direktor der Straßenbaufirma F. Butt & Co. von der B.V.G. sehr umfangreiche Aufträge zur Ausführung von Gleisanlagen bekommt. Die kleine Werksfirma, die keinerlei Einkaufs- und Materialrisiko trägt, setzt dabei jährlich mehrere Millionen um, was für die persönlich Beteiligten einen Nettogewinn von vielen hunderttausend Mark abwerfen dürfte. Dazu kommt ein zweites vorteilhaftes Geschäft der Firma Butt & Co. mit Streusand, den die B.V.G. fast ausschließlich von dort bezieht. Bei der sandarmen brandenburgischen Bodenbeschaffenheit ist es ja sicher außerordentlich schwer, nahe von Berlin eine Kiesgrube zu finden, die richtigen Streusand enthält; man muß wahrscheinlich froh sein, daß grade Lüdtke Sohn sich auf die Gewinnung eines so seltenen Naturprodukts geworfen hat. Nach der Aufsehen erregenden öffentlichen Diskussion dieser Zusammenhänge hat der Aufsichtsrat der B.V.G. die Konkurrenzangebote andrer Firmen geprüft und teurer gefunden, hat aber für die Zukunft angeordnet, die Offerten der Firma Butt & Co. weiterhin strengstens zu prüfen. Dabei hat leider niemand erforscht, auf Grund welcher unklaren Zusammenhänge die Firma Butt immer so gut orientiert ist, daß sie noch niemals von ihrer Konkurrenz unterboten worden ist. Bei so einträglichem und sicherm Familieneinkommen begnügt sich Lüdtke Vater auch

mit 48 000 Mark jährlich, wenn er die schwere Bürde eines Generaldirektors auf sich nimmt, während die andern Kollegen im Vorstand nur 36 000 Mark behalten dürfen.

Die deutschnationale Fraktion im Stadtparlament hat zu dem anstößigen Fall ihres Fraktionsgenossen Lüdtke kein Wort geäußert, obwohl sie gegen den sozialdemokratischen Stadtrat Reuter, den Vorsitzenden des Aufsichtsrats, einen Mißtrauensantrag eingebracht hatte, der seinerzeit mit geringer Mehrheit abgelehnt wurde. Bei der scharfen Polemik, die gegen Reuter wegen der unseligen Expansionspolitik der B.V.G. geführt wurde, ist ihm niemals auch nur andeutungsweise vorgeworfen worden, er habe aus der riesigen Auftragsmacht der B.V.G. wirtschaftliche Vorteile gezogen. Der materielle Vorteil an der allzu großzügigen Ausgabenwirtschaft kam letzten Endes dem Interessentenkreis der Lieferanten zugute, deren politische Freunde in den Rechtsparteien das Schlagwort von der „roten Mißwirtschaft" geprägt haben.

Punkt zwei der großen Umgestaltung ist der Verzicht auf ein bewährtes fachmännisches Vorstandsmitglied, Herrn Majerczik, den einzigen der Direktoren, dessen Name in der Diskussion über die geklärten und ungeklärten Verdächtigungen und die finanziellen Fehldispositionen niemals im Zusammenhang mit irgend einer Affäre genannt worden ist, der selbst mehrfach öffentlich auf die Unrentabilität der U-Bahn-Bauten hingewiesen hat. Bei der Bekanntgabe seines Ausscheidens hat man ihm der Einfachheit halber gleich noch die Verantwortung für die „unpopuläre Tarifpolitik" mit angehängt. So scheint für die Leitung der B.V.G, mit der Proklamierung der neuen Aera Lüdtke und mit der demonstrativen Gehaltsreduktion des Vorstandes das Kapitel öffentliches Ärgernis abgeschlossen zu sein. Das künstliche happy end aber kann niemand befriedigen, der an einer Gefährdung des moralischen Kredits eines gemeinwirtschaftlichen Betriebes kein Interesse hat.

Der Ansturm interessierter Lieferanten auf ein derartiges Unternehmen hört niemals auf. Wie will Herr Lüdtke bei der Kontrolle der Auftragsverteilung vorgehen, wenn er selbst mit der Protektion von Butt & Co. belastet ist? Wie sollen die kleinen Leute im Betrieb zu eiserner Ablehnung jeglicher Vetternwirtschaft erzogen werden, wenn die höchste Spitze dem eignen Sohn etwas zukommen läßt? Selbst wenn Lüdtke Sohn durch ein freundliches und ungeklärtes Wunder imstande wäre, Gleisanlagen nebst Streusand auf Zeit und Ewigkeit zu 50 Prozent unter Marktpreis zu liefern, bedeutet dieser Zustand eine Prestigegefährdung, die sich kein öffentliches Unternehmen, am allerwenigsten die B.V.G. mit ihrer eklatanten Erfolglosigkeit, leisten darf. Auch mit der deutschnationalen Parteizugehörigkeit ist dieser Schönheitsfehler nicht aus der Welt zu schaffen, kann das unbehagliche Gefühl nicht bekämpft werden, daß diese undurchsichtigen Zusammenhänge und die mangelnde moralische Autorität des neuen Generaldirektors in absehbarer Zeit neue Katastrophen auslösen könnten.

Malwine von Theobald Tiger

Ich hab mich deinetwegen
 gewaschen und rasiert;
ich wollt mich zu dir legen
  mit einem Viertelchen,
  mit einem Achtelchen —
   Malwine!
Doch du hast dich geziert.

Ich tät mich drauf versteifen.
Du riefst nur nach Mama.
Wollt an die Brust dir greifen,
  nach einem Viertelchen,
  nach einem Achtelchen —
es war gar keine da!

Du sagst, du seist poetisch
seit deiner Mädchenzeit.
Es wär dir nicht ästhetisch...
  Vielleicht ein Viertelchen,
  vielleicht ein Achtelchen...
wenn grad der Kuckuck schreit.

Der Kuckuck hat geschrieen
auf deiner Schwarzwalduhr.
Ich lag vor deinen Knieen:
  „Gib mir ein Viertelchen!
  Gib mir ein Achtelchen!
   Malwine!
Ein kleines Stückchen nur —!"

Du hast mir nichts gegeben
und sahst mich prüfend an.
Das, was du brauchst im Leben,
  sei nicht ein Viertelchen,
  und nicht ein Achtelchen...
das sei ein ganzer Mann —!

Dein Bräutigam wär prosaisch.
Demselben hat gefehlt,
dieweilen er mosaisch
  ein kleines Viertelchen,
  ein kleines Achtelchen...
das hätt dich sehr gequält!

Mich hat das tief betroffen.
Dein Blick hat mich gefragt...
Ich ließ die Frage offen
und habe nichts gesagt.

Daß wir uns nicht besaßen!
So aalglatt war mein Kinn...!
Nun irr ich durch die Straßen —
   Malwine —!
und weine vor mich hin.

Bemerkungen

Wenn wir 1918 . . .

Walter Müller, ein Autor, den ich noch nicht kannte, veröffentlicht im Malik-Verlag „Eine realpolitische Utopie", das heißt eine Utopie, die realisierbar gewesen wäre, „Wenn wir 1918 . . .". Wir, das sind die deutschen Proletarier und ihre kampfbewußten Führer. Wenn also das deutsche Proletariat im Jahre 1918 gesiegt hätte, was wäre dann geworden?

Das Buch besteht aus Artikeln und Aufrufen seit dem 9. November 1918, veröffentlicht in einem erdichteten ‚Vorwärts', berliner Volksblatt, Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Wer von uns hat nicht schon mal phantasiert wie dieser Walter Müller, der Mitglied der Sozialdemokratischen Partei sein soll. Ein ganz besonderes Mitglied allerdings, und wenn er es wirklich noch ist, so dürfen wir wohl nach der Lektüre dieses Buches fragen, ob und wie lange er noch Mitglied dieser Partei bleiben wird. Das Werk ist eine einzige grandiose Anklage gegen die Unterlassungen und Fehler, die den grauenhaften Zustand von heute verursacht haben.

Ja, wenn, wie Walter Müller träumt, im November 1918 die Abrechnung begonnen hätte, die Vereinigung mit Sowjet-Rußland, der revolutionäre Kampf gegen die Alliierten, wenn Lenin, wie der fiktive ‚Vorwärts' vom 29. November 1918 berichtet, in Berlin zu den deutschen Proletariern gesprochen hätte, wenn der Bund der Sowjet-Republiken gegründet worden wäre, wenn überall in Europa, in Asien, in der ganzen Welt die Arbeiter sich besonnen hätten und mitgegangen wären mit diesem großen Schwung, der aus Rußland und Deutschland die Welt erschütterte, wenn also eine grenzenlose, nur noch von einigen Feinden bedrängte, aber in sich geeinigte proletarische Welt entstanden wäre, die schließlich den ganzen Globus umfaßt hätte, was wäre dann geschehen?

Der Autor führt uns von den Kämpfen um die politische Macht des Proletariats hinein in die Kämpfe um den sozialistischen Aufbau. Er entwickelt eine Planwirtschaft, in die auch die widerstrebenden Länder hineingezogen werden. In dieser Planwirtschaft fehlt nichts, was ein Sozialist sich wünschen mag. Weder die Verbindung von Acker und Industrie, noch die einheitliche Industrialisierung des Ackers, noch die Wirtschaftsbelehrung der Millionen Arbeitenden, noch der freie, zweckmäßig gelenkte Austausch der Produkte und Fabrikate, noch die Niederzwingung des Geldes, nichts fehlt. Es fehlen nicht die Krisen, unter denen ein solches Werk naturnotwendig leiden muß, dieselben Krisen, nur ins Erddimensionale gedehnt, unter denen heute ebenso naturnotwendig der Wirtschaftsaufbau der Sowjet-Union leidet. Es ist die Anwendung des Beispiels der Sowjet-Union auf die Welt.

Die Befreiung der kolonialen Ackerländer, ihre Beschickung mit Material und Menschenhilfe, die Probleme der Auswanderung, der Schiffahrt, der großen wirtschaftlichen Erdgegenseitigkeit also, das alles wird in Artikeln eines ‚Vorwärts', der nicht rückwärts sondern vorwärts treibt, verkündet, untersucht, mit allen Möglichkeiten

und Variationen analysiert. Die sozialistische Rationalisierung, das Sterben des Zinses, nicht im Nirgendheim der Fascisten sondern im sozialen Raum, in dem die Produktivität steigt und der Zins sinkt, bis er tot ist.

Diese Produktivität gebiert eine natürliche, ungeheure Konkurrenzkraft gegen noch bestehende Privatwirtschaften, besonders gegen die kapitalistische Wirtschaft der Vereinigten Staaten. Sie muß fallen, weil sie überbelastet, bis zum schwersten Asthma beengt und planlos ist. Der Saugekraft dieses wachsenden Positivums kann kein Kapital widerstehen, und wenn es noch so wild von Waffen starrte.

Man mag über Thesen und Einzelheiten in diesem Roman streiten. Aber es ist der erste Versuch, eine sozialistische Zukunft wissenschaftlich zu gestalten, und mit allen Farben und Spannungen eines romanhaften Geschehens. Es ist ein Lehrbuch, bunt, aufregend und exakt. Vielleicht wird es anders werden, aber so könnte es sein. „Der größte Teil der organisierten Arbeiterschaft folgte 1918 der reformistischen Einheitsparole. Wir begnügten uns leider damit, unsern Unwillen über die Politik der Ebert und Scheidemann, der Wels und Wissell in Protestresolutionen kundzutun, — die natürlich in den Papierkorb wanderten. Die Führer fragten nicht nach unserm Willen. Sie mißbrauchten die Macht, die wir ihnen allzu vertrauensvoll übereignet hatten ... Der Einblick in die versäumten Möglichkeiten des Jahres 1918 wird die Verwirklichung der heute wieder bestehenden revolutionären Möglichkeiten erleichtern."

Wenn wir 1918... und wenn wir 19...

Alfons Goldschmidt

Für Ernst Friedrich

Der anarchistische Antimilitarist, der kleine Schlesier Ernst Friedrich, der als Drucker anfing, Schauspieler, Rezitator, Organisator, Direktor des Antikriegsmuseums und zuletzt wieder Drucker wurde, ist wegen Hochverrats angeklagt und wird sich am 14. November vor den roten Roben in Leipzig zu verantworten haben.

Dieser Mensch, der schon oft für seine Überzeugung gesessen hat, verdient es nicht, vergessen zu werden. Ernst Friedrich ist ein Fanatiker, aber gottlob kein Dogmatiker. Sein künstlerisches Können hat er von je her allen Kreisen geliehen, in denen er die Möglichkeit fand, für seine Ideen zu wirken.

Er ist ein Mensch reich an originellen Einfällen und Ideen. Einer seiner besten Einfälle war die Versammlung in der Stadthalle Klosterstraße, die er während der Ruhrkampagne unter dem Titel „Die Schande im Westen" zusammenrief. Der Saal war zum Bersten gefüllt mit Nationalisten, die sich empören wollten, daß die Franzosen

die Ruhr besetzt hielten. Sie waren gekommen, um aus Ernst Friedrichs Munde Anklagen gegen Greuel im Ruhrgebiet und Rheinland zu hören. Es darf verraten werden, daß sie nicht auf ihre Kosten gekommen sind, denn Ernst Friedrich sprach nicht sehr viel von der auch ihm als Unrecht erscheinenden Ruhrbesetzung sondern von dem Krieg im Westen und seinen furchtbaren Greueln und der unterschiedlichen sozialen Lage der Bevölkerung Berlins, des Westens gegenüber andern Stadtteilen.

Ernst Friedrich ist sehr oft — weit über hundert Mal — mit den Gesetzen in Konflikt geraten. Dabei verteidigt er seine Anschauungen mit einem trefflichen Fanatismus und hält die einfallsreichsten Plaidoyers. Die Staatsanwälte schätzen in ihm einen der anständigsten, überzeugungstreuesten politischen Rechtsbrecher.

Vor einiger Zeit war er wegen Beleidigung der Reichswehrsoldaten angeklagt. Er hatte sie Mörder beschimpft. Statt einer großen Verteidigungsrede packte Ernst Friedrich aus einem mitgebrachten Paket ein Seitengewehr aus, das noch die Säge enthielt, und bat den Staatsanwalt, ihm doch die Frage zu beantworten, ob nicht derjenige, der einem Mitmenschen dieses Seitengewehr in den Leib stoße, ein Mörder sei. Selbstverständlich hat diese Art der Verteidigung Ernst Friedrich nur insofern genutzt, als er die Achtung des Gerichtes oft genug erlangen konnte.

In der Abteilung I A hat er sich, wenn die Beamten zu seiner Verhaftung kamen oder ihn zwecks einer Haussuchung aufsuchten, bald Freunde erworben. Eine der reizendsten Geschichten ist, wie er aus zwei bärbeißigen Kriminalbeamten überzeugte Anarchisten machte. Diese beiden Beamten, die Stunden und Stunden bei Ernst Friedrich saßen und seinen Ideengängen zuhörten, haben ihren Dienst quittiert. Einer von ihnen ist ins Ausland gegangen.

Mit seiner Antikriegsausstellung, die sicherlich kein erschöpfendes Bild vom Kriege geben kann, dazu ist sie zu klein, hat er als erster überhaupt auf die Notwendigkeit einer solchen Kriegsdarstellung hingewiesen. Er hat der Welt ein zweibändiges Werk gegen den Krieg geschenkt, das nur aus Bildern besteht und von dem eine ungeheure Wirkung ausgeht.

Ernst Friedrich hat internationalen Ruf. Er, der keiner Organisation angehört und durch keine Organisation gefördert wird, hat die Sympathien des Internationalen Gewerkschaftsbundes, der fünfzigtausend Exemplare der gekürzten Ausgabe seines Bildwerkes durch ihn drukken und herstellen ließ. Die schwedischen Friedensgesellschaften haben Ernst Friedrich jetzt in seine Haft ihre herzlichsten Sympathien gesandt und ihn schon im vorigen Jahre für den Nobelpreis vorgeschlagen.

Ob Ernst Friedrich die ihm zur Last gelegte hochverräterische Tat begangen hat, vermag nicht gesagt zu werden. Wenn er sie begangen hat, so aus jenen edlen Motiven, aus denen heraus er immer gewirkt hat.

Die feine Empfindsamkeit dieses Menschen leuchtet aus dem Schluß eines Briefes hervor, den er vor einiger Zeit aus dem Gefängnis an seine schwedischen Friedensfreunde schrieb: „Soeben

komme ich von einer Sprecherlaubnis mit meiner tapfern Frau, und da höre ich zu meinem Entsetzen, daß infolge meiner Verhaftung einer meiner Wellensittiche verhungert ist. Das werde ich nur sehr schwer überwinden. Kennen Sie diese kleinen Papageien? Ich habe sofort bei meiner Verhaftung gebeten, man möge mir erlauben, meine unschuldigen Vögel zu füttern, da doch niemand über Nacht und den folgenden Tag im Hause war (auch meine Frau und meine sämtlichen Mitarbeiter waren verhaftet, aber jetzt wieder frei!). Liebe Freunde, ich bat, man möge mir unter sicherer Polizeibewachung gestatten, meine hungernden Tiere zu füttern. Abgelehnt! Jetzt ist ein unschuldiges Tier verhungert! Der kleine unschuldige Vogel wurde zum Tode, zum Hungertode verurteilt und... Es ist doch empörend! Das ist das einzige, was mich traurig macht."

Kurt Großmann

Der Brief

Das war, als Walter Mehring zum fünfundzwanzigsten Mal nach Paris kam, und der dortige Herr Zörgiebel sann grade nach, ob man den Mann zur Ehrenlegion oder zur Fremdenlegion vorschlagen sollte... da schrieben wir uns „kleine Blaue" (sprich: ptieh blöhs). Das sind diese winzigen Rohrpostbriefe, die sich die Pariser deshalb schreiben, weil sie ein Telephon haben, aber sonst vernünftige Leute sind, es also nicht benutzen. Denn das pariser Telephon... (bricht in Schluchzen aus; wird mit Brom gelabt, will kein Brom, bekommt Whisky, atmet auf und fährt fort):

Wir schrieben uns also kleine blaue Briefe, in denen wir uns die bessern Sachen mitteilten, und schon nach dem dritten oder vierten fing diese Korrespondenz an, leicht auszurutschen. Die Anreden stimmten nicht so recht... „Sehr geehrter Herr Oberforstrat" und „Lieber Amtsbruder", und die Unterschriften waren auch nicht in Ordnung... „Ihr sehr ergebener P. P. Unmittelbares Mitglied des Reichsverbandes" oder „W. M. Festdichtungen für alle Bekenntnisse" — kurz, es war ein rechter Unfug.

Bis dahin war der Inhalt meist noch einigermaßen vernünftig. Dann aber begann Mehring, auch diesen Inhalt umzudichten; bald stand in den Briefen nun überhaupt nicht mehr das drin, weshalb er sie eigentlich geschrieben hatte, sondern es wurden Briefe an und für sich. Ich eiferte ihm, so gut ich konnte, nach, und wenn wir mal tot sein werden, werden sich die Herausgeber unsrer gesammelten Werke beim achtzehnten Band sehr wundern... Und einen der schönsten Briefe Mehrings habe ich aufbewahrt, weil er mir immer als ein Typus seiner Gattung erschienen ist. Hier ist er:

Lieber Kurt!

Die Familie ist sehr betrübt, daß Du Onkels Privatbrief veröffentlicht hast! Wenn Du in den Kreisen nicht so verhärtest wärst,

wo Du Dich nun mal wohl fühlst, so müßte es Dir zu denken geben, daß Tante Hannchen vor Schreck Durchfall bekommen hat, als sie das gelesen hat, aber da heißt es immer Humanetät, mit jedem dreckigen Arbeiter habt ihr Mitleid, und die Familie kann sehn, wo sie bleibt! Dein Vater war ja wohl auch ein geistiger Mann und so und hat er nie was in die Zeitung geschrieben und möchten wir wissen, von wem Du das eigentlich hast, von unserer Seite bestimmt nicht eher von Deiner lieben Mutter, die war auch so ein bischen ... (seinerzeit in Posen mit dem verrückten Redakteur! Aber wir wollen das nicht wieder aufrühren).

Mariechen hat die Masern und Erich ist mit einem Mahnzettel nach Haus gekommen, daß er in Römische Geschichte nicht vorwärts kommt!

Ich hab ihn aber ins Gebet genommen und bist Du ihm ein warnendes Beispiel! etcetera!

Schreib doch mal! Vielleicht fahren Mosers zu Ostern rüber, dann wirst Du ihnen Paris zeigen. Du weißt ja, was wir ihnen wegen Großvati schuldig sind! Also tu das nicht wieder und bleib gesund!

Dein Vetter

Mehring.

Zerreiß den Brief gefälligst!

Wahrlich, das hat einer geschrieben, der kein Familiengefühl hat. „In meinem Wörterbuch steht das Wort Familie nicht!" sagt er. Ich sage: „Da sehn Sie mal unter M nach!" sage ich. Und er sah nach. Und schrieb den obigen Brief.

Peter Panter

Grock und Stifter oder: Die deutsche Seele

Aus einer Nummer des ‚National-Sozialisten':

„Möglich, daß auch in unsrer Seele noch manchmal eine letzte Herbstlichkeit zittert. Dann mag uns Stifter willkommen sein und wird uns manches zu sagen haben. Aber wir wünschen diese Stunden nicht. Möge daher der k. k. Oberschulrat ruhen mitsamt der Romantik — mehr als das Kreuz auf seinem Grabe ist uns das Monument der Gefallenen des Weltkrieges Verpflichtung und Wegweiser. Und alle lyrischen Blumen unsrer Gezeiten zertritt dessen Eisenspruch:

Invictis victi victuri!"

Soweit Stifter. Hingegen:

„Grock — Scala im Oktober. So viel ist schon über diesen Mann geschrieben worden — aber das Wesentlichste würde noch nicht gesagt: daß seine Beliebtheit in Deutschland eines der zahlreichen Zeichen der deutschen Selbstbesinnung ist, des Rückfindens in deutsche Art, des Wiedererwachens der deutschen Seele! —

Grock!? — Jawohl, der „Clown" Grock! Denn was Grock so völlig unterscheidet von all den andern ‚modernen' Humoristen, ist seine typische Deutschheit! An Grock

erleben die meisten erst wieder den tiefen Gehalt des deutschen, des nordischen Humors — im Gegensatz zum westlerischen Esprit... Sein wundersamer Kampf mit der Tücke des Objekts, das ist kein feindselig-hämisches Sichgegenseitigbetrügen, wie der Jude Chaplin das darstellen würde, sondern..."

Gesunde und kranke Nerven

Die sogenannten Revolutionsführer, das heißt diejenigen Personen, denen Deutschland die Revolution, die Zertrümmerung des Heeres, das Fortwerfen der Waffen und das folgende tiefe Elend zu verdanken hat, waren, soweit sie psychiatrisch untersucht werden konnten, ausnahmslos psychopathisch-degenerativ Veranlagte, einige auch geisteskrank im psychiatrischen Sinn (progressive Paralyse, Hirnsyphilis und so weiter). Die einen „radikalen Parteiführer" waren körperlich oder geistig Unreife ohne klares Denken und ohne Urteilskraft mit einem starken Überwiegen der Affektivität über den Verstand. Einige litten an Dämmerzuständen und krankhaften Affektreaktionen. Die andern waren ethisch Defekte, Hysteriker, Fanatiker; wieder andre Querulanten und Gesellschaftsfeinde (geborene Verbrecher), Hochstapler und Renommisten, Lügner und Schwindler, einzelne sogar intellektuell schwachsinnig. Fast alle hatten ein gesteigertes Selbstgefühl, eine Neigung zur Großsprecherei und Großmannsucht, eine kritiklose Überschätzung der eignen Fähigkeiten, eine starke Urteilsschwäche, ein Überwiegen der Phantasie, ein Sichleitenlassen von autistischen Wünschen und vor allem ein völliges Fehlen jeder Spur von Verantwortlichkeitsgefühl.

„Allgemeine und spezielle Psychiatrie" von M. Reichardt, ordentlicher Professor an der Universität Würzburg, Seite 325.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltbühnenleser. Mittwoch Café Adler, Dönhoffplatz, 20.00: Otto Heller: Mit Regisseur Turin auf der Tonfilmjagd durch Birobidschan.
Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag, Stadthaus Klosterstr., Saal 339, 19.30: „Rote Einheit — wirklich unmöglich?" Oeffentliche Diskussion. Gastredner: Karl Frank (K.P.O.), Fritz Grob (ISK.), Fritz Lindholz (Jungprolet. Bund), Karl Ortel (Freie soz. Jugend). Vorsitz: Kurt Hiller.
14. Aufbauabend der „Sozialistischen Monatshefte". Mittwoch 20.00. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 15. Hermann Kranold: „Nationaler Sozialismus". In der Diskussion sprechen u. a.: Meta Corssen, Bruno Frei, Emil Hartwig, Hermann Heller, Leo Lania, Carl v. Ossietzky, Franz Schauwecker, Otto Straßer.
Porza. Mittwoch 20.00. Haus der Deutschen Presse, Tiergartenstr. 16: Rimbaud-Abend. Alfred Wolfenstein spricht, Lothar Müthel liest.
Bruno Cassirer, Derfflingerstr. 15. Zeichnungen und Aquarelle von George Grosz.
Alfred Flechtheim, Lützowufer 13. Bronzen und Zeichnungen von Ernst Barlach.
Berliner Secession, Tiergartenstr. 21a. Sonnabend Eröffnung der Herbstausstellung.
Elli Marcus, Kurfürstendamm 93. Schauspielerköpfe.

Bücher

Ferdinand Bruckner: Elisabeth von England. S. Fischer, Berlin.
Egon Friedell: Kleine Philosophie. Phaidon-Verlag, Wien.
Heinrich Hauser: Die letzten Segelschiffe. S. Fischer, Berlin.
Philip Snowden: Der Glaube eines Demokraten. I. Klieforth, Hamburg.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.20: Streit über Asien, Leo Matthias und Richard Huelsenbeck. — Hamburg 19.25: Die dritte Eroberung Amerikas, Alfons Goldschmidt. — Köln 21.00: Die Brautschau von N. Gogol. — Breslau 21.45: Richard Huelsenbeck liest. — **Mittwoch.** Berlin 17.30: Kunst und Publikum, Hans Baluschek und G. Hausdorf. — Leipzig 20.45: Zukunft des Films, W. Koch, A. Schirokauer und A. Zeitler. — **Donnerstag.** Köln 18.40: Das Schweigen, Richard Huelsenbeck. — Hamburg 20.00: Tiere klagen dich an, Ernst Johannsen. — Köln 20.30: Bekenntnis zur Zeit, Hermann Kesser. — Berlin 20.35: Shakespeares Timon von Athen, in der Bearbeitung von Karl Kraus. Timon von Athen, Karl Kraus; Apemantus, Ernst Legal. — **Freitag.** Hamburg 16.35: Fremde Luft, Alice Ekert-Rotholz. — Stuttgart 19.30: Unbekannte Arbeiterdichter. — **Sonnabend.** Berlin 17.45: Der Autor spricht über sein Buch, Albert Hotopp. — 19.30: Probleme der Voruntersuchung., Max Alsberg und A. Unger.

Antworten

Reichsgerichtsrat Dr. Sontag. Sie schreiben zu Ernst Tollers Offenem Brief in der ,Weltbühne' (Nr. 37): „Herr Toller hatte von Aufständen in Oberschliesien (zur Abstimmungszeit) gegen die Polen geschrieben. Das ist eine historische Unrichtigkeit. Nur die Polen hatten Aufstände entfacht, die Deutschen hatten sich ausschließlich in der Verteidigung befunden. Ich hatte Herrn Toller aufgefordert, diesen seinen Satz zu berichtigen. Ich stelle fest, daß er in seiner Erwiderung in Nr. 37 der ,Weltbühne' nicht ehrlich genug ist, seinen Irrtum einzugestehen. Er tritt einen halben Rückzug an, indem er von ,Aufständen der Polen gegen Deutsche und Deutschen gegen Polen' spricht. Hier ist immer noch die zweite Hälfte des Satzes falsch. Er verschleiert seinen Rückzug durch Angriffe gegen mich, auf die einzugehen unter meiner Würde ist, da er sich erlaubt, mir die Gabe der Denkfähigkeit abzusprechen. Er möge in Kürschners Gelehrten-Lexikon die Summe meiner wissenschaftlichen Werke nachlesen. Wenn er dann diese Ungehörigkeit widerruft, bin ich bereit, ihm auch seine übrigen, von völliger politischer Unkenntnis zeugenden Ausführungen zu widerlegen. Dr. Sontag, Reichsgerichtsrat i. R." Ernst Toller sendet uns darauf folgende Replik: „Woher bezieht Herr Reichsgerichtsrat i. R. Sontag ,diese seine' Kenntnisse? Ich kenne Zeugen, die die Dinge anders darstellen. Ich habe nicht nur den ,Kürschner' zu Rate gezogen, der Herrn Sontags Fleiß bestätigt (und auch mich beinahe entwaffnet hätte), ich habe auch festgestellt, daß Herr Sontag es war, der den Eröffnungsbeschluß gegen den Dichter Johannes R. Becher wegen Beihilfe zum (literarischen!) Hochverrat unterschrieb, und Briefen, die nach Erscheinen des Aufsatzes in der ,Weltbühne' an mich kamen, einiges über seine Tätigkeit als Richter in Kattowitz entnommen. Herr Sontag wird für Herrn Treviranus ein guter Sekundant sein, wir wissen, daß seine Objektivität dem Wert der Weiß-, Gelb-, Blau- und Grün-Bücher entspricht. Ich trete weder einen halben noch einen zehntel Rückzug an. Als Vorsitzender eines Gerichtshofs mag sich Herr Sontag hinter der Würde des Richters verschanzen und Angriffe mit Ordnungsstrafen ahnden, wenn er als Privatperson spricht, muß er sich gefallen lassen, daß man seine ,sachlichen Äußerungen' unter die geistige Lupe nimmt. Da ich meine ,Ungehörigkeiten' nicht widerrufen kann, muß ich seinen Vorwurf ,völliger politischer Unkenntnis' mit Fassung tragen. Ernst Toller."

Nazi. Man hat dich grausam bestohlen. Zwei Sing-Sang-Zeilen des Gedichtes „Malwine" von Theobald Tiger sind ein Plagiat — da hat man es. In euerm Nazi-Liederbuch steht ein schöner Sang zu lesen: „In Sowjet-Rußland" heißt er. Darinnen wird uns, nein: euch gezeigt, wie es in Rußland wirklich aussieht. „In Sowjet-Rußland im hohen Norden, da sind die Juden wohlbekannt; sie rauben, plündern und tun auch morden und treiben sonst noch allerhand." Grade das Letzte zeigt, welch furchtbare Zustände dort herrschen! Das Lied fährt fort: „Doch bei uns, da ist ganz anders, wo der Jud' zur Börse geht, von einem Viertelchen, von einem Achtelchen, wovon der Christ kein Wort versteht. Refrain: Drum alleweil fidela munter, Nathan Moses hast dein Geld dabei, ein koscher Jud', der geht nicht unter,

Itzig, Itzig, warst dabei." Wie man zugeben wird: eine Blüte deutschen Dichtergeistes. Und aus diesem Meisterwerk, dessen Verfasser in echt nationaler Bescheidenheit ungenannt bleibt, nimmt sich Theobald Tiger zwei Zeilen heraus und treibt damit sonst noch allerhand. Das hat er aber nur getan, weil unter dem Judenlied zu lesen steht: „8ung! Solche und ähnliche Lieder bitte ich, an den Verleger einzusenden, damit in der nächsten Auflage diese mit veröffentlicht werden." Bitte.

Nörgler. Sie schreiben uns: „Das düsseldorfer Schauspielhaus feierte jüngst sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum und damit das seiner verdienstvollen Gründer und Leiter. Dafür wurden diese nicht zu Professoren ernannt, wohl aber Herr Knöpfke vom berliner Rundfunk. Auch Victor Barnowsky wurde seinerzeit nur mit einem Brief abgespeist. Herrn Knöpfke machte man einfach zum ehrenamtlichen Beirat am Landestheater in, ausgerechnet, Neustrelitz, eine Stellung, die es nie gegeben hat, weil sie überflüssig ist. So hat man also wieder einmal die Gelegenheit wahrgenommen, sich dreifach zu blamieren: indem man zwei Könner brüskierte und einen Mann auf dem Wege über eine nichtvorhandene Stellung beim Theater, zu dem er niemals künstlerische Beziehungen hatte, zu einem Titel verhalf, da es doch in der deutschen Republik keinen Titel ohne ein Amt gibt." Warum müssen Sie eigentlich immer stänkern? Wenn es das nun nicht gäbe: Professor Knöpfke, dann hätte es erfunden werden müssen. Seien Sie beruhigt, er wird seinem Titel Ehre machen.

Forum der Jungen. „Dem gesprochenen Wort und dem Widerwort wollen wir einen Raum eröffnen." Unter diesem Motto veranstaltet ihr euern ersten öffentlichen berliner Vortrags- und Diskussionsabend im November und erbittet positive Vorschläge an eure Adresse, Magdeburg, Ebendorfer Straße 47.

Bremer Weltbühnenleser. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Karl Habecker, Wiesenstraße 13 (Telephon Rol. 467), der Zusammenkünfte der bremer Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Einsender. Senden Sie Ihre Arbeiten nur an unsre Redaktion und nicht an einen Redakteur — Sie verlieren nur Zeit.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt für die soeben im Malik-Verlag erschienene realpolitische Utopie „Wenn wir 1918 ..." von Walter Müller bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Neue USP.? von Carl v. Ossietzky

In einem Artikel zum Metallarbeiterstreik hat K. L. Gerstorff vor zwei Wochen an dieser Stelle ausgeführt, daß 33 sozialdemokratische Abgeordnete für das Mißtrauensvotum gegen die Regierung Brüning stimmen wollten, und zwar mit Bekanntgabe ihrer Motive. Die Fraktionsmehrheit habe das nicht gestattet, sondern der Opposition mit Ausschluß gedroht und Fraktionszwang eingeführt, und schließlich, und auch das mit Drohungen, Abwesenheit von der Sitzung erlaubt. Dazu erfrischt uns das Sekretariat der sozialdemokratischen Fraktion mit einer Zuschrift, in der diese Angaben rundweg bestritten werden. Die Minderheit betrug nicht 33 Abgeordnete, sondern wesentlich weniger. Es gab auch keinen Fraktionszwang; Abwesenheit war weder erlaubt noch verboten:

> In Wirklichkeit sind angesichts der drohenden Gefahr des Fascismus alle Meinungsverschiedenheiten, die zuerst in der Fraktion bestanden haben, zurückgestellt worden. Die Minderheit gab ihre Bedenken gegen den von der Mehrheit vorgeschlagenen Weg auf und entschloß sich nach einer kameradschaftlichen Aussprache, mit der Mehrheit zu stimmen. Zu diesem Entschluß ist es ohne jeden Zwang, ohne jede Drohung und ohne jede sonstige Beeinflussung gekommen.

Das Fraktionssekretariat ist so gütig anzunehmen, daß wir diese Darstellung auch ohne Berufung auf das Pressegesetz ... Es hätte dieses Hinweises nicht bedurft. Wir wissen, daß die sozialdemokratische Fraktion keine andern Publikationsmöglichkeiten hat und sind uns unsrer Verpflichtungen gegen die Stummen und Hilflosen wohl bewußt. Das enthebt uns jedoch nicht der Notwendigkeit, die Zuschrift so kritisch zu betrachten wie die Zuschrift jedes andern vollsinnigen Einsenders auch. Diese Richtigstellung ist keine, denn sie bestreitet nur die Zahl der Opponenten, sie bestreitet nur den ausgesprochenen Fraktionszwang, nur die ausgesprochene Drohung. Es handelt sich aber hier nicht um die letzte Genauigkeit der Zahl sondern um die Wahrheit der Situation. Wer diese angebliche Richtigstellung liest, gewinnt den Eindruck, die Opposition habe sich den bessern Argumenten der Mehrheit gefügt. Niemand aber lehnt das entschiedener ab als der Wortführer der Linken, der Abgeordnete Seydewitz, der im ‚Klassenkampf' vom 1. November schreibt:

> Im Lande draußen ist nach der Reichstagsabstimmung vielfach die Meinung verbreitet worden, die Linke habe mit ihrer Abstimmung bekundet, daß sie sich zum Standpunkt der Fraktionsmehrheit bekehrt und erkannt habe, daß der von der Mehrheit eingeschlagene Weg der richtige sei. Zahlreiche Zuschriften von Genossen aus dem ganzen Reiche beweisen, daß von Vertretern der Fraktionsmehrheit die Bedeutung des Mitstimmens der Fraktionsminderheit, die nur den Geboten der Parteidisziplin folgte, ganz falsch ausgelegt wurde. Auch der „Sozialdemokratische Pressedienst" schrieb in einem an die gesamte sozialdemokratische Presse geschickten Artikel u. a.: „In voller Einmütigkeit und Geschlossenheit haben die 143 Abgeordneten der Sozialdemokratie ihre Stimmen abgegeben. Keine Meinungsverschie-

denheit beeinträchtigte in diesem schweren Augenblick die Energie ihres Kampfes."

Diese Darstellung entspricht nicht den Tatsachen; die Linke hat kein Stück ihrer politischen Auffassung preisgegeben, sie ist nach wie vor der Meinung, daß die Fraktionsmehrheit einen falschen Weg geht, sie hat sich in dieser Situation nur der Fraktionsdisziplin gefügt und sie hat nicht geglaubt, daß nach der Diskussion in der Fraktion ihr Verhalten draußen in so entstellter Weise dargestellt würde.

Und an andrer Stelle betont Seydwitz, daß die Opposition nichts aufgegeben habe sondern weiter dafür arbeitet:

...daß in dem entscheidenden Augenblick eine Mehrheit in der Partei und in der Fraktion dafür ist, daß die Sozialdemokratie unerschütterlich an der Beseitigung der untragbaren Punkte der Notverordnungen festhält und die bedingungslose Tolerierung der Regierung Brüning ablehnt...

Daß heißt also, daß „die drohende Gefahr des Fascismus" die Opposition in Zukunft nicht mehr hindern wird, sich selbständig zur Geltung zu bringen. Die Opposition weiß, daß die Zeit für sie arbeitet, daß ihre Zahl sich bald vervielfachen wird.



Die Sozialdemokratie ist am 14. September noch eine sehr kompakte Partei gewesen. Sie ist es nicht mehr seit dem 8. November, dem Tag, an dem der Schiedsspruch im Metallarbeiterstreik bekannt wurde. Auch für dieses Signal zum allgemeinen Lohndruck soll die Sozialdemokratie die Verantwortung übernehmen. Sie soll sich abnutzen, und wenn sie genügend kompromittiert ist, dann wird Herr Brüning seinen Pakt mit dem Marxismus plötzlich degoutant finden und sich nach einwandfreiern Bundesgenossen umsehen. Seit zwölf Jahren fungiert die Partei ausschließlich als Packesel schwachhüftiger Bürgerparteien und hat für diese Selbstlosigkeit nur Rippenstöße geerntet. Jetzt ist der Zeitpunkt nahe, wo auch dies geduldige Lasttier erklären muß, daß es von Stockschlägen allein nicht leben kann.

Es mutet tragikomisch an, daß die Fraktion noch versucht, einen wirklich nicht mehr zu verbergenden Prozeß vor der Öffentlichkeit zu verdunkeln, und daß sie unter Berufung auf das Pressegesetz eine Berichtigung durchdrücken will, während die Entwicklung grade unbarmherzig dabei ist, die Partei selbst einer erheblichen Korrektur zu unterziehen. Die sozialistische Linke ist nicht gewillt, die Partei weiterhin zur höhern Ehre einer dubiosen Bündnispolitik stumm zermahlen zu lassen. Sie bildet schon heute eine Fraktion in der Fraktion. Sie kann in ein paar Wochen schon im Reichstag selbständig auftreten, was nur der erste Schritt zur Trennung, zur Gründung einer neuen USP. wäre. Und sie dürfte zur Rechtfertigung dieses folgenschweren Schrittes sagen, daß es keine andre Möglichkeit mehr gibt zur weitern Erhaltung einer sozialistischen Arbeiterbewegung auf demokratischer Grundlage. Denn der offizielle Parteikurs macht die Arbeiter desperat und an traditionellen Überzeugungen irre; sie fühlen ihr Vertrauen getäuscht und werden bald scharenweise davonlaufen.

Im Mai 1928 schrieb ich in der Wahlnacht, daß der überraschend große Sieg der Sozialdemokratie ihr auch eine kolossale Last auferlege. Sie werde als Regierungspartei in der Großen Koalition die Gegensätze im eignen Lager erst recht verspüren, und es sei eine Spaltung in etwa zwei Jahren durchaus denkbar. Das war nicht als Prophetie gemeint, es war ein Ausdruck der Sorge um die Zukunft. Obgleich das ganz offensichtlich war, bin ich doch von der sozialdemokratischen Presse damals furchtbar ausgeschmiert worden. Wie ist es seitdem gekommen? Mai 1928: gewaltiger Wahlsieg. Zwei Monate später: Krach um den Panzerkreuzer; allgemeine Verdrossenheit; Prestigeverlust. Ende 1930: ernsthafte Diskussion, ob die organisatorische Einheit noch möglich und nützlich ist.

Sie ist heute noch beides. Aber die Voraussetzung zu ihrer Aufrechterhaltung ist, daß eine gründliche Erneuerung der Parteiführerschaft eintritt und daß die Abkehr von einer Politik erfolgt, die nur Opfer erfordert und nichts einträgt als das wohlwollende Kopfnicken einiger liberaler Blätter, die aber auch gleich ungemütlich werden, wenn die Vorsänger der Partei einmal den Takten des Herrn Brüning nicht ganz treulich zu folgen vermögen. Linke Sozialdemokratie, das war bisher ein vager Begriff. Auf den Parteitagen in die Ecke gedrückt, durch den Tod Paul Levis des geborenen Führers beraubt, so mußte sich die linke Opposition an den dicken Glaswänden der Parteidisziplin, ohne recht gehört zu werden, die Stirn blutig stoßen. Man wußte zwar, in welchen Landesteilen sie besonders starke Wurzeln hat, aber ihr wirklicher potentiel de guerre blieb unklar. Jetzt ist für sie die Stunde gekommen, in den Vordergrund zu treten. Wird ihr dieser Platz verweigert, dann ist die Entwicklung zur zweiten sozialdemokratischen Partei unaufhaltsam. Statt Sammlung also abermals Sezession. Eine sehr unerfreuliche Aussicht, aber das kleinere Übel noch immer, denn es bedeutet wenigstens die Rettung eines Kerns, einer Stammtruppe — die Wahrung einer Idee. Die Fortführung des jetzigen Zustandes jedoch bereitet nur einen ungeheuren Konkurs vor, in dessen Masse sich Hitler und Heinz Neumann teilen mögen.

Young-Revision, deutsches Schicksal

von Felix Stössinger

Schluß

Deutschland hat also bisher infolge des zwölfjährigen Reparationskriegs, den es zur Stärkung der englischen Schiedsrichterstellung führt, auf die enormen Vorteile der französischen Reparationsangebote verzichten müssen und die aufgezwungenen, unvergleichlich drückendern angelsächsischen Tributpläne mit seiner vollkommenen innern Zerrüttung bezahlt. Die Katastrophenpolitik nach außen hat zwangsläufig eine Katastrophenpolitik nach innen bewirkt, deren strengste Konsequenz der Nationalsozialist Gregor Straßer zog, als er in den nur hier im ersten Teil dieses Artikels zitierten Sätzen seiner ersten Reichstagsrede von der Regierung verlangte, mit der deutschen

Finanzkatastrophe gegen den Young-Plan zu „operieren". In Wahrheit wird uns jede Katastrophenpolitik wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft um ein Vielfaches mehr schädigen als die Erfüllung. Die Sanierung erleichtert nicht nur die Erfüllung sondern auch, und das ist das Entscheidende, die Revision. Nur wer bar jeden Glaubens an moralische und politische Kräfte ist, kann dem gemeinsamen europäischen Verlangen auf Streichung der Kriegsschulden an Amerikas „Börsenfürsten" einen Erfolg bestreiten. Weder der Pessimismus noch die Verzweiflung, noch eine inflationistische Wirtschaft werden uns von den Reparationen befreien. Wäre das möglich, so wären wir schon so weit. Die Wirtschaft, wie sie heute ist, schließt tatsächlich die Möglichkeit für Deutschland zu leben mit und ohne Young-Plan aus. In den politischen Sprachschatz ist das Wort von der Beamteninflation übergegangen, das Ludwig Quessel in dem Kampf geprägt hat, den er seit vier Jahren in den ‚Sozialistischen Monatsheften' gegen den Untergang Deutschlands in Bureaukratie führt. Wenn Deutschland endlich erkennt, daß es an der Köhlerschen Beamtenreform zugrunde gehen muß, so ist das in erster Linie Quessels Verdienst. Quessel hat festgestellt, daß die durchschnittliche Erhöhung der Beamtengehälter um sechzehn Prozent (ohne jede etatmäßige Deckung!) die deutsche Wirtschaft Jahr für Jahr mit einer zusätzlichen Belastung von 2000 Millionen erdrücken muß. Das heißt: mit der Last eines Betrages, der fünf Sechstel der laufenden Sollausgaben des Kaiserreichs 1913 ausmacht, die 2449 Millionen betrugen. Die Köhlersche Gesetzgebung kostet uns also bereits 8 Milliarden. Die Inflation hat das Reich von 32 Milliarden Vorkriegsschulden bis auf den Aufwertungsrest befreit. Dafür hat die Republik von 1924 bis 1929 eine neue öffentliche Verschuldung einschließlich öffentlicher Unternehmungen von 23 Milliarden in knapp sechs Jahren gehäuft. In den ersten neun Monaten von 1930 sind dem deutschen Volk neue Belastungen in Höhe von 3,4 Milliarden aufgezwungen worden, also mehr als 1913 der gesamte Reichshaushalt betrug! Wird das Deutsche Reich mit einer solchen Verschuldung, mit Beamtengehältern und Renten und Pensionen, die höher sind als in irgend einem Lande der Welt, mit einem seit Jahren niemals gedeckten Etat, mit einer bankrotten und zynischen Ausgabenwirtschaft ohnegleichen, das im Haag zugesagte zweijährige Moratorium verlangen und wirklich in ehrenhafter Weise mit dem Artikel VIII des Neuen Plans vereinigen können, laut welchem die deutsche Regierung, man höre wohl, „Wert darauf legt, von sich aus zu erklären, daß sie fest entschlossen ist, sich auf jede mögliche Weise zu bemühen, die Erklärung eines Moratoriums zu vermeiden"? Wird die deutsche Regierung vor irgend einem Prüfungsausschuß ihren Moratoriumsantrag verantworten können, bevor sie die Köhlersche Beamtenbesoldung in voller Höhe von sechzehn Prozent wieder rückgängig gemacht und eine weitere Herabsetzung der Beamtengehälter um durchschnittlich vier Prozent durch Abbau überflüssiger Beamten durchgeführt, die Gesamtwirtschaft dadurch jährlich um 2400 Millionen entlastet hat?

Um die Revision des Young-Plans wird sinnlos und ohne Sachkenntnis herumgeredet, als ob wirklich die Möglichkeit bestände, die Krise von dieser Seite aus zu beheben. Nach dem Neuen Plan hat Deutschland in dem Reparationsjahr, das am 1. April 1931 beginnt, Gesamtverpflichtungen von 1793,2 Millionen zu leisten. Also weniger als die Köhlersche Beamtenbesoldung erfordert, aber mehr, weil die Werte ins Ausland gehen. Von diesem Betrag sind in Wahrheit wirklich ernsthaft nur 339,8 Millionen aufschiebbar. Im Reparationsjahr, das am 1. April 1932 beginnt, 447 Millionen. In den beiden Jahren also, für die allein ein Moratorium in Frage kommt, zusammen 786,8 Millionen. Diese Summe ergibt sich, wenn man die Beträge, die praktisch wirklich aufschiebbar sind, von den unaufschiebbaren abzieht. Unaufschiebbar ist die feste Annuität von 700 Millionen, die Deutschland transferieren muß. Schwer aufschiebbar sind die amerikanischen Besatzungskosten von 66,1 Millionen, da es für Deutschlands Kredit nicht grade förderlich sein wird, in Amerika für einen solchen kleinen Betrag ein Moratorium zu beantragen. In Parenthese: Warum bezahlt Deutschland diese Besatzung, übrigens die weitaus teuerste überhaupt? Sie widerspricht den doch mindestens für Amerika gültigen vierzehn Punkten Wilsons und basiert, wie zum Hohn, auf dem Vertrag von Versailles, den Amerika gar nicht angenommen hat. Aber Deutschland betrachtet diese Forderung, wie jede angelsächsische, als ein göttliches Gebot, das keiner Begründung bedarf. Es ist, weil es ist. Daher zahlt Deutschland diesen Tribut sogar außerhalb des Young-Plans, damit Amerika doppelt sichernd. Unaufschiebbar ist ferner die Schuld aus dem belgischen Abkommen in Höhe von 21,5 Millionen, die allerdings in Sachlieferungen umgewandelt werden kann. Die Verschiebung dieser drei Beträge ist also ernsthaft nicht möglich. Diesen Teil der Schuld nicht bezahlen, bedeutet Zerreißung des Young-Plans und Rückkehr zur Sanktionspolitik. Die deutschnationale Opposition hat mit dieser Auffassung recht.

Nun bleibt eine verschiebbare zweite Annuitätshälfte übrig. Wie steht es aber mit der? Recht schlecht. Nach Kapitel 8f des von Schacht akzeptierten pariser Plans gehören die Sachlieferungen zu dem aufschiebbaren Plan der Jahreszahlungen. Aufschiebbar ist aber im Prinzip nicht die Zahlung als solche sondern zunächst nur die Transferierung. Deutschland zahlt seine Schuld weiter, aber nicht in Devisen sondern in Reichsmark, auf das Reichsbankkonto der Bank für Internationale Zahlungen. Erst ein Jahr nach der Wirksamkeit des Transfer-Aufschubes, innerhalb dessen also in Reichsmark weiterbezahlt worden ist, kann für fünfzig Prozent der vom Transfer befreiten Summen auch ein wirklicher Zahlungsaufschub bewilligt werden. Deutschland kann ferner über das Moratorium des Transfers hinaus auch ein Moratorium für Reichsmarkzahlungen in Anspruch nehmen. Was würde das aber bedeuten? Die in Reichsmark bezahlten Beträge stehen auf dem Reichsbankkonto der Bank für Internationale Zahlungen in erster Linie zur Zahlung von Sach-

lieferungen zur Verfügung. Die deutsche Regierung kann also durch Verweigerung der Reichsmarkzahlungen nichts andres bewirken, als: die deutschen Sachlieferungen stornieren. Nichtzahlung der ungeschützten Annuität in Reichsmark trifft die deutsche Wirtschaft und nützt der englischen. Im Zahlungsjahr 1931/32 betragen die Sachlieferungen 663,8 Millionen und 1932/33 610,5 Millionen. Stellt die deutsche Regierung für diese Sachlieferungen diese Beträge nicht zur Verfügung, die durch die Abgaben aus dem Recovery-Act eine gewisse Verminderung erfahren (4,95 Prozent für Frankreich, 23,05 Prozent für unsre englischen Freunde), so macht sie deutsche Staatsbürger für eine Produktion in Höhe dieser Ziffern arbeitslos. Ist das nützlich? Nein. Um also wirklich den Betrag zu errechnen, den Deutschland durch ein Moratorium ersparen kann, und der wie angegeben für die bevorstehende etwaige Moratoriumsepoche zusammen nur rund 800 Millionen beträgt, muß man die vorgesehenen Sachlieferungswerte als Teil der ungeschützten Annuität betrachten. Die Chance der deutschen Regierung, durch ein Moratoriumsgesuch eine Erleichterung zu gewinnen, die ebensoviel wert ist, wie die damit verbundene Kreditschädigung, ist äußerst gering. Die Summen aber, die Deutschland im gleichen Zeitraum transferieren muß, um die Zinsen an sein eignes, geflüchtetes Kapital zu bezahlen, erreichen sicherlich, übertreffen wahrscheinlich den aufschiebbaren Teil der Young-Annuität.

Der Young-Plan ist also wirklich eine Fessel, die man um so schmerzlicher spürt, je mehr man an ihr zerrt. Es kann aber schwerlich heute schon bestritten werden, daß der Young-Plan uns von England aufgezwungen worden ist. Auch die deutsche anglophile Presse hat 1929 melden müssen, daß die Ablösung des Dawes-Planes und die Schöpfung des Young-Planes dem stürmischen Drängen Parker Gilberts zuzuschreiben ist. Die Fixierung einer definitiven Schuld ist auch absolut englisch. Es gehört zu den Wesensunterschieden der französischen und englischen Reparationspolitik, daß die französische für provisorische, die englische für definitive Regelung war. Gegen die provisorische Regelung wurde eingewendet, daß sie Frankreich zum Vorwand endloser „Erpressungen" dient. Da aber Frankreich mit Deutschland für die Streichung der Kriegsschulden kämpfen wollte, konnte selbst eine wirklich geplante nachträgliche Höherschraubung des Reparationsanteils, an und für sich im Rahmen deutsch-französischer Kooperation undenkbar, niemals der grauenhaften Tributlast gleichkommen, die uns die englische „definitive" Anerkennung der Rechnungen der amerikanischen Kriegsgewinnler gebracht hat. Auch anglophile Kreise Deutschlands haben 1929 gestehen müssen, daß die Zeit für die Umwandlung des Dawes-Plans in einen definitiven noch lange nicht gekommen war. Aber die Umwandlung erfolgte — auf englischen Befehl. Allerdings hat Deutschland von dieser Umwandlung den Vorteil, daß es zunächst einige Jahre 700 Millionen jährlich erspart. Dafür trägt es nun selbst die Sorge der Transferierung und die Last einer „vollständigen und endgültigen Regelung", deren Revidierung natürlich viel schwerer ist als die

einer provisorischen Regelung. Haben wir nicht vielleicht doch die Zukunft zweier Generationen um ein Linsengericht verkauft? Pardon, um zwei. Wir haben ja durch den haager Plan das Rheinland befreit! Inzwischen hat die ganze Presse einmütig festgestellt, daß die Befreiung des Rheinlands „zu spät" erfolgt ist, daher „wirkungslos", keines besonderen „Dankes" wert ist, — so daß man wirklich fragen müßte, warum wir auf dieses wertlose Geschäft eingegangen sind, wenn man es nicht wüßte: die Mißwirtschaft der Staatsfinanzen hat Deutschland verhandlungsunfähig gemacht. Der erste verantwortliche Politiker, der bekannt hat, daß die außenpolitische Handlungsfreiheit Deutschlands seine innerpolitische Sanierung voraussetzt, ist seit seiner Reichsratsrede Heinrich Brüning.

Die schwere Schädigung Deutschlands durch den Young-Plan kommt aber erst voll in der Unterdrückung der Sachleistungen zum Ausdruck. England hat von Anfang an Reparation durch Sachleistungen sabotiert. Der Reparationskrieg, den Deutschland gegen Frankreich geführt hat, war unter anderm auch dazu bestimmt, durch Unterlassung von Sachleistungen den englischen Export zu fördern. England hat sein Ziel im Haag fast ganz erreicht. Während noch nach dem Dawes-Plan jährlich Sachlieferungen in Höhe von einer Milliarde möglich waren, deren Gesamtsumme theoretisch nach dem Neuen Plan 59 Milliarden betragen müßte, gestattet der Neue Plan nur noch Sachlieferungen bis zum 31. August 1939 im Gesamtwert von 5,25 Milliarden. Der englische Sieg ist also ebenso vollständig wie die Niederlage Deutschlands und die Schädigung seiner Wirtschaft. Deutschland hätte wirklich allen Anlaß gehabt, der Welt die Sorge um die Unterbringung seiner Waren zu überlassen. Die Pläne von Seydoux und Le Troquer zeigten, daß Frankreich die Aufnahmefähigkeit seines Landes und seines Kolonialreiches, ein Riesengebiet, das von hundert Millionen Menschen bewohnt wird, wesentlich höher geschätzt hat als die deutsch-angelsächsischen Sachverständigen die Aufnahmefähigkeit des Auslandes für deutsche Exporte. Das französische Sachlieferungsprogramm hätte einen gewaltigen Aufschwung der französischen Wirtschaft, eine gewaltige Konkurrenz der französischen Kolonialmacht mit der englischen und eine gewaltige Steigerung der deutschen Industrie mit festen Aufträgen für Jahre hinaus zur Folge gehabt. Deutschland hat auf alle diese Vorteile auf Englands Befehl verzichtet. Schweigend aber zum ersten Mal knirschend haben die Vertreter Deutschlands im Haag dieses Diktat akzeptiert. Die Richtlinien Nummer 185 der Reichszentrale für Heimatdienst vom September 1929 bekennen offen, daß England die Zustimmung zum Young-Plan von der Aufgabe des Sachlieferungsprinzips „abhängig gemacht hat". Es hat also verhindert, daß Deutschland den größern Teil seiner äußern Schuld in eine innere verwandelte, die durch Rationalisierung, Organisation, Innenkonsum nur einem Bruchteil der jetzigen Verschuldung gleichgekommen wäre. Nicht vergessen sei, daß nach dieser offiziösen Flugschrift, nun muß man schon wörtlich zitieren, „namentlich England sein Verhalten in der

Räumungsfrage ausdrücklich von einer Aufrechnung der Ansprüche abhängig gemacht hat". Diese Ansprüche sind Aufrechnungen aus Schäden, die nicht etwa wir, sondern die Besatzung durch ihre Anwesenheit im Rheinland erlitten hat. Haben Sie, verehrter Leser, irgendwo gelesen, daß England von etwas „abhängig gemacht" hat, das Rheinland zu räumen? Es scheint doch Geheimnisse in der Reparationspolitik zu geben, die dem deutschen Volk systematisch von der deutschen Presse vorenthalten werden. Während England von der Aufhebung der Sachleistungen besonders befriedigt ist, spüren Deutschland und Frankreich bereits den Schaden. Der französische Kontrollausschuß für Überprüfung der deutschen Sachleistungen hat in seinem Jahresbericht, der soeben erschienen ist, die bedeutende Schädigung der französischen Wirtschaft durch die Herabsetzung der deutschen Sachlieferungen sensationell hervorgehoben. Das deutsche Volk soll das nicht hören, darf das nicht hören. England verlangt von den kontinentalen Tributvölkern nicht nur Gehorsam sondern auch Verschwiegenheit. Es räumt ihnen dafür die Illusion ein, sich als geheime Juniorenpartner am englischen Weltreich betrachten zu dürfen.

Das Ziel der Young-Revision kann also nur das folgende sein: Befreiung Deutschlands und aller europäischen Völker von der Bezahlung der amerikanischen Kriegsgewinne. Realisierung des im Young-Plan eingebauten „Gleichzeitigen Memorandums" vom 7. Juni 1929, nach welchem alle Partner am amerikanischen Schuldennachlaß partizipieren. Die Frage ist nur, wer von diesen Partnern für den Schuldennachlaß kämpfen wird, und wer ihn nicht wünscht. Deutschland kann im Zusammenwirken mit Frankreich seinen Anteil am Schuldennachlaß erhöhen und die Prozentsätze des Memorandums zu seinen Gunsten durch Revision verbessern. Des weitern muß es den Reparationsteil, der nach der Befreiung von den Tributen übrig bleibt, möglichst vollständig in Warenleistungen umwandeln. Das wird nur gegen den Widerstand Englands, also nur durch politisches Zusammenwirken mit Frankreich möglich sein. Kein Zweifel ist statthaft, daß England den Wiederaufbau eines europäischen Sachleistungsprogramms, für Deutschland eine wirkliche Lebensfrage, nicht nur sabotieren, sondern auch auf jede Weise versuchen wird, die jämmerlichen Reste von Sachleistungen zu beseitigen, die im Haag zur Abwicklung bestehender Verträge zunächst belassen worden sind. Welchen Kummer diese Sachlieferungen dem englischen Wirtschaftsegoismus bereiten, geht aus dem letzten Bericht des Handelsattachés der englischen Botschaft in Berlin, E. W. F. Thelwall, hervor, in dem bemerkt wird, daß die deutsche Depression ohne den deutschen Export noch größer wäre. Die Reparationssachlieferungen, so fährt der Bericht fort, „tragen dazu bei, die Ausfuhr zu heben, die Industrie zu beschäftigen und ermöglichen den deutschen Unternehmungen, wertvolle Beziehungen anzuknüpfen, die später für Lieferungen, die nicht als Reparationen erfolgen, von Nutzen sein können." So hoch ist also, nach Auffassung der englischen Gegner der Sachlieferungen, eine Reparationszahlung in Waren zu bewerten! Wird

die deutsche Reparationspolitik zum Ziel haben, die von Frankreich angebotene Quote von 52 Prozent Warenzahlungen wiederherzustellen, oder wird sie sich mit der von England bewilligten Quote von 5 Prozent begnügen und auch diese Quote noch durch ein von England suggeriertes Moratorium preisgeben?

Eine Gesamtrevision der Planzahlen zugleich mit allen internationalen Schuldenabkommen kann durch die Revolution der Weltpreise begründet werden. Freilich muß Deutschland auch im Innern mit dem Preissturz des Weltmarktes Schritt halten. Man kann nicht in Deutschland nach dem längst überholten geringern Goldwert und auf dem Reparationsmarkt nach dem neuen gewaltig gesteigerten rechnen. Ein Versuch, den französischen Reparationsanteil herabzudrükken, bedeutet nichts andres als gegen Frankreich zu kämpfen und auf den Kampf gegen den Hauptempfänger der Tribute zu verzichten. Wirkt Deutschland mit Frankreich zusammen, dann ist im Verhandlungswege auch dessen Anteil revidierbar. Weder Reichstag noch Auswärtiger Ausschuß sind bereits reif für diese Politik. Im Auswärtigen Ausschuß hat sich eine Mehrheit gefunden, die Abrüstung verlangt. Eine Mehrheit im Auswärtigen Ausschuß und im Reichstag für die Streichung der interalliierten Schulden wäre wesentlich wichtiger. Parteien, die eine solche Erklärung ablehnen, sind fortan als die Gerichtsvollzieher der amerikanischen Kriegsgewinnler zu bezeichnen und zu bekämpfen.

Ansätze zu dieser Politik sind in Deutschland vorhanden. In allen europäischen Ländern ist eine Mehrheit für sie da. Die Sozialistische Arbeiterinternationale und der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund haben seit einem Jahrzehnt das Prinzip der Streichung der interalliierten Kriegsschulden proklamiert. Leider ist aber nur die Reparationstheorie der Arbeiterinternationale proeuropäisch; die praktische Politik aller sozialdemokratischen Parteien ist noch proenglisch. Ein wichtiger Fortschritt kommt in dem Aufruf des ADGB-Ausschusses vom 13. Oktober 1930 zum Ausdruck. Er bekennt offen, daß die im Haag geforderten Zahlungen das Maß wirklicher Wiedergutmachung überschreiten und lehnt die Zahlung der Kriegsgewinnertribute ab. Damit haben die Gewerkschaften das Programm der Young-Revision, das die ‚Sozialistischen Monatshefte' bereits vier Wochen vor der endgültigen Annahme des Young-Planes aufgestellt haben, akzeptiert. Die Sozialdemokratische Partei als solche hat sich zu diesem Programm noch nicht durchgearbeitet, aber die Zahl der Sozialdemokraten von geistiger Bedeutung, die diesen Weg als den allein gangbaren erkennen, wächst. Auch der außenpolitische Redakteur des ‚Vorwärts', Wolfgang Schwarz, hat im Oktoberheft der ‚Sozialistischen Monatshefte' die Young-Revision in diesem Sinne akzeptiert und ein Programm sofortiger Realisierung vorgeschlagen. Er fordert, daß Frankreich und Deutschland zusammen eine internationale Aktion zur Erfassung des geflüchteten Kapitals für Reparationszwecke aufnehmen. Das bedeu-

tet den Übergang von einer kapitalistisch-angelsächsischen Tributpolitik zu einer sozialistischen, kontinentaleuropäischen Aufbau- und Reparationspolitik.

Auch die heute maßgebenden französischen Autoritäten des Neuen Planes kennen und akzeptieren dieses Programm. Es ist in einem Leitartikel des ‚Excelsior' enthalten, ein Blatt, das Poincaré nahesteht. Die ‚Kölnische Zeitung' zitiert am 22. Oktober 1930 diesen Aufsatz und behauptet, daß seine Gedanken identisch sind mit der Auffassung, die Quesnay vom Reparationsproblem hat. Quesnay ist der Vorsitzende des Direktoriums der Bank für Internationale Zahlungen, der, weil Franzose, gegen die deutschen Stimmen gewählt worden ist. Zu den Schachtschen Intrigen in Amerika, die ja nicht etwa den Sinn haben, die amerikanischen Kriegsgewinnler über ihre Ansprüche aufzuklären, sondern die Nationalsozialisten „wirksam bekannt zu machen", bemerkt der Artikel, daß Deutschland in Amerika vergeblich eine Streichung der Kriegsgewinnforderungen versuchen wird. Und er stellt fest: „Lediglich ein geeinigtes Europa würde in der Lage sein, in Amerika eine freundschaftliche Regelung der Kriegsschulden zu erzielen." Man sollte glauben, daß Deutschland Quesnay für diesen ausgezeichneten Wink danken und ihn befolgen wird. Wie reagiert die ‚Kölnische Zeitung' darauf? Tobsuchtsanfall. Titel: „Ein Stich ins Wespennest". Wespen heißt Quesnay, Stich heißt Schacht. Hauptpointe gegen Quesnay: „Einseitig — politisch". Mit einem Wort die ‚Kölnische Zeitung' zittert, daß Deutschland und Frankreich durch politische Zusammenwirkung den angelsächsischen Gläubiger um seine Tribute bringen. Aber die deutsche anglophile Reparationspolitik, die Zurückweisung der wirtschaftlichen Annäherungsversuche Frankreichs seit 1920, die Sabotage der Sachlieferungen, die Inflation, der Ruhrkrieg, das war nicht „einseitig politisch", sondern „nationale" Wirtschaftspolitik.

Es ist schmerzlich und bitter, feststellen zu müssen, wie das deutsche Volk durch die Tragödie seiner englischen Illusionspolitik von Stufe zu Stufe gesunken ist. Es hat alle Chancen seit zwölf Jahren, in eine neue Machtstellung zu gelangen, der englischen Schiedsrichterstellung zum Opfer gebracht. Was Deutschland durch eine verkehrte politische Orientierung dadurch verloren hat, ist zum größten Teil irreparabel. Aber noch hat Deutschland nicht sein ganzes Schicksal verspielt. Noch ist es imstande, eine neue Zukunft zu gestalten. Noch kann es verhindern, daß in einem neuen Europa alle Macht bei Frankreich bleibt, es selbst alle Kosten der englischen Schiedsrichterstellung tragen muß. Noch immer kann es durch Verständigung mit Frankreich zu wirklicher Gleichberechtigung, zu wirklicher Freiheit, zu wirklicher Befreiung von 70 Prozent seiner Zahlungen gelangen. Es ist und bleibt bis auf weiteres Herr seiner Zukunft. Es kann im Bunde mit Frankreich das zweite Zentrum eines europäisch-afrikanischen Weltreiches werden; es kann aber auch als Trabant Englands auf seine Zukunft verzichten und der verschuldete und verkrüppelte Tributstaat bleiben, zu dem Deutschland durch seine englische Krankheit geworden ist.

Protest gegen Protest von Heinz Pol

Sehr verehrter Herr Arnold Zweig, Ihre Unterzeichnung des Protestes der zweiundvierzig geistigen Arbeiter Deutschlands gegen die Hinrichtungen in Rußland, mehr noch aber die Erläuterung Ihrer Handlungsweise in dem in der vorigen ‚Weltbühne' veröffentlichten Brief veranlassen mich, Ihnen ein paar Zeilen der Erwiderung zu schreiben. Nicht um mit Ihnen eine Polemik zu führen, sondern um zu versuchen, Sie zu überzeugen.

Wovon zu überzeugen? Daß Sie erstens diesen Aufruf überhaupt nicht hätten unterschreiben sollen, und daß es zweitens für einen Schriftsteller von Ihrem Rang wichtigere Anlässe gibt, um öffentlich und in dieser Form zu protestieren. Freilich glaube ich, daß Sie heute nicht mehr der Ansicht sind, Ihre Unterschrift unter den Protest aufrechterhalten zu können. Selbst wenn Sie das bestreiten würden — ich weiß, es ist furchtbar schwer, auch öffentlich etwas einzugestehen, was man sich selbst bereits im stillen Kämmerlein eingestanden hat. Wenn Sie nämlich seinerzeit noch in dem guten Glauben unterschrieben haben, man habe in Rußland tatsächlich weiter nichts getan, als Unschuldige brutal gemordet, so beweist doch jetzt Ihr Brief, daß Sie immerhin als gegeben ansehen, die Erschossenen seien Saboteure gegen das System gewesen. Da Sie auf Grund des nachträglich geprüften Beweismaterials dieses zugeben, so erkennen Sie logischerweise auch an, daß ein solches Verhalten eine Strafe nach sich zieht. Allerdings sind Sie, wie Sie in Ihrem Brief schreiben, der Meinung, daß eine zehnjährige Einkerkerung oder Verbannung genügt hätte.

Wir müssen also zunächst festhalten: Sie haben einen feierlichen, von zweiundvierzig zum Teil weltberühmten deutschen Gelehrten und Künstlern erhobenen Protest unterzeichnet, weil die russische Regierung achtundvierzig Saboteure statt mit zehn Jahren Kerker mit dem Tode bestrafte. Kein Mensch wird bezweifeln, daß die Differenz zwischen zehn Jahren Zuchthaus und Tod recht erheblich ist. Andrerseits aber kann man doch, wenn man überhaupt eine Strafe für gerechtfertigt hält, schwerlich behaupten, daß die härtere Bestrafung „den elementarsten Grundsätzen des menschlichen Gemeinlebens widerstreitet". So behauptet es aber der von Ihnen unterschriebene Protest.

Ich hoffe, Sie werden, sehr verehrter Herr Zweig, da Sie mich ja kennen, nicht einwenden, ich spräche hier als Anwalt des bolschewistischen Systems im allgemeinen und der Zwangsmethoden der G.P.U. im besondern. Nein, im Gegenteil: grade weil ich nicht der Anwalt des Bolschewismus bin — freilich auch nicht der Ankläger —, wende ich für meine bescheidene Person mich gegen den Protest der zweiundvierzig deutschen geistigen Arbeiter, die damit in der Öffentlichkeit den Anschein erweckt haben, als wüßten sie über die Methoden eines ihnen völlig fremden Landes genau so gut Bescheid wie über die ihres eignen. Sie selbst, Herr Arnold Zweig — und ich bedauere das ganz besonders — haben in Ihrem Brief

leider bewiesen, daß Sie gegen ein Land protestiert haben, über dessen Geschichte in den letzten zehn Jahren Sie nicht grade sehr viel wissen. Oder mindestens nichts wußten in dem Moment, wo Sie den Brief schrieben. Denn wie wäre es sonst zu erklären, daß ein Mann wie Sie, der die Weltereignisse mit besonderer Aufmerksamkeit zu beobachten pflegt, behaupten kann, in den letzten zehn Jahren habe sich „keine fremde Macht in die Anstrengungen des russischen Staates gemischt". Wissen Sie nichts mehr von der Arcos-Affäre, wissen Sie nichts von der in der ganzen Welt propagierten Aktion des Papstes, wissen Sie nichts von den Tscherwonzen-Fälschungen, wissen Sie nichts von den Ölkriegen England und Amerikas?

Nun das Prinzipielle. Was versprechen Sie sich überhaupt von Protesten dieser ganzen Art? Von Protesten, die sich gegen irgendwelche Maßnahmen von Regierungen fremder Länder richten? Ich weiß, Sie gehören nicht zu jenen Kollegen, die, aus was für Gründen auch immer, partout keinen noch so belanglosen Aufruf in die Welt gehen lassen, der nicht auch ihren Namen trägt. So hagelt es Beschwerden gegen Hinterindien, Vorder-Australien, Mittel-Amerika, gegen den Polizeiterror auf Borneo und gegen die Ausbeutungsmethoden der Plantagenbesitzer auf den Fidschi-Inseln. Nur um Deutschland herum wird ein großer Bogen gemacht. Als ich den Russenaufruf las, als ich außer dem Ihrem auch noch die Namen von Heinrich Mann, Albert Einstein, Jakob Wassermann und zweier Dutzend berühmter Universitätsprofessoren las, da dachte ich — nein: mußte ich ganz zwangsläufig denken: was für ein Paradies muß doch dieses Deutschland sein, daß seine Repräsentanten gegen die Barbarei eines fremden Landes in so feierlicher Weise und mit einem solchen Aufwand von Gewicht protestieren. Das Hemd ist uns näher als der Rock, sehr verehrter Herr Arnold Zweig. Und Sie werden mir Recht geben, wenn ich sage: sofern man überhaupt glaubt, mit derartigen Erklärungen etwas Positives zu erreichen, so sollten grade die geistigen Vertreter einer Nation zunächst einmal gegen Mißstände im eignen Lande vorgehen. Sie werden mich fragen, ob es denn bei uns in Deutschland auch solche tollen Dinge gibt, wie die Hinrichtung der achtundvierzig Saboteure in Rußland. Wenn Sie mich fragen, so muß ich Ihnen antworten: Ja! Wo blieb zum Beispiel ein Massenprotest gegen den berliner Blutterror am 1. Mai 1929? Einzelne erhoben ihre Stimme, einzelne schrieben flammende Artikel, es fanden auch Versammlungen statt, gewiß. Aber glauben Sie, daß jemand damals zweiundvierzig so illustre Namen unter einen Aufruf zusammenbekommen hätte wie jetzt gegen die Terrorakte in Rußland?

Also hätte es doch grade Sie, der Sie so oft in ähnlichen Fällen Mut und Verantwortungsbewußtsein gezeigt haben, stutzig machen müssen, daß sich ausgerechnet für einen Protest gegen einen noch dunklen Vorgang im Ausland mit dieser Bereitwilligkeit so viele Unterzeichner finden. Es gehört nämlich nicht der geringste Mut dazu, derartige Kundgebungen zu unterschreiben! Sie sind am laufenden Band herzustellen, und sie werden ja auch bei uns am laufenden Band hergestellt.

Entsinnen Sie sich noch des Falles der regensburger Lehrerin Elli Maldaque, der im Spätsommer dieses Jahres bekannt wurde? Es war jene kleine Volksschullehrerin, die wegen angeblich kommunistischer Gesinnung von der bayrischen Regierung plötzlich aus dem Amt geworfen und sterbend ins Irrenhaus gesperrt wurde. Einer der brutalsten Fälle, die in Deutschland vorgekommen sind. Ich weiß bestimmt, daß Sie mit mir einer Meinung in der Beurteilung dieser entsetzlichen Angelegenheit sind, und ich hoffe, Sie werden jetzt, wo ich Sie daran erinnere, mir zustimmen, wenn ich erkläre: es wäre weitaus besser und wichtiger gewesen, wenn die Unterzeichner des Russenprotestes sich zusammengetan hätten, um gegen die mittelalterlichen Foltermethoden bayrischer Regierungsstellen öffentlich zu protestieren. Denn auch Elli Maldaque war eine geistige Arbeiterin, freilich hat sie nichts sabotiert, ihre politische Gesinnung hat sie ganz privat für sich behalten. Fürwahr, ihr Fall wäre ein würdigerer Anlaß für die geistigen Vertreter der Nation gewesen, mit ihrem Namen etwa im Namen der geschändeten Demokratie zu protestieren. Hier wurde nämlich in des Wortes wahrster Bedeutung „den elementarsten Grundsätzen des menschlichen Gemeinlebens" ins Gesicht geschlagen.

Sie verstehen, was ich sagen will: man hat in einem Fall, der uns auf den Nägeln brennt, geschwiegen, und in einem andern Fall, der für uns Außenstehende ziemlich undurchsichtig ist, flammenden Protest erhoben. Man hätte zum mindesten beide Male protestieren oder beide Male schweigen müssen. Das ist leider nicht geschehen. Und wenn andre den Russenaufruf unterzeichneten, weil es so unendlich risikolos ist, über Dinge, die anderswo passieren, sich zu erregen, oder weil es ihnen wohltat, wieder einmal ihren Haß gegen die ganze Richtung zu dokumentieren, so hat Sie diesmal zwar nicht Ihr Bekennermut, wohl aber, scheints, Ihr politisches Fingerspitzengefühl und eine richtige Überlegung im Stich gelassen. Deshalb sollten Sie jetzt nicht Bedenken tragen, zu erklären, daß Sie Ihre Überlegung und damit Ihre wahre Überzeugung wiedergewonnen haben.

Zu Bülows Memoiren von Annette Kolb

Ich war zufällig im Palais Farnese zu Gast, als die Nachricht von Bülows Ernennung zum Reichskanzler einlief, und, als wäre es gestern, höre ich Barrère, der damals nichts weniger als ein Feind Deutschlands war, sagen: „Voila un choix malheureux. Bülow est un habile diplomate, mais ce n'est pas un homme d'Etat." Vom Grafen Monts, Botschafter in Rom, äußerte er: „Un homme d'esprit de caractère", und mit dem bayrischen Gesandten Baron Tucher verband ihn von München her eine langjährige Freundschaft. Nicht einmal der Krieg machte die drei Männer aneinander irre, und es gingen nach Friedensschluß Grüße zwischen ihnen her. Ein halbes Jahr vor seinem Tode besuchte mich Tucher und sprach mit großer Bedrücktheit von jenen vergeblichen Anstrengungen, die seinerzeit un-

ternommen wurden, um Barrères Berufung nach Berlin durchzudrücken. Bülow hatte ihnen entgegengewirkt.

Ein Deutscher, der es wohl noch selber erzählen wird, war in Essen Zeuge, wie Bülow dem Kaiser die Hand küßte! Speichellecker ist ein so häßliches Wort, da aber Bülow, dieser nahezu professionelle Verleumder, sich nicht scheut, andre als solche hinzustellen, fällt es einem doch unwillkürlich für ihn ein.

Geramschte Milieus von Walter Mehring

„Aber sonst heißt es mithalten: Man zische durch die von den Lippen entblößten Zähne ein energisch gestoßenes „Sssss—t!" und winke mit dem Kopf.".

Aus einem Apachen-Feuilleton einer großen Zeitung

Neulich bin ich wieder im Théâtre la Gaîté gewesen — dem letzten Theater für das einfache Volk in dieser Amüsier-Straße — und habe wieder einmal mit Bedauern festgestellt, daß ich nichts vom Theater verstehe. Mein Unterscheidungsvermögen ließ mich so völlig im Stich, daß ich nicht hätte angeben können, worin diese Darbietung hinter einer guten berliner Aufführung zurückblieb. Daß man auf modernen pariser Bühnen manchmal an Liebhaberei Grenzendes erleben kann, daß man dort Mimen sieht, die sich noch nicht in die Mitte der Szene trauen und herumstorchen, als wären die Bretter sumpfig geworden, ist schon oft festgestellt worden. Um so merkwürdiger, daß diese kleinen Truppen mit einer Natürlichkeit, einem Temperament und einer Differenzierung spielen, die es theoretisch nur unter der Leitung eines genialen Regisseurs gibt. In einem Anfall von Größenwahn erkläre ich mich bereit, das Stück so modern „aufzumachen", daß mindestens die Hälfte der Freibillettler darauf hereinfällt. Es handelte in diesem Falle von der Kokainseuche und erforderte in vier Bildern: Gartenfest — pariser Nachtbar — orientalische Opiumhöhle — marokkanische Wildnis von dem geringen Personal die stärkste Verwandlungskraft. Einer mußte einen blöden Geldonkel, einen rüden Kellner, einen Chinesen und einen Araber machen, und er tat es, ohne daß man ihn wiedererkennen durfte, und doch ohne zu übertreiben. Der Held charakterisierte erstaunlich fein den Verfall und das Aufflammen des Kokainrausches, und der Komiker hatte eine wahre Bravourszene, als er einmal heimlich Kokain naschte und mit diskretesten Mitteln eine Parodie auf den Rausch „hinlegte".

Nun kann ich natürlich viel erzählen und muß den Wahrheitsbeweis schuldig bleiben. Den bleibt zwar der Kritiker bisweilen auch schuldig; aber ein Publikum, das die hohen Vorzugspreise bezahlt hat, blecht die künstlerische Differenz aus der eignen Einbildung. Natürlich spielt das Milieu mit und die größte Rolle. Während das alte Hoftheater einer heiligen Handlung glich, wobei mehr der Hofloge als der Kunst geopfert wurde, ähnelt eine moderne Premiere bei uns einer Abiturientenprüfung. Hingegen in diesen Vorstadttheatern

sind die Besucher — säugende Mütter und abgerackerte Arbeiter, Pochtjehs, Matrosen, alte Schlampen und junge Liebespaare — ebenso aktiv wie die Akteure, gehen mit durch Dick und Dünn der Logik, durch Rührung und Humor, und bejubeln die angehängte Moral: „Du sollst nicht koksen!" Nun läßt sich aber mit keinem Kunstgriff Milieu exportieren oder verpflanzen, ebenso wenig wie eine Zimmerpalme Ersatz für eine Oase bietet. Denn was ein echtes Volksstück ist, das soll man nicht mit einem Armeleutestück verwechseln, wie uns die aesthetischen Hinterwäldler der Gesinnung glauben machen. Selbst die herrlichste Aufführung der herrlichen „Weber": ein Volksstück bringt sie nicht zuwege.

Ein Volksstück ist nicht, wenn Versteller sich so verkleiden, daß sie von Smokings für Proletarier gehalten werden. Ein Volksstück ist nicht, wenn für Mindestgage die Internationale dröhnt, daß die Kritiker aus den Parkettsesseln kippen. Ein Volksstück kann unter feinen Leuten, unter lauter Ferschtlichkeiten vor sich gehen, aber es muß jene Einfachheit und Geradheit haben, die den Zuschauer die Konsequenzen ziehen läßt. Mit Gewalt ist da nichts auszurichten! Ein Volkstheater muß im eignen Boden wachsen. Paris hat tausend Milieus, Berlin hat nur ein Milljöh: die Sprache — das ist unsre, der Berliner Heimat. In Paris spielt das Milieu mit; wir bringen es auf die Bühne. Das heißt: wir machen uns etwas vor, statt Illusionen zu erwecken. Illusion: das fordern wir zunächst von jedem Theater; aber man dreht uns schlecht montierte Tendenzen an, aufgedonnerte Leitartikel und gewendete Geschichtsstoffe. Und neuerdings suchen Juristen erledigte Akten im Kunsttempel loszuschlagen. Wären nicht so viel Berühmtheiten im Zuschauerraum, man käme gar nicht mehr in Stimmung!

*

Dafür, sowie wir ein Milieu in natura sehen, soll uns das Leben etwas vorspielen. Und wenn die Herren Durchreisenden abends in Sündenbabel ausgehen, muß etwas geschehen! (So sind wir alle in einer fremden Umgebung!) Und dann geschieht gar nichts. Die dunklen Gassen sehen zwar sehr romantisch aus, solange man dort nicht selber wohnt — und Armut hat immer noch ihre exotischen Reize. Aber man kann lange warten, bis einem „die Leute dort" Dreigroschenopern vorspielen. Also heißt es mithalten: man zischt durch die von den Lippen und jeder Scham entblößten Zähne ein energisch gestoßenes „Sss—t!" und winkt mit dem Kopf, worauf die Weiber .... Nein! Unter uns Kennern: die Weiber kommen gar nicht gelaufen! Die Weiber sind nämlich in der Mehrzahl kleine Tippmädchen und „midinettes", die sich bloß mal nach achtstündiger Arbeit amüsieren wollten. Aber alle Illusion, die wir im Theater nicht fanden, die schwindeln wir jetzt in das fremde Leben hinein. Und aus diesem Schwindel entstehen Feuilletons, und aus solchen Feuilletons kommt die falsche Milieuliteratur.

Wer ein Milieu schildert, kann lügen wie gedruckt, wenn er einem nur die Atmosphäre vermittelt. Aber wer da dichtet, kann nicht durch beglaubigte Parteiprogramme die Über-

zeugungskraft ersetzen. Die ganze Theaterkrisis ist bloß eine Krisis der Langenweile. Ich biete als Gegenbeweis das neue Buch von George Grosz: „Über alles die Liebe". Er schreibt im Vorwort: „Weiß der Teufel, wie es kommt: wenn man genauer zusieht, werden Menschen und Dinge leicht dürftig, häßlich und oft sinnlos und zweideutig. Immer gleicht mein kritisches Beobachten einer Frage nach Sinn, Zweck und Ziel ... aber selten gibt es eine befriedigende Antwort. So setze ich meine graphischen Zeichen dafür. Nüchtern und ohne Geheimnis." Aber diese graphischen Zeichen: das ist grade das Geheimnis seiner Phantastik. Gleichgültige Leute gehen gleichgültig vorüber: das wirkt auf den Groszblättern unerhört dramatisch. Ein gut angezogener Herr, nüchtern gezeichnet, aber von so aufreizender Nüchternheit, daß es eine große Zeitkritik wird.

Das Milieu ist nichts — über alles aber die Liebe eines Künstlers.

Stationen von Theobald Tiger

Erst gehst du umher und suchst in der Frau
das, was man anfassen kann.
Wollknäul, Spielzeug und Kätzchen-Miau —
du bist noch kein richtiger Mann.
Du willst eine lustig bewegte Ruh:
sie soll anders sein, aber sonst wie du...
Dein Herz sagt:
Max und Moritz!

Das verwächst du. Dann langts nicht mit dem Verstand.
Die Karriere! Es ist Zeit...!
Eine kluge Frau nimmt dich an die Hand
in tyrannischer Mütterlichkeit.
Sie paßt auf dich auf. Sie wartet zu Haus.
Du weinst dich an ihren Brüsten aus...
Dein Herz sagt:
Mutter.

Das verwächst du. Nun bist du ein reifer Mann.
Dir wird etwas sanft im Gemüt.
Du möchtest, daß im Bett nebenan
eine fremde Jugend glüht.
Dumm kann sie sein. Du willst: junges Tier,
ein Reh, eine Wilde, ein Elixier.
Dein Herz sagt:
Erde.

Und dann bist du alt.
Und ist es soweit,
daß ihr an der Verdauung leidet —:
dann sitzt ihr auf einem Bänkchen zu zweit,
als Philemon und Baucis verkleidet.
Sie sagt nichts. Du sagst nichts. Denn ihr wißt,
wie es im menschlichen Leben ist...
Dein Herz, das so viele Frauen besang,
dein Herz sagt: „Na, Alte...?"
Dein Herz sagt: Dank.

Zeittheater zum Auf- und Zuklappen

von M. M. Gehrke

Hans José Rehfisch ist das Glück widerfahren, für sein drei bis vieraktiges Schauspiel „Brest-Litowsk" einen der spannungsreichsten und wuchtigsten Dramatiker der Gegenwart als Autor zu gewinnen: den ehemaligen Volkskommissar der U.S.S.R. Leo Trotzki. Da, wo seine Memoiren nicht ausreichten, hat Max Hoffmann beigesteuert, und auch Rathenau ist an dem jetzt vorliegenden Ergebnis einer fleißigen Lektüre nicht ganz unbeteiligt geblieben. Die Drei sind die von Rehfisch genannten Quellen; sie ergeben einen Akt Revolution in Moskau, einen Akt Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, einen Akt Deutsches Großes Hauptquartier, und einen vierten, den man bei der Sekundäre nicht zu sehen bekam. Trotzki operiert, während das elektrische Licht versagt, mit Matrosenregimentern; verhindert, von Hunger in Ohnmacht geworfen, Pogrome, besetzt das Winterpalais; General Hoffmann erkennt die Gefahren des zermürbten und streikenden Deutschland von 1917, hat ein fühlend Herz und einen sehr viel weitern Blick für die Entwicklung im Westen als der Gegenspieler Ludendorff; Wilhelm II. ringt nächtelang mit seinem Gott um Erleuchtung, verabscheut den Krieg und glaubt an die gute Sache. Alle sind so, wie sie sich selbst sehen, und infolgedessen haben alle miteinander recht. Man sollte meinen, daß daraus eine leichte Verstimmung des Publikums erfolgen müsse; aber das ist ein Irrtum. Wenn Trotzki im Theater des Westens aus Homolkas bleich fanatisiertem Slawenantlitz nach Frieden und Gerechtigkeit schreit, so bekommt er Beifall bei offener Szene, und wenn General Hoffmann mit dem unwiderstehlich männlichen Charme des Schauspielers Friedrich Kayßler die Tapferkeit der deutschen Armee und den bon sens eines idealen Offiziers verkörpert, so ist es schlechterdings unmöglich, nicht auch ihm bei offener Szene zu applaudieren. Schier ein Wunder ist es zu nennen, daß Herrn Bildts forschem Wilhelm I. R. die gleiche Auszeichnung nicht zu Teil wurde. Es gibt doch tatsächlich noch eine historische Entwicklung.

*

Auch bei Peter Martin Lampel haben alle, beinahe alle, recht, diesmal sogar gleichzeitig und nicht erst hintereinander. Sein einaktiges Schauspiel „Wir sind Kameraden", das in einer Nachtvorstellung im Theater am Schiffbauerdamm uraufgeführt wurde, hat den Reiz der durch Jungens wie Balhaus, Rolf Müller, Hans Winter unterstützten Atmosphäre, das Plus einer sehr genauen Milieukenntnis, das Plus, wirklich eins zu sein (oder gewesen zu sein) mit den kleinen Pennälern, die bei Lagerfeuer und Klampfenklang ihre Indianerinstinkte abreagieren, heute mehr denn je erfüllt von unausrottbarer falscher Kriegsromantik und diesem geheimnisvollen Unterordnungstrieb, ohne den weder Krieg noch Bünde denkbar wären. Gegenüber gibt es, geschickt eingeführt, streikende jugendliche Arbeiter, Kommunisten, die den Phrasen von Volkstum und Bodenständigkeit ihre primitiven proletarischen Argumente unter nicht eben überzeugend ausschließlicher Betonung des Ideellen entgegensetzen, und zwischen beiden ragt „der Mann" des Stückes, ehemaliger Flieger, Pazifist geworden, ein unsäglich naiv doktrinärer Lampel und Versöhner der Parteien. Jenseits der feindlichen Gruppen tritt ein widerliches Unternehmersöhnchen auf, das die ihn bedrohenden Pfadfinder mit dem Revolver abwehrt (dafür sind sie auch acht gegen einen...). Wenn später beim Rundgesang das Ding losgeht und den Jüngsten aus dem Kreis der Pfadfinder tötet, so ist damit auf eine dramatisch geglückte Weise der Wendepunkt da, der Augenblick der Erschütterung, da die vernebelten Ideale ins Schwanken kommen und die Extreme sich einander nähern müssen. Wenn aber nun „der

Mann", den kleinen versehentlichen Mörder und den Führer der Pfadfinder tröstend, deklamiert: Du bist nicht schuld — niemand ist schuld — die Waffe ist schuld! — so ist damit wahrlich nichts bewiesen als die Fähigkeit des Publikums, sich mitreißen zu lassen, das in Beifallsstürme ausbricht und vielleicht wirklich überzeugt ist, das ganze Unheil käme von Berthold Schwarz her. Und siehe, am Schluß gelingt es dem jungen Kommunisten, dem Pfadfinder-Gegenspieler zu beweisen, daß sie beide, Vertreter des unterdrückten und aufstrebenden Proletariats und Sucher geistiger Erneuerung zusammengehören, Kameraden sind gegen den Unternehmer, den Unterdrücker, das Kapital. Dann freut sich das Publikum und applaudiert, und wieder sind alle zufrieden. Daß aber im Grunde bloß Herr Hitler Ursache hat, sich zu freuen über diesen neuesten Entdecker, Erwecker und Parteigänger seiner ursprünglichsten und papierensten Ideale: das haben weder die Anhänger der Pfadfinder noch die der Kommunisten gemerkt.

Kehren wir in die Kinderzeit des Theaters zurück, da der „Bauer auf der Galerie" typisch für das Publikum vor? oder in unsre eigne Kinderzeit, in der man uns nur durch Mundzuhalten daran hindern konnte, die schöne Prinzessin im Weihnachtsmärchen laut vor dem bösen Zauberer zu warnen? Wer die ersten Vorstellungen von Friedrich Wolfs neuem Schauspiel „Die Matrosen von Cattaro" in der Volksbühne gesehen hat, muß die Frage wohl bejahen. Wir vorn sahen bereits den Augenblick kommen, wo man über uns weg die Bühne stürmen und Speelmanns, den herrlich böhmakelnden Darstellern des verräterischen Heizers Kuddel Huck, oder erst recht den soldatenschindenden „Leutnant auf dem St. Georg" (Erich Tormann) zum fünften Rang hissen und dort hängen lassen würde. Zeitweilig war man darauf gefaßt, daß die Schauspieler, selbst aufs Höchste erregt und zum Teil mit ihren Rollen fanatisch identifiziert „aus der Kunstform fallen" und mit dem Publikum, das „Noske — Kiel — S.P.D." brüllte, zu diskutieren anfangen würden. Es ist nicht dazu gekommen, und es war auch nicht nötig. Denn dieses Schauspiel von Friedrich Wolf, das zugleich ehrlichste und wirksamste unter den Matrosenstücken der revolteschwangern Saison 1930, ist kein Drama zum Auf- und Zuklappen. Es gestaltet, der Dokumentensammlung von Bruno Frei (Die roten Matrosen von Cattaro, Wien 1927) und dem mündlichen Bericht eines Teilnehmers folgend, die Geschichte des österreichischen Matrosenaufstandes vom Februar 1918, bei dem, gleichzeitig mit den Streiks in den Munitionswerkstätten und Arsenalen, drei Tage lang in der Adria auf vierzig österreichischen Kriegsschiffen die rote Fahne geweht hat. Wenn sie — im Theater am Schluß des dritten Bildes — hochgeht, von den Matrosen gegrüßt, unter den Klängen der Marseillaise und unter dem Rasen der trampelnden Zuschauer, so fragt man sich besorgt, was nun noch kommen könne. Dies hier ist gutes echtes Theater, dreidimensionaler Potemkin, knallig, aber hinreißend. Notwendig muß ein Abfall folgen.

Er folgt — aber nur im Sinn der Geschichte, nicht im Sinn des Theaters. Auf den Rausch nämlich folgt der Katzenjammer, auf den Elan die Verschleppung, die Zersplitterung in den Kleinkram der Matrosenräte, die sich über Essen, Abmusterung, Heimkehr in die Haare geraten, bis der Augenblick des Durchbruchs nach Pola verpaßt ist und nichts Andres mehr Platz haben kann als „Vernunft". Es folgt die Niederlage der Revolutionäre vom St. Georg, dem ersten Revolutionsschiff der Mittelmächte, dessen rote Flagge niedergeholt wird und dessen revolutionäre Führer in Ketten ihrer Erschießung entgegengehen. Es folgt der Triumph des jesuitischen scheingerechten Kapitäns — es folgt der Triumph des Dramatikers Friedrich Wolf, der mit diesem zweiten Teil seines Dramas den Florian Geyer in einer schärfern, gallenbittern Form in die Gegenwart transponiert hat.

Bruckners „Elisabeth von England“

von Alfred Polgar

Hier wird Weltgeschichte phantasievoll mit Wesen und Unwesen der Menschen verknüpft, die sie, scheinbar, machten. Das „So war es“ der Überlieferung ersetzt die Imagination des Dichters durch ein „So könnte es, wenn wir geschickt weglassen und hinzutun, ganz gut gewesen sein“.

Historisches Schauspiel: Utopie nach hinten.

*

Bruckner stellt zwischen der fernen Vergangenheit, die sein Drama heranholt, und der Gegenwart Beziehungen her. Das Einst ist sinnvoll so geschliffen, daß sich das Heute in ihm spiegeln kann.

Die Beziehung zur Gegenwart ist schon da, wenn etwa Elisabeth und Philipp zum gleichen Gott für ihre ungleichen Interessen beten, wenn jeder von beiden mit großer Dialektik des Hirns und Herzens sich beweist, daß seine Sache die gute sei ... obwohl naturgemäß eine die schlechte sein muß. Wir erkennen, mit etlicher Erschütterung, daß der Mensch, egal ob in seinem dunklen oder seinem hellen Drange, nicht anders kann als er muß, daß Recht hat, wer Recht behält, und daß es in jedem Fall sehr fraglich ist, ob die Sterne in unsrer Brust, nach denen wir den Kurs richten, zuverlässige Führer sind.

Philipp glaubt, wie Elisabeth, an die Güte und Wahrheit seiner Sache; aber Gott bläst und weg ist sie. Mit andern Worten: es kommt bei jeder Unternehmung, auch wenn sie logisch, sittlich und materiell noch so gut fundiert ist, darauf an, wie der Wind weht.

*

Der Professor Theodor Lessing definiert Geschichte als: Sinngebung des Sinnlosen. Dann wäre das geschichtliche Drama: Übersinngebung des Sinnlosen.

*

Man kann nicht sagen, daß die Streitigkeiten des sechzehnten Jahrhunderts zwischen Spanien und England den Theaterzuschauer von 1930 aufwühlen („Meine Kümmernisse!“ ruft in Werfels neuem Taboriten-Drama der böhmische Adlige, Herr von Rosenberg, im Tonfall wunderlich einer vom Namen geweckten Assoziation unterliegend), man kann vielmehr sagen, daß ihm jene Streitigkeiten, über deren Ausgang er durch die Historie beruhigt ist, grenzenlos gleichgültig sind und ihre Gestaltung auf der Bühne ihn nur insoweit angeht, als darin Menschlich-Allgemeingültiges mitgestaltet ist. Wer sucht, wird solches vielleicht auch in Bruckners neuer Theater-Arbeit finden. Immerhin ehrt es den Meister, daß er, nun einmal nach historischem Schauspiel lüstern, stofflich soweit zurückging und nicht als dramatischer Marodeur die nahe Vergangenheit plünderte.

Zeitstück: Gebackenes von der vorgestrigen Tafel der Ereignisse gibt gute kalte Tantièmen-Schüssel.

*

Elisabeths Sache mit Essex scheint in diesem, an geistigen und theatralischen Werten nicht armen, Schauspiel als episo-

discher Zierrat, ganz außerhalb des Felds der Kräfte, die das Spiel schicksalhaft bewegen. Die Beziehung der Königin zu dem sanguinischen Grafen ist eine untermenschliche. Sie liebt ihn wie einen Hund, mit dem man spielt, dessen Anhänglichkeit erfreut, den man füttert und liebkost; und vertilgen läßt, wenn er anfängt, bissig zu werden. Elisabeths monologischer Text vor der Mauer, hinter der Essex hingerichtet wird, zeugt für die guten Nerven der Frau und für ihre Begabung, andrer Leute höchste Not mit höchster Fassung zu ertragen.

*

Eine Haupt- und Staatsaktion, geführt als Privatsache zweier Groß-Machtbesitzer. Von der Welt, von der Zeit, die sie nach Lust und Laune bewegen, wird wenig sichtbar: nur mit Namen und Kostümen tritt sie in Erscheinung.

Elisabeth und Philipp werden psychologisch, zum Teil auch pathologisch, erklärt. Dennoch blieben sie uns äußerst gleichgültig, hätten sie nicht die Chance, ihre Psychologie und Pathologie an großem Gegenstand, an Krieg und Frieden, an Leben und Tod der Vielen, austoben zu dürfen. Ihre Größe ist ein Trugeffekt, bewirkt durch die Größe der historischen Kulisse, an die gelehnt sie dastehen.

Hingegen etwa Shakespeares Könige, und auch Schillers Elisabeth, behielten ihr hohes menschliches Maß, ihre „Interessantheit", auch wenn es um andres ginge als um Königreiche, Throne und weltgeschichtliche Entscheidungen.

*

Bruckner vereinigt auf ein und derselben Szene, um der starken Gegensatzwirkung willen, räumlich weit getrennte Schauplätze. Links Philipp, rechts Elisabeth, links die katholischen, rechts die protestantischen Hoffnungen, Gebete und Argumente. Gleichzeitig. Die Rede geht zwischen den beiden Welten in Stichomythien hin und wider.

Eine große Spannung wird so erzeugt, nämlich diese: ob das Hin und Her immer klappen wird, ob die Zahnräder exakt ineinandergreifen, die Schauspieler keine Masche des kompliziert sich ineinander strickenden Dialogs fallen lassen werden.

Solches Simultanspiel hat, auf die Dauer zumindest etwas Nestroysches. Nicht wegen des zweieinigen Nebeneinanders der verschiedenen Schauplätze, sondern wegen des hartnäckigen Parallelismus der beiderseitigen Vorgänge, Gefühle und Reden. Die Konsequenz, mit der zu allem, was hier geschieht, dort das Pendant geliefert wird, dieses Echo mit entgegengesetztem Vorzeichen, hat sein unbezwinglich Komisches.

*

Die Regie des Deutschen Theaters löst das Problem, die zwei räumlich weitgetrennten Schauplätze auf die gleiche Szene zu stellen, überraschend einfach dadurch, daß sie die zwei räumlich weitgetrennten Schauplätze auf die gleiche Szene stellt. Einen neben den andern.

Hier erscheint sozusagen das Ei des Columbus auf die Spitze getrieben.

*

Wunderschön in ihrer Disziplіniertheit, ihrer Erfülltheit von Geist und Leben, die Leistung der Frau Straub als Elisabeth. Sie hat den Humor, der sich zwanglos als Nebenprodukt einer die Andern und sich selbst durchschauenden Klugheit ergibt, sie verschwendet aus einer Energie, die merkbar reiche Reserven hat (l'abstinence sexuelle comme principe créateur), sie hat, wenn sie es braucht, das Königliche wie das Hausmütterliche und gibt auf erstaunlich glaubhafte Art das eine im andern. Wenn sie, gereizt, majestätisch wird, bleibt sie einfach, in der Drastik verliert sie nicht die eingeborene Würde. Sie hat das Beunruhigende eines großen, nicht berechenbaren Temperaments, „der gleißende Wurm" glänzt auch ihr aus dem Auge. Zudem ist sie eine beglückend klare Sprecherin, deren Atem das Wort belebt, nicht verweht.

*

Werner Krauß. Ein großer Schauspieler, auch hier als Philipp. Von einem gewissen Lack-Glanz edlen Theaters blieb die Figur nicht frei. Ich hätte sie mir gespenstischer, ihr Pathos weniger schön gedacht.

*

Den Groß-Intellektuellen Bacon spielt Herr Gründgens. Erst ein wenig mephistophelisch, dann als aufgeregter Advokat seiner Erkenntnisse. Idealbesetzung: der für geistig anspruchsvolle Rollen unvergleichlich qualifizierte, mühelos alle Farben und in allen Farben der Skepsis und geistigen Überlegenheit spielende Rudolf Forster. Er wird zufolge dieser Eigenschaften seit langem von keiner berliner Bühne benötigt.

*

Für den weisen Staatskanzler Burleigh muß sich Herr Gülstorff mißbrauchen lassen. Er macht einen guten Mann, in dessen Kompetenz es weniger gehörte, den Staat zu betreuen, als etwa Tee zu servieren, Türen zu öffnen, Vorhänge auf- und zuzuziehen, Licht an- und abzudrehen, wie das die Diener in Reinhardtschen Bühnen-Salons so unübertrefflich still und vornehm besorgen.

*

Herr Gronau mimt fanatisch den fanatischen Kaplan. Wenn er, seinem sterbenden König mit Gebeten zu helfen, sich ganz nahe an ihn drängt, erinnert das sehr an Pallenbergs Schwejk, letzte Szene, wo der brave Soldat dem schon fast totgeredeten Feldwebel, in ihn hineingekniet, den Rest gibt.

Der Staat ölt von Morus

Metallarbeiter und Brotfabrikanten

Ein Unterschied muß sein. Metallarbeiter haben stramm zu stehen, nachdem ihnen in zweiter Instanz eine Lohnkürzung von acht Prozent zudiktiert ist. Wenn sie dagegen aufmucken würden, wäre es ein „wilder Streik", und die Gewerkschaften müßten obendrein noch den Arbeitgebern Schadenersatz zahlen. Die Bäcker hingegen erhalten ein dickes Lob mit Zuckerguß und Rosinen, als sie sich nach langen Ver-

handlungen gütigst bereit erklären, den Preis für Roggenbrot um acht Prozent herabzusetzen und von nun an das Brotgesetz einzuhalten, das sie mit Wissen der Regierung drei Monate hindurch ungestraft übertreten haben: „Die Reichsregierung erkennt die Opferwilligkeit des Bäckergewerbes und der Brotfabrikanten, die darin zum Ausdruck kommt, daß die Preisspanne für das Normalbrot bei gleichzeitiger Erhöhung des Gewichts gesenkt wird, voll und ganz an." So süßer Honigseim ist schon lange nicht über Ministerlippen geträufelt. Aber was tut man nicht alles, um den Bäckermeister Drewitz, den Obermeister der Wirtschaftspartei, bei Laune zu halten.

Am folgenden Tage gibts freilich ein kleines Malheur. Die opferwilligen Brotfabrikanten erklären, daß sie nicht acht, sondern nur vier Prozent opfern können. Das 50-Pfennig-Brot soll also nur auf 48 Pfennig reduziert werden. Und um die Regierung noch stärker bloßzustellen, erklären die Großbäcker rund heraus, daß Schiele die Öffentlichkeit falsch informiert hat. Was tut die Regierung der starken Männer daraufhin? Sie wird gewiß den Brotfabrikanten in die Parade fahren, um so mehr, als die Konsumgenossenschaft den Brotpreis schon vor Wochen herabgesetzt und damit den Beweis geliefert hat, daß es geht. Auch bedürfte es keiner neuen Notverordnungen, um den widerspenstigen Bäckern beizukommen. Der Brotpreis bedarf ohnehin der amtlichen Genehmigung, und dazu gibt die Kartellverordnung vom August eine Handhabe, den Preis zu regulieren. Aber Brotfabrikanten sind keine Metallarbeiter. Folglich geschieht gar nichts, höchstens, daß die Regierung noch einmal recht schön bittet.

Nach diesem Debüt erscheint es schon beinahe märchenhaft, daß es gelungen ist, die Preise für Milch und Schweinefleisch ein ganz klein wenig und den Kartoffelpreis sogar gehörig herunterzudrücken. Das Kurioseste aber ist, daß ausgerechnet das Reichsernährungsministerium, dessen einzige Tätigkeit bisher das Heraufschrauben der Preise war, jetzt bei der Abbauaktion federführend ist. Nach den ersten Leistungen des Schiele-Ministeriums hat es allerdings Herr Brüning vorgezogen, doch selbst die Sache in die Hand zu nehmen; denn er ist klug genug, um zu wissen, daß ohne einen spürbaren Preisabbau weder die Gnade des Himmels, noch die Freundschaft des Generals Schleicher diesem Kabinett über den Winter helfen kann.

Werften-Subvention

Nur Tölpel und Böswillige können noch behaupten, daß die Großindustrie irgendeinen Einfluß auf die Regierung Brüning ausübt. Da haben sich kürzlich alle maßgebenden Verbände mit wahrer Abscheu gegen die Subventionspolitik gewandt. Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat eine ganze Denkschrift ausgearbeitet, um das Reich, die Länder und die Gemeinden vor weitern Subventionsausgaben zu bewahren. Die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände hatte mit Stentorstimme erklärt: „Grundsätzlich ist jede Gewährung öffentlicher Mittel an private Betriebe abzulehnen, da der Begriff der privatwirtschaftlichen Tätigkeit die Gewäh-

rung öffentlicher Mittel ausschließt." Sogar die Herren des Langnamvereins, die sonst keine Kostverächter sind, hatten sich kategorisch dagegen gewandt, daß die öffentliche Hand immer wieder mit milden Gaben in die Geschicke der Privatwirtschaft eingreift.

Nach soviel gewichtigen Protesten sollte man eigentlich meinen, daß kein deutscher Industrieller es mehr wagen dürfte, vom Staat einen Pfennig anzunehmen, ohne von seinen Berufsgenossen gesteinigt zu werden. Aber Wagemut war von jeher die schönste Eigenschaft unsrer Industriepioniere, und so hat auch gleich wieder eine große Firma den Bittgang in die Wilhelm-Straße angetreten. Die Deutsche Schiffs- und Maschinenbau-Aktiengesellschaft in Bremen, mit Rufnamen „Deschimag", entsandte ihren Generaldirektor nach Berlin, um der Regierung einen famosen Subventionsplan vorzulegen. Das Reich sollte ihr nur zinslos 50 Millionen, und auch das noch nicht einmal, eigentlich nur die Zinsgarantie für diese Summe zur Verfügung stellen. Die Deschimag könnte dann den deutschen Reedereien die schönsten Schiffe bauen, und die Arbeitslosigkeit in Bremen würde dahinschmelzen wie der Märzschnee in der Sonne. Als Referenz konnte die Deschimag nicht nur ihren Großaktionär, den bremer Bankier F. J. Schroeder, aufweisen, auch der Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke Albert Vögler hielt das Projekt für ausgezeichnet, so peinlich es ihm gewiß auch wäre, Materiallieferungen mit Staatssubvention hereinzubekommen.

Im Gespräch wurden aus den 50 Millionen 100 Millionen, denn schließlich konnte doch nicht nur die Deschimag allein bedacht werden, die andern Werften mußten auch etwas abbekommen. Und nun hatte das Projekt den notwendigen Tonnengehalt, um als ein großartiges Rettungswerk zur Behebung der Arbeitslosigkeit vor Gott und den Steuerzahlern bestehen zu können. Der Arbeitsminister Stegerwald, dessen Aufgabe es ja ist, Arbeit zu beschaffen, war sehr dafür eingenommen, aber auch der Finanzminister Dietrich, dessen Aufgabe es ist, dem Reich unnötige Kosten zu ersparen, war namentlich durch die Argumente Vöglers tief beeindruckt.

Zum Unglück für die bremer Fechtmeister erklärten die Reedereien, daß sie sich für neue Schiffe aufs entschiedenste bedankten. Schon jetzt sei die Tonnage viel zu groß, und neue Kähne würden ihnen völlig das Frachtengeschäft ruinieren. Auch die hamburger Handelskammer erhob Einspruch, weil die besser arbeitenden hamburger Werften ebenfalls an der Subvention kein Interesse haben. Aber trotzdem spukt der Plan noch immer im Finanzministerium herum. Deshalb möchten wir Herrn Dietrich auf einen besonders zuverlässigen Gutachter aufmerksam machen. Im Haushaltsausschuß des Reichstags äußerte am 9. Mai dieses Jahres der volksparteiliche Abgeordnete von Raumer: „Die Subventionierung von notleidenden Betrieben darf nicht dazu führen, daß die gesunden Betriebe mit Hilfe der Subvention wieder konkurriert werden. Die Subventionspolitik hat sich überhaupt totgelaufen, und wir sollten in Zukunft harthörig werden gegen Forderungen dieser Art."

Nach dieser eindringlichen Mahnung sprach zunächst Frau Doktor Lüders, dann aber erhob sich der damalige Reichswirtschaftsminister Dietrich und antwortete Herrn von Raumer:

> Das abfällige Urteil über die Subventionspolitik unterschreibe ich. Diese Politik korrumpiert auf die Dauer den Betrieb. Es ist wirtschaftspolitisch kein Vorteil, wenn man eine kranke Werft subventioniert, damit sie eine gesunde auch krank macht. (Lebhafte Zustimmung.)

Regieren macht vergeßlich, und sechs Monate sind im Leben eines Ministers eine lange Zeit. Aber wir wollten jedenfalls nicht versäumen, Herrn Dietrich, bevor er das Geld nach Bremen schickt, auf das Zeugnis dieses ihm nahestehenden Herrn aufmerksam zu machen.

Die Rettung Hannovers

Ohne daß es die meisten bemerkt haben, sind wir alle über Nacht Ölmagnaten geworden. Der preußische Staat hat uns dieses Geschenk beschert. Um einen sehr unternehmungslustigen, aber zurzeit grade festgefahrenen Ölindustriellen loszueisen, hat die Preussag, die Gesellschaft der staatlichen Bergwerke, für 8½ Millionen ein kleines Gelände in Hannover aufgekauft, auf dem vier Bohrlöcher in Betrieb sind und tatsächlich für hannoversche Verhältnisse eine Menge Öl aus der Erde quillt. Sie dürfen sich nun nicht vorstellen, daß Sie als preußischer Staatsbürger von jetzt ab mit Rockefeller konkurrieren können. In Hannover, und damit in ganz Deutschland, werden 5 bis 6 Prozent des deutschen Ölbedarfs gewonnen, und davon liefert das neue staatliche Ölfeld noch nicht den sechsten Teil. Der Staat hat sich also für 8½ Millionen, für die seine Steuerzahler haften müssen, noch nicht ein Prozent des gesamten Ölbedarfs gesichert. Daß damit irgendein Einfluß auf den Benzinpreis ausgeübt werden kann, wagen auch die eifrigsten Befürworter dieses Kaufs nicht zu behaupten. Die Standard Oil und die Shell werden auch künftig im Bunde mit der I. G. Farbenindustrie den deutschen Ölmarkt beherrschen. Auch eine halbwegs sichere Rentabilität für die investierten acht Millionen wird nicht in Aussicht gestellt.

Aus welchem kühlen Grunde mag sich aber dann wohl der Staat ein Ölfeld zulegen? Ihr werdet es nicht so leicht erraten: Preußen greift ein, um das gute Land Hannover vor den Amerikanern zu schützen. Hannover ist, wie jedermann weiß, einmal englisch gewesen. Aber nun wollen uns die Amerikaner durchaus das Land entreißen. Weil sie in Amerika selbst so wenig Öl haben, wollen sie den hannoverschen Bauern das bißchen Öl abluchsen, das diesseits und jenseits der Leine gefunden oder auch nicht gefunden wird. Im vorigen Jahr ist da schon so ein amerikanischer Ausbeuter erschienen und hat einfach vom Staat Oldenburg sich für den Fall eines Falles auf einem großen Terrain die Bohrrechte gesichert. Damals schienen die deutschen Regierungen und sogar die Reichsregierung die amerikanische Invasion gar nicht so zu fürchten. Inzwischen aber sind die Amerikaner ganz wild nach deutschem

Erdöl geworden. Auch der Preussag gelang es nur noch im letzten Augenblick, die vier Bohrlöcher zu erwischen. Um ein Haar hätten die Amerikaner sie weggeschnappt. Und um dieses Unheil zu verhüten, sind doch 8½ Millionen gewiß nicht zuviel. Denn wenn der Staat einmal ein Ding in der Hand hat, ist es vor jeglicher Überfremdung sicher.

Oder hörten wir da nicht neulich, daß das Reich wieder die Emelka abgestoßen hat, die es grade vor einem Jahr für über drei Millionen Mark erworben hatte, um die deutsche Filmindustrie vor der Überfremdung zu retten? Und hörten wir nicht, daß hinter dem jetzigen Käufer, dem bayrischen Kommerzienrat Krauß, eine französische Gruppe steht, so daß das Reich in Wirklichkeit die Emelka ans Ausland verkauft hat? Und ist es nicht so, daß das Reich in dem einen Filmgeschäftsjahr an der Emelka rund vier Millionen verloren hat und froh sein muß, nach Abdeckung aller Verluste seinen Einkaufspreis wiederzubekommen? Aber Sie haben ganz recht. Wie kann man nur eine bayrische Filmgesellschaft mit einem hannoverschen Ölfeld vergleichen? Bei der Emelka lag der Verlust von Anfang an klar zutage, in Hannover liegen die Verlustquellen unter der Erde.

Wie war das? So war das!

Die Regierungen vertrugen sich, die großen Räuber setzten sich alle zu einem fetten Versöhnungsbankett nieder, und die Arbeiter und kleinen Leute in allen Ländern hatten die Unfallkosten, die Hospitalrechnungen, die Beerdigungskosten und das Versöhnungsbankett zu bezahlen. Dafür durften sie den einziehenden Heeren, die „im Felde gesiegt" hatten, mit kleinen Fähnchen und Taschentüchern zuwedeln und den übrigen Heeren, die „im Felde nicht besiegt" waren, mit brausender Begeisterung zurufen: Macht nischt, das nächste Mal! Und als den Arbeitern und den Kleinen schwindlig wurde von der Höhe der Rechnungen, die sie bezahlen sollten, weil die großen Räuber nichts verdient und sogar das noch für die Wohltätigkeit geopfert hatten, da führte man die kleinen Leute an das Grab des „Unbekannten Soldaten", wo sie so lange standen und man solange auf sie einredete, bis sie dran glaubten, an die Pflicht des Bezahlens und an die Echtheit des Unbekannten Soldaten. Wo man sich keinen Unbekannten Soldaten leisten konnte, weil man keinen hatte, da schläferte man das Denken der Arbeiter damit ein, daß man ihnen den Dolch im Rücken zeigte und sie raten und streiten ließ, wer ihn reingesteckt habe.

B. Traven „Das Totenschiff"

Bemerkungen

Die Ufa sucht Dichter

Erich Pommer, ein Produktionsleiter der Ufa, hat neulich den großen Notschrei ausgestoßen: Wir suchen Dichter! Für den Tonfilm suchen wir Dichter! Na, da sucht man.

Ob sie sie finden werden? Mitnichten. Denn selbst wenn da welche kommen, die mit der Ufa arbeiten wollen, so könnten sie das nicht, weil dort ihr Werk in einzelne kleine Stücke zerschlagen werden wird. „Sie wollen", sagte mir einst ein großer Schriftsteller, „einen Film mit meinem Namen und mit dem Inhalt von der Courths-Mahler." So ist es.

Und wie sollte das bei einer Kunstgattung anders sein, die unter derartigen Bedingungen hergestellt wird!

Was ein Kollektiv an Kunst herstellt, kann gut sein. Was ein Kollektiv beeinflussend kritisiert, muß schlecht werden. Da kann ein großer Tonfilmdichter kommen, ein Kerl, der das Wort meistert und die Anwendung der Geräusche, einer mit Phantasie und mit Gestaltungsgabe —: was soll er bei der Ufa? Was soll er bei diesen großen Filmgesellschaften? Oberregisseure, Regisseure, Hilfsregisseure und Dramaturgen, Generaldirektoren, Direktoren und Produktionsleiter werden ihm so viel und so lange in seine Arbeit hineinreden, bis sie wiederum aufs Haar genau dem gleicht, was man dort schon immer hergestellt hat.

Und sollte durch einen Zufall etwas übrig bleiben —: dann wird es die Zensur kaputtschlagen.

Man bedenkt niemals, daß wir keinen freien Film haben, während wir eine in gewissen Grenzen freie Literatur haben. Man stelle sich vor, wie die Literatur eines Landes aussähe, wenn man sie vorher der Zensur: diesem Gremium von Beamtenanmaßung, protestantischem Muff, katholischer Propaganda und allgemeiner Ängstlichkeit gebildeter Kaffern überantwortete. Schön sähe diese Literatur aus... Im Buch können wir wenigstens, wenn man von gewissen politischen Beschränkungen und dem Strafgesetz absieht, alles sagen, was wir wollen — und vor allem: wie wir es wollen. Im Film ist das nicht möglich. Er ist noch lange keine Kunstgattung. Er ist eine Industriegattung unter Zensur.

Und das eben scheint mir das Verlogene zu sein, eine Verlogenheit, die durch so viele Branchen des Kunstgeschäftes hindurchgeht: daß die Unternehmer immer so tun, als ob. Sie suchen Dichter. Sie wollen „Niveau". Sie prätendieren Bildung, Kunst, Geschmack, Historie. Wenns dann aber zum Klappen kommt, dann wird das in hundert Sitzungen, in Regiewinken, in direktorialen Telephongesprächen abgewürgt. Stück für Stück, Meter für Meter, Einzelheit für Einzelheit — bis nichts mehr vom Dichterischen da ist.

Lügt doch nicht so. Laßt doch die Dichter ungeschoren. Sie haben bei euch nichts verloren — heute noch nicht. Spielt nicht immer die feinen Leute — in euern Zeitungsartikeln, am Sonntag; wochentags handelt ihr mit faulen Fischen. Sagt doch die Wahrheit.

Mag sein, daß die Ufa einen Dichter findet. Armer Dichter; sie wird ihn reich machen, wie zu hoffen steht. Der Film aber wird heißen:

Ein Honved-Husar am Rhein
oder:
Frack und Abendkleid
oder:
Fridericus an der Katzbach.

Ihr dichtet so schöne Bilanzen ... was braucht ihr noch Dichter —!

Ignaz Wrobel

Rote Einheit

Thesen zu einer Diskussion mit Sozialisten.

I. Die Kapitalisten halten zusammen; wir wollen den Sozialismus. Wir wollen ihn um seiner selbst willen und: weil wir ihn als Vorbedingung erkennen für die Befriedung der Welt. Unter dem Kapitalismus ist, nach aller Voraussicht, der dauernde Völkerfriede nicht organisierbar.

II. Die Verwirklichung des Sozialismus in Deutschland bleibt unwahrscheinlich, solange die beiden Massenparteien, die ihn wollen, einander zerfleischen. Dieser historisch notwendige, keineswegs notwendig zu konservierende Zustand verzögert nicht nur den Sieg des Sozialismus, sondern führt sogar zu Rückschlägen ins Vordemokratische; er begünstigt den Aufschwung jenes Barbarentums, das sich heute Fascismus nennt.

III. Durch nichts könnte der fascistischen Gefahr wirksamer begegnet werden als durch Verständigung und ein Bündnis zwischen den sozialistischen Richtungen. Der Zwist der Vergangenheit müßte vergessen, der Streit um die theoretische Grundlegung hintangestellt werden; entscheidend müßte die Zielsetzung sein. Das allen Sozialisten gemeinsame Ziel lautet: die auf Menschenausbeutung und Menschenvernichtung verzichtende, die klassenlose und krieglose Gesellschaft.

IV. Es ist psychologisch nicht wahrscheinlich, daß dies Werk der Einigung von der Sozialdemokratischen und von der Kommunistischen Partei Deutschlands geleistet werden könne. Die Führer und Funktionäre dieser Parteien sind nicht gewillt dazu; die Massen selbst vermögen aber nur durch ihre Funktionäre zu handeln.

V. Anders steht es mit den zahlenmäßig kleinen, einflußmäßig zum Teil nicht schwachen Zwischengruppen. Sie könnten zunächst ein Beispiel geben: durch Einigung untereinander. Glückt sie, dann begönne die Aufgabe, Brücke zu bilden zwischen den Massenparteien. Es läßt sich eine Zusammenfassung dieser kleinen Gruppen denken, bei der jede einzelne die besondere Funktion, die sie heute ausübt, beibehielte — etwa die des ökonomischen Kampfs, der kulturpolitischen Propaganda, der Jugendschulung —, jedoch ihre Gesamtheit in Abwehr und Angriff einheitlich-sozialistisch vorginge. Also Wahrung der Eigenart jeder Gruppe im Zusammenschluß, aber durch den Zusammenschluß Stärkung ihrer Stoßkraft!

VI. In den Mittelpunkt müßte die Kulturpolitik treten (Justiz, Schulwesen, Abwehr der Attentate auf die Freiheit der Wissenschaft und der Kunst; Antiklerikalismus, Antimilitarismus); denn die Kulturpolitik ist das Gebiet, auf dem sozialdemokratische und kommunistische Auffassung sich am wenigsten schroff gegenüberstehen; hier könnte es am ehesten gelingen, die Brücke zu schlagen; auch zeigt sich hier besonders deutlich die Albernheit des angeblichen Gegensatzes zwischen Arbeitern und Intellektuellen.

VII. Der Bund der kleinen sozialistischen Bünde müßte einen programmatischen Dualismus ent-

wickeln: das radikale, intransigente Zielprogramm und, für den Weg, ein elastisches, am Prinzip des jeweils Erreichbaren, des jeweils kleinsten Übels orientiertes, darum doch keineswegs opportunistisches Tagesprogramm.

VIII. Zu berücksichtigen hätte der Bund die Notwendigkeit, unter den proletarischen und halbproletarischen Massen im Lager der Rechten zu werben. Hierzu erforderlich, aber auch aus sich selbst geboten ist eine bei allem Internationalismus positive Stellung zur Nation (Standpunkt Ledebours gegen Theodor Liebknecht; Standpunkt der Revolutionären Pazifisten gegen Foerster); wünschenswert auch: eine Revision der veralteten materialistischen Dogmatik.

IX. Wirkt der Bund der kleinen sozialistischen Bünde eine Zeitlang im angedeuteten Sinne und jenseits aller Partei-Aspirationen, dann werden sich ihm zweifellos in nicht geringer Zahl ehrlich sozialistische Sozialdemokraten, einsichtsvolle Kommunisten, nach ultrarechts verirrte Gefühlssozialisten und viele heut Indifferente ankristallisieren, die von den Parteien enttäuscht, durch ihren Zwiespalt abgestoßen sind; der Augenblick kann dann eintreten, wo durch die Kraft dieses Bundes der Zusammenschluß aller proletarisch-politischen Kräfte zu einer reich gegliederten, aber einheitlich handelnden sozialistisch-revolutionären Bewegung möglich wird, zur riesigen roten Einheitspartei, die endlich verwirklicht, was seit Generationen erstrebt wird und was die Vernunft der Vernünftigen verlangt.

Kurt Hiller

Warum Weißenberg?

Dummheit und Aberglaube der Anhänger, Verführungskünste und Betrug des sogenannten Meisters — damit ist die Erscheinung nicht erklärt.

Vor ein paar Tagen waren im Radio zu hören Bernard Shaw und Albert Einstein, die nach einander von demselben Podium zu demselben Publikum sprachen. Die drahtlose Telegraphie trug die Stimmen von London zu uns. Shaw erörterte Einsteins Leistung, Einstein äußerte sich über Shaws Werk. Die englischen Zuhörer — das übertrug die Welle mit — ehrten beide Redner durch stürmischen Beifall und ließen sich von ihrem Landsmann zu immer neuen Ausbrüchen der Heiterkeit hinreißen. Die beiden berühmten Zeitgenossen nutzten die Gelegenheit, um einander öffentlich Komplimente zu machen. Einstein sprach von den „Figürchen" der Shawschen Dramen und von der „kleinen Welt", die der Dichter aufgebaut habe. Ob Shaw, als ihm die deutsche Rede übersetzt wurde, über diese Wendungen erfreut gewesen ist, ob der Dichter sich durch den Gelehrten verstanden gefühlt hat, dürfen wir bezweifeln. Shaw andrerseits erzählte über die Entstehung der Relativitätstheorie ein Märchen; wie nämlich Einstein eine Korrektur der Newtonschen Fallgesetze vorgenommen habe durch Befragung eines Arbeiters, der vom Gerüst gestürzt war. Es klang sehr lustig, und die Zuhörer amüsierten sich, wie sie es von ihrem Shaw erwarteten. Aber zugleich enthüllte sich, daß der große Engländer von dem großen Deutschen kaum eine Ahnung, jedenfalls nicht mehr als eine Ahnung hat. Zeitgenossen, an Intelligenz über ihre Mitmenschen

weit erhoben; aber einander so fern und fremd, daß einer vom andern nicht viel mehr weiß als die Tatsache der Berühmtheit.

Wie viele Menschen gibt es überhaupt, die den Gedankengängen Einsteins zu folgen vermögen? Sie zählen auf der ganzen Welt höchstens nach Hunderten. Hunderttausende wahrscheinlich haben die Radioübertragung mitangehört. Wie viele Menschen gibt es, die wissen, wie das technische Wunder zustande kommt? Selbst die Techniker, die den Apparat bauen und bedienen, was wissen sie von den Naturkräften? Sie haben ihre Wirkung ausprobiert und wenden sie an. Sie stellen allenfalls eine Theorie darüber auf. Das ist alles.

Was weiß der heutige Mensch im allgemeinen, selbst der gebildete Mensch oder der Großstädter, wieso das Auto fährt, wieso man durch den Draht versteht, wieso die Glühbirne brennt, wieso das Flugzeug von der Luft getragen wird? Was weiß er von unsern Heilmitteln, von Durchleuchtung und Bestrahlung, von den komplizierten chemischen Zusammensetzungen der Tabletten, von den erstaunlichen Vorgängen der Narkose und der Anästhesie?

Die Menschheit von heute ist mit ihrem Verstehen weit hinter ihrem Können zurückgeblieben. Wir nennen das, was wir da treiben, Wissenschaft und Technik. Nur wenige von uns beherrschen Wissenschaft oder Technik, auch von diesen wenigen niemand die Gesamtheit von Wissenschaft und Technik. Und jeder beherrscht selbst in seinem Spezialgebiet mehr die Wirkungen als die Ursachen. Im Grunde leben wir in einer Zauberwelt, an deren Wunder wir gewöhnt sind, die wir aber nicht verstehen. Im Grunde hantieren wir, wie der göttliche Meister Weißenberg, mit Handauflegen, Gebet und gesalzenem Weißkäse.

Aber der närrische und unkluge Weißenberg hat einen großen Vorteil für sich. Den schweigenden, hinter Fremdwörtern und Apparaten verborgenen Hokuspokus der Studierten verstehen die Leute nicht. Den schwatzhaften, pathetischen, in Bibelsprüchen bewanderten alten Weißenberg verstehen sie. Warum sollen Frömmigkeit, Handauflegen, warum die uralten Hausmittel helfen? Aber warum sollen Lampen, Röhren, Drähte, Pillen und Spritzen helfen?

Wir sind an Technik und Wissenschaft gewöhnt; wir, die wir in Lärm und Licht leben und von so etwas wie Seele gar keinen Gebrauch oder nur einen ironischen Gebrauch machen. Aber bei etwas weniger Licht und Lärm ändern sich die Bedürfnisse. Für das unverdorbene Volk ist es weniger unheimlich, an die Wunderkraft eines lebendigen Menschen zu glauben als an die gespenstigen Wirkungen toter Maschinen.

Moritz Goldstein

Italien flüstert sich zu . . .

I

Nach dem Konkordat zwischen dem Vatikan und Mussolini treffen sich in Piazza San Pietro zwei Freunde: „Was denkst Du über das Konkordat," sagt der eine. „Nun," sagt der andre, „wenn einer im Sterben liegt, ruft er halt den Priester."

II

Der fascistische Parteisekretär visitiert eine Volksschule. Die Schüler aller Altersstufen erklären auf Befragen alle ihre Zugehörigkeit zur fascistischen Partei, nur ein kleiner Junge meldet sich

als Sozialist. Der Parteisekretär versucht mit allen Mitteln, die politischen Ansichten des Knirpses zu bekämpfen, der aber allen Versuchungen standhält und sich nicht vor der Glorie des Duce beugen will. „Nein, ich bleibe Sozialist, weil mein Vater und mein Bruder auch Sozialisten sind." Darauf der Parteisekretär: „Das ist doch kein Grund, ebensogut könnten doch dein Vater und dein Bruder auch Verbrecher sein, würdest du denn dann auch einer werden wollen?" Der Junge: „Nein, dann würde ich wohl Fascist sein."

III

Mussolini, im Himmel angekommen, bestürmt sofort den lieben Gott um seinen Thron. Dieser wird ihm schließlich ausnahmsweise und leihweise auf fünf Minuten überlassen. Er klettert also triumphierend auf den Stuhl des Weltenrichters, umgeben von allen Engeln und Petrus und Paulus. Oben angelangt, wird er sofort nervös und klatscht in die Hände vor Aufregung: „Schnell, schnell, wo ist der Photograph?"

Herr Höpker-Aschoff dekretiert

Am 6. November ließ der preußische Finanzminister Höpker-Aschoff der respektvoll aufhorchenden Öffentlichkeit mitteilen, daß die Mittel für den Betrieb der Republikoper nur noch bis zum Schluß dieser Spielzeit in den neuen Haushaltsplan eingesetzt werden konnten. Die berliner Presse, glücklich, daß nun also Tatsache geworden, was sie schon lange als hundertprozentige Tatsache behandelt, bestätigt es: im Sommer 1931 ist endgültig Schluß.

Am 13. November schreibt der Vorstand der Volksbühne an den Kultusminister Grimme, der den Verkehr zwischen dem Finanzministerium und der übrigen Welt vermittelt, einen Brief, und dieser Brief, dessen Wortlaut gleichzeitig der gesamten Presse mitgeteilt wird, ist ein Ultimatum: wenn nicht bis zum 20. November der Abfindungsanspruch der Volksbühne in geforderter Höhe anerkannt und das Abkommen unterfertigt ist, das den Staat von der vertraglichen Verpflichtung befreit, weiterhin am Platz der Republikoper zu spielen, dann sind die Verhandlungen gescheitert und der alte Vertrag, den sie bisher gewissenhaft erfüllt hat und auch in Zukunft zu erfüllen willens und in der Lage ist, bleibt in Kraft. Und dann ist es einstweilen nichts mit der Schließung im Sommer 1931.

Also: noch bevor die Regierung mit der Volksbühne einig geworden, hat sie ihr Dekret veröffentlicht. Diese ministerielle Erklärung war ein Manöver, nichts weiter; ein Versuch, mit Worten wahr zu machen, was noch unwahr ist; ein Trick, um die eigne Verhandlungsposition zu verbessern und die des Gegners zu verschlechtern; dessen Schwäche öffentlich affichieren, heißt, ihn weiter schwächen. Lange genug hat man mit der Volksbühne wie mit einem seriösen Kontrahenten verhandelt und ihr Ansehen geschont. Aber warum sich noch länger genieren? Man zeigt ganz offen, daß ihr Widerstand nicht zählt und ihr Nein nicht ernst genommen würde, und gibt sie dem Spott des Lokalanzeigers preis, der nun dem Ministerium den freundlichen Rat erteilt, keinen Pfennig Abfindung zu zahlen und den Vertrag ruhig weiter zu erfüllen, bis die Volksbühne daran zugrunde geht.

Wie zwei Pokerspieler, die einander aus der Partie bluffen wollen, sitzen Staat und Volksbühne sich gegenüber; die Situation ist für beide eher verzweifelt als ermutigend. Kein Teil fürchtet die drohende Kriegserklärung des andern, jeder scheut die Konsequenzen der eignen Taktik. Denn auch die Regierung weiß, daß die politischen Parteien, die am heftigsten zur Auflassung der Republikoper drängen, für eine finanzielle Entschädigung der Volksbühne in der versprochenen Höhe nicht zu haben sind. Schon verläßt sie das vertraute Terrain des reellen Kuhhandels und versucht es mit den minder soliden Me-

thoden der Pferdebranche; Devise: den Partner hinein legen ist Gewinn. Trotzdem, die Volksbühne hat nun halb gewonnenes Spiel, wenn sie nur die Frist ihres Ultimatums durchhält, ohne es verloren zu geben. Denn dann wird der Staat sich nicht mehr, wie er vorhat, über den Vertrag hinwegsetzen können, über dessen legale Ablösung er jetzt monatelang verhandelt hat. Und damit wird — noch nicht die Republikoper, aber die gegenwärtige Situation gerettet sein.

Allen verantwortlichen Stellen bangt, je ernster es mit dem definitiven Entschluß wird, vor dem finanziellen Debakel, das nach der Auflösung des Opernbetriebs voraussichtlich von allen verheißenen Ersparnissen übrigbleiben würde. Die Landtagsfraktionen werden um die Notwendigkeit nicht herumkommen, vor allem Volk, das sie vertreten, die Entscheidung zu treffen, die sie viel lieber dem Finanzminister überließen. Einstweilen hat Herr Höpker-Aschoff die Streichung der Etatposition Republikoper beschlossen. Es empfiehlt sich, diese peinliche Tatsache mit einem schlichten berliner „Wenn schon" zu quittieren.

Klaus Pringsheim

Dem Speisewagen der Mitropa empfohlen

Ich schieße keine Möwen tot,
ich lasse sie am Leben
und füttre sie mit Roggenbrot
und rötlichen Zibeben.

Christian Morgenstern

Aus dem Reiche des Humors

Frank Thieß steht vor der Vollendung des vierten Bandes seiner Romanreihe „Jugend". Der Roman wird unter dem Titel „Der Zentaur" im Laufe des Jahres 1931 bei uns erscheinen. Der Dichter ist soeben zum Ehren-Vize-Präsidenten der International Mark Twain Society ernannt worden, einer der vornehmsten literarischen Gesellschaften Amerikas. Als einziger Deutscher außer Frank Thieß gehört der Gesellschaft Emil Ludwig an. Mitglieder sind ferner Knut Hamsun und Selma Lagerlöf. Erster Ehrenpräsident ist Benito Mussolini.

Unzucht im Reichsgericht

In einem Urteil vom 10. März 1927 führt das Reichsgericht aus, daß ein Vorschubleisten auch darin gefunden werden kann, daß die Hausfrau dem erwachsenen Dienstmädchen den Hausschlüssel überläßt, um ihm zu ermöglichen, während der Nacht das Haus zwecks Ausübung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs zu verlassen und sodann wieder zu betreten. (HRR. III, 561.)

‚Der Selbstschutz.'

Der . . . ?

In einer kölner Tagung der sogenannten Staatspartei hat der neue Abgeordnete Doktor Winschuh nach dem ‚Dortmunder Generalanzeiger' ausgeführt: „Vor allen Dingen müsse man abrücken von einer gewissen linksdemokrati-

schen Presse und vor allen Dingen von der Zeitschriftenpresse, wie es das ‚Tagebuch' und die ‚Weltbühne' seien. Diese Zeitschriften verdienten wegen ihrer radikal-pazifistischen Gesinnung einen Tritt vor den Bauch."

Das Ausland

Das badische Mannheim ist von dem bayrischen Ludwigshafen nur durch den Rhein getrennt. Ein Oberwachtmeister der mannheimer Schupo wird nach Ludwigshafen gebeten, worauf er erklärt: „Dann aber bitte nur Zivil, in Uniform überschreite ich nicht die Landesgrenze."

Liebe Weltbühne!

Wer in Salzburg gewesen ist, kennt auch den Peterkeller, die einem Kloster gehörende Weinschänke. Sie wird von Pater Richard bewirtschaftet, und Klosterbrüder bringen den Gästen den Wein.

Dort sitzt also Anton Kuh, in ein düsteres und ach so seltenes Schweigen versunken.

Plötzlich fährt er auf und klopft energisch an sein Glas:

„Ober ... beichten!"

Zur Rassenfrage

Der Mensch

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret;
Trägt braun und graues Haar.
Und alles dieses währet
Wenns hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

Matthias Claudius

Hinweise der Redaktion

Berlin

Weltbühnenleser. Mittwoch, 20.00, Café Adler, Dönhoffplatz: Georg Wegener: Lohnabbau und Gewerkschaftspolitik.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Freitag, 20.30, Herrenhaus, Leipziger Straße 3: Robert Kuczynski, Rudolf Wissel, Morus, Erich B. Ledermann, O. G. Villard-New York u. a.: Der Ausweg aus der Krise.

Porza. Donnerstag, 20.00. Demokratischer Club, Viktoriastr. 24. Manfred Geis liest: Asch, Borchardt, B. Frank, Hessel, H. E. Jacob, Lewis, Ludwig, Polgar, Ringelnatz, Tucholsky.

Victor Hartberg, W 35, Schöneberger Ufer 41. Ausstellung Frans Masereel.

Bücher

Henri Barbusse: Erhebung. Paul Zsolnay, Wien.

Paul Westheim: Helden und Abenteurer. Hermann Reckendorf, Berlin.

Kurt Zielenziger: Juden in der deutschen Wirtschaft. Welt-Verlag, Berlin.

Das November-Heft der Friedenswarte (Bergland-Verlag, Schweidnitz i. Schl.) enthält die seinerzeit angeblich nur aufgeschobene Rundfunkdiskussion zwischen Kurt Hiller und Franziscus Stratmann über das Thema: »Können Kriege vermieden werden?«

Rundfunk

Dienstag. München 19.00: Theater von unten, H. Braun, R. Elchinger, T. Klein. — Königsberg 19.30: Charles Louis Philippe, Erich Pfeiffer-Belli. — Leipzig 19.30: Gedichte von François Villon, P. Zech und E. Lichtenstein. — Stuttgart 20.30: Skizzenbuch der Zeit, Kästner, Zuckmayer, Mehring u. a. — **Mittwoch.** Leipzig 11.30: Also sprach Zarathustra, P. Prina. — Königswusterhausen 18.00: Der verlorene Sohn, André Gide. — Königsberg 20.10: Ludwig Wüllner liest aus »Faust«, I. Teil. — **Donnerstag** München 20.05: Vom Komödianten zum Schauspieler, H. Ludwigg. — Leipzig 20.30: Wannsee, 21. 11. 1811. — **Freitag.** Berlin 20.30: Literarische Umschau, Edlef Köppen. — **Sonnabend.** Berlin 17.30: Die Erzählung der Woche, Arnold Zweig. — Königswusterhausen 19.00: Der Angestellte in der Literatur, O. E. Hesse.

Antworten

Doktor Bermann-Fischer, Berlin. Sie schreiben: „Ich bitte Sie, diesen Brief nicht so auszulegen, als wollte ich für ein Buch unsres Verlages bei Ihnen private Propaganda machen. Es handelt sich vielmehr darum, daß Ihre Besprechung des Buches „Mrs. Biest pfeift" von Helen Zenna Smith mein privates Gerechtigkeitsgefühl kränkt. Ich weiß, daß Sie ein solches Empfinden würdigen und Impulse begreifen, die entstehen, wenn Unrecht geschieht. Diesmal taten das Unrecht Sie selbst in Ihrer Besprechung jenes Buches. Jenes Buch hatte das Unglück, zu einer Zeit zu erscheinen, als eine Konjunktur vorbei war. Wir wußten das, brachten das Buch aber trotzdem heraus, weil es uns wichtig erschien, ehrlich und geeignet, gegen den Krieg zu wirken. Das Buch hätte es verdient, wenigstens von Ihnen mit etwas mehr Intensität gelesen zu werden. Zu meinem Schmerz muß ich Ihrer Kritik entnehmen, daß Sie das Buch entweder nur zum Teil oder mit sehr wenig Aufmerksamkeit gelesen haben, sonst hätten Sie nämlich niemals schreiben können, was Sie geschrieben haben. Die ausgesprochene Tendenz des Buches besteht in einem wütenden, verzweifelten Protest gegen diesen „Zwang zu marschieren" und einer, besonders für eine Engländerin, bewunderungswürdigen Aufdeckung, Entblößung der gemeinen, ekelerregenden, niederträchtig verlogenen Mentalität der Sippe von Onkeln und Tanten, von Müttern und Vätern, die „mit ihr Teil beitragen zu müssen" sich nicht entblödeten, indem sie nicht nur ihre Söhne, auch ihre Töchter im Dreck verrekken zu sehen für eine vaterländische Tat hielten. In schonungsloser Darstellung legt die Autorin diese Hintergründe bloß, deren Aufdekkung Sie in Ihrer Kritik vermissen, und zwar in einer unvergeßlichen, erschütternden, aufwühlenden Weise. Sie berührt hier ein Gebiet, auf dem Sie selbst seit Jahren kämpfen. Warum haben grade Sie das nicht bemerkt? Korrigieren Sie ein Unrecht, wenn Sie es auch nur einem ungefährlichen Buch mit geringer Auflage antaten. Es grüßt Sie ganz ergebenst Ihr Dr. Bermann-Fischer." Peter Panter antwortet: „Das Unrecht kann ich nicht korrigieren — denn ich habe keines begangen. Warum grade ich nicht bemerkt habe, daß Frau Smith in unvergeßlicher, erschütternder, aufwühlender Weise Protest gegen den Krieg erhebt? Weil ihr Protest nicht erschüttert und nicht aufwühlt, und weil ihr Protest vielleicht für eine Engländerin der geistigen Mittelklasse etwas Bewundernswürdiges haben mag — nicht aber für uns. Dieser Protest mag sich grellrot vor dem Hintergrund braver Onkel und Tanten abheben — mir ist er anständig erschienen, nicht mehr als das. Und das langt für die Kunst nicht ganz. Ich wünsche dem Buch trotzdem alles Gute — es verdient, gelesen zu werden."

Rundfunkhörer. Zu Paul Scholls Artikel „Berliner Rundfunk-AB" machen Sie uns auf den ‚Deutschen Sender' aufmerksam, wo ein giftiger Angriff gegen Edlef Köppen zu lesen ist, den Leiter der literarischen Abteilung im Vox-Haus, dessen pazifistisches Kriegsbuch „Heeresbericht" auf der Rechten verfemt ist. „Seit langem vermissen wir den Einfluß Arnolt Bronnens. Auf ihn verweisen wir die Intendanz der Funkstunde Berlin und die Leitung des Deutschlandsenders für die Gedenkstunde der Toten von Langemarck. Nur er gibt uns die Gewähr, daß diese so notwendige Feierstunde nicht wieder durch pazifistische Jammer- und Wehlaute an Würde verliert." Dazu gibt es noch einen denunziatorischen Ausfall gegen Edlef Köppen. Diese nationalistische Hetze gegen Köppen beschränkt sich nicht auf die Bärenfellteutonen des ‚Deutschen Senders', sondern wird auch von den judaeo-germanischen Skribenten der Scherlpresse fleißig weitergeführt. Dort soll vor kurzem sogar ein Rundschreiben der Verlagsdirektion an die Redaktionen umgangen sein, das die Anwei-

sung enthielt, bei jeder Gelegenheit gegen den Leiter der literarischen Abteilung Stellung zu nehmen. Wir sind im Gegensatz zu Paul Scholl der Meinung, daß Herrn Bronnens Dramaturgenstellung beim Rundfunk durch seine sonstige Tätigkeit als Rollkommandeur und Romancier nicht berührt wird. So lange er sein Amt neutral erfüllt, mag er ruhig törichte Bücher schreiben und Versammlungen stören. Letzteres geht die Polizei an, ersteres seine Leser und seinen so toleranten Verleger. Aber Herr Köppen, der weder Versammlungen sprengt noch einem staatsfeindlichen Fascismus dient, soll deshalb nicht zum Objekt einer Hetze werden, deren Ziel bisher klarer ist als ihr Dirigent.

Kommunist. Nein, der Pastor Frenssen hat bei der Verurteilung Liebknechts im Kriege keinen Brief an dessen Frau gerichtet, daß er ihn nicht für ehrlos halte. Worauf es ja auch gewiß nicht ankommt. Aber solche Briefe schreibt er nur an die Bombenwerfer seiner engern Heimat. Recht geschieht ihnen.

M. d. R. Sie brauchen nicht zu befürchten, daß wir über Sie Aufklärung erhalten, wenn wir uns Hans Hells „M. d. R." besehen. Sie brauchen sich nicht getroffen zu fühlen, Herr Hell schießt vorbei. Das soll eine Satire sein? Das ist eine belanglose Albernheit, die so langweilig und zäh ist, daß man jeden Moment Gefahr läuft, einzuschlafen. Auch Sie sollten weiterschlafen und sich in Ihrer Ruhe nicht stören lassen.

Gießen und Wetzlar. Weltbühnenleser geben ihre Adresse an Herrn Kurt Davidsohn, Wetzlar a. d. L., Bahnhofstraße, der regelmäßige Zusammenkünfte der dortigen Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der „Sittengeschichte des Weltkrieges" bei, die, von Magnus Hirschfeld herausgegeben, unter Mitarbeit verschiedener Wissenschaftler und Künstler von Andreas Gaspar bearbeitet wurde.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Heilige Allianz von Carl v. Ossietzky

Die erste Heilige Allianz ist nach dem Ende der Befreiungskriege unter dem Protektorat des russischen Zaren geschlossen worden und hat dreiunddreißig Jahre gedauert. Die zweite Heilige Allianz wurde im Oktober 1930 zwischen dem Kanzler Brüning und den Sozialdemokraten geschlossen, und sie wird vielleicht keine dreiunddreißig Tage mehr dauern. Die erste Heilige Allianz zeichnete sich durch Demagogenverfolgungen, Zensur und Polizeimaßnahmen aus. Ihre kleinere Nachfolgerin hat nicht geringern Eifer aber viel weniger Macht, und deshalb verursachen ihre Zeitungsverbote mehr Ärger als Schrecken. Verboten wurde die ‚Rote Fahne', weil sie eine tätliche Attacke auf den Genossen Z. allzu schwungvoll gefeiert hatte. Verboten wurde der ‚Angriff', weil er die ‚Rote Fahne' allzu dilettantisch kopiert hatte. Verboten wurde der ‚Nationale Sozialist', weil er den verurteilten Bombenverschwörern seine Sympathie allzu warm ausgesprochen hatte. Das Verbot der ‚Roten Fahne' ist eine völlig unnütze Herausforderung der Arbeiterschaft und ein untauglicher Rettungsversuch an einem Manne, mit dem sich die Partei nicht mehr wichtig machen sollte. Das Verbot des ‚Angriffs' soll nicht kritisiert werden, denn bei Goebbels, wo man zu dumm und zu unfähig ist, selbst etwas zu erfinden, schmarotzt man von wirkungsvollen Parolen andrer; es ist nur billig, daß das Radaublatt auch einmal die Unannehmlichkeiten solcher Plagiate zu spüren bekommt. Das Verbot des Wochenblattes der nationalsozialistischen Sezession kann dagegen nur Kopfschütteln erregen. Anstatt Zwiespalte unter den gemeinsamen Gegnern zu fördern, erdrosselt die Republik den Schwächern und befreit Hitler von einem höchst ungemütlichen Widersacher. Bismarck gebraucht in seinen Erinnerungen bekanntlich das Wort von den „ehrlichen aber ungeschickten" preußischen Gendarmen. Die preußische Polizei ist seitdem noch viel ehrlicher, aber leider nicht auch geschickter geworden.

Für alles das trägt nicht der Reichskanzler Brüning sondern die rote preußische Regierung die Verantwortung. Der Kanzler hat bisher nicht ein einziges bindendes innenpolitisches Wort gefunden, nicht ein Fünkchen Polemik nach rechts gesprüht. Mit Thüringen darf sich der Kollege Wirth herumschlagen; Brüning bleibt neutral. Und wenn sich Wirth einmal verhaspelt und stolpert, wird Brüning auch neutral bleiben. Die Sozialdemokratie darf sich im Kampfe gegen Nationalsozialisten und Kommunisten verbrauchen. Den Reichstag beruft Herr Brüning ein, indem er ihm zugleich Pensum und Schlußtermin ankündigt, und der Reichstag ist dankbar, wenn ihm nur das nackte Leben gegönnt wird. Dieser Kanzler versteht es meisterhaft, jeden dazu anzuhalten, ihm Verantwortung abzunehmen. Er allein wird munter sein, wenn alle röcheln.

Wie lange wird die Sozialdemokratie sich zu diesen Vorspanndiensten mißbrauchen lassen? Die letzten Gemeindewahlen zeigten deutlich, daß sie nicht mehr sicher wie einst dasteht. Ihr packt man ohne Gegenleistung Bürden auf, die zu tragen sie nicht nötig hat. Nirgends findet sie die geringste Konzession. Die Nazis haben es sich in Thüringen und Braunschweig bequem gemacht, Sachsen wird ihnen bald zufallen. Keine Reichsautorität tritt ihren offenen Gesetzlosigkeiten und ihrer stillen Unterminierung der Staatsapparate entgegen. Der Arbeiterschaft wird der Lohn gedrückt, der Popanz der Preissenkung dagegen so aufgemacht, als kämen jetzt goldene Zeiten. Die Sozialdemokratie leidet und wird siech unter der Zentnerlast, die ihr der Kanzler auferlegt hat. Es ist wie eine Fascination. Man fragt sich, wie es möglich war, daß ein Mann von Sinzheimers Qualität diesen Schiedsspruch im Metallarbeiterkonflikt unterschreiben konnte. Warum ist er nicht ausgesprungen? Warum hat er Partei und Gewerkschaften so schrecklich bloßgestellt? Um den Fascismus zu verhindern, legt man sich auf eine Methode fest, die ihn nur umso sicherer herbeiführt. Die Sozialdemokratie wagt nicht, die einmal betretenen Gleise zu verlassen. Die Führer pochen auf die Praxis und daß es bis jetzt immer gut gegangen ist. Sie speisen mit Tradition ab, wo nur eine kühne, aus dem Gewohnten fallende Tat retten kann. Die Partei verdirbt nicht an ihren Lastern sondern an ihrer Normalität.

*

Die Heilige Allianz aber hat für das darbende Volk nicht nur so grobe materielle Genüsse wie die Preissenkung, sie bietet auch was fürs Herz. Auch das nationale Gefühl verdient seinen Sonntagsbraten. Die deutsche Presse, ziemlich ohne Ausnahme, versucht es ihren Lesern so darzustellen, als zerbräche sich die ganze Welt den Kopf über die Revision der Friedensverträge. Man liebt die Friedensverträge nirgends sehr, aber niemand denkt auch ernstlich an ihre Veränderung. Der deutsche Stammtisch hält sich wieder für den Mittelpunkt des Universums.

Nun ist es endlich gelungen, einen ruhigen und gar nicht abenteuersüchtigen Mann, den Außenminister Curtius, in die Kampagne einzuschieben. Wenn man unbeeinflußt von allen Kommentaren die Reichsratrede des Herrn Curtius durchliest, wird man sie absolut inhaltlos und ohne feste Formulierungen finden. Sie ist ganz und gar nichtssagend in allem, was geschehen soll, selbst ihre Polemik gegen den französischen Ministerpräsidenten ist so zurückhaltend und in allem Wichtigen so abstrakt, daß sie nur eben und eben noch die Schlagzeile rechtfertigt: „Curtius antwortet Tardieu." Erst durch Aufmachung und Begleitmusik wird diese Rede zu einem Stück der Revisionskampagne. Herr Curtius beherrscht Stresemanns Überlieferung zu gut, um in der Windjacke aufzutreten, aber was rund um ihn und mit ihm gemacht wird, entspricht seiner reservierten Haltung nicht.

Die am 14. September geschlagenen Parteien haben sich in ein sehr gefährliches Spiel gewagt. Sie wollen zeigen, daß sie sich von den Nationalsozialisten im furor teutonicus nicht

übertreffen lassen, daß sie trotz besserer Einsicht und besserer politischer Erziehung dieselben außenpolitischen Dummheiten machen können wie Adolf Hitler. Das ist eine schlechte Kalkulation. Denn draußen sieht man nicht nur diesen Furor sondern auch seine Mutter: die bleiche Angst, und findet es nicht gut, ein Geschäft mit Leuten zu machen, deren außenpolitische Aktivität nur aus innenpolitischer Hilflosigkeit und Verlegenheit rührt. Ganz abzulehnen aber ist der Versuch mancher sonst vernünftiger Republikaner, jetzt an die französische Adresse Mahnungen dieser Art zu richten: „Wenn ihr nicht abrüstet und überhaupt nicht an die Revision der Verträge denkt, dann wird der deutsche Fascismus nicht mehr zu bändigen sein und über euch herfallen." Diese Warnungen verfehlen ihren Zweck, weil der deutsche Fascismus gar nicht die Absicht hat, über die Franzosen herzufallen sondern zunächst über Leute, die ihm näherstehen. Es macht keinen Eindruck, mit dem eignen Erpresser, den man nicht loswerden kann, andern zu drohen. Die deutsche Außenpolitik schliddert wieder einer katastrophalen Niederlage entgegen. Wer feinere Organe hat als ein mecklenburgisches Bullenkalb, das irgendwo im Stahlhelm präsidiert, kann schon heute die Ohrfeige durch den Weltenraum sausen hören, die nächstens auf Deutschland klatschend niederfallen wird. Die letzte Kammerrede Tardieus mit ihrer schnoddrigen Abwiegelung aller deutschen Wünsche gibt einen Vorgeschmack kommender Freuden. Jedes ernste außenpolitische Mißgeschick, ein abgelehntes Moratorium etwa, würde die ärgsten innern politischen Folgen haben und dem Fascismus wahrscheinlich die Tür weit öffnen. Es ist höchste Zeit, daß die Republikaner aufhören, sich das Gesetz ihres Handelns von ihren Todfeinden vorschreiben zu lassen, ebenso wie die Sozialdemokratie endlich den Wert einer Allianz prüfen sollte, in deren Dienst sie die Erde verliert, ohne den Himmel zu gewinnen. Für sie gilt heute der berühmte Alarmruf Roons an Bismarck: Periculum in mora. Dépêchez-vous!

Das programmlose Amerika

von Oswald Garrison Villard

„Präsident Hoover ist total geschlagen. Den Republikanern verbleibt nur eine nominelle Kontrolle des neugewählten Kongresses". So hieß es neulich in den Kabelberichten aus Amerika. Aber was bedeutet dieser Sieg der Demokraten für das amerikanische Volk? So gut wie nichts. Erstens bleibt ja die Hoover-Regierung bis 1933 im Amt. Zweitens tritt der neugewählte Kongreß erst nach dreizehn Monaten, also im Dezember 1931, zusammen. Drittens fehlt beiden Parteien ein realistisch durchdachtes Programm für die wirtschaftliche Sanierung und die fortschrittliche soziale Entwicklung Amerikas. Viertens besteht seit 1928 nicht der geringste Unterschied zwischen den beiden Parteien. Der Wahlausgang bedeutet also nur, daß einige neue Persönlichkeiten in den Vordergrund des politischen Lebens gerückt sind, und daß

Herr Hoover eine wohlverdiente Rüge für seine beinahe total verfehlte Führung des Landes erhalten hat.

Ein Land ohne eine politische Opposition — das sind die Vereinigten Staaten. Die Gründer der Republik, die ja nur das englische Parlament vor Augen hatten, rechneten fest damit, daß wie in London stets zwei grundsätzlich verschiedene Parteien sich gegenüberstehen würden. Das ganze Kongreßwesen wurde danach gestaltet. Heute aber findet man „Nasse" und „Trockene" in beiden Lagern, ebenso wie Großkapitalisten, Anhänger der höchstmöglichen Schutzzölle, Imperialisten, Anti-Imperialisten, Kriegsgegner und tirpitzähnliche Verfechter der These, daß Amerika die größte Flotte der Welt besitzen müsse. Von keiner Gesinnungsgruppe kann gesagt werden, daß ihre Anhänger nur bei einer Partei zu finden sind. Früher vertrat die Demokratische Partei die Rechte der einzelnen Staaten im Gegensatz zu der Republikanischen Auffassung einer starken Bundesregierung. Heute spricht niemand mehr davon. Für eine so sozialistische Gesetzgebung wie die letztjährige Einsetzung einer Farmkommission mit der Aufgabe, den Verkauf der gesamten Ernten zu verwalten und die Preise durch Regierungsgelder sogar künstlich hochzuhalten, stimmten beide Parteien, ohne überhaupt zu wissen, daß etwas Sozialistisches darin steckte.

Am bezeichnendsten war aber die vollständige Kapitulation der Demokratischen Partei vor den Tarifbaronen anläßlich ihrer nationalen Parteitagung im Jahre 1928. Ihre größten Siege hat sie unter Führung des Präsidenten Cleveland 1890 und 1892 errungen, der mit dem Schlagwort: „Tariffs for revenue only" (Schutzzölle nur des Einkommens wegen) in die Wahlschlacht ging. Mit der fortschreitenden Industrialisierung der demokratischen Südstaaten vergaß man dieses Prinzip mehr und mehr, bis man endlich zu dem reinen Protektionsstandpunkt der Republikaner überging. Der letzte demokratische Präsidentschaftskandidat, Alfred Smith, begrüßte nicht nur enthusiastisch diese neuen Entwicklungen, er ging sogar so weit zu sagen, daß man nie wieder eine allgemeine Erhöhung oder Ermäßigung der Schutzzölle sehen würde — wofür die Republikaner ihn im Jahre 1930 Lügen straften, indem sie eine allgemeine Erhöhung der Zölle in aller Rücksichtslosigkeit durchsetzten. Bei den letzten Wahlen bestand zwischen den Reden Hoovers und den Reden Smiths über die Schutzzolltarife auch nicht der kleinste Unterschied. Schwerlich hätte sich feststellen lassen, wem von beiden der Preis gebühre für die größtmögliche Unwissenheit in bezug auf gesunde Wirtschaftspolitik und vernünftige internationale Handelsbeziehungen.

Daß die Demokraten bei dieser Haltung bleiben werden, geht daraus hervor, daß fünf ihrer bedeutendsten Führer sich in einer Kundgebung zusammengetan haben, mit welcher sie die Partei darauf verpflichten wollen, dem lieben, guten Herrn Hoover in den kommenden Sitzungen des Kongresses keine weitern Unannehmlichkeiten zu machen, ganz besonders nicht in der Angelegenheit der Wirtschaftskrise. Ja noch mehr: Der Vorsitzende des demokratischen Nationalkomitees,

Herr John J. Roskob, hat sich kurz vor den Wahlen dahingehend geäußert, man müsse die Tarifkommission so umgestalten, daß sie nur aus höchstbezahlten und auf Lebenszeit angestellten Beamten bestände, die sich dann in aller Überlegenheit mit den Schutzzöllen beschäftigen könnten, von denen — wie er mitteilte — noch verschiedene der Erhöhung bedürften! Wenn man bedenkt, daß die frühere Tarifkommission in nur zirka sechs Fällen die Schutzzölle herabgesetzt hat, von denen die beiden wichtigsten bevorzugten Artikel Kirschen aus Kanada und Rebhühner aus allen Weltteilen waren, so kann man sich vorstellen, wie groß die Aussicht auf eine allgemeine Herabsetzung durch die neue Kommission sein wird.

Es ist eben eine Tatsache, daß die Niederlage Hoovers sich nur auf die Krise und seine eignen Fehler, sowie seinen Mangel an Führerbegabung zurückführen läßt. Die Demokraten haben nichts zu diesem Resultat beigetragen. Ihre eigne Führung hat seit Jahren vollständig versagt, nicht nur weil die Führer minderwertige Persönlichkeiten sind, sondern weil sie nach keiner Richtung sich auf eine einzige Forderung einigen können, um sie dann einstimmig aufzustellen. Aus diesem Grunde besteht die eigentliche Opposition im Kongreß aus ungefähr einem Dutzend republikanischer und demokratischer „Progressiven", die sich von den Parteifesseln losgemacht haben und im Senat in der Lage sind, so manche Gesetzgebung zu verhindern, die sonst auf Parteibefehl durchgehen würde. Es ist ein großes Glück, daß diese kleine Gruppe bei der letzten Wahl gestärkt worden ist.

Aber selbst unter diesen freisinnigen Senatoren findet man keine Einigkeit. Einige sind „naß", einige „trocken"; einige sind für Streichung der europäischen Schulden, andre bestehen — wie namentlich Borah — auf ihrem Pfund Fleisch. Nirgendwo ist ein freisinniges Programm zu entdecken, außer vielleicht dem der stillstehenden Sozialisten, die keinen einzigen Vertreter im Kongreß haben. In einem Lande, wo nach europäischer Ansicht es nahezu völlig an einer Sozialgesetzgebung fehlt und man soeben erst in einzelnen Staaten mit Alterspensionen begonnen hat, befindet man sich in der Lage, in aller Eile Hilfsaktionen für die mehr als vier Millionen Arbeitslosen vorzubereiten, auf welche keine Kommune, keine Stadt und kein Staat vorbereitet waren. Das wäre ja zu sozialistisch gewesen, und auch die kleinste Sozialisierung — wenn sie so bezeichnet wird — stellt einen Verstoß „gegen den Geist des freien amerikanischen Staatswesens" dar. Im Jahre 1922 wurde sogar durch eine Kommission des Präsidenten Harding die ganze Frage der Arbeitslosigkeit aufs gründlichste studiert, und es wurden daraufhin ausführliche Vorbereitungen für die nächste Krisis in Vorschlag gebracht. Nicht ein einziger Politiker hat sich darum gekümmert oder auch nur das geringste getan, um durch Gesetzvorlagen dem Bericht dieser Kommission Folge zu geben. Zur Zeit steht man vor einem Käuferstreik in Amerika, weil die Arbeiter und Bureauangestellten sehr wohl wissen, daß, wenn sie auf die Straße gestoßen werden, sie dort elendiglich verhungern

müssen, wenn nicht irgend ein Reicher, oder die Heilsarmee oder sonstige Wohltätigkeitsvereine ihnen Almosen bescheren. Sie haben weder das Anrecht auf Arbeit noch das auf gesetzliche Unterstützung. Nach dem Krach in Wall Street hat Herr Hoover ein Jahr lang behauptet, die Arbeitslosigkeit wäre nur eine Saisonerscheinung und würde rasch zu Ende gehen — wenn dieser Prophet in seinem eignen Lande nicht beachtet wird, so ist dies teilweise darauf zurückzuführen, daß er so ungeschickt war, das Ende der Krise verschiedene Male als „in drei Monaten bevorstehend" anzukündigen. Während diese Zeilen geschrieben werden, kommt die Nachricht, daß die größte Bank im Staate Kentucky, die gleiche Bank im Staate Tennessee und ein paar Dutzend kleinerer Banken im Staate Illinois falliert haben. Anstatt dem Wunsche Herrn Hoovers zu folgen, scheint die Krise erst so recht anzufangen.

Was die Prohibitionsfrage anbelangt, so hat die Presse in Deutschland derartig falsche Schlüsse gezogen, daß ein Kassierer seinem Arbeitgeber sogar elftausend Mark entwendet hat für eine Reise übern Ozean, um die Wiederlegalisierung von Wein- und Bierverkauf noch mitmachen zu können.

Nun, so schnell geht es doch nicht. Erstens sind beide Parteien nach ihren Programmen noch verpflichtet, die Prohibition weiter zu unterstützen, und können ihre Haltung in dieser Frage erst bei den nächsten Generalversammlungen der Parteien im Jahre 1932 offiziell ändern. Ferner vergißt auch der Europäer, daß zur Zeit der Annahme dieses Verfassungsnachtrags im Jahre 1918 nicht weniger als zwölf Staaten den Verbrauch von alkoholischen Getränken durch Volksbegehren oder Staatslegislatur bereits für ungesetzlich erklärt hatten, und daß in noch achtzehn andern Staaten der Verkauf bereits sehr eingeschränkt war. Es ist kaum eine Übertreibung zu behaupten, daß vor der Bundesgesetzgebung bereits 44,3 Prozent der Bevölkerung im Prohibitionszustande lebten. Hinzu kommt noch die Tatsache, daß man hier in großem Maße mit einem Kampf zwischen Stadt und Land zu tun hat. Die soeben errungenen Siege der „Nassen" kommen wieder aus den Staaten, in denen sich große Städte mit vielen Einwohnern europäischer Abstammung befinden; in dem Staate Nebraska siegte Senator Norris, ein „trockener" Republikaner, und in Montana Senator Walsh, ein „trockener" Demokrat.

Wie kann man da sagen, daß das Volk sein Begehren wirklich ausgesprochen hätte? Sicherlich werden noch Jahre vergehen, bis die Prohibition wieder gesetzlich abgeschafft werden wird, denn selbst die „Nassen" haben sich nicht darüber einigen können, welches System des Alkoholverkaufs sie eigentlich begünstigen sollen; nur in einem ist jedermann sich einig, nämlich, daß der scheußliche „Saloon" (Kneipe) auf keinen Fall wieder auferstehen darf.

Es ist in Amerika leider immer der Fall, daß kaum bei irgend einer Wahl das Volk seinen eigentlichen Willen in einer besondern Sache zum Ausdruck bringen kann. Seit 1896 hat sich nicht eine Präsidentschaftswahl nur um eine wichtige Vorlage gedreht, wie damals zum Beispiel um die Silberwäh-

rung. Sonst handelt es sich stets um viele verschiedene Fragen oder Zustände, von denen die Wähler beeinflußt werden, und dies ist auch ein Grund, weshalb es so schwer ist, eine neue fortschrittliche Partei zu gründen. Auch hier macht sich die Veranlagung des Amerikaners zur Eigenbrödelei — genau wie beim Deutschen — bemerkbar. Als die letzte fortschrittliche Partei den verstorbenen Senator Lafollette für die Präsidentschaft aufstellte, enthielt ihr Programm nicht weniger als vierundvierzig „planks" (Bohlen), wie man dies zu nennen pflegt. Der bedauernswerte Ausschuß, der diese vierundvierzig Punkte zu kombinieren hatte, mußte sie aus mehr als vierhundert Vorlagen zusammensuchen. Heute wird die Aufgabe, eine neue Partei zu gründen, immer schwieriger. Wir Freisinnigen ersticken unter den vielen Problemen, die dringend nach Reform verlangen, ganz besonders im Bereiche der sozialen Gesetzgebung. Auch fehlt uns das nötige Geld, vor allem deshalb, weil eine solche Partei sich nicht wegen Fonds an die Großkapitalisten wenden kann. Und es kostet immerhin eine Riesensumme, auch nur einen einzigen Brief an die acht Millionen Wähler des Staates New York zu verschicken. Die großen Zeitungen, die immer kapitalistischer werden, verringern sich rapide und sind immer mehr dem status quo ergeben. Der Rundfunk? Er ist nicht staatlich sondern privat, und seine Benutzung, selbst nur für fünfzehn Minuten, kostet viel Geld.

Also sind die Vereinigten Staaten heute ohne eine Oppositionspartei und ohne Hoffnung auf eine fortschrittliche, dem Volke zugetane politische Führung. Heute besitzt das Großkapital ganz unangefochten beide Parteien. Es hat die wirkliche Regierung der Vereinigten Staaten in der Hand, die aber in der jetzigen Krise mehr und mehr versagt. Jedoch ist es wahr, daß der Umschwung in Amerika oft mit merkwürdiger Geschwindigkeit eintritt, wenn das Volk erwacht. Vielleicht werden die Zeichen an der Wand bald allen sichtbar sein.

Gustave Hervé von Henri Guilbeaux

Gustave Hervé, der mit Hitler, Arnold Rechberg, Goebbels, Rosenberg und Konsorten kokettiert, der eingeschworene Überpatriot; der berufsmäßige Deutschenhasser, der Wortträger des ultrareaktionären Millerand, ist eine der französischen Kopien von Napoleon-Cäsar-Mussolini. Ein neues Sinnbild des internationalen Fascismus.

Es lohnt sich, in kurzen Zügen ein Porträt Hervés zu zeichnen.

Der Name Gustave Hervé ist mit der antimilitaristischen und aufrührerischen Bewegung vor dem Kriege verknüpft. In dem Augenblick, als in der französischen sozialistischen Partei mehr und mehr Opportunismus und Krämergeist aufkamen, als sich die ohnmächtigen anarchistischen Gruppen und Grüppchen zankten, tauchte Gustave Hervé und seine ‚Guerre Sociale' auf.

Er zeigte sich 1903 zum ersten Mal in Paris anläßlich einer Versammlung im Tivoli-Vaux-Hall, in der grade die sozialistische Einigung gefeiert wurde. Der kleine, fette und viereckige Mann mit dem dicken und gutmütig-einfältigen Gesicht, mit dem Aussehen einer Schachbrettfigur, erklärte, daß die Bauern aus dem Departement Yonne im Kriegsfall nicht marschieren würden. Diese erste öffentliche kriegsgegnerische Erklärung erregte sogar unter den Sozialisten unangenehmes Aufsehen. Man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Hervé Geschichtslehrer am Gymnasium in Sens war, und daß er schon wegen Antimilitarismus und Antipatriotismus verfolgt und bestraft worden war.

Er gründete bald ein Blatt ‚Le Pioupiou de Yonne', in welchem er jenen berühmten Artikel schrieb, der ihm seinen ersten großen Prozeß eintrug. Hier verteidigte ihn ein junger pazifistischer Anwalt namens Aristide Briand. Es wurde ihm vorgeworfen, die Soldaten aufgefordert zu haben, die Trikolore auf den Misthaufen zu werfen; ein Vorwurf, der ihm jahrelang anhing. Er war in dem inkriminierten Artikel von der Schlacht bei Wagram ausgegangen, deren Jahrestag grade mit großem Pomp gefeiert wurde, und drückte dabei die Hoffnung aus, daß jedes Regiment seine Fahne auf dem Schmutz- und Abfallhaufen der Kaserne pflanzen möge. (Wer Anekdoten aus Hervés Leben kennen lernen will, der lese die Erinnerungen von Victor Méric: „Durch den politischen und literarischen Dschungel", Paris 1930, Verlag Valois.)

Dieser Artikel lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf Hervé, der bald danach die ‚Guerre Sociale' gründete, an der Almereyda mitarbeitete. Dieser gab später das ‚Bonnet Rouge' heraus, wurde der Freund Caillaux' und während des Krieges des Hochverrats angeklagt. Man fand ihn eines Tags tot im Gefängnislazarett. Ob Selbstmord oder Mord vorlag, ist niemals geklärt worden. Weitere Mitarbeiter waren Eugène Merle, der spätere Begründer des ‚Merle Blanc', der Tageszeitung ‚Paris-Soir' und des ‚Courier Littéraire', Victor Méric, Satiriker und Theaterkritiker, Aristide Delannoy, ein sehr talentierter Maler und Zeichner, der durch Entbehrungen und Quälereien im Gefängnis starb.

Von da an wurde Hervé das enfant terrible der sozialistischen Partei. Er bekämpfte den Opportunismus und den Parlamentarismus und wurde darin von allen Syndikalisten und Internationalisten unterstützt, die den kleinbürgerlichen Geist der Partei ablehnten. Die Regierung, die seine wachsende Aktivität beunruhigte, verfolgte die ‚Guerre Sociale' unaufhörlich, und so verbrachte Hervé mehr als zehn Jahre seines Lebens im Gefängnis.

Gegen Ende seiner letzten Strafhaft, im Jahre 1912, trat ein Ereignis ein, von dem man heute aus guten Gründen nicht mehr spricht. Eines Tages erschien die ‚Guerre Sociale' mit einer sensationellen Schlagzeile: „Eine schöne Tat: Ehemaliger Offizier schickt 1000 Franken an Hervé." Ein angeblich von Hervé zum Pazifismus bekehrter Offizier protestierte gegen die Inhaftierung des Herausgebers der ‚Guerre Sociale' und

stellte ihm monatlich tausend Franken bis zu seiner Freilassung zur Verfügung. Etwas später veröffentlichte die kriegsgegnerische Zeitung auf der ersten Seite eine noch sensationellere Nachricht: einen Brief, in dem der gewesene Leutnant dem Präsidenten der Republik drohte, dem gefangenen Gustave Hervé 500 000 Franken zur Verfügung zu stellen, wenn dieser nicht sofort in Freiheit gesetzt würde. Bald darauf war Hervé frei. Man kann sich vorstellen, wie angestrengt Kriegsministerium und Polizei den bewußten Leutnant suchten. Erst 1917 wurde sein Name bekannt. (General und Leutnant, Briefwechsel zwischen Gustave Hervé und Karl M. Hartmann, Einleitung von Henri Guilbeaux, Genf 1917, in der Zeitschrift ‚Demain'.)

In der Schweiz, wo ich die Zeitschrift ‚Demain' herausgab, machte ich die Bekanntschaft von Gustave Hervés ehemaligem Beschützer. Er sprach mit stark elsässischem Dialekt, zeigte mir Papiere, die vollkommen in Ordnung waren, und war akkreditiert als Vizekonsul irgend einer südamerikanischen Republik. Seine beste Empfehlung war die, daß er während des Kriegs von den Engländern in Gibraltar festgehalten, aber durch eine energische Intervention der französischen Regierung auf Veranlassung von Gustave Hervé freigelassen worden war.

Seit 1912 hat Hervé — wie er sich selbst ausdrückt — die Flinte auf die andre Schulter genommen. Er wurde „Republikaner" und „Blockanhänger" und hatte seit dieser Zeit die meisten Anarchisten, Syndikalisten und Kriegsgegner gegen sich, die ihm bis dahin Gefolgschaft geleistet hatten. Der 4. August 1914 verlieh seiner Entwicklung ein rapides Tempo. Die ‚Guerre Sociale' wurde zur Verkünderin der Union sacrée, sie hieß jetzt ‚La Victoire' und übertraf an Heftigkeit alle chauvinistischen Organe. Diesmal pflanzte Hervé nicht mehr die Trikolore sondern die rote Fahne auf den Misthaufen. Er wurde zum Deutschenfresser, hielt sich für einen Militärstrategen und gab dem Großen Hauptquartier Ratschläge, wofür er mit dem Ankauf und der Verteilung seiner Zeitung an der Front belohnt wurde.

In Wirklichkeit ist Hervé niemals grundsätzlich Internationalist gewesen. Er war antipatriotisch, was etwas ganz andres ist. Ein ausgezeichneter Pädagoge und weit entfernt vom historischen Materialismus und Marxismus. Er war einer der Hauptgegner von Jaurès, stand aber der marxistischen Strömung eines Guesdo ebenso feindlich gegenüber. Hervé hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Henri Rochefort, der zuerst bei der Commune war, dann Freund von Boulanger und einer der Führer im Kampf gegen Dreyfus und für den Nationalismus wurde.

Das Äußere Hervés war damals das eines Verwaltungsbeamten. Er trug dazu eine Art Phantasieuniform, die er sich aus Sparsamkeit von einer Uniform seines Bruders, der Artilleriekommandeur war, hatte anfertigen lassen. Deshalb nannte man ihn auch in revolutionären Kreisen den „General". Der „General" war ein großer Pantoffelheld und führte das Leben eines braven Familienvaters. Wenn sein Gedächtnis

auch hervorragend war, so war sein Geist doch eher mittelmäßig. Von Ironie verstand er wenig und neigte daher mehr zu einem brutalen Polterton, manchmal angenehm von Wortspielen unterbrochen.

Nach Kriegsschluß wurde Hervé ein erbitterter Bolschewikenfresser, wie er vorher ein Deutschenfresser gewesen war. Er gehörte zum Gefolge Millerands, der von einem Staatsstreich à la Boulanger träumte. Er wollte eine fascistische Partei gründen, eine nationalsozialistische nach deutschem Muster à la Hitler, aber als er versuchte, der Öffentlichkeit sein Programm zu unterbreiten, wurde er von den Arbeitern von Belleville und Menilmontant bespuckt. Und er hütete sich wohl, den Versuch zu erneuern.

Seiner Entwicklung gemäß hat er sich jetzt dazu entschlossen, sein Propagandatalent Benito Mussolini zu weihen. Das Wort „national" ist ihm gleichbedeutend mit „arbeiterfeindlich". Der „General", der Deutschland — auf dem Papier — zerstückelt hatte, der jetzt in seiner eignen Einbildung Minister des Äußern geworden ist, wie er sich vorher als „Kriegsminister" gefühlt hatte, ist bereit, Deutschland das wiederzugeben, was ihm durch den Versailler Frieden entrissen worden ist. Aber einem fascistischen Hitler-Deutschland, kurz einem arbeiterfeindlichen Deutschland.

Nie waren die Kräfte der Arbeiter und der Linken so zersplittert wie heute. Nie sind die Kräfte der Arbeitergegner und der Rechten einander so nahe gewesen. Hitler ist bereit, Tirol Italien zu opfern, Hervé die Saar, den polnischen Korridor und Danzig. Das Bündnis, das Hervé, Hitler und Rechberg wollen, ist ein Militärbündnis, eine internationale fascistische Armee der Schwerindustrie, die bereit ist, auf die gespaltenen Arbeiter und auf die Völker zu schießen, die wahrscheinlich vom Weltkrieg und der Oktoberrevolution nichts gelernt haben.

Deutsch von Milly Zirker

Macht oder Freiheit? von Arnold Zweig

Lieber Heinz Pol, Sie haben nur zu recht mit allem, was Sie mir auf meinen Brief entgegenhalten. Ich habe mir lange überlegt, ehe ich einen Protest unterschrieb, daß die Pilatusfrage heute noch schwerer als früher beantwortet werden könne. Und aus meiner ganzen Haltung ergab sich ja ohnehin, daß ich den Spatz im Vaterlande mit schärfern Augen ansehe als die Taube auf dem Dache jenseits der Grenze, die ja in allen Ländern, mit Ausnahme Rußlands, von kämpfenden und verantwortungsbereiten Köpfen und Augen beluchst wird. Die arme kleine bayrische Lehrerin, die dem Wahnsinn eines schandbaren Beamtenfimmels erlegen ist, war mir ebenso bekannt wie Ihnen. Mit seiner gleichmäßigen Stimme erzählte mir Lion Feuchtwanger ihre Geschichte, und wir wußten, daß sein Protest dagegen der summarischste, schärfste und unzweideutigste in deutscher Sprache seit dem Untertan grade bei Kiepenheuer in der Mache war und nun ja

bereits begonnen hat zu wirken. Ich hätte also meine ohnehin nicht sehr von Betätigungsdrang bewegten Hände auch dieses Mal sehr wohl ruhig halten können, schaudernd eingedenk jener dreiundneunzig deutschen Intellektuellen, welche 1914 dadurch den Haß und die Verachtung der Welt auf den Typ deutscher Geistiger lenkten, daß sie „es ist nicht wahr" krähten zu Dingen, von denen sie zwar nichts wissen konnten, in denen sie aber der Autorität ihrer Herren begeistert folgten.

Gleichwohl liegt die Angelegenheit hier in jedem Sinn anders, weil es sich um Rußland handelt. Ich bete Rußland nicht an, ich weiß zu genau, wie wenig anbetungswürdig die Zustände sind, die sich dort entwickelt haben, und ich bekämpfe die Methoden, mit denen sich eine herrschende Schicht am Ruder hält, ganz gleich, ob sie in Italien durch Rizinus oder in Deutschland durch den Stimmzettel der noch Unmündigen, in Rußland durch das Erbe des Bürgerkrieges zu Macht gekommen ist. Die Diktatur des Proletariats ist mir verhaßt wie jede Diktatur, nicht weil ich ein so überzeugter Anhänger des Menschen bin, wie er ist, sondern weil ich auf Grund fünfzehn Jahre Denkens und Erfahrens zu der unerschütterlichen Überzeugung gekommen bin, daß nur der zum Zusammenleben mit andern Menschen erzogene Mensch dieses Zusammenlebens fähig ist, und daß diese Erziehung deswegen so schlecht funktioniert hat, weil sie seit Beginn dieser Zeitrechnung auf den Befehl und nicht auf innere Übereinstimmung, auf Autorität und nicht auf Einsicht, kurz auf die Einschüchterung der Erwachsenen und nicht auf die innere Befreiung der Jungen gestellt wurde. Revolutionär ist nicht, wer wünscht, daß heute der Arbeiter herrscht und der Bürger kuscht, denn mit genau demselben Rechte nennt sich dann revolutionär, der da wünscht, daß morgen wieder der Arbeiter kusche und der Bürger herrsche. Ich sehe also die Sache einer Neuordnung der menschlichen Gesellschaft in Rußland schlecht genug vertreten. Aber Sie selber haben geschildert, und ich habe gern und dankbar aus Ihren offenäugig geschriebenen Aufsätzen gelernt, daß doch, trotz aller Einwände, trotz auch der Fehler im Leninschen Denksystem, mit dem sich das heutige Rußland in eine Zukunft zu retten trachtet, die russische Sache eine Sache ist der Mitverantwortung aller linken, aufrechten, für die Verbesserung des irdischen Zustandes fechtenden Menschen. Diese Sache nun lasse ich nicht in Grund und Boden trampeln von einer Beamtenoligarchie, auch wenn sie behauptet, von der Mehrheit des russischen Volkes, nämlich desjenigen getragen zu sein, das sie in Rußland übriggelassen hat. In Bayern weiß ich Willkür und Übergriff pariert und, auf lange hin gesehen, allmählich ausgeglichen, weil immer Menschen da sind, die ihre Fäuste schütteln können und ausspucken vor den Mißbrauchern einer staatlichen Gewalt. In Rußland, das wissen Sie so genau wie ich, schleichen diejenigen mit künstlich unbefangenen Gesichtern durch die Straßen Moskaus, die nicht so denken wie man wünscht, daß dort gedacht wird, zitternd davor, daß die Elektrizität in ihren Gehirnwindungen aufblitzen und sie nach außen verraten könnte. Darum machen

wir Opposition, weil in Rußland selber sie nicht geduldet wird, und wir haben furchtbare Beispiele noch heute davon in russischen Gefängnissen. Es liegt uns wahrhaftig fern zu prüfen, ob mit Gefahr oder ohne.

Nun ein Wort zu den Erschossenen selbst. Ich weiß nicht, wer sich um ihre Hinterbliebenen kümmert. Es gibt deren sicher eine Menge, und sie werden nicht wagen zu beteuern, daß die Erschossenen unschuldig waren. Wir, lieber Heinz Pol, sind keineswegs überzeugt davon, daß sie schuldig waren in dem Sinne, wie die blutunterlaufenen Niederschreibsel der ‚Prawda' oder des Herrn Radek uns klarmachen wollen. Wie kann man in einem Lande politische Opposition machen, das das gesamte Denken und Wirtschaften der Gesellschaft in einen Teil des politischen Systems einbegreift? Dadurch, daß man ihm widerstrebt. In jedem Lande der Welt, außer in Italien und in Rußland, wäre Sabotage nur Sabotage. In Italien und in Rußland fallen sabotageartige Akte durchaus in die Kategorie, die wir politischen Kampf nennen. Denn es gibt ja keine Arena mehr, um politischen Kampf zu führen, seit Joffe sich erschoß, um gegen die herrschende Schicht zu demonstrieren, und Trotzki seine Malaria auf den Prinzeninseln herumträgt. Ich bin also durchaus nicht davon überzeugt, daß die Erschossenen so Saboteure waren, wie man sie uns darstellen will, sonst hätte ich geschrieben, ich halte für „bewiesen", und nicht, ich halte für „gegeben". Für bewiesen halte ich durchaus nichts, was nur auf amtlichen russischen Bekundungen steht, noch dazu einer geheimen, politischen Polizei. Mein Glaube an die Ukase amtlicher Stellen ist gering. Er kapituliert vor den russischen nicht bereitwilliger als vor denen, die uns 1914 eine verlorene Riesenschlacht mit 160 000 gefangenen Deutschen als leichte Zurückbiegung des rechten Flügels meldeten. Ich sage, zehn Jahre habe sich keine fremde Macht in die innern Angelegenheiten Rußlands gemischt, und Sie zählen mir Affären auf, die noch dazu zum größten Teil außerhalb der russischen Grenzen spielen. Lieber Heinz Pol, staatliche Interventionen von Mächten, wirkliche Störungen des russischen Aufbaus haben Sie mit keiner Silbe nennen können, und wenn der Papst gegen die Bolschewiken den Himmel mobil macht, ist er noch lange nicht in der Lage, ein Heer damit auszurüsten. In der Tat scheint mir der Satz unwiderlegt, nicht einmal angetastet, den ich hier wiederhole: „Zehn Jahre hat sich keine ausländische Macht in den russischen Aufbau gemischt, und noch immer triefen die russischen Mitteilungen von der schmutzigen Ideologie des Bürgerkrieges." Wenn irgend etwas klar zu sein scheint, so, daß von Karl Marx bis Rosa Luxemburg niemand den Klassenkampf als gestellt auf die Salven erschießender Exekutionskommandos aufgefaßt hat, weder den Klassenkampf siegender noch den unterliegender Arbeiter. Im Gegenteil wissen wir, daß diese Art Kampf eben dem der imperialistischen und kapitalistischen Welt, der Gallifets und Horthys, überlassen sein sollte. Der proletarische sollte geführt werden durch die furchtbar genug wirkenden wirtschaftlichen Mittel der Streiks, der Generalstreiks, des

Unterwühlens der wirtschaftlichen Willkürherrschaft des Kapitals, durch die gesetzmäßig aufbauende des Sozialismus. Ich werde Ihnen aber sagen, worum es sich handelt. Ich kenne die russische, imperialistische Geschichte, und ich kann Ihnen nachweisen, daß, das kleine Zwischenspiel des Krieges abgerechnet, die Unfähigkeit russischer Staatsmänner (gleich der deutschen) als Entschuldigung immer die wühlende Hand des englischen Imperialismus zitierte. Die Welt soll nicht englisch sein, sie soll russisch sein, war ihr Wahlspruch, der wahrhaftig nicht höher stand als derjenige, der sie nach dem Willen Gottes unter dem britischen Banner gesammelt sah. Jede Schädigung einer englischen Einflußzone wurde mit geifernden Lippen von dem amtlichen russischen Organ, das groteskerweise den Namen der Wahrheit führt, als ein Sieg des aufstehenden Proletariats beklatscht — zum Beispiel damals, als fanatisierte Beduinenhorden, vielleicht nicht ohne Beeinflussung von dem frommen Imam Jachja des Jemen her, sich in Hebron auf greise Juden, überall in Palästina auf jüdische proletarische Siedlungen stürzten und freilich eine Anzahl Tote erzielten, die über die achtundvierzig jetzt in Rußland Erschossenen weit hinaus ging. Der Fall ist inzwischen völlig aufgeklärt worden, und wir haben dahin gewirkt, daß Todesurteile an den verhetzten Arabern nicht vollstreckt wurden. Aber seltsamerweise hatte die Sowjetregierung einige Zeit vorher eine Handelsdelegation zu dem Imam des Jemen gesandt, mit dem sie ungefähr so viel innere Gemeinsamkeit verbindet, wie mit einer Vereinigung von Mussolini und dem Papst möglich ist, und so erschien der Bericht über diese Pogrome in der ‚Prawda' aufgemacht als Aufstand des arabischen Proletariats gegen das jüdisch-englische Kapital. (Daß die ‚Rote Fahne' das gleiche Geheul ausstieß, wundert niemanden.) Nun, damals hielten Männer, die ich kenne, dem Redakteur der ‚Prawda' diese Lüge, diese schweinische Hetze vor. Gelassen antwortete der Herr: „Das weiß ich, aber wenn es jetzt nichts nutzt, kann es uns in zehn Jahren gegen die Engländer nutzen." Diese Antwort hätte ein Angestellter der Grafen Ignatiew und Murawiew ganz genau so gegeben oder geben müssen.

Nun, lieber Heinz Pol, sehen Sie, warum ich, obwohl ich bedaure, mich in diesen Handel gemischt zu haben, doch nicht bedaure, meine Feder in Bewegung gesetzt zu haben. Wir leben in einer Zeit, die der zwischen 1818 und 1848 durchaus parallel liegt: nach großem Kriege, in wirtschaftlicher Krise, bedroht von allen Mächten, die sich aufrichtig, gleich der Heiligen Allianz, die Welt nicht anders rettbar vorstellen können, als durch das erbitterte Zurück zu den gesicherten Werten der durch den großen Krieg abgebrochenen Tradition. Ich opfere einen Arbeitsnachmittag, noch einen, um mit meinen schwachen Kräften dafür zu sorgen, daß wenigstens an einer Stelle eine Art Luftloch bleibe, um die Hoffnungen auf eine bessere Gestaltung unsrer irdischen Lebenszonen zu speisen, um die Sache des sozialistischen Aufbaus nicht völlig der Willkür derjenigen anheimzustellen, die sich an der Macht berauschen statt an der Freiheit.

Schatten über Harlem von Ossip Dymow

Ossip Dymows Negerkomödie „Schatten über Harlem" ist neulich nach einer erfolgreichen Premiere im Württembergischen Landestheater Stuttgart Gegenstand wütender hakenkreuzlerischer Demonstrationen geworden. Wir geben im Folgenden eine sehr charakteristische Szene aus dem Stück wieder, das im new yorker Negerviertel Harlem spielt. Schwarze Menschen glauben endlich die Mittel in der Hand zu haben, eine Utopie zu erfüllen. Sie erweist sich als Seifenblase. Von ihrem Aufsteigen und Platzen handelt die Komödie. Die Völkischen mögen sich beruhigen, noch sind sie nicht von den Negern bedroht. (Die Übersetzung des Stückes stammt von Sonja Okun; die Rechte gehören dem Verlag Felix Bloch Erben.)

Die Kellerräume des Kabaretts, in denen sich Küche, Speise- und Vorratskammern, Kohlenkeller etc. befinden. Hier unter der Erde, in Enge, Schwüle, fast ohne Luft, von Dämmerung zu Dämmerung wird unaufhörlich für die gearbeitet, die sich oben amüsieren. Hier befinden sich ausschließlich Neger: Der blinde Koch Tom, die dicke Köchin Angelika, der Geschirrwäscher Esra, der Heizer Douglas, Buddy, der Lastträger, Servierkellner etc. Von oben stürzen unaufhörlich Kellner herab, geben Aufträge, nehmen Speisen entgegen, rufen nach Geschirr etc.

Langston *(kommt von oben herunter):* Buddy, ich muß mich mit dir beraten! *(führt ihn zur Seite).* Kannst du aus Telegrammen Geld machen?

Buddy *(seinen Meerrettich weiter reibend):* Hast du denn ein Telegramm?

Langston: Ich hab eins *(gibt es ihm).*

Buddy *(liest es, setzt sich dann schnell drauf).*

Langston: Was machst du?

Buddy: Wenn du aus einem Telegramm Geld machen willst, mußt du dich draufsetzen *(schiebt ihm das Telegramm hin, Langston setzt sich drauf).* So *(nimmt das Telegramm wieder in die Hand, küßt es, liest wieder).* Wer ist Benjamin Franklin?

Langston: Der Onkel von Gwendolyn, dem neuen Kabarettmädel. Ich versteh nur nicht — was bedeutet Nummer 467 089?

Buddy: Das ist eine vereinbarte kaufmännische Nummer. Ohne die kannst du nichts machen! Mensch, du weißt ja nicht, was du da in der Hand hast!

Langston: Weiß ich doch: Automobile, Brillanten, Pelze, Kleider —

Buddy: Melonen und Hühner und Wäsche —

Langston: Aber wie soll ich das alles aus diesem Papierchen herausquetschen?

Buddy: Und nur 30 000 Anzahlung. Laß mich mal nachdenken!

Langston: Denk ein bißchen schneller, Buddy, ich bitt dich! Sonst verfliegt alles!

Buddy: Es verfliegt, wenn du auch nur ein Wort darüber verlierst! Keiner Menschenseele einen Ton, verstehst du?

Langston: Nein, nein. Keiner Menschenseele.

Esra *(Geschirrwäscher kommt heran, ohne in der Arbeit aufzuhören):* Was habt ihr da?

Langston: Das ist ein Geheimnis, Esra. Keiner darf etwas davon wissen. Darf ich es ihm zeigen, Buddy?

Buddy: Esra ja.

Langston: Hier lies. Aber kein Sterbenswörtchen darüber!

Esra *(liest):* Soviel Boden zu kaufen!

Buddy: Für einen Pappenstiel kann man doppelt soviel Boden kaufen, wie ganz Florida enthält.

Esra: Aber dann hast du ja Reichtümer in der Hand!

Buddy: Ich sag es ja, er ahnt nicht, was er in der Hand hat!

Langston: Ich ahn es schon, aber ich weiß nicht, wie ich es machen soll.

Esra: Aber das ist doch ganz klar. Hier ist die genaue Adresse, wohin und wieviel man schicken soll. Aber du darfst es keinem erzählen! Solch eine Chance hat man nur einmal in hundert Jahren!

(Gwendolyn kommt von oben herunter, gesellt sich zu der Gruppe.)

Der blinde Koch: Wieviel Anzahlung muß man leisten, um den Boden zu kaufen?

Buddy: 30 000 Dollar.

Tom: Warum sollten wir denn nicht den Boden kaufen?

Langston: Warum sollten wir nicht den Boden — —

Angelika: Warum sollten wir nicht —

Gwendolyn: Warum — —

Langston: Aber wo bekommen wir 30 000?

Esra: Wir werden sie uns borgen.

Träger: Wer wird sie uns borgen?

Koch: Wir werden sie selber aufbringen. Ich werde geben, Buddy wird geben, du wirst geben, jeder wird geben, alle werden geben!

Angelika: Ich geb alles, was ich erspart habe.

Träger: Ich 25 Dollar.

Esra: Ich 15.

Buddy: Blinder Tom, du überschaust die Sache!

Tom: Ganz Harlem wird geben, das ganze Volk muß geben, die ganze Rasse. Man muß von Haus zu Haus gehen, von Tür zu Tür, auf der Straße muß man sammeln, bei Bekannten und Unbekannten. In einigen Stunden werden wir das Geld zusammenhaben!

Langston: Werden wir das Geld zusammenhaben!

Esra: Wir werden bestimmt das Geld zusammenbekommen. Wir dürfen nur keine Zeit verlieren.

Stimmen: Keine Zeit verlieren ... keine Minute Zeit verlieren ... keine Zeit verlieren ... keine Sekunde Zeit verlieren.

Angelika: Wir werden das Geld haben!

Buddy: Und wenn wir das Geld haben, werden wir es telegraphisch an die Adresse überweisen.

Langston: Und werden die Geheimnummer angeben.

Stimmen: Langston, bewahr das Telegramm gut! Langston! Gib es nicht aus der Hand, Langston! Zeig es keinem.

Langston: Ich bewahr es gut. Ich geb es nicht aus der Hand. Ich zeig es keinem.

Esra: Wir werden reich werden. Jeder Dollar, den wir anlegen, wird sich verzehnfachen, verhundertfachen, vertausendfachen, verzehntausendfachen — Ich gebe 20 Dollar!

Heizer: Ich 30! Ich gebe 35! Ich gebe 38!

Angelika: Ich will ein Häuschen mit einem Gemüsegarten haben, mit Hühnern und Melonen, einen ganzen Garten voll Melonen.

Buddy: Hühner und Melonen und seidene Wäsche! Und keine Spucknäpfe mehr. Ich gebe meine Uhr. Langston, paß auf das Telegramm auf!

Langston: Ich paß auf. Ich geb es nicht aus der Hand. Ich werde es keinem zeigen.

Buddy: Schreib auf, Langston, wer wieviel gegeben hat und was für eine Parzelle jeder haben will.

Der blinde Tom: Ihr sagts nicht recht, Kinder. Wir kaufen den Boden nicht für uns! Wir kaufen ihn für die ganze Rasse. Es wird unser Heim werden. Unsre Adresse. Wir kaufen uns eine Adresse unter der Sonne.

Buddy: Ein Mensch ohne Adresse ist kein Mensch. Blinder Tom, du hast einen Blick für die Sache.

Der blinde Tom: Alle Neger werden dorthin übersiedeln und wir werden dort unser Dach überm Kopf, unser freies nationales Heim haben.

Esra: Wir wollen unser eignes Königreich gründen.

Langston: Wir kaufen uns unser eignes Königreich!

Buddy: Das Land ist dreimal so groß wie England, fruchtbarer als die Ufer des Mississippi — es wird ein großes Reich werden...

Heizer: Wir werden dort keinen reinlassen.

Der blinde Koch: Es wird ein Land nur für Neger sein.

Buddy: Keinen einzigen Weißen hereinlassen!

Heizer: So werden wirs machen. So ists recht.

Esra: Wir werden dort alles tun, was uns gefällt *(läßt einen Teller fallen).* Das macht nichts!

Träger: Und werden wir alle gleich sein —

Esra: Alle gleich!

Buddy: Aber einige „Weiße" müssen wir doch ins Land lassen.

Träger: Wozu?

Buddy: Wir wollen doch besondere Gesetze für uns und für sie machen.

Esra: Natürlich. Wir werden dort eine Demokratie haben.

Heizer: Wir werden die Weißen lynchen! Wir werden eine Demokratie haben. Wir werden sie mit Benzin übergießen und bei lebendigem Leibe verbrennen! *(Verbrennt sich versehentlich an einem Topf des blinden Tom.)* Ach, geh zum Teufel!

Charlie *(kommt herein):* Zwei Schweinskoteletts, ein Rumsteak, zwei Kalbsbrust mit Champignons. *(Alle umringen ihn.)*

Träger: Charlie, wir haben unser eignes Königreich!

Angelika: Charlie, freu dich, du wirst dort sterben.

Esra: Du wirst kein Kellner mehr sein. Wir werden alle gleich sein.

Buddy: Wir werden wie alle in teuere Restaurants gehen.

Langston: Wir werden mit den Weißen zusammen in der Straßenbahn fahren und im Theater sitzen.

Buddy: Wir sind alle gleich! Wir sind Brüder! Wir werden sie hängen.

Charlie: Zwei Schweinskoteletts, ein — wer hat denn das alles geschafft?

Angelika: Das hat Langston geschafft. Er hat das Königreich gekauft.

Buddy: Langston hat das alles gemacht.

Esra: Abraham Lincoln hat uns zum erstenmal befreit, du zum zweitenmal! *(läßt einen Teller fallen.)*

Träger: Langston, du bist von diesem Moment an ein großer Mann. Du bist unser Messias!

Angelika: Du bist unser Messias. Du bist unser Kassierer.

Charlie: Er ist der Kassierer! Ich gebe 100 Dollar. Langston, pump mir 100 Dollar!

Träger: Man darf keine Zeit verlieren.

Stimmen: Man darf keine Zeit verlieren —

Man darf keine Minute verlieren —

Keine Zeit verlieren —

Verliert keine Sekunde —

Angelika: Gründet schnell das Reich, ich bin noch nicht fertig mit den Kartoffeln.

Buddy: Ich weiß, wie man ein Königreich gründet. Ich habe es gelesen.

Angelika: Buddy, schnell gründe unser Reich, ich muß sie noch braten.

Buddy: Erst müssen sich alle beruhigen.

Stimmen *(erregt und hastig):* Alle beruhigen —
— alle müssen sich beruhigen —
— alle müssen sich beruhigen —
— Still —
— Still —
— Ruhe! Ruhe! —
— Es müssen sich alle beruhigen.

Buddy: Dann müssen sich alle hinsetzen. Um einen großen Tisch herum und den nennt man Konferenztisch *(alle setzen sich ohne ihre Arbeit zu unterbrechen).*

Esra: Konferenztisch!

Träger: Der große Küchentisch ... der Konferenztisch.

Angelika: Der große Küchenkonferenztisch ...

Heizer: Buddy. Es muß eine Republik sein.

Charlie: Ich will Justizminister werden.

Esra: Warum grade du?

Charlie: Ich habe schon zweimal im Gefängnis gesessen.

Angelika: Buddy, muß man zuerst beten?

Heizer: Nein, es wird doch eine Republik.

Buddy: Wir brauchen nicht zu beten *(bekreuzigt sich. Alle anderen bekreuzigen sich auch).* Jetzt wird einstimmig der Vorsitzende gewählt. Ich bin der Vorsitzende.

Langston: Buddy ist der Vorsitzende.

Esra: Buddy ist der Vorsitzende.

Angelika: Und ich sage Folgendes: Buddy soll Vorsitzender sein!

Buddy: Der Vorsitzende lehnt zuerst lange ab und dann nimmt er an. Also jetzt nehme ich an. Dann muß er eine lange Rede halten und dann verkünden, daß alle, die um den Konferenztisch herumsitzen, die Gründer des Negerreiches sind.

Heizer *(reißt sich vom Ofen los):* Warte! Ich bin auch Gründer des Negerreiches!

Esra: Wie schade, das Mike, der Toilettemann nicht da ist — er hätt so gern die Republik mitbegründet.

Angelika: Was jetzt?

Buddy: Und jetzt beginnt eine historische Epoche.

Angelika: Na, und?

Buddy: Das ist alles. Jetzt haben wir ein eignes Reich.

Angelika: Siehst du, blinder Tom? Ist schon erledigt! Ich gratuliere dir!

Stimmen: Gratuliere! — schon erledigt! — eignes Reich, gratuliere!

Stimmen: Jetzt haben wir ein eignes Land und einen Vorsitzenden und einen Kassierer. Gratuliere! Wieviel Geld ist in der Staatskasse, Herr Kassierer?

Langston: 225 Dollar.

Buddy: Und eine Uhr. Mensch, du weißt selbst nicht, was du in der Hand hast!

Langston: Weiß ich doch! *(setzt sich auf das Geld).*

Heizer: Jetzt, nachdem wir unser eignes Reich gegründet haben, fragen wir uns, wozu haben wir es gegründet?

Langston: Um reich zu sein. Ich bin der Kassierer.

Buddy: Um alle gleich zu sein! Wir werden sie alle hängen.

Heizer: Zum Teufel! Wir haben unser großes Reich gegründet, um Verträge zu schließen!

Esra: Wozu?

Heizer: Wir werden Verträge schließen mit Afrika, mit Abessinien, mit Liberia —

Träger: Mit Liberia —

Heizer: Mit Australien, mit China!

Stimmen: Mit Afrika! — Mit Asien! — Mit Liberia!

Angelika: Ich rat euch, verbündet euch nicht mit den Schwarzen!

Buddy: Ruhe! Wenn wir ein Bündnis schließen wollen, dann will ich euch sagen mit wem — mit Moskau.

Heizer: Das hast du gut gesagt, Genosse! Mit Moskau. Wir werden einen Bund der farbigen Rassen schließen.

Koch: Wozu ein Bund?

Heizer: Wir werden einen Bund der farbigen Rassen gegen die Weißen schließen. Und wir werden die Weißen besiegen, das ist die Hauptsache!

Stimmen: Wir werden die Weißen besiegen! Aetiopia, China und Moskau.

Heizer: Wenn wir den Bund geschlossen haben werden, erklären wir den Krieg.

Der blinde Tom: Du redest Unsinn!

Esra: Wir werden England den Krieg erklären.

Träger: Und Belgien.

Heizer: Allen Weißen werden wir Krieg erklären. Keinen werden wir vergessen.

Stimme aus dem Leuna-Werk von Walter Bauer

Aus den Prosastücken und Versen eines jungen Arbeiters, die demnächst gesammelt unter dem Titel „Stimme aus dem Leuna-Werk“ im Malik-Verlag erscheinen.

Eine Hand verstümmelt

Ich spreche ein Wort von der Hand eines Menschen Wiegand, die in der Blechschneidemaschine verstümmelt wurde; ich habe nicht dabeigestanden: ein andrer riß ihn zurück, um zu verhüten, daß Wiegand ganz zerrissen wurde. Ich war nicht sein Kamerad, sein Helfer, auch geschah mir nicht sein Schmerz, — aber ich schaue meine Hand an, und ich weiß, was damit ist, und welcher Haß dazu gehörte, einem Menschen seine rechte Hand abzureißen. Ich schaue meine Hand an, und du sollst auch deine Hand anschauen einen Augenblick, um zu wissen, was damit ist.

Sieh: erst war Wiegands Hand wie meine und deine kaum geboren, sie bildete sich auch in der Dunkelheit des Ursprungs; dann war es die Hand eines Kindes und griff in den Raum, da fand es Brust und Mund. Dann gehörte sie einem wachsenden Kinde und faßte kleine Holzstückchen, die sich durch wundervolle Zauberei verwandelten in Schiffe, Eisenbahnen und Autos. Dann schrieb die Hand, zuerst auf Tafeln (sie malte Buchstaben wie alte Meister den Heiligenschein auf Bildern), und wenn die Hand Wiegands, deine und meine, Worte schreibt, weiß sie nicht mehr, welcher Mühe es bedurfte, grade Linien einzuhalten und wie wunderbar der Weg ist von der Überlegung zur Ausführung, vom Gefühl oder der Absicht zum Wort. War deine Hand nicht fest und braun, als sie im Sande wühlte oder als sie am Wehr das Wasser zerteilte?

Sie ist verstümmelt, es ist da ein Loch, sie ist abgerissen, es ist ein Stumpf, und einen Augenblick, eh du vor Schmerz ohnmächtig wirst, kannst du hineinsehen wie in ein Uhrwerk, wie in den Erdboden, wie in ein Kabel, das aus vielen Drähten besteht: die starken Adern und die schwachen Adern, die unter der dünnen Fläche der Haut strömende Schlagader, ein

blauer, unbenannter Fluß, blau und doch ein roter Fluß; die zarten Adern, noch zu erkennen, hineinströmend in die Finger, die sich bewegen, öffnen, schließen.

Die Hand des Menschen Wiegand wurde verstümmelt, das Werk unterbrochen, und die Kanäle und Flüsse stürzten rot aus dem blauen Bett. Auf einmal kann sie alles nicht mehr tun, was sie früher gern oder absichtslos getan hat. Nicht, daß sie nun allein nicht mehr Mäntel und Kleidungsstücke öffnen oder schließen kann oder Schuhe zuschnüren, schließlich wird das die andre Hand besorgen. Es gab andre Dinge, die von ihr gern getan wurden und die wir mit einem Lächeln des Wissens nicht weiter aussprechen wollen. Da war die wunderbare Gebärde, einen Menschen zu umfassen und mit dieser Hand über seinen Kopf zu streicheln, da war — du weißt es doch.

Das ist vorbei. Die Schichten dieser Erde sind zerstört und das verschlungene Werk der Flüsse und Ströme zerrissen; das Gerüst des zarten Handknochens, ausstrahlend wie ein Baum in die Luft oder wie eine Wurzel greifend nach den Dingen, ist zertrümmert.

*

Leben des Vaters

Was stehst du, Vater, auf, wenn es noch Nacht ist,
und trinkst den dünnen bittern Kaffee ganz allein —
die Kinder brauchen Brot.

Was schlägst du, Vater, immer noch das Leder,
am späten Abend, wenn wir längst schon schlafen —
die Kinder brauchen Schuh.

Was stirbst du, Vater, schon so früh von uns,
zu einer Stunde, da wir alle nicht bei dir sind —
die Kinder nehmen die Arbeit.

B. Traven von Peter Panter

„Land ist ewig. Geld ist nicht ewig. Darum kann man Land nicht gegen Geld vertauschen."

Einmal habe ich gefragt, warum denn die deutschen Autoren die Herren Geschäftsleute gar so jämmerlich abbildeten: immer im Auto, immer Millionenschecks unterschreibend, immer mit der Türkei telephonierend und das Weitere den Prokuristen überlassend: Schießbudenfiguren und Götzen eines armseligen Kleinheitswahns. Da schickte mir ein freundlicher Leser ein merkwürdiges Buch: „Die weiße Rose" von B. Traven, und nun las ich das ganze Werk dieses seltenen Mannes, und davon will ich erzählen.

*

B. Traven lebt in Mexiko; seine Bücher sind zuerst bei der Büchergilde Gutenberg erschienen, der das Verdienst gebührt, diesen Mann in Deutschland herausgebracht zu haben, und die Bücher heißen:

„Die weiße Rose". — „Das Totenschiff". — „Der Busch". — „Die Baumwollpflücker". — „Die Brücke im Dschungel". — „Der Schatz der Sierra Madre". — „Land des Frühlings".

B. Traven ist ein episches Talent größten Ausmaßes.

Was die „Weiße Rose" angeht, so ist das seit Frank Norris, dem amerikanischen viel zu früh gestorbenen Autor des „Oktopus", wieder einmal eines, das in der Schilderung der Geschäfte an Balzac heranreicht. Bei uns verfallen sie häufig, wenn sie vom Kapitalismus sprechen, in schäumende Lyrik; Traven weiß Bescheid, was mehr wert ist. Das Buch schildert den geglückten Versuch eines Ölmagnaten, einem amerikanischen Indio eine Farm abzujagen, um Petroleum-Bohrtürme darauf zu erbauen. Der Indio will nicht; er sagt die Worte, die da oben als Motto stehn. Sie bieten ihm Geld und immer noch mehr Geld; er will nicht. Da locken sie ihn nach San Francisco. Und dort schlagen sie ihn tot... Verzeihung: der Mann hat einen Autounfall. Er wird tot auf der Straße gefunden. Ein Unglück: Lokales und Vermischtes. Der Ölmensch, Herr Collins, hat damit nichts zu tun. Dafür hat er seine Leute, für diesen Fall einen Herrn Abner, der sich die Finger schmutzig macht, damit Herr Collins weiter Präsident seiner Gesellschaft bleiben kann. Für Geld kann man sich alles kaufen, sogar Moral; grade Moral.

Und der Werdegang dieses Herrn Collins wird erzählt. Ja, Bauer, das ist ganz was anders... so soll man den Kapitalismus bekämpfen. So — und nicht nur mit Deklamationen. Dieser Bursche wird gar nicht als grimmer Blutsauger dargestellt; er ist wohl etwas gerissner als die andern, etwas rücksichtsloser, etwas gemeiner und etwas schneller. Wie er durch einen geschickt angezettelten Streik zu Vermögen kommt; wie er die Börse tanzen läßt; wie er sich hochschiebt, das ganze puritanische Bewußtsein von der Gottgefälligkeit seines Tuns in den kräftigen Kinnbacken... das steht turmhoch über Upton Sinclair, diesem Sonntagsprediger des Sozialismus. Auch das Bettleben des Herrn Collins wird erzählt, nicht ohne daß es Traven glückt, in der Geliebten, dem Fräulein Betty mit den schönen Beinen, eine Figur zu gestalten, die zu finden man hundert Romane vergeblich durchblättern kann. Und die Geschichte Bettys wird erzählt... es ist eine ganz eigenartige Technik, die in diesem Buch und nur in diesem einen Buch Travens zu finden ist. Es ist eine Schwebe-Technik.

Der Autor fängt die Geschichte mit dem Indio an. Dann unterbricht er die, er hebt gewissermaßen die Hand, sagt: „Einen Augenblick, bitte..." und nimmt Herrn Collins vor. Er unterbricht wieder; er hat es nun mit der Betty. Und knüpft dann die alten Fäden genau dort an, wo er sie hat liegen lassen... so läuft das nebeneinander her, trifft sich wieder, verknotet sich zu einer einheitlichen Handlung, an der alle diese Menschen mitwirken, ohne es zu wissen. Und dies eben, daß sie es nicht wissen, ergibt den bunten Teppich ihres Schicksals. Es ist eine meisterhaft durchgeführte Sache.

Von Deklamation ist so gut wie nichts zu spüren. Wenn Traven ein paar wilde Börsenstunden gibt, dann sieht das eben anders aus als sonst bei diesen schon schematisch gewordenen Amerikanern, weil man hier die Vorgeschichte genau kennt und nicht nur Banklehrlinge in die Telephonkabinen stürzen

sieht. Es stimmt alles. Während bei dem höchst begabten Ilja Ehrenburg die Börsen der Welt manchmal kleinen melancholischen Hainen gleichen, in denen die Nachtigallen schlagen und die Makler brüllen, leuchtet hier die Wahrheit noch der letzten Einzelheit ein. So sind Geschäfte, so können Geschäfte sein, und so soll man sie anprangern. Gegen den Schluß hin ist die Gesinnung des Buches leicht unsicher.

Fast alle andern Bücher Travens spielen in Mexiko.

Am bedeutendsten ist wohl „Die Brücke im Dschungel", eine im ruhigen Fluß der Erzählung vorgetragene Geschichte von einer einzigen Nacht, in der ein kleines Kind während einer Festlichkeit im Fluß ertrinkt. Diese zwölf Stunden sind mit der Zeitlupe aufgenommen — welche Augen! Wie unerbittlich läuft das ab, wie farbig, wie strömend-bewegt, und mindestens alle vier Seiten eine unvergeßliche Wendung, ein Bild, eine Beobachtung ... das ist ein großer Epiker.

Die „Baumwollpflücker" enthalten ein Stückchen Kriminalgeschichte, auch das ist sehr überlegen gemacht; von dem, was dieser Mann so hinstreut, leben andre Autoren eine Saison lang.

„Der Busch" gibt kleine Skizzen von unterschiedlichem Wert. Eine wunderschöne Tanzszene bei den Indianern; eine herrliche Radauszene, aus der ich mir für meinen Privatgebrauch das letzte Schimpfwort gemerkt habe: „Von Felipe, Senjor? Da will ich Ihnen nur sagen, der Felipe ist ein gemeiner Schurke, ein Hurensohn, ein Lügner, ein Schwindler, ein Bandit, ein Mörder und ein großer Hausanzünder!" Und dann steht im „Busch" die Geschichte von der Bändigung, und da muß ich erst einmal tief Atem holen.

Da ist ein Mann, ein Farmer, der hat sich in ein Mädchen aus der Stadt verliebt. Er heiratet sie, allen Warnungen zum Trotz. Denn sie war, wie die Mathematiker sagen, schon n mal verlobt, und alle Verlobungen sind zurückgegangen, weil das liebe Kind unausstehlich herrschsüchtig ist. Herrschsüchtig? Sie hat ein paar der Bräutigams tüchtig gekratzt und gut geprügelt. Er heiratet sie. Es klappt gar nicht ... er berührt sie zunächst überhaupt nicht. Sie kommandiert wütend im Hause herum, vernachlässigt ihn ganz und gar ... es klappt nicht. Da sitzen sie nun so vor dem Haus; die Katze döst in der Sonne, der Papagei schaukelt sich plappernd auf seinem Ring, weiter vorn auf dem Vorplatz ist das schönste Reitpferd des Ehemannes angebunden. Die Frau liegt in der Hängematte, der Mann sitzt im Schaukelstuhl.

> Don Juvencio hatte seinen Schaukelstuhl so stehen, daß er den Hof übersehen konnte. Er hob jetzt seine Arme hoch, reckte sich ein wenig aus, gähnte leicht und ergriff die Zeitung, die vor ihm auf dem Tischchen lag. Er las einige Minuten, und dann legte er die Zeitung wieder hin.
>
> Nun sah er zu dem Papagei, der vor ihm in seiner Schaukel hockte.
>
> „He, Loro", rief nun Don Juvencio befehlend, „hole mir eine Kanne mit Kaffee und eine Tasse aus der Küche, ich habe Durst."
>
> Der Papagei, durch die Worte aus seinem Dahindämmern aufgeweckt, kratzte sich mit dem Fuß am Nacken, rutschte

ein kleines Stück weiter auf seiner Schaukel, krächzte ein paar Laute und bemühte sich, sein unterbrochenes Dröseln wieder aufzunehmen.

Don Juvencio griff nach hinten, zog seinen Revolver aus dem Gurt, zielte auf den Papagei und schoß. Der Papagei tat einen Krächzer, es flogen Federn in der Luft herum, der Vogel schwankte, wollte sich festkrallen, die Krallen ließen los, und der Papagei fiel auf den Boden des Portico, schlug ein paar Mal um sich und war tot.

Juvencio legte den Revolver vor sich auf den Tisch, nachdem er ihn einige Male in der Hand geschwenkt hatte, als ob er sein Gewicht prüfen wollte.

Nun blickte er hinüber zur Katze, die so fest schlief, daß sie nicht einmal im Traume schnurrte.

„Gato", rief jetzt Don Juvencio, „he, Kater, hole mir Kaffee aus der Küche, ich habe Durst."

Donja Luisa hatte sich umgewandt zu ihrem Manne, als er den Papagei angerufen hatte. Sie hatte das, was er zum Papagei sagte, so angenommen, als ob er mit dem Papagei schäkern wollte, und sie hatte darum nicht weiter darauf geachtet. Als dann der Schuß krachte, drehte sie sich völlig um in ihrer Hängematte und hob den Kopf leicht.

Sie sah den Papagei von seiner Schaukel fallen, und sie wußte, daß Juvencio ihn erschossen hatte.

„Hay no", sagte sie halblaut. „Lächerlich."

Jetzt, als Don Juvencio die Katze anrief, sagte Donja Luisa laut zu ihm herüber: „Warum rufst du denn nicht Anita, daß sie dir den Kaffee bringt?"

„Wenn ich will, daß mir Anita den Kaffee bringen soll, dann rufe ich Anita, und wenn ich will, daß mir die Katze den Kaffee bringen soll, dann rufe ich die Katze."

„Meinetwegen", sagte darauf Donja Luisa, und sie rekelte sich wieder in ihrer Hängematte ein.

„He, Gato, hast du nicht gehört, was ich dir befohlen habe?" wiederholte Don Juvencio seine Anordnung.

Die Katze schlief weiter, in dem sichern Bewußtsein, daß sie, wie alle Katzen, solange es Menschen gibt, ein verbrieftes Anrecht darauf habe, ihren Lebensunterhalt vorgesetzt zu bekommen, ohne irgendeine Verpflichtung zu haben, sich dafür durch Arbeit erkenntlich zu zeigen; denn selbst wenn sie sich doch so weit herablassen sollte, gelegentlich eine Maus zu erjagen, so tut sie es nicht, um den Menschen eine Gefälligkeit zu erweisen, sondern sie tut es, weil ja schließlich selbst eine Katze ein Recht darauf hat, hin und wieder einmal ein Vergnügen zu genießen, das im gewöhnlichen Wochenprogramm nicht vorgesehen ist.

Don Juvencio aber dachte anders über die Pflichten einer Katze, die auf seiner Hacienda lebte. Als die Katze sich nicht regte, um dem Befehle nachzukommen und den Kaffee aus der Küche zu holen, hob er wieder den Revolver und schoß. Die Katze versuchte hochzuspringen, aber sie brach zusammen, rollte sich einmal über und war tot.

„Belario", rief Don Juvencio jetzt über den Hof.

„Si, Patron, estoy", rief der Bursche aus einem Winkel des Hofes hervor. „Hier bin ich, was ist zu tun?"

Als der Bursche auf der untersten Stufe der Treppe stand, mit dem Hute in der Hand, sagte Don Juvencio zu ihm: „Binde das Pferd los und führe es herbei, hier dicht an die Stufen."

„Soll ich es auch gleich satteln?" fragte der Bursche.

„Ich werde dich dann rufen", antwortet Don Juvencio.

Das Pferd wird gebracht. Auch an das Pferd ergeht der Befehl, Kaffee zu holen. Das Pferd holt keinen Kaffee. Der Mann erschießt das Pferd.

> „Wahnsinn! So ein Prachttier!" schrie jetzt Donja Luisa auf. Ihre Erbostheit war zum vollen Ausbruch gekommen. Es war mit untrüglicher Sicherheit vorauszusehen, daß nunmehr das erste schwere Gefecht, das man Don Juvencio von allen Seiten mit allen seinen Schrecken angekündigt hatte, geliefert werden würde, und daß jetzt, wäre einer der Freunde des Don Juvencio anwesend gewesen, er raschest zur Stadt geritten wäre, um die Ambulanz zu bestellen und ein Bett im Hospital zu mieten...
>
> Und grade im selben Augenblick, als Donja Luisa aus der Hängematte springen wollte, um sich in die Tigerin zu verwandeln, sagte Don Juvencio mit sterbensruhiger Stimme, aber laut und hart...

Und die Frau bringt den Kaffee. Und er liebt sie sehr. Und die Frau ist sehr glücklich.

Man vergesse nicht, wo diese Geschichte spielt. Auch erzählt sie Traven gar nicht mit diesem dummen Tonfall männchenhafter Überlegenheit („Donnerwetter, Donnerwetter, wir sind Kerle!") — wie bei ihm überhaupt nie der Stoff auf den Autor abfärbt, einer der schlimmsten Fehler unsrer Literatur. Bei uns halten sich die Leute schon für was Diplomatisches, wenn sie über Talleyrand schreiben, und für grausam, wenn sie ein Stiergefecht zeigen, und für tapfer, weil sie Tapferkeit schildern. Traven ist das, was Edschmid gern sein möchte: er ist ein Mann. Und ein echter Epiker, seine Erzählungskunst ist ein breit und mächtig dahinströmender Fluß, mit kleinen Wirbeln und Schnellen — aber der Strom fließt. Die Kunst dieses Mannes ist so groß, daß er uns, soweit ich es zu fühlen verstehe, sogar über diesen Tod der Tiere da hinwegkommen läßt. Das ist die Geschichte von der Zähmung einer Widerspenstigen aus dem Busch.

Mexiko und wieder Mexiko — vieles, was Traven schreibt, deckt sich mit den Schilderungen von Alfons Goldschmidt, ohne daß etwa störende Belehrungen eingestreut werden. Im „Schatz der Sierra Madre" graben sie nach Gold und schlagen sich deshalb tot, das Gold verschwindet, niemand hat es mehr; es ist aus der Erde gekommen, hat Menschenleben vernichtet und ist wieder zur Erde zurückgekehrt... Das Zusammenleben dreier Goldgräber, maulfaul und streitsüchtig, wird gezeigt; da ist eine Stelle, wie ihnen beim Abschied lange Gedankengänge in: „Good-bye", „Good luck" und „So long" gerinnen... und die Schilderung eines Mordes ist darin, die an das beste Vorbild der angelsächsischen Literatur, an die geniale Novelle Stevensons, „Markheim", erinnert und sie nahezu erreicht.

„Land des Frühlings" ist eine mit Photos ausgestattete Reiseschilderung aus Mexiko; immer, wenn die Situation brenzlig wird, offenbart Traven jenen Satz, von dem unsre Nazis wenig wissen: Ein richtiger Held ist feige.

Nun gibt aber diese Schilderung des Travenschen Werkes noch keinen Begriff von der fast unglaublichen Fülle und Dich-

tigkeit des Witzes, des Humors, den literarischen Kunststückchen, der mühelosen epischen Handgriffe, mit denen das Rad der Erzählung weiter gedreht wird.

Da kargt er nicht mit weisen und frommen Lehren, die meist bezaubernd leicht vorgetragen werden. So hat Raabe unter seinem Bart geschmunzelt... „In diesen Gedankengängen bewegte sich unser Tischgespräch, weil wir, der bessern Verdauung wegen, während des Essens nichts Gedankenschweres in unserm Hirn herumwälzen wollten, und weil man beim Essen nur vom Essen sprechen soll." Hierzu Nietzsche: „Wie verstehe ich es, daß Epikur bei Tische sich die ästhetischen Gespräche verbat? — er dachte zu gut vom Essen und von den Dichtern, als daß er das Eine zur Zukost des Andern machen wollte!" Von der Sprache: „Und gewisse Empfindungen kommen nur dann voll zur Entfaltung, wenn sie mit Worten erweckt werden, die bestimmte Gefühlsnerven treffen, die eine angelernte Sprache niemals treffen kann. Denn solche Worte bringen die Erinnerung an das erste Schamgefühl, die Erinnerung an das erste Mädchen, das man begehrte, die Erinnerung an die mysteriösen Stunden des ersten Reifegefühls zurück." Das habe ich, ohne diese Stelle zu kennen, im Schlußwort zu einer Pyrenäenreise gesagt. Und dann solche trocknen Bemerkungen mit nasser Einlage, wie die von Herrn Collins, der sich zu seiner Frau noch eine zweite Dame zugelegt hat. Beiden wird er hier und da in Tampico untreu. „Die Erholung von Flossy, nachdem er mit ihr zehn oder vierzehn Tage ständig zusammen gewesen war, tat ihm sehr gut. Denn Flossy begann seiner Frau immer ähnlicher zu werden. In allen Dingen. Im Bett. Im Sprechen. In der Kleidung. Im Nörgeln. Im Predigen. Er war nicht Philosoph genug, um zu wissen, daß zwei Frauen, die längere Zeit unter dem Einfluß desselben Mannes stehen, von dem sie wirtschaftlich abhängig sind, ähnlich werden wie Zwillinge." Wahr, wahr. Auch hat Traven etwas von dem seltensten und schönsten Humor, den es für meinen Geschmack gibt: vom Spott über sich selbst. „Man braucht mich nur singen zu hören, dann weiß man die letzten Geheimnisse der Welt."

Es wimmelt von dichterischen Pastellbildchen aller Art. Einer ißt. „So, jede überflüssige Kraftverschwendung peinlichst vermeidend, führte er bald die linke, bald die rechte Hand, alles auf Kugellagern laufend, an den Mund, um sein Nachtmahl einzunehmen." Dann gibt es da Stellen von einer Zartheit, die so selten ist... Dann so etwas, wie der Mörder, ein Goldgräber, der mit dem gestohlenen Gut nur noch einen halben Tagesmarsch von der ersten Stadt entfernt ist. „Er frohlockte. Er fühlte sich auf der sichern Seite. Wenn der Wind günstig herüberwehte, konnte er das Bellen der Güterzüge durch die Stille der Nacht hören. Und dieses merkwürdige heulende Bellen der Lokomotiven, das so unheimlich und so geisterhaft klingen kann, flößte ihm Empfindungen ein, als wäre er schon in einem Hotel nahe der Eisenbahn. Es war der Schrei der Zivilisation. In diesem Schrei fühlte er sich geborgen. Er sehnte sich nach den Gesetzen, nach der Recht-

lichkeit, nach den festen Mauern der Stadt, nach allen den Dingen, die sein Gut beschützen sollten. Innerhalb jenes Bereiches, wo Gesetze das Eigentum bestätigten und wo starke Mächte dem Gesetz Achtung verschafften, war er sicher." Das könnte, in seiner abgründigen Hinterhältigkeit, in seiner tiefen Bosheit und in der Stärke der Schilderung, auch von J. V. Jensen sein.

Ist Traven ein Revolutionär? Ja...

Er ist zunächst ein Mann, der die gesellschaftlichen Zusammenhänge gut erkannt hat. „Jeder Mensch sucht nach einer Rechtfertigung, um das Niederträchtige und Unsoziale, das er tut, vor sich zu begründen, um es dadurch weniger niederträchtig und weniger unsozial erscheinen zu lassen." Bitter ist er und hart, wenn er zuschlägt: „Aber wer arbeiten will, der findet Arbeit. Nur darf man nicht grade zu dem kommen, der diesen Satz spricht; denn der hat keine Arbeit zu vergeben, und der weiß auch niemand zu nennen, der einen Arbeiter sucht." Es trifft alles, was er sagt: die Kritik an dieser Zivilisation, der Spott, der Hieb — alles. „Unter einer Fürstin hatte sie sich immer sehr viel vorgestellt. Wenn von der Freundin eines Magnaten gesprochen wurde, daß sie fürstlich aussehe, so hatte man sofort seine bestimmten Ideen, Ideen und Vorstellungen, die durch den Film gebildet wurden. Durch den Film, wo eine ehemalige Verkäuferin in einem Kravattenladen so lange aufgezaubert, aufgepinselt, aufgediademt, aufgeglittert, aufgeglasperlt und aufgeseidet wird, bis sie das Fürstinnenbedürfnis der Stenotypistinnen und der Lohnlistenschreiber befriedigt."

Ganz scharf und unerbittlich, wenn es um die Arbeiterklasse geht. „Arbeiter streiken vielleicht selten, wenn es den Arbeitern günstig ist, sondern sie streiken meist, wenn es dem Kapitalismus günstig ist. Nicht aus Dummheit, sondern ehernen Gesetzen folgend. Was immer auch Arbeiter tun mögen, innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems werden sie das tun, was dem Kapitalismus dienlich ist, weil sie ein Teil des Kapitalismus sind, weil sie mit ihm, während der Herrschaft dieses Systems, verbunden sind auf Tod und Verderben, auf Leben und Untergang." Und am besten und schönsten in dieser Stelle, aus der „Weißen Rose": „Die Company kassierte nur und kassierte. Sie hatte keine Ausgaben. Alle Ausgaben hatte nur die Minenarbeiter-Union, deren reiche Kassen bis auf den letzten kupfernen Cent geleert wurden. Ausgaben hatte nur das Proletariat, das sammelte und sammelte, schimpfend und murrend, aber doch sammelte für die hungernden Miners. Die Könige machen Krieg, und das Proletariat blutet und stirbt. Magnaten machen einen großen Fischzug, und das Proletariat opfert seinen letzten Cent und verhungert. Immer das Proletariat! Und immer und nochmals das Proletariat!"

Die kommunistische Arbeiterpresse hat bereits Romane von Traven gebracht; sie sollte sie alle bringen. Denn sie sind von einem Proletarier auch für Proletarier geschrieben — und das hier ist Arbeiterkunst, Kunst, weil sie gewachsen

ist und destilliert durch die Persönlichkeit eines großen Erzählers. Vielleicht ist er parteimäßig nicht „richtig“ ... Ich halte die Versuche, die zum Beispiel neulich Witfogel wieder aufgenommen hat: aus dem Klassenkampf eine neue Ästhetik zu kochen, für gründlich verfehlt. So wird das nie etwas. Immer wird in großen Kunstwerken jenes unbekannte X zittern, das sich in kein Schema bringen läßt. ,Was Witfogel mit viel Kenntnis und Wissen versucht hat, mußte zu dem gewünschten Resultat führen, weil das vorher für ihn feststand. Denn es gibt eine kommunistische Theologie, die so unleidlich zu werden beginnt, wie die der katholischen Theologen: Mißbrauch des Verstandes, um einen Glauben zu rechtfertigen. Diese neue Theologie hat bereits ihren eignen Jargon, und es sollte ein Gesetz erlassen werden, das bis auf weiteres den Gebrauch des so schön vieldeutigen Wortes „dialektisch“ verbietet. Meilenweit ist Traven von diesem Unfug entfernt.

Aber auch er ist ein Opfer seiner Klasse. Dieser Proletarier kann nämlich nicht richtig Deutsch. Ich hielt seine Werke zunächst für übersetzt, und zwar für schlecht übersetzt. Es ist aber Unkenntnis, verbunden mit bösen Amerikanismen. Er sagt: „Ein Haus ausmöblieren“. Er sagt: „bei Telephon fragen“. Er spricht, was immerhin noch komisch klingt, von einem „Brumm-Redakteur“ und meint einen Sitz-Redakteur. Er erzählt von Aktien, die „unsicher“ wurden. Er schreibt: „Mehr brauchte sie nicht zu wissen. Weder er.“ Er schreibt: „In solcher Umgebung lebend, nur solche Farmer kennend, wie konnte man erwarten, daß Mr. Collins die Weiße Rose verstand.“ Das Partizipium bezieht sich auf „man“, es soll sich aber auf Collins beziehen. Und so fort. Manchmal ist diese Unkenntnis ganz lustig — so bildet er das Wort „Genetz“ —, aber meist ist sie störend. Sogar im englischen Text ist ein Fehler (disturp). Es ist tief bedauerlich, daß der Mann diesen Klecks nicht ausradiert oder ausradieren läßt. Ein Fleck auf der Sonne.

Im ganzen und dennoch: Ein großer Epiker. Sicherlich kein sehr angenehmer Herr, sicherlich kein sehr glücklicher Mensch. Aber ein großer Epiker.

Die Bücher sind in einer Buchgemeinschaft erschienen, also durch den Buchhandel nicht zu beziehen — daher meine ausführlichen Zitate. Nur „Das Totenschiff“ ist jetzt bei der Universitas, Deutschen Verlags-Aktiengesellschaft in Berlin, herausgekommen. Der Verlag läßt es sich angelegen sein, seinen neuen Autor ebenso wohlmeinend wie klobig anzukündigen. Merkwürdig ist das ... entweder tun unsre Verleger gar nichts für uns, oder sie verwandeln sich in wilde Marktschreier. Dieser hier ruft: „Traven! Der deutsche Jack London!“ Der Kaufmann, dem diese Formel eingefallen ist, ist darauf gewiß sehr stolz; fühlt er nicht, wie er seinen Autor damit herabsetzt? Traven ist so wenig ein deutscher Jack London, wie Westerland das deutsche Biarritz ist oder Oberhof das deutsche Chamonix ... deutscher Whisky. Traven ist Traven. Das ist sehr viel.

Ich wünschte, daß alle seine Werke recht bald bei den Sortimentern zu haben wären.

Bureaudiktatur von Morus

Es ist nur in der Ordnung, daß an Stelle des Reichstags jetzt der Reichsrat der Schauplatz dekorativer Ministerreden und Regierungskundgebungen geworden ist. Diese Versammlung von Duodezgesandten, Ministerialdirektoren und Bürgermeistern, die als Amtstracht einen gestärkten Gehrock tragen sollten, ist ein getreues Spiegelbild der Mächte, die uns zur Zeit regieren. Wer gefürchtet oder gehofft hat, daß mit der Ausschaltung des Reichstags ein persönliches Regime Brüning anheben würde, hat sich getäuscht. Wir haben eine Diktatur bekommen, aber nicht eine persönliche Diktatur, denn dazu wäre doch wohl eine Persönlichkeit von andern Ausmaßen die Voraussetzung. Das Erbe des Parlaments tritt die Bureaukratie an. Wir haben eine Bureaudiktatur, wie es sie noch in keiner Staatsform gegeben hat. Der Geheimrat regiert Deutschland unbeschwert und unkontrolliert.

Zu einer richtigen Bureauherrschaft gehört zunächst einmal, daß die Herren die Türen fest verriegeln. Selbstverständlich macht man auf, wenn aus den Bezirken der Großwirtschaft jemand anklopft und ein kleines Subventiönchen verlangt. Aber die übrigen Staatsbürger geht es nichts an, was am grünen Tisch geschieht. Man pumpt und verteilt hunderte von Millionen, man schließt Geschäfte ab und erläßt Verfügungen, an denen die Steuerzahler noch jahrelang zu knabbern haben werden. Hauptsache, daß nichts aus der Dunkelkammer ans Tageslicht kommt, solange ein Zurück noch möglich ist.

Um die Vernebelung vollständig zu machen, ist es notwendig, in der Öffentlichkeit eine Kriegspsychose zu erzeugen. Es gibt nur noch Dringlichkeitsvorlagen. Alles muß in vierzehn Tagen erledigt sein. Wer es wagt, einen Gesetzentwurf ernsthaft nachzuprüfen und womöglich Kritik daran zu üben, gehört auf die Liste der Landesverräter. Der Reichsrat, die einzige Kontrollstelle, die sich einstweilen noch nicht ganz vermeiden läßt, erhält fünfundzwanzig der kniffliehen Vorlagen auf einmal serviert. Es sind Gesetze darunter, die beliebig Zeit hätten und die nur dann einen Sinn haben, wenn man alle Einzelheiten und alle Konsequenzen bis ins letzte durchdenkt. Aber Krieg ist Krieg, und zum Nachdenken haben wir noch Zeit, wenn wir den Krieg verloren haben.

In aller Eile sehen die Delegierten der Länder die Papierhaufen daraufhin durch, ob nicht durch irgendeinen Paragraphen die Belange von Mecklenburg und Oldenburg verletzt sind. Wenn nicht, kann die Abstimmung beginnen. Um die Maschine noch geschmeidiger zu machen, werden die Teile, an denen sich leicht Rost ansetzt, rasch noch etwas geschmiert. Bayern bekommt als Liebesgabe ein paar Millionen Zinsen für eine prähistorische Eisenbahnabfindung. Nachdem der Ministerpräsident Held noch einen urkräftigen Protest gegen die Reichsreform abgegeben und die Biersteuer für sich reklamiert hat, ist dem Hofbräu Genüge getan. Die westlichen Zentrumsprovinzialen werden damit abgefunden, daß man ihnen „angesichts der Notlage" eine Extrasubvention von

15 Millionen Mark bewilligt. Die Osthilfe wird natürlich ohne Kürzung ausgezahlt; und nur Sachsen, das schnell noch ein paar hunderttausend Mark für die Leipziger Messe einkassieren möchte, holt sich einen Nasenstüber. Damit ist die Prozedur beendet, und der Reichsrat erhält ein öffentliches Lob, dem Reichstag zur Nacheiferung. Wie diese Gesetzesmacherei hernach in der Praxis aussehen wird, steht auf einem andern Blatt. Vorerst hat mans geschafft. Die großen und die kleinen Ministerialtyrannen schütteln einander die Hände.

Das schließt freilich nicht aus, daß es später noch allerlei Häkeleien gibt, und daß die Gesetze, an deren „Eilbedürftigkeit", laut Brüning, kein Zweifel ist, nicht gleich durchgeführt werden. Denn es gibt ja nicht nur einen Geheimrat sondern in jeder Amtsstube einen. Und zwei Geheimräte haben schon nichts wichtigeres zu tun, als einander zu bekriegen. Ohne Kompetenzstreitigkeiten und Ressortkonflikte macht auch die schönste Büreaudiktatur keinen Spaß. Da ist, beispielsweise, Ende September durch eine besondere Notverordnung vom Reich und von Preußen die Deutsche Siedlungsbank gegründet worden. Der Zweck war durchaus plausibel: man wollte die vielen Finanzstellen, durch die bislang die öffentlichen Gelder für ländliche Siedlungen verzettelt wurden, durch ein einheitliches Institut ersetzen. Zwar ließe sich denken, daß man mit dieser Umgestaltung auch hätte warten können, bis das Parlament wieder beisammen war. Aber nein, die Sache brannte auf den Nägeln, und wozu ist der gute Artikel 48 da?

Feierlich wurde verkündet, daß die Bank schon am ersten Oktober ihre Arbeiten aufnehmen sollte. Aber so schnell schießen die Preußen nicht. Und wenn die Preußen so schnell schießen wollen, dann hat das Reich die Pflicht, den preußischen Geheimräten in den Arm zu fallen und ihnen die Flinte wegzureißen. In dem Statut der Bank war sorgfältig festgelegt worden, daß das Reich und Preußen „zur Wahrung der öffentlichen Belange" je einen Kommissar stellen und daß sie auch im Vorstand und im Aufsichtsrat paritätisch vertreten sind. Aber in acht Wochen haben sich die zuständigen Ministerien noch nicht darüber schlüssig werden können, wen sie mit der Aufgabe betrauen, die neue Bank zu leiten und zu beaufsichtigen. Nimmt man sich Leute von außerhalb, dann weiß man doch nie, ob sie nicht im Innersten ihres Herzens mehr zum Reich oder mehr zu Preußen halten. Schickt man aber, wie Preußen es vorhat, einen Mann aus dem eignen Ministerium in den Vorstand der Siedlungsbank, so ist das für den Reichsernährungsminister Schiele ein Grund, beinah mit der Demission zu drohen und die notverordnete Bank nicht früher in Aktion treten zu lassen, bis auch das Reich einen schieletreuen Geheimrat auserkoren hat.

Nach denselben bewährten Grundsätzen werden die andern Arbeiten betrieben, bei denen die verschiedenen Reichsressorts oder Reich und Länder zur Behebung der Arbeitslosigkeit zusammenwirken sollen. Nichts geht glatt, nichts wird erledigt, ohne daß das eine Ressort dem andern ein Bein stellt. So holt die Bureaukratie wieder nach, was sie durch die Ausschaltung des Parlaments an Zeit erspart hat.

Bemerkungen

Darf Rothschild in die Walhalla?

Die Republik hat es unterlassen, die Feste der Republik zu feiern. Die mehr oder weniger Republikaner hatten keinen Sinn für die taktische Notwendigkeit eines republikanischen Rummels. Die Nichtrepublikaner haben diesen Sinn auch nicht. Ihnen fehlen erst recht die Pressechefs. Sie lassen sich die besten Chancen glatt entgehen. Sie haben sich den 18. Oktober zwischen den Fingern durchlaufen lassen wie faules Wasser. Der 18. Oktober hätte ein großer vaterländischer Feiertag sein müssen. Schade.

Der 18. Oktober war nicht nur der hundertsiebzehnte Jahrestag der Schlacht bei Leipzig sondern auch der hundertste Geburtstag der Walhalla. Die Walhalla ist gewissermaßen das Lebenswerk Ludwigs von Bayern. Der größte Teil seiner königlichen Gedanken galt diesem Haus, das Klenze nach griechischen Mustern als einen germanischen Tempel der Donau bei Regensburg vor die Nase gebaut hat. Als dieser König noch jung und ungekrönt im Gefolge des Erbfeindes weilte, des Erbfeindes Napoleon, da faßte er den Plan zu dieser Heldenverehrungsanstalt: einem Tempel für die großen Deutschen von Velleda, der Seherin des Brukterer stammes, bis zum Feldmarschall Radetzky. Warum von Velleda bis Radetzky? Es mußte eine Einigung aller deutschen Stämme von den Brukterern bis zu den Oesterreichern geschaffen werden, oder doch ein Denkmal dieser Einigung. Ein Denkmal der Einigung, die noch nicht stattgefunden hat.

Da haben wir es nun, einen griechischen Germanentempel an der Donau, mit 175 Marmorbüsten und Tafeln, einer Anzahl, die eine Schicksalsziffer für Ludwig war; genau nach dem Ideal, das dem König vorschwebte: „Rühmlich ausgezeichneten Teutschen steht es als Denkmal und darum Walhalla, auf daß teutscher der Teutsche aus ihr trete, besser, als er gekommen," schrieb der majestätische Stilist. Der bayrische Staat hat als Erbe des Königs die Phalanx der in der Walhalla vertretenen Persönlichkeiten noch um acht Büsten ergänzt, worunter sich die Büste J. S. Bachs befand; für den hochgesinnten Monarchen nämlich war Bach kein rühmlich ausgezeichneter Teutscher.

Der König Ludwig ist lange tot, und die Walhalla ist immer noch voller Marmor. Und nun meint der Herr Professor Doktor Paul Herre in sehr erhebendem Deutsch, wir müßten, zumal das deutsche Volk jetzt keine andern Sorgen hat, die Walhalla ausbauen und endlich mal ein nationales Denkmal daraus machen. Und zwar, meint er, hätten wir das eigentlich schon am 18. Oktober getan haben müssen. Eine nationale Ruhmeshalle, aus welcher teutscher der Teutsche trete, besser, als er gekommen. Denn was uns fehlt, sind Denkmäler. Die Walhalla muß „zu einem nationalen Wallfahrtsort ausgestaltet werden... keine Stätte der Trauer... Gewiß ist in der Nähe kein Rummelplatz zu dulden, und es darf nicht vergessen werden, was man einem vaterländischen Weiheplatz schuldig ist. Aber... Weihespiele, vaterländische Aufführungen und Volkstänze..."

Für die Aufführungen wäre natürlich die regensburger Wanderbühne sehr zu empfehlen. Ich habe sie schon einmal erlebt, eine sehr vaterländische Aufführung des Wilhelm Tell in Bogen, Niederbayern, und die dicke Frau Direktor, die zuvor an der Kasse gesessen hatte, gab dann den Attinghausen. In der künftigen Walhalla, deren Ausgestaltung dem bayrischen Staate dringend empfohlen wird, dürfen natürlich parteiliche oder gar konfessionelle Gesichtspunkte nicht geltend gemacht werden, denn das nationale Denkmal muß „als ein wahrhaft solches" alle großen Deutschen vereinen. Trotzhindennoch gibt es da einige Bedenken, die der Professor nicht gut verschweigen kann:

„Es wird viele Deutsche geben, denen der Gedanke, einen Angehörigen nichtdeutschen Stammes in dem deutschen Ehrentempel zu wissen, unerträglich ist. Und doch müssen nichtdeutschstämmige Männer wie Heinrich Heine und Felix Mendelssohn-Bartholdy unvoreingenommen beurteilt, als hervorragende Repräsentanten deutschen Kulturschaffens anerkannt werden, obschon sich bei ihnen, bei dem ersten mehr als beim zweiten, undeutsche Züge feststellen lassen. In jedem Falle ist hier die vorsichtigste Prüfung unter nationalen Gesichtspunkten geboten, damit nicht eine Erscheinung wie der Begründer des großen frankfurter Weltbankhauses Mayer Anselm Rothschild, dem die Aufnahme in eine jüdische Ruhmeshalle nicht versagt werden könnte, in den Kreis der deutschen Walhallagenossen gerät."

Unter solchen akademischen Vorzeichen ist also der 18. Oktober vergangen. Man hat sich ein Fest entgehen lassen, und das wird sich noch bitter rächen. Es gibt vielleicht nur drei Menschen in Deutschland, die diesen Tag im Gedanken an das verlebt haben, was uns nun am allernächsten liegt, an den deutschstämmigen griechischen Tempel, wie er ist und wie er sein sollte. Der Erste von diesen Dreien ist der Herr Professor Paul Herre, der Zweite der Beamte des bayrischen Staates, der die Walhalla-Arbeit des Professors in den Papierkorb abrutschen ließ, und der Dritte bin ich, dem das Symbol der teutschen Teutschheit samt Volkstänzen und vaterländischen Weihespielen mit Frau Direktor als Attinghausen den ganzen Tag vor Augen schwebte und den gemischtrassigen Ruf Walhallaluja entlockte. Die Nazis aber haben sich dieses Fest entgehen lassen.

Leo Hirsch

Die Herren Verjünger

Wie bekannt, geht durch die deutsche Industrie alle Jahr irgend ein neues Schlagwort. Sie hat ihre Moden, die Industrie, und da Kaufleute einen engen und kurzen Verstand zu haben pflegen, so schwätzt das einer dem andern nach und einer macht es dem andern nach, was man grade so trägt: Rationalisierung ... Produktionssteigerung ... zur Zeit werfen sie ihre An-

gestellten heraus und engagieren sich neue: im Babykostüm. Denn der Betrieb muß verjüngt werden.

Die Angestellten, mäßig organisiert, untereinander zerrissen, wehrlos und ohnmächtig, weil es noch Jahrzehnte dauern wird, bis sie ihre Klassenlage voll erkannt haben und danach handeln werden, die Angestellten protestieren und weisen mit Recht darauf hin, daß es viele Positionen und vielerlei Arbeit gibt, wo der Zwanzigjährige weniger leistet als der Vierzigjährige, und daß man nicht so schematisch vorgehen könne... Vergeblich. Die Chefs und die „leitenden Angestellten" hören nicht und verjüngen den Betrieb.

Wobei denn einmal gefragt werden soll:

Wer verjüngt eigentlich die Verjünger —?

Hat man schon einmal gehört, daß ein Chef, ein Generaldirektor, ein Personalchef, einer von denen, die über die Neueinstellung von Menschen verfügen, vor seinem achtundsechzigsten Lebensjahr als zu alt bezeichnet wird? Nein, das hat man noch nie gehört. Sie verjüngen den ganzen Betrieb von oben bis unten — nur sich selber nehmen sie aus.

Das ist nicht nur egoistisch; es ist auch blöd. Denn da Fünfzigjährige in ihrer Tätigkeit erfahrungsgemäß die Ideale ihrer Jugend zu realisieren pflegen, so engagieren sich die Herren Verjünger sehr häufig junge Greise, Leute, die charakterlos oder dümmlich genug sind, verkalkten Idealen nachzukommen... jenem seit dreißig Jahren gehegten Wunschtraum: „Wenn ich mal groß bin..." und so feiert heute 1901 seine fröhliche Auferstehung.

Gottergeben nimmt die Angestelltenschaft die Urteilssprüche ihrer Ober- und Untergötter hin. Keiner fragt, wie der Gott in den Tempel gekommen ist. Keiner fragt nach der Qualifikation. Gott ist Gott... da dürft ihr nicht murren. Und wenn jemand murrt, dann ist es nur einer, der seinerseits gern angebetet werden möchte: ein verhinderter Gott.

Inzwischen verjüngen die Herren die deutsche Wirtschaft, und wir sollen zusehen und nicht verzweifeln. Denn im nächsten Jahr werden sie irgend ein andres Schlagwort mißverstehen, und einer wird dem andern etwas Neues nachplappern. Gott segne das Schiff, auf dem diese Industriekapitäne den Kurs angeben.

Ignaz Wrobel

Balzac im Rundfunk

Wie haben wir ihn geliebt, Balzac! Wie haben wir mit ihm, in seiner Welt gelebt! Aber dann kamen die großen Ereignisse, warfen ihre Schatten voraus, mehr noch hintennach, und von der engen Nähe blieb allmählich nur der gute Vorsatz: man wird einmal wieder Ruhe haben von der vielen Aktualität, dann wird man sich wieder hineinlesen in die einst so vertraute Welt...

Für viele von uns ist es beim guten Vorsatz geblieben. Da war es eine Freude, als die Funk-

stunde unter Edlef Köppens Leitung Balzac Stimme gab: Hans Georg Brenner und Ernst Bringolf hatten die Idee, des Dichters große Gestalten sprechend vorzuführen. Kein Hörspiel, bewahre, nichts von Theater. Aber ein geglückter Versuch, dem Rundfunk in der Beschränkung auf seine wahren Mittel zu künstlerischer Wirkung zu verhelfen. Das Ehepaar Birotteau, der Oberst Chabert, Samanon, der geile Wucherer, Farrabèche, der Sträfling, und Vautrin — sie alle vereinte der lockere Rahmen eines geschickt erfundenen und durch musikalische Motive zusammengehaltenen „Panoptikums". Hier ist ein mutiger Schritt auf Neuland getan: Es wäre eine Bereicherung des literarischen Programms, wenn solche Sammelbilder aus klassischen Lebenswerken regelmäßig gesendet würden. Allerdings wird es sich dann empfehlen, etwa Tags zuvor einleitende Worte vorauszuschicken, die auch dem Fernerstehenden Art und Bedeutung des Dichters erschließen.

Paul Scholl

Thüringen und das Reich

Vor drei Tagen trat mein Bruder auf mich zu und spuckte mir viermal nacheinander ins Gesicht. Ich blieb ganz ruhig; ganz ruhig blieb ich. Es ist ihm nicht gelungen, mich zu provozieren.

Vorgestern ist er hingegangen und hat meinen neuen Anzug mit Tinte beschmiert. Wenn Sie glauben, daß es ihm gelungen ist, mich zu provozieren — da irren Sie sich.

Gestern hat er Briefe von mir aufgemacht, die ich von meiner Braut bekommen habe, und hat sie auf der Straße laut vorgelesen. Sie! Wenn er das noch einmal ... nein: wenn er das noch zweimal macht — da bin ich imstande und erwäge ernste Maßregeln. Ich bin es imstande.

Aua — während ich dieses schreibe, tritt mir der Lümmel an die Schienenbeine. Moment mal ... ganz geschwollen ... Er sitzt in der Ecke und feixt.

Ich habe mein bespucktes Gesicht abgewischt. Ich habe meinen Anzug gereinigt. Ich habe meine Braut, auf alle Fälle, um Entschuldigung gebeten. Ich kühle mein Schienenbein.

Im übrigen lasse ich mich nicht provozieren.

Liebe Weltbühne!

Bei der Probe des neuen Stücks von Tristan Bernard wirtschaftet Herr Joseph Chapiro, der Übersetzer, fürchterlich herum und schmettert ein klassisches Französisch.

Da fragt ihn plötzlich der alte Ferdinand Bonn in sanfter Bewunderung:

„Wie viel Sprachen sprechen Sie eigentlich, Herr Chapiro?"

Chapiro (sehr aussagebereit): „Französisch, englisch, italienisch, spanisch."

Bonn: „Und in welcher Sprache träumen Sie?"

Chapiro lacht etwas verlegen.

Bonn: „Und nun, Herr Chapiro, sagen Sie, wo sind Sie eigentlich alles her?"

Karrieren von Theobald Tiger

Et jibt Karrieren — die jehn durch den Hintern.
Die Leute kriechen bei die Vorgesetzten rin.
Da is et warm. Da kenn se ibawintern...
Da bleihm se denn ne Weile drin...
I, denken die — kein Neid! Wer hat, der hat.
Denn komm se raus. Denn sind se plötzlich wat.

Denn sind se plötzlich feine Herrn jeworden!
Denn kenn die de Kollejen jahnich mehr.
Vor Eifa wolln se jeden jleich amorden...
„Ich bün Ihr Vorjesetzta! Bütte sehr!"
Und jeda weeß doch, wie set ham jemacht!
Det wird so schnell vajessen... Keena lacht.

Im Jejenteil.
Der sitzt noch nich drei Stunden
in seine neue Stellung drin —:
da hat sich schon n junger Mann jefunden,
der kriechtn wieda hinten rin!
Und wenn die janze Hose kracht:
weil mancha so Karriere macht.
Er hat det Ding jeschohm.
Nu sitzt a ehmt ohm.
Von oben — frisch und munter —
kuckt keena jerne runter.
Weil man so rasch verjißt,
wie man ruff —
wie man ruff —
wie man ruffjekommen ist —!

Hinweise der Redaktion

Berlin

Verein Sozialistischer Ärzte. Freitag 20.00, Gewerkschaftshaus, Engelufer. Dr. Grimm-Komotau: Ärztliche und praktische Erfahrungen aus dem Leben der Bergarbeiter.

Forum der Jungen. Sonnabend 20.30, Humboldthaus, Klopstockstraße 55. Es sprechen: Anselm Ruest, Alexander Mette und Erich Reinhardt.

Galerie Hermann-Nierendorf, Königin-Augusta-Straße 22. Neue Gemälde und Pastelle von Werner Scholz.

Paul Cassirer — Hugo Helbing, Viktoriastr. 35. Dienstag und Mittwoch: Versteigerung der Sammlungen Tony Straus-Negbaur und Marcus Kappel.

Breslau

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.30, Vereinszimmer des Cafés am Hauptbahnhof, Neue Taschenstr. 19. Diskussion über „Die Matrosen von Cattaro" und „Die Dreyfus-Affäre".

Bücher

Maria Leitner: Hotel Amerika. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Albert Sigrist: Das Buch vom Bauen. Verlag Der Bücherkreis, Berlin.
Friedrich Wolf: Die Matrosen von Cattaro. Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Köln 16.05: Kurzgeschichten, Alfred Wolfenstein. — Frankfurt 18.05: Kunst und Technik, Hannes Küpper. — Leipzig 20.30: Erich Kästner liest. — Berlin 21.00: Anton Bruckner, Symphonie Nr. 8. — **Mittwoch.** Königsberg 17.45: Abenteuer im Roman, E. W. Freißler. — Berlin 18.45: Das Problem der Staatenlosen, Kurt Großmann. — Köln nach 20.00: Talmas Ende von A. Friedmann und Alfred Polgar. — Königsberg 21.05: Ein Kampf um den Pol von Ernst W. Freißler. — **Donnerstag.** Breslau 17.50: Bernard von Brentano: Über die Wirkung, welche ein Schriftsteller heute haben kann, Alexander Runge. — Berlin 19.25: Erich Kästner mit Musik, S. Bernhard. — **Freitag.** Breslau 17.50: Die Aufgaben des Dichters in der Zeit, Alfred Döblin. — Königswusterhausen 18.00: Die Arbeitsdienstpflicht, F. Tänzler. — 19.25: Verminderung der Arbeitslosigkeit durch Verkürzung der Arbeitszeit? — **Sonnabend.** Königswusterhausen 16.00: Berufsdasein und Lebenswelt des Industriearbeiters, H. de Man.

Antworten

Ministerpräsident Graf Bethlen. Wenn es uns auch unmöglich war, Sie zu Ihrer Ankunft in Berlin zu begrüßen, so ist es doch nicht zu spät, Ihnen ein Ihren Verdiensten angemessenes Abschiedswort zuzurufen. Die Regierungspresse feiert Sie als Vater und Retter Ihres Landes, und auch die liberale billigt Ihnen, wenn auch mit gedämpfterer Begleitung, den Ruhm des bewährten Staatslenkers zu. Dieser Ruhm ist nicht unverdient, dieses Lob nicht unbegreiflich. Denn Sie, hochverehrter Herr Präsident, sind ein repräsentativer Politiker von der Art, wie sie Deutschland nicht hat, unsre Reaktion aber dringend wünscht: die höfliche, immer manierliche Fassade vor einer blutigen Schande. Die Herren Gömbös und Heijas eignen sich weniger, herumgezeigt zu werden, sie sind die immer bereiten Mordarme des erwachenden Magyarien. Doch Sie, Herr Präsident, lächeln diplomatisch die Stirnfalten Europas weg, wenn der Lärm einmal zu arg wird. Sie lächeln zu Galgen und Pogromen, Sie haben sogar die Frankenfälscheraffäre, die dem Regime Ihres Reichsverwesers den Hals hätte kosten können, liebenswürdig fortkomplimentiert. Nur einmal rutschten Sie ein wenig aus Ihrer angeborenen Kavaliershaltung. Das war vor fünf Jahren, als Ihnen in Genf ein junger ungarischer Emigrant vor den Augen des Völkerbundes ins Gesicht schlug. Da schlichen Sie scheu im Schutze von Geheimpolizisten davon, und mit einem Male war auch Ihr Nimbus dahin. Sie trugen plötzlich sichtbar das Henkerzeichen auf der Schulter, jetzt wußte man es und mied Sie. Niemand war um Ihre Händedrücke und Komplimente verlegen, denn in diesem Augenblicke, wo der Schlag eines jungen Verbannten auf Ihrem Antlitz brannte, da wußten es alle: eine Bande von Fälschern und Mördern, die ihre Fänge um ein armes, ausgeblutetes Land geschlagen, hat ihre lächelnde Pest als Botschafter ausgesandt. Der Boykott hat nicht lange gedauert, moralische Krankheiten gelten ja nicht als ansteckend. Die Gesetze der Höflichkeit erweisen sich schließlich immer stärker als jene, die Solidarität gegen ein Büttelregime und seinen diplomatisch ausgebügelten Vertreter verlangen. Und was Ihnen in demokratischen Staaten etwa zum Makel werden könnte, das wird Ihnen vollends zum Vorzug in Germanien, das nach Talenten Ihrer Art giert. Hier sind Sie, sein Ehrengast, gefeiertes Vorbild. Mögen Sie recht günstige Eindrücke vom erwachenden Deutschland in Ihr schon lange zu offener Gewalttat und zu unverdecktem Justizmord erwachtes Ungarn mitnehmen. Genehmigen Sie, Herr Präsident, den Ausdruck unsrer allervorzüglichsten Hochachtung.

Kommunistischer Arbeiter. Das dürfen Sie aber nicht wieder machen. Da gehen Sie also in die juristische Sprechstunde Ihrer Zeitung und fragen dort, was Sie für eine Strafe zu erwarten hätten. Sie haben zu einem Schupobeamten gesagt: „Die Nummer von diesem Schwein muß festgestellt werden!" Man hat Ihnen in der Zeitung — getreu nach dem letzten Urteil des berliner Schnellrichters gegen einen nationalsozialistischen Studenten — geantwortet: „Dafür bekommen Sie sechzig Mark Geldstrafe, denn Schweine sind im Preis gesenkt." Und nun kommen Sie damit heraus, daß Sie Arbeiter sind! Ja, lieber Freund, so kann man Ihnen doch keine juristische Auskunft erteilen! Zwei Monate Gefängnis bekommen Sie. Sie sind Kommunist? Vier.

Erhard Wittek, Stuttgart. Sie schreiben: „Während meines zweijährigen Aufenthalts in französischer Kriegsgefangenschaft sah ich einmal, wie ein gewöhnlicher französischer Feldsoldat, es war allerdings nicht sehr weit hinter der Front, sich mit einem Kapitän unterhielt. Der Soldat hatte die rechte Hand in der Hosentasche, in der linken eine Zigarette und stand während der Unterhaltung leicht an einen Baum gelehnt da. Dies mag ein Ausnahmefall gewesen sein,

aber grade solche Ausnahmen deuten schon viel an. Man stelle sich einen deutschen Hauptmann in ähnlichem Gespräch mit einem deutschen Soldaten vor! Wenn ich in der Übersetzung der „Hölzernen Kreuze“ von Roland Dorgélès „Mon Capitaine“ mit „Mein Kapitän“ übersetzte, obwohl ich sehr gut weiß (zwei Jahre Kriegsgefangenschaft und dabei fast immer Dolmetscher . . .), daß man so was eigentlich mit „Herr Hauptmann“ zu übersetzen habe, so wollte ich damit dem Leser von vornherein klar machen, daß ein gewaltiger Unterschied zwischen deutscher und französischer Disziplin bestanden hat. (Jetzt ist es auch in Frankreich anders.) Der deutsche Leser denkt, wenn er „Jawohl, Herr Leutnant“ liest, dabei unwillkürlich immer daran, wie sich in einem solchen Falle der Soldat vor seinem Offizier mit Ruckzuck aufbaut, die Hacken zusammenknallt und die Worte so herausbrüllt, daß man es noch drei Straßenecken weiter hört. Es hätte mancher Szene in den „Hölzernen Kreuzen“ eine ganz falsche Nuance gegeben, wenn beim Lesen der Leser sich etwas ähnliches vorgestellt hätte.“

Johannes Bückler. Ihr Artikel über das Grubenunglück von Maybach in Heft 45 hat begreiflicherweise den höchsten Unwillen der Unternehmerpresse erregt. In der ‚Börsenzeitung‘ und in der ‚Arbeitgeberzeitung‘ ergeht sich ein Dr. P., in einem wahrscheinlich aus einer schwerindustriellen Maternkorrespondenz stammenden Entrefilet, in blöden Witzeleien. Der Tod von einigen hundert Bergknappen ist ja auch der ideale Anlaß für spaßhafte Einfälle. Dabei verschweigt der Verfasser natürlich das Kernstück Ihres Artikels. Er sagt nicht, daß im Landtag schon vier Wochen vor dem Unglück ein Antrag vorlag, die Abbaumethoden des Eschweiler-Bergwerkvereins aufs strengste zu verbieten und daß schon am 15. September ein später tödlich verunglückter Betriebsrat das Oberbergamt in Bonn auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht hat. Zu einigen technischen Ausführungen des Verfassers bemerken Sie noch: „Der Artikel ‚Alsdorf und Maybach‘ hat in der Rechtspresse große Wut ausgelöst, weil darin die rücksichtslosen Ausbeutungsmethoden auf den Gruben gebrandmarkt waren. Da sich hierauf nun nichts erwidern läßt, greift Dr. P. aus den Schlußfolgerungen des Artikels zwei Sätze heraus und zitiert sie wörtlich: ‚Schon jetzt tritt Öl in vielen Fällen an Stelle der Kohle. Und die Herstellung von Elektrizität durch Wasserkräfte ist praktisch ebenfalls genügend ausprobiert, um als Kohleersatz zu dienen.‘ Daraus zieht Dr. P. den Schluß, wir wollten Stahl und Gas aus Öl machen. Dr. P. weiß natürlich ganz genau, daß die Ölfeuerung der Schiffe gemeint ist, und daß Gas im modernen Wirtschaftsprozeß längst überflüssig geworden ist. Es gibt in der Schweiz, in Oesterreich, in Schweden und Norwegen, in Amerka und auch in Deutschland unzählige Orte, die die Gaszeit ganz überschlagen haben und direkt vom Petroleum zur Elektrizität übergegangen sind. Sie entbehren damit nichts und haben ein großes Gefahrenmoment ausgeschaltet. Was die Herstellung von Stahl angeht, so wird Qualitätsstahl zum Teil schon jetzt in hochentwickelten Industrieländern, in Amerika, Schweden und Norwegen, und auch in Deutschland in Elektroöfen hergestellt. Auch sollte der ‚Arbeitgeberzeitung‘ und der ‚Börsenzeitung‘ die durch die ganze deutsche Presse gegangene Nachricht bekannt sein, daß Oscar v. Miller den Plan hat, Deutschland mit einer elektrischen Schiene zu umgeben, die gespeist wird von den Wasserkräften der Alpenländer. Ich bin fest davon überzeugt, daß Dr. P. dies genau weiß und sich nur im Interesse seiner Auftraggeber dumm stellte. Sollte er es aber trotz seines akademischen Grades nicht wissen, so mag er getrost, wie er sich auszudrücken beliebt, ‚den Jas‘ aufdrehn und die Welt von seiner Ignoranz befreien.“

Genosse Singer. Unter diesem Ehrentitel dürfen wir Sie jetzt anreden, denn seit kurzem sind Sies wohl wirklich: eingeschriebnes

Mitglied der S.P.D. Ihre proletarischen Freunde im Rathaus, die Ihren Aufstieg vom Nervenarzt zum Opernintendanten tatkräftig gefördert haben, sollen peinlich überrascht gewesen sein, als eines Tages herauskam, daß der Mann ihres Vertrauens nicht parteiamtlich legitimiert war, es zu besitzen. Auch Sie selbst, so wird erzählt, seien von der Entdeckung peinlich überrascht gewesen; vor Schreck hätten Sie zunächst gar versucht, den Verlust Ihres Mitgliedsbuches, obgleich Sie nie eins besessen, glaubhaft zu machen, und sich erboten, unter stillschweigender Zurückdatierung Ihres erst jetzt erfolgenden Beitritts die Beitragsmarken für die letzten zwei Jahre in Ihrem nagelneuen Buch nachzukleben; die zuständige Parteiinstanz habe jedoch — entgegen dem alten Grundsatz: Kleben und kleben lassen — Ihre für beide Teile vorteilhafte Offerte dankend abgelehnt. Aber Sie sollten diese lächerliche Geschichte mit einem kräftigen Wort öffentlich dementieren. Sie hat schon ihren Weg bis zu den Lesern der ‚Deutschen Zeitung' gefunden und beginnt bereits auf das Ansehen des von Ihnen geleiteten Instituts abzufärben. Oder sollen wir glauben, daß sie wahr ist?

Hamburger. Ihr sozialdemokratisches Organ, das „Hamburger Echo' verunglimpft den jungen Schriftsteller Bruno Haken, der wegen seines Arbeitslosenromans bekanntlich seine Stellung beim Landesarbeitsamt Norden losgeworden ist, weil einige Vorgesetzte sich und ihre Behörde porträtiert fühlten. Das sozialdemokratische Blatt verteidigt das, denn es ist für Zucht und Ordnung und findet, „daß einige Zeitungen Freiheit mit Hemmungs- und Skrupellosigkeit verwechseln." August Bebel würde entsetzt mit dem Urnendeckel klappern, wenn er wüßte, was in seinem alten Blatt jetzt gespielt wird. Aber das ‚Echo' konstatiert auch, daß der Verfasser „entgegenkommende Hilfe und Förderung in schlimmer Weise mißbraucht hat". Der Mann hat als Praktikant 150 Mark monatlich bezogen. Soll er denn für dies Jammergeld auch noch lügen?

Galerie Flechtheim und Galerie Möller. Ihre Antworten auf Adolf Behnes Artikel in der Nr. 45 der ‚Weltbühne' erscheinen im nächsten Heft.

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlage S. Fischer und Ullstein bei, die wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Sowjet-Justiz / Erdrutsch, zweite Auflage

von Carl v. Ossietzky

Der große moskauer Prozeß gegen die Verschworenen der Industriepartei wird im Gegensatz zu dem Verfahren gegen die Achtundvierzig öffentlich geführt. Da aber auch dieser Prozeß recht inszeniert wirkt und es nur einen einzigen zensurierten Bericht gibt, da zudem der gradezu encyklopädischen Geständnisfreude des Angeklagten Ramsin kein hoher Materialwert beizumessen ist, so nötigt das zu der ernsten Frage nach der Zweckmäßigkeit einer Aufmachung, die eine klare Meinungsbildung über Schuld oder Unschuld der Angeklagten verhindert. Wann hat es in politischen Prozessen nicht Angeklagte gegeben, die alles gestanden, was das Gericht verlangte? Deutsche Kommunisten werden sich an den herrlichen leipziger Tschekaprozeß erinnern, in dem der Angeklagte Neumann, zugleich der Kronzeuge des Reichsanwalts gleichen Namens, mehr als genug gestand, um ein ganzes Schock von Mitangeklagten ins Zuchthaus zu bringen, während sich die Verteidigerbank nach Kräften um den Nachweis bemühte, daß es sich hier um einen phantastischen Lügner handle. Außerdem scheinen Ramsins Aussagen über das Zusammenspielen der Verschworenen mit Briand und Poincaré allzu sehr den populärsten Agitationsphrasen angepaßt, um den Zweifelnden zum Glauben zu bekehren. Dieser Prozeß müßte grade für den gesinnungstreuen Anhänger der Sowjets ein fühlbares Manko aufweisen: er deckt keine wirklichen Machinationen auf sondern serviert nur eine nicht sehr dichte Kompilation, um gegen ein paar europäische Mächte Stimmung zu machen, wobei England besser wegkommt als Frankreich, was durchaus dem tagespolitischen Bedürfnis entspricht. Auch Italiener sind an diesem Weltkomplott gegen die Sowjets nicht beteiligt; das würde sich auch wohl Herr Grandi nicht gefallen lassen. Es gibt genug antirussische Machinationen in der Welt und wohl auch Verschwörung und Sabotage in Rußland selbst. Aber wenn ein Prozeß so bewußt theatralisch arrangiert wird wie ein altspanisches Autodafé, wenn ein andrer Prozeß mit vier Dutzend Angeklagten im Dunkeln abgewickelt wird, wenn Verhaftung, Verhandlung und Hinrichtung im Geheimen erfolgen, und dem entsetzten Rechtsgefühl nichts geboten wird als die plakatierte Behauptung von der Schuld der Opfer, so muß ich zu dem Schluß kommen, daß hier nicht der Wille zur Wahrheit gewaltet sondern eine fatale Staatsraison gewütet hat, der es auf ein paar Justizmorde nicht ankommt. Solche Verfahren sind nicht gerechter als die gegen Kommunisten, die von bürgerlichen Gerichten aller nur ausdenkbaren Schandtaten bezichtigt werden, nur daß in Westeuropa der letale Ausgang für die Beklagten nicht so sicher ist wie in Moskau. Was verspricht sich die Staatsraison von diesen Prozessen? Ihr politischer Schaden ist größer als ihre abschreckende Wirkung.

Die ältesten und leersten Phrasen gegen Sowjetrußland erhalten wieder frisches Blut. Das moskauer Regime wird wieder als so bedroht gelten, daß es sich nur durch Terror halten kann. Hinzu kommt noch der wahrhaftig nicht gewünschte Eindruck, daß die Rigorosität gegen die Spezialisten, die Techniker, die geschulte Intelligenz, grade die schwächste Seite der proletarischen Diktatur in Rußland zeigt: nämlich die Unfähigkeit des siegreichen Proletariats, in diesem unentwickelten Lande den sozialistischen Umbau ohne klassenfremde Kräfte zu vollziehen. Befinden sich aber die so dringend gebrauchten Sachverständigen schon in Meuterstimmung, daß sie dutzendfach ekrasiert werden müssen — ist dann nicht die ganze Konstruktion erschüttert? Übrigens kann man auch von Oppositionellen hören, Stalin wünsche ausländische Spezialisten, deshalb müsse die Untauglichkeit und Unzuverlässigkeit der einheimischen besonders erhärtet werden. Wie es damit auch steht, diese Prozesse sind nicht geeignet, die kapitalistischen Mächte zu ängstigen, wenn irgend etwas, so sind sie dazu angetan, Hoffungen auf einen baldigen Thermidor zu erwecken. Diese Hoffnungen werden irrig sein, denn der Kapitalismus ist in Rußland gründlich ausgerottet. Nicht so der Zarismus, dessen Methoden noch eine gespenstische aber gefährliche Existenz führen. Mögen sie bald verschwinden, ohne durch eine letzte Krise das sozialistische Werk zu gefährden. Ich verkenne nicht die besondere und tragische Lage Rußlands, ebenso dürfte der gute Glaube der Richter außer Zweifel sein, denen das in Europa und Asien vergossene Kommunistenblut vor Augen schwimmt und die nur dem Gesetz des Talion folgen. Diese prozessualen Formen jedoch und diese Erklärungen in der Parteipresse, die so anspruchslos sind, als wäre die Welt ein einziger kommunistischer Kindergarten, das sind kapitale Dummheiten. Es kursiert eine kleine Broschüre, in der viel über die Pjatiletka, wenig Konkretes über die Schuld der Angeklagten, dagegen soviel Polemisches gegen den alten Kautsky zu finden ist, daß der arme Leser schließlich vermeinen möchte, dieser ehrwürdige Patriarch wäre der eigentliche Anstifter der Sabotageakte, was ein kleiner Irrtum ist, denn der Theoretiker Kautsky hat bisher nichts sabotiert als sich selbst. Und zu allem Unglück läuft noch mancher deutsche Parteigänger des Kommunismus in einem wahren Blutrausch herum und klaubt Zitate zusammen, um da noch wissenschaftlich zu definieren, wo die schlichte Empirik des Henkers die Schlußpointe setzt. Denn es gibt eine kommunistische Scholastik hierzulande, die durch keine neue Situation in ihrer Mundfertigkeit beeinträchtigt wird, und die auch die notwendigen Marxzitate parat hätte, wenn es Stalin plötzlich gefiele, katholisch zu werden. Ihr unkritisches Partisanentum macht diese Bemerkungen notwendig, die zugleich als Beitrag zu unsrer Diskussion über die moskauer Urteile gelten mögen, die an andrer Stelle weitergeht.

*

Mit der Erregung der beleidigten Tugend wendet sich der ‚Vorwärts' gegen die Behauptung der Wirtschaftspartei, die

Regierung Brüning lehne ihre Politik zu sehr an die Sozialdemokratie an: „Diese Formulierung könnte Anlaß zu der Vermutung geben, daß die Regierung Brüning der Sozialdemokratie irgendwelche bedeutende Zugeständnisse gemacht hat. Dies ist jedoch nach unsrer Unterrichtung keineswegs der Fall." Das walte Gott. Es ist nicht wahr, daß wir für unsre Unterstützung des Reichskabinetts irgendwelche Gegenleistungen erhalten. Wahr ist vielmehr, daß wir die Kosten dieses Bündnisses ganz allein tragen und wir mit unsern Händen kaum die Prügel zu fassen vermögen, die unser Rücken empfängt. Die Sozialdemokratie funktioniert gratis. Andre tuns nicht, wie das Beispiel der Wirtschaftspartei beweist, die Herrn Professor Bredt, den von Herrn Drewitz gebackenen und mit einigen Mohnkörnchen verzierten Justizminister, mit beachtlichem Getöse aus der Reichsregierung gezogen hat. Einstweilen wird noch verhandelt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die wertvolle Kraft des Herrn Bredt der Regierung weiter erhalten bleibt, ungewiß ist allerdings noch, ob das auch die Rückkehr seiner Partei in die Regierungsgruppen in sich schließt. Jedenfalls ist die parlamentarische Mehrheit Brünings wackelig geworden. Das ist der Erdrutsch in zweiter Auflage. Die Schuttmassen der bürgerlichen Parteien poltern herunter, voran die Wirtschaftspartei. Herr Brüning will mit Notverordnungen weitermachen, die Kronjuristen brüten unter ihren Perücken, ob auch verfassungsändernde Gesetze auf dem Verordnungswege erlassen werden können oder ob sich nicht der verfassungsändernde Charakter in irgend einer Form cachieren läßt. Das ist nicht verwunderlich. „Professoren und Huren kann man immer haben," hat einer der hochseligen Könige von Hannover gesagt, aber verwunderlich ist, daß selbst versierteste Republikretter dem zustimmend zusehen und gar nicht ahnen, daß dies das Ende des republikanischen Verfassungsstaates bedeutet. Nichts verhindert in Zukunft einen andern Wunderdoktor, den ersten Satz des Artikels 1 der Verfassung: „Das Deutsche Reich ist eine Republik", einfach wegzuverordnen, nachdem sich der zweite Satz: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus", schon lange unter Zustimmung aller Beteiligten still erledigt hat. Dafür aber wird dem deutschen Volke noch einmal eine schöne Illusion außenpolitischer Energie gegeben. Ein Protest gegen die Bedrückung seiner Brüder in Polen erweckt die Vorstellung, daß die gleichen Männer, die imstande sind, seine verfassungsmäßigen Rechte so elegant abzutun, auch Herrn Pilsudski imponieren können. Wäre der deutsche Republikaner nicht ein so kümmerlicher Patient, dem seine Ärzte bis zur gelungenen Abführung der Verfassung alles Denken streng untersagt haben, er würde diese neue Escapade zu verhindern trachten. Selbstverständlich geht es den Deutschen in Polen schlecht, ebenso schlecht wie allen politischen Gruppen, die Opposition wagen. Herr Zaleski wird leicht nachweisen können, daß es kein Meisterstück der deutschen Minorität war, ihr Geschick grade mit ihrem Todfeind Korfanty zu verknüpfen, der heute in einer Gefängniszelle an die Zeit zurückdenkt, wo er noch als Nationalheld umjubelt wurde. Diese Protestaktion wird einen Stoß ins

Leere führen, also Ursache genug, möglichst einmütig anzutreten. Aber grade die sozialistische Partei sollte solchem Ablenkungsmanöver wehren. Deutschland braucht Brot, nicht Feuerwerk. In den nächsten Tagen werden die Trümmer der bürgerlichen Parteien ihre Forderungen zur Geltung bringen und nicht nach den Folgen fragen. In diesem Ansturm der Interessenten, die alle auf Kosten der Arbeiterschaft zufriedengestellt sein wollen, kann die Partei, die den Klassenkampf in ihrem Programm führt, nicht allein wirtschaftsfriedlich bleiben, nicht allein entsagend und nazarenisch. Der Erdrutsch in dritter Auflage wird die Sozialdemokratie nicht verschonen, und es bröckelt schon heute.

Der Reformismus am Ende von K. L. Gerstorff

Die Sozialdemokratie hat die Regierung Brüning bisher vor der parlamentarischen Niederlage gerettet, und der reformistische — heute noch innerhalb der sozialdemokratischen Partei führende — Flügel motivierte dies damit: Wir müssen gegen das Mißtrauensvotum stimmen, denn Brüning ist zwar schlimm, aber noch schlimmer sind Frick und Goebbels. Die sozialdemokratische Mehrheit ist mit dieser Argumentation nicht einmal bei der eignen Partei durchgedrungen. Es machte sich eine nicht unbeträchtliche Opposition geltend, die zunächst mit einer scharf formulierten Erklärung gegen Brüning stimmen wollte. Innerhalb dieser Opposition bildeten sich mehrere Gruppen. Der größte Teil wollte die Entscheidung vertagen bis zur Wiedereröffnung des Parlaments. Der kleinere Teil der Linken wollte sofort gegen Brüning stimmen. Als er aber auch innerhalb der eignen Gruppe in der Minorität blieb, stimmte er, um sich nicht völlig zu isolieren, bis auf einen einzigen Abgeordneten, mit der Majorität. Die Entscheidung ist natürlich damit nur vertagt.

Der deutsche Kapitalismus hatte nach Liquidierung der Inflation einige gute Jahre. Nachdem bei Liquidierung der Inflation der deutsche Außenhandel nur ungefähr die Hälfte des Vorkriegsniveaus hatte, stieg er daraufhin Jahr um Jahr, stieg auch die Produktion, stiegen auch die Löhne, die in der Inflation auf die knappe Hälfte der Vorkriegslöhne gesunken waren. Und als die Sozialdemokratie 1928 in den Wahlkampf zog, da führte sie diesen zum großen Teil mit Parolen, die ein schlechter Aufguß des Bernsteinschen Reformismus der Vorkriegszeit waren. Der Kapitalismus habe noch eine lange Blütezeit vor sich, die Kriegsfolgen wären liquidiert, Produktion und Ausfuhr würden weiter steigen und damit die Löhne. Die Arbeiter müßten immer mehr Anteil an der Staatsgewalt haben, um durch ihr politisches Gewicht auch wesentlichen Anteil an der Leitung der Wirtschaft zu erreichen: Wirtschaftsdemokratie war das Schlagwort. Ebenso wie die bürgerliche Vulgärökonomie sprach der Reformismus nicht mehr von Krisen, an ihre Stelle trat die Wellenbewegung des Wirtschaftslebens.

Man ging in den Wahlkampf, man gewann 1928 Mandate, man ging in die Koalition, man stellte den Reichskanzler und

die — aus dem Vokabular entfernte — Krise kam. Sie kam aus vielfachen Gründen in Deutschland eher als in den andern kapitalistischen Ländern, sie lastete, als die allgemeine Weltwirtschaftskrise sich immer deutlicher ausprägte, auf dem deutschen Kapitalismus stärker als auf dem der andern Länder. Die Krise warf sehr früh ihre Schatten auf die große Koalition. Die Sozialdemokraten mußten alles schlucken, wenn sie in der Koalition geduldet werden wollten: Panzerkreuzer, Konkordat, Finanzpolitik, steuerfreie Anleihe etcetera. Sie schluckten alles. Als aber die immer schwerere Krise die deutsche Bourgeoisie zum direkten Angriff auf den gesamten Lebensstandard der Arbeiterschaft, auf die Sozialpolitik veranlaßte, gingen die Sozialdemokraten aus der Regierung, und zwar unter starkem Druck ihres eignen gewerkschaftlichen Flügels. Was aber sollten sie tun? Sie hatten jahrelang erklärt, die Löhne müßten steigen, müßten immer weiter steigen, und der Generalangriff der Unternehmer auf die Löhne begann. Sie hatten jahrelang erklärt, die Weltwirtschaft wie die deutsche Wirtschaft würde um so mehr gedeihen, je mehr die Kriegsfolgen liquidiert seien, und nun ergab sich, daß die Lage der Arbeiterschaft immer schwerer wurde. Sie hatten weiter erklärt, daß sie ein Bündnis eingegangen wären mit den fortgeschrittenen Elementen des Bürgertums, das fest auf dem Boden der Demokratie stünde, und nun ergab sich, daß keine bürgerliche Partei mehr fest auf dem Boden der Demokratie steht.

Herr Brüning und die Deutsche Volkspartei sind durchaus bereit, auch mit Herrn Frick zu regieren, und bei der kleinen Splittergruppe, die sich heute Deutsche Staatspartei nennt, zeigt das Jungdoabenteuer, wie stark auch hier die fascistischen Schichten sind. In derselben Epoche also, wo die Sozialdemokraten eine Koalition mit den fortgeschrittenen Elementen des Bürgertums machten, wuchsen in den gesamten bürgerlichen Parteien die fascistischen Strömungen, und gleichzeitig vereinigten die Nazis selbst fast zwanzig Prozent der abgegebenen Stimmen auf sich. Wir sagten, in derselben Epoche, wo die Sozialdemokraten in der Koalition waren, wuchs der Fascismus. Wir müssen jetzt hinzufügen: Weil die Sozialdemokraten in der Koalition waren, wuchs der Fascismus. Denn die Konsequenz der Koalition in dieser Niedergangsepoche, die Konsequenz, daß man keinen Kampf zu führen wagte, war und ist eine immer größere Passivität innerhalb der Arbeiterklasse. Und grade die ist die Vorbedingung für einen starken fascistischen Aufstieg. Man hat den Wahlausgang als eine Niederlage der Regierung Brüning interpretiert, weil die in der Regierung Brüning vertretenen Parteien, mit Ausnahme des Zentrums, Mandate verloren haben. Welch eine Froschperspektive! Der Wahlausgang ist für die hinter der Regierung Brüning stehenden wirtschaftlichen Mächte ein großer Erfolg. Dies zeigt sehr deutlich die augenblickliche Haltung des reformistischen Flügels in der Sozialdemokratie. Während sie in den Wahlkampf ging mit der Parole: Gegen die Regierung Brüning, gegen die Anwendung des Artikels 48, gegen die verschleierte Diktatur, für die Aufrechterhaltung der

Löhne und der Sozialpolitik, ist ihnen heute die Angst vor den Fascisten so in die Glieder gefahren, daß sie an diese Dinge gar nicht mehr zu rühren wagen. Die angebliche Niederlage der Regierung Brüning prägt sich also darin aus, daß alle die Maßnahmen, um deren Beseitigung der Wahlkampf von der Sozialdemokratischen Partei geführt wurde, hinterher von ihr gebilligt werden. Und zur Begründung dieses Umfalls und dieses Rückzugs vor dem Fascismus erklärt man, es sei notwendig, für die Notverordnung zu stimmen, sonst wäre kein Geld in der Kasse, um die fälligen Ausgänge zu decken. Besseres kann sich Herr Brüning nicht wünschen. Wenn er demnächst eine Negersteuer einführen wird, von der die Besitzenden befreit sind, und er dafür keine Mehrheit findet, sie auf Grund des Artikels 48 als Notverordnung einführt und den Reichstag auflöst, dann wird die Sozialdemokratie sich hinterher damit wieder einverstanden erklären, weil sonst kein Geld in der Kasse sei. Mit einer solchen Politik ist der legale Fascismus im Interesse des Monopolkapitals sanktioniert.

Aber ist es denn wahr, was die Reformisten den Arbeitern jeden Tag erzählen, daß Herr Brüning zwar ein Übel sei, aber Herr Frick ein noch größeres, und daß man daher das kleinere Übel wählen müsse? Ist es denn wirklich wahr, daß man durch eine Tolerierung Brünings die Koalition Brüning-Frick verhindert? Das genaue Gegenteil ist der Fall. Wenn die Sozialdemokratie die Regierung Brüning weiter toleriert, so ist die Aera Frick, und zwar eine lange Aera Frick unvermeidlich. Der einzige Weg, mit Frick in möglichst kurzer Zeit fertig zu werden, ist schärfster Kampf gegen die Regierung Brüning. Zum Beweis braucht nur auf die bereits vergangenen und die kommenden Wirtschaftskämpfe verwiesen zu werden. Die Nazis befinden sich heute gewiß in einer aufsteigenden Linie. Sie sind aber noch nicht stark genug, um durch einen Putsch die gesamte Staatsmacht an sich zu reißen und die gesamte Arbeiterorganisation zerstören zu können. Daher ihr „parlamentarisches" Auftreten, daher die gesamte Umstellung ihres Apparates, um legal zur Macht zu kommen. Wenn Frick heute in Deutschland der Regierung beitreten sollte, so wäre es bei den augenblicklichen politischen Machtverhältnissen ausgeschlossen, daß er sofort an die Zerschlagung der Arbeiter-Organisationen gehen kann. Auf der andern Seite wäre die Sozialdemokratie von ihrer parlamentarischen Bindung frei. Und diesen Wegfall der parlamentarischen Bindung könnte und müßte sie natürlich dazu ausnützen, daß sie die gesamten weitern Lohnkämpfe nicht mehr so führt, wie im berliner Metallarbeiterstreik, daß sie vielmehr im gesamten Reich die Arbeiter aufruft, gegen jeden Lohnabbau mit Streik zu antworten, und daß sie die wirtschaftlichen Streiks zu politischen ausweitet. Der berliner Metallarbeiterstreik hat gezeigt, daß in der deutschen Arbeiterschaft noch ein außerordentlicher Kampfwille steckt, hat weiter gezeigt, daß auch die Unorganisierten mitgehen, und daß sie sogar auf längere Zeit mitgehen, wenn man sie etwas unterstützt.

Stimmt also die Sozialdemokratie gegen die Regierung Brüning, schafft sie sich freie Hand in der Führung der Lohn-

kämpfe während einer Epoche, in der fast alle Tarifverträge ablaufen und in der daher der größte Teil der Arbeiterschaft in Deutschland an den Lohnkämpfen beteiligt ist, so ist damit die Passivität der Arbeiterschaft beseitigt. Sie stellt dann einen schwer zu beseitigenden politischen Faktor dar. Und während die Arbeiterklasse aktiviert wird, kann gleichzeitig die pseudosozialistische Demagogie der Nazis entlarvt werden. Es wäre ein außerordentlich guter Anschauungsunterricht für die Arbeiter gewesen, wenn der Metallarbeiterstreik bereits gegen eine Regierung Brüning-Frick geführt worden wäre.

Toleriert dagegen die Sozialdemokratie die Regierung Brüning weiter, dann ist die kommende Entwicklung zwangsläufig. Die gesamten Tarifkämpfe werden ausgehen wie der Metallarbeiterstreik. Die Gewerkschaften werden keine ernsthaften Streiks führen wollen, weil die Sozialdemokratische Partei dies nicht dulden kann. Dann muß die Passivität der Arbeiterschaft wachsen; sie wird mit Recht erklären: Wozu zahlen wir den Gewerkschaften Beiträge, wenn sie sich kampflos den Lohnabbau gefallen lassen. Der Einfluß der Gewerkschaften wird daher stark zurückgehen, die Arbeiter-Organisationen werden sich selber aushöhlen. Auf der andern Seite wird der Einfluß der Nationalsozialisten zunehmen, da, so lange sie in Opposition sind, es ungleich schwerer ist, ihre arbeiterverräterische Politik zu entlarven. Wenn aber die Passivität der Arbeiterklasse innerhalb der nächsten Monate noch zunimmt, wenn die Arbeitslosigkeit wächst und die Reallöhne weiter abgebaut werden, dann wird am Ende dieser Entwicklung doch die Koalition Brüning-Frick stehen. Dann wird Frick kommen, wenn die Gewerkschaften durch die Koalitionspolitik sich selbst den Boden untergraben haben, wenn sie also keine sehr gefährlichen Gegner mehr sind.

Es klingt im ersten Augenblick paradox, und muß grade heute in alle Gehirne eingehämmert werden. Die Rettung vor Frick besteht heute darin, daß er sehr früh kommt, daß er zu einem Zeitpunkt in die Regierung eintritt, wo die Decouvrierung seiner arbeiterfeindlichen Politik noch durch starke Arbeiterorganisationen geschehen kann, die zu kämpfen bereit sind. Jede Tolerierung der Regierung Brüning durch die SPD. wird die Regierung Frick nicht nur nicht verhindern, wird ihr vielmehr den Weg bereiten, der ihre spätere Beseitigung erschwert.

Auf dem linken Flügel von Partei und Gewerkschaften liegt heute eine ungeheure Verantwortung. Er hat bisher, um die Parteieinheit nicht zu gefährden, bei allen Abstimmungen letzthin mit den Reformisten gestimmt, wenn auch mit Vorbehalt. Eine solche Politik ist heute nicht mehr möglich. Man hat mit Recht gesagt, daß die Nazis von der Furcht der Sozialdemokraten leben. Man muß aber heute hinzufügen, daß die Müller und Severing von der Unentschlossenheit derer um Seydewitz leben. Die Linken müssen wissen, daß, auch wenn sie in der Reichstagsfraktion die Minorität bilden, sie bei einem klaren Programm gegen die halbfascistische Regierung Brüning auch unter den sozialdemokratischen Wählermassen die

ungeheure Majorität hinter sich haben; bei einem klaren Programm: Durchkämpfung der Wirtschaftskämpfe, bis sie in politische Kämpfe ummünden.

Der sozialdemokratische reformistische Parteivorstand weiß das, und seine Politik geht dahin, in allen deutschen Städten die radikalsten sozialdemokratischen Elemente einzeln auszuschließen, zugleich die Jugend mundtot zu machen. Die berliner Jungsozialistenorganisation ist aufgelöst; die Jungsozialisten im ganzen Reich stehen vor der Auflösung. Der sozialdemokratische Parteivorstand meint, es ist besser 300, sogar 3000 auszuschließen, bevor es 30 000 werden. Und er schließt unter der Parole einzelner disziplinarischer Verfehlungen aus; die gesamten politischen Zusammenhänge sollen verschleiert werden. Und da sich die Linken um Seydewitz gegen den Terror des Parteivorstand bisher defensiv verhielten, so wissen die einzelnen linken Gruppen im Reich noch zu wenig voneinander. Sie sind nicht genügend zusammengeschlossen. Hier gilt es einzusetzen, die einzelnen linken Gruppen sind zu verbinden. Die Gruppe um Seydewitz im Reichstag ist heute in der Situation, daß es mehr Soldaten gibt als Offiziere. Es gilt für sie, die Soldaten zu sammeln. Es darf nicht gezögert werden. Die Linken müssen wissen, wieviel Uhr es geschlagen hat.

Antwort an Arnold Zweig von Bruno Frei

Sehr geehrter Herr Zweig! Sie halten es für gegeben, „daß die erschossenen achtundvierzig Spezialisten Saboteure gegen das System des Zwangskommunismus gewesen sind". Sie halten es auch „für sehr wahrscheinlich gemacht, daß sie zur Unterstützung und Ausführung ihrer Pläne das Geld des englischen Fleischtrusts genommen haben". Trotzdem haben Sie einen Aufruf unterzeichnet, in dem die moskauer Erschießungen in Beziehung gebracht worden sind mit der angeblichen Häufung von Tatsachen, „die zu beweisen scheinen, daß jede wissenschaftliche Tätigkeit, die auch nur das bescheidenste Maß von Gedankenfreiheit beansprucht, in der Sowjetunion unmöglich wird." Sie haben dagegen protestiert, daß man Professoren wegen ihrer wissenschaftlichen Überzeugung erschießt, obwohl Sie für gegeben halten, daß die Erschossenen nicht als wissenschaftliche Arbeiter sondern als verbrecherische Beamte verurteilt worden sind. Das ist ein nicht unerheblicher Widerspruch.

Aber er ist nicht der einzige, Sie entrüsten sich über die „widerliche Phraseologie von Kriegsberichterstattern", die heute „zehn Jahre seit der Beendigung des Bürgerkrieges, in denen sich keine fremde Macht in die Anstrengungen des russischen Staates gemischt hat", „vorherrscht". Ich beneide Sie um Ihren gesegneten Schlaf, Herr Zweig. Die ganze Welt steht im Zeichen der gigantischsten Anstrengung seitens der kapitalistischen Mächte, die Sowjetmacht niederzuwerfen. Sie sehen es nicht. Die Fascisierung Europas ist für jeden politisch Denkenden nichts andres, als die Vorbereitung des Anti-

Sowjet-Krieges, für den das fascistische Europa die Etappe sein soll. Sie merken nichts davon. Die Saboteure in der Sowjetunion sind ein Teil des Kriegsapparates, der gegen den Sowjetstaat organisiert wird. Sie protestieren gegen ihre Erschießung. Die ganze Welt hallt wider von dem Kriegsgeschrei gegen die Sowjetunion, und Sie entrüsten sich über die Phraseologie der Kriegsberichterstattung. Jawohl, es ist Krieg und er wird dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man sich auf die Ofenbank legt und die Augen zumacht. In diesem Krieg, der ein Abwehrkrieg friedlicher Aufbauarbeit gegen Sabotage und Überfall ist — zu vergleichen den althebräischen Tempelbauern, die ihr Werk vollendeten, in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert —, ergreifen Sie die Partei der Saboteure. Haben Sie bedacht, was geschehen würde, wenn es diesen und ihren Hintermännern gelänge, ihr Werk erfolgreich zu beenden? Glauben Sie nicht, daß der weiße Terror, der nach dem Sturz der Sowjetmacht hereinbrechen würde, achtundvierzigtausend Erschießungen, und nicht achtundvierzig vornehmen würde? Finden Sie nicht, daß es ein sittliches Verdienst ist, durch harte Kampfmaßnahmen eine Entwicklung zu verhindern, die das stolze Gebäude des sozialistischen Aufbaus, mit dem sie doch „innerlich und aktiv verbunden" sind, in einem Ozean von Blut versinken lassen würde?

Was denn andres ist Sittlichkeit, als der planmäßige Kampf gegen die menschlichen Leiden, die nicht aus der organischen Natur sondern aus der Organisation der Gesellschaft erwachsen? Dieses Ziel allein, die sozialistische Gesellschaft, die die Leiden beseitigt, die der Kapitalismus über die Menschheit bringt, qualifiziert die Mittel, die auf dem Wege zum Ziel angewendet werden. Wenn man, wie Sie es tun, die „gute Sache" an der „hohen Artung der Mittel" erkennen will, dann wirft man jeden sittlichen Maßstab über den Haufen. Was beweist ein gutes Mittel für eine schlechte Sache? Wenn man ein Ziel als sittlich bejaht — und das tun Sie doch gegenüber der Zielsetzung des Sozialismus? — dann ist jedes zweckmäßige Mittel zur Erreichung dieses Ziels zugleich ein sittliches Mittel. Die Protestaktion aber, an der Sie sich beteiligt haben, ist ein gutes Mittel zu einem unsittlichen Ziel. Es dient objektiv der Unterstützung jener großen Kriegsaktion, die Sie anscheinend nur soweit stört, als über sie berichtet wird.

*

Diese Zeilen folgen im Wesentlichen der gesprochenen Erwiderung, in der Versammlung am 5. November im Bürgersaal des berliner Rathauses auf die Vorlesung des Briefes von Arnold Zweig, der in Nummer 46 der ‚Weltbühne' abgedruckt wurde. Inzwischen hat aber Zweig in einer Replik auf Heinz Pols Erwiderung den größten Teil seines Zugeständnisses wieder zurückgenommen. Daß die Erschossenen Saboteure waren, will er jetzt nur für „gegeben", aber nicht für „bewiesen" halten. Die Sabotage des sozialistischen Aufbaus hält Arnold Zweig unter den Verhältnissen der Diktatur für „politischen Kampf". Diese Auffassung schafft Klarheit.

Es ist also nicht die Art der Bestrafung, die den Protest Arnold Zweigs herausgefordert hatte, sondern die Bestrafung selbst. („Politischer Kampf" ist überhaupt kein strafwürdiges Delikt.) Damit hat sich Arnold Zweig, der „mit dem Sozialismus innerlich und aktiv verbunden ist", auf die Seite der Saboteure des sozialistischen Aufbaus gestellt. Damit ist aber die Basis jeder Diskussion geschwunden und übrig bleibt — politischer Kampf.

Oustric von Walter Mehring

„Nanu? Zu dieser Jahreszeit trägt man doch nicht Panama?" fragten die Witzbolde auf der pariser Börse, um zu zeigen, daß sie ihren Galgenhumor wiedergewonnen hatten. Ein paar Wochen lang war das nämlich gar nicht gemütlich gewesen, als die Staatsanwaltschaft ein Verfahren gegen Unbekannt eröffnet hatte. Man sah sich noch mißtrauischer an als gewöhnlich, bis endlich das Kind einen Namen hatte: Herr Unbekannt heißt jetzt Oustric, hatte ehedem den ehrsamen Beruf eines Oberkellners ausgeübt, dann in Schuhen gemacht und dann das Übrige. Zu dem Übrigen brachte er nur das Wenige mit, das er im väterlichen Café erworben hatte, nämlich einige Kenntnisse im Pokerspiel und die Lust am Spekulieren. Bald aber konnte er sich rühmen, daß die größten Tageszeitungen seine Communiqués veröffentlichten, und einflußreiche Persönlichkeiten wie ... Aber da weiß man noch nicht!

Jedenfalls fühlte der Herr Siegelbewahrer, beziehungsweise Justizminister Raoul Péret, eines Tages das dringende Bedürfnis, die Bürde seines schweren Amtes vor dem Bourbonentempel niederzulegen. Es geschah solches nach einer anstrengenden Sitzung, in der er auf eine Interpellation geantwortet hatte: „Ich konnte Herrn Oustric meine Ratschläge nicht versagen!" Das war sehr fein formuliert — weniger feine Leute drückten es so aus, daß der Justizminister von dem Herrn Exoberkellner ganz ansehnliche Anwaltsgebühren bezog. „Oustric", sagte ein Abgeordneter in seiner Rede, „kaufte aus Spargeldern Automobilunternehmen, Schuhgeschäfte und ..." „Und Minister," rief der böse Cachin. Doch in dieser Sitzung lasen sie nicht weiter; denn man wußte, daß Herr Tardieu in seiner Tasche eine lange Liste mit Namen trug — und die Mehrzahl der Deputierten war nicht neugierig.

Dafür ging es in der nächsten Sitzung um so dramatischer her. Es war vor dem Publikum nicht mehr zu verbergen, daß vierunddreißig Deputierte, einige Staatssekretäre und selbst Minister im großen ABC des Herrn Oustric mitgewirkt und ihm bei der Ausgabe neuer Papierchen hilfreich souffliert hatten. Um ein Haar wäre Tardieu selbst von der Linken gestürzt worden! Um jenes Haar, das die Sozialisten in ihrer eignen Suppe gefunden hatten. Und dann in diesen bösen Unwettern auf die Kommandobrücke des Staatsschiffes?

Wenn von allen Seiten die fascistischen Brecher anrollen? Es ist nicht hübsch da oben! So begnügte man sich, unbarmherzige Untersuchung anzudrohen.

Aber mit der Etikette Panama hat man wohl doch etwas übertrieben! Herr Oustric ist ein simpler Inflationsschieber, der ein bißchen aus den Aktiven der von ihm in dem seligen Papierzeitalter aufgekauften Fabriken seine Schulden geregelt hatte — und solcher Oustrics gibt es viele! Und das Ganze ist gar kein Oustric-Skandal sondern eine Hanau-Affäre. Man entsinnt sich, wie diese umfangreiche Dame in der ‚Gazette du Franc' totsichere Börsentips ausgab, wie man sie verhaftete, wie sie nach dreiwöchigem Hungerstreik aus der Charité ins Santégefängnis zurückfloh, nicht ohne auf dieser Flucht drei Briefchen abgesandt zu haben, einen davon an den Untersuchungsrichter, einen an den Herrn Tardieu, worauf die Ärzte plötzlich fanden, daß sie haftunfähig sei. Nun steht sie vor Gericht; und die größte Angst vor dem Ausgang dieses Prozesses haben die Richter. Die Experten schwitzen Zahlen, der Vorsitzende zuckt die Achseln, und Mme. Hanau bemerkt mitleidig: „Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich hier noch soll." Der Staatsanwalt weiß es auch nicht. Für die dahingegangene ‚Gazette du Franc', die aber jetzt wiederauferstanden ist, hatte die unermüdliche Wienerin nämlich ein neues Organ gegründet: ‚Les Forces'. Das muß man gesehen haben! Selbes ist sechzehn Seiten stark; auf der ersten stets ein Sinnspruch von ihr im Autograph — auf der letzten ganz groß ihr Porträt. In diesem Blättchen hatte sie Enthüllungen angekündigt; und das hört man nicht gern, weil man nie wissen kann...! Und darauf hatte sie also jenen fulminanten Leitartikel losgelassen mit der Überschrift nach bekanntem Muster: „Treibt die schlechten Händler aus dem Tempel!" „Wie denn?" rief sie. „Ich spekuliere? Wer spekuliert denn nicht? Wenn jemand französische Rentenpapiere kauft, ist das keine Spekulation? Die modernen Lebensbedürfnisse zwingen jeden, der etwas besitzt, zu spekulieren!" Und nach diesen ethischen Auslassungen fuhr sie fort: „Wem haben denn die hundertfünfzig Millionen der Banque de France gedient? Sie haben den Herren Oustric und Konsorten erlaubt, ihre Börsenmanöverchen zu wiederholen..." Was wollt Ihr von mir? Findet erst mal Herrn Unbekannt! Ihr sucht ihn? Sein Name ist Oustric! Und in den nächsten Nummern wurde sie so deutlich, daß sie von der „Mutter Hanau" wieder zur gnädigen Frau avanciert ist, und der Herr Vorsitzende ängstlich im Kalender nachsieht, wann gegen ihn der nächste Hanautermin angesetzt ist. Frau Hanau hat nach dem alten Prinzip gehandelt: während die Meute der Betrogenen hinter ihr herstürmte, schrie sie aus Leibeskräften: „Haltet den Dolchstößler Oustric!" Und da sie noch: „und Konsorten" hinzugefügt hat, so verduftet der Hauptteil der Verfolger sachte in den Seitengassen.

Von Panama-Skandal kann gar keine Rede sein — am Ende war der ganze Oustric- und Hanau-Fall nur ein kleines historisches Volksfest; und nach der erbarmungslosen Demaskierung stehen alle wieder als ehrliche Menschen verkleidet da!

Brief an den Weihnachtsmann von Erich Kästner

Lieber guter Weihnachtsmann,
weißt du nicht, wies um uns steht?
Schau dir mal den Globus an.
Da hat einer dran gedreht.

Alle stehn herum und klagen.
Alle blicken traurig drein.
Wer es war, ist schwer zu sagen.
Keiner wills gewesen sein.

In den Straßen knallen Schüsse.
Irgendwer hat uns verhext.
Laß den Christbaum und die Nüsse
diesmal, wo der Pfeffer wächst.

Auch um Lichter wär es schade.
Hat man es dir nicht erzählt?
Und bring keine Schokolade,
weil uns ganz was Andres fehlt.

Uns ist gar nicht wohl zumute.
Kommen sollst du, aber bloß
mit dem Stock und mit der Rute.
(Und nimm beide ziemlich groß.)

Breite deine goldnen Flügel
aus und komm zu uns herab.
Dann verteile deine Prügel.
Aber, bitte, nicht zu knapp.

Lege die Industriellen
kurz entschlossen übers Knie.
Und wenn sie sich harmlos stellen,
glaube mir, so lügen sie.

Ziehe denen, die regieren,
bitteschön, die Hosen stramm.
Wenn sie heulen und sich zieren,
zeige ihnen ihr Programm.

Und nach München lenk die Schritte,
wo der Hitler wohnen soll.
Hau dem Guten, bitte, bitte,
den Germanenhintern voll!

Komm und zeige dich erbötig,
und verhau sie, daß es raucht!
Denn sie habens bitter nötig.
Und sie hättens längst gebraucht.

Komm, erlös uns von der Plage,
weil ein Mensch das gar nicht kann.
Ach, das wären Feiertage!
Lieber, guter Weihnachtsmann...

Mädchenhandel von Julie Blasius

Seitdem beim Völkerbund eine Kommission zur Erforschung des Mädchenhandels besteht, die ausgedehnte Recherchen in ungefähr dreißig Ländern unternommen, und seit diese Kommission dicke Bände über ihre Tätigkeit veröffentlicht hat, gilt es bei denen, die schon immer daran geglaubt haben, als ausgemachte Tatsache, daß es einen Mädchenhandel gibt. Unter Mädchenhandel wird die zwangsweise Verschleppung und unfreiwillige Einschließung von jungen Frauen zu Zwecken der Prostitution verstanden. Hätten die, die am lautesten schreien, die Berichte des Völkerbundes gelesen und durchstudiert und den oft sehr trockenen Amtsstil mit etwas lebendiger Phantasie zu verstehen gesucht, so hätten sie grade in diesen sehr sorgfältig zusammengestellten Dokumenten den Beweis dafür gefunden, daß die zwangsweise Ausübung der Prostitution durchweg ins Reich der Fabel gehört.

Es ist eigentlich selbstverständlich, muß aber, da es sich um eine offizielle Untersuchungskommission handelt, mit besonderer Anerkennung betont werden, daß die Rechercheure, von denen ein Nordamerikaner der Tüchtigste gewesen zu sein scheint, sich nirgendwo mit amtlichen Auskünften begnügt haben, sondern überall selbst in die in Frage kommenden Milieus gegangen sind. „Milieu" ist übrigens der „amtliche" Ausdruck der französischen Zuhälter für ihren eignen Berufskreis. Sie haben dort unendlich viel mehr erfahren als bei den amtlichen Stellen aller Länder, die zum Teil wirklich nichts wissen, zum andern Teil aber von der Prostitution direkt mitleben, indem sie Bestechungsgelder entgegennehmen.

Im allgemeinen ist die Art, wie diese Dinge in den verschiedenen Ländern Europas und Amerikas vor sich gehen, nicht sehr unterschiedlich. Wenn es zum Beispiel im Kapitel Aegypten heißt: „Diese Häuser werden teils mit, teils ohne Wissen des Mannes entweder von verheirateten Frauen besucht, deren Wirtschaftsgeld nicht ausreicht, um ihr Luxusbedürfnis zu befriedigen, oder von jungen Mädchen, die von ihren Eltern gewissenlos ausgebeutet werden. Außerdem besuchen auch Frauen, die mit Zuhältern arbeiten, diese Häuser...", so könnte sich diese, übrigens amtliche Regierungsauskunft ebenso gut auf Berlin, Paris oder London beziehen. In dem gleichen Bericht heißt es: „Die eine Kategorie wird von den Bordellinhaberinnen ausgebeutet, indem diese alles Geld einnehmen und nur verpflichtet sind, für Wohnung, Beköstigung und Kleidung zu sorgen. (In welchem andern Beruf werden Arbeitnehmer nicht ausgebeutet?) Die andre Kategorie bezahlt nur ihre Pension und behält alles andre Geld für sich. Diese letztern Frauen haben meistens einen wirklichen Geliebten (‚amant de coeur,' heißt es im französischen Bericht, in Berlin nennt man das den ‚Süßen'), dem sie alles oder den größten Teil ihrer Einkünfte abliefern."

In diesen wenigen Sätzen eines Regierungsberichts ist eigentlich in großen Zügen das wahre Wesen der Prostitution in den meisten europäischen Staaten umrissen. Aegypten ist bewußt zu Europa gerechnet, weil es sich bei den zitier-

ten Frauen selbstverständlich um Europäerinnen handelt, die Sexualmoral der Eingeborenen steht auf einer viel höhern Stufe. Erstens geht hieraus hervor, daß die Prostitution sich nicht auf eine bestimmte Gesellschaftsklasse beschränkt. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß Frauen zum allergrößten Teil aus wirtschaftlicher Not zur Prostitution kommen. Ich habe mit Dutzenden von Prostituierten in Berlin gesprochen. Sie stammten ausnahmslos aus bürgerlichen Schichten. Nicht eine war aus Not zu ihrem Beruf gekommen. Im Gegenteil, alle haben geordnete Verhältnisse im Elternhaus oder beim standesamtlich angetrauten Gatten verlassen, um sich, wie das so schön heißt, der „gewerblichen Unzucht" zu ergeben. Der allergrößte Teil der Frauen stammt aus Kleinstädten oder vom Land, wo sie dem Mief der spießbürgerlichen Umgebung entfliehen wollten. Die meisten von ihnen sind natürlich nicht mit der festen Absicht, sich zu prostituieren, in die Großstadt gekommen, obwohl auch solche darunter sind, sondern sie haben sich eingebildet, beim Film, als Revuegirl oder ähnlich unterzukommen. Zu dieser irrtümlichen Auffassung kommen sie deshalb so leicht, weil die großen Zeitungen, besonders die illustrierten, dem Leser unaufhörlich einprägsam in Bildern vorstellen, wie erstrebenswert diese Berufe angeblich sind, ~~und weil die Boulevardblätter in ihren monatlichen Be-~~ sprechungen der Amüsierbetriebe den Anschein erwecken wollen, als ginge es hier um Kunst. Das sind sie ihren Inseratenkunden schuldig. Wenn die Mädchen diesen Irrtum einsehen, ist der Schritt zur Prostitution ziemlich leicht, auf jeden Fall sympathischer als derjenige in den Beruf zurück.

Ich kenne Frauen unter ihnen, die Luxuswohnungen am Kurfürstendamm bewohnten und in der guten Gesellschaft eine Rolle spielten. Sie haben es vorgezogen, das bequeme bürgerliche Leben aufzugeben. Ich kenne Bauernmädchen aus Pommern und aus Bayern, die satt zu essen und genug anzuziehen hatten, sie sind mit vorbeikommenden Landstreichern davongelaufen, die sie in die Großstadt mitnahmen. Ich habe brave Bürgermädchen aus Sachsen und dem Rheinland gesprochen, die verhältnismäßig gutbezahlte Bureauangestellte waren, denen aber dieser Beruf nicht gefiel. Eine junge gebildete Frau ist dabei, deren Mann für längere Zeit geschäftlich in den Vereinigten Staaten bleibt, er schickt regelmäßig und genügend Geld, sie sitzt aber in den Cafés und sucht Bekanntschaften. Ich habe sogenannte Pensionate in der Friedrichstadt und im Westen besucht, die Frauen haben das Herz auf der Zunge, sie erzählen gern und ausführlich. Einer Frau gegenüber kommen sie auch nicht mit Geschichten von der kranken Mutter, den jüngern Geschwistern, die hungern und der unglücklichen Liebe. Das sind Requisiten, die die Damen für ihre männliche Kundschaft brauchen. Geschäft ist Geschäft, und Tränen sind eben manchmal Reklamespesen.

Es war unter den vielen Frauen, die ich gesprochen habe, keine, die durch äußern Zwang bei dem Beruf war. Es wäre auch vollkommen naturwidrig, anzunehmen, daß Frauen, die grade diesen Beruf gezwungen und ungern ausüben, zur Zufriedenheit der Kundschaft arbeiten, sie wollen doch, daß der

Kunde wiederkommt. Und tatsächlich haben sie auch alle feste Kundschaft. Die große Liebe gehört allerdings immer dem „Süßen", er bekommt freiwillig alles Geld, deshalb haben diese Frauen nie etwas. Eine kleine Sächsin traf ich öfters, sie hatte zum Freund einen verheirateten Mann, Regierungsrat. Der sorgte ausreichend für sie. Aber kaum hatte er am späten Nachmittag das Haus verlassen, dann war sie unten auf der Friedrichstraße und holte sich aus dem Studentenviertel vom Oranienburger Tor drei, vier Jungens nacheinander herauf, die natürlich alle keinen Pfennig zu bezahlen brauchten. Sie nannte alle Studenten ihre „Süßen".

So und ähnlich sind diese Milieus in allen europäischen Großstädten. Etwas anders sieht die Sache in Südamerika aus. Aber auch hier muß betont werden, daß es sich nicht um Verschleppungen von unschuldigen jungen Mädchen handelt, was die Untersuchungen des Völkerbundes bestätigen. Fast alle Frauen waren schon in ihrer Heimat Prostituierte. Sie haben nur das Land gewechselt, weil die Nachfrage drüben, besonders in Buenos Aires, viel größer und die Verdienstmöglichkeiten als gradezu phantastisch bezeichnet werden müssen. Selbst nach allen Abzügen, die der Zuhälter für sich beansprucht. Warum übrigens alle Frauenvereine grade diese Übersiedlung nach Südamerika als Mädchenhandel so heftig bekämpfen, während sie sich um die gleichen Dinge in der Heimat nicht kümmern, ist unerfindlich. Vor mir liegt eine Broschüre über Mädchenhandel, und zwar speziell jüdischen, von Bertha Pappenheim, eine der maßgebenden Damen des jüdischen Frauenbundes in Frankfurt. Die schreibt sich seit Jahren die Finger wund, um eine Aktion von jüdischer Seite zur Aufklärung und Bekämpfung gewisser Anklagen gegen Juden in die Wege zu leiten. Wenn man allerdings an die Dinge herangeht, indem man von dem „hemmungslosen und unverantwortlichen Geschlechtstrieb der Männerwelt" und vom „Anreiz zum wilden Geschlechtsverkehr" spricht, wird man nie richtig begreifen, um was es geht.

Die Pappenheimerin schreibt und schreibt an alle prominenten Juden, die Großrabbiner in allen Ländern und wundert sich, daß es nie zu einem entscheidenden Schritt kommt. Sie bedauert es, daß man kein tatsächliches Anklagematerial zu sehen bekommt, daß die Völkerbundberichte geheim sind.

Nun, die Völkerbundberichte sind nicht mehr geheim, jeder kann sie sich verschaffen, und außerdem gibt es in jedem Buchladen wundervolles Material in dem Buch von Albert Londres: „Der Weg nach Buenos Aires". Beide Veröffentlichungen ergänzen und bestätigen sich gegenseitig. Fräulein Pappenheim wird sie inzwischen kennengelernt haben, aber sie werden ihr eben nicht genügen, sie möchte, daß eine jüdische Kommission das untersucht. Warum aber reagieren die von ihr angerufenen Autoritäten nur höflich inaktiv? Warum nur? Weil sie weniger naiv sind, als das gute Fräulein Pappenheim und weil sie wissen, daß das zusammengetragene Material stimmt. Und da kommt allerdings etwas Ungeheuerliches ans Tageslicht.

Hier sind es wirklich junge unschuldige Mädchen — „fruits verts", unreifes Obst, heißen sie im Völkerbundbericht —, die nicht etwa heimlich nach Buenos Aires verschleppt werden, sondern von ihren eignen jüdisch-polnischen Eltern ganz regelrecht dorthin verkauft werden. Das geht folgendermaßen vor sich: Der jüdische Unterhändler besucht mit Vorliebe sehr arme und mit vielen Töchtern gesegnete Familien. Die erste wird von ihm geheiratet, die jüngern Schwestern läßt er später, wenn sie fürs Geschäft zu gebrauchen sind, nachkommen. Der Preis wird richtig ausgehandelt, und der Vertrag, durch den sich der Händler verpflichtet, monatlich eine bestimmte Summe an die Eltern zu überweisen, wird von beiden Parteien gezeichnet. Auch von der jungen Tochter, die von den Eltern dazu gezwungen wird, wenn sie es nicht freiwillig tun will. Drüben bringt die jüdische Frau pro Besucher zwei Pesos, während die Französin zu fünf Pesos notiert ist. Aber die Frauen müssen täglich eine beinah unglaubliche Leistung vollbringen; Londres hat die ungeheuerliche Zahl von fünfundsiebzig täglichen Besuchern festgestellt. Und der Völkerbund die auch noch fürchterliche Zahl von vierzig.

Ich halte es für vollkommen ausgeschlossen, daß die Eltern bei den sehr häufig vorkommenden Fällen dieser Art nicht wissen, was mit ihren Töchtern geschieht. Selbst wenn dies in einem einzelnen Fall zuträfe, muß der Rabbiner wissen, was los ist und müßte warnen. Auch das furchtbarste Elend in den polnischen Ghettos entschuldigt in keiner Weise die Handlungsweise solcher Eltern. Und die höhere Schuld trifft die offiziellen Vertreter und Verkünder der jüdischen Religion, die die Leute in dem abscheulichen nationalistischen Glauben lassen, es sei besser, sein Kind mit dem ersten besten jüdischen Schuft zu verheiraten als mit einem anständigen Andersgläubigen. Sowohl der amerikanische Vertreter des Völkerbundes als auch der Franzose Londres konnten nur durch Vermittlung schmieriger jiddischer Händler Zugang zu den jüdischen Kreisen bekommen.

Auch drüben in Südamerika ist die Kirche die letzte Schuldige an den ekelhaften Zuständen. Das Angebot in Europa könnte ja gar nicht so groß sein, wenn in Buenos Aires nicht eine Riesennachfrage wäre. In jedem Häuserblock befindet sich ein polizeilich genehmigtes öffentliches Haus. Es darf aber nach den gesetzlichen Bestimmungen „nicht nahe bei einer Kirche sein". Was aber zwingt die Männer zu dieser Art von behelfsmäßigem Geschlechtsverkehr, bei dem die Frauen nach kontrollierten Berechnungen sechs bis acht Minuten Zeit für den Einzelnen haben? Die unsinnigen, heuchlerischen Lehren der herrschenden katholischen Kirche, die von den Mädchen unnatürliche Enthaltsamkeit vor der Ehe verlangt und von den jungen Männern die heuchlerische Fiktion, als lebten auch sie ohne Frauen. Hier aufklärend zu wirken und den Konfessionen die verlogene Maske vom Gesicht zu reißen, sollte die wirkliche Aufgabe der larmoyanten Frauenvereine sein.

Technische Improvisationen von Rudolf Arnheim

Für Palucca

Solange in der Kunst der dargestellte Gegenstand den Wert und die Wichtigkeit der Darstellung bestimmte, taten die Künstler ihr Möglichstes, um ihre Arbeiten von allen Spuren des technischen Werdegangs zu befreien. Der Beschauer sollte nicht daran erinnert werden, daß ein Gebild von Menschenhand vor ihm stehe, und wenn man die Steinfigur eines ägyptischen Königs in ihrer unangreifbaren Politur ansieht, so liegt in der Tat der Gedanke fern, daß sie mit dem Meißel aus einem rauhen Block herausgehauen worden sei; vielmehr hat sie die Glätte des Organischen, des Lebens. Denkt man daneben an eine Figur von Rodin, die auch noch im Bronzeguß auf ihrer ganzen Oberfläche zeigt, wie die Finger des Meisters den weichen Ton geknetet haben, so wird der Unterschied klar: die Menschen der Neuzeit halten sich mehr an die Gestaltung als an den Gegenstand, und so stört es sie nicht mehr, wenn das Kunstwerk die äußerlichen Spuren des Geschaffenseins trägt. Ja es ist für uns Heutige sogar leichter, ein Werk zu verstehen, wenn es diesen Prozeß möglichst sichtbar zeigt — die deutlichen Pinselstriche und die auffälligen Palettefarben eines van Gogh erschließen uns den Sinn eines Gemäldes leichter als die verwischende Feinarbeit mancher alten Meister, deren Bilder mehr Seiendes als Gemachtes zu bieten scheinen. Auch in der neuern erzählenden und dramatischen Literatur finden sich Beispiele genug dafür, daß der Dichter die Illusion mutwillig zerbricht, den Schauspieler als Schauspieler entlarvt oder zu verstehen gibt, daß er mit den Personen seines Romans ganz nach Gutdünken umspringe. Und viele Theateraufführungen haben uns gezeigt, welchen eignen Reiz es gewährt, wenn das Bühnenhaus sich einmal seiner Weltlichkeit entkleidet, wenn die Drehbühne bei offenem Vorhang ihre Künste spielen läßt und die Dekoration sich als ein Haufen bemalter Versatzstücke und Vorhänge decouvriert.

Auch in der Tanzkunst läßt sich Ähnliches beobachten. Der klassische Balletstil wandte eine mühselige Sprung- und Spitzentechnik auf, um dem Publikum die beglückende Illusion überirdischer Idealmenschen zu verschaffen, die, der Gravitation nicht untertan, durch die Luft schwebten und, um zu stehen, nicht der breiten Basis der Fußsohle sondern nur einer schmalen Spitze, eines Auftippens bedurften. Aber es bestand ein Mißverhältnis zwischen der Wirkung und den Mitteln, mit denen sie erzielt wurde. Man mußte die biegsamen, schwachen Zehen künstlich versteifen, um sie so tragfähig zu machen. Indem man mit Hilfe des Menschen, wie er ist, den Menschen, wie man sich ihn wünschte, zu schaffen versuchte, vergewaltigte man den Bau und die Funktionen des irdischen Körpers. Es ist klar, daß bei einem so auf Schein gestellten Tanzstil nichts von der Technik der Herstellung zum Zuschauer dringen durfte. Denn zeigen, wie es gemacht wird, hieß ja hier, einen Zustand der Unvollkommenheit aufdecken, und grade die Vollkommenheit erst vermittelte die physiologische Annehmlichkeit des Schwebens, die auf den Zuschauer über-

sprang und ihn wie durch ein Rauschgift leicht machte, den schweren Panzer zum Flügelkleide werden ließ.

Der moderne Tanz brachte hier einen Umschwung. Er stellte den Menschen von Fleisch und Blut auf das Podium, ein Mädchen mit lebendiger, gebräunter Haut, das mit seinen hundertzwanzig Pfund Gewicht fühlbar auf dem Boden lastete. Auch jetzt noch wollte man Leichtigkeit und Anmut, aber die Schwerkraftsbegriffe waren nicht mehr aus Märchen, von der Luftschifferei und von den Insekten entlehnt, sondern man wollte nur noch zeigen, was ein wohlgebauter und wohlgeübter Körper in seiner natürlichen Funktion zu leisten imstande sei. Bald jedoch drohte nun die Gefahr von der andern Seite: man vernachlässigte, ja verachtete die Ausdruckskraft des Leibes. Das Publikum sah übermüdete und gramgebeugte Damen in grauen Bußgewändern über die Bühne wallfahrten und in unbestimmten Gesten ihrem Kummer Bewegung machen, ohne daß es für sie mehr Anteilnahme aufbrachte, als man nach Gottes Gebot einem leidenden Nebenmenschen eben zollen soll. Man hatte wohl den Eindruck, daß die tanzenden Mädchen sich ihr Teil dabei dachten, ja sie dachten sogar sicherlich zuviel, nur eben nicht daran, ihre Impulse genügend anschaubar zu machen. Diese Tänzerinnen hatten Verwandtschaft mit den Bildhauern und Malern der ersten Nachkriegsgeneration, die ebenfalls viele Gedanken im Kopf und wenige in den Fingern hatten.

Man hatte den innern Gehalt für die Tanzkunst erobert, aber den äußern aus den Beinen verloren. Ein Fortschritt konnte in dieser Situation nur wieder von der Seite der Technik her kommen. Tänzerinnen wurden gebraucht, deren Körper vollendet gebildet und ausgebildet war und die diese gymnastische Technik nicht nur besaßen sondern auch aus ihr, und nicht aus irgend welchen abstrakten Gemütszuständen, die Einfälle für ihre Tänze zogen. Wer einmal Paluccas „Technische Improvisationen" gesehen hat, wird am besten verstehen, was hier gemeint ist. Es ist bezeichnend, daß diese Nummer in Paluccas Programm grade auftauchte, als sie — der freudlosen Hausordnung von Frau Marys Wigwam endgültig entwachsen — zu wagen begann, dem sinnlichen Vergnügen an der Beweglichkeit und Ausgiebigkeit ihres Körpers unbekümmerten Ausdruck zu geben. „Technische Improvisationen" — die Tänzerin kommt in einem kurzen Turnkittel auf die Bühne, stellt sich auf, der Begleiter gibt irgend einen Rhythmus an, und nun tut sie zum Entzücken ihres Publikums fünf Minuten lang etwas, was man auf zweierlei ganz verschiedne Weise sehen und beschreiben kann.

Entweder: Palucca bringt, zum Takte der Musik, allerhand unzusammengehörige Ausdrucksbewegungen, die teilweise sehr lustig und parodistisch wirken; sie boxt, sie stept, sie schiebtdas Kinn nach vorn, winkt mit dem Kopf, schüttelt die Haare, tanzt Bauch, läßt ihren Oberkörper zusammenstürzen wie einen gefällten Baum, murmelt mit den Knien, mauschelt mit den Zehen. Oder aber: Palucca probiert systematisch ihren Körper durch, ob er auch mit allen Gliedern schön im Schuß ist; sie prüft die Halswirbel und die Kugelgelenke, die

Geschmeidigkeit der Bauchmuskeln, die Stoßkraft der Arme, die Zuverlässigkeit der Knie.

Beide Beschreibungen sind zutreffend, und das ist sehr lehrreich für das Verständnis dessen, was „tänzerischer Ausdruck" genannt wird. Ist Tanz eigentlich eine darstellende Kunst? Sicherlich gibt es darstellende Tänze, aber das, was zum Beispiel Palucca tut, ist der Musik viel ähnlicher als dem Theater. Ihre Bewegungen bedeuten etwas, auch wenn sie nichts darstellen, ebenso wie Farben und Formen — in der absoluten Malerei und den absoluten Filmen — etwas bedeuten können, auch wenn sie keine Gegenstände bezeichnen; ebenso auch wie die Musik gemacht wird aus Tönen verschiedner Intensität und verschiedner Tonhöhe, aus wiegendem, stoßendem, perlendem, schleichendem Rhythmus, aus Harmonie und Disharmonie — das Arbeitsmaterial des Musikers enthält diese Bewegungs- und Klangcharaktere, die zum Musizieren ausreichen, auch ohne daß sie etwas Gegenständliches (Seelisches oder Körperliches) „ausdrücken". Palucca gibt „Ausdrucksbewegungen", auch wenn sie nur turnen will: sie stößt den Arm vor, und das wirkt mutig, frech, angreiferisch. Zugleich spürt auch die Tänzerin diesen Mut, diese Angriffslust in sich — sie hat es sogar gründlich lernen müssen, auf den Gefühlscharakter ihrer Bewegungen zu horchen — niemals aber sind ihre Bewegungen nur Interpretation ihrer Gefühle, so wie etwa ein Matrose mit Signalflaggen Botschaften sichtbar übermittelt, sondern Bewegung und Gefühl sind ein und dasselbe Ding, auf zwei verschiednen Ebenen „abgehört". Gefühle schaffen nicht nur Bewegungen, sondern Bewegungen schaffen auch Gefühle: Knien und Händefalten macht fromm, und auf den Punchingball schlagen, macht wütend und angriffslustig. Die Tänzerin tut beides in einem, und ihre Bewegungen sind nicht etwa nur deshalb verständlich, weil sie sich mit Vokabeln aus unserm Seelenleben bezeichnen lassen, sondern diese Parallele bringt den Tanz nur unserm Gemüt, nicht aber unserm Kunstverständnis näher.

Wird also eine tänzerische Bewegung ausdrucksvoll genannt, so sollte damit nicht gemeint sein, daß sie etwas Seelisches deutlich veranschauliche; denn wir haben ja gesehen, daß die Tänzerin sehr ausdrucksvolle Gesten liefert, auch wenn sie nur trainiert — und damit lügt sie uns nicht etwa etwas vor. Ausdrucksvoll vielmehr ist eine Geste, die den ihr innewohnenden dynamischen Charakter sehr klar realisiert. Und solche „reinen" Gesten dienen nicht nur — wie beim Schauspieler — dem Ausdrücken sondern sind ein selbständiges Kunstmaterial, das sich darbietet, wenn man die Bewegungsmöglichkeiten des menschlichen Körpers ausprobiert.

Durchaus nicht alle Bewegungen sind ausdrucksvoll und zündend. Würden diese selben „Technischen Improvisationen" etwa von einer Palucca-Schülerin getanzt, so sähe das Publikum vermutlich zur Begeisterung wenig Anlaß. Dann hätten diese gymnastischen Übungen nicht die unerhörte Eindringlichkeit und Ausgeprägtheit, die schuld daran ist, daß sich dem Zuschauer die „Bedeutungen" solchen Gliederspiels so unmittelbar aufdrängen. Denn Schülerhaftigkeit besteht im Tanz nicht

nur darin, daß die Bewegungen unoriginell und bloß eingelernt sind sondern daß sie ungenau, verschwommen, kompromißlerisch, vieldeutig ausgeführt werden. Das ist, wie beim Schauspieler, nicht nur ein Unterschied der Schulung sondern auch des angeborenen Materials: nur gewissen Menschenkörpern eben läßt sich diese Präzision des Realisierens ablocken, nur sie bieten die notwendigen Voraussetzungen zum Tanz. Es gibt Körper von höchster Gelenkigkeit und Muskelkraft, die dennoch diese Anforderungen in keiner Weise erfüllen. So zeigt sich, in technischen Improvisationen, die Meisterschaft schon, ehe von Kunst die Rede ist.

Denn diese Improvisationen sind nicht Kunst und wollen keine sein. Sie sind unorganisiertes Material, katalogartig dargeboten. Von diesem Typus waren sehr vielfach die alten Ballettänze, und deshalb empfand man sie als leer. Sie enthielten, notdürftig geordnet, kleine Serien stereotyp anmutiger Bewegungen, die vielen Zuschauern gefielen, weil diese beim Ballett Schönheit in dem äußerlichen Sinne des bloß Angenehmen suchten. In einem wirklichen Tanzkunstwerk dagegen sind diese Bewegungen zu Gestaltungen verwendet. Wie ist denn so ein Tanz von Palucca aufgebaut? Zumeist hat er, wie ein Musikstück, irgend ein Thema; aber Thema bedeutet hier nun nicht: Leid einer Mutter oder Lachender Frühling oder Junger Krieger, sondern da ist etwa ein ausladender Schlittschuhschleifschritt, wie in dem Schönberg-Tango, oder ein schwebendes Imkreiselaufen, wie in dem ersten der neuen Bachtänze, oder ein verbocktes, verkrampftes Vorwärtsstampfen, wie in „Treibender Rhythmus", und dies Thema wird nun durch Variationen ausgestaltet oder durch Gegenmotive kontrapungiert, so daß eine geschlossene Komposition entsteht. So etwas heißt dann im Programm „In leichter Bewegung" oder „Weiter Glanz" oder „Stilles Lied", aber das soll den Zuschauer nicht auf „ausgedrücktes" Seelisches verweisen sondern ist nur psychologisch-lyrische Transkription der musikalischen Vortragsbezeichnungen, Con moto, Largo, Andante.

Die Balletteusen durften nicht zeigen, „wie es gemacht wird". Palucca darf es. Denn wenn sie ihre Technik sehen läßt, so bedeutet das niemals Aufdeckung von etwas Unvollkommenem, was noch vertuscht werden muß, weil es im fertigen Werk nicht mehr feststellbar sein darf. Vielmehr ist es Rohstoff, der nachher, im gestalteten Tanz, genau so deutlich vorhanden sein wird, nur eben gebunden. Ja es macht grade den Wert des Kunstwerkes aus, wenn seine Aufgabe mit den sinnlich so einprägsamen Elementarformen des betreffenden Materials gelöst ist und diese allenthalben aus der Gestaltung herausleuchten. Darum sind auch diese gymnastischen Exerzitien nicht unwürdig eines Publikums, das gekommen ist, um Kunst zu sehen. Denn sie sind nicht Vorzeichnungen und Hilfslinien, die ausradiert werden müssen, bevor das fertige Gemälde gezeigt wird — sie sind das Arsenal, aus dem die Künstlerin ihre Einfälle schöpft. Ihr dabei zuzusehen, ist lehrreich und schön.

Diese Häuser von Kaspar Hauser

Diese Häuser werden länger leben als du.
Du hast geglaubt, für dich seien sie gebaut.
Sie waren vorher da.
Du hast geglaubt: du wirst sie überleben.
Sie werden aber noch nach dir da sein.
Diese Häuser werden länger leben als du.

Wenn du durch die Stadt trollst
mit einem Papierpacken, den du gekauft hast, du Tropf —
weil das dein Leben ist:
acht Stunden herumzupetern,
um eine zu genießen,
und die verregnet...
wenn du durch die Stadt trottest,
dann sehn sie dich an,
die Herren Häuser,
und grinsen mit breiten Türmäulern:
Sie werden länger leben als du.

Wenn du von jener Dame kommst,
bei der du arbeiten läßt,
(oder sie bei dir — so genau ist das nicht zu entscheiden),
dann stehn diese Dinger herum,
die Häuser;
unzählige Male hast du deine Liebe an sie geklebt,
sie geben sie schwach wieder,
sie sind kalt.
Da stehn die Häuser,
und lassen in sich hausen,
und stehn wie die Mauern
— natürlich wie die Mauern —
und werden länger leben als du.

Wenn du zum Arzt gehst,
ob... ob nicht... vielleicht...
die Angst im Wartezimmer,
bevor du herankommst!
Nie wieder! schwörst du dir leise —
es ist dein dreiundachtzigster Schwur in dieser Beziehung...
wenn du zum Arzt läufst,
für nichts empfänglich, mit einer einzigen fixen Idee im Kopf:
dann häusern sie da um dich herum
und
— da kannst du machen, was du willst —
sie werden länger leben als du.

Und noch,
wenn sie dich zu Grabe blasen,
nein — heute blasen sie ja nicht mehr...
wenn sie dich in einem schwarz angestrichenen Wagen nach draußen fahren,
im Auto,
natürlich!
weil du es doch so eilig hast!
Denke: du könntest etwas versäumen!
Wenn sie dich einpflanzen
oder verbrennen,
so du 4 Mark 85 Mitgliedsbeitrag gezahlt hast
und ein Königlich Preußischer Freidenker bist —

wenn sie dich dahin expedieren,
wohin du, Sache Gewordener, dann gehörst,
weil du nun den andern tragisch-lästig fällst —:
dann stehn da die Häuser,
die deine Dummheiten seit deiner Geburt mit angesehen haben,
und sind länger Häuser, als du Mensch gewesen bist —

und werden länger leben
als du.

Nora 1930 von Erich Mühsam

Nora — ein überlebter Fall, eine Angelegenheit weit zurückliegender Tage. Genau vor fünfzig Jahren, im November 1880 war die deutsche Uraufführung im berliner Residenztheater, und daß Agnes Sorma uns Jungen die Nora zum unvergänglichen schauspielerischen Erlebnis machte, ist auch schon fünfundzwanzig Jahre her. Ich sah das Stück zum letzten Male ein oder zwei Jahre vor dem Kriege im münchner Residenztheater mit Johanna Terwin und Basil, eine saubere, kluge, den Provinzdurchschnitt stark überragende Aufführung, die dennoch den Eindruck hinterließ: ein überlebter Fall, eine Angelegenheit von vorgestern. Schön, die unverstandene Frau; jetzt wird sie ja gottlob verstanden. Helmer hat sich allmählich zu Nora bekehrt.

Der Krieg hat die Zeit mitten durch zerschnitten. Wir denken anders, wir fühlen anders, wir sehen, hören, verstehen anders, wir leben und erleben anders. Die Kunst muß das noch mehr spüren als jede andre Erscheinung der geistigen Kultur. Was uns ehemals erschüttert, erhoben, verklärt, beseligt hat, scheint uns schal, breiig, belanglos. Die Bühne steht vor neuen Aufgaben: Was sollen uns die privaten Schmerzen durch Wirrnisse aller Art aus dem Gleichmaß der Wohlanständigkeit geworfener Familien? Was soll uns der Ehebruch, das Verhältnis, das uneheliche Kind als Illustration zweifelhaft gewordener Gesellschaftsmoral? Die Bühne ist uns nicht mehr Erweckerin freundlicher oder böser Gesinnung für oder gegen die Träger dramatischer Handlungen, des Mitleidens oder Mitgenießens an noch so abseitigen Einzelschicksalen. Die Bühne ist uns Werbeanstalt für Kräfte, die im sozialen, im politischen, im ideologischen Kampfe bewegt werden sollen, ist tönende Glocke im Wirbel der großen gesellschaftlichen Umwälzung, ist Waffe und wehende Fahne im alle Lebenden schüttelnden Sturme wirklicher, ersehnter und werdender Revolution.

Im charlottenburger Schillertheater wird jetzt wieder Nora aufgeführt. Ich ging hin, um mich zu überzeugen, daß die Fäden zwischen 1880 und 1930 abgerissen sind, daß Henrik Ibsen im Kriege gefallen ist, daß die Palastrevolution der Frau Nora Helmer, weil der Herr Gemahl seine heroische Stunde verpaßt, eine Revolution im Jugendstil ist, von der kitschigen Komik alles dessen, was einst den Großvätern bilderstürmende Empörung schien und von den Vätern schon zum verbrauchten Gerümpel geworfen wurde. Nora 1930? Der Zettel versprach immerhin eine gute Aufführung.

Ja. Jürgen Fehling hat eine gute, eine sehr gute, eine wundervolle Nora-Aufführung zuwege gebracht und darüber hinaus noch etwas Größeres geleistet: Er hat Ibsens Puppenheim mit dem Staubsauger behandelt und zutage trat „das Wunderbare", nämlich die überraschende Tatsache, daß die literarische Innenarchitektur dieses Puppenheims keineswegs im Jugendstil gehalten ist, sondern modernste Dramenwirkung entfaltet, und daß „Nora" als gesellschaftsrevolutionäres Stück auf die Bühne von 1930 gehört. Diese Aufführung ist eine herrliche Rechtfertigung des seiner Zeit weit vorausblickenden Genies Ibsen und eine Neuentdeckung des Nora-Dramas als Zeitstück von epochaler Dauer.

Das Werk entstand in den Jahren, als „die Emanzipation der Frau" zum Schlagwort der Moderne wurde. Gesellschaftliche Momente verschiedener Art, vorwiegend wirtschaftliche, riefen die Vorläuferinnen der Frauenbewegung auf den Plan mit dem Anspruch der Gleichstellung mit den Männern, die allein die Gesetze und Konventionen einer Gesellschaft schufen, in der die sozialen Einrichtungen und Zustände steigende Anforderungen an die Leistungskraft der Frau stellten. Es war natürlich, daß die Dichter jener Tage die aus dem plötzlich entfachten Konkurrenzkampf der Geschlechter emporwachsenden Konflikte nicht ungenutzt ließen. August Strindberg nahm sie auf, um daran seine Grundanschauung zu erhärten, daß die schicksalhafte Tragik der Menschheit in der Geschlechtshörigkeit der Männer begründet liege. Ibsen stellte die ringende Frau auf die Bühne, indem er ihr die Rolle des handelnden Menschen zuwies. Diese Zeitgebundenheit des gesellschaftlichen Hintergrundes hat der Auffassung zur allgemeinen Geltung verholfen, in Helmer habe Ibsen den Mann schlechthin vorführen wollen, der kraft jahrtausendalter Tradition das Recht des herrschenden Geschlechtes gegen das unterdrückte vertritt, in Nora die Frau, die aus der Ergebenheit als Spielzeug des häuslichen Gebieters schrill erwacht, in der Kläglichkeit des Gatten vor der drohenden Bloßstellung seiner männlichen Würde ihren weiblichen Stolz verletzt fühlt und, eins zwei drei zur Frauenrechtlerin emanzipiert, Mann, Heim und Kinder verläßt, um „das Wunderbare" zu suchen, die Welt, in der ihrem Frauentum die Anerkennung als vollgültiges Menschenwesen zuteil wird.

So ist „Nora" vor dem Kriege immer gegeben worden, ein Propagandastück für eine infolge allgemeiner Anerkennung längst vergilbte Idee. Jetzt wissen wir es anders. In der Fehlingschen Inszenierung stehen Helmer und Nora einander nicht mehr als Inbegriffe von altmodischem Mann und moderner Frau gegenüber sondern durchaus als Vertreter von Bürgerlichkeit und Menschentum. Das bürgerliche Leben, spielerisch, dem Wohlleben und dem Ansehn bei den Nebenmenschen zugewandt, ohne Tiefen, ohne ernste Störungen, verschönt von ehrgeizbefriedigenden und klingenden Erfolgen des Advokaten, das ist der Inhalt der mit drei Kindern gesegneten Ehe, die beiden Teilen solange keine Fragen stellt, wie ihr innerer Bestand von keiner Anforderung an Größe erprobt wird. Diese Erprobung erfolgt, als eine lange zurückliegende

Handlung Noras ans Licht tritt, eine Handlung, begangen aus Liebe zum Manne, eine Handlung des Anstands, die nach keinem geschriebenen Rechte fragt, die dem freien Menschen selbstverständlich, die aber bürgerlich verpönt und strafbar ist und also vom unreifen Menschen unbesehen und ungeprüft verurteilt wird. Nora hat die Unterschrift unter dem Schuldschein gefälscht; das war recht so, weil es aus Liebe geschah und niemanden schädigte. So denkt sie in ihrem unbürgerlichen Herzen, und erst als sie erfährt, daß es eine verbotene Tat war, die dem Manne entgolten werden soll, versucht sie, sie ungeschehen zu machen. In dieser Qual unter Krogstadts Drohungen kommt ihr der erste Zweifel, wie sich Helmer verhalten werde, wenn er das Geheimnis erfährt, das sie ihm nur verborgen hat, um seinen Stolz zu schonen, und nun hofft sie, er werde das Recht nicht bürgerlich werten und, wie sie, das tun, was einem freien Menschen als Anstand ziemt, die Tat auf sich nehmen. Aber schon weiß sie auch, daß diese Haltung des Gatten „das Wunderbare" sein würde. Er benimmt sich im entscheidenden Augenblick so, wie sich eben ein Bürger im Gegensatz zum freien Menschen benimmt: jämmerlich, gemein, haltlos und egoistisch, beschimpft Nora und kündigt ihr die eheliche Gemeinschaft auf, zugleich schon besinnend, daß man nach außen nichts davon merken dürfe. Und den letzten Schlag erhält ihr rechtliches Empfinden, als die Gefahr vorbei ist, als sich die Angst um die bürgerliche Reputation als nicht mehr begründet erweist. Da ist die ganze Schandtat nicht geschehen, für Helmer, den Bürger, ist alles wieder in Ordnung, Nora ist wieder sein Spielzeug; der Schuldschein ist verbrannt, die Ehe unbeschädigt und glücklich.

Jetzt wirft Nora ihr an Helmer gekettetes Leben fort; jetzt erkennt sie, daß sie einem „fremden Mann" drei Kinder geboren hat, jetzt vollzieht der anständige Mensch die Trennung von der Bürgerlichkeit, die im Puppenheim von Schmutz starrt. Ist das eine Dramatisierung der Frauenemanzipation? Der Zeitstreit um diese Frage spielt nur insofern hinein, als Ibsen der Frau die Rolle des rechtlichen, aber vorurteilsfreien Menschen übertragen hat, dem Manne aber die des der offiziellen Moral verknechteten Bürgers. Hätte der Dichter für die in den Konkurrenzkampf mit dem andern Geschlecht gezwungene „emanzipierte" Frau plädieren wollen, so hätte er wohl Frau Linde, aber nicht Nora die Handlung tragen lassen.

Die Fehlingsche Auffassung rechtfertigt vollständig die Belebung des Dramas in der Gegenwart. Der bürgerliche, das heißt vorurteilsvolle, unfreie, von den Wertmaßen der herrschenden Umwelt innerlich und äußerlich abhängige Mensch ist, von höchsten Gesichtspunkten betrachtet, der gesellschaftliche Pfosten, an dem sich heute mehr als je eine im Fundament schwankende Welt festhält. Gegen ihn kehrt sich die Revolution, die der Freiheit im sozialen wie im kulturellen Betracht zustrebt. Den Bürger, den Spießer, den Angstkorrekten hat Ibsen treffen wollen; denn Ibsen wußte von Freiheit und hat sich zu ihr bekannt in Formen, die manchem Parkettgast unter seinem bewundernden Publikum die Haare hochtreiben würden.

Vorkriegszeit von Morus

Rüstungsgeschäfte

Soweit also sind wir wieder: beim Festessen zwischen Eisbombe und Käsestangen und im soliden Bureaugespräch wird eifrig die Frage erörtert, wann es wieder losgeht, in zwei Jahren oder erst in drei Jahren. Natürlich wills bei uns keiner, natürlich wollen es nur die andern. Aber im Effekt läuft es auf dasselbe hinaus. Viele meinen, daß sogar schon 1932 der nächste Weltkrieg fällig ist, und richten sich vorsorglich darauf ein. Die kühlen Kaufleute begegnen sich dann mit dem General Ludendorff, der sich schon lange auf den 1. Mai 1932 festgelegt hat und dafür auch eine präzise Begründung liefert:

> Wir haben es unter den zu dem Weltkriege treibenden Machtsystemen mit abergläubischen Menschen zu tun, die in dem tiefstehenden Aberglauben der jüdischen Kabbala befangen sind. Die eingeweihten Juden, Freimaurer und Jesuiten sind Kabbalisten, wenn auch im verschiedenen Umfange.
>
> Sie fühlen sich nachweislich durch ihren Aberglauben bei Bestimmung des Zeitpunktes, an dem eine ihrer politischen Handlungen, besonders ihre Revolutionen im Kriege, beginnen soll, an die kabbalistischen Zahlengesetze, ebenso sklavisch und angstvoll gebunden, wie andre an die „günstigen und ungünstigen Tage" der astrologischen Berechnungen. Der 1. Mai 1932 ist nun einmal nach diesem kabbalistischen Aberglauben ein besonders günstiger, ja „heiliger", Tag, für den Beginn des Krieges.

Dieser kleine Wahnsinnsausbruch kann aber nichts daran ändern, daß Ludendorff in seinem neuen Opus „Weltkrieg droht!" den Ausgang dieses Krieges, in dem Deutschland an der Seite Mussolinis in wenigen Wochen von Frankreich, Polen und der kleinen Entente kaputt gehauen wird, wahrscheinlich viel klarer sieht als der Massenchor der deutschen Mussolinisten. Für die Mitläufer in den Bank- und Industriebureaus, die noch immer glauben, mit der Anrempelung Frankreichs und Polens sei etwas getan, sollte man eine kabbala-freie Übersetzung der Schrift Ludendorffs anfertigen. Sie wäre sehr lehrreich.

Bei so freundlicher Grundstimmung kann es nicht Wunder nehmen, daß an den Börsen auch die Kriegswerte wieder hoch im Kurse stehen. Die Aktien der großen internationalen Rüstungskonzerne sind von der allgemeinen Börsenderoute freigeblieben. Entgegen dem sinkenden Börsenindex haben sie sich im Kurs gehalten und sind zeitweise sogar noch mächtig in die Höhe geklettert. Die größte englische Rüstungsfirma, die Vickers-Gesellschaft, hatte in der ersten Hälfte des Jahres ihre Aktionäre insofern etwas enttäuscht, als sie keine Dividende ausschüttete sondern den stattlichen Reingewinn zur Auffüllung ihrer Reserven verwandte. Aber inzwischen hat auch die Rüstungsbörse wieder neuen Mut geschöpft, und die Vickers-Aktien sind von 6½ auf 7¼ Pfund gestiegen. Der größte französische Rüstungskonzern, Schneider-Creusot, hatte, im Gegensatz zu den übrigen „schweren" Werten, seit Anfang des Jahres bis in den Herbst hinein ununterbrochen Kurssteigerungen aufzuweisen; nur die pariser Börsenkrachs der letzten

Wochen haben auch der Schneider-Creusot-Aktie eine kleine Einbuße gebracht.

Beim Börsengeschäft ist es üblich, in der Bewertung künftige Entwicklungen vorwegzunehmen; und wer zweifelt daran, daß die Entwicklung der Rüstungsindustrie zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Aber auch die Ergebnisse des letzten Geschäftsjahres sind allenthalben durchaus beruhigend für das Rüstungskapital. Schneider-Creusot, beispielsweise, war in der Lage, sich in Mexiko neue Kupferminen zuzulegen und in Frankreich selbst ein großes Hochofenwerk anzugliedern. Noch imposanter sind die Fortschritte der Skoda-Werke in der Tschechoslowakei, deren Aktienmajorität gleich nach dem Kriege an Schneider-Creusot gekommen ist. Der Umsatz der Skoda-Werke hat sich in den letzten Jahren verdoppelt und beträgt jetzt mit 1½ Milliarden Kronen, das heißt: mit fast 200 Millionen Mark, mehr als das Siebenfache des Aktienkapitals. Der Reingewinn ist seit 1926 um die Hälfte gestiegen, und der Aktienkurs hat sich, seitdem Schneider-Creusot sich in der Tschechoslowakei engagiert hat, verfünffacht. Es ist begreiflich, daß die Tschechen bei aller Freundschaft zu Frankreich nun auch etwas mehr von dem Fett abschöpfen möchten und daß die stärkste prager Bank, die Zivnostenska, Schneider-Creusot den Vorrang bei Skoda streitig macht.

Und das alles müssen unsre Friedensfreunde im Ruhrgebiet mitansehen, ohne an der großen Tafel der internationalen Rüstungsindustrie ihren alten Platz wieder einnehmen zu können. Gewiß sind für die nächsten sechs Jahre rund 300 Millionen Mark vorgesehen, und da solche Bauten ja regelmäßig mehr kosten, als die Bauherren veranschlagen, wird man wohl nicht weit hinter einer halben Milliarde zurückbleiben. Für das neue Etatjahr sind 10 Millionen Mark mehr vorgesehen als für 1930. Aber was ist das schon gegen das frisch-fröhliche Wettrüsten der Andern. Und was könnten wir grade jetzt für herrliche Notstandsprogramme auf dem Gebiet der Kanonen- und Panzerplattenfabrikation durchführen, wenn wir könnten, wie wir wollten. Zehntausende, was sage ich, hunderttausende Erwerbslose würden in den Rüstungswerken ein Unterkommen finden, der Arbeitsmarkt wäre auf wahrhaft vaterländische Art entlastet, und wir würden an Krupp von der Krise genesen.

Da dieses Arbeitsbeschaffungsprogramm sich einstweilen leider nicht durchführen läßt, müssen wir wie Bettler die Brosamen auflesen, die von dem Tisch der andern abfallen. Der Handel mit Kleinwaffen macht gute Fortschritte, auch im Exportgeschäft stehen wir da unsern Mann. Um diesen aussichtsreichen Wirtschaftszweig noch besser auszubauen, bemühen sich zur Zeit strebsame Waffenhändler und Agenten um eine großzügige Finanzierung. Es soll zwar in Berlin Bankiers geben, die Geschäfte dieser Art a limine ablehnen, aber sicher werden sich bald weniger bedenkliche Finanziers finden und die Sache richtig in Schwung bringen. Denn die Nachkriegszeit ist vorüber — wir stehen wieder mitten in der Vorkriegszeit.

Es kriselt in Frankreich

Das Herzeleid vieler guten Leute darüber, daß Frankreich, grade Frankreich, von der Weltkrise verschont blieb, kann gelindert werden. Zwar ist die französische Wirtschaft noch weit entfernt von dem Arbeitslosenelend der großen Industrieländer, und sogar die Reservearmee, die Frankreich für schlechtere Zeiten in seinen zwei Millionen ausländischen Arbeitern hat, braucht noch nicht reduziert zu werden. Aber es kriselt auch im Westen, und wie ein Jahr zuvor in Amerika zieht von der Börse und von den Banken her ein Gewitter auf. Der Krach des Großspekulanten Oustric, der Zusammenbruch des alten Bankhauses Adam hat eine beträchtliche Unruhe erzeugt. Die Sparer holen verängstigt ihr Geld von der Bank, und die Häuser, die nicht niet- und nagelfest sind, geraten dadurch in Konfusion. Neben Oustric ist auch schon ein zweites Spekulantenzentrum, die Finanzgruppe des Bankiers de Vilder, vom Schlag gerührt worden, und die französischen Petroleuminteressen in Polen sind in Mitleidenschaft gezogen.

Nun scheint aber ein drittes, weit mächtigeres Gebäude ins Wanken zu geraten. Der rührigste und expansivste französische Automobilkonzern, das Unternehmen des Herrn André Citroën, muß sich eine Umlagerung gefallen lassen. Es ist nicht das erste Mal, daß Citroën einer Reparatur bedarf. Doch seitdem er unter die Obhut des Bankhauses Lazare Frères gekommen war, schien er finanziell für lange Zeit sichergestellt zu sein. Aber auch Lazare Frères, die bisher in Frankreich eine ähnliche Stellung einnahmen wie in Deutschland etwa Mendelssohn und als Staatsbankiers Poincarés während der Stabilisierung sich besondere Verdienste erworben hatten, sind jetzt offenbar nicht mehr in der Lage, Citroën zu tragen. Als glücklicher Erbe tritt Herr Horace Finaly auf den Plan, der Beherrscher der Banque de Paris et des Pays-Bas, der Jacob Goldschmidt von Paris. Um den Zwischenfällen zu entgehen, die bei solchen Transaktionen leicht vorkommen können, hat der wirtschaftspolitische Beirat des Herrn Citroën bereits den Wagen verlassen: Herr Serruys, der jahrelang autokratisch die französische Außenhandelspolitik leitete und dann zu Lazare und Citroën abschwenkte, ist ausgestiegen, um weitern Komplikationen zu entgehen.

Aber die Franzosen sind bei solchen Gelegenheiten sehr übelnehmerisch und nachtragend. Der Justizminister Péret mußte über die Klinge springen, auch den Unterstaatssekretären, die fallen gelassen wurden, hat man eigentlich keine Schandtaten nachgewiesen. Wenn daraus in Deutschland meistens gefolgert wird, daß in jeden französischen Geschäftsskandal Politiker verwickelt sind, so muß man hinzufügen: in Paris ist sehr viel Schmutz vorhanden, aber von Zeit zu Zeit wird, zum Unterschied von Orten, die uns näher liegen, dort auch gründlich aufgewaschen. Ob Tardieu selbst das große Reinemachen überstehen wird, das er jetzt nach einigem Zögern begonnen hat, ist noch fraglich. Gute Kenner des französischen Terrains meinen, daß auch diesmal wieder zum Zeichen, daß die Tugend über die Untugend siegt, der siebzigjährige Poincaré gerufen und kommen wird.

Ueber Theater und Kritiker von S. J.

Nur in der Ordnung, daß das Theater nach den erfolgreichen Kriegen Wilhelms des Ersten organisch aufblühte, nach dem erfolglosen Kriege Wilhelms des Letzten tropisch wuchernd verfault. Nach dem Frieden von Frankfurt war Zweck und Ziel gewesen, für jedes Drama den eignen Stil zu finden und die Aufführung dieses Dramas zum congenialen Kunstwerk aus einem Guß zu machen. Nach dem Kriegsunterbrechungsakt von Versailles überzog für die Gaffgier eines nervenkranken Geschlechts von Schiebern, Hasardeuren und Kokaïnisten die Episode des Lupercalienfestes flechtenartig die gesunde Haut einer edlen Dichtung.

*

Ein Gegenstück zur ‚Verrohung in der Theaterkritik' hätte heute von der Verweichlichung in der Theaterkritik zu handeln. Der Fall Wagner schreckt. Kein Hanslick will als Beckmesser auf die Nachwelt gelangen. So finden Pfuscher, die kleingestampft zu werden verdienen, statt der benagelten Stiefel behandschuhte Finger.

*

Wenn ich drei Stunden über Thielscher gelacht habe, bin ich am nächsten Tage arbeitsfroher, als wenn ich vor ‚Baumeister Solneß' in stiller Fassung so lange verharrt habe, wie sie eben reichte.

*

Für die deutschen Theaterdirektoren bedeutet eine Dichterleiche mehr auf dem robusten Gewissen nicht viel. Sie schmeißen sie ins Massengrab und sorgen dafür, daß sie sich noch umdreht.

*

Was mit der Feder geschieht, werde mit der Feder vergolten. Wer für sich die Erlaubnis zu schrankenloser Meinungsäußerung beansprucht, gewähre sie auch. Ich habe hundertmal geschrieben, wie bedrückend unritterlich mir das Handwerk erscheint, die — meistens doch unfreundliche — Wahrheit über einen Menschen zu sagen, der nicht den Mut oder nicht die Fähigkeit hat, seine Wahrheit über uns Kritiker zu sagen, und welche Erleichterung mir Jeder verschafft, der kräftig zurückschimpft.

„Jahr der Bühne" 1920/21

Bemerkungen

Der Exodus

Da lesen wir manchmal in den Zeitungen:

„Während der Rede des Kommunisten Mittermeyer verlassen die Mitglieder der Regierung und die meisten Abgeordneten den Saal."

Die Abgeordneten mögen tun, was ihnen Freude macht. Aber die Regierung? Wozu ist eigentlich ein Parlament da?

Jeder Abgeordnete, wer es auch sei, repräsentiert mindestens 60 000 Stimmen; die 60 000 Leute, die ihn gewählt haben und sosolala seiner Meinung sind, wollen durch ihn im Parlament vertreten sein: er ist ihr Mund. Und wo ist das Ohr —?

Die Regierung glaubt, daß es eine Auszeichnung bedeute, wenn ihre Vertreter geruhen, eine Rede mitanzuhören. Sie irrt. Es ist ihre Pflicht. Ich spreche nicht von den Ausnahmefällen, wo eine ungebärdige Opposition derart schimpft, daß es keinem zugemutet werden kann, zuzuhören. Aber wenn ein KPD.-Mann oder ein Nationalsozialist allerschärfste, aber saubere Opposition macht —: wozu habt ihr eigentlich ein Parlament, wenn ihr nicht hören wollt, was Teile der Bevölkerung durch ihre Vertreter zu sagen haben? Es sei dumm? Und ihr wißt es schon? Dann macht die Bude zu. Entweder man hat einen Parlamentarismus oder man hat keinen. Dann mache eine offene Diktatur.

Dieser Parlamentarismus, der längst seine eigne Karikatur geworden ist, erstarrt immer mehr in törichter und leerer Geschäftsroutine. Maßgeblich ist für die Beamten der Regierung nur, was jene Beamten des Parlaments daherreden, die die Mehrheit haben. Der Rest fällt glatt unter den Tisch — so, wie die Meinung der vierzehn Millionen Deutschen, die gegen die skandalöse Fürstenabfindung gestimmt haben, unter den Tisch gefallen und nicht einmal in der Höhe der Abfindung berücksichtigt worden ist. Ist das Demokratie —? Das ist keine.

Dieser Auszug der Kinder Israel erfolgt nun jedesmal, wenn ein unbequemer Mann auf der Tribüne steht, der keine Mehrheit hinter sich hat, also der Regierung nicht gefährlich werden kann. Solches ist ein Schlag gegen die Wähler.

Bleibt also dem boykottierten Redner nur noch die dünne Zuhörerschaft im Parlament und dann die Presse: der Reichstagsbericht. Und wie sieht der aus —?

Darüber wollen wir Pantern hören.

Ignaz Wrobel

Der Reichstagsbericht

Ich weiß nicht, ob Sie sich besinnen ... wir haben in Deutschland einen Reichstag. Meist ist er vertagt — aber manchmal ist er auch da. Die Tribünen sind klein; es ist nicht jedermanns Sache, sich da anzustellen. Radio wollen die Herren Abgeordneten nicht ... sie haben Angst, die Antennen könnten sich verbiegen. Da sind wir denn also auf die Reichstagsberichte in den Zeitungen angewiesen.

Die sehen ulkig aus. Jede Zeitung bringt nur Ausschnitte — und wie ist das geschnitten! Sie schneiden sich heraus: die Ministerreden sowie die Rede des Abgeordneten der Partei, der die Zeitung angehört oder der sie nahesteht. Das ist verständlich. Die Reden der Gegner aber richten sie derartig zu, daß nur noch übrig bleibt: „Abg. Krummholz (Nat.-Soz.) macht auf die Zustände im Ruhrrevier aufmerksam." Und dann wieder eine lange Rede des befreundeten Parteimannes. Muß das so sein —?

Nein, das muß gar nicht so sein.

Was die Zeitungen da machen, ist recht töricht. Wenn ein Parlament überhaupt einen Sinn haben soll, dann ist es doch der, daß sich die verschiedenen Meinungen untereinander ausgleichen. Dazu muß man sie erst einmal alle kennen. Ich weiß sehr gut, daß im Reichstag Reden zum Fenster

hinaus gehalten werden — aber das Fenster ist ja verschlossen! Der Kommunist spricht für seine Parteizeitungen; der Nationalsozialist auch; der Hugenberg-Mann auch ... alle ignorieren den Gegner, indem sie seine Rede so zusammenhauen, daß kaum etwas von ihr übrig bleibt. Für wen spricht der Mann also?

Es ist auch deshalb dumm, die gegnerischen Reden zu ignorieren, weil so der Leser immer nur das hört, was er schon weiß und wovon er längst überzeugt ist. Ist das Demokratie? Das ist Schwindel. Natürlich hat ein Nationalsozialist genau dasselbe Anrecht, in einer Demokratie gehört zu werden, wie jeder andere auch; es wäre zum Beispiel sehr klug gewesen, die ersten Nazi-Erklärungen ganz ausführlich zu veröffentlichen: man hätte nämlich dann ihre schreckliche Gedankenarmut noch besser zu schmecken bekommen. Nichts davon geschieht — für teures Geld lassen sich die Zeitungen den verstümmelten Bericht telephonieren, der keiner mehr ist, oder sie zerschneiden die Bogen des Wolffschen Telegraphenbüros oder der Telegraphen-Union. Es ist ein Elend.

Vorschlag zur Vernunft:

Man redigiere durch eine paritätische Kommission im Reichstag nach den Stenogrammen zwei Berichte: einen ausführlichen und einen gekürzten. Die Zeit drängt, wie? Tut euch doch bloß nicht so amerikanisch! Am nächsten Morgen kommt der Bericht immer noch zurecht. Und dann ist er wenigstens anständig: es ist sehr wohl möglich, alle Reden ganz gleichmäßig zu kürzen, so daß die Wiedergabe alles Wesentliche enthält. Man zwinge die Zeitungen durch Gesetz, diesen Bericht zu veröffentlichen; will ein Blatt die Reden mancher Abgeordneter ausführlicher bringen, so mag es das tun. Dann hat wenigstens jeder Redner sein Minimum in der Presse. Und dann wird keiner mehr gegen eine Wand sprechen, sondern wirklich zum Volk.

Was die Parteipresse aber gar nicht will. Es könnte dann nämlich Gottbehüte herauskommen, daß die Meinungen der andern auch bemerkenswert sind und daß der Gegner nicht nur Unsinn schwatzt oder doch den gleichen wie alle. Worauf also wohl alles beim alten bleiben wird.

Peter Panter

Werner Scholz

Die Architektur ist offenbar an eine gewisse Grenze gelangt. Keineswegs schon an ihr Ziel. Aber so ziemlich bis an den Punkt, den sie innerhalb der gegebenen gesellschaftlichen Verfassung erreichen kann. Das zusätzliche Reichswohnungs-Bauprogramm, das Gemeinschaftsanlagen untersagt, Badezimmer verhindert, vier Wohnungen an einem Treppenpodest zuläßt, ist ein trauriger Rückschritt hinter den Standard, den Wohnungsfürsorge und gemeinnützige Wohnbau-Gesellschaften aufgestellt hatten. Der vielbesungene „kollektive Stil" wächst nicht so schnell in den Himmel. Er wächst einstweilen nur bis zur en gros-Fertigung mit Norm und Typ, die dem bauenden Kapital willkommen sind. Der Mensch bleibt eine Nummer.

Weiter kann die Architektur erst kommen mit einem neuen Bauherrn. Als der ADGB. seine Bundesschule in Bernau nach dem kühnen und unerbittlich konsequenten Plan von Hannes Meyer baute, hatten wir in diesem Zusammengehen eines sozialistischen Bauherrn mit einem Architekten, der sich selbst als einen „marxistischen Architekten" bezeichnete, wohl den weitesten Vorstoß in ein neues Bauen. Der vollendete Bau ist zwingend, überzeugend; aber den ADGB. reut sein Wagemut längst, er vermißt in Bernau die „Stimmung", und wo heute Gewerkschaften bauen, gilt ihre Hauptsorge der Bekleidung der Fassade mit Travertin.

Jene Architekten, die die Umbiegung des neuen Bauens zur Konfektion nicht mitmachen, neigen neuerdings zum Glaubensstreit um Dogmen.

Pionierarbeit für die moderne Baukunst hatte vor einem Jahrzehnt die Malerei geleistet. Innerhalb der Malerei geschah die Klärung vom solipsistischen Expressionismus zum sachlich-kollektiv gerichteten Konstruktivismus, aus dem das neue Bauen sich erhob. Während einer Periode stürmischen Vormarsches der Architektur trat die Malerei zweifellos in den Hintergrund.

Heute nun beobachten wir innerhalb der Malerei wieder ein stärkeres, volleres Leben, eine neue Energie. Eine ganze Reihe von jungen Malern taucht in den Ausstellungen auf (oder taucht auch noch nicht auf), die nicht mehr Epigonen irgend eines Ismus sind, und bei ihnen allen hat der Mensch eine neue Kraft der Nähe und eine neue Eindringlichkeit.

Wieder also scheint die Malerei als die beweglichste, menschennaheste und... relativ ... am wenigsten kapitalgebundene Kunst zu einer Pionierarbeit berufen. In dem Zeitpunkt, da die Architektur vor Dogmenkämpfen zu vergessen droht, daß sie für Menschen und nicht für Nummern baut, da sie vor der „Wohnung als Existenzminimum" auf der Stelle exerziert, stellt die Malerei den Menschen als das Zentrum aller Arbeit wieder vor uns hin. Diese Malerei setzt dort ein, wo van Gogh aufhörte, und sie ist sozialistisch.

August Wilhelm Dreßler war zumindest ein Vorläufer. Otto Nagel kommt aus dem Proletariat. Er und Heinrich Ehmsen sind schon bekannt geworden. Auch Kleinschmidt gehört hierher. Neuerdings treten Josef Scharl und Curt Weinhold hervor. Paul Mahringer und Werner Luft ein Zeichner von Qualität und Wahn, der mit seltener Disziplin an sich arbeitet, dürften bald bekannt und anerkannt sein. Werner Scholz aber zeigt eben jetzt bei Neumann-Nierendorf eine Ausstellung, die eine ganz große Freude ist. Bei Scholz wird in einer vollendeten Durchdringung des Abstrakten mit dem Gegenständlichen das Bild des Proleten... nach den Graphikern Zille, Kollwitz, Grosz... monumental. Wie bei Scholz die kostbare Lebendigkeit der Malerei nicht zur Schönfärberei wird — wie leider mehr und mehr bei Grosz — sondern zur Vitalität; wie bei ihm die Stärke der Empfindung sich restlos, schlackenlos umsetzt, ohne Spur des Illustrativen, in das Bild... das ist befreiend und gibt eine große Hoffnung.

Adolf Behne

Ein amerikanischer Sommernachtstraum

Von Allah, dem Propheten, wird berichtet, daß er eines Tages seine Öllampe umstieß und in der Sekunde, da er das Öl ausfließen sah, entrückt wurde und von dem Engel Gottes begleitet einen jahrtausende langen Flug durch alle Welten und Zeiten antrat. Als er aber aus seiner Entrückung erwachte, da sah er, daß das Öl noch immer aus der Schale floß. Denn eine Sekunde kann wie tau-

send Jahre sein, und tausend Jahre wie eine Sekunde.

Diese uralte mystische Erkenntnis ist die Voraussetzung eines der bezauberndsten amerikanischen Bücher, die uns die letzte Zeit brachte: Christopher Morley „Kinder im Traum" (Bruno Cassirer Verlag, Berlin). Das, was dem Propheten Allah, dem sagenhaften Mönch von Heisterbach, einigen chinesischen Weisen passierte, die Aufhebung des irdischen Zeitbegriffs, das geschieht in dem amerikanischen Buch mit einem kleinen amerikanischen Jungen auf seiner Geburtstagsgesellschaft. Es ist die intensive Versenkung in ein Problem, die jene Entrückung möglich macht, und die brennende Frage heißt: Wie haben es die Erwachsenen? Fühlen sie sich glücklich, da sie uns Kindern gegenüber so überlegen tun? Von sich aus sagen sie doch nicht die Wahrheit, man muß sie ausspionieren!

Ja, und die Gnade — oder die Grausamkeit — des Allmächtigen macht diesen Wunsch zur Wahrheit. Der Junge Martin wird plötzlich in die Welt der Erwachsenen versetzt, nur daß diese Erwachsenen seine ehemaligen Spielgefährten sind, die nun ganz in jene Welt der Geheimnisse eingegangen sind. Auch Martin ist zwanzig Jahre älter geworden, aber nur äußerlich, denn er trägt die Maske des Spions, innerlich ist er der Junge von der Geburtstagsgesellschaft, der unbedingt wissen will, wie „es" ist. Er erfährt die grausame, vernichtende Wahrheit, man kann vor ihm nicht mehr verheimlichen, daß das Leben der Erwachsenen nicht weniger verwirrend, ungewiß und ängstigend ist, als das der Kinder, denen man auf jede bange Frage nur ein „Dazu seid ihr noch zu klein" zu antworten weiß. Auch die Erwachsenen sind dazu noch zu klein, und das Auftauchen eines ganz, ganz kindlichen Menschen in ihren Kreis erhöht nur die Beklemmung, die Ratlosigkeit, die Nähe des auslöschenden Todes. Der Kosmos der Erwachsenenwelt darf das Kind nicht dulden, denn es hebt ihn auf, zerstört ihn. Und so stellen sich die zu Erwachsenen gewordenen Kinder entweder feindlich gegen Martin, oder sie begehren ihn mit einer unkindlichen Liebe. Er aber bleibt der Fremdling, der Spion, der Eindringling.

Und das Zauberspiel der verwirrend mondhellen Sommernacht, der Traumspuk rollt ab. Eine Nacht voll der Erscheinungen und Verwandlungen, der ungewissen Konturen, der scharfen Schatten. Niemand findet Schlaf, das Kind Martin hat sie alle in tastende, klagend suchende Unruhe versetzt, Pucks Zaubersaft blendet die Augen. Aber dieser Sommernachtstraum hat keine versöhnende Lösung: das Aufwachen geschieht mit einer grellen Disharmonie; Tod und Vernichtung sind das Ergebnis jenes Spionengangs eines Kindes in die Welt der Erwachsenen.

Es ist erstaunlich, daß ein solches Buch grade aus Amerika kommt, aber es beweist vielleicht, daß es falsch war, die Amerikaner unbedingt auf die Großstadt, auf jene obligate Häufung von rasenden Untergrundbahnen, wilden Bootleggerbanden, rücksichtslosen Geldmachern und blonden Revuegirls festzulegen. Es scheint auch drüben in der neuen Welt einen geheimen Lyrismus, eine sehr englische Versponnenheit in das Märchen zu geben. Das Neue daran ist, daß man ein wirkliches Verwandlungsmärchen aus sehr gegenwärtigen Menschen aufbauen kann, einem Reklamefachmann und seiner leise enttäuschten Frau, einer Malerin und einem Babbitt.

Wolf Zucker

Der entlarvte Lubitsch

„Erkenne dich selbst!" sagt der Dichter.

Dies ist zu untersuchen: ich kam aus der „Liebesparade", dem Operettenfilm Lubitschs, in wunderbarer Schwipslaune nach Hause. Ich trällerte die Schlager Victor Schertzingers, und das kann jedem passieren, so sehr auch Stefan George vor dem ent-

nervenden Einfluß aller Musik gewarnt hat. Ich freute mich. Aber da begann ich schon — mißtrauisch wie ich bin — mir genau zu überlegen, warum mir dieser Tonfilm denn so sehr gefallen hatte. Anfangs dachte ich einfach, es sei Chevalier gewesen, der es mir angetan hatte, dieser unverschämt nette Lausbub mit der gutmütigen, bezwingenden Frechheit. Dann dachte ich, es könnte auch die reizende Jeanette MacDonald gewesen sein. Schließlich wollte ich Lubitsch alles in die Schuhe schieben, denn ein paar Regiepointen, die mir einfielen, umfingen mich noch einmal mit Glückseligkeit.

Aber ich ging mir — mißtrauisch wie ich bin — nicht in die Falle. Was hatte mir an diesem Film gefallen? Ich dachte schärfer nach. Mir kam ein Einfall. Ich wühlte in alten Zeitungsausschnitten.

Und ich kam mir auf die Schliche.

Hatte nicht kürzlich die „Spitzenorganisation der Deutschen Filmindustrie" uns Rezensenten die Maske vom Gesicht gerissen? Hatte sie es nicht durchschaut, warum uns verschiedene deutsche Tonfilme mißfallen hatten? In einer öffentlichen Erklärung hatte sie das Geheimnis gelüftet: uns behage nur ein Bild, das in fremdländischem Milieu spielt. Und das hinge wiederum damit zusammen, daß wir im tiefsten Dunkel unsres Gemüts extreme Politik trieben.

Und wie ein Pfeilschuß saß uns plötzlich eine schnöde Vokabel im Genick: „Kulturbolschewismus".

Da hatte ich mich aber erwischt! Hatte mir diese „Liebesparade" nicht etwa gefallen, weil sie — in perfider Sanftmut — ein Tendenzwerk des gefährlichen Herrn Lubitsch ist?

Da gibt es Soldaten, Prachtsoldaten. Aber sie werden von einer Frau kommandiert. Als ob es heutzutage nur noch ein Zeitvertreib für Frauen sein könnte, sich mit Paraden abzugeben — während die Männer Ernsteres zu tun haben. Herr Chevalier zum Beispiel denkt nicht daran, mit Soldaten zu spielen; er arbeitet lieber ein ganzes Finanzprogramm aus und überreicht es der Regierung. Nur wer gar kein Gefühl für Nuancen hat, kann übersehen, daß es sich hier um den Fünf-Jahr-Plan handelt. (Da haben wir das Zeit-Theater!)

Aber das ist nicht das einzig Verdächtige an Herrn Chevalier.

Da ist eine Königin, die unterjocht werden soll. Ein junger Graf, Mann aus der Hefe des Volkes also, dringt mit vergiftendem Charme in die höchsten Schichten der Gesellschaft vor, um sie zu unterdrücken. Das ist die hinterlistige Methode des radikalen Stendhal, der seinen Julien Sorel mit ähnlich zweckbewußter, proletarischer Machtgier handeln ließ. Unter dem Vorwand der Liebe bezwingt Herr Chevalier die Königin. Und demütigt sie. Nachts klopft sie weinend an seine Kammertür. Was willst du? — Eine Maus ist in meinem Zimmer! — Hol dir doch deine Soldaten!... Wieder ein antimilitaristischer Stich!

Wenn dann der revolutionäre Graf die Königin im Schlafzimmer hat, möchte ich wetten, daß Lubitsch hinter den Kulissen grimmig die Internationale pfeift. Es sei denn, daß er grade seine berühmte Zigarre im Munde hat. Dann nämlich reagieren seine Zähne mit Kauen und Beißen alle klassenkämpferischen Lüste ab.

Was das fremdländische Milieu betrifft, das den berliner Kritiker immer günstig stimmt, so wird es mit Nachdruck durch einen dicken afghanischen Gesandten verkörpert. Der sieht mit vieler Skepsis allen Geschehnissen zu. Er bläst die Backen auf und stößt einen Laut hervor, der an das Entkorken von Weinflaschen erinnert. „Blobbubb" sagt er. Und dann: „No tschongo!" Das ist afghanisch und heißt: „Ich glaube nicht daran." Darüber vergißt aber Lubitsch, uns zu sagen, wie die Sache mit Chevaliers Fünf-Jahr-Plan endet. Bewährt er sich oder bewährt er sich nicht? Das ist wieder einmal typisch für den Unernst Lubitschs.

Dieser Unernst! Ob man ihn erlernen kann, wenn man ein bemühter Tonfilmregisseur ist?

Blobbubb. No tschongo.

Abel Dorp

Sechstagerennen

Das Geschäft im Sportpalast, noch vor Jahresfrist als meterhohe Fiole von rechts bis links festgestellt, ist wieder der Liebling des Volkes geworden. Der Sportpalast — das ist der Deutschland-erwache-Palast. Die uralte Brunst heidnischer Bocksfeste zeigt wieder, nach den Passionsspielen, ihr grinsendes Maul. Das zehntausendfache Tier sitzt brüllend um den Schlund und jauchzt dem Wahnsinn der Hetzjagden um die kahlen Kurven zu. Fiebern, Pfeifen, Brodeln, Sektmusik. Masse Mensch, Masse Sprechchor, Masse Bein. Booms, Spurts, Prämien, Rundengewinn, Stimmung des Abendgebets im deutschen Rundfunk. Alle Feinde Deutschlands sind längst aus dem Rennen genommen, nur Piet van' Kempen keucht noch, aber er wird schlecht abgelöst, und das deutsche Team beherrscht die Stunde. Das deutsche Team ist das beste der Welt, das deutsche Team überrundet alles, deutsche Leistung, deutsches Edelgewächs, deutscher Fleiß, das deutsche Team fährt ganz groß. Schon hängt Demokratie und Dolchstoß an den Staketen der Weltgeschichte, schon herrscht wieder Ordnung, und das deutsche Schweinefleisch ist beinahe um zwei Pfennige billiger geworden, und Rausch-Hürtgen sind in Front, Köln ist vorne, die heilige, befreite, durch Johann Maria Farina und den Erzbischof berühmte Stadt, die Loreley ernährt durch deutsches Frischei, siegt über die vernegerten Rassen, hurrah, hurrah, hurrah! Rechtzeitig ist noch vorm Presseball die Verbindung des Kabinetts der Fronleichnamsprozession mit der Seele des Volkes hergestellt. Im deutschen Teil der Vereinigten Staaten von Europa herrschen die Pedale.

Streng berlinerisch ist das! Jeder Bureauangestellte zertritt hier seinen Nebenangestellten. Zwanzigtausend Menschen, immer dieselben, stellen hier, gegen bezahlte Runden, die öffentliche Meinung her. Die legale Beziehung zur alten Zeit, zu Stechschritt, potsdamer Parade und Langschädel wird geschaffen. Hat nicht hier einst der Lackstiefel Seiner Hoheit den konzentrierten Genuß zertreten? Neudeutsche Gesellschaftsbildung; heute stiftet nicht mehr der alte Sechstagefreund aus Oels die Runden sondern Hans Albers — und ein bekannter Anwalt, der nicht ge-

nannt sein will. Den Kaplan Fahsel mit der Karstadt-Sahne reichen sie grade in Paris herum, aber sonst ist alles da, was gut und teuer ist, Negerdiseusen, Kriminalkommissare, Hallergirls, Sechsnächtenutten, Prominenz, Gagenpolitik und hohe Justiz. Der Sieger wird nach Beendigung der Zahlungsschwierigkeiten in den politischen Salon der Frau von Oheimb aufgenommen, womit ihm die höchste Ehre erteilt wird, die der Chef des Protokolls zu vergeben hat.

Neu-Deutschland in der Welt voran! *Hans v. Zwehl*

Liebe Weltbühne!

Heinz Ortner unterhielt zärtliche Verbindungen zu einer jungen Burgschauspielerin. Und dann heiratete er nicht sie sondern eine andre Kollegin von der Burg.

Am Hochzeitstag war die Verlassene sehr traurig auf der Probe. Raoul Aslan bemerkte das und fragte die Kleine, was ihr denn fehle. Heinz Ortner heiratet heute die Kallina, schluchzte sie auf. Da sagte Aslan mitfühlend: „Hast du sie sehr geliebt?"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit. Freitag 20.00, Humboldthaus. Klopstockstr. 55. Mad. Léo Wanner, Lyon: La Revision des Traités ou le Fédéralisme? — Montag, (d. 8.) 20.00. Nollendorf-Casino, Kleiststr. 41. Gertrud Baer: Internationale Arbeit der Frauenliga für Frieden und Freiheit.

Porza. Mittwoch, 20.00. Viktoriastr. 24. Strindberg als Lyriker, Siegfried von Vegesack.

Internationale Arbeiterhilfe, Sophiensäle, Sophienstraße. Ausstellung über den Aufbau in der Sowjet-Union im Rahmen des 5-Jahr-Planes.

Schule Reimann. Kunststube G. m. b. H., W 35, Schöneberger Ufer 31. Sommerstudio La Ciotat.

Staatliche Kunstbibliothek, SW 11, Prinz Albrechtstr. 7a. Lichtbilder von Helmar Lerski.

Düsseldorf

Die Tribüne. Donnerstag, 20.00. Städtische Tonhalle, oberer Saal. Die Landstraße spricht Hans Tombrock.

Bücher

H. Runham Brown: Der Durchbruch. Bund der Kriegsdienstgegner, Berlin-Bohnsdorf, Polkwitzer Straße 25.

Walther von Hollander: Die Angst zu lieben. Propyläen-Verlag, Berlin.

Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Ernst Rowohlt, Berlin.

Marcel Proust: Die Herzogin von Guermantes. R. Pieper & Go., München.

Martin Raschke: Himmelfahrt zur Erde. Wolfgang Jeß, Dresden.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.55: Was interessiert uns?, Herbert Jhering. — 18.15: Das Todesproblem in Mexiko, Alfons Goldschmidt. — 19.25: Sozialismus und Nationalsozialismus, Prof. Nölting u. Gottfried Feder. — **Mittwoch.** Breslau 19.05: Das Recht auf Recht, E. Frey. — Königsberg 21.00: Oscar Wilde. — **Donnerstag.** Berlin 18.25: Thesen-Diskussion über die Psychoanalyse, A. Herzberg u. K. Mittenzwey. — 19.00: Soll man noch Romane schreiben?, Bernard von Brentano u. Heinz Liepmann. — Königsberg 20.30: Afrika singt. — Berlin 21.10: Berlin — letzte Ausgabe von Ernst Toller. — **Freitag.** Leipzig 16.00: Gestalt und Gestaltung der technischen Welt, Erik Reger. — Breslau 17.15: Nachwuchs, junge Dramatiker. — Stutgart 19.30: Im Foyer des Theaters, nach Gogol. — Berlin 20.00: Das Podium, Stunde der Unbekannten, Edlef Köppen. — Stuttgart 22.15: Briefe und Schriften von Schauspielern. — **Sonnabend.** Berlin 17.45: Eine Fahrt mit Turksib, Otto Heller. — 18.25: Die Erzählung der Woche, Hermann Kesten. — Frankfurt 18.35: Die Gewerkschaftsbewegung der Balkanstasten, F, J. Furtwängler. — Königswusterhausen 19.25: Der verlorene Sohn, von André Gide. — München 21.20: Gespräche mit einem Saxaphon, George Fusin.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1931

einzuzahlen, da am 10. Januar die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Antworten

Frankfurter. In deinem sozialistischen Parteiorgan, der ‚Volksstimme' lese ich das: „Der Autor aber klebt, wie sich gleich zeigen wird, an seinem Amte und Gehalt!" Das geht nicht gegen den Genossen Brolat oder andre sozialdemokratische Schwerverdiener sondern gegen den Schriftsteller Bruno Haken, der es nun mal nicht lassen kann, an seinen 150 Mark Monatsgehalt zu kleben. Außerdem wird der so reich Dotierte auch noch als Akademiker gebrandmarkt, der infolge der Arbeitslosigkeit bei einem Sozialamt unterkriechen mußte: „Ähnliche ‚Abstiege' sollen auch in glücklichern Zeiten vorgekommen sein und damals oft in Amerika geendet haben." Früher wurden bekanntlich die verbummelten, arbeitsscheuen Söhne bürgerlich reputierlicher Familien nach Amerika verfrachtet, um durch ihre unsolide Anwesenheit den Kredit des Hauses nicht zu schädigen. Der junge Jurist Haken ist nicht ein Opfer seiner Zügellosigkeit sondern der Wirtschaftskrise. Er hat ehrlich und anständig für ein Jammergehalt gearbeitet und kann es sich deshalb verbitten, Gegenstand eines beleidigenden Vergleichs zu werden. Früher war eine Auffassung, wie sie hier die ‚Volksstimme' auftischt, in evangelischen Kirchenblättchen üblich, heute wird sie in einem sozialistischen Blatt zweispaltig vorgesetzt. Die Zeiten haben sich geändert.

Alfred Flechtheim und Ferdinand Möller. Sie erheben Widerspruch gegen den Artikel von Adolf Behne: „Der Kunstsalon" (Nr. 45 der ‚Weltbühne'). Alfred Flechtheim schreibt: „Es würde mich außerordentlich interessieren zu wissen, welcher meiner Kollegen bis zu 3000 Mark für eine Ausstellung verlangt oder bis zu sechs Bildern gratis und franko. Weder die Galerie Möller noch ich haben jemals bei einer Ausstellung etwas andres bedungen, als daß die Qualität der auszustellenden Werke ausstellungsreif ist und uns gefällt. Ich hätte es für richtig gehalten, wenn Herr Dr. Behne in seinen Vorwürfen direkt Mann und Pferd genannt hätte, anstatt in Bausch und Bogen die wenigen Kunsthandlungen zu beleidigen, die sich überhaupt noch mit Ausstellungen beschäftigen. Im übrigen verweise ich auf meine Worte, die im vergangenen Jahr im ‚Tagebuch', und zwar in Heft 45 erschienen sind. Mit derartigen Beschuldigungen wird Herr Dr. Behne eines schönen Tages erreichen, daß die wenigen Kunsthandlungen, die sich überhaupt noch mit der Kunst der Lebenden beschäftigen, dazu übergehen, so wie es die meisten andern Kunsthandlungen bereits gemacht haben, nur noch mit alten Möbeln, altem Porzellan und alten Meistern zu handeln." ... und Ferdinand Möller: „Die Ausführungen Adolf Behnes kann ich nicht unwidersprochen lassen. Es wurde hier gesagt, daß sich zwischen Bellevue- und Lützowstraße keine Ausstellungsmöglichkeit für einen noch nicht historischen Maler fände, der nicht eine solche Ausstellung selbst finanziere und dadurch den Kunsthändler durch Abnahme jeden Risikos durchbringe. Das stimmt nicht! Ich veranstalte seit vielen Jahren, genau seit 1918, in Berlin wechselnde Ausstellungen, auch solche junger Künstler, und habe das auch in meiner letzten Ausstellung, September—Oktober, bewiesen. Ich habe es aber stets mit größtem Nachdruck abgelehnt, mir diese Ausstellungen irgendwie bezahlen zu lassen. Ich halte den in Paris üblichen Brauch, für Ausstellungen zu bezahlen, auf unsre Verhältnisse nicht übertragbar. Warum das so ist, werde ich an andrer Stelle darlegen. Jedenfalls muß ich die Darstellung Adolf Behnes mit aller Entschiedenheit für meine Galerie in Abrede stellen. Es ist mir wesentlich zu sagen, daß ich in meinen Ausstellungen nur Künstler zeige, von deren Qualität ich absolut überzeugt bin. Konzessionen mache ich nicht." Adolf Behne bemerkt dazu: „1. Es liegt mir fern, gegen die Kunstsalons moralische Vorwürfe zu erheben. Darum handelt es sich gar nicht. Ich frage mich nur: was wird aus jenen Malern, alten und jungen,

die die verlangten Mieten nicht zahlen können. Sind die alle talentlos? 2. Ich habe in meinem Aufsatz die Möglichkeit von Ausnahmen offen gelassen, und ich kann mich nur freuen, wenn die Galerien Möller und Flechtheim die vorstehenden Erklärungen abgeben. Nur wird die Sorge um den künstlerischen Nachwuchs damit nur wenig verringert. 3. Will die Galerie Möller behaupten, daß junge und noch nicht historische Künstler, sobald nur der Leiter der Galerie von ihrer Qualität überzeugt ist, bei ihr ausstellen können, so ließe sich sehr leicht und sehr bündig das Gegenteil beweisen. Auch die Galerie Möller stellt junge Künstler, von deren Qualität sie heilig überzeugt ist, kollektiv nur dann aus, wenn kein Risiko dabei ist... also auf deutsch: so gut wie nie. 4. Herr Flechtheim verweist mich ausdrücklich auf seine Worte im ‚Tagebuch' 1929 Heft 45. Und dort lese ich: ‚Was den Jungen fehlt, ist ein junger Flechtheim.' Tableau! Mit gewinnender Offenheit erklärt Herr Flechtheim 1929, daß seine Galerie eine Galerie der Fünfzigjährigen ist und mit den Fünfzigjährigen Matisse, Dérain, Picasso, Bracque, Maillol jährlich um je ein Jahr älter werden, aber keineswegs mit dem Nachwuchs jünger werden will. So weiß ich nicht, wieso mein Aufsatz, der betont von jenen Galerien handelte, die junge und noch nicht historische Künstler ausstellen, ihn ‚beleidigen' konnte. Daß Matisse, Dérain, Picasso, Bracque, Maillol bereits historisch sind und daß sie ihre Ausstellungen in Berlin nicht zu finanzieren brauchen, ist abgemacht. Das zu erklären, bedarf es keines Brusttones. Aber eine Frage: würde Herr Flechtheim, wenn er statt der klassischen Fünfzigjährigen mit den geringst möglichen Risiko die riskanten Dreißigjährigen ausstellte, würde er auch dann das Angebot einer finanziellen Beteiligung des Künstlers als ‚beleidigend' abweisen? 5. Herr Flechtheim ist schon der zweite Kunsthändler, der mir erklärt: die Folge meines Aufsatzes würde nur sein, daß er sich ganz von moderner Kunst zurückziehen und ‚mit alten Möbeln, altem Porzellan und alten Meistern' handeln werde. Seltsame Logik! Warum denn auf gar keinen Fall mit junger Kunst? Herr Flechtheim sagt selbst: mit alter Kunst zu handeln, ist viel vorteilhafter. Sollte mein Aufsatz für die Herren vielleicht nur der willkommene Vorwand sein, den Rückzug in den ‚Palast gewordenen Trödelladen', in die ‚elegant gewordene Auer-Dult', in den ‚vornehmen marché aux puces' (Flechtheim 1929) zu decken? Ich würde Herrn Flechtheim als Vorsteher eines ‚Palastes der Mikroben' aufrichtig bedauern. Würde man ihm den erforderlichen Enthusiasmus für Henri met de Bles glauben? Niemals! Aber schließlich: die Einundfünfzigjährigen Matisse, Dérain, Picasso, Bracque, Maillol sind ja nun schon in unsern öffentlichen Sammlungen zu sehen, auch Beckmann, Hofer, Klee und Grosz. Ist da ein Salon, der bei ihnen Halt macht, noch eine große Notwendigkeit... und wie lange noch? Wir danken den Galerien Möller und Flechtheim ausgezeichnete Ausstellungen der modernen Klassiker, und die Herren wissen, daß ich diese Arbeit stets mit Vergnügen anerkannt habe. Aber vor der allerwichtigsten Frage: wer fördert heute so mutig, so führend, so bestimmend, die neue Generation, entdeckend, helfend, mitkämpfend, wie es einst bei uns die Paul Cassirer, Bruno Cassirer, Herwarth Walden, die Schames und Flechtheim (die Liste ist von Flechtheim) getan haben... vor dieser Frage ist es kein allzugroßer Unterschied, ob eine Galerie die ‚Brücke' ausstellt oder Lucas Cranach, ob Picasso oder Goya oder Henri met de Bles. ‚Was den Jungen fehlt, ist ein junger Flechtheim'. Schade, Herr Flechtheim, daß wir uns darüber einig sind. 6. Die Ausführungen der Galerien Möller und Flechtheim bestärken mich in der Überzeugung, daß allgemein der Kunstsalon heute eine wirklich kulturelle Bedeutung nicht mehr besitzt, und daß es Aufgabe des Staates wäre, eine Ausstellungsmöglichkeit zu schaffen, bei der es nicht nach dem finanziellen, sondern nach dem künstlerischen Vermögen geht. Ich bin nicht der Meinung, daß

deshalb ein neues ,Amt' gegründet werden muß. Zusammenarbeit von Akademie und Kronprinzenpalais könnte Wunder wirken, wenn... ja, wenn dort nicht 100 Hemmungen wären, der Person, der Kommission, der Tradition."

Hamburger. In deiner sonst so schönen Stadt erscheint auch eine Zeitschrift ,Der Kreis'. Darin geht es hochgebildet her — beinah so wolkig wie dein Wetter, aber ohne dessen Reiz. Von einem Gewürge des Textverfassers Unruh, dessen Ruhm darauf beruht, daß Heinz Simon und Max Reinhardt nicht adlig sind, wird gesagt: „Deshalb ist ,Platz' das revolutionärste Spiel, das seit zwei Jahrtausenden geschrieben wurde: Es verkündet den Durchbruch jener unerlösten, weil in die Unterwelten verbannten Seelenmächte des Blutes, Dionysos und Demeter, Zeugung und Geburt, vereinigt im Mythos der Mutter Erde." Gemacht. Wenn man den Kreis aber ein wenig dreht, dann sieht eins seiner Segmente so aus: „Die Worte des Unteroffiziers Eduard Lang vom Sinne des Krieges haben in jedem Schullesebuch zu stehen: „Der Krieg stellt eine Frage an die Völker: Bist du gewillt und bereit, der Welt Ordnung und Gesetz zu geben? Willst du dich opfern um des kommenden Gesetzes willen, das höher ist, als du selbst? Das Gesetz aber ist unbekannt." Das Gesetz ist bekannt. Es heißt Petroleum; es heißt Grausamkeit; es heißt Langeweile der Bureaumenschen und Geltungsdrang. Und die Frage ist leicht zu beantworten: mit einem Fußtritt in das Gesäß des Fragers. Sollen deine Kinder im Stacheldraht verrecken? Unsre nicht.

Pg. Levin. Der ,Völkische Beobachter' vom 27. November schreibt: „Ein alter Inserent, Herr Pg. Wilhelm Levin, Artern, legt Wert auf die Feststellung, daß er trotz seines jüdisch klingenden Namens rein deutscher Abstammung ist. Er ist in der Lage, dies bis zum Jahre 1730 zurück nachweisen zu können. Ein Major Levin hat unter Friedrich dem Großen die Schlacht bei Hohenfriedberg mitgemacht. Unsre Leser tun also nach wie vor gut daran, Pg. Levin durch Aufträge zu unterstützen. Der heutigen Anzeige ist zu entnehmen, daß Pg. Levin Hakenkreuzschmuck in edler Ausführung herstellt und zu leicht erschwinglichen Preisen liefert." Mit was hat der Herr Major Levin bei Hohenfriedberg gehandelt?

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlage S. Fischer und Ullstein bei, die wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Vor dem Bankrott von Jakob Links

Der Zusammenbruch der Demokratie in Deutschland geht mit einer Schnelligkeit vor sich, die im direkten Zusammenhang mit der Brüchigkeit des Systems steht: die Verfassung von Weimar, die Errungenschaften der Revolution, der sogenannte republikanische Gedanke — alle diese Dinge waren unmittelbar abhängig und lebten nur von der Gnade oder Uneinigkeit ihrer Gegner. Die Demokratie stirbt dahin, weder in Schönheit noch etwa unmerklich sondern in aller Öffentlichkeit, auch von dem Dümmsten bemerkt. Das Unheil, auf das man zwölf Jahre wartete — jetzt tritt es durch die Tür.

Der Augenblick ist gut gewählt: niemand wagt auch nur zu wehklagen, geschweige denn sich zu widersetzen. Die Zahl 48 ist eine Unglückszahl für Deutschland: damals war es das Jahr 48, wo man die ersten Regungen der Freiheit teils niederkartätschte, teils kaputt redete, diesmal ist es ein simpler Paragraph, der die Demokratie außer Kraft setzt. Sie hat es nicht besser verdient, denn die Saboteure der Demokratie sind damals wie heute ihre Lobredner und angeblichen Verteidiger selbst. Die Gegner haben leichte Arbeit. Nur etwas Schutt ist noch wegzuräumen. Köpfe werden nicht rollen, höchstens ein paar Papierkörbe.

Wie es dazu kam, das muß man sich heute schon notieren, denn eine spätere Geschichtsschreibung wird nie und nimmer glauben, wie abgeschmackt und gemein der letzte Akt der Tragikomödie vor den Augen des Publikums abrollte. Wie etwa die gesamte bürgerliche Presse — eine „linke" gibt es ja gar nicht mehr, sondern nur noch eine gemäßigte, eine ausgleichende, eine vermittelnde, auf deutsch: sich in die Hosen machende Presse — also wie etwa die Zeitungen die mit soviel Schmalz und Fanfarengetön angekündigte Preissenkungsaktion der Regierung begrüßten, um dann drei Wochen später von nichts mehr zu wissen, sich tot zu stellen oder allerhöchstens ein paar Proteste der Hausfrauenvereine an versteckter Stelle abzudrucken. Unsre Kinder werden uns einfach nicht glauben, daß eine Regierung ihr Volk, das größtenteils am Hungertuche nagt, mit einem derart infernalischen Betrug zu übertölpeln versuchte, und daß das berühmte öffentliche Gewissen zu dieser Schandtat schwieg, obwohl es von Anfang an wußte, daß die Aktion, so wie sie inszeniert worden war, unfehlbar ein Fiasko erleiden mußte.

Unser tiefstes Unglück ist unser schlechtes Gedächtnis. Hätten wir ein besseres, so existierten weder die Nationalsozialisten, noch dürfte die Führerschicht der Sozialdemokratie die Massen bis heute ungehindert betrügen. Und würden wir uns entsinnen, aus welchem Grunde die Regierung ihre Preissenkungsaktion eröffnete, so würden die Millionen, die heute mit hungrigem Magen vor den teuren Lebensmittelläden stehen, längst gewaltsam versucht haben, zu ihrem Recht zu kommen. Freilich, als ein Paar von diesen verhungerten und verzweifel-

ten Menschen jüngst drei Fensterscheiben in Neukölln einschmissen, sprach die Öffentlichkeit von „Mob". Jawohl Mob! Aber wer hat denn diese Leute zum Mob gemacht? Erst kürzte man ihnen ihren Arbeitslohn, dann schmiß man sie auf die Straße, dann kürzte man ihnen die Erwerbslosenunterstützung und schließlich hörte die Unterstützung ganz auf, so wurden sie zum „Mob". Eine ebenso zwangsläufige Entwicklung, wie wenn jemand an der Börse glücklich spekuliert und also Millionär wird.

Von diesem Mob nun, den man mit Gummiknüppeln auseinandertreibt und über den man zur Reichstags-Tagesordnung übergeht, gibt es zur Zeit in Deutschland rund siebenhunderttausend Menschen. Von Woche zu Woche schwillt dieses Heer um etwa vierzigtausend an, denn soviele werden allwöchentlich von der Arbeitslosenunterstützung ausgeschlossen. Sie sind auf private Fürsorge angewiesen. Die private Fürsorge ist längst überlastet. So bleibt das nackte Elend. Und es bleibt — vorläufig noch — die grenzenlose innere Disziplin und Geduld des deutschen Proleten, der die Verzweiflung in sich hineinfrißt, in der Hoffnung davon satt zu werden. Statt sie hinauszuschreien und ein System zu stürzen, das seiner selbst längst überdrüssig geworden ist.

Verantwortlich für diese Entwicklung ist die Regierung Brüning-Dietrich, die doch grade, nach der Behauptung der Sozialdemokratie, das letzte Bollwerk gegen den Fascismus sein soll. Nur die allerdümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber. Aber nicht nur diese Ammenweisheit erfüllt sich, sondern auch der Spruch: Jede Schuld rächt sich auf Erden. Der feste Block der Sozialdemokratie bekommt Risse, er wird auseinanderbrechen. Was aus den Resten wird, weiß heute niemand, vielleicht der Fascismus, vielleicht eine neue Arbeiterbewegung. Aber eins ist sicher: die historische Schuld der Sozialdemokratie in den Herstmonaten 1930 wird später einmal für größer und weittragender erachtet werden als ihr Verrat an der Revolution von 1918.

Und man wird die Geschichte der Preissenkungsaktion dabei nicht vergessen dürfen. Denn auch hinter diesen Schwindel stellten sich Müller und Wels, obwohl sie wußten, daß sie die Gewerkschaften und die Angestelltenschaft betrogen, indem sie ihnen sagten, die Regierung werde schon die Preise um ebensoviele Prozente senken wie die Löhne. Selbst wenn die Regierung das getan hätte — das Elend in Deutschland wäre nicht um einen Deut geringer geworden. Denn ob jemand bei vierzig Mark Wochenlohn Lebensmittel für dreißig Mark konsumiert, oder bei um fünf Prozent gesenktem Wochenlohn dieselbe Menge Lebensmittel für 28,50 Mark einkaufen kann, das ist doch Jacke wie Hose. Von einer absoluten Senkung der Preise war ja geflissentlich nie die Rede sondern allerhöchstens von einer relativen. Jeder Student der Nationalökonomie im ersten Semester weiß, daß eine relative Senkung der Preise die Wirtschaft niemals ankurbeln, den Einzelnen niemals besser stellen kann.

Der Preisabbau wäre also gar kein Preisabbau sondern nur eine Angleichung des Preisniveaus an das Lohnniveau ge-

worden, hätte die Regierung es tatsächlich fertig bekommen, die Preise um 5 bis 8 Prozent zu senken. In Wirklichkeit ist selbst in den ersten Tagen der Aktion, als man noch mit frischen Kräften versuchte, die Öffentlichkeit mit ein paar Tricks zu düpieren, nie versucht worden, die Preise über eine Grenze von 2 bis allerhöchstens 4 Prozent herabzudrücken. Auch das ist nur in Ausnahmefällen, zum Teil auch nur stundenweise gelungen, denn man braucht noch nicht einmal ein Semester Nationalökonomie studiert zu haben, um zu wissen, daß man heute in Deutschland das Preisniveau nur drücken kann, wenn man die Kartellpreise zu senken vermag. Die Regierung war sich dessen wohl bewußt, Herr Schiele, der König der grünen Front, weiß sehr genau, an welche Verbände er sich zu wenden hat, wenn er über eine Senkung der Preise verhandeln will. Deshalb wurde just um diese Kreise ein großer Kreis gezogen. Man setzte sich mit den Vertretern des Kleinhandels hinter die fest verschlossenen Türen.

Der Kleinhandel ist gewiß keine angenehme Gesellschaft: politisch reaktionär, wirtschaftlich mit einem Fünfzentimeterhorizont begabt, steht er in bezug auf die Organisation seines Geschäftes — nicht seines Profites! — auf dem Krämerstandpunkt des achtzehnten Jahrhunderts. Diese Kleinhändler, eine untergehende bürgerliche Schicht im Zeitalter des Trustkapitalismus, werfen sich, um sich wirtschaftlich zu halten, dem Fascismus in die Arme, der ihnen verspricht, die Warenhäuser zu vernichten. Politisch also werden die Bäcker, Schlächter und Grünkramhändler in diesem Winter vielleicht eine historische Rolle spielen: als Steigbügelhalter für Hitler und Frick. Wirtschaftlich jedoch sind sie heute wie morgen gebunden an die Preiskartelle, an den Großhandel, kurzum: an ihre Warenlieferanten. Sie sind das letzte Glied einer langen Kette, und insofern muß man sie gegen die demagogischen Kniffe der Regierung in Schutz nehmen, die die Preissenkung ausgerechnet bei ihnen begann und nur bei ihnen durchgeführt sehen will. Ein spottschlechtes Manegeschauspiel fürs Publikum, das seinerseits ja nur die Preise seiner kleinen Händler kennt und diese für alles verantwortlich macht, wenn Butter, Eier und Fleisch nicht über Nacht billiger werden.

Zweifellos können auch die Kleinhändler ihre Preise senken, das heißt sie können die Verdienstprozente auf die ihnen vom Großhandel gelieferte Ware vermindern. Sie haben es auch zum Teil getan. Wenn irgend jemand von den Beteiligten der Preissenkungsaktion gegenüber überhaupt ein wenig guten Willen gezeigt hat, so waren es einige Fleisch- und Gemüseläden in Berlin und im Reich. Freilich wurden sie von ihren Organisationen bald zurückgepfiffen und das angeblich um fünf relative Pfennige gesenkte Pfund Schweinefleisch wurde nach vierzehn Tagen wieder um absolute zehn Pfennige teurer. Es mußte auch teurer werden, denn der Großhandel hatte von vornherein nie daran gedacht, sich an der Aktion der Regierung zu beteiligen, desgleichen weigerten sich die Landwirte, von ihren Preisen herunterzugehen, und selbstverständlich blieben auch die Transportkosten der Eisenbahn auf derselben Höhe wie vorher. Mit all diesen wichtigen Instanzen hatte

die Regierung teils überhaupt nicht verhandelt, teils war sie bei informatorischen Besprechungen sofort auf eindeutigste Unnachgiebigkeit gestoßen.

Die letzte Mitteilung des statistischen Amts der Stadt Berlin über den Preisabbau lautet lakonisch: „Die Preislage im Kleinhandel der wichtigsten Lebensmittel hat sich, im Ganzen gesehen, im Lauf der letzten Woche nicht wesentlich geändert." Ein paar Sätze weiter heißt es noch knapper: „Das Ausmaß der Preissenkung ist absolut wie auch prozentual nur unbedeutend." Man sollte annehmen, dies sei das Todesurteil für eine Regierung, die erklärt hatte, sie stehe und falle mit der Preissenkungsaktion. Nun, sie steht nicht und sie fällt nicht. Und es sieht eigentlich alles genau so aus wie immer, sowohl im Reichstag wie draußen. Kurz vor einem großen Kladderadatsch pflegen Dinge und Menschen wie im luftleeren Raum von einer Art Erstarrung befallen zu sein. Für ein paar Sekunden hält alles den Atem an.

In diesen Sekunden leben wir augenblicklich. Niemand wird später verstehen, daß man sie so ungenützt, so widerstandslos verstreichen ließ.

Frenzel und Hellwig von Carl v. Ossietzky

Als der Amtsvorsteher Frenzel seinen Schuldspruch vernahm, rief er zusammensinkend: „Das ist Potsdam!" Eine tragische, aber richtige Erkenntnis. Die alte Residenz hatte eine Gaswolke von Muckerei und Selbstgerechtigkeit abgeblasen, die Gerichtssaal und Beratungszimmer vernebelte. Das berühmte gesunde Volksempfinden nahm Anstoß an dem Angeklagten, einem vollblütigen Mann von breitem flämischen Temperament. Er hatte den Haß aller gegen sich, die Zeitungen hatten ihn schon vorher als „widernatürlichen Vater", als „unmenschlichen Lüstling" rubriziert.

Es scheint eine Spezialität der potsdamer Justiz zu werden, nicht nur zu strafen, sondern gleich zu vernichten. Nicht allein die Verurteilung, schon die Form, in der dieser zweite Frenzelprozeß geführt wurde, infamiert den Angeklagten für immer, zermalmt seine bürgerliche und seelische Existenz. Vor ein paar Jahren schon wurde von einem potsdamer Gericht eine junge Frau, die Gattin eines angesehenen Beamten, die einiger belangloser Familiendiebstähle bezichtigt war, durch die große Aufmachung des Prozesses ruiniert. Anstatt sich aufs Thema zu beschränken, rollte das strenge Tribunal das ganze Liebesleben der Dame auf, und das, während Mann und Kinder auf der Zeugenbank saßen. Das Gericht straft nicht mehr einzelne Vergehen, sondern sucht deren Zusammenhang mit dem verruchten Geist neuzeitlicher Morallosigkeit zu ergründen, um entsprechend peinlicher zu züchtigen. Wenn auch heute nicht mehr öffentlich gestäupt und mit glühenden Zangen gezwickt wird, so bleiben doch die Blicke der lieben Mitbürger, die Verachtung, der Boykott. Das ist Potsdam.

Wie sich aus der Urteilsbegründung entnehmen läßt, war der zweite Frenzelprozeß nicht ergiebiger als der erste. Der

Spruch stützt sich allein auf die Aussage eines überspannten Mädchens, das wiederum von einem sehr unerfreulichen Pfarrersehepaar dirigiert wird, dessen wirklicher Charakter hinter einem Schleier von Pietismus und Zelotentum verborgen bleibt. Obgleich nachgewiesen wurde, daß Gertrud, wie jeder andre Mensch auch, nicht immer die Wahrheit gesagt hat, blieb sie doch der Fels, auf den der Staatsanwalt seine Anklage baute. Eine vorurteilslosere Kammer hätte die Partie mindestens als unentschieden aufgeben müssen. Eine humanere Kammer hätte auch ein Mißverhältnis gefunden zwischen dem Delikt und der Qual dieses Verfahrens für Vater und Töchter. Blutschande ist kein schöner Begriff; das Alte Testament und Arnolt Bronnen haben unerbittlich die Folgen solcher Missetat aufgezeichnet. Aber der Zeitgenosse, der seine wirklichen Dramen weit mehr im Zusammenprall mit seinem sozialen Fatum erlebt als in den Launen des Sexus, wird Inzest als unappetitlich, häßlich oder unmoralisch ansehen, kaum jedoch als ein erstgradiges Kriminalverbrechen, das mit Zuchthaus geahndet werden müßte. Jugendschutz besteht ja ohnehin, mögen seine Bestimmungen auch dafür gelten. Soweit es Minderjährige betrifft, mag das Jugendamt walten, was Erwachsene angeht, so sollen sie tun, was ihr Gewissen zuläßt. Im Kampf gegen erotische Affekte hat der Staat noch niemals gute Figur gemacht.

Frenzels Unstern wollte, daß sein zweiter Prozeß in die Hände des Herr Landgerichtsdirektors Hellwig geriet. Das ist ein nervöser, rechthaberischer Herr, der in seinen Mußestunden die Feuilletons nicht sehr kritischer Blätter mit Abhandlungen über parapsychische Fragen bepflastert. Herr Hellwig ist ein großer Medienentlarver, wo er erscheint, hören die Geister auf, das zu tun. Dieser Prozeß ist sein großer Fall. Hier kann er sein psychologisches Steckenpferd in allen Gangarten tummeln, hier sind Sachverständige aller Schulen, hier kann er, zugleich als Träger der Disziplinargewalt des Vorsitzenden, seine Gelehrtheit glänzen lassen, hier kann der psychologisch geschulte Richter alle Rätsel, wenn nicht lösen, so doch wenigstens anschnauzen; und wenn nach langen Wochen alle Teilnehmer schachmatt sind, der Richter redet weiter, denn der Angeklagte und die Verteidiger müssen doch wohl oder übel zuhören. Eine ideale Séance, nur der Geist der Gerechtigkeit will sich nicht einstellen. Herr Hellwig ist kein gutes Medium.

Und so vollendet sich dieses bürgerliche Trauerspiel. Auf dem Richterthron ein verhinderter Privatdozent, ein löschpapierner Kopf, in dem ein paar Krähenfüße verschiedener wissenschaftlicher Handschriften haften geblieben sind, auf der Anklagebank ein unkomplizierter, ganz fleischlicher Mensch, den dieser Richter als seinen natürlichen Widerpart empfinden muß. Sonst marschiert das ganze wohlbekannte Inventar des ersten Prozesses wieder auf. Die Sachverständigen liefern wieder ihre homerischen Kämpfe. Es muß ein forensischer Höhepunkt gewesen sein, als in der ersten Instanz einer der gelehrten Herrn seinen Gegner mit der Behauptung niederstreckte, er habe in seiner langen Praxis etwa vierzigtau-

send männliche Glieder in der Hand gehabt. Ein Rekord. Und da sind wieder die beiden Mädchen, von denen die Eine, sauer und verstockt, für den Richter doch die Glaubwürdigkeit auf der Stirn trägt, weil sie die Anklage stützt, während die Andre, flapsig und scharf, durch Zynismus getarnt, als freches Geschöpf und notorische Lügnerin behandelt wird, weil sie für ihren Vater eintritt. Einige Zeugen heizen allerdings Ehrwürden Schenck und Gemahlin etwas ein, die alles so gottgefällig hergerichtet haben. Wenn der Angeklagte seine Schmerzen herausbrüllt, senken sie fromm die Blicke und fügen sich in seifiger Ergebenheit in den allerhöchsten Ratschluß. Durch zwei Monate schleppt sich die Tragödie hin, eine Marter für den Angeklagten, für die jungen Zeuginnen, die Tag für Tag im Kreuzfeuer stehen. Dazwischen sorgt der Richter für Betrieb. Mit beachtenswerter formaler Ungeschicklichkeit fängt er Krach mit den Verteidigern an, wirft er die Presse raus. Trotzdem bringen einige Blätter recht ausführliche Darstellungen. Wahrscheinlich hat hier die vierte Dimension ihrem Verächter einen Streich gespielt. Und endlich stützt Herr Hellwig sein Schuldig auf zwei reichlich zerrupfte Experten, die beiden großen P's, Plauth und Placzek. Aber auch ohne diese beiden Doktoren wäre er zu keinem andern Ergebnis gekommen, denn er versteht selbst genug, und außerdem hat er schon in den Eröffnungsworten gesagt, daß sich der Richter natürlich beim Studium der Akten bereits ein Bild von Schuld oder Nichtschuld mache ...

Die Verteidiger haben Revision eingelegt und mit Recht gefordert, daß die nächste Verhandlung nicht in Potsdam stattfinden möge, wo der Kanon der Kollegialität eine Desavouierung des Herrn Hellwig, also die Gerechtigkeit, verbietet. Für alle Fälle aber muß ein abgekürztes Verfahren gewünscht werden. Es handelt sich doch nur noch darum, ob Gertrud Frenzel, die die ganze Zeit unterm Einfluß des bornimer Pfarrhauses stand, eine glaubwürdige Belastungszeugin ist oder nicht. Man hat in diesem Prozeß an Gertrud insgesamt 850 Fragen gerichtet, eine Tortur, deren Ergebnisse mehr verwirrten als klärten. Also nicht nochmals eine Wiederholung dieses modernen Inquisitionsverfahrens mit psychomechanischen Foltermitteln, also nicht nochmals diese Professoren, die in der Vagina junger Mädchen herumgrapschen und dann ein Gutachten erstatten, das zwar die Reputation der ratlosen Wissenschaft rettet, aber nicht zur Wahrheit leitet. Was dem Angeklagten vorgeworfen wird, ist widerwärtig, aber dieser Prozeß ist allmählich zu einer ärgern Schmutzerei geworden.

Die Sympathisierenden von J. Steinberg

Es ist gut, daß endlich die Frage des Terrors in Sowjet-Rußland auch in der deutschen radikalen Öffentlichkeit aufgerollt worden ist. Man hat in den radikal sein wollenden Kreisen schon manche ideologische und politische Ausrede gefunden, um das eigne systematische Schweigen über den bolschewistischen Terror zu rechtfertigen. Die einfachste und

schlagendste Ausrede war diejenige, die Herr Heinz Pol (‚Weltbühne' vom 18. November) auch jetzt, bei der Hinrichtung von achtundvierzig Sowjetbeamten, hervorbrachte: „Das Hemd ist uns näher als der Rock." Das soll heißen: Man hat in Deutschland eigner Sorgen genug, als daß man sich noch um die Fehler eines revolutionären Rußlands kümmern könnte.

In dieser äußerlich überzeugend klingenden Formel ist aber eine tiefe Unklarheit, wenn nicht eine Unwahrheit enthalten. Denn es ist nicht wahr, daß Sowjetrußland von den europäischen Radikalen ganz wie jedes beliebige fremde Land betrachtet wird. Die Sowjetunion steht mit Recht im Zentrum des Weltinteresses, weil in ihr seit 1917 ein neues weltgeschichtliches Prinzip verkörpert ist. Die Fragen, die heute in der USSR aufgerollt werden, sind daher nicht Sache eines national beschränkten russischen Staates, sondern die des arbeitenden und leidenden Europas, wenn auch eines Europas von morgen. Das um so mehr, als ja nicht nur die „bürgerlichen Sowjetbeamten" oder „konterrevolutionären Schädlinge" gehetzt und gehenkt werden. Auch die Blüte aller revolutionär-sozialistischen Bewegungen, in Gestalt ihrer alten Führer und ihrer Jugend, wird verfolgt und vernichtet. Jetzt eben ist das dreizehnte Jahr der Sowjetrevolution gefeiert worden. Aber die Tore der Gefängnisse und der wüsten Verbannungsorte haben sich für keinen einzigen, selbst revolutionären Sozialisten oder Anarchisten, die in jahrelanger Schutzhaft schmachten, geöffnet. Vor einigen Monaten haben sich Ricarda Huch, Käthe Kollwitz und andre in einem Aufruf für Maria Spiridonowa eingesetzt. Diese Frau, ein Symbol des heroischen Kampfes gegen den Zarismus und für die Sowjetrepublik, wird seit zehn Jahren gefangen gehalten und gesundheitlich zugrunde gerichtet. Nicht genug damit, ist sie, wie Tausende ihrer Leidensgenossen, jetzt wieder ins Gefängnis gesteckt worden. Geht das alles Europa nichts an?

Die Kämpfe, die im heutigen Rußland geführt werden, bewegen sich auf einer andern, höhern sozialen und geistigen Ebene als in Europa. Während im Westen sich der selbstverständliche und, man möchte sagen, der unproblematische Kampf der Arbeiterschaft gegen kapitalistische Wirtschaft, Staat, Kirche abspielt, bietet die russische Revolution das Schauspiel jener Kämpfe, die sich innerhalb der Werktätigen selbst abspielen, wenn sie den sozialen Sieg errungen haben. Europas nächste Zukunft wird hier vorweggenommen und durchlitten.

Der durchschnittliche Radikale trägt mit Recht in sich Sympathien für Sowjetrußland. Aber es ist Zeit, diesen instinktiven Gefühlskomplex zu differenzieren. Wem gehören diese Sympathien: dem russischen Arbeitsvolke, der Oktoberrevolution oder dem jeweils existierenden bolschewistischen Regime? Eine Vermengung dieser Gefühle war vor Jahren verständlich, ist heute mehr als Leichtsinn. Wenn eine Spiridonowa im Gefängnis sitzt, wenn ein Trotzki verbannt ist, wenn einen Bucharin morgen dasselbe Schicksal ereilen wird, dann ist es mehr als Leichtsinn, die drei großen Lebens-

begriffe: Volk, Revolution, Bolschewismus durcheinander zu werfen. Wenn man aus politisch-strategischen Gründen „Sowjet-Rußland" in abstracto offen und seinen Terror stillschweigend verteidigt, so übernimmt man eine furchtbare Verantwortung. Nicht nur gegenüber Rußland, auch gegenüber dem eignen Lande. Es gibt schon heute so etwas wie eine Internationale des Terrors. Und man kann deshalb nicht mit voller Überzeugungskraft und großen Wirkungschancen den Kampf gegen die wachsende blutige Reaktion in Europa aufnehmen, solange man grade in Sowjetrußland Köpfe rollen sieht und nicht protestiert. In diesen Fragen, die das Schicksal der Menschheit bestimmen, sollte man etwas von jenem Mut aufbringen, den die große Revolutionärin Rosa Luxemburg aufgebracht hat, als sie im Spartakusmanifest 1919 die folgenden Worte prägte: „In der bürgerlichen Revolution war Blutvergießen, Terror, politischer Mord die unentbehrliche Waffe in der Hand der aufsteigenden Klassen. Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors; sie haßt und verabscheut den Menschenmord." Und so ist auch das Proletariat.

Für uns russische Sowjetsozialisten ist der Gedanke untragbar, daß jenes gewaltige Feld des Leidens, Sehnens und Schaffens, das Sowjet-Rußland heißt, heute für gewisse Schichten der Radikalen in Europa entweder zu einem Argument in ihren innenpolitischen Kämpfen herabgesunken oder zu einem unverbindlichen Wunschtraum geworden ist. Wer seine Sympathien für das Große in der Sowjetrevolution ernst nimmt, wer auch einen Kampf gegen den Fascismus ernst meint, der kann nicht anders als offen und bis ans Ende ehrlich gegen den bolschewistischen Terror auftreten.

Als Letzter zu der Diskussion über die moskauer Hinrichtungen hat sich hier Herr J. Steinberg geäußert, der nach der Oktoberrevolution eine Zeitlang Vertreter der linken Sozialrevolutionäre im Rat der Volksbeauftragten war. Wir finden mit ihm manche russischen Justizmethoden verwerflich, können aber seine Konstruktion nicht hinnehmen, daß zwischen Sowjetrußland und dem heutigen Regime ein Unterschied gemacht werden sollte. Leider liegen die Dinge so, daß durch die Krise, die dem Sturz der gegenwärtigen Diktatur folgen würde, auch die sozialistische Herrschaft selbst wieder fraglich werden müßte.

Friedrich List von Alfons Goldschmidt

Der Paul List-Verlag in Leipzig hat eine Biographie Friedrich Lists von K. A. Meißinger erscheinen lassen. Meißinger gibt dem Volkswirtschaftler List den Beinamen „der tragische Deutsche". Das ist vielleicht ein wenig zu düster. Lists Leben war nicht nur dunkel. Dieser Süddeutsche hatte allerlei Heiterkeit in sich. Es war ein Kämpferleben, dessen Abschluß nur äußerlich kleistisch war. List legte nicht die Leier tränend aus den Händen, so pathetisch sein Sang auf die Nationalwirtschaft als Instrument der Völkerverbrüderung gewesen ist. Sein Ende war kleinbürgerlich. Er zerbrach weniger an dem Schmerz um die Unerfüllbarkeit der Idee, deren be-

ginnende Realisierung er schon erleben durfte, als an Bureaukratentücken, die ihn nicht zur Lebensstetigkeit kommen ließen. List war also kein Revolutionär, kein großer Optimist, wie er auch kein Erkenner der wirklichen Wirtschaftsmotore war sondern ein Propagandist der Wirtschaftsorganisation oder der organisatorischen Wirtschaftsverbindungen.

Ein Jahr nach seinem Tode veröffentlichten Marx und Engels das Kommunistische Manifest, das aus den industriellen Sozialwehen der englischen Arbeitskraft geboren war. Bei List sahen diese Schmerzen so aus: „Es gibt Schlimmeres, als die Entstehung eines Arbeiterproletariats, nämlich den Untergang des Gewerbsstandes und leere Staatskassen." Mit seiner oberflächlichen Anschauung nordamerikanischer Prosperity konnte dieser Mann allerdings der Grundfrage des von ihm gepriesenen Industrialismus nicht näherkommen. Hätte er diese Frage erhellt und aus ihrer Lösung die Notwendigkeit einer andern Menschheit hergeleitet, er hätte wohl kaum durch Selbstmord geendet.

Das Leben dieses wandernden Sozialpädagogen war gewiß krampfhaft und bunt. Meißinger folgt ihm mit aufrichtiger Teilnahme auf diesem Wirbelweg. Von Reutlingen, wo List geboren wurde, nach Blaubeuren, Ulm, Tübingen, Stuttgart, ins Elsaß, nach Baden, nach der Schweiz, London und Paris, vertrieben von der üblichen Heimatsreaktion. Die von Lafayette geschürte Amerikasehnsucht, Zeitungsredakteur, Bergwerksunternehmer in den Vereinigten Staaten, der halblahme amerikanische Konsul List in Hamburg, der Wirtschaftsenzyklopädist, der Agitator für den Zollschutz und die Eisenbahnen, und die Zusammenfassung der Erfahrungen und Studien in Deutschland, Frankreich, England und Amerika, in Lists zentralem Werk „Das nationale System der politischen Ökonomie", das alles ist bunt, verwegen, düster auch, und wohl der Schilderung und Analyse wert. Besonders in diesem Augenblick, in dem deutsche Fascisten mit unverstandenen und unverdauten Ideen Lists Humbug treiben.

„Im Hintergrund aller meiner Pläne steht Deutschland." Aber nicht das Deutschland „der politischen Romantik der Schlegel, Gentz, Adam Müller und Genossen, die die politische Situation nach 1815 gefälscht und vergiftet haben". Also nicht der undefinierbare Dunst nationalsozialistischer Theoreme, in denen der Freiherr vom Stein, die romantische Lyrik und ein Sozialismus, der keiner ist, zusammengebraut werden, weder Theorie noch Praxis, weder Gedanke noch Erfahrung, sondern ein Kitsch, über den die Hühner lachen. „Der große Patriot des Vormärz weiß noch nichts von der bedenklichen Bismarckschen Legierung seines Vaterlandsbegriffs mit dem dynastischen Machtgedanken und mit dem Dienst des brutalen Erfolgs, woraus dann die nationalliberale Ideologie hervorging." Immerhin wollte List „eine vernünftige Organisation der Menschheit ..., einen Bund von gleichberechtigten Völkern, von denen keines dem andern seinen Lebensraum verkümmern, keines das andre um seine Lebensgüter betrügen will". Es ist also in dem nationalen System doch noch etwas von der französischen Revolution, den bürgerlichen Grundgedanken und

der englischen und amerikanischen Verfassung, und nicht dieses Gemisch aus gedunsener Staatsgewalt, Bankdirektorseseleien, undefinierbaren Blutkörperchen, Zinsdummheiten und blödem Arbeiterfang. Diese Allianz von Helmspitze, Handwerksduselei und Proletariermißbrauch. Das ist gewiß: Hätte es damals nicht nur die schwachpuffende Dampfmaschine, hätte es auch das Automobil gegeben, zum Mercedes wäre List kaum gekommen.

Wenn Friedrich List gegen die Staatsverächter und Individualverfechter Smith und Say kämpfte, so war das denn doch etwas Andres als die Idee der sogenannten Ganzheit Spanns und seiner noch kleinern Genossen. Da ist noch der Enthusiasmus des gewiß schwunglosen Monographen Gustav Schmoller für Friedrich List echter und verständnisvoller, obwohl Schmoller weit über die Stränge schlägt, wenn er sagt, daß List „mit der intuitiven Kraft des Genius den Gedanken erfaßt hätte, daß nicht die Individuen es sind, die in der Geschichte der Volkswirtschaft handelnd auftreten". Lists Begriff der Nationalität ist kein revolutionärer Nationalbegriff, so kurz erst die französische Revolution vorüber war, aber großzügiger und solider als der fascistische Nationalbegriff ist er doch. List versuchte sozusagen den Merkantilismus Colberts ins Kosmowirtschaftliche zu dehnen und dadurch einer allerdings vagen Menschheitsidee zu dienen.

Meißinger macht alle Anstrengungen, aus dem Erfahrungspraktiker und Organisationspropagandisten List humanistische Liebe strahlen zu lassen. Aber dieser Liebe fehlt die Wurzel. Sie ist mehr technische Besessenheit als ein großes und klares Kampfmittel, das aus der Erkenntnis des Wertgrundes der Wirtschaft stammen müßte. Das hier ist keine Wirtschaftstheorie: „Beide Tätigkeiten (die geistige und die materielle) bedingen sich wechselseitig. Je mehr die geistigen Produzenten zur Beförderung der Moralität, Religiösität, Aufklärung, Vermehrung und Verbreitung der Freiheit und politischen Vervollkommnung, der Sicherheit der Personen und des Eigentums im Innern, der Selbständigkeit und Macht der Nationen nach außen beitragen, desto größer wird die materielle Produktion sein; je mehr die materiellen Produzenten an Gütern produzieren, umso mehr wird die geistige Produktion befördert werden können." Dazu dann die Staatsmacht mit ihren „Erziehungszöllen", die Nation mit ihren technischen Adern und Klammern, und das alles unter einem Naturgesetz, ich glaube diese dampfmaschinelle, machtkonzentrierte Demokratie mit ihren Weltverbrüderungstendenzen, dieser halbliberale Neumerkantilismus, die Menschheitsethik von unten und von oben, das ist zwar weitzügig und keine kosmisch gepanzerte wiener Mehlspeise, aber phantastisch ist das auch. Jedoch verglichen mit den nationalsozialistischen Gedankenklitterern sind Arbeiten und Lebensschicksal Friedrich Lists allerdings sehr bedeutungsvoll in der Geschichte der Nationalökonomie.

Ich freue mich, daß dieser Beitrag zur Listforschung geschrieben wurde, wenn ich mir auch die Analyse dieses Lebens aus den sozialen Verhältnissen seiner Zeit gewünscht hätte.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

— „Mach das Licht aus..."
„Gewiß, Lieschen. Nur noch diese paar Bücher...
— „Was denn? Das alles heute nacht? Allmächtiger —"

Nur, wenn ich gar nicht einschlafen kann. Mir braust die Stadt noch im Schädel — und hier im Hotel... wer weiß, ob ich schlafen kann... Dreh dich herum. Ich lösche das Licht aus, wenn ich den ersten Sandmann fühle... Villon. François Villon.

„Die Balladen und lasterhaften Lieder des Herrn François Villon in deutscher Nachdichtung von Paul Zech" (erschienen bei Erich Lichtenstein in Weimar).

Nun, eine Nachdichtung ist das nicht. Es sind Gedichte in moderner Tonart, verfertigt nach sicherlich sorgfältiger Lektüre Villons. Zech hat keinen Stein auf den andern gelassen, sondern er hat ein neues Hüttchen gebaut. Ist es schön?

Mittelschön. Die ungeheuern Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, in allen Ehren: aber hier gibt es nur zwei Wege. Entweder man macht das wie Ammer und übersetzt so wörtlich wie nur möglich — oder aber man ist dem Villon kongenial und dichtet neu. Zech hat neu gedichtet... Herausgekommen ist statt eines genialen Landstreichers aus dem katholischen Mittelalter ein versoffener Burschenschafter protestantischer Provenienz. Beispiel:

Ballade et oraison pour l'ame du bon feu Cotard — darin fleht Villon den Noah, den Loth und was sonst noch gut und teuer ist, an, den in Gott seligen Herrn Cotart gut im Himmel aufzunehmen, der Mann habe doch immer so brav gesoffen. Villon:

> Nobles seigneurs, ne souffrez empeschier
> L'ame du bon feu maistre Cotart.

Ammer:

> Ihr edlen Herrn, erbarmt euch oben seiner,
> des ach! so früh verstorbenen Jean Cotart!

Das ist gut, weil darin noch der parodistische Orgelklang des Originals nachzittert; man sieht ordentlich, wie Villon den Hals einzieht, das Kinn herunterdrückt und einen Pfaffen macht. Zech:

> Ach, nehmt ihn auf, in euerm Skatverein,
> er war, weiß Gott, kein schwarzes Schwein.

Das ist ein Stilfehler. So spricht cand. med. Rietzke, Thuringiae — aber nicht Villon. Es ist ein Stilfehler, „la belle Heaulmière" mit „Klempnersfrau" zu übertragen. Jene war, wie Ammer schön sagt, eine „Helmschmiedgattin", in welchem Wort das Romantische ohne Übertreibung gewahrt ist — „Klempnersfrau" aber ist: Kellerstufen, kleiner Laden, Frau Piesecke, Großstadt-Proletariat. Nein, so geht das nicht.

Am besten sind Paul Zech jene Balladen geglückt, die viele französische Villon-Ausgaben nicht enthalten, weil man sie dort für apokryph hält. Die „Kleine Balladade von der Mäusefrau" ist etwas Entzückendes, wenn auch in der Formulierung von 1930 — aber sie ist eben gut formuliert, ebenso gut wie die Liebesballaden; so möchte manche Frau geliebt sein. Für die meisten andern Verse kann ich mich nicht erwärmen. Im Literaturverzeichnis fehlt Gaston Paris; der dem Buch vorangesetzte Villon gleicht einem gut aussehenden Maler auf einem Kostümfest, und die Vorrede ist etwas ganz und gar Schreckliches.

Was haben die Leute nur immer? Wenn sie auf Villon zu sprechen kommen, dann werden die mildesten Spießer wild. Sie entdecken plötzlich, frisch der Untergrundbahn entstiegen, daß sie eigentlich — hei! — ganz tolle Kerle seien, und die polizeilich gemeldetsten

Schriftsteller toben sich da aus. Das rasselt nur so in der Vorrede. Kerle... Lumpanei... toll... Schubiaks.. Weibsbild... es ist ein recht preußisches Saturnalienfest, das da gefeiert wird. Ludwig Thoma hat einmal von Tacitus gesagt: „Er sah die Germanen wie eine berliner Schriftstellerin die Tiroler." Und Villon mit Johannes R. Becher zu vergleichen, dazu gehört denn doch wohl ein nicht alltägliches Manko an Literaturgefühl. So bleibt nur die wunderschöne Eingangsstrophe haften, ein altfranzösischer Vers, von dem man nicht genau weiß, ob er von Villon stammt oder nicht. Von wem er aber auch stammt: dieser Ton kann nie vergehn.

Une fois me dictes ouy,
en foy de noble et gentil femme;
je vous certifie, ma Dame,
Qu'oncques ne fuz tant resjouy.
Vueillez le donc dire selong,
que vous estes benigne et doulche,
car ce doulx mot n'est pas si long
qu'il vous face mal en la bouche.
Soyez seure, si j'en jouy,
que ma lealle et craintive ame
gardera trop mieulx que nul ame
vostre honneur. Ave-vous ouy?
une fois me dictes: ouy.

Solange ein Mann ein Mann bleibt — „Mach das Licht aus!" ... Wirklich: ich kann noch nicht schlafen. Jetzt habe ich mich wieder wachgelesen. Aber gleich, gleich.

Erich Kästner „Ein Mann gibt Auskunft" (erschienen bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin). Es sollte einmal jemand auf den Spuren des großen Literaturhistorikers Josef Nadler wandelnd das Sächsische in der deutschen Literatur untersuchen — aber ohne Grinsen. Man vergesse nicht, daß Richard Wagner, mit Grinsen, ein Sachse gewesen ist, und daß, sehr ernsthaft gesagt, Lessing aus Camenz stammt, und auch dieser Ort gehört zu Sachsen. Kästner ist aus Dresden. Nun, er hat gar nichts vom Bliemchen-Kaffee, aber wenn sich einer gegen seine Umgebung aufbäumt, dann fällt das in New York und in Dresden verschieden aus, weil die Umgebungen eben verschieden sind. Ich vermeine, manchmal in Kästner das Sächsische zu spüren — eine gewisse Enge der Opposition, eine kaum fühlbare, aber doch vernehmliche Kleinlichkeit, eine Art Geiz... Er weicht dem Olymp sehr geschickt aus — ich weiß nicht, wie sein Himmel aussieht. Vielleicht hat er keinen, weil er fürchtet, er sei dann vom sächsischen Böcklin: von Klinger? Kästner ist ehrlich, sauber, nur scheint mir manchmal die Skala nicht sehr weit, und er macht es sich gewiß nicht leicht. Er hats aber leicht. Man vergleiche hierzu etwa so ein Gedicht wie „Dem Revolutionär Jesus zum Geburtstag" ... das ist reinlich und gut gemeint, doch da langt es nicht. Da pfeift einer, im Sturm, bei Windstärke 11 ein Liedchen.

Demgegenüber stehen nicht nur prachtvolle politische Satiren wie „Die andere Möglichkeit", ein Gedicht, das ihm die deutschen Nationalisten heute noch nicht verziehen haben, weil es die Zeile enthält: „Wenn wir den Krieg gewonnen hätten" mit dem Schluß: „Zum Glück gewannen wir ihn nicht". Oder „Primaner in Uniform", ein famoser Hieb gegen die chauvinistischen Pauker.

Der Band führt darüber hinaus, ins Dichterische, in echte Lyrik. Da ist in „Verzweiflung Nr. 1" ein kleiner Junge, der sein Einholegeld verliert. Er weint zu Hause, die Eltern trösten ihn, und da steht:

Sein Schmerz war größer als ihre Liebe

— also, das lasse ich mir gefallen. Oder das bezaubernde „Gefährliche Lokal" mit dem morgensternschen Schluß „Als ich zurückkam, sah ich, daß ich schlief". Und dann — mein Lieblingsgedicht —: „Ein gutes Mädchen träumt". Das könnte von Hebbel konzipiert sein, wenn der es auch anders formuliert hätte. Sehr bezeichnend für Kästner, daß mit keiner Silbe etwas für jenes träumende Mädchen gesagt wird, die da träumt; der ihrige schickt sie immer wieder, immer, immer wieder treppauf, treppab: „Du hast das Buch vergessen." Ich glaube: Kästner hat Angst vor dem Gefühl. Er ist nicht gefühllos; er hat Angst vor dem Gefühl, weil er es so oft in Form der schmierigsten Sentimentalität gesehen hat. Aber über den Leierkastenklängen gibt es ja doch ein: Ich liebe dich — es gehört nur eine ungeheure Kraft dazu, dergleichen hinzuschreiben. Und da sehe ich einen Bruch, einen Sprung, ist das sächsisch? Wir haben bei diesem Wort so dumme Assoziationen, die meine ich nicht. Langt es? Langt es nicht?

Was immer zu bejahen ist, ist seine völlige Ehrlichkeit. Wo er nicht weiß, da sagt er: Ich weiß nicht. Das Gedicht „Kurt Schmidt, statt einer Ballade" haben ihm Proletarier übelgenommen, weil es mit einem Selbstmord endet — das Gedicht stand bei uns, und ich habe merkwürdige Briefe bekommen. Der „Kurzgefaßte Lebenslauf" ist ehrlich; es ist auch ehrlich, in dem unsereinem aufs Fell geschriebenen Gedicht „Und wo bleibt das Positive, Herr Kästner?" zu sagen, daß wir ein Weltbild nicht aus dem Boden stampfen können und zunächst nur wissen: Also dieses da nicht. Alles das ist blitzsauber. Formal wird es immer besser; manchmal dürfte die Form etwas abwechslungsreicher sein. Kästner wird viel nachgeahmt; es gehört wenig dazu, ihn nachzuahmen. Ich wünsche ihm ein leichtes Leben und eine schwere Kunst.

„Eins kann ich dir sagen: wenn du jetzt nicht das Licht ausmachst... dann stehe ich auf und lasse mir ein andres Zimmer geben." O Gott, o Gott. Dies ist wirklich... „Was ist wirklich?" — Das ist wirklich eine wilde Ehe. Ich liege doch meinem Berufe ob! „Lieg ihm am Tage ob." Gewisse Berufe werden nur nachts ausgeübt. „Ach, es ist schrecklich." Zu denken, daß es Leute gibt, die dreißig Jahre lang in demselben Schlafzimmer...

Otto Roeld „Malenski auf der Tour" (erschienen bei Erich Reiß in Berlin). Haben Sie ein Mitglied des „Verbandes Reisender Kaufleute" unter Ihren Bekannten? Schenken Sie ihm das. Er wird natürlich sagen, es sei in Wirklichkeit alles ganz, aber ganz anders, denn der Kaufmann muß erst geboren werden, der zugibt, daß auch er zu schildern sei... es sei denn, daß man seinem Betriebe schmeichelt und vom „Primat der Wirtschaft" spricht. Nun also zu Herrn Malenski, einem Bruder Gustav Hänflings (im Insel-Verlag). Eine sorgfältig ausgepinselte Idylle, ein bißchen Biedermeier: ein Kaufmann, auf Porzellan gemalt.

„Ja, er ist nicht wie andere Geschäftsreisende. Zwar stiegen Zweifel auf: — dieses ‚Anderssein als die andern', das bildet sich jeder ein — nicht nur Geschäftsreisende — auch Beamte und Künstler, jeder glaubt, über der eigenen Situation zu stehen und im geheimen wertvoller zu sein, als seine Kollegen..."

Zu Hause stehen bei mir die Tatsachenromane bis an die Decke — ich kann das Zeug schon gar nicht mehr sehen. Warum kann ich dieses kleine Buch Roelds, das gewiß nicht, wie da angegeben steht, ein Roman ist, sondern eine kleine Geschichte... warum kann ich das auf einen Sitz zu Ende lesen? Weil der Mann den Ton hat; weil er die Kraft hat; weil er zwingt. Die Technik ist ein bißchen naiv, die Atmosphäre der großen Geschäfte ist nicht darin, aber die meisten Geschäfte auf der Welt sind recht klein — das Ganze ist gewiß kein schwerer Burgunder, aber der höchst gute Jahrgang eines bekömm-

lichen Apfelweins. Viele, viele kleine Einzelzüge, auf die es bei jedem Kunstwerk ankommt:

Der alte Reisende, der sich die Orderbücher aus den Tagen seines Glanzes aufgehoben hat; die Schilderung der einzelnen Kollegen, eine ausgesuchte Musterkollektion; die Reisenden-Späße... und dann eine kleine Szene, wie Malenski zwar im gewohnten Zug sitzt, aber nicht, um zu reisen, sondern nur, um zu reisen: er hat nämlich seine junge Frau bei sich und ist auf der Hochzeitsreise. Und da spricht ihn Herr Löwenbein an. Karten spielen? Nein, heute spielt Malenski nicht Karten. „Adele: ich stelle dir hier meinen Kollegen Herrn Löwenbein vor." — „Ah, da gratuliere ich..." und wie Löwenbein nun loslegt, das ist mit dem Ohr gestohlen. Zum Beispiel so: „Also verheiratet!" — Löwenbein neigt liebevoll lächelnd den Kopf zur Seite. — „Was ist eine Heirat? Ein Lotteriespiel! Was ist die Grundlage für eine gute Ehe? — der Charakter des Menschen! Ein Hustenbonbon gefällig, gnädige Frau? Seit langem leide ich an Verschleimungen. Alles habe ich schon versucht, nichts hat..." man lese das nach — es ist wirklich schön. Das ist ein lustiges, ein harmlos lustiges und ganz leise ein melancholisches Buch.

So sehen vielleicht die Kaufleute heute nicht mehr aus... Ich lösche das Licht gleich aus! ich schwöre, mit der linken Hand... dann mach die Augen zu... Ich knipse wirklich gleich aus... So sehen also diese Reisenden der letzten Generation nicht mehr aus. Wie sehen sie denn aus? So, wie sie George Grosz gezeichnet hat. „Über alles die Liebe. 60 neue Zeichnungen" (erschienen bei Bruno Cassirer in Berlin). Wir wissen ja alle, wer George Grosz ist. Ob auch alle wissen, wieviel er kann? Das ist ganz erstaunlich. Wenn er einen Mann mit Anzug und dussligem Klemmer zeichnet, dann sind da: der Körper des Mannes, durch den Anzug hindurchleuchtend, na ... leuchtend ..., dessen ganzes Leben; man weiß sofort, welche Bücher der liest, wie er bei der Reichstagswahl gestimmt hat, seine Bekannten, seine Lokale... Grosz zeichnet die Aura des Menschen mit, genau das, was die wenigsten Schauspieler zu spielen verstehen. Es sind herrliche Blätter darin, wie: „Hast du mich ein wenig gern?" und „Zugvögel" (mit einem vanimftigen Judenjungen, blau rasiert und schweren Augendeckels), — das himmlische „Nicht sein Geschmack": da geht einer mit einem kleinen Zündhütchen auf dem Kopf an einer Hure vorbei, und in seinem Riesenkinn, das er nach oben schiebt, steht: will nicht. Sie sieht ihm etwas enttäuscht nach... Dann auf Seite 65: „Treibholz" — solchen Großstadtlyriker gibt es nicht, der dieses Mädchen besänge. Aber warum heißt Blatt 75 nicht mehr, wie es meines Wissens einmal geheißen hat, „Presseball"? Denn das ist es. Darauf übrigens für mein Gefühl ein kleiner Stilfehler, der einzige des schönen Bandes: dieser Herr Redakteur trägt kein eisernes Kreuz. Und wenn Grosz das gesehen hat, dann war die Wirklichkeit falsch — denn das gibt es. Immerhin: eine Bibel der kosmischen Liebe, der man das s ausgestrichen hat.

Der Hotelnachttisch ist so klein — da liegt noch viel auf dem Boden. Herauf mit dir... „Sag mal..." Lieschen — wenn du mich noch einmal störst, wirst du ausgestopft! „Ich dich stören? Das ist ja großartig! Du liest hier die halbe Nacht..." Gedenkst du noch der schönen Maientage, da die Liebe uns beseligt hat...? „Jetzt singt er auch noch. Weck die Leute hier nicht auf!" Ja, wickel dich nur in deine Decken... Also da ist Wera Figner. Es ist die große Ausgabe, in der alle drei Teile des Werkes zusammen enthalten sind. „Nacht über Rußland" (erschienen beim Malik-Verlag in Berlin). Bekannt — und immer wieder ergreifend. Das sieht denn doch anders aus als unsre nationalistischen Märtyrer, die kaum welche sind. Was riskieren sie denn? Erst werden sie nicht verhaftet; und wenn sie verhaftet werden, reißen sie aus; und wenn sie nicht ausreißen, werden sie nicht verurteilt; und wenn sie verurteilt werden, werden sie

begnadigt. Und dann bekommen sie eine Stelle bei irgend welchen Grundbesitzern oder Industriekerlen ... Wera Figner war ein ganzer Mann. Das Buch solltet ihr euch alle aufbauen.

„Also, Peter — Ultimatum: Willst du jetzt schlafen?" — Ich will. Ich kann nicht. — „Warum kannst du nicht?" Weil ich jetzt ein ohnanständiges Buch beim Wickel habe ... „Ferkel." Lieschen, das sind keine Ausdrücke für eine junge Frau. Was weißt du überhaupt, was in mir als Mutter vorgeht ... nein, das mußt du eigentlich sagen. Na, schlaf man.

D. H. Lawrence „Lady Chatterley und ihr Liebhaber" (Subskriptionsausgabe bei E. P. Tal in Wien und Leipzig). Ich habe die Dame Lieschen belogen: dies ist durchaus kein unanständiges Buch.

Über den ganzen Lawrence kann ich nicht mitsprechen; ich kenne von ihm nur dieses eine Werk. Das Buch haben sie in England verbrannt, gevierteilt, geköpft, was weiß ich. Warum?

Lawrence schildert uns da eine englische Dame, die ihren Mann an den Krieg abgeben muß; was zurückkommt, ist kein Mann mehr, sondern ein Rollstuhl-Inhalt. Sie beginnt ein Verhältnis mit ihrem Förster; die Leute sind sehr wohlhabend. Vorher hat sie für kurze Zeit einen Emporkömmling von Schriftsteller geliebt. Und?

Und Lawrence erzählt alles: sämtliche Liebesszenen bis in die letzten körperlichen Einzelheiten. Pornographie? Nicht die Spur — es ist ein durch und durch sauberes, ein schamhaftes Buch, trotz allem. Man könnte sagen, Lawrence erzähle einfach da weiter, wo die andern ihre drei Punkte setzen, und das wäre richtig.

Es stellt sich hier nun etwas sehr Merkwürdiges heraus.

Es ist nämlich damit noch gar nichts getan. Lawrence setzt Gassenausdrücke, übrigens auch da, wo ich es für ganz und gar unmöglich halte, sie zu setzen. Gibt es wirklich eine englische Gesellschaft, in der Männer in Gegenwart der Hausfrau solche Worte sagen? Das habe ich nicht begriffen. Und auch die Liebenden exzellieren in diesem Jargon, was durchaus verständlich ist, und sie schreiben das in ernsten Briefen, was weniger verständlich ist. Aber, und das ist die Hauptsache: es kommt nichts dabei heraus.

Es langt nicht. Es wird nirgends gezwinkert, nirgends, das ist eine große Leistung — aber es langt nicht. Einmal treibt die Frau mit dem Förster jenen kleinen Fetischismus, der normal ist ... die Szene wirkt nicht unappetitlich, sie wirkt ein wenig albern. Das sei so in Wirklichkeit? Dann fehlt hier aber viel. Und es ist sehr bezeichnend für das künstlerische Unvermögen Lawrences, daß er jene Nacht, in der die Frau wirklich zur Frau wird, nicht beschreiben kann. Die ersten Sätze sind gut: „In der kurzen Sommernacht lernte sie so viel. Sie hatte gedacht, eine Frau würde dabei sterben vor Scham. Statt dessen starb die Scham" — aber dann wird es ganz banal, ganz trivial, ganz Leihbibliotheksroman. „So! Also so war das! Das war das Leben!" Du lieber Gott —

Kompliziert wird die Sache noch dadurch, daß der Übersetzer die Sprache des Försters, der im Original einen mittelenglischen Dialekt spricht, mit einer Art Gebirgsbayrisch wiedergegeben hat. Und in dieser Mundart nun erotische Eindeutigkeiten ... es ist etwas Furchtbares. Ob das nun an dieser Sprache liegt oder an meinem Ohr ... Neulich haben sie mir ein Buch über den bayrischen Dialekt zugeschickt. Ich habe es nicht besprochen; vielleicht habe ich für diesen Charme, Berlin anzuflegeln und gleichzeitig neckisch eine Besprechung zu erbitten, nicht das richtige Verständnis. Jedenfalls: die Partien des Försters habe ich nicht ohne eine leichte Übelkeit gelesen. Dazu kommt, daß Lawrence nicht viel von den sieben Arten der Liebe weiß; sein erotisches Repertoire ist noch kleiner als das der Natur.

Sein Grundgefühl stimmt nicht. Lawrence muß so etwas geahnt haben, denn im Vorwort versucht er, sich gegen den Puritanismus der alten Generation und den „flotten Jazz-Menschen der jungen Gene-

ration" zu sichern ... er hätte lieber ein gutes Buch schreiben sollen. Wären diese „Stellen" nicht: von dem Roman spräche niemand, weil er wenig belangvoll ist.

Wir können doch schließlich nicht dafür, daß sie in angelsächsischen Ländern die Sexualität etwas spät entdeckt haben... Vielleicht ist das Werk für England eine Tat oder wie man das nennt. Im Zeitalter der ausgebauten Sexualwissenschaften aber ist es gar keine; dort steht alles viel klarer, viel besser, viel durchsichtiger — und gestaltet ist hier wenig. Daß sich Amor die Augen zuhält, ist nicht nur ein kitschiges Ornament, wie jeder weiß, der etwas davon weiß. Ich habe Pornographien Toulouse-Lautrecs gesehen — sie waren langweilig. Daneben aber hing der Halbakt einer Frau, vor einer Waschschüssel, und ein Meer von Frau lag darin, Fleisch, Duft, Härchen, Körper und das ganze Mysterium der Liebe. Es kommt nicht darauf an, alles auszusprechen. Es kommt darauf an, alles zu wissen oder doch vieles. Was Lawrence über die Liebe weiß, das ihm Selbstverständliche, ist schrecklich selbstverständlich. Ja, ja... so werden die Kinder gemacht... das ist wahr. Die Pantomime freilich ist überall gleich; der Unterschied zwischen Romeo und Julia und einem Paar unter den Brücken von Paris steckt nicht im Anatomischen. Er steckt im Kopf. 450 Seiten und so viel Arbeit und so viel Wagemut... und so wenig Liebe.

„Das ist ein Scheidungsgrund. Liest hier säuische Bücher in der Nacht, statt zu schlafen. Ach, es ist ja..." Nur noch ein Buch. Dann, Lieschen, mache ich bestimmt das Licht aus.

G. K. Chesterton „Der unsterbliche Mensch" (erschienen bei Carl Schünemann in Bremen). Eine Katholikin schrieb mir dazu: „Chesterton, der, soviel ich weiß, Convertit ist, versucht hier, mit den gleichen Mitteln, wie ihr das macht, und mit großer Kenntnis, den umgekehrten Feldzug zu führen, mit achselzuckender Leichtigkeit, so, wie ihr das macht, und so stellt er seine Gegner als Trottel hin. Nun seid ihr einmal dran." Hm —

Ich habe Chesterton einst sehr geliebt. Seine witzigen Kriminalgeschichten beiseite, die heute noch höchst amüsant sind — was da in „Ketzern" und „Häretikern" gestanden hat, das war von keinem schlechten Vater. Seine Gesinnung hat sich auch gar nicht geändert. Aber der alte Knabe wird sauer. Er ist genau das, was er so vielen andern zu sein vorwirft: ein Literat in jenem übeln Nebensinne, den das Wort mit sich herumführt. Was Chesterton zum Beispiel über Rußland sagt, strotzt von Kenntnislosigkeit, und seine Diskussionen mit dem alten Shaw über Sozialismus waren ein Waschweiberkram, mit dem wir gar nichts anfangen können. Ach, sie sind ja so witzig! und so englisch! und so irisch! und es ist überhaupt eine Freude. Und unterdes liegen die Arbeiter auf der Straße und dürfen sich an diesen feinen Geistern ergötzen.

Was er in diesem Buch treibt, ist ... wie soll ich das nennen? Es ist wiener Kaffeehaus mit umgekehrtem Vorzeichen. Es wird bewiesen... Als ob man nicht alles, aber auch alles auf der Welt beweisen kann! Es sind einfach Dummheiten darin, die bei einem so klugen und gebildeten Menschen gradezu überraschen. So der Vergleich der Wahrheit mit einem Schlüssel, gelegentlich des Buddhismus ... das ist eine blanke Albernheit, weil man mit solchen alten Kunstgriffen der Scholastik, die außerdem auch noch Trugschlüsse sind, nichts beginnen kann. Ich habe polternde Schriftsteller gern; der alte Johannes Scherr oder Schopenhauer, der — neben allem andern — manchmal auch dahergepoltert kam, sind mir teure Weggenossen. Und daß hier einer auf uns herumhackt, würde mich erst recht nicht stören. Aber es ist so eindeutig dumm; das Christus-Schach, das der da spielt, müßte, wie das ganze Buch, einen wirklich gläubigen Katholiken eigentlich entsetzen. Mich hat es entsetzt; ich bin viel frömmer als er, dieser schachernde Mystiker. Schreit da den Katho-

lizismus aus wie ein paar alte Hosen...! Er ziehe sich schleunigst neue an; diese sind durchgewetzt, und mißtönendes Geschrei macht sie auch nicht neuer. Seht doch, wie er fuchtelt! hört doch, wie er „beweist", es gebe einen Gott — ungefähr so, wie der Kaufmann uns beweist, daß er an dieser Ware zusetzt. Ja doch. Du setzt zu. Du verlierst an allem, was du verkaufst. Und wovon leben Sie? „Na, Sonnabends habe ich doch geschlossen...!" Welch ein katholischer Jude! Leuchtet ihm die Religion? Gott segne ihn. Wir andern sehen nur dies: Wo auch immer die Kirche politisch herrscht, jedesmal, wenn sie in den Schulen und auf den Universitäten regiert, dann — ja, was geschieht dann?

Dann, Lieschen, können wir getrost das Licht ausmachen.

Berliner Opernsanierung Klaus Pringsheim

I

Haushalt 1931 ohne Republikoper

„Die Gesamtzuschüsse für die Staatstheater ermäßigen sich gegenüber dem Endergebnis des Jahres 1929 durch die Sparmaßnahmen im Haushaltsplan 1931 um rund 1,45 Millionen Mark. Bei dieser Ersparnis bleibt zu berücksichtigen, daß in den nächsten Jahren für die Abwicklung der laufenden Verpflichtungen aus den Verträgen über die Kroll-Oper und die Entschädigung noch Ausgaben von annähernd ½ Million Mark entstehen."

Der ministerielle Bericht, der so hoffnungsfreudig, wenn auch hörbar resigniert, ausklingt, hat seinen Zweck mangelhaft erfüllt. Der Öffentlichkeit sollte der längst erwartete Entschluß, den Opernbetrieb am Platz der Republik aufzulösen, plausibel gemacht werden: die „Krolloper", wie sie taktvollerweise auch in der amtlichen Sprache genannt wird — denn das Wort Republik im Namen eines staatlichen Instituts könnte verstimmend wirken — wird als Opfer finanzieller Notwendigkeiten beklagt. Trotzdem weiß jeder, daß die Motive der Regierung nicht auf finanzpolitischem sondern auf kulturpolitischem Gebiet liegen. In der Aversion gegen den künstlerischen Kurs der Republikoper begegnen sich ihre weltanschaulichen Gegner, die im Landtagszentrum sitzen, mit dem preußischen Finanzminister. Herr Höpker-Aschoff, muß man wissen, hat eine in Deutschland sehr verbreitete Eigenschaft: er ist musikalisch. Und gradeheraus gesagt, Klemperers Richtung paßt ihm nicht. Es ließe sich immerhin einwenden, daß diese wilhelminische Art, Staatswohl und private Kunstneigung oder Abneigung zu verquicken, sich für einen demokratischen Minister nicht schickt; und daß er, um sich belehren zu lassen, nur im ‚Berliner Tageblatt' zu lesen brauchte, was kürzlich Alfred Einstein schrieb: „Wenn die Krolloper nicht bestünde, nicht mehr bestünde, müßte man sie mit Nägeln aus der Erde kratzen." Nein, danach braucht er sich nicht zu richten; nach langjähriger Erfahrung darf er sich darauf verlassen, daß das Bündnis mit dem Zentrum seinen Willen in Preußen unwiderstehlich macht. Welche Regierungspartei könnte riskieren, um der

Republikoper willen die Koalition sprengen zu lassen? Daß deren Bestand durch die berliner Opernfrage, wie auch immer sie gelöst wird, gefährdet werden könnte, glaubt freilich kein vernünftiger Mensch. Aber bekanntlich genügt es, das Gespenst der bedrohten Koalition zu zitieren, um jede vielleicht unbequeme Diskussion zu ersticken, bei der es nicht just um vitalste Parteiinteressen geht. Um den kunstkritischen Widerstand des Finanzministers unwirksam zu machen, wird es schon nötig sein, ihn mit den Waffen seines eignen Ressorts zu schlagen.

Rund 1,42 — noch runder, anderthalb Millionen Mark sollen also im Bereich der preußischen Staatstheater eingespart werden: durch Senkung der Ausgaben bei ohnehin und obendrein gesunkenen Einnahmen. Selbst in Wiesbaden und Kassel, deren Theater zusammen im Jahr 5,11 Millionen Mark verausgaben, wird es künftig um 76 000 Mark, also um 1½ Prozent, billiger gemacht. Welchen Anteil an den Ersparnissen wir der Schließung der Krolloper zu danken haben, bleibt unausgesprochen. Insgesamt anderthalb Millionen — obgleich die Zahl gewiß nicht übermäßig hoch ist, empfiehlt sichs doch grundsätzlich, ihrer Höhe zu mißtrauen. Aber nicht nur, daß solche Versprechungen gemeinhin nicht erfüllt werden, nicht erfüllt werden können, diesmal wird das Ministerwort schon durch den gedruckten Haushaltsplan desavouiert. Den fiktiven Ziffern des Etatjahrs 1931 sind da — eine begrüßenswerte Neuerung übrigens — zum Vergleich nicht nur die ebenso fiktiven Ziffern des Etatjahres 1930 (das am 31. März 1931 abläuft) sondern auch die realen Ziffern der „Wirklichkeit für 1929" gegenübergestellt. Und da sieht die Wirklichkeit der erwarteten Ersparnisse so aus:

	1929	1931	Differenz
Ausgaben:	16,97 Mill. M.	15,94 Mill. M.	1,03 Mill. M.
Einnahmen:	6,96 Mill. M.	6,44 Mill. M.	0,52 Mill. M.
Zuschuß:	10,01 Mill. M.	9,5 Mill. M.	0,51 Mill. M.

Also Ersparnis: nicht rund anderthalb, sondern rund eine halbe Million Mark.

Weiter. „Ausgaben von annähernd ½ Million Mark" sollen durch die „Abwicklung" des Republikopernbetriebs entstehen? Im Entwurf des Haushalts ist dafür, genau beziffert, ein Betrag von 1 117 100 Mark, also mehr als das Doppelte, festgesetzt. In dieser Summe stecken freilich auch die „persönlichen und sächlichen Ausgaben, die für den Betrieb der Oper bis zu Schluß der Spielzeit 1930/1931 erforderlich werden". Aber als Gesamterfolg der „Sparmaßnahme", für die man die Auflösung der Oper doch angeblich hält, ergibt sich ein wahrhaft überraschendes Bild. Für die jährlichen Ausgaben, wie sie zur Zeit der Opernbetrieb bedingt, wird, gewiß nicht zu niedrig, eine Pauschalsumme von 2 108 286 Mark festgestellt. Diesem Betrag, der nun von den dauernden Ausgaben abgesetzt worden ist, steht an andrer Stelle außer den Lasten der Abwicklung als weitere Folge der Schließung ein Einnahmeausfall von 990 565 Mark gegenüber. Also:

Abwicklung:	1 117 100 Mark
Minderung der Einnahmen:	990 565 Mark
Summe:	2 107 665 Mark
Ausgaben bei Fortsetzung des Betriebs . .	2 108 286 Mark
Ersparnis:	621 Mark

Auf Deutsch: kein Pfennig!

In diesen Ziffern ist noch nicht die Abfindung der Volksbühne enthalten, mit der, nachdem sie die Frist ihres Ultimatums freundlicherweise verlängert hat, weiter verhandelt wird. Und dazu kommt auch noch bei der Lindenoper eine Minderung um 108 000 Mark, die ihre Einnahmen durch die vorgesehene Überlassung von Ersatzvorstellungen an die Volksbühne erfahren. Dagegen taucht als neues Aktivum ein Posten von 175 000 Mark auf: für die Verpachtung des Hauses am Platz der Republik nach Einstellung des Opernbetriebs. Das Rennen der Pachtbewerber soll ja, kaum daß das erste Gerücht von einer möglichen Schließung der Republikoper sich herumgeflüstert hat, sogleich auf der ganzen Linie eingesetzt haben. Doch nur, wer „volkstümliche, künstlerisch wertvolle Veranstaltungen" in Aussicht stellt, darf hoffen, den Zuschlag zu bekommen. Man sollte wohl, bevor die Pacht ausgeschrieben wird, lieber erst ein Preisausschreiben erlassen: für die Erfindung einer neuen Art von wertvoller Volkskunst, deren Verschleiß obendrein so lukrativ ist, daß er dem beneidenswerten Pächter, ohne ihn zugleich zu ruinieren, in der Abgeschiedenheit des Tiergartens Abend für Abend das Haus mit Publikum füllt. Einstweilen gehört schon ein Maximum von Optimismus dazu, um nur darauf zu rechnen, daß durch gelegentliche Verpachtung des Theatergebäudes, tag- oder wochenweise, von einem Glücksfall zum andern, eine Jahresziffer der Einnahmen erreicht wird, die den Einnahmeausfall der Lindenoper ausgleicht. Was die Volksbühne an Entschädigung erhält, bedeutet ohne Zweifel eine neue Belastung des Staats, und es wäre sauberer, ihr die gedachte Summe zur Stützung ihres Schauspielbetriebs nicht auf dem Umweg über ein undurchsichtiges Handelsgeschäft zu geben.

Unwahrscheinlich, aber wahr: durch die Auflassung der Republikoper wird im ersten Jahr weniger als nichts erspart. Über die spätere Gestaltung der finanziellen Situation sagt der Haushaltsplan für 1931 nichts aus; kein Wort darüber, wie im einzelnen die 1,1 Millionen Mark des Abwicklungsfonds verwendet werden, und bis zu welcher Höhe er solche Ausgaben betrifft, die auch noch weiterhin zu leisten sind. Fürs erste ist klar, daß der Einnahmeausfall der Republikoper von rund einer Million Mark, der sich im Etatjahr 1931 auf sieben Monate — 1. September 1931 bis 31. März 1932 — verteilt, in jedem weitern Jahr für die ganze Spielzeit, zehn Monate, zu berechnen wäre, und das bedeutete jährlich etwa 1,4 Millionen Mark. Weniger klar sind die Methoden, mit denen versucht wird, tatsächlich weiter laufende Verpflichtungen unsichtbar zu machen, nämlich, im Etat der Lindenoper verschwinden zu lassen. Da ist die aus 165 unkündbaren Kammermusikern bestehende Staatskapelle, die bisher, verstärkt durch nicht be-

amtete Hilfskräfte, für beide Häuser ausgereicht hat. Nun soll die Lindenoper allein 140 Musiker haben. Soviel braucht, auch bei generösester Besetzung, kein Operntheater; schlecht gerechnet zwanzig Musikergehälter, Durchschnitt 5200 Mark, also jährlich 104 000 Mark sind dauernd auf das Konto „Verschleierte Abwicklung" zu buchen. Und höchst verdächtig ist, um nur noch ein Beispiel zu nennen, die Üppigkeit des neuen Solistenetats, der — nur für die Lindenoper — mit 1 188 000 Mark dotiert, das heißt nur etwa um 25 Prozent niedriger ist als gegenwärtig für zwei Häuser. Von 70 Mitgliedern wird das Solopersonal auf 51 reduziert, das durchschnittliche Jahreseinkommen um 800 Mark erhöht. Höchst erstaunlich in der Tat, wenn wir uns daran erinnern, daß eben erst durch die Gagenkonvention des Bühnenvereins, mit Wirkung für alle neu zu schließenden Verträge, die obere Gehaltsgrenze rigoros heruntergesetzt worden ist: 27 000 Mark bei ganzjähriger Verpflichtung, 650 Mark für Gastspiele — Höchstzahl 60 in der Spielzeit, also höchstmögliches Jahreseinkommen 39 000 Mark. Aus diesem Gagenetat ließen sich in Zukunft mühelos zwei Opernbetriebe mit erster Sängerbesetzung speisen.

Daß am Ende eine Oper immer mehr kosten wird als keine, daß Nicht-Theaterspielen doch noch billiger ist als Theaterspielen, mit andern Worten, daß es vorteilhafter wäre, die vorhandene Anlage ungenützt zu lassen als sie in Betrieb zu halten, wo sichs um einen zuschußbedürftigen Betrieb handelt — aber nein, das ist durchaus nicht ausgemacht. Es läßt sich behaupten und beweisen, daß die Republikoper bei zweckmäßigerer Ausnützung ihrer Möglichkeiten in Zukunft mit einer Subvention auskommen könnte, die wesentlich niedriger wäre als die nach der Liquidation zurückbleibenden und weiter entstehenden Kosten. Das Kunststück, in schlechten Zeiten die Einnahmen zu steigern, ist, wie sich zeigt, in diesem Theater ausführbar. Eindeutig tritt die aufsteigende Tendenz in den Einnahmen zutage: sie waren selbst in diesem November der katastrophalen Not um 2 Prozent höher als im selben Monat des vorigen Jahres — während in fast allen andern berliner Theatern ein durchschnittlicher Rückgang von 20 bis 30 Prozent festzustellen ist. Die Idee, den Besuch durch Organisierung des Publikums zu sichern, hat sich bewährt, auf diesem Weg läßt sich fortschreiten. Von den gesamten Einnahmen bringt etwa ein Drittel die Volksbühne ein, die für jährlich 220 000 Plätze 440 000 Mark bezahlt — pünktlich bezahlt, um nur die Wahrheit zu sagen. Aber es war unredliche Demagogie und nichts weiter, die Volksbühne als wirtschaftliches Fundament der Republikoper just in dem Augenblick zu entdecken, als sie schwach zu werden schien. Gewiß aber würde sie, unter entsprechender Abänderung des bestehenden Vertrags — und da wäre es freilich besser, den neuen Vertrag mit der Lindenoper nicht erst abzuschließen — auch in Zukunft jährlich 150 000 Plätze besetzen können. Ebenso viel, zu etwas höherm Durchschnittspreis, nimmt der Bühnenvolksbund ab. Ferner ist kein Geheimnis, und auch die interessierten Behörden dürften schon davon gehört haben, daß ein

andrer Besucherverband, einer der größten in Berlin, bereit ist, etwa die gleiche Zahl von Plätzen zu belegen; hier ließen sich ohne Zweifel für die Intendanz finanziell günstigere Bedingungen durchsetzen, entsprechend den vorteilhaftern, nämlich bequemern Bezugsbedingungen, die dieser Verband vermöge seiner innern Organisation seinen Mitgliedern bietet. Als weitere Möglichkeit, den Konsum zu heben, hat sich die Veranstaltung geschlossener Vorstellungen — Festvorstellungen für Vereine — gut eingeführt. Die Zahl solcher Abende könnte leicht vermehrt werden. Auch mit Steuerkarten werden nicht nur Plätze besetzt, sondern Einnahmen erzielt, die jährlich eine fünfstellige Zahl erreichen. Und daß auch mit Vormittagsveranstaltungen Geld zu verdienen ist, hat Klemperers ausverkaufte Beethoven-Matinee, hat neulich die fast ausverkaufte „Geschichte vom Soldaten" gezeigt.

Rund 600 000 Plätze sind in der Spielzeit verfügbar, je 2000 an 300 Abenden. Nach den bisherigen Erfahrungen ließe sich für die Besuchverhältnisse der nächsten Saison folgende Prognose stellen:

Volksbühne	150 000
Bühnenvolksbund	150 000
Neu hinzukommende Organisation	150 000
Geschlossene Vorstellungen	20 000
Freier Verkauf	70 000
Steuerkarten, Freikarten, Presse etc.	60 000
	600 000

Es ist danach gewiß nicht zuviel versprochen, daß eine durchschnittliche Frequenz von 90 Prozent — 550 000 Plätze — zu erreichen wäre; also bei einem Durchschnittspreis von 3 Mark aus dem Kartenverkauf eine jährliche Einnahme von 1,65 Millionen Mark. Dazu 200 000 Mark für Garderobe: die Summe ergibt den ansehnlichen Betrag von 1,85 Millionen.

So etwa könnte das finanzielle Ergebnis der nächsten Opernspielzeit aussehen. Endlich aber, warum bleibt das Haus, das von der berliner Presse immer wieder als ideales Sommertheater reklamiert wird, in den Sommermonaten geschlossen? Wenn man hier während der Monate Juli und August einen leichtern Sommerbetrieb einrichtete, sei es denn mit Operette, mit halbiertem Chor- und Orchesterpersonal, dessen Mitglieder monatweise in Urlaub zu schicken wären, das hieße nicht, ein unsicheres Experiment, sondern ein sicheres Geschäft machen.

Es wäre Spielerei, in diesem Rahmen nach den Methoden der professionellen Etatsmathematiker für die Republikoper einen detaillierten Haushaltsplan 1931 aufzustellen. Die Republikoper bleibt, wie kaum ein andres berliner Theater, lebensfähig und lebensberechtigt. In einer Zeit allgemeiner Theaterdepression, in einem Land des unsinnigsten Theateraufwands könnte sie, ohne ihr künstlerisches Gesicht und die soziale Struktur ihres Publikums zu verändern, ein Beispiel geben, wie man heute auf gesellschaftlich und wirtschaftlich gesunder Grundlage Oper spielt, ohne die Öffentlichkeit und die öffentliche Hand mit unzeitgemäßen Geldforderungen zu irritieren.

Donogoo oder die Wunder der Regielosigkeit

von Walter Mehring

Hoch auf der Eisenbrücke, Paris zu Füßen, steht ein trauriger, junger Mann, der überlegt, ob er nicht den letzten Sprung in die Tiefe wagen soll. Was hat er denn? Geldsorgen? Nur so wie üblich — nicht mehr! Liebeskummer? — Ach Unsinn! Er will einfach nicht mehr! Die ganze Richtung paßt ihm nicht! Ja, aber dagegen gibt es doch die moderne Psychiatrie! Zum Beispiel jene russische Kapazität, den Analytiker. Der spannt ihn in einen Folterapparat, mißt ihm den Seelendruck, rechnet ihm die Komplexe nach und verschreibt ihm: Heute abend, um 7 h 15 werden Sie dem Ersten, der sich an der Ecke des Türkischen Cafés die Nase ins Taschentuch schnäuzt, Ihre Dienste anbieten, ob er will oder nicht. Mit dieser neuen Zwangsvorstellung stellt sich der junge Mann an die Ecke. Das hübsche junge Mädchen hat keinen Schnupfen; der Teppich-araber schnäuzt sich in die Finger; die dicke Mamsell hat das Sacktuch vergessen; aber da wandelt eine lange graue Gestalt an mit Goldbrille, Weltruf, chronischem Katarrh und Taschentuch: Herr Professor Trouhadec. Wie man sieht, kandidiert er für die Akademie; er ist zum Akademiker geboren; aber leider hat er in seinem vor dreißig Jahren erschienenen Werk über Südamerika eine genaue Beschreibung der Stadt Donogoo-Tonka gegeben; und die gibts gar nicht. Sein neuer, unfreiwilliger Helfer sagt: Ausgezeichnet! Dann werden wir sie eben gründen! Und er geht gründen. „Tja", sagt der erste Bankier, „zwanzig Zeilen im Werk des berühmten — — — wie heißt er? Professor Trouhadec: so gut fundierte Geschäfte bietet man uns selten an! Und falls sich noch ein paar namhafte Banken dazu finden, würden wir bis zu ... sagen wir mal einigen tausend Francs gehen!" Das sagen die andern auch: gute Sache, aber die schlechten Zeiten! Nur ein dicker Winkelbankier beißt an! Die Wissenschaft interessiert ihn nicht, doch eins reizt ihn: daß die Stadt gar nicht existiert — er liebt nur streng solide Geschäfte. Zunächst lädt er die Herren Aktionäre zu einer Filmvorführung: hundert Meter Wildwest, hundert Meter Expedition: Die Gründung der Stadt Donogoo. Dann verschickt er hunderttausend Prospekte: Donogoo in herrlichster Lage gleich links vom xten Breitengrad. In Marseille, in Holland, in U.S.A. brechen die Pilger auf zur Goldstadt Donogoo. Ein kleiner Trupp irrt schon wochenlang in grausiger Öde; ihr Mestize, der ganz genau wußte, wo Donogoo liegt, gesteht heulend, er wollte bloß sich ein Handgeld verdienen; sie können nicht weiter; aber ein Marseiller sagt: Ich weiß, wo Donogoo liegt! Hier! Rammt einen Pfahl ein, schreibt auf ein Brett: Donogoo-Tonka! Und so aus dem Schweiß der Verirrten und neuer Zuzügler wird der Schreibfehler der Wissenschaft Wirklichkeit. In Paris steht es oberfaul! Der ehemalige Lebensmüde und der Winkelbankier haben sich an das große Leben gewöhnt, aber die Aktien sinken langsam und sicher. Es muß was geschehen! Der junge Mann muß nach Donogoo, wo es doch gar nicht gibt. Mit einem Häuflein Abenteurer

ehemaliger Montparnasse-Freunde zeucht er davon. Pompöse Abfahrt am Bahnhof — Seekrankheit auf Deck. Kurz vor der Landung beruft er seine Getreuen: „Ihr müßt nicht glauben, daß Donogoo eine Stadt mit allem Komfort ist. Offen gestanden, die Häuser befinden sich in einem sehr dürftigen Zustand... ja man kann sagen, daß sie sozusagen gar nicht da sind!" Die neuen Amerikaentdecker von Montparnasse rebellieren. Da aber, in höchster Not, taucht Land auf und eine Reklame: Tägliche Fahrten nach Donogoo! Man wende sich an die Agence Meyer & Cohn. Strahlend aus solidem Wellblech und Tinnef erhebt sich die Wunderstadt. Emsiges Treiben und Fröhlichkeit herrscht in ihr; mit dieser Herrlichkeit ist es jäh zu Ende. Denn die naiven Gründer erfahren nun, daß ihre Gründung gar nicht ihnen gehört sondern einer pariser G.M.B.H., die die Prospekte investiert hat. Der gerettete Lebensmüde übernimmt die Statthalterschaft und übt ein weises, aber gerechtes Regiment.

Dieser überaus reizende, hochsatirische Bilderbogen entblättert sich Abend für Abend vor ausverkauftem Hause im Théâtre Pigalle des Herrn Rothschild und stammt von Jules Romains. Vor neun Jahren schon hat er die Geschichte von der Schwindelgründung einer Stadt und ihren Luftgeschäften als Scenario veröffentlicht und es jetzt für die Maschinerie des Pigalle-Theaters dramatisiert. Aber die Uridee ist eigentlich das „Port-Tarascon" von Daudet. Aus den Soffitten, aus der Versenkung, von rechts und links und aus dem Hintergrund rollen, nein: schweben die Dekorationsteile, die Colin entwarf, heran und fügen sich zu immer neuen Visionen. Prunk und sparsame Paravents. Mit zwei Strichen ein südlicher Hafen; ein wolkiges Newyork; ein Wandel-Panorama alten Stils die Wildnis; aus handfestem Blech Donogoo. Massenszenen, Einzelspiel: Präzisionsarbeit, mit stärkstem Tempo und dabei immer federleicht. Mit dieser Aufführung spielt sich das pariser Theater in den Vordergrund der europäischen Bühnen. Es ist moderner als alles, was man seit langem in Paris sah, und besiegt alles Mißtrauen, das die Anfänge des Pigalle-Theaters einflößten. Wer ist der Regisseur? Ja, das ist das Erstaunliche! Regie gibt es in Frankreich ebensowenig wie in Donogoo. Man kann höchstens sagen: Jouvet hat bei den Proben dabeigesessen. Es ist nicht so, daß man die Inszenierung nur ahnt, weil einem der Spielleiter dauernd im Rampenlicht steht. Und trotz aller Überraschungstricks, die sich ein Rothschild leisten kann: den größten Erfolg haben die Dialoge. Der Nachteil des Stückes — wie der meisten utopischen: es hat keinen Schluß — sein Vorteil: es hat soziale Hintergründe, und es bleibt unprätentiös. Natürlich kann von Proletkult keine Rede sein, weil der noch gar nicht geboren ist. Was man bestenfalls erreichen kann, ist bürgerliche Kunst mit sozialen Erkenntnissen, und die sie ablehnen, sind die Herren Weiterdichter, die damit die Erzeugnisse der Konkurrenz meinen. So gewiß ich glaube, daß es einst eine neue Kultur wieder geben wird, so gewiß bin ich, daß sich mit Gewalt nichts ausrichten läßt. Aber die meisten können es gar nicht erwarten und mixen sich einen Ersatz, um ihre

Ewigkeitswerte in die unbekannte Zukunft hinüberzuschmuggeln. Man gestatte mir, in diesem Falle die unproblematische, tiefsinnige Fröhlichkeit Jules Romains' vorzuziehen.

*

„Glauben Sie, daß sein Stück auch für Berlin ein Erfolg wäre?"

„Das muß ich mir erst an den Knöpfen der Premierenbesucher abzählen!"

Zuckerbrot und Peitsche von Theobald Tiger

Nun senkt sich auf die Fluren nieder
der süße Kitsch mit Zucker-Ei.
Nun kommen alle, alle wieder:
das Schubert-Lied, die Holz-Schalmei...
Das Bürgertum erliegt der Wucht:
Flucht, Flucht, Flucht.

Sie wollen sich mit Kunst betäuben,
sie wollen nur noch Märchen sehn;
sie wollen ihre Welt zerstäuben
und neben der Epoche gehn.
Aus Not und militärscher Zucht:
Flucht, Flucht, Flucht.

So dichtet, Dichter: vom Atlantik,
von Rittern und von Liebesnacht!
Her, blaue Blume der Romantik!
„Er löste ihr die Brünne sacht..."
Das ist Neudeutschlands grüne Frucht:
Flucht, Flucht, Flucht.

Wie ihr euch durch Musik entblößtet!
In eurer Kunst ist keine Faust.
So habt ihr euch noch stets getröstet,
wenn über euch die Peitsche saust.
Ihr wollt zu höhern Harmonien
fliehn, fliehn, fliehn.

Es hilft euch nichts. Geht ihr zu Grunde:
man braucht euch nicht. Kein Platz bleibt leer.
Ihr winselt wie die feigen Hunde —
schiebt ab! Euch gibt es gar nicht mehr!
Wir andern aber wirken weit
in die Zeit!
In die Zeit!
In die Zeit!

Alain-Fournier von Walther Karsch

„Seltsamstes Buch einer zugleich sehr alten und sehr neuen Romantik." Soll das heißen: dieser Roman ist ein Beispiel mehr dafür, daß die Literatur der Zeit vor der Problematik der Zeit fluchtartig den Rücktritt antritt? Alain-Fourniers Roman „Der große Kamerad" gehört also zu jenen Idyllen, die vom konservativen und liberalen Feuilleton mit wogenschlagender Begeisterung gefeiert werden? Keineswegs! Wenn hier zu dem Buch des vor sechzehn Jahren im Kriege gefallenen, damals achtundzwanzigjährigen Franzosen ein enthusiastisches Ja gesagt wird, so sei dieses Ja von einer unmißverständlichen Absage an die gegenwärtig im Schwange befindliche Biedermeierei begleitet. Es soll hier nicht und niemals eine literarische Mode mitgemacht werden, am allerwenigsten jene, die nur Flucht aus der politischen Welt mit ihren Greueln und ihren Aufgaben ist, und deren Garden Hermann Hesse die blaugeblümte Fahne voranträgt. Mit dieser Angstproduktion hat „Le Grand Meaulnes" nicht das geringste zu tun.

Eigenartiges Erlebnis: du bist bereit, kraft deines Willens und deiner Erkenntnis, dich vollständig in den Dienst einer alle Menschen angehenden Sache, einer politischen Idee zu stellen. Selbstverständliche Folge dieser, nicht etwa konstruierten sondern innerlich bedingten, Grundanschauung: eine, von einer gewissen Resignation nicht freie, Gleichgültigkeit gegenüber all jener Kunst, die vom Weg zu allgemeingültigen Zielen ablenken will in das Dickicht privatester Fragestellung. Und dann wirst du plötzlich überrannt von einem Buch, das voll allerprivatester Gefühle und Gedanken ist, die auch nicht entfernte Beziehungen zu dem haben, was du als deine Aufgabe bezeichnest. Da reagiert offenbar ein Nerv, der, wie sich zeigt, selbst durch intensivste Konzentration auf Zielhaftes nicht abgetötet werden kann.

Solchen Aufruhr des Gemüts hat der junge Franzose Alain-Fournier angerichtet, mit seinem „Le Grand Meaulnes", der schon 1912 in Frankreich erschienen ist und den jetzt Arthur Seiffhart für den Transmare-Verlag übersetzt hat.

Alain-Fournier erzählt die Geschichte einer Jugend, die sich niemals von ihren Skrupeln befreien kann. „Le Grand Meaulnes", so wird Augustin Meaulnes von seinen Kameraden genannt, weil er, nicht etwa durch besondere Leistungen sondern durch die Besonderheit seines Wesens, ihnen Respekt abringt. Dieser Grand Meaulnes, ein junger, unermüdlich gejagter Mensch, gejagt durch seine innere Unsicherheit, erlebt auf einer abenteuerlichen Fahrt ein seltsames Fest, das seine Schatten bis an das Ende dieser schwermütigen Geschichte wirft. Er sieht auf dem Fest ein junges Mädchen, das zu besitzen Ziel seiner Wünsche wird. Charakteristisch für die Menschen dieses Romans, daß man das Fest umsonst veranstaltet hatte. Franz, der Bruder des jungen Mädchens, will hier Hochzeit mit seiner Geliebten, Valentine, feiern. Doch diese kann an die Möglichkeit des ihr bevorstehenden Glücks nicht glauben und flieht, als Franz sie zur Hochzeit holen will. Der große Meaulnes kehrt von dem verunglückten Fest zu seinen Kameraden zurück. Und nun beginnt eine aussichtslose Suche nach jenem Schloß, welches in seiner fast unwirklichen Brüchigkeit ein Symbol für die hier gestalteten Menschen wird. Dies Suchen ist das Mysterium des Buches. Hier liegt die, wenn man so sagen darf, Größe seiner Menschen. Eben noch besessen, geht das Glück ihnen verloren, unwiederbringlich verloren, weil ihre Skrupel sie niemals an das Nächstliegende glauben lassen, weil sie immer grade dieses Nächstliegende verwerfen, immer in weitere Räume vorstoßen müssen, ewig unersättlich, ewig unbefriedigt.

Meaulnes findet den Weg, dessen Spur er bei der Rückkehr verloren hat, aus eigner Kraft niemals wieder. Das Mädchen aber, das er verzweifelt sucht, sagt von ihm: „So gibt es vielleicht irgendeinen großen, verrückten jungen Mann, der mich am Ende der Welt sucht, während ich hier bin... Wenn dieser junge Mann mich sähe, er würde sicher nicht daran glauben." Er würde nicht daran glauben. Man muß in so unmittelbarer Nähe des Glücks gewohnt haben wie die bürgerliche Jugend von 1912, um es nicht zu finden und nur unter dauernden Zweifeln und Depressionen ihm nachzujagen.

Dieses symbolhafte Schloß ist der greifbare Mittelpunkt des Romans. Was sich sonst an Tatsachen, Geschehnissen ereignet, würde, wollte man es herausheben, unwesenhaft wirken. Wenn je der stoffliche Inhalt einer Dichtung unerheblich für ihren Gehalt war, dann in diesem Falle. Ähnlich wie bei Gide ist es die tiefe Zartheit und Versponnenheit, die erschüttert.

Entscheidend bleibt der Eindruck: diese Jugend lebt nicht lange, sie konnte nicht lange leben, konnte es nicht, weil ihr Leben kein wirkliches Leben war, sie schwebte nur ganz leicht mit ihm verbunden über dem Dasein.

Wie versteht es dieser Franzose, selbst das Geheimnisvolle klar, das Unwirkliche lebendig zu machen! Bei uns rutschen sie in solchen Fällen in eine Verschwommenheit, die um so unerträglicher ist, als sie sich metaphysisch gibt. Keine Spur davon bei Alain-Fournier. Wenn er in Bezirke hineintastet, die außerhalb unsrer Erkenntnis liegen, so gehört das zum Bild dieser Menschen, die immer vorwärtsgetrieben werden, die ziellos immer vorwärtstreiben, denen niemals Ruhe gegeben ist. Es scheint, als ob hier ein Einzelfall gestaltet wäre. In Wahrheit ist es das Schicksal des ahasverischen Menschen überhaupt. „Er wußte nicht, daß dies hier nur ein Halt war und daß er gleich wieder seinen Weg fortsetzen sollte." Sätze wie der werfen ein trübes Licht auf die völlig hoffnungslose Situation dieser Jugend. Ihr versiegte die Kraft, sie ward unfähig zu jeder, auch der kleinsten Aktion. Erklärlich, daß von einer solchen Jugend kein Widerstand gegen den Krieg geleistet werden konnte, daß sie in diesen Krieg hineintaumelte, der nicht der ihre war und der auch nicht der ihre gewesen wäre, wenn er einen revolutionären Sinn gehabt hätte. Dürfen wir ihr das zum Vorwurf machen? Aber erkennen sollten wir, wie weit man sich an sein privates Dasein verlieren kann, an dessen Verflechtungen und Fragwürdigkeiten, so weit, daß bis zur Selbstauflösung nur ein Schritt ist.

Hier wird an Dinge gerührt, die für gewöhnlich in uns schweigen, weil unser Wille sie unter die Schwelle des Bewußtseins gestoßen hat. Sie sind aber da und lassen ahnen, in welchem Maße uns die Welt unsrer individuellsten Beziehungen fremd geworden ist. Diese Welt ist heute uninteressant, muß es sein, weil sich in sie verlieben und verlieren Schwächung der eignen Position bedeuten würde. Wenn trotzdem dies ausschließlich in einer Sphäre jener Welt spielende Buch unser Inneres trifft, dann deshalb, weil hier vollendet ein Lebensstil der Vorkriegsgeneration gestaltet ist, dessen Wiederkehr wir zwar nicht wünschen, der aber als Gegensatz zum Stil unsrer Entscheidung irgendwo in uns weiterlebt und nie verschwinden wird.

Tendenz schließt nicht aus, daß ein ihr dienendes Werk ein Kunstwerk ist. Aber in dem öden Einerlei einer nur propagandistischen Mache, wie wir sie seit langem erleben, wirkt „Le Grand Meaulnes" wie eine Oase. Man spürt den Abstand und bekommt eine Ahnung, um wieviel weiter wir sein könnten, wenn in unsern Reihen Einer diese Nerven, diese Tiefe, diese Anschauungskraft, diese Gestaltungsgabe besäße — und dazu eine Zielvorstellung. Ja, wenn...

Not-Etat von Morus

Eigentlich ist es ja gar nicht wahr, daß das Reich sich in einer Finanznot befindet. Denn der Reichsfinanzminister Dietrich hat uns doch erst vor drei Monaten, mit dem schönen Brustton der Überzeugung, der ihm eigen ist, feierlich erklärt: „Man kann davon ausgehen, daß der neue Reichstag eine Reihe von Monaten Zeit zu ungestörter, sachlicher Arbeit haben wird, in welcher er die großen Vorlagen, die wir vorbereiten, verarbeiten kann. Überstürzte Beschlüsse werden nicht nötig sein, und soweit die Steuern in Frage kommen, die ohnehin nicht mehr erhöht werden können, werden Neubelastungen nicht vorgeschlagen werden."

Wer so gründlich vorbeihaut, dem werden wir auch jetzt mit größter Skepsis begegnen, wenn er, entgegen allen seinen Voraussagen, sechs Wochen nach dem Zusammentritt des Reichstags eine mit Steuererhöhungen vollgepackte Notverordnung erzwingt. Allerdings kann der Prophet Dietrich zu seiner Entlastung anführen, daß der größte Teil der Notverordnung, von allen Verfassungsbiegungen ganz abgesehen, für den Augenblick vollkommen unerheblich und überflüssig ist und nur deshalb notverordnet wird, weil es halt so bequem ist. Der steuerliche Sinn der Notverordnung aber ist klar: weitere Entlastung der Großen, weitere Belastung der Kleinen; und vor allem: endgültige Steuerbefreiung des Landes auf Kosten der Städter. Wenn das aus dem Paragraphengewirr der Notverordnung noch nicht ohne weiteres zu entnehmen war, so hat uns Herr Brüning darüber aufgeklärt. Von den Landbündlern gereizt, hat er in seiner Reichstagsrede eingestanden: „Die landwirtschaftliche Einheitssteuer ist doch nichts andres, als daß wir für die Landwirtschaft ein steuerfreies Einkommen von 6000 Mark geschaffen haben." Damit hören, mit verschwindenden Ausnahmen, die deutschen Landwirte überhaupt auf, steuerpflichtig zu sein. Dafür aber wird durch die Einführung der Kopfsteuer auch noch das steuerfreie Existenzminimum der Städter von 1200 Mark beseitigt. Irgendwoher muß es ja schließlich kommen.

Das Prunk- und Paradestück, mit dem man die Unmöglichkeiten der Notverordnung verdeckt, ist die rechtzeitige Vorlegung des Reichsetats für 1931. Niemand wird den Herren des Finanzministeriums das Zeugnis: Fleiß sehr gut, vorenthalten. In der Fixigkeit ist Dietrich seinen Vorgängern Moldenhauer und Hilferding zweifellos über, nur mit der Gründlichkeit hapert es ein bißchen. Wir wollen nichts gegen die Schreib- und Druckarbeit sagen, die auch diesmal wieder von den Ämtern geleistet ist. Welchen sparsam veranlagten Staatsbürger wird es nicht erfreuen, wenn er im Haushaltsplan des Auswärtigen Amtes einen nur mit hundert Mark dotierten Etatposten findet: „Fahrkosten für versetzte und auswärts beschäftigte Beamte und Angestellte zum Besuch der von ihnen getrennt lebenden Familie"; und wird es einem nicht warm ums Herz, wenn man aus einer ausführlichen Anmerkung erfährt, diese neue Etatposition ist eigens geschaffen worden, um einen von Koblenz nach Berlin versetzten Ver-

waltungsamtmann bei der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts, der in Berlin noch keine Wohnung gefunden hat, die Fahrkosten zum Besuch seiner Lieben am Rhein zu ermöglichen.

Doch solche Mätzchen, die sich die Etatreferenten nicht abgewöhnen können, ändern nichts daran, daß der neue Haushaltsplan einen sehr wenig soliden Eindruck macht. Daß die Steuereingänge für das nächste Jahr wahrscheinlich zu hoch bemessen sind und daher das ganze Etatgebäude auf wackligem Boden steht, ist schon im Reichsrat von dem preußischen Ministerialdirektor Brecht mit aller Deutlichkeit festgestellt worden und wird auch im Reichsfinanzministerium nicht ernsthaft bestritten. Von der Verteilung der Steuerlasten, die im Haushaltsplan diesmal auf besonders farbenprächtigen Tafeln dargestellt wird, erhält man erst dann ein richtiges Bild, wenn man auch die Außenstände des Reiches bei seinen Steuerzahlern mitberücksichtigt. Während den Arbeitern und Angestellten die Steuer prompt vom Lohn und Gehalt abgezogen wird, sind die übrigen Steuerzahler beim Reich allein mit 218 Millionen Mark Einkommensteuer im Rückstand. Nur 118 Millionen sind davon offiziell gestundet; der Rest ist Fehlanzeige. Immerhin ist das noch, im Vergleich zu den gesamten Steueraufkommen, ein bescheidener Prozentsatz. Bei der Körperschaftssteuer, das heißt: bei der Einkommensteuer der Aktiengesellschaften, sind von den 500 Millionen, die gezahlt werden sollten, 100 Millionen noch nicht gezahlt. An Vermögenssteuer stehen noch rund 50 Millionen aus, an Gesellschaftssteuer 25 Millionen, an Obligationensteuer 13 Millionen. Den Vogel schießen aber die glücklichen Erben ab. Für das laufende Steuerjahr und ebenso für das kommende Jahr sind an Erbschaftssteuer ganze 90 Millionen veranschlagt; etwa der fünfzehnte Teil von dem, was in England an Erbschaftssteuer einkommt. Doch diesen 90 Millionen stehen mehr als 81 Millionen Steuerrückstände gegenüber, und der Staat ist so zart besaitet, daß er den Erben keine Ungelegenheiten bereiten will und ihnen fast die ganze Summe gestundet hat. So gemütvoll geht es bei uns zu, wenn es sich nicht grade um Arbeitslose handelt.

Daß das Reich sich zu seinen Schuldnern gelegentlich so großzügig benimmt, wird verständlich, wenn man sich die Ausgabenseite des Etats näher ansieht. Die Ankündigung, daß der gesamte Haushalt gegenüber dem vorigen Etat um anderthalb Milliarden gekürzt worden ist, hört sich zwar sehr pompös an. Aber die Kürzungen sind so sinnvoll verteilt, daß man an den wichtigsten Stellen kaum etwas davon bemerkt. Daß der Heeres- und Marineetat von der Not der Zeit unangekränkelt geblieben ist und, nach Abzug der allgemeinen Gehaltskürzungen, sogar noch eine kleine Verstärkung aufweist, kann bei einer Regierung Brüning-Schleicher-Treviranus nicht Wunder nehmen. Aber auch die andern Schutz- und Trutz- und Luxus- und Subventionsausgaben finden sich alle in alter Mannesfrische wieder. Der Geheimfonds des Auswärtigen Amts von 4,5 Millionen Mark ist ebensowenig vom Preisabbau berührt wie die Million, die dem Reichswehrminister

„für besondere Zwecke" zur Verfügung steht. Auch die 1 620 000 Mark zur „Unterstützung besonderer kultureller Aufgaben im Interesse des Deutschlands", über die das Reichsinnenministerium verfügt, haben den Stürmen der Zeit getrotzt. Oder meinen Sie, daß auch an solchen Posten gespart werden könnte? Ausgeschlossen. In den „Erläuterungen" heißt es kurz und bündig: „Der eingesetzte Betrag ist erforderlich, um dem Bestimmungszweck des Fonds genügen zu können." Sollten Sie trotzdem noch an dem Willen zur Sparsamkeit zweifeln, so hören Sie, daß der Etat der Technischen Nothilfe um nicht weniger als 80 000 Mark, von 1,3 Millionen auf 1 220 000 Mark heruntergedrückt worden ist. Freilich ist diese Gewaltkur nur dadurch möglich geworden, daß man die Bezüge der Angestellten um 6 Prozent gekürzt hat.

Besonders wacker hat sich das Auswärtige Amt gehalten, dessen Finanzpolitik im vorigen Jahr, namentlich vom Zentrum, soviel Kritik erfahren hat. Es hat nur 7,4 Prozent von seinen Ausgaben streichen müssen, also weit weniger, als der Kürzung des Gesamtetats entspricht. Die Personalkosten der Auslandsvertretungen haben sich sogar nur um knapp 6 Prozent, von 19 auf 18 Millionen Mark ermäßigt und mit Vergnügen stellen wir fest, daß nicht nur die Botschafter und Gesandten ihren Standard of life gewahrt haben, sondern, daß auch die Tippdamen unsrer Diplomaten in Tokio 9000, in Paris 6000, in Warschau 5000 Mark, also das Drei- bis Vierfache der ortsüblichen Stenotypistinnengehälter beziehen. So äußert sich, wenn auch an verborgenen Stellen, der soziale Sinn unsrer Reichsverwaltung.

Am opulentesten ist, wie stets, der zu wenig beachtete „Einzelplan XX", der „Haushalt für die Kriegslasten" ausgestattet. Unter diesem ominösen Titel bringt man nun schon seit Jahren alle die Subventionen unter, die man so gut wie möglich cachieren will. Da wird mit vollen, runden Summen gerechnet. Die „Frankenempfänger an der Saargrenze" bekommen 5 Millionen; zur „wirtschaftlichen Hebung der durch die neue (erst zwölf Jahre alte) Grenzziehung und lange Besatzungsdauer notleidend gewordenen Gebiete des Westens" stehen 15 Millionen bereit; der Osten bekommt für angeblich wirtschaftliche Zwecke 90 Millionen Mark; um den „Flüchtlingsstrom" in Schlesien und Ostpreußen unterzubringen, werden 8 Millionen angefordert, und dazu gibt es noch einen der beliebten Sammelfonds „für sonstige wirtschaftliche, gewerbliche, gesundheitliche, soziale und kulturelle Maßnahmen" in Höhe von 10 Millionen Mark.

Damit wir aber nicht noch einen neuen Kriegslastenetat bekommen und den nächsten Krieg auch ganz bestimmt gewinnen, erhält außerhalb des Wehretats wiederum die Rüstungsindustrie eine kleine Abschlagszahlung. Unter der liebenswürdigen Überschrift „Entwaffnung und Entfestigung" werden als „einmalige Beihilfen an die für die Anfertigung von Waffen, Munition und Kriegsgerät für Heer und Marine zugelassenen Fabriken zu den Kosten der Umstellung der Betriebe usw." 2,3 Millionen Mark benötigt.

Wir leben eben in einer eisernen Zeit.

Bemerkungen

Ein riesiger Verein,

wohl der größte der Erde, ist die katholische Kirche. Der ‚Atlas Hierarchicus' bringt die Ergebnisse der Zählung von 1929: in Europa allein 208 882 000, auf dem Planeten 341 430 000 Katholiken. Jeder fünfte Erdianer also ist in dieser Organisation organisiert. Welchen Zielen dient sie? Zuallererst dem Ziel, ihre Ortsgruppenvorstände, ihre Landesleitungen, ihr Zentralpräsidium in guter Form zu erhalten, und ihre unzähligen prachtstrotzenden Vereinslokale. (In andern Humanitätsvereinen arbeiten die Vorstände ehrenamtlich; hier: gegen hohe Entschädigungen, welche zum Teil nicht mal der Verein aufbringt, sondern der Staat zahlt.)

Welchem Ziel dient dieser gigantische Verein noch? Dem, seinen Mitgliedern die Wichtigkeit der wirklichen Welt abzusuggerieren. Er macht ihnen die Lust madig, das bißchen Lust. Sie sei belanglos, ja eine Schweinerei. Und das Leid? Was schaden die diesseitigen Leiden; euer harren jenseitige Freuden. Dreihunderteinundvierzig Millionen Menschen lassen sich einreden, daß erstens Leiden unerheblich sei; daß es zweitens gradezu sittlich sei, zu leiden; daß drittens Dem, der mit Demut leidet, Lohn nach dem Tode winke, in einem ewigen Leben. Welche Erleichterung für die Veranstalter des Leidens: die Machthaberklassen im Staat! Eine Metaphysik, die gefügig macht; eine Ethik, wie auf Bestellung von Sklavenhaltern.

Hilft denn die katholische Kirche der auf Vernichtung des unzüchtigen Kapitalssystems abzielenden Bewegung der durch dieses System Ausgebeuteten und Unterdrückten? Nimmt sie denn teil am Kampf gegen den Massenmord, den Krieg? Dieser Verein will der Verbreitung der Nächstenliebe dienen, und er stützt in allen Ländern den Kapitalismus und er erhält in allen Ländern den Krieg.

Davor, daß man der Menge die Wahrheit über ihn sagt, schützt er sich durch den Gotteslästerungsparagraphen. Ein raffinierter Verein; er erhebt sich selber zur Gottheit.

Ich will ihn gar nicht anklagen. Ich will nur klagen darüber, daß den Andern noch immer nicht gelang, was Denen da längst gelungen ist. Leben denn nicht dreihundert Millionen Menschen und mehr auf dem Stern, die mit der Kraft des gesunden Gewissens Ja sagen zur Pracht dieser Welt, zu den Herrlichkeiten eines pfirsichzarten Leibes oder eines durchmuskelten Leibes, zum guten Recht der schwellenden Natur, und die von ganzem Herzen die Ketten der Unterdrücker sprengen, die Waffen der Mörder zerbrechen wollen? Dreihundert Millionen und mehr erdfrohe sozialistische Heiden? Es gibt sie; es gibt sie. Wann endlich werden sie sich vereinigen? *Kurt Hiller*

Glücksspiel

Nicht grade unsre Sorgen... Aber die der deutschen Seebäder. Die haben sich zu einer großen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, und „die Dinge, die zunächst angepackt werden, sind das Reichskurortgesetz und die Frage der Zulassung des Glücksspieles in den deutschen Bädern." Das darf nie erlaubt werden.

„Die verantwortlichen Leiter (wem verantwortlich?) — die verantwortlichen Leiter der Geschicke des deutschen Fremdenverkehrs", sagt der Syndikus in jenem geschwollenen Stil, ohne den kein deutsches Exposé mehr denkbar ist, „sind heute davon überzeugt, daß das Glücksspiel in Deutschland unter bestimmten Voraussetzungen zugelassen werden muß, um den Bädern zu helfen. Da die Bäder ein Teil der deutschen Wirtschaft sind, so müssen alle Bedenken so lange

zurücktreten, bis sich gezeigt hat, was von dieser Zulassung zu erwarten ist."

Darauf braucht man gar nicht erst zu warten — das ist schon heute ganz klar.

Jedes Primat der Wirtschaft ist unsinnig. Nicht wir haben uns nach der „Wirtschaft", diesem Abgott und Moloch der Vorstellung gewisser Kreise, zu richten, sondern die Wirtschaft hat sich nach den Menschen zu richten. Wird aber heute in den deutschen Seebädern das Glücksspiel zugelassen, so werden die Folgen die sein:

Es wird sich zunächst das Publikum der Qualität nach verschlechtern. Dem Hotelier ist das vielleicht gleich; uns ist das aber nicht gleich. Man mag nicht an einem Ort, wo sich der Städter von elf Monaten Staub und Arbeit erholt, diese Schieber des Spiels versammelt sehen, die überall auftauchen, wo gespielt wird; nicht diese oberfaulen Kokotten des Bac; spielende Weiber, gewerbsmäßige Spieler, jenes Volk, das in allen Jahrhunderten noch immer an die Spieltische geströmt ist.

Es wird auch in die Badeorte ein sehr ungesunder Zug der Geldverachtung kommen. Wer sich Geld erspielt und nicht arbeitet, achtet es nicht; also werden die Preise steigen, und vielleicht ist dies auch grade beabsichtigt. Sind Spieler im Ort, so können besonders die kleinen Bedarfsgegenstände des täglichen Lebens um zwanzig, dreißig Prozent steigen — den Spielern macht das wenig. Für die Angestellten, die dort hinkommen, ist es von Belang.

Wie die „bestimmten Voraussetzungen" aussehen, unter denen das Spiel gestattet wird, kann man sich denken. Sie werden vor allem in dem bestehen, was der genehmigende Beamte darunter versteht, und das wird eine gradezu unerhörte Vormachtstellung der Bank sein. Es wird also nicht, was auch nicht schön wäre, von gleich zu gleich gespielt werden, sondern das Spielunternehmen wird den Spieler höchst solide ausnehmen. Dies nebenbei — denn Ordnung muß sein.

Die Spielbank aber, die den armen Seebädern helfen soll, weil sie sich selber nicht durch eine vernünftige Preispolitik helfen können, wird viele Menschen, Männer und Frauen, dazu verleiten, Dummheiten zu machen. Selbstmorde ...? Nein, aber sein Feriengeld verspielen ist auch ganz schön. Dergleichen ist keineswegs nötig. Es wäre auch eine gradezu gemeine Aufreizung, wenn unsre Arbeitslosen in der jetzigen Zeit mitansehen müßten, wie die Leute ihr Geld verspielen. Daß es viele Menschen gibt, die trotz des Gestöhnes über Versailles, womit meist die Arbeiterbewegung gemeint ist, Geld genug haben, um es zu verspielen, wissen wir auch so. Die, die es nicht haben und es doch auf den grünen Tisch legen, sollte man davor bewahren.

Unter den „verantwortlichen Leitern der Seebäder" und ihren Synidici sind gewiß viele gute nationale Männer, die es mächtig mit der Sittlichkeit haben. Sie belästigen mitunter ihre Badegäste mit den albernsten Bestimmungen, wenngleich dies

nicht mehr so oft geschieht wie in dem unendlich prüden Frankreich und zum Beispiel in Holland. Aber dieselben deutschen Männer, die vor Sittlichkeit überströmen, wenn ein pazifistischer Film oder ein Film gegen die Geschlechtskrankheiten läuft, scheuen sich nicht, eine so unsittliche und verderbliche Sache, wie es das öffentliche Glücksspiel ist, zu propagieren.

Ignaz Wrobel

„Nach Bedarf"

Der Staat muß sparen, allernotwendigste Ausgaben einschränken, wichtige soziale Aufgaben vernachlässigen, aber er hat offenbar Geld genug, um im Reichswehrministerium eine merkwürdige Art geistiger Nahrung für das Volk fabrizieren und gratis verteilen zu lassen. Wir bekommen eine Zeitschrift in die Hand, auf deren Titelblatt zu lesen ist:

Reichswehrministerium
Heeres-Organisations-
abteilung (T 2)
Kriegs- und militärorgani-
satorische
GEDANKEN UND NACH-
RICHTEN
aus dem Auslande.

6. Jahrgang.
Heft 15.
Die Hefte erscheinen nach Bedarf.
November 1930.

Man kann wohl verschiedener Ansicht darüber sein, ob in diesem Augenblick ein Bedarf für eine solche Zeitschrift besteht; zu einem Zeitpunkt, in dem es über drei Millionen Arbeitslose gibt, in dem der Hunger umgeht und der militaristische Nationalismus schon ohne amtliche Nahrung üppig genug gedeiht. Sehen wir uns einmal den Inhalt dieses Heftes an. Es sind nachgedruckte Artikel aus der englischen, schweizerischen, amerikanischen und italienischen Presse. „Gegen eine weitere Veröffentlichung der Aufsätze in der Presse ist nichts einzuwenden," so heißt es auf der ersten Seite. Und nun der Inhalt: Ist er belehrend? Offenbar doch nur für Jungens, die mit Bleisoldaten Krieg spielen. Oder aber muß man tatsächlich die Maschinen der Reichsdruckerei in Bewegung setzen, um „Kriegs- und militärorganisatorische Gedanken aus dem Auslande" in Deutschland zu verbreiten? Wie etwa die folgenden:

„Ob es sich um Gaswolken oder um Verseuchung des Bodens handelt, immer wird die vergaste Zone nur beschränkt sein. Rasche Bewegung durch diese Zone hindurch oder aus ihr heraus wird die Truppe in Sicherheit bringen. Truppen auf schnellbeweglichen Fahrzeugen werden dabei im Vorteil sein."

„Um einem andern Lande seinen Willen aufzuzwingen, muß man die feindlichen lebenswichtigen Gebiete, wie die feindliche Hauptstadt oder die bedeutendsten Industriegebiete besetzen oder bedrohen. Um dies zu tun, ist eine Armee in der Regel gezwungen, erst das feindliche Heer zu schlagen."

„Die wissenschaftlichen Erfindungen, besonders jene auf dem Gebiete der Mechanik, haben die militärische Bedeutung der Industrialisierung eines Staates erhöht."

Der Wunsch nach Belehrung

über strategische Einfälle ausländischer Genies kann also wohl kaum das Motiv für die Veröffentlichung dieser Zeitschrift sein. Was also sonst? Vielleicht führt uns das folgende Zitat auf den richtigen Weg:

„Jene Parlamentsmitglieder, die in den Jahren vor 1914 gegen den Heereshaushalt gestimmt haben, müssen jetzt schlimme Augenblicke erleben, wenn sie überseeische Friedhöfe besuchen oder Kriegskrüppeln auf der Straße begegnen."

Die Parallele liegt auf der Hand: Jedes deutsche Parlamentsmitglied, das der fortdauernden Ausdehnung des deutschen Heeresetats Einhalt gebietet, muß also auch schon im voraus „schlimme Augenblicke erleben". Es sei also rechtzeitig gewarnt!

Auch ein andres Beispiel aus der ausländischen Presse ist des Nachdrucks — „nach Bedarf" — durchaus wert: „Italiens Jugendarmee, 25 000 Jungen im Lager. 25 000 junge Leute zwischen 12 und 17 Jahren aus allen Teilen Italiens sind jetzt in einem Lager, das nach dem Duce genannt ist, versammelt. Die Wettkämpfe umfassen Marschieren, militärischen Drill, körperliche Übungen, Ringen, Laufen, Bedienung von Nachrichtenmitteln und Kundschafterdienst. Das Lager ist ganz nach militärischen Regeln angelegt. Die jungen Leute tragen schwarze Hemden und graugrüne Hosen mit Gamaschen. Sie unterstehen der militärischen Disziplin."

Wie gesagt, wir sehen den „Bedarf" für diese Zeitschrift nicht ein, umso weniger, als andre Ministerien, wie zum Beispiel das Auswärtige Amt mit seinem über die ganze Welt verbreiteten Konsulatssystem, nicht das Geld haben, praktisch wichtige Nachrichten aus dem Auslande in Deutschland durch eine Gratiszeitschrift zu verbreiten.

Goedecke Michels

Jüdische Wahlen

Wenn die Nationalsozialisten auf die Juden schimpfen, so meinen sie — der Einfachheit halber — mit der Bezeichnung Jude jeden, der nicht Nationalsozialist ist. Sie bringen es auch fertig, ehemalige aktive Gardeoffiziere des Judentums zu zeihen, nur weil diese Leute durch ein wenig Geist suspekt geworden sind und in Literatur machen. Dieser Antisemitismus, der eine politische Waffe ist, dieser Geschäfts-Antisemitismus ist lächerlich. Gewiß.

Nicht viel weniger komisch aber ist der geschäftige Philosemitismus der in den letzten Wochen eifrig betrieben wurde, um den Kampf der Gemeindewahlen würdig zu begehen. Nur zehn Parteien hatten sich im Judentum Berlins gebildet, die sich mit allen Schikanen bekämpften, die mit allen Lockmitteln den Stimmenfang betrieben. Liberale, Volkspartei (die beiden Hauptgegner), dann das Zentrum, die Konservativen, Sozialdemokraten, die Überparteilichen (eine Partei gegen die Parteien), die Positiv-Liberalen (sind die andern Liberalen etwa negativ?), die Demokraten und Klal Isroel. Und Alle hatten sie Programme, wunderschön unklar und vieldeutig. Auch Listenverbindungen kamen vor. Alles nach bewährtem Muster. Und der Kampf um die

Mehrheit war nicht minder erbittert als bei den verschiedenen Bürgerwahlen. Das Alles spielte sich unter zirka siebzigtausend Menschen ab, wenn auch zu Ehren der jüdischen Gemeinde gesagt werden muß, daß schließlich von allen Parteien nur zwei wirklich in Frage kamen: Liberale und Volkspartei (Zionisten), von denen die Liberalen die absolute Mehrheit errangen.

Immerhin ist aus dieser grotesken Zersplitterung zu ersehen, daß die politischen Rechtsparteien sich empfindlich täuschen, wenn sie immer wieder ihre Feldzüge gegen die Juden beginnen, sobald Wahlen in Aussicht stehen. Sollten wirklich die Herren es noch nicht erfaßt haben, daß es ebensowenig die Juden gibt, wie zum Beispiel die Deutschen, von Germanen ganz zu schweigen, je existiert haben? Denn die seelische Verbindung zwischen einem Badenser und einem Ostpreußen dürfte ebenso innig sein wie die zwischen berliner und östlichem Juden.

W. O. Somin

Man gewöhnt sich an den Krieg

Woher kamen Sie, mein Freund, als Sie erschienen, um den Film „Im Westen nichts Neues" zu sehen? Sie kamen aus dem Café, also aus dem prallen Leben selbst. Sie hatten dort in einer Filmzeitung geblättert, darin war ein heiteres Lied aus einem heitern Film, der demnächst erscheinen soll: „Zu jedem Unterrock gehört ein bunter Rock. Was wärn die Mädels ohne die Soldaten? Denn wo ein bunter Rock, ist auch ein Unterrock. Zum Sauerkraut gehört der Schweinebraten." Sie kamen, mein Freund, mit diesem Liedlein im Hirn. Und siehe, es ging auch im Mozartsaal um Soldaten. Und dennoch erschraken Sie tief. Ein Tor wird aufgerissen. Tierblick der Begeisterung aus dem Gesicht des alten Lehrers, der die Neunzehnjährigen zum Bezirkskommando schickt. Und das bleiche Entsetzen der Entschlossenheit auf den Kinderwangen. Nicht wahr, es erschütterte Sie, daß man diese Babies in den Krieg „einführte", wie junge Mädchen in die Tanzgesellschaft. Der Tanzlehrer ist das gute Frontschwein Kat, ein Gesicht „wie aus Erde", das ist der Schauspieler Wolheim, eine Figur mit Menschenzügen. Er lehrt die Säuglinge, den Kopf in den Dreck zu bohren, wenn es so ganz sachte durch die Luft pfeift. Und dann pfeift es eben, und poltert und dröhnt, und dann sterben sie alle, und Krieg ist eben Krieg. Ich sah, Sie wurden müde, mein Lieber, Sie stumpften ab, es war zu viel, es waren nachgetragene, gehäufte Illustrationen zu einem wirkungsvollen Buch, ohne viel Gliederung, ohne den großen, formenden Zugriff der Kamera, der die Dinge attackieren müßte und die Zuschauer umkrallen. Glänzend nachgeschaffenes Grauen, doch pausenlos vorüberziehend, ohne die wunderbaren, stillen Talsenkungen des Buches, in denen

sich Gedanken an das Leben finden, an den Himmel, an den Klatschmohn, Talsenkungen zwischen den Gebirgen des Schreckens, zum Atemholen für die Idee. Denn die Idee, das ist die innere Dramatik des Epischen, tieferes Thema im Kampf der Kräfte. Und das sind, in dem grandiosen Tagebuch, zwei Pole: der Sinn des Lebens (als Ahnung einer jungen Menschenseele) und der Irrsinn des Sterbens. Auch der Film ist episch, doch ihm fehlt jene Dramatik der Idee, der Ungeist des Todes bleibt alleiniger Akteur, er hat keine Gegenspieler, nur Opfer.

Sie wurden müde, mein Lieber, Sie sanken in sich zusammen, man gewöhnt sich an den Krieg. Zu Beginn nur beugten Sie sich oftmals in Erregung vor, noch gab Ihnen manches einen Chock, der erste Nahkampf zum Beispiel. Daß man es lernen kann, einem Menschen das Messer in den Bauch zu bohren! Und dann das Maschinengewehr. Es dreht sich langsam von links nach rechts, es mäht die dreißig Menschen einer Schwarmlinie, saubere Arbeit, jeder kommt dran. Das ist wie der Finger eines Lesenden, die Zeile entlang, von links nach rechts, jeder Buchstabe kommt dran. Ordentliche Arbeit, temperamentvolle Arbeit, auch durch den Regisseur L. Milestone. Gute, taktvolle Arbeit, auch im untermischten deutschen Dialog. Dennoch wurden Ihre Augen klein, mein Lieber, und um Ihren Mund legten sich Falten der Abspannung. Sie lehnten sich nicht mehr auf gegen den Wahnwitz, daß dies wirklich einmal so gewesen ist. Die Bilder drängten naturalistisch, es blieb wenig Zwischenraum für Ihre geschätzte Stellungnahme. Eindreiviertel Stunden, das ist nicht viel für einen Weltkrieg. Es ist zu viel für einen Film gegen den Krieg. Man gewöhnt sich, man gewöhnt sich an den Krieg...

Auch sonst, mein Lieber. Nicht wahr? Zumindest an die Vokabel „Krieg". Sie ist Ihnen längst kein Schlag mehr bis ins Tiefste Ihres Herzens. Sie lesen sie zu oft. Man streitet sich in Genf darüber, was erlaubtes, was unerlaubtes Giftgas ist. Bedenken Sie: „erlaubtes Giftgas"! Zu jedem bunten Rock gehört ein Unterrock. Die Rüstungsaktien steigen mit Temperament. Was wärn die Mädels ohne die Soldaten. Und Ludendorff hat, wenn wir Morus recht verstanden haben, seiner Köchin den Auftrag gegeben, ihn am 1. Mai 1932 um fünf Uhr morgens zu wecken, weil dann der Krieg losgeht. Und wo ein bunter Rock, ist auch ein Unterrock. In Schlesien hebt man riesige Nazi-Waffenlager aus. Lachgas, ja richtig, ist von Genf aus wohl gestattet. Die Ufa-Wochenschau zeigt niedliche neue Bombenflieger in Amerika. Man gewöhnt sich an den Krieg...

Abel Dorp

Ein Ringender

Es ist ja klar, daß eine gute, sichere Beherrschung der Muttersprache leichter die Gegensätze in Syntax und Stil zu einer Fremdsprache erkennen läßt, als wer selber noch mit der Muttersprache ringt.

M. d. R. Dr. G. Usadel in Heft 8 der ‚Nationalsozialistischen Monatshefte', S. 353

Kästner und Trier für Kinder

Jean Cocteau, der in seinen „Enfants Terribles" die gespenstische Traumhaftigkeit des Kindseins mit ungewöhnlicher Kraft eingefangen hat, schildert dort einmal den „Schatz", den ein kleiner Junge in der Schublade aufbewahrt: alten Krempel, Aspirinröllchen, Aluminiumringe, Füllhalterhülsen — aber diese Dinge haben ihre natürliche Bestimmung ganz verloren, sind zu Symbolen geworden, von denen der Uneingeweihte nichts ahnt; er sieht den „Schatz" nicht.

Aus einem ähnlichen Grunde können wir Erwachsenen Kinderbilderbücher so schwer beurteilen. Wir sehen den Schatz nicht. Auch uns gefallen diese großen, fest gebundenen Bücher mit dem dicken, weißen Papier, die bunten Bilder, die saftigschwarzen, deutlichen Buchstaben, aber wir finden zum Beispiel, daß so ein Buch sich gar zu schnell ausliest: zwanzig Seiten großgedruckter Verse, das sind für uns fünf Minuten Vergnügen; für das Kind sind es Monate, sind es Welten. Es lernt die Verse auswendig, sagt sie hundertmal, sagt sie noch, wenn sie nichts mehr bedeuten sondern nur noch Klang sind. Hinter jeder fremdartigen Wortwendung ahnt es ein wundervolles Geheimnis, an dem es sich berauscht. Jeden Strich des Malers prüft es hundertmal nach, nimmt jede Laune, jede Zufälligkeit der Form für Wirklichkeit. Deswegen ist es so verantwortungsvoll, für Kinder zu dichten und zu malen, denn Bilderbücher klammern sich an ihre Leser kräftiger und für längere Zeit, als das Büchern sonst vergönnt ist. Die Liebe des Kindes höret nimmer auf, sie überdauert Pappband und Leinenrücken.

Der Verlag Williams & Co. zeigt sich seit Jahren dieser Verantwortung gewachsen. Zu dem dicken Doktor Dolittle, der für diesen Verlag ist, was für Diederichs der Löwe und für die Insel das Segelschiff, hat sich ein kleiner Junge gesellt, „Emil", der nach Berlin auszog, um seiner Großmutter Geld zu bringen, und der mittlerweile um die halbe Welt gereist ist. Denn in vielen Sprachen schon lesen vergnügte Kinder, was Erich Kästner seinen kleinen Jungen erleben läßt („Emil und die Detektive") — nun liegen von demselben Dichter im selben Verlag zwei neue Bilderbücher vor („Arthur mit dem langen Arm" und „Das verhexte Telephon"), aber damit werden es die ausländischen Kinder nicht so leicht haben. Denn Kästners Verse kann man wohl nicht übersetzen. Ihr eigentümlicher Reiz beruht darin, daß da ein alltägliches, ungeschmücktes, fast nachlässiges Deutsch, das ohne alle Rücksicht auf Zeilenlänge und Rhythmus dahergeplappert scheint, sich rätselhaft glatt in ein höchst simpel taktiertes Versmaß einpaßt. Diese Fähigkeit, einfache Dinge in einfache Formen zu packen, macht Erich Kästner zu einem ausgezeichneten Kinderdichter. Wir Erwachsenen wissen, wie er seine Gedichte aus sehr irdischen Bausteinen baut; alle Dinge, die er besingt, gibts im Warenhaus zu kaufen, und die

---

Herzen der Menschen sieht er als möblierte Zimmer. So nimmt er denn auch, um Kindern zu gefallen, statt der Feen und Zwerge lieber Telephone und Eisenbahnzüge, Motorräder und Luftballons, und mit Hilfe eines wildgewordenen Staubsaugers führt er die Ballade vom Zauberlehrling in moderner Inszenierung auf. Die Themen seiner Geschichten sind die uralten und daher gut: Böse Kinder tun wundervoll freche Dinge und werden wundervoll handgreiflich dafür bestraft. Und sicherlich, wenn man diese Verse hundertmal hergesagt hat, so kann man sie auch schön ohne Betonung herunterleiern — sie liegen gut im Mund!

Walter Trier hat mit seinen appetitlichen Aquarellfarben die Bilder dazu gemalt. Auch er ist schon erprobter Kinderfreund, obwohl auch er ein Liebling der Erwachsenen ist. Er zeichnet so, wie Kinder gern zeichnen möchten, er spricht ihre Zeichensprache, aber in Vollendung, und deshalb müssen sie ihn verstehen und lieben. Er dichtet in Kästners Geschichten viele neue Motive hinein, ohne doch je die Pedanterie kindlicher Leser zu verletzen, die alles, was gedruckt steht, auch ganz genau so abgemalt sehen wollen; vielmehr wenn Kästner vorschreibt: „Peter log, daß sich der stärkste Balken bog", so sehen wir bei Trier den Knaben Peter auf dem gebogenen Balken stehen wie eine Madonna auf der Mondsichel.

Es gibt noch nicht viele Bilderbücher, die, statt immer wieder die alte Zauberwelt auszubuddeln, unsre neue Welt kindlich verzaubern. Walter Trier und Erich Kästner haben dem Weihnachtsmann eine große Sorge abgenommen. *Rudolf Arnheim*

Der Mann, der Hamburg vergaste

Chemische Fabrik Doktor Hugo Stoltzenberg in Hamburg (1, Mönckebergstraße 19).

Stoltzenberg, Hugo, Dr.: Anleitung zur Herstellung von Ultra-Giften, mit 34 Abb. Hamburg 1930... (71 S. mit Abb.) gr. 8° Hlw. n.n. 20.—

Stoltzenberg-Bergius, M., Dr.: Was jeder vom Gaskampf und den chemischen Kampfstoffen wissen sollte... (30 S.) 8° n.n. 1.—

Buchhändler-Börsenblatt vom 2. Dezember

Right or wrong — my busines!

„Es darf aber nicht vergessen werden, daß wir zur Zeit eine gradezu erschreckende Gesundheitsepidemie haben..."

Dr. Schmitz-Pfeiffer.

(Vors. des Gaus Hamburg vom Hartmannbund) im „Nordwestdeutschen Aerzteblatt" Nr 46, 1930, S. 583

Beliebtheit

Nach längerer Abwesenheit von Warschau fährt Pilsudski in dunkler Nacht durch die Straßen der Stadt. Er ist

müde und fragt seinen Adjutanten in einem fort: „Wie lange noch? Wo sind wir?" Der Adjutant: „Auf dem Marschall-Pilsudski-Platz, Herr Marschall." Bald darauf: „Wir passieren die Marschallstraße." Nicht lange später, das Auto rast grade an dem majestätischen Bau der Erlöser-Kirche vorbei, fragt Pilsudski zum dritten Mal. „Auf dem Erlöser-Platz, Herr Marschall." Mit einer leicht abwehrenden Bewegung der Hand brummt Pilsudski, halb ironisch, halb geschmeichelt: „Übertreibung, Oberst, Übertreibung."

Liebe Weltbühne!

Eine der letzten Verfügungen, die Professor Becker als Kultusminister traf, war bekanntlich die Vorverlegung des Semesterbeginns um vierzehn Tage.

Kurze Zeit darauf traf er in Rom mit dem Kunsthistoriker, Professor Gr. zusammen. „Es ist gar nicht mehr schön an der Universität, seitdem Sie nicht mehr Minister sind, Herr Kollege," klagte ihm dieser sein Leid, „denken Sie sich den Irrsinn: jetzt fangen die Semester schon am 15. an!"

*

In einer demokratischen Redaktion streitet man sich über den V.d.A. Die meisten sind dafür. Nur einer der Herren Kollegen meint ablehnend: „V.d.A. —? Es wäre heute notwendiger, einen Verein gegen die Inlandsdeutschen zu gründen . . ."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte. Montag, den 15; 20.00. Flugverbandhaus, Blumeshof 17. Freie kontradiktorische Diskussion. Felix Stössinger: Der Weg zur Youngrevision.

Erich Kästner liest aus eignen Werken. Montag, den 15; 20.15. In der Wohnung von Mario Krammer, Charlottenburg, Württembergallee 26.

Mündliche Buchkritik (Alain-Fournier, Lion Feuchtwanger, Ernst Gläser, Robert Graves, Ernest Hemingway, Heinrich Mann, Joseph Roth, Elisabeth Russel). Es sprechen: Guido K. Brand und Heinz Stroh. Es lesen: Erna Feld, Franz Konrad Hoefert und Leo Menter. Dienstag: 20.00. Lessing-Museum, Brüderstr. 13.

Breslau

Weltbühnenleser. Donnerstag. 20.00. Café am Hauptbahnhof, Neue Taschenstr. 19, Diskussion: Deutschland und Polen.

Hamburg

Bund der Freidenkerjugend. Sonnabend: 20.00. Volksheim, Marschnerstr., Barmbeck. Werbeabend: . . . Und im Hintergrund die Reaktion.

Bücher

Helmut Th. Bossert und Heinrich Guttmann: Aus der Frühzeit der Photographie. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Walter Gropius: Bauhausbauten Dessau. Albert Langen, München.

Rundfunk

Dienstag. Breslau 18.30: Max Herrmann-Neiße liest aus eignen Werken. — 19.00: Caruso singt (Schallplatten). — Leipzig 20.00: Salome. — Breslau 21.10: Melancholisches Kabarett, Max Herrmann-Neiße. – Mittwoch. Berlin 19.35: Auf der Landstraße, Edith Larson und Albert Daudistel. — Leipzig 21.10: Es war nichts von Hermann Kesser. — Donnerstag. Leipzig 15.15: Die Nächte von Alfred de Musset. — Hamburg 17.55: Lernt Musik im Rundfunk hören!, Frank Warschauer. — Breslau 20.30: Leihhaus von Margot Daniger. – Königsberg 20.35: Literatur von Schnitzler. — Hamburg 21.30: Rhapsodie in Schwarz. — München 21.35: Hans Reimann. – Freitag. Leipzig 16.00: Unter englischen Bergarbeitern, Hendrik de Man. — Berlin 16.05: Filmautor — der große Unbekannte, Friedrich Raff. — Frankfurt 17.55: Theaterkrisen vom Schauspieler aus gesehen, Wolfgang Kaehler. – Leipzig 20.40: Günther Birkenfeld liest eigne Prosa. — Sonnabend. Königsberg 16.00: Der Kriegsroman, Dr. Schroeder. — Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Ernst Weiß. — Frankfurt 19.30: Hans Reimann. — Königsberg 20.30: Leben in dieser Zeit, Erich Kästner und E. Nick.

Antworten

Sozialdemokrat. Zu unsrer Auseinandersetzung mit dem Sekretariat deiner Reichstagsfraktion in Nr. 47 gibt der ‚Klassenkampf' in der ersten Dezembernummer eine Darstellung, die die unsre bestätigt. Inzwischen hat sich die Parteileitung zu neuen Taten aufgerafft. Die aufgelöste Jungsozialistische Vereinigung soll nämlich reorganisiert werden. Es soll „eine engere Verbindung" mit der „allgemeinen Tätigkeit der Partei" hergestellt werden. Die radikalen Jungen kommen also unter die Fuchtel parteiamtlich gestempelter Präzeptoren. Was soll damit erreicht werden? „Dadurch soll der berechtigte Aktivitätsdrang der Jugend in einer der Gesamtbewegung nützlichen Weise ausgewertet ... werden." Die hohe Parteibureaukratie scheint Aktivität für eine Krankheit der Jugend zu halten, die nur durch strenge Internierung kuriert werden kann.

Schriftsteller. Vor der Nachdrucks-Korrespondenz „Vierzehn Federn", Berlin W 50, Ansbacher Straße 47, ist zu warnen. Deren Besitzer, Bruno Meisels, ist nicht sauber. Er tut Folgendes: die jämmerlich niedrigen Honorareingänge verbucht er nicht ordnungsmäßig, so daß Nachprüfungen Unregelmäßigkeiten ergeben haben. Er zahlt aber vor allem diese den Schriftstellern zustehenden Honorare unpünktlich aus; meist nur auf wiederholte Mahnung. Solcher Parasiten, die mehr von fremder als von eigner Arbeit leben und das tun können, weil der Honoraretat der meisten deutschen Provinzzeitungen ein einziger Skandal ist, gibt es viele. Ihr, Schriftsteller, solltet euch dagegen wehren. Es ist sehr schade, daß euer Schutzverband nicht eine solche Korrespondenz unterhält; ihr würdet dann nicht mehr betrogen werden.

Wigand Kenter, Bonn. Sie berichten uns über Auseinandersetzungen, die seit längerm um das nach dem Abzug der Franzosen aus Bonn im Hofe der Universität aufgestellte Kriegerdenkmal schweben. Rektor und Senat Ihrer Universität fühlen, ein seltener Fall, daß jenes Denkmal in seiner Art nicht dem Geist der Universität entspricht. Sie sprechens aber nicht deutlich aus, sondern verkriechen sich, um die Angriffe der tobenden Rechten abzuwehren, hinter „architektonische Rücksichten", die angeblich die Verlegung notwendig machten. Im Zusammenhang mit diesen Auseinandersetzungen hat sich hinter den Kulissen ein köstlicher Streit abgespielt, von dem Sie uns schreiben: „Seit das Denkmal steht, wurden ernste Bedenken von seiten der Geistlichkeit geäußert. Der Jüngling mit dem Schwert besaß nämlich die Schamlosigkeit, sich völlig unbekleidet der Öffentlichkeit zu zeigen. Und da er geschaffen ist wie jeder Mann, so bedeutet er eine ernste sittliche Gefahr. Man glaubte nun, auch diesem Bedenken gerecht werden zu können, und gedachte ihn daher in den Vorgarten der Universität gen Süden zu stellen. Dieser Platz ist nur den Dozenten zugänglich, und Dozenten besitzen einen gefestigtern Charakter. Im letzten Augenblick jedoch entdecken findige Geister über dem Südeingang ein Madonnenbildchen, das unschuldig und vergoldet, aus kurfürstlicher Zeit in die Landschaft strahlt. Und also erhob die hohe katholische theologische Fakultät schärfsten Protest gegen diesen Plan: Madonna und nackter Jüngling, ein Hohn auf die heilige Keuschheit. Rektor und Senat suchen einen andern geeigneten Platz für den unanständigen Jüngling. Er soll nun auf die neue Wiese vor dem Osteingang. Aber ach, man hatte vergessen, daß es in Bonn auch eine evangelische theologische Fakultät gibt. Und was die eine kann, kann die andre auch. Und da der Osteingang gleichzeitig der Eingang der Schloßkirche ist, kam ein erbitterter

Protest von der hohen evangelischen theologischen Fakultät: Man kann den Kirchgängern nicht zumuten, vor und nach dem Gottesdienst an einen nackten jungen Mann vorüberzugehen, nicht die jungen Brautpaare vor der Trauung auf solche Schamlosigkeiten hinweisen. Der nackte Jüngling muß erneut eine Heimat suchen. Er kommt hinter das Buschwerk auf dem „alten Zoll". Die Gefahr der Versuchung ist behoben. Eine Efeuranke wird sich mitleidig um die Lenden des ehernen Jünglings legen und die Scham bedecken, die Theologen erröten läßt."

Richard Tauber. Daß Sie in Ihrem Leben außer dauernden Attentaten auf den guten Geschmack auch noch Andres verübt haben, wußten wir bisher nicht. Der ‚Generalanzeiger für Crefeld' klärt uns, in einer Anzeige über „Das Land des Lächelns", auf: „Jeder muß, auch wenn er die Operette gesehen hat, diesen Film gesehen haben, um beurteilen zu können, wie dieser begnadigte Sänger alle Register seines großen Könnens gezogen hat." Sei dem, wie dem sei. Was Sie auch verbrochen haben: daß Sie „begnadigt" sind, ist bestimmt ein unverzeihlicher Justizirrtum. Sie habens nicht verdient, so gut wegzukommen.

Mitarbeiter. Senden Sie bitte Ihre Beiträge an die Redaktion und nicht an einen Redakteur. Sie verlieren nur Zeit.

Goebbeles. Ihre zackige Mannschaft hat unter Ihrem Oberkommando zur Störung der Vorführung des Remarque-Films weiße Mäuse losgelassen. Warum das? Daran leiden Sie doch ohnehin.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt für den „Tintenkuli" der Tiku Handels-G. m. b. H. bei, sowie Prospekte des Carl-Reissner-Verlages und des Volksbühnen-Verlages, die wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Remarque-Film von Carl v. Ossietzky

Zu dem Verbot des Remarque-Films hat die republikanische Feigheit, die in der Erfindung krifflicher Ausreden immer viel Talent beweist, eine besonders schöne Formel produziert. Mit bedauerndem Lächeln raunt man sich zu: „Was soll man machen? Der Film ist ja so schlecht!" Gegenüber solchen Verdunklungsversuchen, die wirksam sind, weil sie der republikanischen Neigung zur Bequemlichkeit entgegenkommen, ist unzweideutig festzustellen, daß diese Affäre politisch ist und von ästhetischen Kategorien nicht berührt wird. Es ist ganz belanglos, ob der Film und das Buch, von dem er stofflich abhängig ist, Meisterwerke sind. Es handelt sich nur darum, ob eine bestimmte maßvoll pazifistische Denkungsart, die über Millionen von Anhängern verfügt und in der Verfassung des Reiches selbst, in jener Mahnung, Erziehung im Geiste der Völkerversöhnung zu erstreben, eine legale Prägung gefunden hat, noch weiterhin erlaubt sein soll oder nicht. Diese Denkungsart, die weder radikal tut noch Verpflichtungen auferlegt und dem politisch organisierten Pazifismus auch gar nicht weit genug geht, ist in dieser letzten Woche zuerst von einer fanatischen Pöbelgarde unter der Führung eines klumpfüßigen Psychopathen öffentlich terrorisiert und dann in der obskuren Zensurkammer eines obskuren Ministerialrats schlicht kassiert worden. Die unverbindlichen Banalitäten, die jeder deutsche und überhaupt jeder Staatsmann der Welt bei jeder Gelegenheit gebraucht: daß der Krieg ein Übel ist und Frieden besser als Krieg, bekommen in Deutschland von nun an den Reiz des Verbotenen. Eine deutsche Zensurbehörde, auf die Gutachten von ein paar Ministerien gestützt, hat dem Geächteten des Kelloggpakts wieder alle bürgerlichen Ehrenrechte zugesprochen.

Hier, und nur hier, liegt die Bedeutung der Affäre. Der Rest ist nicht mehr als ein Zusammenbruch von Institutionen und Charakteren. Wenn der Vertreter des großen Jakobiners Joseph Wirth ausführen durfte: „ein Film nicht des Kriegs sondern der deutschen Niederlage", so wissen wir, daß morgen schon das Reichsgericht gegen die frevelhafte Behauptung einschreiten kann, wir hätten den Krieg verloren. Die Republik hat ihre eigne Ideologie preisgegeben, sie hat kampflos eine Position geräumt. Dieser Film hätte von ihr mit den Zähnen verteidigt werden müssen. Daß selbst eine so gefährdete Sache nicht hoffnungslos ist, beweist der glücklich abgeschlagene Angriff auf George Grosz, obgleich auch hier die Superklugen schon das erlösende Wort parat hatten: „Es gibt auch gerechte Kriege ..."

Nicht ohne Genugtuung schreiben republikanische Blätter, es hätten doch nur an die zweitausend dumme Jungen auf der Straße Krach gemacht, die Vernünftigen wären dagegen zu Haus geblieben. Der Teufel hole diese Vernünftigen! Hätten

sie nicht vorm Ofen gehockt, dann wären diese Forumszenen am Nollendorfplatz und Am Knie nicht möglich gewesen. Dann hätte der hysterische Hanswurst nicht in seinem Wagen, Aufruhr predigend, herumsausen dürfen, ohne in den Kotter gesteckt zu werden. Dann wäre es in Charlottenburg nicht zu pogromähnlichen Auftritten gekommen, wobei Severings Polizei mehr assistierte als verhinderte. Noch immer ist Berlin rot und republikanisch. Aber wo steckte das Reichsbanner? Wo die jungen Sozialisten? Wo die Kommunisten? Die Herrschaften sind doch sonst, wenn es sich um Auseinandersetzungen mit verwandten Fakultäten handelt, schnell zur Hand. Aber hier kam es wirklich darauf an, eine Einbruchstelle gegen den Fascismus zu verteidigen, der keinen von ihnen schonen wird, keinen. Hier wären endlich einmal die in tausend Kleingefechten geübten unschönen Künste mit Nutzen angewandt worden, aber da zogen es auch die verdientesten Veteranen der Straßenschlägereien vor, zu Haus zu bleiben, vernünftig zu sein. Und wo steckte endlich Herr Remarque selbst? Wir kennen seine Abneigung gegen öffentliches Hervortreten und teilen mit vielen Andern die Schätzung eines über Nacht berühmt gewordenen Autors, der es ablehnt, sich herumreichen zu lassen und unter Salonkätzchen und Bankettaffen den Löwen zu spielen. Aber dieser so gut ertragene Ruhm bringt doch noch andre Verpflichtungen mit als solche gegen den guten Geschmack. Herr Remarque hat unzähligen Lesern eine Ahnung von der Wahrheit des Krieges gegeben, er hätte nicht in dem Augenblick schweigen dürfen, wo die Zensur, im Bunde mit dem nationalistischen Pöbelhaufen, zu statuieren wagt, daß diese Wahrheit, auf der Filmleinewand gezeigt, zur verbotwürdigen Ausschreitung wird. Herr Remarque mag nicht das Zeug zum Volkstribunen in sich fühlen, aber das ist auch gar nicht nötig. Ein paar bekennende Worte zum Inhalt des Films, der auch der Inhalt seines Romans ist, würden genügt haben. Ein Autor, der eine zentrale deutsche Frage aufgreift und in ein paar Monaten eine Millionenauflage erzielt, wird, ob er will oder nicht, eine öffentliche Macht. Herr Remarque hat im entscheidenden Stadium geschwiegen und sich damit selbst zu einer literarischen Ohnmacht degradiert.

So hat sich also wieder ein echtes republikanisches Drama entwickelt: ein Staat, der sich selbst verläßt und denen, die ihn verteidigen wollen, den Arm lähmt durch das Bild seiner Jämmerlichkeit. Der Fascismus hat seinen ersten großen Sieg nach dem 14. September errungen. Heute hat er einen Film erlegt, morgen wirds etwas Andres sein. Eins muß deshalb jetzt ganz deutlich gemacht werden: wenn der Staat schon nicht Autorität aufbringt, dann soll er wenigstens Parität gelten lassen. Man kann dem Republikaner nicht versagen, was man Goebbels gestattet hat. Die Republikaner dürfen von nun an monarchistische und militärische Filme nicht mehr dulden. Der Spruch der Oberprüfstelle hat bewiesen, daß ein Film durch Kräfte von außen in die Versenkung gestoßen werden kann. Es muß Ehrensache der berliner Republikaner sein, daß der neue Fridericusfilm, den Hugenberg sich dem-

nächst vorzuführen beehrt, nach Gebühr heimgeschickt wird, ebenso der andre, den Cserepy wieder vorbereitet. Dieser Dreck hat im roten Berlin nichts verloren. Wenn die Konsuln schlafen, muß das Volk zur Selbsthilfe greifen. Die liberale Feigheit, die sich selbst für Vernunft halten möchte, hat ausgelitten. Der Fascismus ist nur auf der Straße zu schlagen. Gegen die nationalsozialistische Gesindelpartei gibt es nur die Logik des dickern Knüppels, zu ihrer Zähmung nur eine Pädagogik: A un corsaire — corsaire et demi!

Gewerkschaften und Fascismus von K. L. Gerstorff

Die deutschen freien Gewerkschaften machen heute eine außerordentlich kritische Epoche durch. Wenn auch die gesamten Löhne der deutschen Arbeiter bereits im Jahre 1929 fielen, so war damals der Rückschlag noch kein sehr großer, er war eine kleine Einbuchtung in einer aufsteigenden Lohnkurve, die der Epoche nach der Inflation ihr Gepräge gab. Im Jahre 1930 ist dagegen eine außerordentlich starke Reallohnsenkung eingetreten. Die Tariflöhne werden überall abgebaut, die übertariflichen Akkordsätze zum großen Teil beseitigt, die Arbeitslosigkeit wächst gigantisch, die Sozialpolitik wird zurückgeschraubt und noch ist kein Ende abzusehen. Aber was will man tun, was sollen die freien Gewerkschaften tun, sollen sie kämpfen und wie sollen sie kämpfen?

Der berliner Metallarbeiterstreik da ist sehr lehrreich. Die Gewerkschaftsführer hatten die Arbeiter veranlaßt, in die Betriebe zurückzukehren, bevor über den Inhalt des neuen Schiedsspruchs irgendeine Sicherheit gegeben war. Die Arbeiter gingen nur sehr widerwillig zurück, denn sie wußten, daß sie draußen im Streik einen stärkern Druck ausüben würden, als nach Wiederaufnahme der Arbeit. Sie gingen in die Betriebe, da die Gewerkschaftsleitung es wollte und die Front bei den Siemenswerken, wo der größte Teil der Unorganisierten arbeitete, bereits wankend geworden war.

Der neue Schiedsspruch, der nach wenigen Wochen dieselbe Verschlechterung der Reallöhne vorsieht wie der alte, hat eine maßlose Erbitterung und eine weitere Steigerung der Passivität in der Arbeiterschaft hervorgerufen. Nutzen aus diesem Kampf ziehen nur die Nationalsozialisten, die in Berlin für den Streik eintraten, hintenherum den Metallindustriellen ihre Ergebenheit versicherten, und heute erklären: Arbeiter, kommt zu uns, ihr seid von eurer eignen Bureaukratie verraten worden. Der Streik der berliner Metallarbeiter hätte anders geführt werden können und wäre anders ausgelaufen, wenn man nicht an die Tolerierung der Brüning-Regierung gebunden gewesen wäre, wenn man ihn von vornherein unter der Devise geführt hätte: Die berliner Metallarbeiter stehen auf Vorposten. In ihrem Kampf wird über den Lohn der ganzen deutschen Arbeiterschaft entschieden. Daher müssen Partei und Gewerkschaften geschlossen hinter den berliner Metallarbeitern stehen. Daher müssen alle Gewerkschaften dazu aufgerufen werden, für die unorganisierten berliner Metallarbeiter zu

sammeln, damit von dort aus die Front nicht wankend wird. Die Unorganisierten wären nicht früher in die Betriebe zurückgegangen, und die Streikleitung hätte nicht Veranlassung gehabt, nach zwei Wochen abzubrechen. Der neue Schiedsspruch hätte anders gelautet. Die deutsche Arbeiterschaft hätte unter der Führung der freien Gewerkschaften damit einen Beweis ihrer Solidarität gegeben, hätte damit gleichzeitig gezeigt, daß in der Epoche des niedergehenden Kapitalismus keine Einzelkämpfe zu führen sind, sondern daß die Einzelkämpfe nur dann siegreich ausgehen können, wenn sie über sich hinaus zu politischen Kämpfen gesteigert werden. An Einzelkämpfen, an Einzelstreiks haben nur Unternehmer und Monopolkapital Interesse. So lange Einzelkämpfe geführt werden, werden die Kapitalisten, die ja heute noch die Überlegenen sind, die Einzelkämpfe dort beginnen, wo für sie die günstigsten Chancen sind. Daher eröffneten sie den Kampf gegen die Metallarbeiter am Rhein, an der Ruhr, in Berlin; in den Bezirken also, wo die größte Quote der Unorganisierten ist, aber nicht in Sachsen oder in Breslau, wo die Quote der Organisierten eine weit größere ist; denn für die Unternehmer lassen sich die Kämpfe an Rhein, Ruhr und in Berlin weit leichter führen. Hat man an diesen Punkten erst einmal den Erfolg errungen, so läßt man sich den Schiedsspruch gleich verbindlich für die Plätze bestätigen, wo die Kampfchancen für die Arbeiter, für die Gewerkschaften weit bessere sind.

Demgegenüber müssen die Gewerkschaften erkennen, daß hier nur ein Gesamtkampf helfen kann. Ebenso wie es verfehlt ist, daß die Politiker den Kampf im Parlament führen, die Gewerkschaften den Kampf um den Lohn, ohne daß eine ständig wirksame Verbindung zwischen den einzelnen Kampfplätzen besteht, ebenso ist es heute verfehlt, wenn die Arbeiterschaft an den Orten isoliert in den Kampf geht, wo die Bedingungen am ungünstigsten sind, und wo sie daher von den Unternehmern am leichtesten geschlagen werden kann.

Die gewerkschaftlichen Kämpfe können nur dann siegreich geführt werden, wenn sie als Kampf der gesamten Gewerkschaften geführt werden, wenn auf diesem außerparlamentarischen Boden der Kampf der Arbeiterschaft gegen die Regierung Brüning für die Aufrechterhaltung der Sozialpolitik, für die Aufrechterhaltung des Lebensstandards weitergeführt und verbreitert wird. Aber sind denn die Gewerkschaften dafür schon bereit? Ist es nicht eine völlige Illusion, ihnen Aufgaben zu stellen, die sie wegen ihrer eignen Anschauungen über die Führung wirtschaftlicher Kämpfe völlig ablehnen?

Es ist in weiten Kreisen oft die Meinung vertreten: Ausgestaltung der einzelnen wirtschaftlichen Kämpfe zu politischen, das ist ein Programm, das die Gewerkschaften nicht mitmachen werden, weil grade sie auf dem rechten Flügel der sozialdemokratischen Partei stehen, die eifrigsten Vertreter einer reformistischen Politik wären. So liegt das aber heute nicht mehr. Als nach der Inflation Produktion und Löhne

stiegen, waren die Gewerkschaften die entschiedensten Vertreter der reformistischen Politik. Was ging sie Panzerkreuzer, Konkordat etcetera an, wenn die Tariflöhne zunahmen. Als aber das Monopolkapital den direkten Angriff auf Sozialpolitik und Arbeitslosenversicherung unternahm, da waren es die gewerkschaftlichen Vertreter in der Partei, die im entschiedenen Gegensatz zu der „staatsmännischen" Richtung durchsetzten, daß die Partei die Koalitionsregierung verließ. Wenn sich die Gewerkschaften den Angriff auf die Sozialpolitik, den Angriff auf die Löhne gefallen lassen, dann unterhöhlen sie sich die eigne Basis. Das beginnt man bereits vielfach in den Gewerkschaften zu empfinden. Und wenn auch die Spitzen nicht mitmachen, so radikalisiert sich der untere Funktionärkörper in den Gewerkschaften immer mehr. Und dazu kommt noch das außerordentliche Ansteigen der fascistischen Welle. Bisher hatten sich die fascistischen Wähler zum größten Teil aus dem Mittelstand rekrutiert, der immer weiter verelendete. In letzter Zeit ist dagegen zu beobachten, daß die Nationalsozialisten auch die Arbeiterschaft und gewerkschaftlich Organisierte zu durchsetzen beginnen, und die bisherige reformistische Politik der Gewerkschaften ermöglicht es ihnen. Es ist grob mechanisch gedacht, wenn man annimmt, daß die Antwort der Arbeiterschaft auf die Verschlechterung ihrer Lebenslage, auf den Abbau der Löhne sich nur in einer Verstärkung der radikalen, der revolutionären Strömungen verkörpern muß. Der größte Teil der Arbeiterschaft antwortet heute darauf mit einer steigenden Passivität, antwortet weiter damit, daß er auf die nationalsozialistische Demagogie hineinfällt. Noch ist deren Zahl klein, noch ist die ungeheure Majorität der Mitglieder der freien Gewerkschaften gegen die nationalsozialistische Agitation immun. Noch sind die Gewerkschaften der sicherste, bestorganisierte und festeste Kader gegen den Fascismus. Aber wie lange noch?

Wenn der berliner Schiedsspruch Schule machen wird, wenn den Arbeitern im ganzen Reich die Löhne abgebaut werden, wenn die Arbeitslosigkeit größer wird, wenn die Sozialpolitik weiter verschlechtert wird, wenn die Preissenkung sich, — was schon der ‚Vorwärts' zugibt — als fauler Zauber herausstellt, wenn Herr Stegerwald — wie wieder bereits der ‚Vorwärts' schreibt — ein Ehrenmandat von den Unternehmern für seine Schiedssprüche zu fordern hat, dann werden auch die freigewerkschaftlichen Arbeiter immer passiver und mutloser werden, dann wird ein großer Teil von ihnen die Beute der nationalsozialistischen Demagogie werden. Das spürt bereits der untere Apparat der Gewerkschaftsfunktionäre, der noch nicht den Zusammenhang mit der Arbeiterklasse verloren hat; er spürt die Gefahr, aber was soll er tun? Die obersten Gewerkschaftsinstanzen werden, wie die obersten sozialdemokratischen Parteiinstanzen, weiter staatsmännisch, realpolitisch, reformistisch sein, also objektiv die Geschäfte der Kapitalisten und Fascisten besorgen. Die untern Gewerkschaftsfunktionäre werden sie nicht ändern. Die Ausgestaltung der wirtschaftlichen Einzelkämpfe zu politischen muß also gegen die obersten Gewerkschaftsinstanzen geführt werden. Die Gewerk-

schaftsfunktionäre könnten das durchsetzen. Sie haben ihren wirklichen Einfluß bewiesen, als sie gegen den Willen der Obern die Eröffnung des berliner Metallarbeiterstreiks verlangten und durchsetzten. Das war eine Einzelhandlung in Berlin. Um aber im ganzen Reich über die Köpfe der Gewerkschaftsspitzen hinweg und gegen sie die wirtschaftlichen Kämpfe zu politischen auszugestalten, dazu brauchen die untern Funktionäre eine politische Führung. Die hat es bisher nicht gegeben.

Es ist ein schwerer, verhängnisvoller Fehler der Linken um Seydewitz gewesen, daß sie den Kampf um den Reformismus der Partei fast völlig auf den parlamentarischen Kampf beschränkten. Hier ist die Linke zur Zeit noch keine sehr beträchtliche Macht; anders liegt es im Lande; anders bei den Mitgliedern der Partei und bei den Wählern, die sich zum größten Teil um die freien Gewerkschaften scharen. Man soll nicht verkennen, daß die freien Gewerkschaften fast fünfmal soviel Mitglieder haben wie die Partei. Bei diesen Massen ist die Linke bereits viel stärker verwurzelt, als man nach den Zahlenverhältnissen im Reichstag glaubt. Aber die Linke hat noch nicht begonnen, ihren großen, zahlenmäßigen Einfluß bewußt zu organisieren. Sie hat die ungeheure Wichtigkeit der freien Gewerkschaften in der heutigen Kampfphase noch nicht erkannt. Wenn man den ‚Klassenkampf', das theoretische Organ der Linken, in den letzten Monaten verfolgte, so muß man immer wieder feststellen, daß sich die Führer der Linken damit begnügten, von der Mehrheit ein Mißtrauensvotum gegen Brüning, den Bruch jeder Koalition zu verlangen. Aber damit allein ist es nicht getan. Der Sturz der Regierung Brüning, so antwortet die Mehrheit der sozialdemokratischen Fraktion, das bedeutet Ersatz einer halbfascistischen Regierung durch eine ganzfascistische. Diese Antwort der Mehrheit ist richtig, wenn der parlamentarische Kampf gegen die Regierung Brüning nicht erweitert wird durch einen außerparlamentarischen, wenn die Linke ihre politische Parole nicht durch ein außerparlamentarisches Programm, so vor allem durch die aktivste Führung von Wirtschaftskämpfen, erweitert. Träger dieses Kampfes müssen die Gewerkschaften sein. Sie haben noch heute die Massen hinter sich. Rufen die Gewerkschaften heute ihre fünf Millionen Mitglieder zur Demonstration auf, ihre fünf Millionen, auf die die Unorganisierten hören, so treiben sie die Fascisten zu Paaren. Die sozialdemokratische Linke wird in den Gewerkschaften schweren Widerstand finden, aber die ökonomische Entwicklung arbeitet für sie. Die weitere Verschlechterung der ökonomischen Lage radikalisiert die Gewerkschaftsfunktionäre, macht sie reif für die Erkenntnis, daß Einzelkämpfe heute keine Aussicht mehr auf Erfolg haben, daß sie überzuleiten sind in große Gesamtauseinandersetzungen. Bleiben die Gewerkschaften so passiv wie bisher, dann wird der Fascismus siegen, weil sein stärkster Gegner sich die eigne Basis unterhöhlt. Gelingt es der Linken, die Gewerkschaften zu aktivieren, sie so zu organisieren, daß sie zu kämpfen bereit sind, dann wird die Arbeiterschaft den Fascismus besiegen und über diesen ihren Sieg die Historie weiter führen.

Gontard von * * *

Vor etwa drei Wochen wurde vor einer der stillen, vornehmen Kirchen des alten Westens eine elegante Hochzeitsgesellschaft durch die Verzweiflung einer alten Frau erschreckt, die dem Brautvater zurief, er möge ihr den Sohn aus dem Zuchthaus wiedergeben. Diese Szene war kolportagehaft genug, aber die weit zurückliegenden Anlässe und die juristischen Hintergründe dazu sind es nicht minder. Die alte Frau, die den reichen Mann anklagte, ist die Mutter jenes Lagerhalters Bullerjahn, den das Reichsgericht wegen Landesverrats zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt hat. Dieser Prozeß ging in Formen vor sich, die in einem Rechtsstaat sonst verschmäht werden, denn Bullerjahn bekam den Zeugen, der ihn belastete, einem französischen Mitglied der militärischen Kontrollkommission ein schwarzes deutsches Waffenlager verraten zu haben, weder zu Gesicht noch wurde er ihm namentlich benannt. Dem Reichsgericht genügte die Versicherung eines Herrn X, daß der Angeklagte schuldig sei, genau so wie das Kriegsgericht von Cherche-Midi den Hauptmann Dreyfus überführt sah, nachdem Major Henry ein paar Dokumente im Beratungszimmer überreicht hatte. Die französischen Richter-Offiziere hatten das Argument für sich, daß diese Dokumente von ihrem Chef, dem Kriegsminister, stammten. Sie durften sich also salviert fühlen. Welche unbekannte Autorität aber hat die Herren unsres höchsten Gerichts bewogen, einen bisher makellosen Angeschuldigten zu fünfzehn Jahren Z. zu verurteilen? Gesetzt, wir konzedierten einem Gericht, unter besondern Umständen auch einmal auf eine sonst nicht übliche Weise zur Urteilsfindung zu gelangen, wie hier durch Anhörung eines im Dunkel Bleibenden — wir würden nach langem Zaudern etwa fünf, sechs Menschen in Deutschland zu nennen wagen, die sich durch Charakter und Geist so hoch erheben, daß wir eine solche Entscheidung über einen Mitbürger in ihre Hände legen möchten. Die Autorität des Reichsgerichts war weder ein Staastmann noch ein Weiser, sondern ein erfolgreicher Geschäftsmann, noch dazu ein Leiter der Firma, der durch Bullerjahns angeblichen Verrat Unannehmlichkeiten widerfahren sind. Wir wollen Herrn Generaldirektor Paul von Gontard nicht verletzen, wenn wir ihm die moralische Qualifikation in dem oben entwickelten hohen Sinn nicht zuerkennen können. Was hier gegen ihn eingewendet werden muß, das ginge die Welt nichts an oder würde, wo es nach Pulver riecht, nur als der von ihm vertretenen Branche eigentümlich erachtet werden, wenn es sich dabei nicht um einen Unglücklichen handelte, der vergebens ums Wiederaufnahmeverfahren kämpft. Auch Herr von Gontard ist auf seine Weise das Opfer der patriotischen Verblendung des Reichsgerichts geworden, das einen Mann aus der Rüstungsindustrie für ein Wesen zu halten scheint, das von einigen Fehlern frei ist, die dem Menschengeschlecht sonst erblich anhaften.

Herr von Gontard war Generaldirektor der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, eines der Werke, die dem

Ring der Rüstungsindustrie angehörten. Sein Name wurde vor dem Kriege einmal von Karl Liebknecht genannt, und zwar gelegentlich einer jener Korruptionsaffären, die diesen an sich schon interessanten Erwerbszweig noch bewegter machen. Herr von Gontard bezog ein Jahresgehalt von 30 000 Mark, dazu 7 Prozent Tantieme vom Reingewinn und die üblichen Spesen. Sein Anstellungsvertrag wurde im Mai 1916 um fünf Jahre verlängert. Nach seinem etwa in der Vertragszeit eingetretenen Tode sollte sein Sohn Nachfolger werden. Dieser Kontrakt wurde 1922 verlängert. Allerdings hatte sich seither etliches verändert. Der Versailler Vertrag war in Kraft, und die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken führten jetzt den höchst zivilen Namen Berlin-Karlsruher Industriewerke A.-G. Dieser farblose Name war nicht imstande, einen Überfall durch die Interalliierte Kontrollkommission zu verhindern, das Ergebnis ist ebenso bekannt wie die vaterländische Vendetta des Herrn von Gontard an dem Lagerverwalter Bullerjahn, dem angeblichen Verräter. Der Aufsichtsrat von Berlin-Karlsruhe, dem damals der große Louis Hagen aus Köln vorstand, erhöhte das Gehalt Gontards von 2500 Mark auf 5000 Mark. Das geschah mit rückwirkender Kraft ab 1. Januar 1924. Der siebenprozentige Anteil am Reingewinn blieb dazu. Man darf nicht behaupten, das wäre eine Kopfprämie für die Erlegung des Verräters gewesen, es ist nur festzuhalten, daß sich Herr von Gontard damals im Zenith seiner Erfolge befand.

Trotzdem wird die Geschichte seiner Aktien-Gesellschaft jetzt dunkel und verworren, es gibt Konflikte, es entstehen Akten. Der Herr Generaldirektor läßt sich ein respektables Konto gutschreiben, wie man behauptet, 650 000 Mark in drei Jahren. 200 000 Mark im Jahre 1925, die gleiche Summe im nächsten Jahre und 50 000 Mark im Jahre 1927. Über das Drum und Dran dieser Manipulation besteht beträchtliche Unklarheit. Individuen, die nicht wert sind, den Namen Deutsche zu führen und rechtens vors Reichsgericht gehören, verbreiten die odiose Lesart, Herr Louis Hagen habe die Anweisung gegeben, einen Betrag von, sagen wir 310 000 Mark Aufwandsentschädigung zurückzustellen, der sich nachher auf mysteriöse Weise vergrößerte. Nun wird man einwenden können, daß so nullenreiche Summen doch ordnungsmäßig verbucht werden müssen. Wer so naiv fragt, weiß nicht, was bei der Bilanzaufstellung großer Gesellschaften alles gefällig ist. Warum auch diesem Staat, der ein faules, verweichlichendes Sozialrentnertum züchtet und die Mittel dazu von der schwerringenden Industrie holt — warum also diesem Staat mit dem bolschewistischen Steuersystem wieder Hunderttausende in den Rachen werfen? So haben diese 310 000 Mark möglicherweise einen harmlosen Namen erhalten, etwa „Einführungskonto" oder so ähnlich. Wie daraus allerdings 650 000 Mark geworden sind, das mag der liebe Gott wissen. Jedenfalls wurde in der Generalversammlung vom 14. Juli 1928 die Bilanz der Verwaltung, die einen Verlust von 14 800 000 Mark aufwies, mit überwiegender Mehrheit abgelehnt; die Bilanz der Opposition dagegen hatte über eine Million Gewinn errechnet. Die Folge war, daß

der Aufsichtsrat zurücktrat. Angenommen wurde die Bilanz der von Justizrat Hirschel geführten Opposition; durch Schreiben vom 5. Oktober legte Gontard sein Amt nieder.

So beträchtlich auch die patriotischen Meriten des Herrn Generaldirektors gewesen sein mögen, es gab doch Neider, die seine materiellen Verdienste im Verhältnis dazu allzu hoch fanden und ihn schließlich stürzten. Sie sprachen davon, daß Herr von Gontard überdies noch Barentnahmen von über 200 000 Mark gemacht habe, daß er sich Zinsen im Betrage von 61 000 Mark habe gutschreiben lassen, daß er gute Freunde mit Zuwendungen von etwa 32 000 Mark erfrischt habe. Auch wird ihm vorgeworfen, daß er an Vorstandsmitglieder, mit denen er sich gut stand, mehr Dividenden ausgeschüttet habe, als eigentlich vorgesehen war. Kurzum, die Kosten der generaldirektorialen Großzügigkeit wurden mit Millionensummen beziffert. Darob setzte es, wie gesagt, Konflikte, es entstanden Akten, und was eben noch eine erlaubte kaufmännische Handlung war, das erhielt nunmehr jene häßlichen klapperdürren Bezeichnungen, die das Strafgesetzbuch für die Aktionen mißgeschickter Geschäftsleute bereit hält. Schließlich scheint alles das in einem Meer allseitiger Unlust versackt zu sein, vielleicht ist auch im Stillen eine Einigung erfolgt, und geblieben ist aus dieser Zeit beklagenswerter Mißverständnisse nur die abscheuliche Nachrede, Herr von Gontard habe von englischen Firmen, beispielsweise von der sheffielder Firma Jonas & Golver sehr erhebliche Provisionen bezogen. Wenn wir auch nicht in der Lage sind, die vielfachen Irrwege der Entwicklung einer frühern Waffenfabrik in ein friedliches und nur bürgerlichen Zwecken dienendes Unternehmen zu verfolgen, im Gegenteil, wir wären glücklich, wenn die Berlin-Karlsruher am Frieden mehr verdienten als am heldischen Kriegsspiel, uns interessieren auch die fetten Jahre des Herrn von Gontard nicht sehr, und die gegen ihn erhobenen Vorwürfe geben wir nur wieder, weil sie uns geeignet erscheinen, seinen Ruf als Kronzeuge des Reichsgerichts zu erschüttern. Es sitzt ein Mann hinter Zuchthausmauern, den wir für unschuldig halten, und diese Meinung wird von einigen Millionen unsrer Mitbürger geteilt. Dieses Urteil ist aber nur möglich geworden, weil das höchste Gericht einem andern Manne eine in der deutschen Rechtsgeschichte noch nicht dagewesene Sonderrolle gestattet hat. Dieser Andre, dieser Kronzeuge X., ist Herr Paul von Gontard, eine Persönlichkeit, die selbst aus zu vielen Stoffen gemischt ist, um als reine Rechtsquelle zu fließen, ein erfolgreicher und rücksichtsloser Geschäftsmann, wenn auch mehr in eigner Sache als zum Besten seiner Firma, ein routinierter Spekulant, der selbst zu vielen Verdachten offen gewesen ist, als daß sein Zeugnis einen Unbescholtenen für immer vernichten dürfte.

Wir wissen nicht, ob sich Herr von Gontard jemals über das Schicksal des Lagerhalters Bullerjahn den Kopf zerbrochen hat. Er hat seiner Tochter eine Hochzeit bereitet, die 40 000 Mark gekostet haben soll und mit jenem aufdringlichen Luxus vor sich ging, zu dem reiche Leute mit schlechtem Geschmack

durch die Lektüre von Modejournalen angeregt werden. Es ist also nicht anzunehmen, daß Herr von Gontard sich über das Niveau einer noch immer besitzenden Oberschicht erhebt, die gedankenlos genug ist, in dieser Zeit krassesten Elends die Langmut der Armen durch ein törichtes Schaugepränge auf die Probe zu stellen. Da rief plötzlich eine alte Frau ein paar Worte, Herr von Gontard verfärbte sich, die ganze feine Gesellschaft verlor die erhabene, für die gaffende Menge aufgeklebte Haltung, und die Braut stürzte fassungslos in den Wagen, das Entsetzen der jungen Generation in den Augen, wenn sie erkennt, worauf das Glück der Väter ruht.

Die unterdrückte Stimme von Peter Scher

Nach dem Italienischen des Pinocchio l'altro

I

Narrenhände

An jedem Häuschen, rechts und links der Tür,
schwarz, mit Schablone hingestrichen,
siehst du den Duce und du dankst dafür,
denn leicht ist ein Erinnrungsbild entwichen.

Im Herzen seines Volks war Wilhelm einst
wie jeder weiß, tief eingegraben —
wie fortgeschritten du dir hier erscheinst,
den Abgott schabloniert im Haus zu haben!

Wo immer du auch gehst, er sieht dich an
und säßest du am stillsten Örtchen —
es ist kein Platz, wo man sich drücken kann
vor diesem Antlitz und dem stolzen Wörtchen.

Zwar siehst du hie und da auch einmal Kot,
selbst übelsten darauf gestrichen,
doch in der Regel ist der Abgott nicht bedroht —
das Volk ist einig —: Laß dich nicht erwischen!

II

„Abasso la Francia"

Gesegnet sei die tüchtige Leitung,
kein Maultier wiehert anders als es soll;
Er selber nimmt ja in der Zeitung
das Maul für alle andern voll.

Ob du dies Blatt, ob jenes schmökerst —
du freust dich, daß du Leser bist,
weil du was weiß ich was verhökerst,
wozu ein Umschlag nötig ist.

Für Frankreich mußt du Haß empfinden —
gut, du empfindest ihn als Patriot...
was sollst du sonst mit deinen Winden —
schieß nur damit Franzosen tot!

Il mare nostro! darfst du brüllen,
das ist dir noch erlaubt — noch das;
noch füllst du kühn dein Herz mit Haß —
einst wird sich dir das Beinkleid füllen.

III

Evviva la Germania!

Adolfo Hitler mußt du loben,
er hat den Bart, der Chaplins ist,
und auch von Suggestivkraft gibt er Proben,
die ihm der römische Zauberer nicht vergißt.

Nicht gern erwähnt er die Tiroler,
den Brenner überfliegt er stumm,
vorm Kapitol wird ihm noch kapitoler,
denn hier ist Schnauze nur und nur Bumbumm!

Die Bürger in den Trattorien,
die armen Schreiber in der Fron,
sie danken Gott für Adolf auf den Knien,
denn er gibt Frankreich den verdienten Lohn.

Heil, ob du als Tedesco deine
gegerbte Haut zum Markte trägst,
ob du dich an die Römerstirne schlägst —
der Zauberer führt euch alle an der Leine.

Frieden von Peter Panter

So heißt der neue Roman Ernst Glaesers (erschienen bei Gustav Kiepenheuer in Berlin).

Die Literatur ist hinter der Zeit nur um etwa zehn Jahre zurück — sie hält grade zwischen Friedensschluß und Beginn der Inflation. Das Heer der Mitläufer, die jede geistige Strömung umschwirren, beginnt nun, Inflationsbücher zu schreiben — wie sie Kriegsbücher geschrieben haben ... Die große Zeit hat kleine Bücher hervorgebracht, nun wollen wir sehen, ob die kleine Zeit große Bücher hervorbringt.

Sie liefert „Erlebnisbücher". Das ist jedes Buch. Ja, aber diese so plakatierten Erlebnisbücher gehören zum Gefährlichsten, das es in der Kunst überhaupt gibt. Die Gattung gestattet nämlich jedem Dilettanten, auf jede Kritik auszurufen:

„Ja — das war aber so!"

Und hier zeigt sich die ganze Unvollkommenheit dieser Literatur. Daß etwas so oder so gewesen ist, besagt für die Kunst noch gar nichts. Und es ist nicht das Aesthetische oder das Formale allein, das ein wahres Erlebnis nachher im Buch unzulänglich erscheinen lassen kann, sondern die Wirklichkeit ist allemal dann für das Buch unzureichend, wenn sie

nicht im innern Erlebnis des Künstlers zu etwas Neuem geworden ist. Es gibt keinen Naturalismus, der die Schöpfung naturgetreu wiedergibt. Alle stilisieren — indem sie fortlassen, hinzufügen ... es beginnt schon bei der Aufnahme. Es gibt Künstler, die besser sehen als hören können; es gibt solche, die wittern die Frau, aber der Mann läßt sie kalt; mancher ist Tierstimmen-Imitator ... nur absolute Naturalisten, die gibt es, außer dem lieben Gott, nicht.

*

„Du kannst nach Hause gehn," sagte der Soldat.

So fängt das Glaesersche Buch an — aber leider geht es nicht so weiter; leider hält es den Ton einfacher Epik nicht durch, die die Wirklichkeit sublimiert wiedergibt. Das Buch zerfällt deutlich in zwei Teile: hie Ereignisse, erfundene oder halbwahre oder wahre — hie Meditation. Die Thesen, die Tendenz, die Überlegungen und die Glossen sollten aber, wie mir scheint, zur Handlung gerinnen.

Das erzählende Ich erlebt eine Reihe von Szenen: Rückkehr der Soldaten; Ausbruch des Waffenstillstandes, euphemistisch gern Revolution genannt; sinnloser Kampf sinnloser Soldaten gegen die Arbeiter ... man nimmt das alles zur Kenntnis, nickt: Gewiß ... ja ... so ist das gewesen — aber wenn hier etwas wirkt, so ist es nur der Stoff, nur die Tatsache, daß es das einmal gegeben hat ... Man kann auch alte Zeitungen lesen.

— „Sie wollen also, daß Ihnen der Dichter das verschönt? Wie? Romantik? Lüge? Heldentum und Fanfare für die einen oder für die andern?"

Nein. Ich möchte nur gepackt werden. Ich möchte den tiefern Sinn oder die tiefere Sinnlosigkeit dieser Epoche verstehn, und mir solches zu zeigen, gibt es viele Wege. Meinethalben mit politischer These; mit Humor; mit der Aufzeigung der gesellschaftlichen Schichtungen ... ich möchte das spüren, was hinter den Ereignissen gelegen hat, und das mag der Dichter Gott nennen oder Schicksal oder den naturnotwendigen Ablauf nach den Vorschriften des Marxismus ... aber ich möchte etwas verspüren. Ich möchte verspüren, was an dem Jahre 1919 nicht einmalig gewesen ist. In diesem Buch verspürt man wenig.

Einzelheiten sind durchaus geglückt. Der Fabrikant, Herr Ziel, der „eigentlich" gar keine Geschäfte machen möchte ... Er ist so nett zu den Hühnern, beugt sich herunter, verbindet einem Küchlein das Bein ... „Wenn ich Zeit hätte," sagt er, „würde ich mir auf dem Lande eine große Geflügelfarm einrichten, auch ein Fasanenwäldchen, und am liebsten einen großen Teich mit Schilf, wo ich die Wasserhühner belauschen könnte. Wie ich so jung war wie Sie, war das immer mein Traum. Aber die Verhältnisse haben es anders gewollt ..." Wieviele Wucherer haben mir das schon erzählt — es ist wirklich schön.

Aber das sind Einzelheiten; sie kommen und gehen und zerrinnen in viel Gleichgültigem und Doppeldeutigem. Wenn der Leser wissen möchte, wie ich mir das Buch wünschte, so

lese er die Seite 177, auf der die Idylle der heimgekehrten Soldaten steht. Das ist ein Notizenzettel, aus dem sich etwas machen ließe. Das sind Beobachtungen, echt, aus erster Hand, man fühlt: das stimmt alles; es könnte sich vielleicht noch etwas auflockern lassen — aber diese Stelle sitzt. Es glücken auch Einzelformulierungen, wie die Antwort einer Kellnerin auf die erstaunte Frage, warum auf dem Marktplatz so ein Hallo sei. „Weil sie heimkommen, weil doch jetzt Frieden wird." — „Es ist doch aber Revolution." — „Das hat damit nichts zu tun. Die, welche Revolution machen, gehen auf den Exerzierplatz. Die andern gehen auf den Markt." Kürzer kann man das nicht sagen: so ist das Deutschland von damals gewesen, genau so.

Was dann noch an dem Buch gut ist, sind hier und da aufblitzende essayartige Bemerkungen, so eine vorzügliche über den Kronprinzen. „Der Kronprinz war in Holland. Ihm galt der Haß der Bürger. Man sprach über ihn wie über pornographische Literatur … er war verhaßt wie ein ausschweifender Student bei seiner Zimmervermieterin." Das ist sehr gut; aber auch dies ist gesagt, nicht gestaltet.

Solcher fertig formulierten Thesen gibt es viele; sie fallen fast immer aus dem dünnen Rahmen des Geschehens und verdichten sich manchmal zu braven Ansprachen, wie sie die Raisonneure alter Stücke an den stummen Partner und die Zuhörer zu halten pflegten. Der Schriftsteller monologisiert. Manchmal wird es ganz schlimm: „Arbeitermord setzte ein," oder: „So lag die psychologische Situation" — also das ist Zeitung, und nicht einmal sehr gute. Arbeitermord kann nicht „einsetzen"; dies verkorkste Wort ist dem Rotwelsch des Militärs entnommen und paßt hier gar nicht her — was, Glaeser, hast du in diesem Augenblick gesehen? gehört? gerochen? gewittert … wie hat die Straße ausgesehen, wie war das alles? Hier sollte das Seziermesser des Epikers ansetzen. Der nicht so ein fatales Schlagwort von der „psychologischen Situation" übernehmen darf — er zeige sie. Formulieren möge nachher der Leser.

Aber alles das verschwindet hinter der Gesinnung eines solchen Buches. Und die habe ich nicht verstanden.

Nicht etwa, weil man sie parteimäßig nicht festlegen kann; darauf kommt es nicht an. Doch habe ich nicht verstanden, was der Autor will; alles ist vieldeutig, schillernd, steigt auf und legt sich wieder wie Nebel, dampft empor, quillt und wogt … Wer ist dieser Freiheitsheld, der versagt? Was soll das alles? Ich habe es nicht verstanden. Natürlich steht Glaeser gegen die Offiziere, die da morden lassen — natürlich. Aber das genügt doch nicht …

Und da ist eine herzlich unmotivierte Zeitlupendarstellung eines Koitus, auch dies sagt nichts, was man nicht hundertmal gelesen hätte … Bei solchem Unmaß verlogener Prüderie, wie sie heute in Deutschland produziert wird, muß hinzugefügt werden, daß ich mich nicht durch den Stoff, sondern durch seine künstlerisch unzulängliche Behandlung verletzt fühle.

Ich kann mit diesem Buch wenig anfangen. Weil ich aber grade auf dem Gebiet der Tendenzliteratur viele merkwürdige Erlebnisse gehabt habe, so setze ich meiner Schreibmaschine ein Megaphon auf und sage.

Ich kann mit diesem Buch wenig anfangen. Das kann an mir liegen. Und deshalb ist der Autor, der eine der saubersten und anständigsten Erscheinungen der jüngern Generation ist, noch lange kein wilder Höllenhund. Er hat Anspruch darauf, gehört zu werden. Der Mann hat episches Talent. Er hat auch einen leisen Humor. Möge er sein Talent von keinem Stoff und von keiner Doktrin auffressen lassen.

Der junge Mann aus Wien von Hanns-Erich Kaminski

In einem wiener Caféhaus sitzen junge Leute. Ihre Eltern sind Kaufleute oder Hofräte, mittlere Bourgeois mit etwas Vermögen, etwas Kultur, etwas christlicher oder jüdischer Religion und mit der ganzen liebenswürdigen Charakterlosigkeit, die das Erbteil des alten Habsburgerreichs ist. Die jungen Leute haben einen Beruf oder studieren. Aber was sie auch tun, sie tun es nur nebenbei. Ihr Elternhaus, ihre Beschäftigung, die niemals in Arbeit ausartet, alles, was den Menschen im allgemeinen Haltung und Folie gibt, ist bei ihnen so nebelhaft, daß man beliebig tief hineinstoßen kann, ohne auf Grund zu kommen. Das Caféhaus ist ihre wahre Heimat, ihre Welt, ihre Weltanschauung.

Im Café schreiben und empfangen sie ihre Post, sie sind dort unter allen Umständen stets anzutreffen, die Kellner kennen sie und bringen ihnen stillschweigend die Zeitungen und Zeitschriften, unwillkürlich fangen sie an, sie zu lesen, sie lesen sie täglich und gründlich — — plötzlich sind die jungen Leute mitten drin in der Politik und der Literatur.

Wien ist die Stadt der zehnten Muse, die Künste, die eigentlich jenseits der Kunst liegen, prickeln den Wienern im Blut. Ein bißchen sind sie alle Schlagerkomponisten, Conférenciers und Journalisten. Die meisten werden mit zunehmendem Alter doch vom Beruf gepackt und bleiben nur noch zu fünfzig Prozent im Café. Einige aber richten sich dort häuslich fürs Leben ein, sie lernen die ältern Gäste kennen, sie sagen „der Austerlitz" und „der Polgar" im Ton nonchalanter Gleichberechtigung. Und manchmal lassen sie sich Papier und Tinte bringen und schreiben selber etwas.

Sie haben nicht viel gelernt, wann sollten sie auch Zeit dazu gehabt haben, sie kennen nicht die Stille, in der die Gedanken kommen, nicht die Nächte, in denen man sich mit sich selbst auseinandersetzt, sie haben nur immer im Café gesessen und Zeitungen gelesen.

„Wissenschaft ist, was ein Jud vom andern abschreibt," sagte ein Abgeordneter im alten österreichischen Reichsrat. Ja, der Mann war ein Oesterreicher.

Ganze Generationen folgen so aufeinander, das Oberflächliche wird immer wieder von andern Oberflächlichkeiten kopiert, es ist nichts da, rein nichts, aber es macht einen gefäl-

ligen Eindruck. Denn zum Unglück verstehen die jungen Leute zu scherzen und zu plaudern und leicht faßlich zu schreiben. Gewiß doch! Sie leiden nicht an der Überfülle, die das glatte Satzgefüge sprengt, sie schreiben einfach nieder, was sie im Kopf haben, und das ist nicht viel. Ein bißchen Freud, ein bißchen Schnitzler und Hofmannsthal, ein bißchen Peter Altenberg — ihre Gedanken ordnen sich leicht.

Die Zeitungen brauchen dergleichen, die Zeitungen sind für ein Dasein von wenigen Stunden berechnet und deshalb von Natur oberflächlich. So werden die jungen Leute Journalisten. Sie sind das, was man die geborenen Journalisten nennt.

*

In der Zeitung stehen nicht nur Feuilletons, Affären aus dem Gerichtssaal und Kritiken. In der Zeitung steht auch Politik. Nichts eignet sich so zu Caféhausdebatten wie die Politik. Folglich werden die jungen Leute nicht nur Schriftsteller sondern auch Politiker.

Am leichtesten kann ein junger Politiker in die Arbeiterbewegung eindringen. Die Arbeiterbewegung braucht Kräfte, junge Kräfte, und die Arbeiter haben eine ehrfürchtige Liebe zur Bildung, ohne doch beurteilen zu können, ob der einzelne nicht nur halb- oder viertelgebildet ist. Folglich kommen die jungen Leute zur Arbeiterbewegung, wo sie mit offenen Armen aufgenommen werden.

Da leben sie sich aus. Sie halten Reden und können die Stirn in wichtige Falten legen und abends im Café erzählen, was für Kämpfer sie sind.

Sie machen sich fürchterliche Sorgen, bei jeder Krise brauchen sie die doppelte Quantität Zigaretten. Sie sind bereit, jeden Posten zu übernehmen — wenn sein augenblicklicher Inhaber nur erst abgehalftert sein würde. Ja, das sind so Sorgen!

Es ist ganz hübsch, im Caféhaus zu sitzen, aber in guten Restaurants ißt man besser, die Freundin vom Nachbartisch, mit der man sich zusammengetan hat, ist längst ihres einzigen Kleides überdrüssig, fängt an, vor den Fenstern der Modehäuser und sogar der Möbelgeschäfte stehen zu bleiben, manchmal schwärmt sie schon von Kindern, und wer hat überhaupt Lust, immer bloß einstellige Beträge zu pumpen, in kleinen Versammlungen zu sprechen und von Redakteuren schlecht behandelt zu werden, die sich für ihre eigne Abhängigkeit an den unbekannten Mitarbeitern rächen?

Der junge Mann besinnt sich auf seine Individualität und fährt nach Berlin, dem großen Abenteuer entgegen.

*

Von Wien aus gesehen, erscheint Berlin als ein zweites New York, als die zivilisierte Wildnis des zwanzigsten Jahrhunderts, in der man ohne einen Pfennig ankommen und sich mit geballten Fäusten den Weg nach oben, zum Erfolg, zum Reichtum, bahnen kann.

Der junge Mann aus Wien begibt sich vom Anhalter Bahnhof ins Romanische Café. Dort trifft er Bekannte und gewinnt neue Freunde, bald kann er herumgehen und an zwölf Tischen

guten Tag sagen. Aber bald merkt er auch, daß die Luft dort anders ist als in Wien. In Wien bedeutet das Café den Hafen, in Berlin nur den Startplatz. Im wiener Café sitzen immer dieselben Leute, im berliner wechseln sie alle paar Jahre. An der Gedächtniskirche muß man arrivieren oder man geht vor die Hunde.

Der junge Mann aus Wien wird alsbald von heftigem Tatendrang gepackt. Er fängt an, zu gründen — alle Journalisten, die aus Wien nach Berlin kommen, gründen hier eine Zeitschrift oder sonst etwas.

Die Berliner lieben den Dialekt, die Musik und die Mehlspeisen Wiens.

Die leichtherzige Liebenswürdigkeit, die sentimentale Herzlichkeit, das Unbeschwerte und das Amüsante fascinieren in dieser kalten Stadt. (In allen Ländern blickt der Norden mit leicht spöttischer Sehnsucht nach dem Süden.) Der junge Mann aus Wien hat also unter allen Umständen eine Chance, instinktiv nimmt er sie wahr, auch in die deutsche Arbeiterbewegung dringt er ein. Der Ruf, nett und geschickt zu sein, umgibt ihn, und eines Tages ist er Redakteur.

*

Ach, was ist in Berlin schon ein Redakteur, womöglich noch an einer Arbeiterzeitung! Man hat eine Wohnung, nun ja, aber die Gefährtin aus vergangenen Tagen begießt die paar Blumentöpfe auf dem Balkon nur mit Achselzucken, andre Leute haben einen Wintergarten und fahren im eignen Auto, in dem man nicht zu stehen braucht wie in der Untergrundbahn.

Was soll man machen? Ins Café zu gehen hat keinen Zweck, Arrivierte sitzen in Berlin nicht im Café, und ein Redakteur ist schon auf halber Höhe. Bisweilen wird man freilich eingeladen, man kommt in Zehnzimmerwohnungen, es gibt teure Weine und gute Zigarren, aber man kann sich nicht entsprechend revanchieren, man ist doch nur ein Zugelassener — und man will dazu gehören. Man muß dazu gehören!

Die kleinen Schweinereien, die sich bieten, sind für die Katz, man setzt sich damit nur Affären und Skandalen aus. Wenn man es wirklich zu etwas bringen will, muß man den Rubikon überschreiten, zur Legitimität, zur Legalität, zur herrschenden Klasse übergehen. Es gehört nicht viel dazu, nicht einmal der Verrat einer Überzeugung, denn seine Überzeugung verraten, kann ja nur, wer eine hat.

Wozu hat man seinen Ruf, nett und geschickt zu sein? Wozu so viele Beziehungen angeknüpft? Los also, vorwärts!

*

Manchmal folgt auf den Höhepunkt der Abstieg. Aber es ist durchaus nicht immer so, daß auf die Dauer der Nichtige in seiner Nichtigkeit enthüllt wird. Auch der junge Mann aus Wien kann in Unehren grau werden. Eigentlich bleibt er immer, was er war, aber die Welt wird erst wieder in den schönen Nachrufen auf ihn ein Echo aus dem wiener Café vernehmen, das seine Heimat war.

Das Land mit dem Minderwertigkeitskomplex

von **Wolf Zucker**

„Er ist ja ein Engländer, also von Haus aus reich".
Hauff, Der junge Engländer

Einem ganzen Land bestimmte positive oder negative Eigenschaften zuzuschreiben, ist von jeher das beliebte Spiel eines Tagesjournalismus, der auf billigem Wege zu zugkräftigen außenpolitischen Parolen kommen will. Behauptungen, wie, daß die Polen schmutzig, die Franzosen unanständig, die Engländer krämerisch seien, vereinfachen die Vielfältigkeit des politischen Kampfes in verblüffender Weise, und der Mann der Straße, der für seine Person ja weder schmutzig noch unanständig noch krämerisch sein will, hat es mit solchen Parolen leicht, seine Sympathien und Antipathien auf dem Weltglobus zu verteilen. Länder werden zu einzelnen Menschen, die man liebt oder haßt, ihr politisches Verhalten in der Weltgeschichte wird genau so verstehbar, wie das Handeln eines artigen oder unartigen Kindes. „Der" Deutsche, „der" Franzose, „der" Engländer werden für den Naiven zu tatsächlichen Individuen mit konkret umschreibbaren Eigenschaften, die nur erkannt zu werden brauchen, um ein nützliches Orientierungsmittel an der Hand zu haben. Nach solchem Schema wird ja auch in den meisten Fällen der Geschichtsunterricht erteilt.

Etwas ganz andres und sicherlich nicht unberechtigt ist es aber, die konkrete psychische Situation zu beschreiben, durch die das Verhalten eines Landes zu bestimmten Zeitpunkten entscheidend beeinflußt wird. Kein Volk hat Eigenschaften von der Plattheit und Eindeutigkeit der durchschnittlichen politischen Psychologie, wohl aber gibt es in der Geschichte jedes Landes immer Momente, wo auf allen Gebieten der Politik, der Wirtschaft, der Wissenschaft und sogar der Kunst eine psychische Grundhaltung sich fördernd und befruchtend oder hemmend und zerstörend bemerkbar macht. Deutschland in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege war von solcher Psychose beherrscht, Italien laboriert an einer ähnlichen nun schon acht Jahre lang, England steht seit dem Kabinett Baldwin am Anfang einer anders gearteten Erkrankung des Volksbewußtseins. Waren bei Deutschland und Italien die Symtome des Krankheitsprozesses Überwertigkeiten in der Form des primitiven Nationalismus, Verfolgungswahn, manischer Aktionsdrang, so ist bei England genau das Entgegengesetzte der Fall: Minderwertigkeitsgefühle, Apathie, sinkendes Selbstvertrauen kennzeichnen im gegenwärtigen Augenblick die englische Gesamtmentalität. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß das einzelne Individuum sich von dem Einfluß der sozialpsychologischen Störungen stets weitgehend freimachen kann, in England ebenso wie in Deutschland oder Italien; — aber überall dort, wo die Engländer als Repräsentanten ihres Landes aufzutreten haben, in der Politik, in allen internationalen Wettbewerben vom wissenschaftlichen Kongreß bis zum Tennismatch, werden vor

dem unbefangenen Außenstehenden die Krankheitssymptome gradezu sauber präpariert ausgebreitet.

Bei jeder Volkspsychose handelt es sich um Störungen der Harmonie im gesunden Nationalbewußtsein, die in dem England der Vorkriegszeit ja noch so vorbildlich gesichert schien. Nationalismus ebenso wie nationale Minderwertigkeitskomplexe entspringen demselben Zweifel an der geistigen nationalen Selbständigkeit, am eignen Wert, an der eignen Lebensfähigkeit; und wie das italienische Beispiel zeigt, ist der Schritt von der Neurose zur Überkompensierung, vom haltlosen Schwanken zum manischen Aktionsdrang schnell getan.

Doch es soll hier über England gesprochen werden, das am Anfang seiner Erkrankung steht und von der Krise noch weit entfernt zu sein scheint. Deutschland beginnt nach der absichtlichen Blindheit der Kriegsjahre, der Illusionstaktik der Nachkriegszeit, die durch den deutschfranzösischen Gegensatz bestimmt war, sich heute in einer Weise wieder für England zu interessieren, die nur mit den Tagen der Glanzzeit des deutschen Liberalismus verglichen werden kann. Die Anteilnahme an den englischen Dingen ist nicht mehr das Vorrecht professioneller Anglisten sondern eine allgemeine Erscheinung bei allen Denkenden. Die bemerkenswerten Englandbücher mehren sich: Nach dem glänzend orientierten aber fanatisch proenglischen Kantorowicz („Der Geist der englischen Politik", Ernst Rowohlt Verlag) sind hier zu nennen die ausgezeichnete Arbeit des Korrespondenten der ‚D.A.Z.' in London, Karl Silex: „John Bull zu Hause" (Verlag E. A. Seemann, Leipzig) und das zuverlässige und bis ins Letzte durchgearbeitete Buch des Wahleuropäers Paul Cohen-Portheim: „England, die unbekannte Insel" (Klinkhardt & Biermann Verlag, Berlin). Die beiden letztgenannten Autoren zeichnen sich durch eine äußerst genaue Kenntnis des Gegenstandes aus, da sie beide seit Jahren in London dauernd oder vorübergehend ihren Wohnsitz haben. Silex weiß alle jene Einzelheiten, die das Leben erst ausmachen, wieviel Schulgeld ein Familienvater aufbringen muß, wie ein englischer Salon eingerichtet ist, was die geheimnisvollen Abkürzungen auf der Visitenkarte bedeuten, wieviel Gehalt ein Regierungsrat bekommt etcetera. Cohen-Portheim vertieft sich nicht so sehr in die praktischen Einzelheiten sondern gibt ein ausgezeichnetes Inventar all jener Dinge, die das Leben eines Engländers erfüllen, die Gesellschaft und die Politik, die Gerichtsverfassung und die Universitäten, die Landschaft und die Kunst, die Zeitungen und das Theater. So ergänzen sich die beiden Bücher zu einem sehr geschlossenen Bild des Englands von 1930, von seinen Möglichkeiten, seinen Stärken, seinen Schwächen und seinen Sorgen.

Denn es gibt heute sehr große Sorgen, eine sehr tiefe Schwäche, profunder als in allen Ländern, die mit England nur die Wirtschaftsdepression gemeinsam haben. Es wurde hier bereits von der Zweifelspsychose im heutigen England gesprochen, und tatsächlich finden sich bei Cohen-Portheim ebenso wie bei Silex Bemerkungen über die Zukunft Englands,

die dieser tiefen Mutlosigkeit Rechnung tragen. Silex schiebt die Schuld auf die Angleichung der innerenglischen Organisationsformen an kontinentale Vorbilder. Das Heraufkommen des Professionals im Beruf ebenso wie im Sport, die Verbeamtung aller Erwerbszweige drängen den unternehmungsfreudigen Gentleman des viktorianischen Jahrhunderts immer mehr zurück. Cohen-Portheim weist auf die Unlust der jungen Leute hin, nach dem Vorbild ihrer Väter in die Kolonien zu gehen. Was Galsworthy für eine einzelne Familie gezeigt hat, beginnt tatsächlich für ein ganzes Land Gültigkeit zu gewinnen. Und wie der Autismus, das dauernde Kreisen um die eigne Neurose, ein bedenkliches Zeichen bei einer individuellen psychischen Erkrankung ist, so ist das Bewußtwerden der Mutlosigkeit, das Gefühl, den silbernen Löffel, mit dem man im Munde geboren wurde, nicht festhalten zu können, für die Engländer heute schon eine direkte Gefahr.

Es ist nicht zu leugnen, daß England in den letzten Jahren „Pech gehabt" hat. Geringfügige Dinge im Einzelnen, aber in ihrer Häufung ein dauernder Stachel für das englische Bewußtsein. Die Überquerung der Ozeane mit Flugzeugen mißlang den Engländern; Deutsche, Franzosen, Amerikaner, Australier liefen den englischen Kollegen den Rang ab. Um den für manche von uns etwas zweifelhaften Besitz des „Graf Zeppelin" und seine Erfolge im Weltjournalismus beneidet man uns glühend. Das „Blaue Band" ging verloren, und es besteht für die nächsten Jahre kaum irgendwelche Aussicht, es zurückzuerobern. Die Katastrophe der „R 101" bedeutete für die englische Öffentlichkeit mehr als den Verlust von zweiundfünfzig Menschenleben und eines Millionenobjekts. Man fand darin eine grausige Bestätigung der eignen Unzulänglichkeit, einen Beweis dafür, daß man auch auf diesem Gebiet von den aktivern Deutschen geschlagen worden sei. Hinzukommen die vielfältigen politischen Schwierigkeiten, die zwar nicht wie bei den hämischen Propheten des Kontinents als brennende Krise des ganzen Empires gedeutet werden, aber denen man doch, im Kabinett MacDonald nicht anders als im Kabinett Baldwin, nur die inaktive Parole des „safety first" entgegenzusetzen weiß. Und man findet auch, wie die kürzlichen Gemeindewahlen beweisen, nicht den Mut zu einem so gewagten aber energischen Unternehmen wie dem Arbeitsbeschäftigungsprogramm des nicht ermüdeten Lloyd George. Man wählt vorläufig noch die Mutlosigkeit.

Es ist zwecklos zu untersuchen, ob England Grund hat, seine Lage verzagter anzusehen als andre Länder. Es ist eine Tatsache, daß man es tut. Es ist heute wirklich nicht mehr viel von der Conquistadoren-Gesinnung des vorigen Jahrhunderts da. Wie auf dem Kontinent schicken sich auch in England die jungen Leute heute an, mit zwanzig Jahren ihr Leben als vorgezeichnet gegeben hinzunehmen; sie binden sich abenteuer- und risikolos an ihre festen Stellungen, um allmonatlich die Abzahlungsraten für das Motorrad, den Radioapparat, die Eigenheimmöbel zu erarbeiten. Für die großen Landsiedlungspläne in den Dominions sind keine Leute aufzutreiben. Und die Engländer selbst sehen das, sehen das

schwärzer vielleicht als ein unbefangener kontinentaler Beobachter es könnte. Man zweifelt an dem Kraftvorrat der Nation, dessen Verlust ihnen überhaupt erst in solchem Augenblick bewußt wird.

Die Folgen einer derartigen Selbstbeurteilung können nicht ausbleiben. Setzt erst der neurotische Zweifel an der eignen Kraft ein, so ist es schwer, jemals wieder aus dem Gewirr von Apathien und Überwertigkeitskomplexen, Empfindlichkeiten und hysterischen Anstrengungen herauszufinden. Der wirklich Gesunde braucht seine Kraft nie zu betonen, der Erkrankte oder Gefährdete muß dauernd von ihr reden. Und so scheint der Entwicklungsgang des englischen Verhaltens in der Welt für die nächste Zeit vorgezeichnet werden zu können. Langsamer zwar als auf dem Kontinent, aber doch erkennbar beginnt der nationalistische Gedanke in England Fuß zu fassen. Der Empire-Kreuzzug des Lord Beaverbrook, das Schutzzollprogramm des Linkssozialisten Mosley sind die ersten Anzeichen eines Rückzuges auf den nationalen Wirtschaftsraum, eine Idee, die dem vorigen Jahrhundert fremd sein mußte. Es geht im Kampf um Schutzzoll oder Freihandel in England heute schon nicht mehr nur um die Interessen bestimmter Wirtschaftsgruppen, sondern quer durch alle Parteien und Klassen beginnt auch in England die nationalistische Idee ihren Weg zu nehmen. Es wäre heute sogar die Zeit für einen kräftigen Antisemitismus da, wenn die Judenfrage nicht schon seit zweihundertfünfzig Jahren gelöst wäre.

Noch vollzieht sich alles in den guten Formen der old quality street. Noch können alle Völker der Welt gut und gern bei den Engländern in die politische Schule gehen. Aber doch: ganz so unerschütterlich fest wie früher ist der Ton des Parlaments nicht mehr. Mußte nicht kürzlich MacDonald selbst im Unterhaus zwei seiner eignen Parteigenossen wegen ungebührlichen Betragens aus dem Saal weisen lassen. Bei uns lacht man über solch eine parlamentarische Ordnungsstrafe, aber drüben an der Themse nimmt man so etwas noch sehr genau. Es ist nicht zu verkennen: seit den Tagen, wo der verstorbene Lord Birkenhead den Oberhaussaal mit einer brennenden Zigarre betreten wollte, ist auch in der englischen Politik jener Rowdyton möglich geworden, dessen wir uns in unsrer Politik nun schon seit einigen Jahrzehnten erfreuen. Auf dem Unterschied möchte man, wie man zu sagen pflegt, noch immer reiten können, aber tatsächlich ist in die heiligen Hallen der englischen Politik heute schon ein Ton eingezogen, den man früher kaum für möglich gehalten hätte.

Es ist schwer zu sagen, wie es weitergehen wird. Das Säbelrasseln, die Kraftmeierei, — stets ein Zeichen von Unsicherheit —, wird aber anhalten, wenn nicht gar sich verschärfen. Jedes Unglück und Mißgeschick der Engländer im Sport, in der Technik, in der Politik wird es verstärken. Gegen Minderwertigkeitskomplexe gibt es keine Argumente der Vernunft sondern nur des Handelns. Und dem lassen die gegenwärtigen Zustände in der Weltpolitik und der Weltwirtschaft wenig Spielraum.

Dicke Bücher von Celsus

Schwer lasten auf dem Weihnachtsbüchertisch die großen Kaliber der Propyläen-Weltgeschichte. Das gewaltige Unternehmen ist auf zehn Bände berechnet. Bis jetzt sind zwei heraus, die den Zeitraum von 1789 bis 1890 umfassen. In allem, was Bebilderung, Ausstattung, Herstellungstechnik betrifft, zeigt sich eine große organisatorische Hand. O könnte ich auch die Texte so loben! Die Illustrationen — Porträts, Sittenbilder, Karikaturen, Faksimiles, Nachbildungen von historischen Dokumenten — sind eine wirkliche Augenweide, und diese Abundanz ist auch durchaus am Platz, denn in allem, was instruktiv sein soll, geben wir dem Bild heute den richtigen Rang neben den Lettern. Wir wollen sehen, nicht immer nur Behauptungen hören. Nun sollte ein riesenhafter Verlagsplan hier in einer Zeit verwirklicht werden, wo sich die Geschichtsschreibung in einer beträchtlichen Krise befindet. Die alte Ereignisgeschichte, die von Heros zu Heros hüpft, von Friedensvertrag zu Friedensvertrag, uns kleines Volk aber unglossiert in Schlachten fallen läßt und selbst die Männer des Geistes nur wie eine nun mal zur Zeit gehörende Statisterie betrachtet, hat ausgelitten. „Kaum in Schönbrunn angekommen, machte sich Napoleon ernste Gedanken über Spanien." Oder „Trotz seiner unfreundlichen Jugend zeigte sich Deodat der Linkshändige als ein hochherziger Fürst." Diese Art von Geschichtsschreibung ist ungenießbar geworden. Kulturelle und wirtschaftliche Kriterien durchsetzen heute die Wiedergabe lückenloser Ereignisreihen, und im Hintergrunde rüsten sich schon psychoanalytische Methoden zum Einbruch in eine Wissenschaft, die mehr Schablonekundige als Seelenkenner produziert hat. Außerdem haben uns die großen geistigen Epidemien seit 1914 gegen die hergebrachten Einteilungen mißtrauisch gemacht. Es ist nicht wahr, daß das Altertum um 375, das Mittelalter um 1500 zu Ende gegangen ist. Mindestens im Unterbewußtsein der Menschheit haben sich die Reste vergangener Epochen verlagert und treten manchmal unheimlich genug über die Schwelle. Wir suchen also in der Geschichte nicht nur das Andersgeartete sondern auch das Gleiche, wir suchen in einer so dramatischen Zeit wie der unsern rückblickend nach Analogien. Große synthetische Begabungen aber gibt es nirgends. Zeichendeuter ebensowenig. H. G. Wells bleibt eine Ausnahme. Mindestens in Deutschland regiert ein nüchtern einherkrebsendes Spezialistentum. Die Mitarbeiter der Propyläen-Weltgeschichte sind alles facherprobte Herren, die meisten in allen Ehren ihres Spezialgebiets ergraut. Keiner reizt zu lärmendem Widerspruch, aber keiner verlockt auch dazu, eine Stunde länger aufzubleiben. Wobei ich gern bemerke, daß die Darstellung des Bismarckschen Zeitalters durch Luckwaldt besondere Qualitäten aufweist. Im gleichen Verlag ist jetzt grade der erste Band einer Geschichte der deutschen Revolution von 1848 von Veit Valentin erschienen, über die später gesprochen werden soll. Ein paar Stichproben ergeben einen sympathischen Eindruck.

Die Zeit für eine neue Universalgeschichte ist noch nicht da, kann noch nicht da sein. Das gibt der Monographie um so größere Möglichkeiten. Als ein ausgezeichnet gelungener Versuch der bewußten Abgrenzung einer Aufgabe erweist sich der erste Band von Otto Rühles „Illustrierter Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats" (Neuer Deutscher Verlag). Eine sehr, sehr notwendige Arbeit, einmal zu demonstrieren, wie jedes System seine armen Teufel geschaffen hat und wie diese Sklaven der Fron gelebt haben. Es ist erstaunlich, wie grau und eintönig die in ihren Gipfeln so bunte Weltgeschichte wird, wenn der Historiker in den Tälern bleibt, in die Hütten blickt, in die Schächte steigt. Was für ein unendlicher schmutziger Elendsstrom brodelte immer um die schwachen Pfähle, die die Kultur tragen.

Rühle darf das Verdienst in Anspruch nehmen, ein Werk begonnen zu haben, das noch eine reiche Nachfolge finden wird. Ungemein schön ist die graphische Ausstattung des starken Bandes, die Reproduktion der vielen Zeichnungen, Karikaturen, Photos glänzend gelungen. Was mich stört, ist die Beschriftung der Bilder, die ganz und gar jene Überdeutlichkeit pflegt, die Parteimenschen für propagandistisch halten, die aber nur die Mutter der Langenweile ist. „Gerhart Hauptmann, der Dichter des revolutionären Stückes ‚Die Weber', wurde seiner Sache untreu", und: „Jack London, einer der ersten proletarischen Schriftsteller, der das ganze Leben hindurch seiner Sache treu geblieben ist." Falsch vom Anfang bis zum Ende. Gerhart Hauptmann ist niemals einer Sache untreu geworden, denn er hat keiner gehört. Sein sozialer Protest war ein individualistischer Ausdruck eines tiefen persönlichen Pessimismus, nicht an politische Programmatik gebunden. Der frühe Verfall seines Talents führte ihn von Stoff zu Stoff, von Form zu Form; wäre er der soziale Dichter seiner Frühzeit geblieben, seine Werke wären nicht besser geworden. Jack London war niemals proletarischer Schriftsteller und „der Sache treu" sondern ein Schriftsteller ärmlicher Herkunft, der für Stargagen an kapitalistischen Blättern arbeitete. Schließlich: „Der große Filmkünstler Chaplin, der in seinen sozialkritischen Filmen das Hundeleben der noch nicht völlig zum Klassenbewußtsein erwachten Arbeiter darzustellen pflegt." Jetzt möchte ich mir mal einen zum Klassenbewußtsein erwachten Chaplin vorstellen. Wahrscheinlich würde er ähnlich so aussehen wie der Verfasser dieser Bildtexte. Aber das ist wie ich mit Schrecken bemerke, ein so kluger und geschmackvoller Mensch wie Fritz Schiff. Es liegt in der Luft.

*

Parteigänger sein und doch nicht Böotier werden, aus der Berührung mit der Partei nur neue Kräfte entwickeln, das war die Sache eines so starken Kopfes wie Franz Mehring. Man hat in diesen Jahren oft nach den gesammelten Schriften dieses wahrhaft großen Essayisten gerufen, jetzt beginnen sie seit Jahresfrist in der Soziologischen Verlagsanstalt zu erscheinen, von Eduard Fuchs ediert, vier Bände bisher. „Zur Preußischen Geschichte" heißen die beiden eben herausgekommenen; längere, kürzere Zeitungsartikel, Studien, Polemiken. Der Historiker Franz Mehring, Altersgenosse von Hans Delbrück, stammt aus jener altmodischen Zeit, wo wohlfundiertes Wissen Ehrensache des Schreibenden war. Wenn ein Schriftsteller dieses Wissen treu und redlich angewendet hat, so war es Franz Mehring. Niemals hat es ihn zu intellektualistischen Spiegelfechtereien verleitet, niemals dazu, aus Grade Krumm zu machen. Ein Mann mit einem prachtvollen Lessingschen Zorn, ein Bastillenstürmer der Publizistik.

In diesen Bänden bleibt Mehring ganz bei seinem Lieblingsthema: Preußen, Preußen, Preußen! Er hat den Leib dieses Staates durchröntgt wie kein Zweiter und fährt furchtbar mit der traditionellen Hofhistoriographik ab. Er sieht deutlich den roten Faden der preußischen Geschichte, das Bündnis von Dynastie und Junkertum, er weiß, daß hier alles Überlieferung ist und die Wurzeln bloßzulegen sind, deshalb diese Aktualität, wenn er in vermoderten Urkunden wühlt, denn hier ist nur das alte Stück Pergament verfallen, sein Inhalt lebt ja fort in sehr modernen Verfügungen und Gesetzesvorlagen. Dabei hatte Mehring unter erheblichen Schwierigkeiten zu arbeiten, denn ihm, dem Sozialdemokraten, waren die Staatsarchive verschlossen. Begreiflich seine Schadenfreude, wenn Andre dasselbe erlebten: „. . . so mußte der Historiker Martin Philippson auf Verfügung des Generaldirektors von Sybel die Archive räumen, weil sein Werk über die Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm II. in leitenden Kreisen irgendwelchen Anstoß erregt hatte, aber dem Historiker von Sybel — heute mir, morgen dir — wurden dann nach dem Sturze Bismarcks die Archive des

Auswärtigen Amtes gesperrt, weil den nunmehr leitenden Kreisen die Ergebnisse nicht zusagten, die Sybel zur Zeit Bismarcks aus denselben Archiven geschöpft hatte." So entwickeln sich diese preußischen Studien durchweg aus Besprechungen der Bücher Andrer, aus Polemiken gegen Ranke, Droysen, Sybel, Treitschke, Koser, Hintze — aber wie fruchtbar wird hier die Rezension! Hinter diesem Wissen flammt die echte Intuition, aus Kritiken wächst eigne Theorie, aus der Vernichtung gegnerischer Theorien neue Wirklichkeit. Franz Mehring konnte manchmal grausam sein, gewiß, aber er war niemals eng. Die Kenner seiner klassischen „Lessing-Legende" werden sich der reizenden kleinen Fußnote erinnern, die eine Ehrenrettung der Marquise de Pompadour enthält. Sein Stil ist oft gallig, aber es ist die Galligkeit eines gesunden Mannes, der dreinschlagen muß, um sich Luft zu machen. Einmal beklagt Mehring die Schwierigkeit, zu den Quellen der preußischen Staatsgeschichte zu gelangen, denn „dieser Staat hat niemals einen Thukydides besessen, der die Geschichte dessen, was er miterlebt hat, auch nur mit der geringsten Treue und Wahrhaftigkeit zu erzählen wußte." Der Mann, der diese Klage niederschrieb, ist der preußische Tacitus geworden.

Franz Mehring hat niemals Schule gemacht, aber als ein nicht unrühmlicher Schüler seines Geistes zeigt sich Kurt Kersten in einer vor Jahresfrist erschienenen Bismarck-Biographie (Neuer Deutscher Verlag). Das ist ein gutes, klares Buch, mit dem Streben nach gerechten Würdigungen und mit einem unverfälschten Blick für Persönlichkeitswerte. Es ist heute sehr notwendig, von der Prosa dieser gefeierten eisernen Zeit zu reden und die Epoche der Reichsgründung von Legendenkram zu befreien. Es ist eine Schande für die deutsche demokratische Publizistik, daß ein solches Buch jetzt von ganz Links kommen muß, so etwas hätte schon vor zehn Jahren unter dem frischen Eindruck des Niederbruchs von einem liberalen Autor geschrieben werden müssen. Hätte man sich damals etwas flotter um die triste Wahrheit des Zweiten Reichs bemüht, wir würden heute nicht an der Lüge des Dritten ersticken.

*

Auf dem ganzen Erdball sausen deutsche Auslandskorrespondenten und professionelle Bücherschreiber herum und teilen uns mit, was sie hören und sehen. Wir wissen also herzlich wenig von der Welt. Es ist zu begrüßen, wenn die Deutsche Verlags-Anstalt jetzt geschlossene Einzeldarstellungen von den Ländern der Andern herausgibt, Bücher, die Geschichte, Kultur, Wirtschaft und Politik eines Landes erfassen. Da ist früher schon das Englandbuch von Dibelius erschienen, und jetzt folgen „Frankreich" von Ernst Robert Curtius und Arnold Bergsträßer, und „Spanien" von Salvador de Madariaga. Solche Bücher haben ein weitgestecktes Thema, das ist richtig, aber dafür sind sie auch überall mit den Tatsachen verklammert. Es ist kein Raum für Schwafel und Schnörkel, wem die politische Überzeugung des Verfassers nicht gefällt, der klappt doch nicht einfach ärgerlich zu sondern wird reich entschädigt durch Lernstoff und Dinge, die er nicht wußte. Dazu empfiehlt sich auch das Buch des Spaniers Madariaga noch durch eine seltene Brillanz der Form. Spanien ist ein sehr unbekanntes Land, und es ist angenehm, in das Unbekannte von einem encyklopädisch gebildeten Manne eingeführt zu werden, der sein Wissen so unprätentiös vorzutragen vermag. Namentlich das Kapitel über Aufgang und Zusammenbruch der Diktatur Primos sollte in Deutschland jetzt mit Verstand gelesen werden. Es zeigt überaus deutlich, was ein Diktator anzurichten vermag, wie wenig er in Wahrheit ausrichten kann.

*

Viscount D'Abernons Memoiren gehören zu den wichtigsten Dokumenten des ersten Nachkriegsjahrzehnts, obgleich der Herausgeber seine Tagebuchausbeute sehr sorgfältig gesiebt hat. Denn D'Abernon ist heute noch, obgleich nicht mehr im amtlichen Dienst, noch ein recht aktiver Herr, dessen Geschicklichkeit auch von der Regierung MacDonald geschätzt und verwendet wird. Dieser dritte Band (Paul List Verlag) bildet das Schlußstück. Die Aufzeichnungen beginnen im Januar 1924 und schließen am 10. Oktober 1926; an dem Tage endete D'Abernons berliner Mission. Dieser Band enthält Locarno und die darauf folgende Zeit, wichtigstes Material also zur Beurteilung der Aera Stresemann und der kurzen Epoche hochoffiziellen pazifistischen Lackglanzes über der alten, in vielen Kriegen geräucherten Kruste Europas. Wieder viele kluge, scharfe Bemerkungen, etwa der Art: „Im Unterhaus ist es schwer, sich zu entscheiden, gegen wen man stimmen soll. In Deutschland ist es häufig schwer, sich darüber klar zu werden, für wen man stimmen soll." Einverstanden.

Im ersten Band seiner Erinnerungen erzählt Lord D'Abernon von seiner Begegnung mit dem Grafen Carlo Sforza, dem damaligen italienischen Außenminister, auf der Konferenz von Spaa. Er schildert den italienischen Diplomaten als einen hochgewachsenen hagern Mann mit dunklem Spitzbart, in seinem Aussehen des feudalen Namens nicht unwürdig. Wahrscheinlich deswegen hat man den Grafen auch in einer etwas merkwürdigen Villa einquartiert: einem Kasten im Burgenstil, mit Türmchen und Zinnen und einer Zugbrücke als Zugang. Dort hält der Abkömmling der mailänder Condotteri höchst moderne Pressekonferenzen ab. Jetzt hat Graf Sforza selbst seine Erinnerungen in einem starken Band in Form von etwa vierzig Essays erscheinen lassen: „Gestalten und Gestalter des heutigen Europa" (S. Fischer Verlag). Eine Porträtreihe, die mit dem Fürsten Bülow und Franz Joseph beginnt, dann die Männer von Versailles und der darauf folgenden Jahre eingehend behandelt, um in eine lebhafte und instruktive Polemik gegen den italienischen Fascismus abzulaufen, dessen Gegner der Graf ist. Dem Verfasser steht nicht nur eine gründliche Erfahrung und reiche Bildung zu Gebote, er schreibt auch einen geschliffenen, sehr präzisen Stil. Seine Urteile überzeugen oft durch ihre klare, vernünftige Prägnanz. Er ist liberaler Demokrat und hat das bewiesen, sehr achtenswert für einen Diplomaten aristokratischer Herkunft, der sich „Vetter des Königs" nennen darf, aber seine Gefahr ist auch eine gewisse schnellfertige Formelseligkeit. Er glaubt unbedingt an das, was er vertritt, was nur charaktervoll ist, aber er sieht nicht die Gründe der Krise, in der sich der demokratische Geistestypus heute befindet. So bleibt auch seine Darstellung außenpolitischer Geschehnisse, mögen sie auch immer interessant sein, oft genug in der Oberfläche haften. Personen agieren, sie agieren wie Schauspieler, die sich nachher umziehen und nach Haus gehen; die gesellschaftlichen Triebkräfte werden nicht sichtbar. Viel tiefer greift Sforza in seiner prinzipiellen Auseinandersetzung mit dem Fascismus, hier ist nicht nur sein kühler Diplomatenkopf sondern auch sein Blut beteiligt. Erschütternd wirkt sein Bild von den letzten Tagen der italienischen Verfassung. Erschüttern sollte vor allem deutsche Politiker diese minutiöse Darstellung des sterbenden Kabinetts Facta. Sie werden daraus erkennen, daß der Fascismus nicht wie ein dunkles, unabwendbares Schicksal kommt, sondern daß die Feigheit seiner Gegner das wahre Fundament seiner Siege ist und daß er durch männliche Kraft abgewehrt werden kann. Wie Sforza auf Grund guter Zeugnisse behauptet, wagte Facta dem Marsch auf Rom nicht mit den Mitteln des Standrechts entgegenzutreten, weil man ihm vorgespiegelt hatte, er würde — — einen Ministerposten im fascistischen Kabinett erhalten. Sforza war damals Botschafter in Paris, er rebellierte gegen Mussolini und wurde seines Amtes enthoben. Im

Sommer 1924 war er in einer historischen Senatssitzung Wortführer der Opposition gegen Mussolini. Damals schleuderte er dem Diktator die Worte entgegen: „Zwischen uns und diesem Regime liegt der Leichnam Matteottis!" Er lebt schon lange als Emigrant im Auslande.

*

Die anonymen Mächte der Wirtschaft, mit denen der Mann der formalen Demokratie nichts anfangen kann und die er deshalb am liebsten ganz übersieht, nimmt Morus zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung: „Das Geld in der Politik" (S. Fischer).

Unsre Leser wissen, daß wir es vermeiden, uns gegenseitig zum Ritter zu schlagen, also, Morus ist Morus, und damit ist alles gesagt. Dieses Buch ist angenehm systemlos, seine Methode keiner Schule unterworfen. Der Marxist wird es zu tolerant finden, weil es der orthodoxen Schlußfolgerungen entbehrt, im Grunde gar keine hat sondern das dem Leser überläßt. Der Verteidiger der kapitalistischen Weltordnung dagegen wird es am liebsten verbrennen wollen, falls er nicht vorzieht, mit etwas Gänsehaut still fortzuschleichen. In einer kleinen programmatischen Einleitung stellt Morus seine These auf: „Geld ist nicht nur die Heizkraft, mit der die Staatsmaschine in Gang gehalten wird, sondern Staat und Politik sind wiederum Mittel, zu Geld zu kommen und sich einen größern Anteil am Volkseinkommen und Volksvermögen zu sichern. Wie der Kapitalismus im Stadium des schlechten Gewissens, in dem er sich gegenwärtig befindet, seine Rechtfertigung in der Leistung für das Volksganze sieht, so rechtfertigen sich die Interessenten in der Politik mit dem Allgemeinwohl." Und dann kommt die Frage, „in welcher Form das Geld bei der politischen Willensbildung mitwirkt, welche Wege es durchläuft, um sich in politische Macht umzusetzen, welche sichtbaren und unsichtbaren Verbindungen zwischen den wirtschaftlichen und politischen Kräften im Staat bestehen." So verfolgt Morus also die Rolle des Geldes in der Politik der letzten Jahrzehnte, er verfolgt seine legale Betätigung — was übrigens ein recht schwankender Begriff ist — ebenso wie seine heimlichen Einflüsse und die dadurch bewirkten Konfusionen und Eruptionen. Das Buch zerfällt in mehr als hundert kleine einprägsame Einzelkapitel. Wir erleben die Finanzierung von Wahlen in parlamentarischen Ländern ebenso wie die Geldwirtschaft der Diktaturstaaten. Wir erleben, neben den großen Korruptionsaffären von Panama bis Teapot-Dome, die kleinen alltäglichen Selbstverständlichkeiten, die den armen Teufel so sehr empören, dem Besitzenden aber nur wie Begleiterscheinungen des gesunden und zu bejahenden Kampfes um das Gut des Nächsten vorkommen. Wir finden geschlossene Darstellungen des Hugenbergkonzerns und seiner Einflußsphäre, und zum ersten Mal auch eine des Münzenbergkonzerns, schließlich auch die wechselreiche Geschichte der ‚D. A. Z.'

Diese Vielfältigkeit ist bewundernswert. Morus ist ein Cicerone durch die Geldschränke der Gegenwart. Wo sie auch stehen mögen, in Paris, in Warschau, in Buenos Aires, dieser Führer kennt sie. Sein Vortrag ist einfach, eindringlich und von vorbildlicher Friedfertigkeit. Kein Pathos hämmert von Außen an die dicken Tresorwände, aber wer sich dieser Führung anvertraut hat, der wird auch in Zukunft vor den stählernen Ungetümen keinen Respekt mehr haben. Denn dieses Buch, das nicht haut und nicht schießt, nicht beißt und nicht spuckt, verschmäht es, eine Moral mit auf den Weg zu geben, nachdem es ganz kommentarlos eine erschreckende Fülle von Unmoral aufgedeckt hat. Es nennt sich „Das Geld in der Politik", und dieses Versprechen hält es. Und doch, wenn der Titel nicht schon dem dicken Chesterton gehörte, es hätte Anspruch darauf zu heißen: „Was unrecht ist an der Welt".

Berliner Opernsanierung

Klaus Pringsheim

II

Die überzählige Oper

Die Republikoper muß bleiben. Mit finanziellen Argumenten, das ist hier nachgewiesen worden, ist sie nicht umzubringen. Aber ihre Existenz wird durch die Macht einer Parole bedroht, die allmählich die Gültigkeit eines öffentlichen Glaubenssatzes erlangt hat. Diese Parole heißt: Drei Opern sind zuviel im heutigen Berlin. Und die eine, die dran glauben muß — diese eine, sagt man, kann halt nur die Republikoper sein. Denn: der Staat wird doch nicht sein Opernhaus Unter den Linden schließen; und die Stadt denkt nicht dran, ihr einziges Theater aufzugeben. Das mag wahr sein; es braucht nicht wahr zu bleiben.

Ob drei Opern für die Viermillionenstadt zuviel sind, weiß nur Gott. Sicher ist, daß sie zuviel kosten; sicher ist, daß Lindenoper und Städtische Oper, beide zusammen und jede für sich, viel mehr Geld verbrauchen als sie wert sind. Trotz den Ersparnissen der sogenannten Arbeitsgemeinschaft, hinter der sich ein permanenter Behördenkrieg verbirgt. Jede Seite wäre froh, wenn auf der andern endlich Schluß gemacht würde. Denn beide sollen und wollen dasselbe: große berliner Repräsentationsoper sein. Keine erfüllt ihre Funktion mehr als zur Hälfte. Aber aus zwei Halbheiten wird kein Ganzes. Es ist Zeit, mit dem Pleonasmus dieser gedunsenen Zweiheit aufzuräumen; höchste Zeit, die Opernära Becker-Böß, Ära eines inflatorisch aufgetriebenen Fassadenehrgeizes, zu liquidieren.

Daß im Wettstreit der Ambitionen die Stadt zeitgemäßere und legitimere Ansprüche verficht; daß durch den Akt der städtischen Operngründung die Fiktion einer staatlichen Repräsentationspflicht aufgehoben wurde; mit andern Worten, daß die Reichshauptstadt, um sich und das Reich zu repräsentieren, den preußischen Staat nicht nötig hat: das alles ist in der ‚Weltbühne' oft gesagt und begründet worden. „Nur ausnahmsweise tut die Geschichte von selbst das Richtige; sonst hieße seit 1919 das Hohenzollerntheater Unter den Linden Städtische Oper" — war hier am 15. März 1927 zu lesen. Nein, die Geschichte hat nicht das Richtige getan, und auch in Zukunft erwarten wir nicht, daß sie sich nach den Anweisungen der ‚Weltbühne' orientieren werde. Es läßt sich weder übersehen noch ungeschehen machen, daß die fünfjährige Geschichte der Städtischen Oper sich unter tätiger Mithilfe des Staates immer für das Unrichtige entschieden hat. Doch leider ist Unheil leichter zu prophezeien als durch Prophezeiung abzuwenden: es half nichts, die Etappen des falschen Wegs, die Phasen des Niedergangs jahrweise hier vorauszusagen. Im April 1929, nach Bruno Walters Rücktritt: „Die Erinnerung an große Opernabende ist kein Kapital, mit dem sich wirtschaften läßt. In einem Jahr wird nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen davon übrig sein." Auch das hat sich pünktlich erfüllt. Schon werden nach der Enttäuschung, die

Furtwängler törichten Hoffnungen bereitet hat, verzweifelte Rufe nach Walters Rückkehr laut: er soll, naive Erwartung, das Regime retten, das ihn vertrieben hat. Es sieht schlimm aus in diesem Theater, das in den ersten Monaten seines Bestehens die staatliche Konkurrenz an die Wand gespielt hatte: kein Ensemble, kein Programm; Spielplan und Niveau einer mittlern Provinzbühne. An Novitäten wird grundsätzlich angenommen, was die beiden Staatsopern (mit Recht) abgelehnt haben. Zuletzt „Armer Columbus", ein paar Wochen vorher „Doge und Dogaressa" — das waren nicht Entgleisungen; das ist ein System des deklarierten Verfalls.

„Städtische Oper", die Idee war zu begrüßen; ihr ist aber nicht gedient, wenn sie durch solche Verwirklichung kompromittiert wird. Diese Oper, längst Fortsetzung des charlottenburger „Deutschen Opernhauses", mit städtischen Mitteln geworden, ist nicht repräsentativ für Berlin. Von imposanter Großartigkeit ist nur ihr Ausgabenetat. Ein paar Beispiele: das Orchester kostet rund 850 000 Mark, also etwa ebensoviel wie das Beamtenheer der Staatskapelle, von der zwei Opernhäuser versorgt werden; das technische Personal fast 800 000 Mark, also mehr als in beiden Staatsopern zusammen. Solisten der zweiten Garnitur erhalten Gagen von 30 000 bis 40 000 Mark. Für neue Ausstattungen sind 230 000 Mark, für die Instandhaltung des alten Fundus 50 000 Mark ausgesetzt — die Republikoper, in der es nur neue Inszenierungen gibt, kommt mit 54 000 Mark aus. Dafür herrscht auf der städtischen Bühne Glanz und Pracht; aber der Aufwand macht sich auch bezahlt: Carmen und Escamillo, in einer Karosse sitzend, die ein Paar veritabler Pferde zieht, werden vom Publikum mit jubelndem Beifall empfangen. Man sieht, wo das Geld bleibt. Doch für diesen Fünf-Millionen-Etat bildet die Garantie eines starken Abonnements selbstverständlich keinen Ausgleich. Der Zuschuß, der in diesem Jahr drei Millionen übersteigt, eine Höhe, in der kein Theater der Welt aus öffentlichen Mitteln subventioniert wird, steht in zweifach alarmierendem Mißverhältnis zu den künstlerischen Leistungen und zur finanziellen Lage der Stadt. Gewiß könnten die Ausgaben um ein Drittel gesenkt werden; auch dann wären sie kaum zu rechtfertigen.

Darum kein Wort für die Lindenoper. Aber jeder weiß, daß es aussichtslos, also unsinnig wäre, ihre Auflösung zu fordern; die zwölf Millionen, die das Malheur ihres Umbaus verschlungen hat, haben, auf Jahre hinaus, ihr Existenzrecht gesichert. Also Schließung der Städtischen Oper? Die Stadt denkt nicht daran; so wenig wie an Vereinigung der beiden Opernbetriebe, bei der jeder Teil, auch wenn weiter in Berlin und Charlottenburg gespielt würde, jährlich ein paar hunderttausend Mark zu gewinnen hätte. Der Staat dürfte sich trotzdem erlauben, nachdrücklich daran zu denken. Durch die Abberufung Tietjens vom städtischen Intendantenposten hat die Regierung, gewiß nicht aus Versehen, die Hände frei bekommen. Auf zwei Wegen könnte sie jetzt in das Geschick der Städtischen Oper eingreifen; der eine führt über das Kultusministerium, der andre über das Innenministerium.

Mit welchen Werken macht die Städtische Oper das beste Geschäft? Selbstverständlich mit den seit Jahrzehnten erprobten Kassenstücken; zum Beispiel mit Bohème, Madame Butterfly, Aida. Sie macht das Geschäft nur mit Genehmigung der staatlichen Intendanz. Verdi, Puccini (mit Ausnahme von Tosca), Mascagni, Strauß, fast alle, die noch geschützt sind, gehören der Staatsoper. Es genügt, daß sie auf ihrem unbestreitbaren Monopolrecht bestünde; das bedeutete ein langsames, aber sicheres Ende der Städtischen Oper. Der Staat verfügt noch über ein Mittel, es unsanft zu beschleunigen. Bekanntlich muß sich die Stadt Berlin zur Zeit eine staatliche Kontrolle ihrer Finanzen gefallen lassen. Die Tätigkeit der beiden Kommissare, die dafür eingesetzt sind, hat sich bisher auf die Einnahmeseite des städtischen Haushalts, wesentlich auf das Steuerproblem, beschränkt. Ohne Zweifel aber ist die Aufsichtsbehörde befugt, sich auch für die andre Seite zu interessieren; es bedürfte nur einer Direktive von oben, um sie zu einer wohlwollenden Prüfung der Ausgaben zu veranlassen, der nicht-zwangsläufigen Ausgaben zumindest: und daß die Stadt gezwungen sei, den Betrieb der Städtischen Oper A.-G. zu subventionieren, ließe sich ja nicht behaupten. Auch läßt sich gewiß nicht vorhersagen, ob das Ergebnis eine Kürzung oder gar die völlige Streichung der Subvention sein würde. Die Liquidierung des Opernbetriebs würde hier, nach Auflösung der A.-G., jedenfalls leichter durchzuführen sein als bei einem staatlichen Unternehmen. Im übrigen wäre es wohl verfrüht, die Konsequenzen eines solchen Schrittes schon heute im Detail zu diskutieren.

Im Niedergang der Städtischen Oper darf zum Teil die Regierung einen Erfolg ihrer Opernpolitik erblicken; wird erwartet, daß man sichs auf halbem Weg noch anders überlegen wolle? Die Städtische Oper lebt sozusagen von der Unentschlossenheit des Staates. Der Augenblick, in dem diese bittere Wahrheit ausgesprochen wird, scheint nicht geeignet, als Ausweg aus dem heraufkommenden Opern-Debakel die Lösung vorzuschlagen, die noch vor einem halben Jahr hier erneut empfohlen werden konnte: Das Opernhaus Unter den Linden wird die Städtische Oper; unter Beteiligung des Staates. Aber sei es denn Staatsoper unter städtischer Beteiligung (an den Kosten): es wäre so unritterlich wie unklug, wenn der Staat seine Machtposition zu dem Versuch gebrauchen wollte, den bisherigen Konkurrenten zu entrechten. Die Stadt müßte auch an der Verwaltung beteiligt werden — in dem Verhältnis, in dem sie zur Finanzierung herangezogen würde. So wäre der Idee einer städtischen Opernsouveränität Reverenz erwiesen.

Auch wenn das künftige Schicksal der Republikoper nicht davon abhängt: das Ärgernis der berliner Repräsentationsopern muß beseitigt werden. Aber wenn die Republikoper anders nicht zu retten ist: die Opferung der Oper in der Bismarckstraße wird dafür als Preis nicht zu hoch sein.

Ballade von Theobald Tiger

Da sprach der Landrat unter Stöhnen:
„Könnten Sie sich an meinen Körper gewöhnen?"
Und es sagte ihm Frau Kaludrigkeit:
„Vielleicht. Vielleicht.
Mit der Zeit... mit der Zeit..."
Und der Landrat begann nun allnächtlich im Schlafe
laut zu sprechen und wurde ihr Schklafe.
Und er war ihr hörig und sah alle Zeit
Frau Kaludrigkeit — Frau Kaludrigkeit!

Und obgleich der Landrat zum Zentrum gehörte,
wars eine Schande, wie daß er röhrte;
er schlich der Kaludrigkeit ums Haus...
Die hieß so — und sah ganz anders aus:
Ihre Mutter hatte es einst in Brasilien
mit einem Herrn der bessern Familien.
Sie war ein Halbblut — ein Viertelblut:
nußbraun, kreolisch; es stand ihr sehr gut.
Und der Landrat balzte: Wann ist es soweit!
Frau Kaludrigkeit — Frau Kaludrigkeit!

Und eines Abends im Monat September
war das Halbblut müde von seinem Gebember
und zog sich aus. Und sagte: „Ich bin..."
und legte sich herrlich nußbraun hin.
Der Landrat dachte, ihn träfe der Schlag!
Unvorbereitet fand ihn der Tag.
Nie hätt er gehofft, es noch zu erreichen.
Und er ging hin und tat desgleichen.

Pause

Sie lag auf den Armen und atmete kaum.
Ihr Pyjama flammte, ein bunter Traum.
Er glaubte, ihren Herzschlag zu spüren.
Er wagte sie nicht mehr zu berühren...
Er sann, der Landrat. Was war das, soeben?
Sie hatte ihm alles und nichts gegeben.
Und obgleich der Landrat vom Zentrum war,
wurde ihm plötzlich eines klar:
Er war nicht der Mann für dieses Wesen.
Sie war ein Buch. Er konnt es nicht lesen.
Was dann zwischen Liebenden vor sich geht,
ist eine leere Formalität.

Und so lernte der Mann in Minutenfrist,
daß nicht jede Erfüllung Erfüllung ist.
Und belästigte nie mehr seit dieser Zeit
die schöne Frau Inez Kaludrigkeit.

Schacht auf Reisen von Morus

Zu den Gaben, die uns der vierzehnte September beschert hat, ist eine neue gekommen: Herr Hjalmar Schacht ist wieder da. Frisch und hochgemut wie immer, reist er durch die deutschen Lande, empfiehlt sich und läßt sich als der kommende Mann empfehlen. Zwar ist er auf seinem Weg nach rechts noch nicht bei den Hitlerschen gelandet und würde dort wohl auch noch nicht in Gnaden aufgenommen werden. Dazu ist die Tinte, mit der Schacht seinen Namen unter den Young-Plan gesetzt hat, noch nicht genügend verblaßt. Aber schon zeigt sich am trüben Horizont der Regenbogen, der Adolf und Hjalmar verbindet. Während Schacht sich voll Abscheu von jenen Parteien abwendet, die an der Heiligkeit der Familie und des Eigentums zweifeln und „diese sittlichen Grundlagen jedes menschlichen Zusammenlebens nicht anerkennen", findet er bereits sehr liebenswürdige und verständnisvolle Worte für die nationalsozialistische Bewegung, in deren Anwachsen der Lebenswille der deutschen Nation zum Ausdruck kommt.

Schacht hat also das schöne Gelöbnis, mit dem er die Mitwelt nach seinem unrühmlichen Abgang als Reichsbankpräsident erfreute, nicht lange gehalten. Damals erklärte er einem wißbegierigen Reporter, er wollte sich aufs Land, das heißt: auf eines seiner vier Güter zurückziehen und dächte nicht daran, sich in die Politik zu mischen. Aber kaum war der Young-Plan, Schachts Meisterwerk, unter Dach und Fach, da hielt es ihn nicht länger. Er fing wieder an zu reden, sich zu verteidigen und alle Andern zu attackieren. Zunächst noch in der Stille schallsicherer Klubs, wo er nicht viel Unheil anstellen konnte. Daß er sich zusammen mit dem Grafen Westarp an der Gründungsversammlung der verunglückten Treviranus-Partei beteiligte, wurde nur durch einen Zufall bekannt. Auch seine Amerikareise wurde so unauffällig wie möglich entriert. Der Papa Schacht möchte nur seinen Sohn, der in Chikago das Bankfach erlernen soll, übers Wasser bringen. Ein bißchen Familienglück und nichts weiter. Allenfalls würde er noch in einem new yorker Bankierklub einen Vortrag halten. So ungefähr lautete die Version, die in Berlin über diese Amerikafahrt verbreitet wurde.

Aber schon im Hafen von New York änderte sich das Bild. Plötzlich ging über der Neuen Welt die Sonne auf. Die Ankunft Schachts schien, wenn man so in den deutschen Blättern las, das bedeutsamste Ereignis seit der Landung des Christoph Columbus zu sein. Die gesamte amerikanische Weltpresse bestürmte den deutschen Ex-Bankpräsidenten. Die Photographen hasteten wie besessen, nur um die Züge des großen Mannes festzuhalten. Schacht setzte sein freundlichstes Lächeln auf und kargte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, nicht mit Interviews. In Wirklichkeit war nichts weiter geschehen, als was bei der Ankunft jeder mittlern Filmdiva zu geschehen pflegt. Nur in Deutschland machte man daraus ein sensationelles Ereignis, gleichsam den Anbeginn einer deutsch-amerikanischen Entente.

Und nun begann Hjalmar-Parsifal, der reine Tor, Deutschland von dem Übel der Reparationen zu erlösen.

Nur eine Waffe taugt: —
die Wunde schließt
Der Speer nur, der sie schlug.

Nach diesem hehren Vorbild machte sich der Mitverfertiger und Unterzeichner des Young-Plans daran, sein Volk von den Young-Ketten zu befreien. Deutschland kann den Young-Plan beim besten Willen nicht erfüllen. Mit diesem unerhört neuen Schlachtruf zog Schacht vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean durch die Staaten und redete, redete, redete. Zu Anfang hörte die amerikanische Öffentlichkeit ein wenig zu, einige new yorker Blätter nahmen sogar in Leitartikeln davon Notiz. Aber da Schacht immer dasselbe redete, blieb die Resonanz aus. Schacht war eben einer von den hundert Europäern, die ständig in den Vereinigten Staaten als Wanderredner umherziehen; nicht mehr.

Das Interesse wurde erst wieder wachgerufen, als sich auf dem Umweg über England und Deutschland das Gerücht verbreitete, Schacht habe im vertraulichen Gespräch mit Hoover und mit dem Schatzsekretär Mellon ein Moratoriumsgesuch angekündigt, und die leitenden Männer in Washington hätten ihm auch irgendwelche Avancen gemacht. Da wurde man im Weißen Hause sehr ungemütlich und gab mit aller Entschiedenheit zu verstehen, daß an den amtlichen Stellen in Amerika niemand an ein Moratorium oder an einen allgemeinen Schuldennachlaß dächte. Ein paar Tage später holte sich Schacht bei einem Speech in New York ein noch schärferes Refus. Der Rechtsanwalt John F. Dulles, ein angesehener Reparationsoffiziosus, begrüßte ihn in öffentlicher Versammlung mit den Worten: wenn Deutschland sich in einer Notlage befände, so sei das zum Teil auf verschwenderische Finanzwirtschaft zurückzuführen, zum andern Teil auf einen künstlichen Zweckpessimismus, mit dem man auf eine Einstellung der Reparationszahlungen hinarbeite. Eine schwerere Brüskierung Schachts war wohl nicht möglich. Seine Propagandafahrt hatte also mit einem hundertprozentigen Mißerfolg geendet.

In Deutschland wurde aber dieses Fiasko in einen hundertprozentigen Erfolg umgefälscht. Schachts Reise war offenbar eine einzige Triumphfahrt. Jeden zweiten Tag konnte man in den dicksten Lettern lesen, wie Schacht die Amerikaner zur Revision des Young-Plans bekehrte, und wie herrlich weit wir es bereits, dank seinem Einfluß, drüben gebracht hätten. Es war ein Schulbeispiel dafür, wie man sich in eine falsche Stimmungsmache hereinreden kann. Der Deutsche Schacht sprach in Amerika, häufig sogar in deutsch-amerikanischen Zirkeln. Der deutsche Vertreter des W.T.B. kabelte darüber ellenlange Berichte. Deutsche Zeitungen druckten sie ab. Aber da über diesen Berichten das Wörtchen „New York" oder „San Francisco" stand, redete sich die Öffentlichkeit in Deutschland ein, daß dies die Stimme Amerikas sei, daß die Amerikaner bereits drum und dran wären, den Alliierten die Schulden zu erlassen, nur damit die Deutschen keine Reparationen mehr zu zahlen brauchten. Es war eine Selbsttäuschung,

wie sie schlimmer nicht gedacht werden konnte; wobei übrigens ein Hauptteil der Schuld auf das Wolffsche Telegraphenbureau fällt, das sich so bereitwillig zum Stabstrompeter Schachts hergegeben hat. Den Nutzen aus dieser Kanonade hatte nicht das deutsche Volk sondern Herr Schacht. Der kehrte, umrauscht von dem Echo seiner eignen Fanfarenstöße, heim, um nun schleunigst seine Propagandafahrt fortzusetzen. Jeden Abend Reden. Heute in Bremen, morgen in München, übermorgen in Berlin, und zwischendurch noch ein Abstecher nach Kopenhagen, wo er sich als halber Däne präsentiert — Wilhelm II. hätte das nicht besser machen können. Schon windet sich um die Schläfen des eben erst depossedierten Reichsbankfürsten ein neuer Lorbeerkranz. Was sagt er aber auch den Industriellen und Bankiers, vor einem andern Kreise spricht er selbstverständlich nicht, für angenehme Dinge. Preisabbau? Unsinn. Die Steuern müssen abgebaut werden. Die Unternehmer hätten versagt? Lächerlich. Die öffentliche Hand, der bureaukratische Sozialismus ist an allem schuld. Man hetzt gegen die Millionäre? Man will wohl die deutsche Kultur zerstören. „Was würde aus Kunst und Wissenschaft, wenn alle Vermögen auf dreißig- bis vierzigtausend Mark gleichgemacht würden." Man will mit staatlichen Mitteln der Arbeitslosigkeit beikommen? Es gibt nur ein Heilmittel: Schafft Kolonien!

Einen besondern Trumpf aber hat Schacht sich für München aufgehoben, wo er vor dem Wirtschaftsbeirat der Bayrischen Volkspartei eine Galavorstellung gibt. Daß er kein Wort über die bayrische Schluderwirtschaft, das Übermaß an Beamten, den kostspieligen Leerlauf der Verwaltung fallen läßt, mag hingehen. Aber er tut ein Übriges. Der Mann, der als Finanzdiktator der schärfste Zentralist war, der Länder und Städte bis aufs Blut sekkiert hat, wagt es, sich als Partikularisten aufzuspielen. Das Reich, erklärt er, nimmt zu wenig Rücksicht darauf, „ob ein Land einen Sonderbedarf hat". Es verteilt die Steuergelder „unbekümmert um die lokale Entwicklung in den einzelnen Bezirken, ein unmögliches Verfahren." Das haben die bayrischen Löwen denn doch nicht erwartet. So etwas hat ihnen noch kein Saupreiß gesagt. Wer sowas fertig bringt, ist eine echte Führernatur. Der bayrische Ministerpräsident Doktor Held erhebt sich, um Schacht eine blau-weiße Huldigung darzubringen. Je schwerer die Zeit, desto lauter der Ruf nach dem Führer. Die Bayern hoffen, „daß unser früherer, soeben aus Amerika zurückgekehrter Reichsbankpräsident Doktor Schacht dieser Führer sein wird."

Bayern ist halt leichter zu erobern als Amerika.

Vor zweiundvierzig Jahren

Man muß an der Kirche die Lüge empfinden, nicht nur die Unwahrheit — so weit die Aufklärung ins Volk treiben, daß die Priester alle mit schlechtem Gewissen Priester werden — ebenso muß man es mit dem Staate machen. Das ist Aufgabe der Aufklärung: den Fürsten und Staatsmännern ihr ganzes Gebahren zur absichtlichen Lüge zu machen, sie um das gute Gewissen zu bringen und die unbewußte Tartüfferie aus dem Leibe des europäischen Menschen wieder herauszubringen. *Nietzsche, Ecce Homo*

Bemerkungen

Eine Stimme

Manchmal, sehr manchmal, wenn es nachts ganz still ist und ich grade so nachdenke, warum ich nicht lieber schliefe ... dann höre ich eine Stimme. Ich sehe niemand — ich höre nur die Stimme. Es klingt wie: „Schittz —!" Das kann man nicht verstehen; ich aber weiß, wer das ist.

Es ist dein seliger Kaiser. Er zog sich doch am Tage etwa dreiunddreißig Mal um; vormittags war er Fußfanterist, nachmittags Kavallerist, aufs Klosett ging er wahrscheinlich als Pionier, und im Badezimmer hatte er eine Admiralsuniform und eine Torpedopfeife statt einer Klingel ... nun lacht nur nicht: in den „Fliegenden Holländer" ist er ja historischerweise als Seeoffizier gegangen. Nun gut, das ist vorbei. Nein: der ist vorbei.

Und er hatte einen Kammerdiener, der zog ihn an und aus und legte ihm seine Kostüme zurecht, in denen er auftrat. Schulz hieß der Kammerdiener, der alte Schulz. Und ob das nun von den zahlreichen Memoiren kommt, die unsereiner so lesen muß, oder wovon sonst ... manchmal fühle ich, wie sich der Kaiser umzieht, den Raum sehe ich nicht, ihn sehe ich auch nicht ... aber ich höre ihn. „Schulz!" ruft er. Kurz. Wie ein Schuß.

Der Kammerdiener ist nebenan — gleich wird er antworten und hereingeknallt kommen, eine Bewegung zwischen ... „Mit einer Verbeugung, die ein Mittelding zwischen Kratzfuß und Todesangst war", hat Eulenburg einmal den Hofrat beschrieben, der Bismarck die Post vorlegte. So ähnlich wird der Kammerdiener hereinkommen; die Angst aber gemildert durch langjährige Gewohnheit, eine Art Tierbändiger-Gemütlichkeit. Aber was er sagt, das höre ich nicht mehr.

Merkwürdigerweise rieche ich die Szene. Jede Zeit hat ja ihren bestimmten Geruch, so, wie jedes Land — schade, daß man nicht ein Pröbchen Kriegsluft hat aufbewahren können. Der Kaiser war ein körperlich sauberer Mann, aber man mag ihn nicht riechen. Um ihn ist übrigens jene Atmosphäre von Herrengeruch der neunziger Jahre ... etwas Strenges ... Leder, Zigarettenrauch, ein Parfum und die Körper der Herren ... ja. So riecht die Stimme, ich höre sie mit der Nase. „Schuttz!"

*

50 000 Mark im Monat. Von deinen Steuern.

Kaspar Hauser

Fünfjahresplan in Bildern

Münzstraße 24. Die Assoziation Revolutionärer Künstler Deutschlands veranstaltete eine Ausstellung sowjetrussischer Architekturen, Photos, Plakate, Wandzeitungen, Bühnenbilder und Zeitschriften. Eine Demonstration gegen die Sowjetmaler, die in der Sezession ausgestellt waren. Angewandte Kunst gegen

freie Kunst. Überlegener Sieg gegen einen allerdings sehr schwachen Gegner. Die Ausstellung verdient begeisterte Zustimmung. Auch wenn man die mit ihr verknüpften parteiüblichen theoretischen Manifestationen über Ende und Sinnlosigkeit der Tafelmalerei als Schreckschüsse in die Luft vernimmt: bei einem Ohr rein, beim andern raus. Auch wenn man die Gleichung „Künstleratelier zu Pflug und Egge wie Betrieb zu Traktor" als ideologischen Dilettantismus ablehnen muß. Als naive Industrieromantik, durch die besondere Lage eines zurückgebliebenen Agrarlandes zu erklären, das in der Technik von heute auf morgen selbst Amerika überflügeln möchte. Dem Industrialisierung nicht nur Hilfe gegen praktische Not sondern auch Weg zur Verwirklichung des Kommunismus ist. Jede weitere Station auf diesem Weg ist nicht allein Faktor der nüchternen Wirtschaft und Politik sondern auch einer idealistischen Überschwenglichkeit, eines verklärenden Glaubens.

Ein fanatischer Glaubenseifer läßt die Künstler des „Oktjabr" für den Fünfjahresplan eintreten. Beflügelt ihre Phantasie, läßt ihre statistischen Reliefs und Demonstrationsplastiken, ihre Broschüren nud Bücher auf springlebendigste Weise Gestalt werden, agitieren. Sie agitieren mit allen Mitteln bildnerischer Technik, am liebsten mit allen auf einmal. Lassen am selben Objekt etwa Bildhauer, Photograph, Zeichner, Maler und Setzer gemeinsam arbeiten. Scheuen im Bildgefüge vor keiner Kühnheit zurück, spannen realistische Details mit schematischer Stilisierung zusammen, kombinieren naturgetreue Perspektiven mit künstlicher Flächenordnung, Illustration mit Arabeske. Jeweils dem streng konkreten Gegenstand und Gedanken entsprechend, den sie zur Anschauung bringen wollen. Dieser bildnerische Reichtum, der von allen revolutionären Umformungen moderner Kunst so gut wie von altrussischen Traditionen der Ikonographie den grade nötigen Gebrauch zu nehmen weiß, mußte aus der intensiven Auseinandersetzung mit der revolutionären Realität des Fünfjahresplans hervorgehen. Die gewaltige Anspannung aller Produktivenergien durch den Fünfjahresplan gleicht einer allgemeinen Mobilmachung, von der auf die eine oder die andre Weise jede, aber auch die letzte Provinzecke des sowjetrussischen Alltags mitergriffen und entscheidend mitbestimmt wird. Ein ungeheures Land auf höchster Alarmstufe realer Aktivität: eine Kunst, die solcher Aktivität propagandistisch mithelfen will, muß auch ihrerseits auf höchster Alarmstufe formaler Phantasie-Aktivität stehen — oder sie versagt. Das Gebiet, das bearbeitet werden soll, ist enorm breit und enorm kompliziert. Erfordert Scharfsicht auf das Nächstgelegene und großzügige Perspektiven. Viele Fäden müssen verfolgt, viele Beziehungen müssen durchleuchtet werden, um Situation und Tendenz anschaulich darstellen, das Ideal wirksam verherrlichen, den Feind vernichtend anprangern zu können. Vieles muß gezeigt werden: rasch, kurz und bündig und auch den größten Massen zugänglich. Neben Kino und Radio ist die populäre, billige Drucksache das gangbarste und beweglichste Pro-

pagandamittel. Was die Ausstellung des Oktjabr auf diesem Gebiet vorweisen kann, ist glänzende, mitunter genialste Bildjournalistik. Farbendruck, Photo, Zeichnung und Typographie liefern eine planvolle Zusammenarbeit, mehr: ein planvolles Zusammenspiel derart treffsicherer, temperamentvoller Schlagfertigkeit, daß der Anblick solcher Drucksachen zur reinsten Sportsfreude wird für Auge und Geist. Man ist von dieser bunten Agitation verschiedenster Bildmittel entzückt und gefesselt, ohne ein Textwort zu verstehen. Ähnlich wie vom Spiel der Blauen Blusen. Diese künstlerische Vitalität ist Werk der sozialen Revolutionierung, aber auch der barbarischen Rassenkräfte des russischen Geistes. Sie wäre in Deutschland kaum möglich. Dafür sind die Beispiele technisch-wirtschaftlicher Konstruktivität, die ausgestellten Photos und Pläne von Zweckarchitekturen: Kraftwerken und Wohnbauten weniger überzeugend. Ein Gebiet, auf dem wieder in Deutschland Größeres geleistet wird. Es ist schließlich kein Zufall, daß deutsche Zeichner, Typographen und Photographen nicht, wohl aber deutsche Architekten nach Rußland berufen werden.

Die Freude am Vielerlei der Formen geht mitunter weit übers Ziel. Die Anschauung der Produktionsstatistik wird durch komplizierte Photo- und Schriftreliefs mehr verwirrt als gefördert. Auch das wird bei uns besser gemacht. Man denke zum Beispiel an die Junkerskojen der vorjährigen Gas- und Wasserausstellung, die vom Bauhaus gestellt waren, an diese wahrhaft klassischen Leistungen sachlicher Werbearbeit. Die Russen sind niemals sachlich. Ihr Temperament schafft sich dynamischen Ausdruck. Ein Prospekt des russischen Pavillons auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden zeigt konstruktivistische Räume, die in ihrer barocken Bildhäufung und Bewegtheit greifbar deutlich an alte griechisch-orthodoxe Kapellen erinnern.

Ernst Kállai

A farewell to arms

Wer ist Ernest Hemingway? Man erzählt, dieser Amerikaner sei Taxichauffeur in Paris gewesen und jetzt jage er Eisbären in Kanada. Taxichauffeur in Paris ist kein Wertmesser, denn wer ist dort nicht alles Taxifahrer gewesen? Eisbärenjagd in Kanada, das kommt der Sache schon näher, aber letzten Endes ist beides gleichgültig. Drei Bücher liegen bisher in der deutschen Übersetzung vor, das erste hieß „Fiesta", das zweite „Männer" und nun das dritte „A farewell to arms", in der deutschen Übersetzung nicht sehr glücklich: „In einem andern Land" (Rohwohlt).

Ein junger Amerikaner macht als Sanitätsoffizier den Krieg in Italien mit. Warum in Italien, warum überhaupt?

„Was für eine ausgefallene Idee, im italienischen Heer zu sein."

„Nicht im Heer, nur Sanitätsdienst."

„Wie sind Sie darauf gekommen?"

„Ich weiß nicht," sagte ich, „es gibt doch nicht für alles eine Erklärung."

Er, Fred Henry, ist in diesen Krieg hineingekommen, weil er „damals wollte". Weil er grade in Italien war, ist er dort geblieben. Alle mögen ihn, alle sind nett zu ihm. Nie drängt er sich vor. Er ist Leutnant und hat Untergebene. Er läßt sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Und nun sprechen sie über den Krieg im Allgemeinen, und diesen im Besonderen, und Fred hat anfangs seine jungenhaften, idealistischen Privatansichten darüber. Aber dann wird er verwundet und hat nun endlich Zeit, um über den Krieg nachzudenken. Der fängt an, ihm erheblich zum Halse heraus zu hängen.

Zur Ausheilung wird Fred ins amerikanische Lazarett nach Mailand abtransportiert, und weil noch nicht genügend amerikanische Pflegerinnen eingetroffen sind, werden zwei englische Pflegerinnen dorthin abkommandiert. Die eine ist Miß Barkley. Catherine Barkley, mit der er schon an der Front einen Flirt angefangen hatte.

„Ich dachte, daß sie vielleicht ein wenig übergeschnappt sei. Mir sollte es recht sein. Mir wars gleich, was passierte. Dies war besser als jeden Abend ins Offiziersbordell zu gehn, wo die Mädchen an einem raufkletterten und einem als Zeichen ihrer Zuneigung, zwischen den Ausflügen, die sie mit Offizieren ins obere Stockwerk unternahmen, die Mütze verkehrtrum aufsetzten. Ich wußte, daß ich Catherine Barkley nicht liebte und auch nicht die Absicht hatte, sie zu lieben. Dies war ein Spiel wie Bridge. Man sprach, anstatt Karten zu spielen."

Nun liegt Fred in einem saubern Bett, aber mit schmutzigen Verbänden; der Chefarzt kommt und kommt nicht — ob das Knie je wieder gut wird, ist fraglich — aber auf alle Fälle muß ein Friseur her!

Dann hört Fred Schritte auf dem Gang. Catherine Barkley tritt ins Zimmer.

„‚Guten Tag', sagte ich. Als ich sie sah, verliebte ich mich in sie. Alles drehte sich in mir."

Schwäche? Lazarettstimmung? Nein.

Denn: Catherine ist die Frau, nach der man sich sehnt; Mama, Geliebte und Spielgefährtin in einer Person.

Freds Knie wird operiert — sein Rekonvaleszentenurlaub fällt ins Wasser, weil er Gelbsucht bekommt, und dann muß er mit seinem steif gebliebenen Knie zurück an die Front.

„Wir werden immer zusammen bleiben."

„Ja, nur daß ich um Mitternacht fort muß."

An der Front sind sie alle friedfertiger geworden. Alle haben die Schweinerei dicke. Es kommt der Rückzug der Italiener aus dem Bainsizza Massiv. Ein Weilchen macht Fred das noch mit, dann hat er genug von der gottverfluchten Schweinerei, es gibt keine ethischen, moralischen, keine idealistischen Interessen mehr, nur weg, weg zu Catherine. Und während er mit steifem Knie und pitschnassen Sachen als blinder Passagier plattgedrückt zwischen Kanonen

auf dem Boden eines Eisenbahnwaggons liegt, spricht er mit sich und seiner allerliebsten Catherine.

Zivilkleider — abenteuerliche Flucht, natürlich mit Catherine, über den Lago maggiore in die Schweiz. Ganz stille Monate oberhalb von Montreux, freudiges Warten auf das Baby. Catherine stirbt bei der Geburt des Kindes an einem zu spät vorgenommenen Kaiserschnitt. Wie könnte der Roman anders enden?

Mit einer genialen Leichtigkeit, einer scheinbaren Einfachheit, sind Männergespräche, Begebenheiten, Empfindungen aneinandergereiht. Wie in einem sehr guten Film tauchen Menschen auf, gehen unter, kommen wieder, verschwinden. Sie lieben ohne allzu große Sentimentalität, denn es sind ja englisch sprechende Menschen, und Herz reimt sich nicht auf Schmerz, und Liebe nicht auf Triebe, geschweige denn auf Hiebe. Sie fluchen, sind tapfer, werden verwundet, sterben. Manchmal bleiben sie auch am Leben; sie morden. Oft ist kaum noch ein Herzschlag zu spüren, kein Erstaunen, nur eine maßlose, wunderbar männliche Besoffenheit.

Bester Amerikanismus, nämlich: „Englische Freiheit, rechter Wille und natürliche Gleichheit, amalgamiert mit dem wohlbegründeten Glauben an die Chance", wie Edgar Ansel Mowrer ihn formuliert, spricht aus diesem neuen Buch Hemigways.

Lisa Matthias

Abreißkalender und kleine Bitte

Unter den dreihundertundfünfundsechzig Abreißkalendern, die nun auf uns herniederrascheln, empfehle ich den „Arbeiter-Kalender 1931" (erschienen im Verlag Carl Hoym, Hamburg-Berlin).

Auch wer kein Arbeiter ist, kann sich den hinhängen. Man soll nicht den Proletarier mimen, wenn man es nicht ist; hier haben sie aber unser aller Sache — alle drei Tage ein Blatt — abgebildet. Gute Tendenz-Photos, geschickt gemacht, frech, aggressiv und einprägsam. Auf der Rückseite jedes Blattes immer ein höchst lehrreiches Zitat — in kleinen Dosen ist solche Information wenig zeitraubend, man liest das, und man hat etwas davon. Ein guter Kalender.

Mit dessen Anpreisung eine kleine Bitte verbunden sei.

Ich weiß, daß es vielen unsrer Leser, die nicht unter den Millionären zu suchen sind, wirtschaftlich nicht gut geht. Es sind auch gewiß Arbeitslose darunter — und die sind von dieser Bitte natürlich ausgenommen. So schlecht wiederum geht es von den andern keinem, daß er nicht zum Jahresschluß, ohne Rührseligkeit, aber mit kräftigem Herzen, etwas Gutes tun kann.

Ich bin kein Vereinsmensch und mag mich nicht in Dinge mischen, die mich nichts angehn. Wer also bereits eine Hilfs-Institution kennt, die er für gut und sicher hält — der gebe ihr. Wer dergleichen aber nicht kennt, dem kann ich einen Ratschlag geben. Ich gehe mit dem Teller herum und schäme mich nicht. Ihr habt manche Anregung bei uns empfangen, manche Freude und manchen Auftrieb, und ihr habt manchmal, und hoffentlich immer auf Kosten unsrer Gegner, gelacht. Dankbar? Seid nicht uns dankbar.

Die Postschecknummer der Roten Hilfe heißt Berlin 109 676. Viele Wenig machen ein Viel.

Kurt Tucholsky

Protest gegen einen Protest

Gegen das Verbot des Remarque-Films, dessen schädigende Wirkung auf das Ausland durch seine Unterdrückung im Inland behoben worden ist, dessen entsittlichende Wirkung auf das Inland durch die sittenstärkende Formel: „Juda verrecke", bekämpft wird, gegen dieses Verbot sind die ersten Proteste deutscher Intellektueller eingetroffen. Es ist selbstverständlich, daß nicht mehr die Worte Heinrich Manns sondern die weißen Mäuse des Herrn Goebbels Deutschland in der Welt repräsentieren. So wünschenswert aber in solchem Momente die gemeinsame Aktion deutscher Intellektueller scheint, so vorsichtig muß diese Front geprüft werden. Herr Ludwig Fulda protestiert so: „Außerdem erblicke ich als langjähriger Vorsitzender des Goethe-Bundes darin auch eine Gefahr für andre Künste, da jedes, seiner Richtung nach unbequeme Kunstwerk durch radikale Demonstrationen von rechts oder links in seinem Lebensrecht bedroht werden kann." Wann je, Herr Doktor Fulda, ist in Deutschland ein Kunstwerk durch Demonstrationen von links bedroht worden? Was hatten Demonstrationen Arbeitsloser und Hungernder mit den Ausschreitungen am Nollendorfplatz zu schaffen? Wohl aber wäre nun eine Protestaktion von links gegen Erzeugnisse zu fordern, die nicht eine Bedrohung der Sittlichkeit sondern des Lebens von über 60 Millionen Menschen bedeuten. Nicht vor den Bedrohungen von links, deren Menschenrechte das erste und einzige Prinzip jeder Kunstäußerung sind, ist die Regierung zurückgewichen sondern vor den Hetzern gegen den Geist. Welch ein bescheidenes Gemüt, von einer Gefahr für die Künste zu reden, wenn es ums Leben geht!

Walter Mehring

Mal herhören!
oder:
Der Bär tanzt

Aus einer ernst gemeinten Liebesgeschichte K. F. Borees (immerhin bei Rütten & Löning erschienen):

Ach, daß sie auch dies hat zu allem andern: daß man sie so leibhaftig genießen kann, dieses lachenweckende Rund der Schultern, den Schwung der Armlinien (an dem gar nichts Atonales ist), die blanken Hügel der Knie, an deren geschmeidiger Form sich das Auge niemals satt sieht. — Sie ist schlanker, als ich sie mir vorstellte, dennoch hat ihr Leib frauenhafte Rundung; die Hüften sind gut ausgebaut; doch jedes ist jugendlich beherrscht, in Form gegossen.

Man muß es alles in Besitz nehmen, durch die Augen, mit zarten fühlenden Fingern, mit der ganzen lechzenden Fläche des eigenen Körpers. — Ein paar Sekunden unterliegt sie der Hypnose dieses Kultes. Dann weckt sie sich:

„Na, nun genug!" und drängt energisch zurück.

Man muß sich fügen. Aber deshalb braucht das Spiel nicht zu Ende zu sein.

„Mal umdrehn!" kommandiere ich.

Das wird abgelehnt.

Ich stelle ein befristetes Ultimatum.

Nach ergebnislos verstrichener Frist gehe ich zur Gewalt über — die nicht mit meinem Siege endet: denn sie wehrt sich erbittert. Ich muß mich damit begnügen, ihr als

Zeichen der Überlegenheit eins auf die hierfür präparierte Stelle zu versetzen.

„Ihr Männer seid alle Sadisten", prustet sie; doch selbst im Kampf meldet sich die zeitgemäße Bildung: „Aber — ich glaube — das muß wohl so sein."

„Mein Döberitz . . ."

„Döberitz." Von Paul Deickert. Im Selbstverlag des Verfassers, Döberitz.

Mit Fleiß und Liebe ist die Chronik des alten Dorfes Döberitz zusammengestellt. Jeder, der auf dem Truppenübungsplatz manchen Schweißtropfen vergießen mußte, wird voll Vergnügen das Büchlein durchblättern.

‚Nachtausgabe' 17. 11. 30.

Die Ordnung

Ich habe meiner Frau Braut aus dem Ausland Bücher geschickt, ein gewaltiges Paket. Meine Frau Braut mußte sich in Berlin an eine Zollstelle begeben. Was sie da alles mit ihr gemacht haben . . .!

An einem Schalter mußte sie für die Bücher Zoll bezahlen, und an einem andern Schalter bekam sie das ganze Geld wieder zurück. „Sie müssen doch einsehen, daß die Dame die Formalitäten erfüllen muß." Und dann wurden die Bücher genau nachgesehen, ob es auch Bücher seien und nicht etwa verkleidetes Schmalz. Und dann . . . was kosten denn nun die Bücher? Das wußte meine Frau Braut nicht, denn es war doch ein Geschenk. Darauf der Zollmann: „Na, alles zusammen . . . sagen wir mal . . . fuffzehn Mark!" Die Braut: „Mehr."

„Ach, wissen Se", sagte der Mann, „diss is ja nu ejal. Ich muß da bloß irjend ne Zahl hinschreiben . . . es is nämlich wejen der Statistik —!"

Liebe Weltbühne!

Mein Freund Emil ist ein großer, blonder Hüne, der in seinem Leben viel begonnen hat, ohne Seide zu spinnen. Gestern treffe ich ihn nach längerer Zeit wieder, er sieht ausgezeichnet aus und hat Geld.

Ich frage ihn, was er denn jetzt treibe und woher diese angenehme Veränderung.

„Ich habe einen neuen Beruf", grinst Emil vielsagend.

„Was denn?"

„Ich bin Judenlotse am Kurfürstendamm."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Internationale juristische Vereinigung. Freitag 20.30. Pschorrhaus, Tauentzienstraße 13. Alfred Apfel: Reichsgericht und Tatsacheninstanzen.

Bücher

Almanach der Psychoanalyse 1931. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien.
Johannes R. Becher: Ein Mensch unserer Zeit. Malik-Verlag, Berlin.
Nicolai Bogdanow: Das erste Mädel. Verlag der Jugendinternationale.
Josef Kastein: Eine Geschichte der Juden. Ernst Rowohlt, Berlin.
Hans Morgan: 5 Menschen fliehen nach Indien. Nord-Verlag, Berlin.
Charles Vildrac: Das Inselparadies. Jugendroman. Erich Lichtenstein, Weimar.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 15.40: Rundfunk und Oper, Karl Holl. — 16.05: Die Welt ohne Kunst. Paul Westheim. — Königswusterhausen 19.30: Sozialismus und Nationalsozialismus, Prof. Nölting und Gottfried Feder. — Leipzig 21.40: Friedrich Gundolf, Willy Koch und Adeline Rosemer. — **Mittwoch.** Königswusterhausen 20.40: Für Simon Bolivar. — **Donnerstag.** Berlin 19.00: Selma Lagerlöf liest. — **Freitag.** Leipzig 19.00: Politik und Sprechchöre, Wilhelm Leyhausen. — 22.30: Leo Sternberg liest Christian Dietrich Grabbe. — **Sonnabend.** Berlin 18.30: Aus der Art geschlagen, Adam Scharrer. — Leipzig 18.35: Zum Gedächtnis Julius Harts, Maya Hart.

Antworten

Deutscher in Prag. Weil wir grade von den bösen Tschechen sprechen... Da lebt und webt in Berlin eine „Zentralwerbestelle deutscher Gedenkmünzen". Sie bezeichnet ihren Kram als „staatliche deutsche Münzen", und das werden sie ja wohl auch sein. Was wird denn da so geprägt? Du rätst es nicht, Auslandsdeutscher. Oder vielleicht doch...? Was läßt dem Deutschen das Herz höher schlagen, so, daß er eine Münze schlagen muß? „Sedan-Erinnerungsmedaille. Prägung der Staatl. Sächsischen Münze." Schau an — und gar nichts von der Schlacht an der Marne? Aber die hat ja nach den Heeresberichten auch nie stattgefunden. Und eine Münze vom „Versailler Diktat: Gedenktag zweier Weltverbrechen, 28. Juni 1914 und 1919." Und vom Vertrag zu Brest-Litowsk gar nichts? „Albert Leo Schlageter." Und vom Rathenaumord gar nichts? Kurz: eine Reihe der übelsten nationalen Hetzereien, unter freundlicher staatlicher Unterstützung. Unterzeichnet ist das Zeug von hochfeinen Namen, Jarres, Schnee... wer halt so dabei zu sein pflegt. Und du wunderst dich, Auslandsdeutscher, daß man dir und deinen Vereinen da draußen nicht traut. Aber die Leute haben ganz recht. Du verdienst kein Vertrauen. Noch nicht. Noch lange nicht.

Leser des ‚Lokalanzeigers'. Du wirst dich gewundert haben, als du in deinem Blättchen abends am 10. Dezember das Referat über einen Vortrag des Herrn Professors Grimm, des bekannten Femeverteidigers, gelesen hast. Du wirst dir die Augen gerieben haben, aber das half nichts. Es stand da und war nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Der Herr Professor hat bei seiner Rede vor der „Nationalen Nothilfe" die deutsche und die französische Strafjustiz miteinander verglichen. Der Vergleich fiel zugunsten der französischen aus. Er sollte sich was schämen, das macht doch kein deutscher Mann, und wenn der Dreck bei uns noch so hoch liegt. Aber es ging ja um die Fememörder. Die haben nämlich zu spüren bekommen, wie unangenehm es ist, daß der Angeklagte bei uns hilflos ohne Verteidiger dem Trommelfeuer der Fragen in der Voruntersuchung ausgesetzt ist, und daß der Anwalt nicht die Akten der Voruntersuchung einsehen kann. Diesen Zustand zu beseitigen, ist eine alte Forderung der Linken. Wenn sie aber einer bei uns vertrat, dann hackte man im Hauptteil deiner Zeitung auf uns herum, als ob wir damit die gesamte Gesellschaftsordnung untergraben würden. Und nun heißt es auf einmal, allerdings ganz bescheiden auf der letzten Seite: „Diese Forderung, die nichts mit Politik, nur mit Menschenrecht zu tun hat, wird sich über kurz oder lang durchsetzen, denn das Gefühl tiefer Menschlichkeit und Gerechtigkeit, von dem Prof. Grimm durchdrungen seinen ethischen Kampf führt, muß zum Erfolg führen". Seit wann druckt deine Redaktion das Wort „Menschenrecht" gesperrt, während sie doch vorne immer nur in ironischen Gänsefüßchen davon spricht? Und seit wann ist man denn bei Hugenberg für „Menschlichkeit"? Wenn es also um die Fememörder geht, dann kann man auch einmal ruhig solche sonst als pazifistisch verpönten Worte gebrauchen. Wenn ich selber, der ich den alten Staat anbete, von einer Einrichtung dieses Staates betroffen werde, ja, Bauer, das ist ganz was andres. Wir wollen das nicht vergessen. Und wenn einer im Hause Hugenberg noch einmal wütend geifert, sobald wir eine Reform in dieser Richtung verlangen, dann wollen wir ihm die Rede seines eignen Mannes unter die Nase reiben.

Bündischer Jugendwanderer. Du liest in deinem Blatt ‚Die Kommenden' (herausgegeben von Ernst Jünger): „Der Sommer ist vergangen. Wiederum sind Hunderte von bündischen Gruppen hinausgezogen, in der Ferne das Abenteuer zu bestehen und vom Deutschen Reiche zu künden. Bis ins fernste Land sind die Wimpel und Fah-

nen vorgetragen worden; im Nordlande und auf den Schlachtfeldern Frankreichs, in der Pußta und in den Karpathen, bei deutschen Brüdern in Rumänien und Südtirol erklangen die deutschen Lieder, dröhnte der Schritt der marschierenden Kolonnen." Die ganze verlogene Phraseologie der Teutschen weht einen an. Natürlich hat es gar nicht gedröhnt; denn wenn ihr wandert, seid ihr hoffentlich nicht so dumm und unerfahren, mit dem ganzen Fuß auf die Steine zu ballern, sondern ihr geht so leicht ihr könnt. Und es sind auch keine Fahnen „vorgetragen" worden, denn ihr seid ja keine erobernden Horden... Oder doch? Ich möchte einmal sehen, was die „Kommenden" sagten, wenn französische Wandergruppen in Deutschland wandern und hier vom französischen Reich künden wollten. Wir haben ja gesehen, was dann geschieht. Da braucht gar nicht der Schritt der marschierenden Kolonnen auf dem Pflaster zu dröhnen: es genügt, wenn einer (einer) auf der Straße mit deutschen Mädchen geht — schon hat er die johlende Überzahl der Nazis auf dem Hals, ein Messer blitzt, der Talar der Staatsanwälte rauscht... siehe Zeitz. Aus den Fahrten-Berichten geht hervor, daß ihr die fremden Länder genau so verlassen habt, wie ihr hineingezogen seid: ihr habt nichts gelernt. Keine Frage der Fremden („Was wäre denn geworden, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte?") hat euch stutzig gemacht. Ihr teilt die Länder immer noch brav in „deutschfeindliche" und „deutschfreundliche" ein, die Klügern unter euch geben zu, daß man das nicht so ohne weiteres sagen könnte... und im übrigen: schnoddrig wie der selige Wilhelm. „Dänemark hat alle Ursache, Deutschlands Freundschaft zu suchen. Es befindet sich in der Rolle des wohlwollenden Nachbarn mit einem schlechten Gewissen." Und dann, zwei Sätze später: „Unverkennbar ist der englische Einfluß." Ja, woher — woher mag der wohl kommen? Keine Sorge. Eure Freundschaft sucht keiner, keiner auf der Welt. Und ein ganzes Land muß darunter leiden.

Arbeitsloser. Die preußische Regierung hat zu einem großen Liebeswerke für dich aufgerufen. Man zieht Tellersammlung der Sozialpolitik vor. In den Zeitungen kann man wieder schöne Sachen lesen über den sittlichen Wert der privaten Caritas. Es wird bei den sittlichen Werten bleiben. Schnall den Riemen enger, wenn deine Wohltäter, die im Geiste bei deinen Leiden sind, am geputzten Christbaum den neuen deutschen Weihnachtschoral anstimmen: „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm".

Dr. Adolf Behne. Die Galerien Alfred Flechtheim und Ferdinand Möller wenden sich nochmal in einer Zuschrift gegen Ihre letzten Darlegungen: „Wir lesen den Entschuldigungsversuch des Herrn Dr.

Behne für seine Beleidigung gegen uns dahingehend, daß wir für Ausstellungen unbekannter Künstler eine Leihmiete von 3000 RM. verlangen oder eine Entschädigung von sechs Bildern. Herr Dr. Behne versucht sich in seiner Entgegnung für die Vorwürfe zu entschuldigen, die er gegen uns erhebt, vergrößert dieselben aber noch, indem er, anstatt Namen zu nennen, dieselben Behauptungen erneuert und dem Kunsthandel, wie wir ihn betreiben, jede kulturelle Bedeutung abspricht. Es wäre erwünscht, wenn Herr Dr. Behne anstatt den Lesern Ihrer Zeitschrift Brei um den Mund zu schmieren, sachlich unsre Frage beantwortet, welche Kunsthandlung diese Forderung gestellt hat. Im übrigen sind wir nicht gewillt, uns von Herrn Dr. Behne Vorschriften bezüglich unsrer Ausstellungen machen zu lassen; wir stellen aus, was wir für ausstellungsreif halten. Durch Akademie, Juryfreie, Secession, Westheim (Reckendorfhaus) und Große Berliner sind unsres Erachtens Ausstellungsmöglichkeiten für den Nachwuchs in Berlin reichlich gegeben." Darauf antworten Sie: „Meine Herren, Ihre freundliche Einladung, in Ihre Konkurrenzverhältnisse hineinzusteigen, muß ich leider ablehnen. Ich habe nicht den mindesten Anlaß, Ihnen ‚Namen zu nennen'. Überlassen Sie die Bestimmung darüber getrost mir. Soweit Ihre Wünsche berechtigt waren, habe ich sie in der vorigen Nummer gern erfüllt. Ich hoffe, Sie verstehen deutsch. Ihre falsche Verwendung des Begriffes ‚Entschuldigung' läßt da einige Zweifel offen. Unter Kultur verstehen wir anscheinend Verschiedenes. Ich bringe Kultur noch immer zusammen mit seinem ursprünglichen Sinn ‚Pflege', ‚Hilfe', ‚Förderung'. Kulturelle Arbeit ohne Risiko gibt es nicht. Wer so glatt wie Sie erklärt, durch Akademie etc. etc. sind Ausstellungsmöglichkeiten für den Nachwuchs reichlich gegeben, der verwechselt Kultur offenbar mit Seelenruhe. Und im übrigen sollten Sie doch den Stil Ihrer Fassade besser wahren: das Bild ‚Brei um den Mund schmieren' haben Sie gewiß bei der niedern Konkurrenz entliehen. Im eignen Hause führen Sie doch so geschmackloses Zeug nicht!"

Wiener. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Dr. Rudolf Kukula, Wien III, Dapontegasse 1, der regelmäßige Zusammenkünfte der wiener Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Mitarbeiter. Senden Sie bitte Ihre Beiträge an die Redaktion und nicht an einen Redakteur. Sie verlieren nur Zeit.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Dingeldey als Erzieher von Carl v. Ossietzky

Wir wissen von frühern Vorgängen zur Genüge, daß unsre berühmten Herren Wirtschaftsführer, wenn sie sich einmal auf das Gebiet hochpolitischer Zusammenhänge begeben, einen dilettantischen Mumpitz zusammenschwatzen, dessen sich jeder kleinere Gewerbetreibende schämen würde. Wir brauchen bloß an die Inflation zurückdenken, wo die Herren von der Wirtschaft sich alle als Könige dünkten und von uns kleinem Volk verlangten, ihre oft recht irrigen oder unwesentlichen Anschauungen als Kabinettsorders ehrfurchtsvoll entgegenzunehmen. Zwar fehlt heute der benebelnde Papiersegen, aber die Wirtschaft fühlt sich wieder sehr stark, und ihre Leute haben das große Maul wie Dreiundzwanzig. Herr Doktor Georg Solmssen von der Deutschen Bank und Discontogesellschaft, der jetzt zum Präsidenten des Zentralverbandes des deutschen Bank- und Bankiergewerbes gewählt worden ist, hat sich in seinem Amt mit einer recht blamablen Rede eingeführt. Herr Solmssen hat neben manchem andern von seinem Vater auch den Namen Salomonsohn geerbt. Auf den Namen hat er verzichtet, das andre jedoch behalten. Dieser neu gekürte Führer des Bankiergewerbes hielt seine Rede offensichtlich im Schatten der Weltesche. Herr Solmssen wünscht, den „nationalen Widerstand" zu kräftigen, „der sich innerhalb weiter Volksschichten dagegen bemerkbar macht, die nationalen Bedürfnisse immer wieder mit Rücksicht auf die vermeintlichen internationalen sozialen Zusammenhänge zurücktreten zu lassen". Der Redner beklagt es, daß die „besten Gefühle nationaler Würde und die positiven Kräfte einer Bewegung entwertet werden, durch die Vermengung mit wirtschaftspolitischen Utopien". Das hört sich dunkel an, aber es ist nur stilistisch dunkel, inhaltlich bleibt kein Zweifel. Es ist ein populärer Irrtum, die Vorsteher der gigantischen Bankinstitute etwa als Halbgötter zu betrachten, die nur in ganz, ganz großen Zusammenhängen denken. Man kann den Herrschaften nur den Rat geben, die Nase nicht so häufig aus ihren Kassenschaltern herauszustecken und über Dinge zu reden, von denen sie, die nichts andres gelernt haben, als Geld zu zählen, nun einmal nichts verstehen. Es könnte sonst leicht eintreten, daß der intelligentere Teil ihrer Kundschaft sich darüber Gedanken zu machen beginnt, was für Dummköpfen er sein Geld anvertraut hat.

Trotz ihrer unzulänglichen Formulierung darf man aber Herrn Solmssens Ausführungen symptomatische Bedeutung zusprechen. Grade in den Kreisen der großen Wirtschaft zeigen sich neuerdings ernsthafte Bemühungen, den Nationalsozialismus zu zivilisieren und wieder in die Konstruktion großkapitalistischer Planungen einzuspannen, denen er sich seit seinem riesenhaften Anwachsen zeitweise entzogen hat. Den ersten Versuch machte Herr von Stauß, der allerdings in der nationalsozialistischen Presse nur ein schnödes Echo fand. Er feierte

Adolf als säkulare Gestalt, aber was die Naziblätter antworteten, das hieß nur: „Und häng ein Kalbfell um die schnöden Glieder!" Trotzdem, sie kommen jetzt doch alle der Reihe nach. In einem hochfeudalen hamburger Klub hat Herr Hitler höchstdieselbst gastiert. Am berliner Abend des Herrenklubs war neulich der Herr Reichspräsident anwesend, als Herr Geßler eine etwas seltsame Rede hielt, in der er postulierte, daß es heute darauf ankäme, etwas zu schaffen, das von unsrer neuen Jugend als das Dritte Reich anerkannt werden könnte. Man sieht, wo auch das Hitlertum selbst nicht ohne weiteres hingenommen wird, da gebraucht man wenigstens seine marktgängigen Formeln. Über die Beschaffenheit des Dritten Reichs scheint demnach bereits eine gewisse Klarheit zu bestehen: man möchte es schon, aber man möchte es doch lieber selber machen; Hitler und seine Leute sollen dabei nur die dienenden Arme sein. War die nationalsozialistische Bewegung in der Zeit bis zum 14. September nur eine primitive und in den Ausdrucksmitteln rohe Opposition, so wird sie heute, wo die den Wirtschaftskapitänen attachierten Politiker so offen von ihrer bestmöglichen Verwendung sprechen, zu einem bewußten Volksbetrug. Herr Gottfried Feder, der Adam Smith der Nazis, hat schon freigebig genug den Sozialismus preisgegeben. Was bleibt, ist nur noch eine nationalistische Terrorgruppe, die zur schärfern Akzentuierung der künftigen Außenpolitik manifestierend auf die Straße geschickt, zu Zwecken der innern Politik nach fascistischen Spielregeln vom Unternehmertum gegen die Arbeiterschaft eingesetzt wird.

Dieser Prozeß wird noch eine Weile dauern, und es wird nicht immer friedlich abgehen, aber daß er mit einem Siege der Wirtschaft, mit einem Siege auch über die nebelhaften sozialen Oppositionsströmungen unsres Fascismus enden wird, darf heute schon als ziemlich gewiß anzusehen sein. Die Diktatur Hitlers verschwimmt in der Ferne, aber die Diktatur Brüning ist da. Ihr und den hinter ihr stehenden großen Wirtschaftskräften kommt es nun darauf an, sich die Scharen der Windjacken helfend anzugliedern. Das hat niemand deutlicher ausgesprochen, als der neue Führer der Deutschen Volkspartei, Herr Doktor Dingeldey, der unter Preisgabe seines Parteiministers Curtius die Bereitschaft seiner Partei erklärte, das letzte Stückchen Liberalismus zu opfern, sich dafür aber die nationalen Kräfte der Hitlerbewegung nutzbar zu machen. Dabei fielen auch einige Unfreundlichkeiten gegen die preußische Regierung ab, deren angebliche Unterdrückungsmethoden nur geeignet seien, diese wertvollen nationalen Kräfte zu verärgern. Wir stehen nicht an, dieses Programm des Herrn Dingeldey sehr ernst zu nehmen, ja, es ist das erste bedeutsame bürgerliche Programm seit dem 14. September. In der Deutschen Volkspartei beginnt man langsam den Chok zu überwinden, man ahnt wohl, daß an eine Wiederherstellung der Partei im alten Umfange nicht mehr zu denken ist, aber das scheint dort auch nicht als großes Unglück empfunden zu werden, weil man ja auch für lange Zeit nicht mehr mit einer Wiederherstellung des Parlamentarismus im alten Sinne rechnet. Der

brenzlige Teil der Gesetzgebung wird auf dem Verordnungswege erledigt.

Herr Doktor Dingeldey verlangte in seiner Programmrede ein neues Wahlrecht und auch die Schaffung eines neuen Oberhauses. Wir leben jetzt im politischen Zwielicht, wir leben zwischen Fascismus und Demokratie; der alte Zustand ist wenigstens formal noch nicht beseitigt, der neue Zustand wenigstens auf dem Papier noch nicht da. Bei dieser trüben Beleuchtung verschwimmt auch die wirkliche Größe der Parteien, sie sind im Grunde nur noch Trümmer, aber wenn man nur ihre noch ganz gut erhaltenen Führer belichtet, dann macht sich die Sache noch ganz stattlich. So läßt sich sehr gut einiges durchsetzen, was im hellen Tageslicht nicht möglich wäre, und die nationalsozialistischen Massen, obgleich sie etwas andres wollen, sind doch für Ziele, wenn sie nur genügend reaktionär aussehen und angetan sind, die Sozialdemokraten zu ärgern, leicht ins Gefecht zu bringen. Es ist auch beachtlich, daß ein Intimer des Hauses Hugenberg, der Professor Ludwig Bernhard, sich jetzt mit Emphase gegen den Fascismus und für das parlamentarische System eingesetzt hat. Herr Professor Bernhard findet einen schlechten Parlamentarismus noch immer besser als einen guten Fascismus. Er meint natürlich den Parlamentarismus mit den Nazis. Eine bittere Kur für die wilden Männer, aber es hilft ihnen nichts. Herr Hugenberg war gewiß nicht töricht, als er, die gefährdete Situation seiner Partei erkennend, es vorzog, im Wahlkampf hinter dem Fascismus zu verschwinden. Jetzt kommt der Augenblick, wo er der von ihm selbst heraufbeschworenen Gefahr Einhalt gebieten, wo er den Strom, dessen Schleusen er zerstört hat, wieder regulieren muß. An die Stelle des turbulenten Fascismus unter Führung von Psychopathen und Idioten, der für eine Periode der schrankenlosen Agitation gut war, soll jetzt ein andrer treten, dessen Hebel fest in der Hand der bürgerlichen Rechtsparteien ruhen. Im Grunde ist das Ziel Hugenbergs kein andres als das Dingeldeys. „In der Lücke zwischen Zentrum und Nationalsozialismus," schreibt die ‚Germania', „also im Lager der sogenannten bürgerlichen Parteien, scheint alles im Fluß." Und die ‚D.A.Z.' fordert auf, „der Sprache absoluter Verneinung ... eine praktisch-politisch verwertbare Form zu geben."

Es heißt jetzt, sehr wachsam sein. Wir dürfen uns durch manche kritische Stimmen von rechts, die den Nationalsozialisten verbindlich zureden oder ihnen mancherlei Tadel aussprechen, nicht täuschen lassen. Herr Brüning steht sehr fest, er kann es, weil er Herrn von Schleicher und das Militär hinter sich hat. Seine Freunde bemühen sich nunmehr, den Nationalsozialisten gut zuzureden. In dem gehorsamen Einschwenken der Regierung gegen den Remarque-Film, in der Fügsamkeit, die besonders das auf der Rechten so verhaßte Auswärtige Amt des Herrn Curtius wiederholt zeigte, liegt der deutliche Beweis, daß diese Regierung sich nicht lumpen läßt, wenn es darauf ankommt, den Widersachern von heute, den Verbündeten von morgen Gefälligkeiten zu erweisen. Es wird viel

davon abhängen, ob entschlossene republikanische Intelligenzen rechtzeitig dies elegante Projekt durchschauen. Eine große Verpflichtung liegt besonders bei den Gewerkschaften, deren Aufgabe es sein muß, die Arbeiterschaft in planmäßige Kämpfe gegen die pauperistische Einengung ihres Lebensstandards zu führen, denn hier in dem sozialen Alltag liegt die politische Wirklichkeit von heute. Der nationalistische Tumult von Goebbels und Konsorten ist nur ein dummes Narkotikum, dazu bestimmt, die Massen einzuschläfern. Es kann nicht verkannt werden, daß die nationalsozialistische Führerschaft tief unter dem Niveau ihrer eignen Erfolge steht und daß sie mit ihren Siegen nichts Richtiges anzufangen weiß. Das wäre also der richtige Augenblick für die spekulativen Köpfe des geschlagenen Bürgertums, jetzt selbst hervorzutreten, um eine Bewegung offen leitend oder wenigstens inspirierend zu übernehmen, mit der ihre eignen Führer nichts Rechtes anzufangen wissen. Selbst Goebbels mahnt tagtäglich zur Legalität — aber wie lange wird das noch durchzuhalten sein? Diese Sieger sind nur im Sportpalast groß, wo sie ohne Akklamation empfangen werden, können sie nichts anfangen. Die allzusehr strapazierte Sturmglocke hat einen Sprung bekommen und sie ist nicht mehr recht zu gebrauchen, aber die kleinen Christglöckchen des gepanschten Bürgertums, die so lange bescheiden geschwiegen haben, werden wieder vernehmbar und bimmeln melodisch ins frohe Fest hinein: Dingel — dey, Dingel — dey...

An die Republikaner von Theobald Tiger

Hast du noch einen deutschen Paß,
Republikaner —?
Schadet er dir oder nützt er dir was,
Republikaner —?
Kannst du mit ihm unter Fremde gehn?
Wie wirst du von ihnen angesehn?
Bleibst du damit an der Ecke stehn?
Was bist du, Deutschland —?

Hast du die wahre Macht im Staat,
Republikaner —?
Du oder jeder Reichswehrsoldat,
Republikaner —?
Du oder jeder, der Blut verspritzt?
Du oder der Richter, der über dir sitzt
und dich widerwillig und gar nicht schützt...
Was bist du, Deutschland —?

Bist du Demokratie? Ist das dein Land,
Republikaner —?
Hast du nichts als dein Fahnenband,
Republikaner —?
Sie schlagen dir den Schädel ein.
Du vertraust auf London und brüllst übern Rhein
die alten Phrasen und Kinderein...
Wie — wie wird deine Zukunft sein?
Armes Deutschland.

Der Fascismus zu Hause von Ernst W. Freißler

Im Jahre 1925 nahm der Fascismus den Kampf gegen die Freimaurer auf. Über die Gründe, die dafür bestimmend waren, soll hier nicht ausführlich gesprochen werden, obwohl sie außerhalb Italiens nicht immer klar erfaßt wurden. In den Logen sollte der Geist des alten Liberalismus getroffen werden, der sich dem neuen System überhaupt schwer einfügte, der eben angebahnten Aussöhnung mit dem Vatikan aber schroff entgegenwirkte. An dieser später vollzogenen Aussöhnung ist die deutsche Öffentlichkeit gleichfalls viel zu achtlos vorübergegangen. Sie wird für die zukünftige Forschung vielleicht einmal das entscheidende Argument für oder wider den Fascismus darstellen. Außenpolitisch ist Italien dadurch an die Stelle der zerfallenen Donaumonarchie und zu Weltmachtgeltung aufgerückt. Für die Geistigkeit des Landes aber wurde dadurch eine vor wenigen Jahrzehnten erst gesprengte Hemmung neu errichtet.

Für den Kampf gegen die Logen waren neben den genannten Gründen vielleicht auch Regiewünsche maßgebend, denn der Nachhall der Mateotti-Affäre war keineswegs verklungen und sollte endgültig übertönt werden.

In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober 1925 wurden die öffentlichen Lokale von Florenz unvermutet gesperrt. Auskunft über den Grund war nicht zu erhalten. Alles Beamtete zeigte die neuitalienische Verschlossenheit, das sogenannte Volk die gleichfalls neuitalienische Angst, durch einen der zahllosen Spitzel wegen eines unbedachten Wortes oder Blickes in Teufels Küche zu geraten. Die Straßen hallten wider von Gesang und Marschlärm. An mehrern Punkten der Stadt flammte Feuerschein. Wir Ausländer konnten es wagen, die Straßen abzugehen. Immer wieder stießen wir dabei auf gewaltige Scheiterhaufen aus allerlei Hausrat, die lichterloh brannten. Der größte war auf der Piazza della Signoria errichtet; die Flammen schlugen bis zur halben Höhe des Turmes empor. Möbel, zum Teil schöne alte Stücke mit Bronzebeschlägen, waren zusammengeworfen mit Regalen, Aktenbündeln, Wäscheballen. Ein paar Carabinieri und gelegentlich auch Feuerwehrleute standen herum und ließen es brennen, wie es brannte. Als wir die Piazza della Signoria verließen, bog eben im Schnellschritt ein Trupp aus einer Seitengasse: junge Burschen im Schwarzhemd, die nicht alle die Troddelmütze, wohl aber alle den Knüppel trugen, den sagenumwobenen „manganello“, und gelegentlich auch kurze eiserne Brechstangen, piede di porco (= Schweinefuß) genannt.

Am nächsten Morgen waren da und dort Einzelheiten zu erfahren, vor allem die, daß die Verkehrszollämter an den Ausfallstraßen stark besetzt waren und die von auswärts auf Lastautos eintreffenden Fascisten nicht in die Stadt ließen. Einige Arbeiterlokale sollten überfallen und mit Stockhieben geräumt worden sein. Auch von einigen Toten wurde gemunkelt. Ein Anschlag des örtlichen Fascio aber wußte nur von einem heimtückischen Überfall auf eine Fascistenpatrouille zu berichten, dem der Führer, ein junger Patrizier, zum Opfer gefallen

sei. Daraufhin hätten dann die empörten Legionäre den Täter gelyncht.

Viel später erst kam die Wahrheit zutage: Eine fascistische Offizierspatrouille hatte sich in die Wohnung eines alten Privatiers begeben, der als Hochgradmaurer bekannt war, und bei dem man die Namenslisten zu beschlagnahmen hoffte. Ein Teil des Trupps wartete im Auto auf der Straße. Der Offizier mit zwei Mann stieg in den zweiten Stock hinauf und nahm den alten Herrn ins Gebet. Ein Nachbar, der vorüberkam, schlich sich durch die offenstehende Flurtür und drehte, um dem alten Herrn die Flucht zu ermöglichen, das Licht aus. Die Fascisten glaubten sich überfallen und eröffneten im Dunkeln eine wilde Schießerei, der ihr Führer zum Opfer fiel. Als der Rest des Trupps die Treppe heraufstürmte, wurde der sterbende Offizier gefunden; der Wohnungsinhaber nicht. Bei genauer Durchsuchung des Hauses wurde der hilfsbereite Nachbar hinter einem Schornstein auf dem Dache entdeckt, auf die Straße hinuntergeschleppt und dort durch mehrere Bein- und Bauchschüsse so schwer verletzt, daß er zwei Stunden danach im Krankenhaus starb.

Das bildete den Auftakt zu einer der vielen Abrechnungen mit Sozialisten und Freimaurern. Mehrere Anwaltskanzleien wurden gestürmt, die gesamte Einrichtung zum Fenster hinaus auf die Straße geworfen, dort mit Benzin begossen und angezündet. Einige Mißliebige aber, die das Unglück hatten, angetroffen zu werden, zahlten mit dem Leben.

Mussolini allerdings mißbilligte die Ausschreitungen auf das schärfste, löste den örtlichen Fascio auf und besetzte alle führenden Stellen neu. Auch der Befehlshaber der einen florentiner Legion wurde nach Lybien „strafversetzt". Als aber sein Nachfolger das Kommando übernehmen sollte, mußte die Legion von zwei zuverlässigern dekorativ umgeben werden, da eine Meuterei nicht ausgeschlossen schien.

Im Jahre 1926 begann die Reihe der Attentate auf den Duce, die bis heute nicht als völlig aufgeklärt gelten dürfen, damals aber in steigendem Maße „Abrechnungen" mit Mißliebigen zur Folge hatten. Nach dem Attentat in Bologna wurden allein in einer Kleinstadt an der ligurischen Küste gegen dreißig Personen mit zum Teil schweren Verletzungen in Krankenhäuser eingeliefert. Als Ursache wurden durchwegs „Unfälle" zu Protokoll gegeben — ein Mann mit einem fünfzehn Zentimeter langen Riß in der Schädelhaut wollte im Dunkeln gegen einen Türpfosten gerannt sein.

Gleichzeitig wurde in Genua „abgerechnet" — mehrere Wohnungen nach florentiner Muster ausgeräumt und der Hausrat auf der Straße verbrannt. Da die Carabinieri, die Kerntruppe, sich als unfähig erwiesen hatte, wurde zum Schutze der Ruhe die Zollwache eingesetzt. Zur Verteidigung einer Wohnung, die gleichfalls gestürmt werden sollte, ließ ein junger Offizier feuern, wobei ein Carabiniere und zwei Fascisten getötet wurden. Zur Vergeltung wurde am gleichen Tage ein einzeln angetroffener Soldat der Zollwache von einem Trupp Fascisten einige Straßen weit gehetzt und dann vor den Augen einer Carbinieri-Patrouille halbtot geschlagen.

Diese Darstellung verfolgt den Zweck, das Bild des Fascismus nach einer Seite zu ergänzen, die von seinen Bewunderern gern im Dunkel gelassen wird. Allzu leichtfertige Nachahmer seien auf die Unterströmungen hingewiesen, die unter der glatten Oberfläche verlaufen. Nicht nur müssen seit Jahren das Heer, die Legionen, die Carabinieri und die Zollwache, vier schwerbewaffnete Körperschaften also, gegeneinander ausgespielt werden, um die Ruhe zu gewährleisten; auch im Fascio selbst stehen sich eine radikale und eine gemäßigte Richtung gelegentlich so schroff gegenüber, daß öfter als einmal nur die große Volkstümlichkeit und das Regierungsgeschick des Duce einen Ausgleich zu schaffen vermochten. Allen denen, die ungeachtet der vielgerühmten staatenbildenden Kraft des Volks der Dichter und Denker das Heil nur in der kritiklosen Übernahme fremder Methoden sehen können, sei ein vergleichendes Studium gewisser Verhältniszahlen empfohlen: Der Prozentsatz an Analphabeten zum Beispiel ist grade proportional der Eignung zu diktatorischer Regierungsform. Und da wir so gut wie keine Analphabeten haben...

Simon Bolivar von Alfons Goldschmidt

Am 17. Dezember 1830 starb Simon Bolivar, den man in der alten und in der neuen Welt den Befreier Südamerikas nennt. Er war es nicht allein, aber der stärkste, kultivierteste, der glänzendste von den Männern, die für die Unabhängigkeit Südamerikas von Spanien kämpften, ist er gewesen. Geschult an den großen Staats- und Moralschriftstellern des römischen Altertums, an den Encyklopädisten und an den Thesen der französischen Revolution, voll Hunger nach Freiheit, und getrieben von der Idee, das Riesengebiet Südamerikas im Verein mit Mittelamerika und Mexiko durch Staatsvereinigung und Kulturarbeit fruchtbar zu machen, ausgestattet mit der Kraft, diesen Gedanken zu realisieren, war Simon Bolivar der beste Führer in jenem Streit um nationale und kulturelle Selbstbestimmung.

Er wurde am 24. Juli 1783 in Carácas geboren. Mit fünfzehn Jahren schickte ihn sein Vormund nach Madrid, um ihn von der „Mutter" Latein-Amerikas erziehen zu lassen. Er reiste über Mexiko, wo schon das Zittern der Revolution zu spüren war. In Madrid konnte ein freiheitsdurstiger Mensch nur lernen, wie die Freiheit getötet wird. Bolivar ging lieber nach Paris, als Bonaparte erster Konsul war, voll von Bewunderung für Napoleon. Aber schon einige Jahre später, bei einem zweiten Besuch, rief er aus: „Seit Napoleon König wurde, scheint mir sein Ruhm Höllenglanz zu sein." An der Krönungsfeier nahm er nicht teil. Dagegen besuchte er Alexander von Humboldt, der eben aus Amerika zurückgekehrt war. Humboldt bestätigte ihm, daß die Kolonialsklaverei in Südamerika reif zum Untergang wäre. Aber wer, fragte Humboldt, wird sich an dieses große Werk wagen? Bolivar hat es gewagt. Auf dem Aventin in Rom leistete er in die Hände seines Lehrers Rodriguez den Hannibalschwur. Ende 1806 war

er wieder in Carácas. Der Entschluß, Venezuela von Spanien zu befreien, war jetzt unerschütterlich geworden.

Es war nicht die erste Erhebung in Südamerika. Schon im Jahre 1749 hatte der Kapitän Francisco Leon gegen eine saugende spanische Kolonialkompanie rebelliert und dreißig Jahre später hatten sich die Indios von Oruro und Socorro unter Tupac-Amaru gegen Steuern und unerträgliche Knebelungen erhoben. Tupac-Amaru, Nachkomme der alten Herren von Peru, wurde zum Inca ausgerufen. Sein Ende war noch schrecklicher als der Tod Atahualpas, den Pizarro hatte erdrosseln lassen. Tupac-Amaru wurde im Mai 1781 auf Befehl des spanischen Generalinspektors in entsetzlichster Weise ermordet, nachdem vor seinen Augen seine Frau und seine Kinder hingerichtet worden waren. Erst riß ihm der Henker die Zunge aus dem Halse, dann wurde er gevierteilt. Der Stumpf wurde auf einem Scheiterhaufen verbrannt. So verfuhr Spanien mit den Rebellen in Amerika.

Ende des 18. Jahrhunderts war die Bewegung schon allgemein. Das Kolonialmonopol Spaniens in Nordamerika war faktisch schon gebrochen und als Spanien sich mit Frankreich gegen England verband, war sein Schicksal in Amerika besiegelt. Es ist vielleicht heute nicht uninteressant, zu wissen, daß England eine ganze Reihe Revolutionen in Latein-Amerika entfacht hat, um sich, mit modernern Methoden als Spanien, der Naturschätze und der Arbeitskräfte dieser märchenhaft reichen Regionen zu bemächtigen. Bemerkenswert in einem Augenblick moralischen Getues gegen die Aufdeckung von Konspirationen, die seit mehr als einem Jahrhundert zu den Mitteln der imperialistischen Politik nicht nur Englands gehören.

Als, im Jahre 1825, der englisch-argentinische Vertrag geschlossen wurde, war die englische kapitalistische Herrschaft in Südamerika für lange Zeit gesichert. Denn die ökonomische Macht der Vereinigten Staaten lag damals noch in den Windeln.

Bolivar hatte sich den Geist aus Frankreich geholt, die Waffen aber aus England. Die Revolution gegen Spanien begann im Jahre 1810. Bis zum Jahre 1824 dauerten die Kämpfe, griffen immer weiter um sich, der Krieg um die Befreiung Venezuelas wurde zum Befreiungskrieg um ganz Südamerika. In den Schlachten von Junin und Ayacucho wurden die Spanier definitiv geschlagen.

Dieser Feuermensch, begabt mit großen Organisationstalenten, aber auch mit dem Überstolz, der zur Diktatur führt, verließ seine Revolutionsideale, als er Sieg und Macht in Händen hatte. Nun wandte er sich gegen Washington, den er laut verehrt hatte, behauptete, wie alle Diktatoren, daß die Völker Südamerikas noch nicht reif zur Freiheit wären, und suchte den Auftrieb, dem er Luft gemacht hatte, wieder zu unterdrücken. Tragisch und lehrreich auch für unsre Tage ist seine Diktatorenrede vor dem Kongreß von Angostura. „Nur unter höherer Gewalt habe ich mich der schrecklichen und gefährlichen Pflicht der Diktatur unterworfen." Sie unterwerfen sich immer der höhern Gewalt, folgen immer dem „Ruf des

Volkes" und es geht solange gut, als sie Armeen führen und siegen. Als der Kongreß von Angostura tagte, der Bolivar zum Diktator der drei Republiken Venezuela, Neugranada und Ecuador wählte, stand noch das Heer gegen Spanien. Aber nach den Schlachten von Junin und Ayacucho, als Bolivar auch Diktator des Staates Bolivien wurde, den man nach ihm benannt hatte, und als diese diktatorische Gewalt sich fast automatisch noch über andre Gebiete erstreckte, und mehr und mehr zur absoluten Gewalt wurde, verlor die Diktatur Sinn und Boden. Jetzt ließ er die Rebellen erschießen, die gegen ihn dasselbe gewollt hatten, womit er vorher den Kampf gegen Spanien entflammte. Unterdrückung der Pressefreiheit, Wiederherstellung der Klosterschulen, Aufhebung der Verfassung, Verdacht der Königsambition. Nun war er doch Napoleon geworden und schien nicht mehr weit von der Krönung, an der er einst in Paris nicht teilnehmen wollte, weil er die Tyrannen haßte. Er war jedoch noch klug genug, die Gewalt aus den Händen zu geben. Der Kongreß zu Bogota verfügte im Januar 1830 seine Entlassung, die Bolivar selbst angeboten hatte. Im selben Jahre starb er. Heute stehen Triumphbögen und Denkmäler zu Ehren Bolivars in hunderten von Städten Südamerikas.

Das Auftreten Bolivars bedeutet weltpolitisch den Anfang der kapitalistischen Mobilisierung Südamerikas. Es war die französische Revolution in den Anden. Die Befreiung Südamerikas von der spanischen Kolonialherrschaft war also nur die Einleitung neuer Bedrückungen und Kämpfe, die noch lange nicht beendet sind. Selbst große Reste des spanischen Feudalsystems sind noch vorhanden. Noch gibt es Grundherrschaften in Latein-Amerika, so groß wie europäische Fürstentümer, mit allen Brutalitäten und Unfruchtbarkeiten der Spanierepoche. Auch Diktatoren gibt es in Latein-Amerika, Militärherrschaften und klerikale Verdumpfungen. Alle Formen der Reaktion und Revolution sind dort zu finden. Aber von Tag zu Tag wird der Fortschritt energischer in Latein-Amerika. Das englische Kapital wird hart vom Dollar bedrängt, aber in diesem Prozeß wächst der Hunger nach wahrer Unabhängigkeit. Es ist kein Zweifel, daß die neue Revolution in Latein-Amerika begonnen hat, und auch an Männern wie Bolivar wird es nicht fehlen.

Wundervolle Sätze hat dieser Mann gesprochen aus einem klaren Brunnen und einem großen Herzen. — „Es macht mehr Arbeit, ein Volk aus der Sklaverei zu heben, als ein freies Volk zu unterjochen." — „Jedes gerechte und freiheitliche Regiment hat zwei Hauptfeinde: Gold und Sklaven. Gold korrumpiert alles, der Sklave ist in sich selbst korrumpiert. Die Seele eines Sklaven tobt sich in Tumulten aus oder erniedrigt sich in Ketten." — „Wenn die Bestechlichkeit der Menschen nicht die Freiheitsliebe erstickt, werden die Throne niemals wiederkehren." — „Die wirkliche freiheitliche Verfassung ist in den Gesetzen und die schrecklichste Tyrannei verüben die Gerichte durch die grauenhafte Anwendung der Gesetze." — „Nur das Volk kennt sein Wohl und ist Herr seines Geschicks, nicht ein Diktator, nicht eine Partei, nicht eine Fraktion.

Wer sich an die Stelle des Volkes setzt, ist ein Tyrann." — „Gesetzliche Gleichheit ist notwendig, um die Ungerechtigkeit in der Natur auszugleichen." — „Kein Volk ist jemals schuldig, denn die Völker suchen nur Gerechtigkeit, Ruhe und Freiheit. Nur die Führer sind die Schädlinge. Sie sind die Ursache des allgemeinen Jammers."

So herrlich denkt und lehrt ein Mensch, solange er für die Freiheit kämpft.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Abends, wenn ich im Bett liege, muß ich mich immer so ééérgern ... (Merk: ärgern — das ist böse und einmalig; ééérgern aber ist lange, sanft, süß-sauer und überhaupt.) Ich muß mich so ééérgern, weil sich wieder achtmal etwas ereignet hat, das ich da benannt habe: Die Technik spielt. Denn wir sind schrecklich weit fortgeschritten. Wir können von Berlin nach San Francisco telephonieren. Wir können in die Stratosphäre steigen. Die Leute können im Flugzeug über dem Atlantischen Ozean ein Rundfunkkonzert hören. Nur eine Schreibmaschine anständig reparieren, das können sie nicht. Oder eine Schraube am Auto so anziehen, daß sie länger hält als vierzig Kilometer, das können sie auch nicht. Und in jeder Wohnung ist immer grade etwas entzwei, und „Ich habe schon dreimal telephoniert, aber ..." Das können sie alles nicht. Die Technik spielt. Sie bauen immerfort neue Modelle — aber die alten funktionieren nicht richtig, und es gibt auch keine richtigen Ersatzteile ... Ich habe den falschen Beruf erwählt. Ein Schriftsteller muß anständige Ware liefern. Man hätte sollen Schlosser werden oder Schreibmaschinenmann oder so etwas ... die liefern ihren Schund, oder sie liefern ihn auch nicht, wie es ihnen grade einfällt, und bezahlen bezahlen wir doch. Die Technik spielt. Und ich muß mich so ééérgern. Und nun wollen wir uns eins lesen.

*

„Deutsche Literatur", Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen" (bei Philipp Reclam jun. in Leipzig). Das Unternehmen scheint besser als sein schwerfälliger Titel. Walther Brecht, Dietrich Kralik und Heinz Kindermann haben sich da eine gewaltige Aufgabe gestellt: sie wollen aus ältern und neuern Epochen der deutschen und auch außerdeutschen Literatur auswählen und die Auswahl systematisch herausgeben: Heldendichtung. Geistliche Dichtung. Mystik. Drama des Mittelalters. Volks- und Schwankbücher. Reformation. Barock. Aufklärung. Und so fort. Und so fort.. Das Unternehmen soll zweihundertundfünfzig Bände umfassen. Zwei Proben liegen mir vor.

Politische Dichtung: „Vor dem Untergang des alten Reichs". Und: „Die Dichtung der ersten deutschen Revolution".

Da ist vor allem ein Einwand zu erheben: die Bände sind viel zu teuer. Jeder kostet gebunden acht Mark und fünfzig. Gewiß haben die Herausgeber eine große Arbeit geleistet, aber Autorenhonorare sind hier nicht zu zahlen, denn die ausgewählten Dichter sind heute frei, und so rechtfertigt sich der Preis nicht. Und wenn mir die Verleger, die sich ja selber mit diesen unsinnigen Preisen schädigen, wer weiß was erzählen: hier stimmt etwas in der Berechnung nicht. Der Verleger überlege, was er seinen Buchhaltern zahlt — so viele Buchhalter-Arbeitsstunden ist das Buch nicht wert. Und nur danach geht es, und wenn der Verleger etwa so zynisch wäre, zu sagen: „Meine Buchhalter sollen es ja auch nicht kaufen," so

befolgt er damit nur die dümmste aller Praktiken — die Konsumkraft des Volkes noch mehr herunterzusetzen und so zu tun, als zahlten die andern Arbeitgeber mehr. Das ist nicht wahr. Wer soll sich denn den Kauf der „Politischen Dichtung" leisten? Ich bin kein Hungerleider. Aber ich kann sie mir nicht kaufen — so viel verdiene ich nicht. Und sie ist auch, siebenreihig, wie sie ist, ihre sechzig Mark nicht wert. Hier stimmt etwas nicht.

Die Arbeit ist, nach zwei Bänden zu urteilen, sauber gemacht. Bei einer von bürgerlichen Akademikern vorgenommenen Auswahl politischer Dichtung taucht natürlich die Frage nach einer etwaigen Tendenz und nach der Unparteilichkeit auf. Nun, innerhalb des Rahmens einer Universität und eines Seminars ist das musterhaft. Der Rahmen ist abzulehnen: die Einleitungen sind brav nationalliberal; es fehlen auch die unterirdischen Erzeugnisse dieser Literatur fast gänzlich — es gibt da besonders aus den achtundvierziger Jahren viel, viel mehr (siehe beispielsweise die kleine Sammlung „Gift und Galle", herausgegeben von Ernst Drahn; bei Hoffmann und Campe in Berlin erschienen). Das fehlt. Was aber da ist, ist sauber ediert, und man lernt eine ganze Menge.

Wie man sich erst wieder in die alten Zeiten hineinarbeiten muß! Wie der Funke nicht gleich überspringt, wenn es sich um Durchschnitts-Talente handelt! Wie dergleichen oft einer Bierzeitung gleicht, einer Klassenzeitung, deren Leser schmunzelnd jede winzige Andeutung verstehen, weil sie wissen, wer mit „Tyrann" und „Eunuchen" und mit dem „stolzen Neufranken" gemeint ist. Wir andern wissen es auf Anhieb nicht. Wir haben es gelernt; wir können auch in den Anmerkungen nachsehen — aber wir fühlen es nicht sofort und nur, was unmittelbar bekannt und vorhanden ist, eignet sich zur satirischen Wirkung. Kommt hinzu, daß besonders das Bürgertum, der Träger der damaligen Bildung, im achtzehnten und in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den letzten Ausläufer des Humanismus darstellte, und nun also — für unsre Ohren — zopfig und später leicht staubig gedichtet wurde: alles ist behangen mit römischen und griechischen Allegorien, die einfache Empfindung fast immer übersetzt in einen Jargon der „Bildung", weil man das häufig mit Dichtung gleichsetzte... eine merkwürdige Lektüre! Aber eine lehrreiche. Und eine vergnügte Revolution war das, 1848! So viel guter Wille und so viel Zipfelmütze...! Bei dieser Gelegenheit: lest Ernst Moritz Arndt. Ihr werdet wunderschöne Entdeckungen machen — denn deutsch schreiben, das konnte er. Diese Bücherreihe wird trotz ihres hohen Preises und trotz der braven Auswahl für den, der sein Gebiet exakt bearbeitet, unentbehrlich sein. Er wird sie sich nur nicht kaufen können.

Etwas kaltes Wasser wäre nicht schlecht. Aeh — der Hahn ist kaputt. Der Hahn vom kalten Wasser ist kaputt. Es gibt nur warmes. Wollen wir zu Vischer beten, dem mit der Tücke des Objekts? Ich will eine neue Tücke erfinden: die Tücke der Subjekte. Ach, muß ich mich ééérgern... Ärgern wir uns gleich über das nächste Buch mit. Aber das lohnt nicht.

Das nächste Buch ist „Was nicht in die Zeitung kam" von S. M. von Propper (erschienen bei der Frankfurter Societäts-Druckerei in Frankfurt am Main). Probe und Beispiel, wie ein Journalist nicht sein soll, wie eine Presse nicht sein soll... ich erwähne das Buch nur so nebenbei, weil es einen Typus darstellt. Der Waschzettel meint, das sei ein „Kompendium weltgeschichtlicher Anekdoten, ein Blick hinter die Kulissen..." Mitnichten. Es steht etwa auf der Stufe jener „amüsanten Genfer Anekdoten", über die sich die Auguren halb tot lachen, und die ihnen deshalb witzig vorkommen, weil die handelnden Personen so oft durch den Fettdruck der Zeitungen gezogen worden sind. Eine Geschichte wird nicht dadurch besser, daß Calonder in ihr eine Rolle spielt — das sind Schulwitze. Jedes

Milieu versteht nur seinen eignen Humor. Dieser Propper, der in Petersburg gearbeitet hat, erstirbt nun vor der Größe der damaligen zaristischen Machthaber und überbietet sie durch eine unerträgliche Wichtigtuerei. Typisch für diese Sorte Journalismus, den es auch heute noch in zahlreichen und wenig schönen Exemplaren gibt, ist seine Neigung, nicht nur zu referieren sondern die Weltgeschichte gleich ein bißchen mitzumachen. Er dampft vor Eifer, und der Politiker läßt die Herren lächelnd machen. Und nutzt sie aus. Dafür kriegen sie dann eine „Nachricht". Ach, diese überschätzten Nachrichten ...! Wie das grade immer nur für einen halben Tag gilt, diese Sensationen, dieses Allerneuste, diese „Bombe, die in der Sitzung geplatzt ist" ...! Einen Tag später kümmert sich kein Mensch mehr darum. Propper hat vieles gesehen und nichts. Kein Blick, kein Aspekt, kein Horizont. Aber lauter klitzekleine Klatscherein, Durchstecherein, Intriguen, hinterbrachte Nachrichten, Diskretionen, Indiskretionen ... das ist nichts.

Jetzt ärgert es sich schon in einem hin ... Nein, Ärger ist nicht das richtige. Hier dieses Büchlein soll uns nicht die Ruhe stören — wir wollen es nur noch einmal durchsehen. Man reiche uns eine Feuerzange. Sowie zwei kräftige Lederhandschuhe. „Mord an der Zukunft" von Hjalmar Kutzleb (erschienen im Widerstands-Verlag in Berlin). Saubere Ausstattung, schöner Druck; bebildert hat das Buch A. Paul Weber, ein Kind von Doré und Kubin, ein begabter Mann. Mord an der Zukunft?

Kutzleb (u wie Otto) meint, Deutschland morde seine noch ungeborenen Generationen. Und das tut er nun dar.

Dieser Deutsche schreibt kein gutes Deutsch. Für gut hält er alte deutsche Wörter, die er deshalb nicht zum Leben erwecken kann, weil er selber ein Toter ist. „Der Intellektuelle ist der geile Verstand und die gelte Lende, der güste Schoß." Das ist deutsch. „Nicht jeder Denkende ist ein Intellektueller, das ist erst der Mensch des souveränen und schlechthinnigen Verstandes, der des Glaubens Unfähige, der dem organischen Sein Entfremdete." Das ist auch deutsch. Es läßt sich hier einmal an einem schönen Beispiel dartun, wie unsinnig diese törichten Puristen Fremdwörter übersetzen. Man sagt zum Beispiel: „Konkurs der SPD". Sehr schön ist der Ausdruck nicht — doch haben sich militärische und kaufmännische Vergleiche aus begreiflichen Gründen in die deutsche Sprache eingenistet. Gut. Jetzt Kutzleben: „Wir besitzen ein klassisches Zeugnis für den Bankbruch der geschlechtlichen Erziehung der Jugend ..." Bankbruch? Wessen Bank ist denn da gebrochen? Ah — er meint: Konkurs. Und sieht nicht, daß er, anstatt Fremdwörter zu verteutschen, lieber Begriffe verbessern sollte, denn die geschlechtliche Erziehung der Jugend ist kein Bankunternehmen, und der Ausdruck „Konkurs" ist hier genau so schlecht wie „Bankbruch". Und daß da zwei abhängige Genetive nacheinander stehen, hört der Teutsche auch nicht. Welch ein Tintengermane!

Mit der Bildung geht es ihm so, daß er das kleine Büchlein „Nixchen" dem verstorbenen Hans von Gumppenberg zuschreibt; er ist zu faul, nachzusehen, daß es von Hans von Kahlenberg stammt, und das ist eine Frau. Über Berlin hat er Ansichten wie ein kleiner zorniger Schultyrann aus Probstheida; von Mussolini, dem wohl nichts so vorzuwerfen wäre als die gradezu infame Art, wie er die Auslandsitaliener behandelt: „Man mag über Mussolini denken, wie man will, die Art, wie er die italienischen Auswanderer mit feinen, aber festen Fäden an die Heimat bindet ..." Man sollte Herrn Kotzleben mit feinen, aber festen Fäden an einen Baum binden und ihm fünfundzwanzig hinten drauf zählen, und zwar, weil er dieses hier geschrieben hat: „Der Intellektuelle quietscht wie ein gestochnes Schwein, wenn einer seines Gelichters, er mag Maximilian Harden alias Witkowski heißen und mit literarischer Giftmischerei, mit ver-

larvtem Landesverrat, mit Erpressergeschäften ein Vermögen und einen sogenannten Namen erschoben haben, endlich einmal, leider ohne vollen Erfolg, der Rächerfaust zum Opfer fällt..." Gewalttätigkeiten sind niemals ein Argument — der Herr macht es einem ein bißchen schwer, an diesem Satz festzuhalten. Einen Toten zu beschimpfen, ihn mit den dreckigsten Verleumdungen zu schmähen, mit Behauptungen, von denen jede einzelne eine Lüge ist — das ist wohl sehr germanisch. Der Rächerfaust zum Opfer...? Ich habe die Rächerfäuste damals im Gerichtssaal gesehen; es war das jämmerlichste Gesindel, das man sich denken konnte: herumsaufende Luden, feige bis dorthinaus, armselige und schmierige Analphabeten. So sehen die Helden des Deutschen Hjalmar Kutzleb aus. Man muß sich seine Ideale aussuchen. Der Mann ist übrigens alte Schule — mit den Bestrebungen der nationalen deutschen Jugend hat diese Schweißsocke nichts zu tun. (Auch, wenn er der Autor eines von ihr vielgesungenen Liedes ist.) Aber das sind die Mitläufer des Herrn Hitler. Deutschland, wo bist du —?

Da sieht der französische Nationalismus denn doch anders aus. Sicherlich mühen sich die deutschen jungen Nationalisten, ihre vorläufig noch schwammige und neblige Gefühlswelt so rational zu untermauern, wie das die ‚Action Française' längst getan hat. Zwei Bände Léon Daudets zum Beispiel „Paris Vécu" (Éditions de la NRF Paris) — Rive gauche und Rive Droite — sind höchst amüsant zu durchblättern. Dieser Daudet ist ein Ekel, ein dicker Kapaun, der furchtbar kreischt, wenn man ihm sein Fressen wegnimmt, und der kreischt, wenn er es gefressen hat, und der nur dann still ist, wenn er grade ißt. Denn vom Essen versteht er wirklich etwas. Was eigentlich für den Mann spricht — aber er ist ein solcher Schmierfink... Doch wie hoch steht das noch über solchen Helden wie dem da eben! Da spaziert Daudet also durch zwei Bücher und durch Paris, und an jeder Ecke fällt ihm etwas ein: eine Bosheit, eine Erinnerung, ein persönliches Erlebnis, eine geschichtliche Tatsache, die sich in diesem oder jenem Viertel abgespielt hat... es ist ein weiter Weg von diesem Daudet zu jenem Kutzleb. Es ist gar kein Weg. Daudet ist ein schlechter Mensch — Herr Kutzleb ist ein Kaschube.

Und nun wollen wir uns gar nicht mehr ééérgern, sondern uns einmal aus Herzensgrund freuen. Ich habe ja schon oft gesagt, daß ich das Wettrennen um die „Neuerscheinungen" nicht mitmache — es ist mir ganz gleich, wann ein Buch erschienen ist... traurig, daß durch diese alberne Hetzerei das Buch vom vorigen Monat nicht mehr gekauft wird, weil es nicht „neu" ist.

„Roda Rodas Roman" ist nicht neu; das Buch (im Dreimasken-Verlag in München erschienen) ist fünf Jahre alt. Und frisch wie am ersten Tag.

Nein, nicht was Sie meinen. Gar keine Sammlung von Anekdoten. Wobei denn immer mal wieder zu bemerken wäre, wie unrecht man Rodan damit tut, wenn man ihn etwas geringschätzig auf „nur Anekdoten" festnageln wollte. Nur? Der Mann hat der Anekdote unsrer Zeit ihre Form gegeben; niemand — auch ich nicht — könnte so exakt-salopp erzählen, wenn er uns das nicht gezeigt hätte. Sein Deutsch ist musterhaft, sein Stilgefühl unbeirrbar; er ist ein Wunder an Erzählertechnik. Sein Buch aber ist keine schämig verhüllte Witzblattsammlung. Es ist wirklich die Geschichte eines Lebens — eines Männerlebens.

Zugegeben, daß sicherlich viele dunkle Seiten fehlen — peinliche und langweilige, böse und bittere. (Obgleich auch solche darin sind.) Erinnerungen, besonders die lustigen, leuchten ja immer so bunt, wie sie nie gewesen sind — es fehlt nämlich dahinter der graue Zeitteppich von belanglosen Wochen, in denen nichts geschah... Aber in diesem Buch Rodas ist nun einmal ganz, was diese lächerlichen Helden von der rechten Seite — Bronnen, Salomon, Schauwecker und alle die andern

— vergeblich zu schildern suchen, weil sie es nicht sind: hier spricht ein Mann. Wenn diese Kerle das Wort „Mann" sagen, dann schütteln sie immer die... aber das allein ists nicht. Bei Roda ist der männliche Humor, jener Klamauk, der nur unter Männern gedeiht; hier wird gesoffen und geritten, geliebt und gefochten, und wenn auch von der sozialen Struktur dieser eigenartigen österreichischen Armee wenig zu spüren ist —: das ist eines der wenigen Soldatenbücher, die unsereiner lesen kann. Oesterreich ist nicht Preußen... Barock ist da und der Katholizismus ist da, Landwein und ein linderer Himmel — man riecht, man schmeckt, man trinkt das Buch. Aus tausend Einzelheiten nur eine: Die Truppe kommt im Manöver durch ein kleines Bad, Daruwar. Halt und kurze Rast. Eine Frau sieht aus einem Villenfenster. Der Leutnant Roda bittet um Wasser. Und geht hinein. Und bekommt das Wasser und alles andre, in den paar Minuten. Und wie das erzählt ist, in zwanzig Zeilen, hingehauen, lustig, ohne die leiseste Spur von Hahneneitelkeit —: so ist der ganze Mann. Dazu Ansätze von Weisheit, wie sie nur die Nähe des Orients erzeugen kann, vom Unwert der Zeit, vom Unwert des Ruhms... das sei für jeden, der lesen und leben kann, ein Lieblingsbuch. Die große Liebesepisode in der zweiten Hälfte gebe ich gern ab. Alles andre aber habe ich wohl schon viermal gelesen, und man wird nicht dümmer davon.

Kein Nachttisch ohne Kriegsbücher. Ich kann nichts dafür... „Habe ich den Krieg gemacht?" sagt die beleidigte Tante bei Marcellus Schiffer. Die Tante hats gut — sie braucht die Schmarren wenigstens nicht zu lesen. Eine der Ausnahmen: „Schreib das auf, Kisch!" Die Neuausgabe eines alten Kriegstagebuches von Kisch, mit ein paar meisterhaften Schilderungen, die in jedem Lesebuch stehen sollten. (Erschienen bei Erich Reiß in Berlin.) Niemand kann sagen: So war der Krieg. Er kann nur sagen: So war mein Krieg. Man muß sich das Gesamtbild aus Bildchen zusammensetzen. Kisch gibt solcher Bildchen gar viele. Und der Übergang über die Drina gehört in ein literarisches Museum.

Kein Nachttisch ohne Kriegsbuch. „Sittengeschichte des Weltkrieges" von Magnus Hirschfeld und Andreas Gaspar (erschienen im Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co., Leipzig). Hm...

Hm — wegen der Bilder. Die sind ja nun wohl mehr für das Publikum, das das „Pikante" sucht... ich suche es nicht. Mich gelüstet nicht danach: aber mir wäre eine handfeste Schweinerei lieber als diese gerafften Röckchen. (Diesen Satz werden wir, gefälscht, in den völkischen Zeitungen wiederfinden.) Es ist viel dummes Zeug unter diesen Bildern. Sehr bezeichnend sind sie, aber wohl nur für die Zeichner, die die Begriffe ihrer Vorkriegserotik munter an die Schützengräben herantrugen — die Mädchen und die Soldaten sehen alle aus wie Figuren aus den ‚Lustigen Blättern', Jahrgang 1911. Es scheint, daß die Gestaltung eines Ereignisses nie während des Ereignisses vorgenommen wird — sondern erst hinterher.

Der Text steht weit über den Bildern. Er drückt sich zwar, was die Rolle und die Tätigkeit der deutschen Besatzungsarmeen, und besonders was ihre Offiziere angeht, um die entscheidenden Punkte herum... hier sind Konzessionen unverkennbar. Aber das Buch bringt viel neues und gutes Material — man sieht aus den Zeilen viel mehr, als man aus den Bildern lesen kann. Welch eine Schweinerei ist das gewesen —! Diese überstürzte Urlaubsliebe, bei der die Frau gefühlsmäßig immer hinter dem Mann zurückbleiben mußte; die Sauerei der Etappe, wo die Gonokokken bellten; die überhitzte Phantasie der Männer, wenn sie nicht grade in Gefahr waren — dann dachte wohl kaum einer an Weiber... Eine wirklich schöne Bildseite hat das Buch. Seite 177. Unten: Französisch-amerikanisches Plakat gegen die Zoten: „Wenn du von Frauen sprichst, denke an

deine Mutter, deine Schwester und deine Braut, und du wirst keine Dummheiten reden." Wie niedlich! Das hatte sich bestimmt eine fromme Dame im Hinterland ausgedacht, und ein Zeichner, der grade von Muttern kam, hatte das gezeichnet. Darüber: die Schützengrabenzeichnung eines französischen Soldaten. Ah, mon vieux, das ist ein Ding! Eine verschmierte Sache mit einer gekritzelten Sphinx, mit phallischen Formen und von einer Eindringlichkeit des Begehrens, von einer tiefroten Dumpfheit, daß man schaudert. Das Buch hat zu wenig abschreckendes Material — es ist kein Gegengewicht gegen die unendliche Kriegspropaganda und die Reklame, die für teures Geld und mit vielen Pastoren, Fahnen, Denkmälern, unbekannten Soldaten, Manövern und Ministerreden auf der ganzen Welt für den Krieg gemacht wird. Und die Hämmel glauben das. Und laufen nächstes Mal wieder hinein. Gute Verrichtung! Aber jammert nicht hinterher. Ihr habt es so gewollt.

So — nun einmal nicht Krieg. Wenigstens keinen uniformierten.

Christa Anita Brück. „Schicksale hinter Schreibmaschinen" (erschienen im Sieben-Stäbe-Verlag in Berlin). Die Angestelltenfrage ist durch das Buch Kracauers „Die Angestellten", auf das ich noch zu sprechen kommen werde, in Bewegung gekommen. Die Spezialisten toben wild umher — sie haben Jahrzehnte verschlafen, und nun kommt da so ein Außenseiter! Während doch sie das gesamte Propplem gepachtet haben... Gott segne sie.

Die Frau Brück hat der liebe Gott leider nicht gesegnet. Diese Angestelltengeschichte ist ein Schmarrn. Aber es ist gut, die Nase in so etwas hineinzustecken — man lernt viel. Nicht, was die Verfasserin uns lehren will; das ist dummes Zeug. Ihre Heldin ist edel, hilfreich und gut... drum herum gibt es viele Neider und Feinde... das muß ich schon mal irgendwo gehört haben. Und im übrigen: die dumme Liebe! Es sind und bleiben Einzelschicksale; ein Kollektivschicksal wird nicht dadurch gestaltet, daß man von Zeit zu Zeit durchblicken läßt, so ergehe es andern auch...

Also aber spricht die Dichterin: „Der akkurateste Scheitel, die blankpoliertesten Fingernägel, der neumodischste Schlips, die gelbsten Handschuhe, die man sich denken kann, ein goldenes Kettchen ums Handgelenk, immer nach Eau de Cologne duftend, fünfundzwanzig Jahre alt, das ist Pehlke, der Sohn eines Kellners." Hört ihr, was dabei in der Stimme der kleinen Bürgerin zittert? Ein Kellner! Der Sohn eines Kellners! Sie sollte sich ja nicht über Max lustig machen, der eine Mark mehr bekommt und sich „Expedient" nennen darf — darauf fallen alle die herein, die den Sohn eines Kellners für ein Ding dritter Ordnung halten. Und sie dürfen sich dann nicht wundern, die Angestellten, Verzeihung: die Herren Angestellten, wenn der Chef sich auf Seite 148 also gibt: „Sind Sie verrückt geworden?" brüllt er. „Sie haben nicht Ihresgleichen vor sich. Sie stehen vor Ihrem Chef!" Und die ganze Mediokrität, das ganze kümmerliche, wehrlose Angestelltenproletariat, das nicht von seiner falschen Bürgerlichkeit lassen kann, spricht aus dem nächsten Absatz: „,Allerdings' — ich finde ein eisiges Lächeln, ich würde mir niemals einfallen lassen, diesen — Chef mit meinesgleichen zu verwechseln." Und nun ist der Chef ja wohl besiegt.

Also: Fräulein Gretchen Piefke als feine Dame, mit 185 Mark monatlich. Aber feine Dame. Unbrauchbar, das Buch. Ein Hilfsmittelchen, die Seele der Angestellten zu erkennen. Es gibt auch andre, ich weiß. Immerhin, und das haben wir bei Kracauer gelernt und nicht bei den geschäftigen Gewerkschaftsbonzen, die dem Angestellten schmeichelnd etwas vorlügen, wenn sie ihm keinen bessern Tarif herausschinden können, weil der Angestellte nicht kämpft —: immerhin ist dieses Bewußtsein ein reales Faktum, das heute noch stärker ist als die Klassenlage. Es wird schon ein strenger Marxist

kommen und uns erzählen, daß das im Marxismus vorgesehen sei. Darauf kommt es nicht an. Es kommt vielmehr darauf an, die Angestellten zu wecken und ihnen nicht nur Versprechungen zu geben. Wenn sie sich nichts vom Marxismus, wenig vom Sozialismus und alles von einer evolutionären Reform versprechen —: an wem liegt das?

So spät ist es... dreivierteldrei. Die Uhr steht! Gottverdammich! Da soll doch den Uhrmacher — Da soll doch den Uhrmacher der Schreibmaschinenmann holen und den der Badestubenmann und den der elektrische Mann und den der Gasmann und alle zusammen — ich muß mich so éëérgern. Es ist wirklich spät, der Mond steht hinter den Tannen; dann ist es spät. So hören die alten Romane auf... Da wollen wir mal rasch einen rumschlafen. Gute Nacht!

Der Ruhm Hamsuns von Ernst Bloch

Was so jäh kam, daran muß etwas zu lernen sein. Früher kannte man den Dichter nicht, das war falsch. Heute wird er als der größte Lebende gefeiert; das ist seltsam.

Denn so laut der Jubel wurde, so verwaschen scheint er. Schon die Ähnlichkeit, die er in den verschiedensten Gegenden hat, fällt auf; der Ruhm Hamsuns ist ganz ungeschieden. Ob die ‚Rote Fahne' oder der ‚Lokalanzeiger', Kerr oder Kraus von ihm schreiben, es ist fast dasselbe. Aber auch sonst werden genaue Betrachter, Analytiker von Schärfe, an Hamsun merkwürdig stumpf. Hier ist ein Burgfriede der Begeisterung, in dem keiner mehr weiß, wer Gast und Kellner ist. Das Kennzeichen jeder bedeutenden Erscheinung: daß sich die Geister an ihr scheiden, fehlt Hamsun. Wie er vorher auf Freunde zu warten hatte, so brauchte Hamsun jetzt gewissermaßen Feinde. Unsre Zeit, die von heute auf morgen alles vergißt und nur noch Modebücher kennt, hat doch auch gewisse Ruhmsümpfe, in denen alles stockt.

Ziemlich dunkel, woher der nichtssagende Jubel kommt, oder wohin er geht. Hamsun selbst hat ihn nicht provoziert, der Dichter stellt sich ihm nicht und ist keine Figur, die Lautsprecher liebt. Es bestehen keine Übergänge zwischen Hamsuns allversammelndem, geheimnisreichem Ruhm und seinem so völlig schlichten Werk. Der Burgfriede, den sein Werk gestiftet hat und der eben Rote wie Blaue in einem einzigen literarischem Hurra versammelt, ist immer ein Zeichen von Reaktion; davon kann bei Hamsun keine Rede sein. Das Geheimnis, das sich auf alle Zeitungen senkt, die Superlative, die sie spenden, wären Dante nicht unangemessen. Die Presse war beim Hamsun-Jubiläum überstrahlt von Magie oder strahlte sie zurück; von dieser kann bei Hamsun erst recht keine Rede sein. Kannte man den Dichter schon, bevor er so gepriesen war, oder kommt man von den leeren Jubelkategorien zu seinen Büchern, so stimmt keine Zeile zwischen Ursache und Wirkung, und man fragt vergebens, wo der „Dämon" sei, der „mit titanischer Hand die Geheimnisse des Himmels und die Schrecken der Hölle gestaltet hat". Da gehen und stehen einfache Menschen in einfacher Sprache,

nirgends Bombast, Schicksale, die vielleicht nicht übermäßig interessieren, gedrückte Naturen, solche in Wind und Wetter, Laster und Wünsche der Zeit auch in kleinem Rahmen, in sehr entlegenen Buchten und Tätigkeiten, Segen der Erde, aber auch Preis der Entwurzelten, aus der „Art" Geschlagenen, so daß sich kein bodenständiges Pathos auf Hamsun etwas zugute tun kann, kurz: es ist ein beschriebener Reichtum von Wirklichkeiten, die man sonst vielleicht in der Büchergegend nicht findet, die aber auch wenig Menschen in Europa etwas angehen, nicht einmal im Kontrast, die weder Himmel noch Hölle noch besonders zentrale Mitte zu sein scheinen und sicher keine Superlative provozieren. Von Bewunderern Hamsuns sind die noch am sympathischsten (meistens sind es seine Leser ante gloriam), welche selber keine großen Worte brauchen sondern sagen: So ist das Leben, und an diesen Nordlandfischern ihren Alltag wiederfinden oder den schlichten Mythos der Kreatur. Aber selbst den Fall gesetzt, diese stillere Meinung wäre richtig und Hamsun wäre der Sprecher einer Kreatur gleichsam unter den Klassen, so daß sich alle Klassen so in dieser Schlichtheit fänden: so ist doch auch die Kreatur ein weites Feld und Hamsun, der es vorsozial oder übersozial bestellt, könnte nicht alle Kreaturen und alle Klassen zugleich, wie es den Anschein hat, zufriedenstellen. Hamsuns Werk erklärt nicht seinen Ruhm, und Hamsuns Ruhm erklärt noch viel weniger sein Werk; der Ruhm hat wenig in sich und deckt das Spezifische am Dichter des Pan und andrer Genauigkeiten zu.

Er hat wenig in sich, sagen wir, aber auch das muß doch vermittelt sein. Das Überrtiebene läßt sich nicht erklären, aber da es so allgemein ist, kann es selber nicht allein stehen. Die Luft dieses Ruhms hat vielmehr besonders viel vom formalen Charakter einer Zeit, die sich nicht nur zerstreuen sondern die sogar glauben kann, ohne Inhalte zu brauchen. Freilich müßte es dann noch mehr solcher Glaubensartikel geben, während Hamsuns Ruhm in seiner Breite, Stärke und gleichzeitigen Mattheit einzigartig ist. Vielleicht gibt es also bei Hamsun ein besonderes Pendant zum Ichweißnichtwas, das jedem die Sprache verschlägt und auf Superlative bringt, um das Stottern zu verstecken. Vielleicht ist etwas an Hamsun selbst, das die Abstraktheit zwar nicht entschuldigt, ihr aber mittelbar einen andern Sinn gibt. Vielleicht spiegelt die Abstraktheit nämlich (auf betroffene und übertriebene Weise) ein Unausgesprochenes im Werk selbst, ein fast Inhaltarmes, obwohl nicht Inhaltloses. Nicht nur, daß hier Bauern und Fischer nach Jahrtausenden endlich vom Ihren sprechen sondern über diesem hat Hamsun vielleicht noch das Unausgesprochene der Kreatur, ja des sogenannten „Lebens" schlechthin, das nicht einmal ans Licht kommt sondern nur ebenmerklich wird und sich unablässig verteilt. Die Reaktion darauf könnte dann wirklich einhellig und abstrakt sein; denn das Ichweißnichtwas dient keiner Klasse und hat selbst noch keine konkrete sondern gleichsam nur eine schwebende, staunende Zeichnung. In der Tat gibt es Dichter, die ihre Leser dem Problemkreis des „Staunens", des unscheinbaren Ichweiß-

nichtwas in der Welt so nahe führen wie Hamsun; und eine seiner schönsten Stellen im „Pan" (das Gespräch zwischen dem Leutnant und dem Mädchen „über" den Regen) macht nur explizit, was sonst wohl durch das ganze Werk hindurchgehen möchte und nicht auskommt. Es ist ein Wandern an Ort und Stelle und ein im Gehäus-Sein mitten in der Wanderschaft, je nachdem; wodurch sich eben alle Kategorien verwischen, der Segen der Erde ahasverisch und der Landstreicher wurzelhaft wird. Zwei Dichter, die man selten zusammen sieht, Hamsun und Hofmannsthal, stehen so auf ganz verschiedenem Boden und mit verschiedenen Kräften diesem Unsagbaren nahe; sie suchen es zu notieren, Hcfmannsthal in gewählten Augenblicken, Hamsun an den ungewählten Biegungen eines Schicksals oder Gesprächs. Große Worte hat er nicht dafür, doch unleugbare Betroffenheiten, und sie scheinen von den Mirakeln erfüllt, die es noch heute gibt, grade im Unscheinbaren und Alltag. Was sonst nur Romantiker kannten (absonderlich und transzendent), ist hier vielleicht nahe und positiv, im besten Sinne demokratisch geworden. Hamsun als Meister des Ichweißnichtwas, auf dem oder vor dem seine sonst so festen Figuren gehen, reicht zwar gleichfalls nicht aus, um Superlative zu erklären. Aber wenn nicht die Übertreibung, so hat doch die Einhelligkeit und Abstraktheit des Ruhms ihr mögliches Pendant am Staunen des So, So, oder Ja, Ja, die Hamsuns Grundhandlung sind. Das rätselhafte Dasein, wenn man es einmischt, macht alle gleich; und der Regen im „Pan", wenn er dem Mädchen auffällt, macht alle Reaktionen allgemein. An Landstreicher, Wanderer oder Einsame binden sie sich nur besser als an Gesetzte; aber das Staunen selbst scheint bei Hamsun oft zuhause zu sein. Ob Hamsuns Werk das „wirklich" enthält, ob dies höchst Positive auch der positivste Grund seines allgemeinen, seines inhaltarmen Ruhms sein mag, steht letzten Endes dahin. Doch selbst als Betroffener und viele Betreffender wirkt Hamsun keineswegs als „Dämon" oder „Seher", trotz der ungerechten Physiognomie, die er zeigt, oder der relativen Tiefe. Er schafft auch keine Ur- oder Überwelten sondern nur so etwas dazwischen und dieses farblos, ungefärbt.

Der junge Fridericus von Celsus

Die deutsche Revolution hat neben manchem andern auch versäumt, die Siegesallee abzutragen. Sie fand nicht den Mut, in einem symbolischen Akt die alte Zeit zu zerstören. Diese halb komische, halb herausfordernde Freiluftpuppenstube des letzten Hohenzollern hätte in tausend Stücke zerschlagen werden müssen. Allerdings gibt es auch bleibendere Zeugnisse des Königtums als die von Eberlein, Uphues etcetera gebackenen Kunstfiguren. In Potsdam geht noch heute der Mann mit dem Dreispitz um. Begegnete er uns dort im Dunkeln, wir würden kaum auf den Gedanken kommen zu sagen: „Guten Abend, Herr Gebühr." Die Hohenzollern haben im Zug der Jahrhunderte ein paar Erznarren und sehr viel gleichgültigen

Durchschnitt produziert, aber nur ein wirkliches Original, das mit ein paar Spritzern Höllenfeuer getauft ist. Die byzantinische Historiographie zählt Friedrich zu den größten Regenten, die jemals gelebt haben; sie hält jeden Kriegerischen schlechtweg für einen Großen und auch für den geborenen Bewältiger aller Friedensaufgaben. Niemals jedoch ist Friedrich ein Soldat der Idee gewesen, seinen Kriegen fehlt das Kreative. Aus dem vergossenen Blut einer Generation sproß kein neues Leben, auf den Schlachtfeldern dreier Kriege wuchs, in des Wortes traurigster Bedeutung, kein Gras mehr. Diese Kriege waren Kabinettskriege, dazu bestimmt, das graue Gefängnis Preußisches Vaterland um ein paar neue Gelasse zu erweitern. Erst als Friedrichs ruhmreiches Instrument, seine Armee, viel später unter dem rasanten Feuer napoleonischer Regimenter niederbrach, da flossen Licht und Luft in den alten Kerker hinein.

Ein ränkevoller Staatsmann, ein oft bedeutender Feldherr, als Regent ein skurriler Tyrann, in seinen Folgen ein namenloses deutsches Nationalunglück — das war Friedrich. Die preußische Geschichtsschreibung ist indessen noch heute „fritzisch" gesinnt. Der schottische Puritaner Thomas Carlyle, übrigens auch ein sehr unebener, sehr egozentrischer Charakter, hat Friedrich eine vielbändige, noch immer gelesene Verhimmelung gewidmet. Messerscharf und klar steht dagegen der knappe kritische Essay des Liberalen Thomas Babington Macaulay. Franz Mehring hat in der „Lessinglegende" den friderizianischen Staat erbarmungslos seziert und von dem Regentenruhm wenig übrig bleiben lassen. Seit einem halben Dutzend Jahren ist nun der Architekt Werner Hegemann wie zu einem persönlichen Duell gegen die preußischen Kriegerkönige angetreten. Sein „Fridericus" war ein intellektuell gepanzerter Widerspruch gegen sinnlos nachgeplapperten Legendenkram. Es war ein schwieriges Buch, in seiner nicht leicht zu bewältigenden Form zugleich ein höchst eindringlicher Protest gegen die flotte Büchermacherei dieser Zeit. Jetzt folgt ein zweites Buch zum gleichen Thema: „Das Jugendbuch vom Großen König" (Jakob Hegner, Hellerau), ein schönes, einfach geschriebenes Buch, das ohne Übersteigung intellektueller Hürden zu erreichen ist, ein Werk, das ganz breiten Erfolg haben müßte, der zugleich ein Erfolg des besten deutschen Geistes sein würde.

Das Duell eines Schriftstellers mit einem toten preußischen König —? Das brauchte in einem andern Fall als dem Hegemanns nicht mehr zu sein als eine Marotte. Denn was wäre ein Kampf gegen Sarkophage, wenn nicht deren schwere granitene Deckel auch noch fühlbar auf unsrer Zeit lasteten... Zwischen dem ersten und zweiten Friedrichbuch hat Hegemann das „Steinerne Berlin" geschrieben, die Chronik vom Wachsen einer Millionenstadt. Hier erst ist mir sein Haß gegen die einstigen königlichen Herren der Stadt Berlin ganz verständlich geworden. In der engen trostlosen Anhäufung von Mietskasernen, in dem traditionellen Wohnelend der Hauptstadt sieht er die Sünde der preußischen Könige zu Mauerwerk erstarrt, hier ist die verbissene Militärpolitik der Hohenzollern für Jahrhunderte Stein geworden. Hier ist zugunsten des Mili-

tarismus alles ungeschehen geblieben, was dem Organismus Stadt Leben, Gesundheit, Farbe gibt. Die Kasernenphantasie der Soldatenkönige ist hier Schicksal für viele Generationen kranker Kinder, leidender Familien geworden.

Den größten der Könige holt sich Hegemann in seinem neuen Buch heraus, das von dessen konfliktreicher Jugend handelt. Wie oft sind diese Vorgänge und Zustände nicht schon erzählt worden: dieser Kampf mit dem Vater, die Einkerkerung, die Hinrichtung Kattes, dieses rohe Hofleben und dieser gräßliche alles armfressende Militärfimmel. Es ist seltsam, daß diese Dinge hier neu und erstmalig wirken. Bei Hegemann stellt sich sofort dieselbe Wirkung ein wie bei Franz Mehring: die Beziehung zur Gegenwart ist da. Die Gamaschenideologie dieser Zeit lebt ja noch, die Irrlehre von der Omnipotenz des Staates und der bewaffneten Gewalt als Universalmittel, das ist noch gegenwärtig, und wir erleben hier durch einen ebenso hinreißenden wie gewissenhaften Berichterstatter die Geburtsstunde der preußischen Macht. Hegemann erlaubt sich einmal die bitterböse Ironie, ein Gedicht zu zitieren, das ganz und gar wie ein traditioneller friderizianischer Hymnus wirkt:

Und plötzlich sieht man Fahnen wehen
von einer nie erschauten Art.
Kolonnen ziehn, die Trommler gehen,
und hunderttausend Männer stehen
um einen Willen fest geschart.

O nein, es geht nicht auf Fridericus, sondern auf Adolf Hitler.

So zieht bei Hegemann in einem Stück preußischer Staatsgeschichte die Jugend Friedrichs vorüber. Noch immer dramatisch genug, aber mit den Augen des Psychologen gesehen. Nicht mehr „zwei Welten" stehen sich gegenüber, nicht zwei Ideen, sondern zwei Neurastheniker schlimmsten Kalibers. Der Vater: eine Bestie, die sich sadistisch austobt und dafür den ganzen Staat zur Verfügung hat, der Sohn: feige, schmuddlig, intrigant, gewissenlos und eitel wie ein Narciss — kein junges Heldenleben, „Krankheit der Jugend", mehr nicht. Vieles davon verwächst sich später, nichts an dem kalten bewußten Macchiavellisten erinnert mehr an den phantastischen Jüngling. Wie solide die Hohenzollern seelisch konstituiert sind, wie quicklebendig sie die eigne Schmach und die Leiden Andrer überstehen, das erleben wir jetzt ja an dem Beispiel von Wilhelm und Filius, die sich auf den Gräbern des Weltkrieges ihr behagliches, von der Republik hochdotiertes Privatierdasein gebaut haben. Der junge Leutnant Katte ist bekanntlich als abschreckendes Beispiel für den Kronprinzen in Küstrin hingerichtet worden. Als Friedrich König wurde, erhob er zwar den Vater Kattes in den Grafenstand, aber als später der alte Mann sich mit der Bitte an ihn wandte, seinen unehelichen Sohn doch für legitim zu erklären, da schrieb er an den Rand des Gesuchs ... Nun, was schrieb er wohl zu dem Gesuch eines Vaters, dem er durch seine Torheit einst den Sohn geraubt hatte? Er schrieb in seinem berühmten Marginalstil: „Wer wird alle hurkinder naturalisieren?" Diese Hohenzollern sind immer eine verdammt gesunde Familie gewesen.

Leben und Sitten der Irokesen von Roda Roda

Die Irokesen wohnen zwischen den Großen Seen.

Man hört bei uns oft sagen, sie stürben aus infolge übermäßigen Genusses schlechter Schnäpse. Nichts davon ist wahr. Die Irokesen vermehren sich — sie waren niemals so zahlreich wie heute; und das Schnapstrinken ist der Masse des Volkes durch harte Gesetze so gut wie versagt — mögen die Gesetze auch von wohlhabenden Trinkern oft umgangen werden.

Sie sind schöne, aufrechte, hochgewachsene Menschen von einheitlicher Zucht. Man sieht der Rasse nicht an, daß sich vielerlei Blutquellen in ihr mischen.

Wiewohl sie also eine ursprüngliche Nation nicht sind, fühlen sie sich mit aller Glut als solche, sind ungemein stolz auf ihren Namen und sehen auf andre Völker hochmütig hinab; mit einer Anmaßung, die sehr verschiedenartige Temperatur hat: Den Neger verachten sie kalten Herzens. Dem Bleichgesicht gegenüber sind sie bei aller Aufgeblasenheit innerlich unsicher und fragen sich insgeheim: ob denn das Bleichgesicht die Überlegenheit irokesischen Wesens auch wirklich und richtig anerkenne.

Sie leben in einer Reservation, das heißt: in einem nur ihnen vorbehaltenen Gebiet. Es ist weit über den Bedarf ihrer Kopfzahl ausgedehnt, könnte unschwer noch viele Ansiedler ernähren. Doch die Irokesen sind bei all ihrer primitiven Denkweise schlau: aus Vorsorge für ihre Kindeskinder, aus Angst vor unruhigen Zuzüglern, aus neidischem Geiz beanspruchen sie ihre Jagdgründe ganz allein für sich und dulden nicht, daß Fremde einwandern. Nicht einmal in die dritte Nachbarschaft soll das Bleichgesicht dringen, bestimmt ein Stammesgesetz der Irokesen, das sie eifersüchtig hüten wie ein religiöses Gebot. Man nennt dies Gesetz, die Monroedoktrin — nach einem sagenhaften Heros, der es soll erdacht und erlassen haben.

Ihre Sprache ist mit englischen Vokabeln dicht durchsetzt. Die Irokesen leben nur der Jagd. Jagd ist ihre Leidenschaft, ihr einziges Geschäft bei Tage, ihr Gespräch am Abend, ihr Traum bei Nacht. Selbst Häuptlinge und andre Reiche, die auf Beute längst nicht mehr angewiesen sind, üben die Jagd und wenden daran alle Kraft des Körpers und des Geistes — bis zur Erschöpfung und Verblödung. Ein Medizinmann zählt bei ihnen nur, insofern seine Künste die Jagd fördern. Längst gilt es nicht mehr, Wild zur Stillung des Hungers aufzubringen: die Irokesen leben in Überfluß nach unserm Maßstab — in Überfluß auch dann, wenn sie, wie eben jetzt, von Niedergang und Not faseln. Die sogenannte Not der Irokesen trügen wir immer noch mit innigem Behagen. Die Felle bei ihnen stapeln sich zu Bergen — so zahllos, daß Geschlechterfolgen sie nicht verbrauchen können. Die irokesische Begehrlichkeit läßt nicht nach; die Jagd ist Selbstzweck geworden. Sie schließt jeglichen Kulturwillen aus. Schon die Kinder werden zu Jägern, nur dazu erzogen: um ihre Sinne für das Waidwerk wachzuhalten, gewährt man

ihnen jegliche Freiheit, sucht sie von anderm Unterricht auszuschließen, der etwa die Augen trüben, Herz und Muskeln erweichen könnte. Hingegen übt man die Kinder im Brüllen — damit werden sie einst den Büffel schrecken.

Als die Irokesen ihr Land bezogen, den undurchdringlichen Wald, hatten sie die Weiber in der Urheimat zurücklassen müssen. Das Weib hatte Seltenheitswert. Heute noch, wiewohl die Ursache längst überholt ist, gefallen sich die Irokesen ihren Frauen gegenüber in einer Art von rohem Minnedienst. Die Frauen gehen bunt tätowiert einher, mit kostbarem Pelzwerk geschmückt, und beanspruchen überall Vortritt und Verhätschelung.

Die Religion der Irokesen ist ein strenger, phantasieloser Urglaube, überlagert von Ahnenkult. Der Urglaube folgt buchstabengetreu der Schrift. Die Moral des Geschlechtslebens ist von dörflicher Starre. Andrerseits neigen die Irokesen zu Gewalttat — man raubt und mordet mehr bei ihnen als anderswo. Ehemals pflegten sie ihren Gegner zu skalpieren; sie tun es längst nicht mehr — sie bemächtigen sich seiner mit Haut und Haar. Betrug gilt für ein Verbrechen nur, wenn er mißlang. Der Ahnenkult gebietet ihnen, den legendenumwobenen ersten Häuptling ihres Stammes, George Washington, zu verehren, einen Halbgott, der ihren Mythen zufolge vor etwa hundertfünfzig Jahren gelebt haben soll. Man schreibt alle verdienstvollen Taten seines Zeitalters ihm persönlich zu — Taten, die von der Volksdichtung ins Unermeßliche gesteigert sind. Auf ihn führt man das Evangelium der Irokesen zurück, „die Verfassung". Nach dieser gottgeoffenbarten Urkunde richtet sich auch heute noch — äußerlich — das Staatsleben. Sogar die Personen der Umgebung Washingtons gelten als heilig; man setzt ihnen Bildsäulen und betet sie an. Der Hauptort der Irokesen ist nach dem Stammesgott benannt; in dieser Gegend steht sein Kult am höchsten; man findet dort Statuen von Washingtons Trompeter und der Amme von Washingtons Trompeter, vor denen ewige Lichter brennen.

Man kann die Irokesen nicht eigentlich als kriegerisch bezeichnen; die fast grenzenlose Fläche ihres Landes enthebt sie des Verlangens nach Eroberungen. Immerhin suchen sie Gelegenheit zu bewaffneten Zusammenstößen eher, als daß sie ihnen ausweichen.

Dann fallen sie verheerend in die feindlichen Gebiete ein. Bald haben sie das Schlachten satt, ziehen sich in ihre Heimat zurück, ohne sich um das Völkergetümmel draußen, die rauchenden Brandstätten weiter im mindesten zu kümmern, und frönen abermals ihrer einzigen Passion: der Jagd.

Vier Jahre Schund und Schmutz von Heinz Pol

Das Schund- und Schmutzgesetz des so saubern Herrn Külz — dieser wie jenes Hauptursachen des Bankrotts der Demokratischen Partei — jährt sich in diesen dunklen Tagen zum vierten Male. Wenn man in Deutschland etwas arrangieren will, was allen parlamentarischen Mehrheiten, ja selbst dem Artikel 48

zum Trotz, von ewiger Dauer bleiben soll, so macht man es zu einer „Einrichtung". Was bei uns Einrichtung geworden ist, bleibt, und wenn sich das ganze Volk auf den Kopf stellt. Die Prüfstellen, die auf Grund des Schund- und Schmutzgesetzes in Berlin, München und Leipzig mit viel Geschrei und wenig Sinn ins Leben gerufen wurden, entwickelten sich mit jener bureaukratischen Rapidität, die sie im Handumdrehen zu festen Einrichtungen werden ließ. Damit waren sie zwar nicht notwendig, wohl aber sakrosankt geworden. Und was auch immer an Lohnabbau und Preisstagnation geschehen mag in der nächsten Zeit, und wenn man noch hundertmal mehr die ganze aufgeblasene Lächerlichkeit dieser sogenannten Prüfstellen sichtbar machen wollte: sie sind nun einmal da und bleiben deshalb.

Nun wohnt selbst der dümmsten Dummheit und dem naturwidrigsten Argument mitunter ein winziger positiver Kern inne. Das ist bis zu einem gewissen Grade sogar bei dem Schund- und Schmutzgesetz der Fall: der ihm zugrunde liegende Gedanke, vor allem die Jugend vor minderwertiger Lektüre zu bewahren, ist durchaus diskutierbar. Ja man könnte vielleicht soweit gehen, daß man sich auf den Standpunkt der Befürworter dieses Gesetzes stellt, die heute erklären, man solle doch erst einmal die praktischen Ergebnisse der Bestimmungen und der Prüfstellen abwarten und dann an Hand tatsächlich angesammelten Materials sein Urteil fällen.

Nun, Material ist wahrlich genug vorhanden. Das beste ist eine soeben erschienene Broschüre, die hochamtlichen Charakter trägt, sie ist nämlich vom preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt selbst herausgegeben. Ihr Titel lautet: „Was liest unsre Jugend?" (erschienen in R. von Deckers Verlag), und sie enthält die von zwei Lehrerinnen und einem Rektor vorgenommenen Umfragen bei Schülern, Schülerinnen und Jugendorganisationen jeglichen Alters und jeglicher Gesellschaftsschicht. Die Umfragen sind, wie es ausdrücklich heißt, im Zusammenhang mit der Bekämpfung der Schund- und Schmutzschriften vorgenommen worden. Also eine Arbeit, die durchaus bewußt im Interesse der Aufrechterhaltung dieses Gesetzes geschrieben wurde. Diese Feststellung ist wichtig, denn ich wüßte nichts, was das Bestehen des Külzschen Gesetzes vollständiger ad absurdum führen könnte, als diese amtliche Untersuchung.

Für den unbefangenen Leser entsteht aus der Lektüre folgendes Ergebnis: Erstens ist unsre Jugend weder sehr unmoralisch noch sehr moralisch, sie liest gute Bücher und schlechte Bücher, sie liest vor allem viele gleichgültige Bücher, die die Meisten nach wenigen Jahren völlig vergessen haben, kurzum, diese Jugend ist nicht verdorben, bedarf keines besondern Leseschutzes. Zweitens ergibt sich, daß noch eine Reihe von Schundschriften existiert, zwar nicht Millionen, wie uns vor vier Jahren erzählt wurde, sondern allerhöchstens einige Tausend. Dieser Schund aber ist drittens durch die Existenz des Gesetzes und der Prüfstellen nicht nur nicht beseitigt, sondern eher noch etwas vergrößert worden. Die Prüfstellen haben also dort, wo sie wirklich hätten segens-

reich wirken können, ihre Pflicht nicht getan. Vielleicht weil sie nicht konnten, vielleicht weil sie nicht wollten — jedenfalls stellen die Untersuchungen in der amtlichen Broschüre des Ministeriums fest, daß all diese dummen und minderwertigen Räuber- und Verbrechergeschichten, deren Vernichtung man sich von dem Gesetz versprach, nach wie vor im Lande zirkulieren, ja daß sie, grade weil sie nunmehr der interessante Hauch des eigentlich Verbotenen umgibt, mit noch größerer Sensationsgier vertrieben und gelesen werden.

Sowohl die beiden Lehrerinnen wie der Rektor betonen, daß es sich bei ihren Untersuchungen nur um Zufallsergebnisse handeln könne, man habe ja doch nur Stichproben gemacht, außerdem habe man sehr oft unvollkommene Antworten bekommen, viele Schüler und Schülerinnen hätten sicherlich bewußt falsche Angaben gemacht, teils um Dinge zu verheimlichen, teils um sich in ein interessantes Licht zu setzen. Dennoch ist dieses Zufallsergebnis charakteristisch; es ist immerhin ein Durchschnitt. Die in vielen Punkten überraschend gleichen Antworten, die die drei Untersuchenden auf ihre voneinander völlig getrennten Umfragen bekamen, beweisen das.

Da stellt sich denn zunächst heraus, daß sich deprimierend wenig geändert hat seit den Zeiten, als unsre Eltern in die Schule gingen. Für manche Lieblingsschriftsteller der Jugend sind dreißig Jahre wie ein Tag. Noch immer ist bei den zwölf- bis vierzehnjährigen Mädchen, seien es höhere Töchter, Fortbildungsschülerinnen oder Proletarierinnen, „Trotzköpfchen" das Buch, das am meisten verschlungen wird. Seit zehn Jahren existiert nicht mehr der Backfischtyp, die Backfisch-Lektüre jedoch — „Komtesse Käte", „Hummelchen", „Frau Majors Töchterlein", „Elternlos", „Pensionsmädel" etcetera — wird von unsrer modernen Jugend mit einem Eifer und einer Hingabe gelesen, als lebten wir noch in der Makart-Zeit. Besonders interessant sind grade zu diesem Punkt die in der Broschüre veröffentlichten Untersuchungen von Doktor Erna Barschak bei der werktätigen weiblichen Jugend. Danach suchen und finden grade die proletarischen Mädchen in der Schmachtlektüre den so heiß ersehnten Lebensersatz. Sie sind zufrieden, wenn sie durch ein Buch sentimental werden können. „Ich möchte ein Buch, bei dem man weinen kann," sagen viele Mädchen, wenn man sie nach ihren Wünschen fragt. Mädchen, die im offenen, harten Lebenskampf stehen. Eben deshalb vielleicht . . .?

Bei den Jungens liegen die Dinge anscheinend noch komplizierter. Die Jungens lesen nicht nur mehr als die Mädchen, sie lesen auch viel mehr durcheinander. Die Auskünfte klingen manchmal phantastisch. So will ein Vierzehnjähriger in einer thüringischen Kleinstadt gelesen haben: Serie „Frank Allan" 200 bis 250 Stück, Serie „Harald Hearst" 100 Stück, Serie „Wildtöter" 50 Stück, Serie „Tom Shark" 55 Stück, Serie „Neuer Lederstrumpf" 40 Stück, Serie „Nick Carter" 30 Stück, Serie „Harry Piel" 20 Stück, Serie „John Buxter" 20 Stück. Außerdem noch ein Dutzend Kriegsgeschichten und Liebesromane, unter diesen selbstverständlich „Die Heilige und ihr Narr" Dieser klassische Kitsch wird auch heute noch durch-

schnittlich von jedem Jugendlichen gelesen. Die Befürworter des Gesetzes halten die Detektiv-Serien, die der hoffnungsvolle thüringische Knabe zu Hunderten verschlingt (er ist beileibe nicht der einzige), für ausgesprochen minderwertig. Nun gut; wie kommt es, daß vier Jahre nach Inkrafttreten des Gesetzes diese Serien noch überall zu haben sind? Wenn auch nicht mehr im regulären Buchhandel, so doch immerhin in Zeitungsständen, auch in Papierhandlungen in der Provinz, jedenfalls an Orten, die den Lehrern und Jugenderziehern meist genau bekannt sind.

Eine sehr ernste, vielleicht die ernsteste Seite der ganzen Frage wird in der Broschüre leider nur einmal ganz kurz und nebenher gestreift. Daß ein vierzehnjähriger Junge Detektivserien vertilgt, ganz gleich welcher Qualität, wird nur in Ausnahmefällen in seinem Leben von Einfluß auf ihn sein. Es ist Schund, gewiß, doch keiner, gegen dem man von Staats wegen vorzugehen brauchte. Aber es gibt auch gefährlichen Schund. Das ist jene sogenannte Literatur, die für den jungen Menschen den Krieg zu einem lustigen und romantischen Abenteuer umlügt, ihm einen im Ton rüden Patriotismus einimpft, ihm ein ganz falsches Weltbild vermittelt, mit einem Wort Phantasie und die Seele wirklich vergiftet. Diese Sorte Literatur, die meist aus der Zeit von 1914 bis 1920 stammt, hat heute scheinbar jede Aktualität verloren, dennoch findet man sie nicht nur in allen Bibliotheken, besonders der höhern Schulen, nein, sie liegen auch noch zu allem Überfluß grade jetzt wieder, zur Weihnachtszeit, in den großen Kaufhäusern aus, sind für wenige Groschen zu haben und gehen wie warme Semmeln weg, weil die Eltern sie ja nicht aus Böswilligkeit oder mit besonderer Absicht kaufen, sondern ebenso gedankenlos, wie sie auch sonst ihre Kinder zu beschenken pflegen. Der Rektor Willy Gensch führt in seiner Untersuchung einmal ein paar Namen jener verderblichen und verhetzenden Kriegsliteratur an, die heute in den Schulen gelesen wird. Sie lauten — und es sind dieselben, die ich bei Wertheim und Tietz fand — „Kampf in Feindesland", „Zeppelin über England", „Viel Feind, viel Ehr", „Von der Schulbank in den Schützengraben", „Unser Recht auf den U-Boot-Krieg", „Vater und Sohn im Weltkrieg", „Husarenstreiche zur See", „Durchhalten!" So was darf die Bibliotheken unsrer Gymnasien zieren, ohne daß in vier Jahren die Prüfstellen auch nur einen Finger gerührt hätten, um diesen tiefsten Schund auf die schwarze Liste zu setzen. Vielleicht würden dann diese Schmöker wenigstens aus den Warenhäusern verschwinden. Aber nicht doch: die Herren Zensoren sind seit Monaten vollauf damit beschäftigt, nachzuweisen, daß etwa der harmlose Pitigrilli, für den sich ja gar kein Jugendlicher interessiert, ein gemeiner Schmutzfink sei.

Die beiden Lehrerinnen und der Rektor, die die Untersuchungen vorgenommen haben, sind gewiß nicht mit jenen Dunkelmännern zu vergleichen, die das Schund- und Schmutzgesetz aus einem ganz andern (nämlich politischen) Grunde für zukunftsträchtig halten, als sie vor der Öffentlichkeit zugeben, vor der sie lediglich die Rolle des moralisch besorgten Schützers spielen. Dennoch sind einige Äußerungen der drei Un-

tersuchenden sehr sonderbar und zeigen blitzlichtartig, wie merkwürdig sich selbst in fortschrittlicher gesinnten Köpfen dieses Typs die Welt spiegelt. Ein paar Beispiele:

Frau Doktor Herta Siemering hält die populär-wissenschaftliche Schrift des schweizer Arztes Brupbacher über Kindersegen und Fruchtabtreibung für einen ebenso minderwertigen Schmutz wie etwa das Buch „Clarissa, aus dunklen Höfen Belgiens", und andre Schweinereien, die ein Schüler als Lektüre angibt. Brupbacher ist allerdings ein sehr radikaler Aufklärer, auch ist er als nicht grade politisch reaktionär bekannt. Frau Doktor Siemering genügt offenbar diese Tatsache, sie hat das Buch wohl gar nicht erst sich angesehen, denn sie schreibt: „Es ist kaum anzunehmen, daß reife Menschen solche Schriften in großem Umfange lesen werden." Leider nicht, Frau Doktor Siemering!

Noch merkwürdiger ist dies: Alle drei Untersuchenden rechnen „Onkel Toms Hütte" zu den sogenannten „umstrittenen Jugendschriften". Auch unser Freund „Doktor Dolittle" gehört dazu, während sich gleich darunter, unter der neutralen Rubrik „Spezifische Jugendschriften" der Schmöker „Im Schlachtgetümmel des Weltkrieges" befindet. Dann gibt es noch eine Rubrik, die etwas dunkel „Spezifische und andre minderwertige Jugendschriften" lautet. Unter dieser Rubrik werden so entzückende Bücher und Schriften aufgezählt, wie „Jack, der lustige Seekadett" von Maryatt und „Der heitere Fridolin". Sind sie etwa in den Augen des Wohlfahrtsministeriums minderwertig? Doch wohl kaum minderwertiger als die Bücher „Elsie, die seltsame Magd", „Der Toni vom Kandergrund" und „Als ich noch ein Waldbauerbub war", die ausdrücklich als „gute Jugendschriften" bezeichnet werden. Und „Die Heilige und ihr Narr" rangiert nicht etwa unter der Rubrik der „umstrittenen" oder „minderwertigen Jugendschriften", sondern gilt als „Unterhaltung". Sonderbare Klassifizierungen, nicht wahr?

Jedenfalls verraten diese kleinen Tatsachen mehr als lange Aufsätze und große Reden von jenem dunklen Ungeist, der über den Wassern schwebt. Wenn brennend notwendige Aufklärungsschriften bereits für minderwertig gehalten werden, so ist es nur ein winziger Schritt, sie für Schund zu erklären. Der wirkliche Schund aber wird für harmlos erklärt oder überhaupt nicht beachtet.

So haftet also auch dieser so aufschlußreichen und oft überraschend klarsichtigen Broschüre der drei Lehrer trotz allem jener fatale Geruch des rettungslos Spießigen an, der ja in Deutschland das Charakteristikum fast aller Jugendhelfer und Erzieher ist. Sie haben ein ausgezeichnetes Material zusammengetragen, die Drei, sie haben auch, von ihrem Standpunkte aus, oft trefflich analysiert. Aber ihr Standpunkt ist zu eng, zu kleinlich, auch zu voreingenommen. So werden sie zu Verteidigern eines Gesetzes und einer Einrichtung, die eine Lächerlichkeit und Schmach zugleich für das Land der Dichter und Denker und der freiesten Demokratie ist. Weswegen es eine Dauer-Enirichtung bleiben wird. Külz hat eben die Aera Frick fast genial vorausgeahnt . . .

Grüner Tisch und grünes Feld

von Jan Bargenhusen

I

Inventur

In dem politischen Trubel der letzten Monate ist die Tatsache, daß das tolle Jahr 1930 nun sein natürliches Ende erreicht, beinahe in Vergessenheit geraten: Der ordentliche Haushalter aber muß daran denken, daß der Bilanztag naherückt, und daß es Zeit ist, zur Bestandsaufnahme, zur Inventur zu schreiten. Und da zu befürchten ist, daß keiner der Führer der „Grünen Front" den Mut haben wird, eine ordnungsmäßige Bilanz für das Jahr 1930 aufzumachen — wird man doch höchstens die Künste der Bilanzverschleierung dort spielen lassen — so muß sich schon ein Andrer der Mühe unterziehen, Aktiva und Passiva, Debet und Kredit der Agrarpolitik zusammenzustellen.

Ganz einfach ist die Aufnahme nicht; die einzelnen Fakten laufen kurios durcheinander. Der „erste Stand im Staate", der nun auch als solcher offiziell anerkannt ist, der Nährstand, hat sich unter der Regierung Brüning schnell in die vorderste Reihe gespielt. Die Zeiten, in denen man es noch als Kuriosität vermerkte, daß das grüne Jägerhütchen des alten Januschauers in der Wilhelmstraße gesichtet worden sei — damals, als Hindenburg seine Osthilfebotschaft vorbereitete — sind längst vorüber; die freundnachbarschaftlichen Beziehungen zwischen dem Gutsherrn von Neudeck und Herrn von Oldenburg-Januschau gehören längst zum Alltagsbestand der Reichspolitik. Charakteristisch war auch, daß auf dem Jahresessen des Herrenklubs, wo sich Otto Geßler in empfehlende Erinnerung für etwa eintretende Vakanzen an Präsidentenstellen brachte, der Tisch des Reichspräsidenten fast ausschließlich mit „führenden" Landwirten besetzt war. An Nichtagrariern sah man dort nur einen Abt und, sicherm Vernehmen nach, auch einen aktiven Reichskanzler, dem allerdings, neben den anwesenden und gebührend begrüßten Fürstlichkeiten wie dem Großherzog von Mecklenburg und einem leibhaftigen Prinzen von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen eine durchaus bescheidene Rolle zufallen mußte.

Dieser neustabilisierten Hochschätzung der Landwirtschaft und ihrer prominenten Vertreter in den führenden Kreisen der deutschen Gesellschaft entspricht das Bild, das die „Grüne Front" politisch bietet, nicht so ganz. Als „Grüne Front" bezeichnet man, wie erinnerlich, das Zusammenwirken der Herren Schiele, Brandes, Hermes und Fehr, als der Repräsentanten der vier großen landwirtschaftlichen Organisationen: Landbund, Landwirtschaftsrat, Bauernverein und Bauernschaft, — wobei gleich angemerkt werden darf, daß Schiele, als er Minister wurde, in dieser Gruppierung durch seinen Vorgänger und Nachfolger im Präsidentenamte des Landbundes, den Grafen Kalckreuth, ersetzt worden ist. Die Gruppe dieser vier Repräsentanten hat sich vor dem Forum der Agrarpolitik als recht wenig dauerhaft erwiesen. Sie entbehrt übrigens jeder juristischen Form, was allerdings die Kali-Industrie nicht davon abgehalten hat, ihr „im Interesse

der gesamten Landwirtschaft" ein Präsent von einigen Millionen Mark zu machen. (Die gute Wirkung sah man neulich, als die Preisabbau-Aktion für Kali so überaus glimpflich verlief!)

Mit der Bauernschaft, als der kleinsten Gruppe, darf unsre Betrachtung begonnen werden. Hier hat sich der alte Gegensatz zwischen den beiden Führern — Lübke in Berlin, Fehr vom Bayrischen Bauernbund in München — weiter verschärft. Lübke ist, wenigstens für seine Person, den Weg zur engern Anlehnung ans Zentrum, wie das schon früher an dieser Stelle geschildert wurde, weitergegangen; sein Name erschien auf der Reichswahlliste dieser Partei nicht an ganz aussichtsloser Stelle, und als es dann mit dem Reichstagsmandat nicht klappen wollte, wurde ihm als Pflaster auf die Wunde wenigstens ein lukrativer Aufsichtsratsposten bei der „Görres-haus Aktiengesellschaft", gelegentlich der Reorganisation der ‚Kölnischen Volkszeitung', verschafft. Der Bayrische Bauernbund ist inzwischen bei den Reichstagswahlen arg zusammengehauen worden, während seine Gegner von der Bayrischen Volkspartei sich im Nazisturm noch ganz gut behaupten konnten. Im neuen Parlament hat Herr Fehr aus dieser Niederlage die überraschende Konsequenz gezogen, daß ein Anschluß an die Christlich-Nationale Bauern- und Landvolk-Partei, die von Gereke und Höfer geführte parlamentarische Schutztruppe des Landbundes, wenigstens in Form einer Fraktionsgemeinschaft vollzogen werden müsse. Das paßte nun wieder Herrn Lübke durchaus nicht in seinen Kram: denn er wollte, seit langem schon, eine etwas deutlichere Distanzierung der Bauernschaft, deren weitaus größter Bestandteil eben der Bayrische Bauernbund ist, von den Landvolkleuten und überhaupt von der „Grünen Front" herbeiführen. Schon allein deswegen, um endlich einmal die unerquicklichen Debatten darüber loszuwerden, ob nun die Unterschrift des Herrn Fehr unter den gemeinsamen Aufrufen der „Grünen Front" jeweils zu Recht und mit Einverständnis Fehrs bestünde oder nicht. Lübke versammelte also eines schönen Tags seine Getreuen um sich und ließ den Beschluß fassen, daß man sich vom Bayrischen Bauernbund trennen werde. Gleichzeitig wurde eine Entschließung angenommen, die sich — endlich! — mit der Berufung auf die spezifisch bäuerlichen Interessen scharf und klar gegen den Kurs Schieles wendet. Der einzige Vertreter, den die deutsche Bauernschaft, außer den Bauernbündlern, im Reichstag sitzen hat, der auf der Reichsliste gewählte niederschlesische Bauernführer Hillbrandt, hat in Konsequenz jener Beschlüsse die Fraktionsgemeinschaft der Bauernpartei verlassen und ist in eine „technische" Fraktionsgemeinschaft mit der Staatspartei eingetreten, der damit endlich das große Glück erblüht ist, auf fünf volle Skatrunden, gleich 15 Mann, zu kommen und als vollzählige Fraktion in allen Ausschüssen des Parlaments Sitz und Stimme zu erhalten.

Während bei den Resten der Bauernschaft spät, aber vielleicht doch noch nicht zu spät, die Einsicht aufgedämmert ist, daß in der „Grünen Front" keine befriedigende Bauern-

politik betrieben werden könne, hat sich die Bauernvereins-Organisation, immer noch unter der Führung von Doktor Andreas Hermes, endgültig zur Magd Schieles degradieren lassen. Freund Hermes, der als deutscher Unterhändler gegenüber Polen den Handelsvertrag lange genug sabotiert hat, ist töricht genug, in dieser seiner negativen Politik nun auch rechtbehalten zu wollen. Er hat bei seinen Bauernvereinen deshalb kürzlich eine Resolution durchbringen lassen, die mit vielen Punkten nichts andres besagt, als das, was Graf Kalckreuth vom Landbund ein für allemal in der klassischen Formulierung zum Ausdruck gebracht hat: „Das deutsche Volk muß gezwungen werden, nur deutsche Waren zu verbrauchen."

Beim Deutschen Landwirtschaftsrat, der in der glücklichen Lage ist, als bureaukratische Spitzenorganisation der reichlich verbureaukratisierten Landwirtschafts- und Bauernkammern es nicht direkt mit dem gewöhnlichen Landvolk zu tun zu haben, sind die Dinge weitgehend stabil geblieben; dagegen zeigt der Reichslandbund deutlich alle Symptome der innern Zersetzung. Aber dies ist nun eigentlich schon ein neues Konto, das hiermit aufgemacht wird. Über Landbund, Kalckreuth, Hepp und Schiele muß ein weiterer Aufsatz berichten.

Sozusagen in der Fremde von Erich Kästner

Er saß in der großen Stadt Berlin
an einem kleinen Tisch.
Die Stadt war groß, auch ohne ihn.
Er war nicht nötig, wie es schien.
Und rund um ihn war Plüsch.

Die Leute saßen zum Greifen nah,
und er war doch allein.
Und in dem Spiegel, in den er sah,
saßen sie alle noch einmal da,
als müßte das so sein.

Der Saal war blaß vor lauter Licht.
Es roch nach Parfüm und Gebäck.
Er blickte ernst von Gesicht zu Gesicht.
Was er da sah, gefiel ihm nicht.
Er schaute traurig weg.

Er strich das weiße Tischtuch glatt.
Und blickte in das Glas.
Fast hatte er das Leben satt.
Was wollte er in dieser Stadt,
in der er einsam saß?

Da stand er, in der Stadt Berlin,
auf von dem kleinen Tisch!
Keiner der Menschen kannte ihn.
Da fing er an, den Hut zu ziehn...
Not macht erfinderisch.

Bemerkungen

Adolf Loos

Mit dreißig Jahren: Loos schreibt in wiener Zeitungen über Wohnen und Bauen und sagt fast alles das, was seit Corbusier als modern gilt ... zwanzig Jahre vor Corbusier. Das Publikum lacht und ärgert sich.

Mit vierzig Jahren: Loos baut sein erstes Haus am Michaeler Platz in Wien. Das Publikum tobt. Die Behörde erklärt das Haus für polizeiwidrig und droht mit Abriß der Fassade.

Mit fünfzig Jahren: Loos sucht vergeblich einen Verleger.

1921: „Ins Leere gesprochen" nennt Loos die Sammlung seiner frühen Aufsätze, die endlich in deutscher Sprache herauskommen ... in Paris, bei Crès & Cie, und in Deutschland kaum beachtet werden, obwohl sie hier durch den „Sturm" leicht zu haben sind.

1930: Loos hat gesiegt, mit sechzig Jahren. Im neuen Aufsatzbande „Trotzdem" (Brenner-Verlag Innsbruck) stellt er es sachlich fest. Gleichzeitig erscheinen zwei Bücher über Loos: bei Anton Schroll in Wien ein Abbildungsband seiner Bauten und Einrichtungen und bei Richard Lanyi ebendort Bekenntnisse vieler Prominenten zu dem Werke von Loos.

Wofür hat Loos dreißig Jahre gekämpft?

Für die Sache des guten, vernünftigen Bauens, und was er in diesem Kampfe vor dreißig Jahren gegen den Sezessionismus schrieb, das läßt sich heute fast Wort für Wort verwenden gegen den neuen Jugendstil eines Pseudokonstruktivismus. Die Waffen, die Loos geliefert hat, sind heute so scharf wie je, denn Loos ist ein Logiker von Rasse und ein bewundernswerter Schriftsteller, zu dessen Ruhm ich nichts besseres zu sagen weiß, als daß er manchmal an Paul Scheerbart erinnert ... in seiner Lichtigkeit und Helle.

Immer der Wirklichkeit, dem Leben, dem Menschen, der Arbeit nahe, immer schlagfertig und erfindungsreich schiebt Loos kaltblütig alle Phrasen der Akademiker und alle moderne Gschaftlhuberei beiseite. Er verwünscht die Künstler, die alle unsre Gebrauchsdinge ... bis auf die Koffer, die Zigarettenetuis und die Schuhe ... mit ihrer Phantasie verdorben haben, und er läßt den kleinen Sattlermeister, dem der sezessionistische Kunstprofessor vorwirft, daß seine Sättel ohne Phantasie seien, erwidern: „Wenn ich so wenig vom Reiten, vom Pferde, vom Leder und von der Arbeit verstünde wie Sie, dann hätte ich auch Ihre Phantasie".

„Etwas Unpraktisches kann nicht schön sein", das hatte schon Otto Wagner in Wien gelehrt. Da knüpft Loos an. Aber Wagner, den Loos sehr bewundert, neigte zu einer hymnischen Verklärung der Architektenkunst. Loos sagt sehr viel einfacher: „Der Architekt ist ein Maurer, der Latein gelernt hat".

Der Respekt vor Loos verbietet uns, zu verschweigen, daß uns die Maurerkelle und das Latein allein vor den großen sozialen Bauaufgaben heute nicht weiterhelfen. Aber das mindert nicht unsre Bewunderung für den Kritiker, den Schriftsteller, den Künstler Adolf Loos, der nebenbei als Erster für Peter Altenberg, für Kokoschka, für Schönberg gekämpft hat.

Adolf Loos hatte eine Mission in Deutschland zu erfüllen. Es entspricht nur dem deutschen Tempo, daß er dreißig Jahre lang „ins Leere gesprochen" hat. Daß er „trotzdem" siegte, entspricht seiner Echtheit, seinem Mute, seinem Können.

Adolf Behne

Der standhafte Zinnsoldat

ist ... was? „Die Zinnfigur ist das vornehmste Lehr- und Anschauungsmittel." Also ist der Bleisoldat einem deutschen Verein in die Finger gefallen. Und da liegt er nun.

‚Der Standhafte Zinnsoldat; Nachrichten für Liebhaber der Zinnfigur. Monatlich erscheinende illustrierte Zeitung für Zinnfigurensammler.' Wat se all maken... Ich habe eine Zeitschrift der Totengräber, aber eine für Zinnsoldaten...

Die Sache fängt mit einem „Deutschen Bekenntnis" des Generals Clausewitz an, und nun brauchen wir ja wohl nicht weiterzulesen. Dieser Zinnsoldat ist nicht aus Zinn. Er ist aus dem Blei gemacht, aus dem die Flintenkugeln gegossen werden. Es ist auch ein richtiges „Kriegsspiel" in dem Blättchen; die Franzosen stehen bei Greifswald, die 2. Jäger-Division wird um 12 Uhr in Wittstock verladen, ... ich wäre für Zinnowitz ... kurz: hier tobt sich jener Geist der „Wehrhaftigkeit" im kleinen aus, der im großen der Welt weismachen will, es seien nur die bösen Feinde Deutschlands, die das Land so unruhig machten.

Und was es da alles zu kaufen gibt! „Geländezubehör, Ziehbrunnen, Strohdiemen, Gräben, Zäune ..." es ist alles da. „Demnächst soll weitererscheinen: 1 preuss. Hauptmann z. Pf., 1 franz. Kapitän z. Pf." Herrschaften, da fehlt was. Ihr habt nicht alles.

Es fehlt: 1 halbverweste Leiche; dieselbe, ohne Kopf; 2 franz. Verwundete, mit heraush. Gedärm; 1 preuss. Hauptmann mit erhobenem Revolver; 4 preuss. Arbeiter, davon 2 auf Erde liegend. Geländezubehör: eine Wand, an ihr 6 preuss. Proletarier mit verbundenen Augen; 1 Leichenhaufen. Sowie das Prachtstück jeder Sammlung: Offizierskasino in großer Zeit; dasselbe, unter den Tischen liegend.

Andersen: „Da nahm der kleine Knabe den Soldaten und warf ihn grade in den Ofen und gab gar keinen Grund dafür an; es war sicher der Kobold in der Dose, der schuld daran war." Das walte Gott.

Ignaz Wrobel

Helmuth von Mücke — eine Enttäuschung

Wer da geglaubt hatte, bei den so marktschreierisch angekündigten Enthüllungen des ehemaligen nationalsozialistischen Führers von Mücke auf seine Kosten zu kommen, der hatte sich erheblich getäuscht. Man erwartete nach allem, was da vorangegangen war: Herr von Mücke werde mit einer Wagenladung Mist anfahren, die er so im Laufe der Zeit bei seinen ehemaligen Parteifreunden gesammelt habe. Aber es ging sehr zahm her.

Was Herr von Mücke vorzubringen wußte, das waren Skandälchen, die alle im Zusammenhang mit den gegen ihn erhobenen Verleumdungen standen. Was er sonst über den allgemeinen Kurs der NSDAP. vortrug, war Denen, die sich ernsthaft mit der Partei beschäftigt hatten, nicht grade neu. Daß er daneben ein sympathisches Programm entwickelte, war sehr nett von ihm, aber deswegen sind wir schließlich nicht hingegangen.

Warum aber hat Herr von Mücke nun nicht ausgepackt? Warum hat er nicht einmal die Tatsachen bestätigt, die wir schon aus verschiedenen Presseveröffentlichungen kannten? Es gibt da nur wenige Möglichkeiten. Die eine: Herr von Mücke ist an diesen Korruptionen, Betrügereien, Verleumdungen, Ehrabschneidereien, Beleidigungen

und was weiß ich noch selbst, beteiligt. Das aber kommt nach dem Eindruck, den Mücke machte, gar nicht in Frage. Eine zweite Möglichkeit: Herr von Mücke wußte tatsächlich nicht mehr, als er da ausplauderte. Dann kann man ihm oder vielmehr den Veranstaltern nicht den Vorwurf ersparen, uns irregeführt zu haben. Und schließlich als letztes: Herr von Mücke ist zu anständig, um richtig auszupacken. Darum konnte er sich anscheinend nur dort entschließen, zum Gegenangriff überzugehen, wo es galt, die gegen ihn gerichteten Vorwürfe zu entkräften. Ansonsten schwieg er. Das ist gewiß sehr vornehm, aber dann hatte der Abend gar keinen Sinn.

Man könnte ja nun meinen, die sämtlichen Schweinereien, die der Gegner begangen hat, ans Licht zu zerren, sei kein sauberes Kampfmittel. So zart besaitet wollen wir nicht sein, umso weniger, weil es völlig verkehrt ist. Nichts kann erwünschter sein als die Entlarvung des politischen Gegners. Wir wollten wissen, was da auf der andern Seite vor sich geht, was es mit diesen „Sozialisten", diesen „sittlichen Erneuerern" und „Charakteren" nun wirklich auf sich hat. Grob gesagt: nennen Sie uns die Summen, Herr von Mücke, die das Kapital Herrn Hitler für seinen Verrat am Sozialismus, für seine erfolgreiche Zersplitterungstätigkeit in der Arbeiterschaft gezahlt hat. Wir verzichten gern, erotische Skandale zu hören. Aber die Korruption, darauf haben wir gewartet.

Statt dessen verbreitete sich Herr von Mücke über sein politisches Programm. Und das war sehr klug und sympathisch. Aber zum politischen Kampf gehört auch eine nicht geringe Portion Rücksichtslosigkeit. Die fehlte. Die Wurzel einer solchen Rücksichtslosigkeit ist: absolute Ehrlichkeit. Herr von Mücke, Sie kommen von den Fascisten her. Es gibt ein italienisches Wort, das uns bei dieser Gelegenheit einfällt; und das lautet: „Wenn ein Fascist ehrlich ist, ist er nicht intelligent, wenn ein Fascist intelligent ist, ist er nicht ehrlich. Wenn einer ehrlich und intelligent ist, dann ist er kein Fascist."

Deutlicher läßt sich das kaum sagen.

Walther Karsch

Stimme der Brüder

Kürzlich hörte man am Radio die übliche Presse-Rundschau. Und darunter die tröstlichen Stimmen bedeutender Blätter im Reich, die ihren feindlichen Pressebrüdern erzählten, daß man doch in Deutschland nicht so vom Fascismus sprechen könnte wie sie es täten. Da sollten doch die Redakteure erst einmal nach Italien gehen und sich ansehen, was Fascismus wirklich bedeute.

Diese Ausführungen unterbrachen den Referenten grade in der Lektüre des Buches, das der Neffe des ehemaligen italienischen Ministerpräsidenten und Demokratenführers Nitti, Francesco E. Nitti, auf den Tisch des Hauses Europa geschleudert hat. Es heißt schlicht „Flucht" und ist bei Müller & Kiepenheuer in Potsdam erschienen.

Die Handlung spielt auf einer der vielen Verbannungsinseln, auf der die römische Diktatur ihre Opposition als eine Art Aussätzigen-Zoo gefangen hält, Rings herum überall Wasser, darauf Gestein, Dreckbaracken und sadistische Aufseher. Nittis Anklageschrift hat privaten Charakter, ist der Fluch eines leidenschaftlichen Herzens, geschleudert gegen übermächtige Gewalt, ist Schilderung voll sachlicher Reportage und glühender Leidenschaft zugleich. Mit unwiderstehlicher Macht hat der Fascismus sich an allem gerächt, was ihm im Weg stand oder der eignen Überzeugung treu blieb. Und man muß lesen, wie Gemeinheit, Mitläufertum und die ganze Sippschaft der pathologisch-hysterischen Neurastheniker, dieser unvermeidbaren Garde- und Schutzbande jeder Umwälzung, ihre Rache an der „Minorität" nehmen. Keine Anklage, kein Urteil,

Verdacht und Berichte subalterner Polizeiorgane genügen, um auf die Deportierten-Insel zu kommen, ein falsch aufgefaßtes Lächeln oder eine Bemerkung auf einer erhaltenen Postkarte sind Grund, verprügelt, gemessert, zu neuer Strafe von den Strafvollzugsorganen verdammt zu werden.

Vor allem aber sollte man es in Deutschland wegen aller jener mitschwingenden Stimmungen und Bemerkungen lesen, die tagebuchartig notierend von Vorgängen berichten, die dem Ausbruch des Fascismus vorangehen (Studentenkrawalle etcetera) oder seine Wirkung auf alles Mittelschichtige und Mittelmäßige schildern. Dann wird man nicht nur Parallelen mit den deutschen Vorgängen dieser Tage finden sondern auch ahnen, was über alle freiheitlichen Menschen Deutschlands kommt, wenn die deutsche fascistische Bewegung, die die gleiche Mischung aus Fanatismus, Mystik und mittelalterlicher Brutalität ist, sich ungehemmt entfalten darf. Gewiß, die P.T.-Blätter haben Recht, noch sind die deutschen Zustände kein Fascismus. Aber dieses diätenversessene Abgeordnetenvölkchen spürt den Teufel selbst dann eine Zeitlang noch gar nicht, wenn er es schon am Kragen hat.

Was den Italienern auf den Inseln Lipari, Lampedusa, Ustica blieb als einziges von allem, war ein Ruf: „Es lebe die Freiheit!" Das ist auch der Ruf, der nicht früh genug in Deutschland erschallen und von den Massen als Parole aufgenommen werden muß: „Es lebe die Freiheit!" Aber die Freiheit will verteidigt sein!

Manfred Georg

Programm für eine Maus

Napoleon, ein bekannter Diktator, hatte wenig für die Zensur übrig. Er erklärte seinem Polizeiminister Fouché, warum er dagegen sei, daß bestimmte Druckschriften verboten würden: „... weil ich nicht für die Dummheiten, die man veröffentlichen darf, verantwortlich sein will." Und weiter: „... weil ich nicht will, daß ein Kommis den Geist tyrannisiere!"

A propos Kommis: unser Pg. Mäusekönig kann noch eine Menge von jenem welschen Terroristen lernen. Fast juckt es mich, zu wetten, daß er einer so genialen Ansicht über die Schattenseiten der Zensur nicht fähig wäre! Obgleich ihn also noch eine Nuance von Napoleon trennt, wollen wir ihm von Stund an manche Erbärmlichkeit aufs Konto setzen, die in Deutschland erscheinen darf, ohne daß er sein Ungeziefer mobilisiert.

Da läuft zum Beispiel im Primus-Palast seit zwei Monaten...

Entschuldigen Sie, eine Sekunde. Der Postbote ist da. Eine Ansichtskarte. „Blick auf das Kampfgelände bei Douaumont". Und hinten, mit sauberer Schülerschrift:

„Vom historischen Kampfgelände sendet die besten Grüße die Produktionsleitung des Films Douaumont, Panzer-Film G. m. b. H."

Das ist aber lieb! Die besten Grüße... Wenn einer eine Reise tut, dann wird er freundlicher Laune. Vielen Dank! Das sind die Leute, für die Herr Bronnen einen neuen Fridericus-Schinken schreibt. Ob sie uns auch was Nettes mitbringen? Vielleicht — für den Schreibtisch — einen kleinen, dekorativen Totenschädel?

Verzeihen Sie die Störung. Ich wollte sagen: im Primus-Palast läuft seit zwei Monaten ein Militärschwank von Carl Boese, „Drei Tage Mittelarrest". Das ist wohl der größte deutsche Tonfilm-Erfolg des Winters. Ein Bombengeschäft, das Herr Hugenberg sich hat entgehen lassen. Es hätte ihm mehr Geld gebracht als der Hetzfilm „Wings" im Ufa-Palast am Zoo.

Da wird also in der Potsdamer Straße sehr kräftig für das Ansehen der deutschen Wehrmacht, das seltsamerweise mit dem Ansehen Deutschlands identisch ist, gesorgt: in einer kleinen Garnison werden die Dienstmädchen unausgesetzt zu unehelichen Müttern gemacht. Und es ist zum Totlachen, daß die Urheber dieses frohen Treibens, die Herren Soldaten, nicht die geringsten Konsequenzen aus ihrem Spaß ziehen. Zum Heulen komisch aber ist die Tatsache, daß die Köchin Auguste nicht einmal weiß, wer der Vater ihres Kindes ist. Ein Soldat natürlich, mehr weiß sie nicht. Sie hat einmal nachts ihr Kammerfenster offen gelassen — und schon ist das Ding passiert. Nun weint das Mädchen, aber die Garnison biegt sich vor Lachen. Es ist eben, bei der bekannten Satyriasis der deutschen Soldaten, sehr dumm von einer Jungfrau, ihr Fenster nachts nicht zu verrammeln. Wie lustig, daß der Schuldige sich gar nicht meldet! Nun wird der Major gebeten, den Täter herauszufinden. Er lächelt vornehm über dieses Ansinnen, denn es wird ja von Zivilistenseite vorgebracht, also von den komischen Figuren des Films. Schließlich aber macht ihn „diese Quengelei" nervös, er will es diesem minderwertigen Zivilistenvolk schon eintränken! Und so muß das Mädchen Auguste vor das gesamte Bataillon treten, um sich den lieben Hallodri von Schwängerer herauszusuchen. Die uneheliche, verlassene Mutter Auguste vor der Front der Soldaten, das ist eine reizende Situation für ein deutsches Mädchen, wirklich sehr heiter und geschmackvoll, der Volksseele gemäß, so daß sie sich in diesem Film vom vielen Kochen ausruhen kann. Das Publikum lacht sich schief, der Major lächelt sehr fein, und was unser Ansehn im Ausland betrifft, so könnte es durch diesen Film noch ulkig steigen. Zumal sich der Herr Schwängerer auch jetzt nicht entdecken läßt, weil er laut Programmheft „ein kesser berliner Junge ist, der sich vor den Folgen der Vaterschaft drücken will". Er entgeht diesen Folgen tatsächlich, und so löst sich alles in Wohlgefallen auf.

Horch, was raschelt in der Zimmerecke? Ein Mäuslein. Bist du arbeitslos, mein Armes? Hier hast du eine Brotrinde. Ach, diese kleine Winterbeihilfe ist dir wohl nicht genug? Du willst auch Arbeit? Auf in die Potsdamer Straße, mein Mäuslein! Was soll ich tun, wenn dein Meister, der Herr der Schlangen und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse, wenn Mephigoebbeles so lange feiert?

Und es gäbe doch so viel für dich zu tun, mein Liebes. Im Marmorhaus zum Beispiel läuft ein anständiger, nicht sehr belangvoller Film, darin kommt ein treffender Satz vor: „Die Dummheit ist das größte Verbrechen."

Und diesen Satz, mein Kleines, läßt sich dein Pg. gefallen?

Abel Dorp

Kauft deutsch und konzernfrei

I

Kauft Nazi-Photoapparate!

Kleine Kamerafabrik, die sich in Notlage befindet, da ihr Juden-

gelder und Konzernbindung fehlen, verkauft nur direkt an Private. Als Trustgegner habe ich den Vertrieb übernommen. Helfen Sie bitte mit, kaufen Sie konzernfrei!

II

Jeder deutsch Empfindende verwende nur

ZAHNPASTA AVA

III

Schallplatten

„Stennes-Marsch", „Osaf von Pfeffer-Marsch", „Märk. Heide, märk. Sand".

IV

Nationalsozialistisches Spielzeug

Bleisoldaten in S.A.-Uniform (starke Ausführung). „Parlamentarismus", nat.-soz. Unterhaltungsspiel M. 1,90.

‚Völkischer Beobachter'

O du fröhliche, o du selige . . .

„Das Gesicht", „Das Gehör", „Das Gefühl" (folgen fast alle Sinne) oder: „Das üppige Weib", „Das grausame Weib", „Das lasterhafte Weib" (folgen alle übrigen Adjektiva der deutschen Sprache in Verbindung mit dem Worte „Weib") — manche mögen das. Für sie muß es diese Literatur geben, und für die Literatur Ladengeschäfte, die sie verbreiten. (Schließlich braucht ja die ehrbare deutsche Reichspost, mit ihren praktischen Einrichtungen „Schließfach" und „Postlagernd", wirklich nicht allein das gute Geschäft zu machen.) Von jenen Ladengeschäften haben sich dann Einzelne spezialisiert und führen ausschließlich „Lehrbücher" der Liebe, Sittengeschichten aller Grade und populäre Darstellungen der gebräuchlichsten Perversionen (unter Schutzband und gegen Verpflichtungsschein), sanft vermischt mit Dirnen-Memoiren, „Ehe"-Zeitschriften und etwas Homosexuell-Kriminellen. Mitunter scheint noch eine Abteilung für das einschlägige photographische Material angegliedert zu sein.

Es wird aber doch wohl mehr geguckt als gekauft. Die meisten Beschauer stärken sich, so lange es ihre Zeit erlaubt, und dann setzen sie ihren Weg wieder fort — oder sollte ihrer aller Geheimschrank schon komplett sein? (Ewige Plackerei: bloß den Schlüssel nicht zu Hause liegen lassen! — Albtraum von Hunderttausenden.) So gilt es, mit der Zeit zu gehen und das Publikum zu locken. Neulich sah ich ein Geschäft dieser Art, daß sogar mit der Weihnachtszeit ging.

Es war sehr rührend. Tannengrün auf einem Restposten „Abtreibung?", Tannengrün auf einer Neuerscheinung „Männer zu verkaufen", auch ein Heft „Das ganze Jahr nackt" hüllte sich in grünes Reis, und „Absteigequartier", ein Roman aus Berlin N.", „Prostitution des Altertums" und „Ein Weihnachtsspiel" von Waldemar Bonsels, beschaulich zu einer Ecke gruppiert, waren von einem Wachslicht erhellt. Das Allerschönste aber in dem ganzen Fenster: die Broschüren „Flagellantismus" und „Sadismus" offerierten sich mit Lametta behängt. Wer zweifelt jetzt noch an der Weihnachtsverheißung: „Und Friede auf Erden"?

Herbert Günther

Hinweise der Redaktion

Bücher

Felix Halle: Abtreibung und Geburtenregelung im geltenden und im vorgeschlagenen deutschen Strafrecht. Mopr-Verlag, Berlin.

Frans Masereel: Holzschnitte zu L. N. Tolstoi: Der Herr und sein Knecht. Transmare-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 20.00: Mensch und Maschine, Eugen Diesel. — **Donnerstag.** Leipzig 14.00: Gert Randolf liest aus Polgar: Bei dieser Gelegenheit. — Königsberg 20.05: Fidelio von Beethoven. — **Freitag.** Berlin 11.30: Berühmte Sänger, Schallplatten. — Köln 12.00: Upton Sinclair, Willi Schäferdick. — Leipzig 19.30: Paul Paulsen liest Josef Conrad: Ein Lächeln des Glücks. — **Sonnabend.** Berlin 16.05: Glaube, Rache und Sühne im Irak, Arnim T. Wegner.

Antworten

Polizeipräsident von Berlin. Sie haben den neuesten Hugenbergschen Fridericusfilm, das „Flötenkonzert", in der Premiere vor der Empörung republikanischer Demonstranten gerettet. Dafür gebührt Ihnen der Dank des Hauses Hugenberg, der Ihnen ganz gewiß nicht zuteil werden wird. Der Ufapalast war durch starke Schupodetachements innen und außen gesichert. Sobald sich nur ein schüchternes Zischen bemerkbar machte, leuchtete Ihre Polizei zusammen mit den rotröckigen Saaldienern die Reihen ab und holte sich die Demonstranten heraus. Als Demonstration galten nur Mißfallensäußerungen, ein paar Kerle, die ständig „Deutschland erwache!" brüllten, wurden nicht festgestellt, obgleich sich Polizisten in ihrer unmittelbaren Nähe befanden. Trotz dieser parteiischen Haltung Ihrer Streitkräfte setzten die Manifestanten sich durch, und die zweite Hälfte des Films konnte nach einer Pause nur bei halberleuchtetem Saale weitergeführt werden. So ging das Glanzstück, die Verfolgung des preußischen Kuriers durch die Reiterei des sächsischen Erbfeindes in allgemeinem Gelächter unter. Doch da wurden auch die Ihren lebendig, die jetzt durch einen forschen Polizeioffizier jede Äußerung der Opposition kurzweg untersagen ließen. Zwischenrufer wurden sistiert, Versuche zu Ansprachen unterdrückt, um recht deutlich zu machen, daß der Republikaner nicht das gleiche Recht genießt wie Goebbels. So wurde die Schande möglich, daß die Schlußapothese, der Parademarsch der Grenadiere mit der preußischen Königsstandarte, von dem nationalistischen Teil des Publikums bejubelt werden konnte, während die Andern, die sich der Freude der Hugenberganhänger nicht anschließen konnten, an die Luft gesetzt oder festgenommen wurden. Das heißt: eine republikanische Demonstration gegen die monarchistische auf der Leinewand wird geahndet. Die Maßnahmen der Polizei zeigten, daß sie den Film von vornherein als Politicum gewertet hat, daß sie die störungslose Abwicklung für unmöglich hielt. Nachdem sich aber eine ausgesprochene Kampfstimmung ausgebreitet hatte, da wandte sich die Polizei nur gegen die eine Gruppe. Sie hätte Parität gelten lassen müssen, sie hätte die Beifallskundgebungen mit gleicher Strenge unterdrücken müssen wie die Äußerungen des Mißfallens. Die Polizei hat nicht, wie es ihr Amt gewesen wäre, für neutrale Abrollung der Vorführung gesorgt, sie hat selbst die Neutralität gebrochen, indem sie die Tatsache ignorierte, daß es sich hier nicht um eine, sondern um zwei Demonstrationen handelte, und indem sie nur die eine unterdrückte. Das wird kaum das Verschulden der untern Chargen sein, sondern muß auf Instruktionen aus dem Präsidium beruhen, die der Sachlage nicht gerecht wurden. Deshalb kann uns republikanischen Demonstranten die weitere Abwehr nicht versagt werden. Dieser Film, der eine unverschämte Herausforderung ist, muß verschwinden, ebenso wie der Stahlhelmfilm, der uns noch bevorsteht, nicht alt werden darf. Wir Republikaner sind von unserm Staat verlassen. Wir müssen die Republik schützen — nicht nur gegen Rechtsradikale, sondern mit gleicher Intensität gegen die Organe des Staats selber, gegen diese Polizei, gegen diese Prüfstellen, gegen diesen Lampe-Ausschuß, der den monarchistischen Fridericus-Film für „hochkünstlerisch und volksbildend" und damit steuerfrei erklärt. Das Verbot des Remarque-Films hat gezeigt, daß die angebliche Staatsautorität auch durch äußere Einwirkungen weich gemacht werden kann. Allerdings muß dann auch

Instanzen auf die Finger geklopft werden, die einer realistischen Wiedergabe von Kriegsszenen volksbildenden Wert nicht zuerkennen können.

Neugieriger. So, Sie möchten gern wissen, ob Herr von Gontard sich gemeldet hat. Haben Sie denn das erwartet?

Thüringer. Dein Buchhändler in Mühlhausen äußert im Sprechsaal des ‚Buchhändler-Börsenblattes' einen sehr vernünftigen Wunsch. Er bittet nämlich die Verlage, ihre „Inserate von überflüssiger, nichtssagender Stilistik zu befreien und uns Sortimentern kurze, knappe Inhaltsangaben zu bringen. Wir möchten bei der Bestellung des Buches wissen, wie die Tendenz ist und welchen Weg der Inhalt geht. Daß ein Buch in ‚formvollendeter' Sprache, ‚voll glühender Lebendigkeit und kraftstrotzender phantasievoller Gestaltung', ‚mit tiefschürfender, psychologischer Erkenntnis' geschrieben, ... glaubt letzten Endes jeder Verleger von seinen Erzeugnissen." Na, wenn ers auch nicht glaubt... so sagts doch jeder. Was aber sollen wir armen Bücherkäufer erst sagen! Siehst du, Thüringer, so leben wir alle Tage, und das bekommen wir alle Tage zu lesen, und das Ganze heißt nachher: Buchkritik. Soweit hat dein Buchhändler ganz recht. Was aber möchte er denn nun gern von einem Buch wissen? Was interessiert ihn? „Autor, Inhalt (besonders auch innere Reinheit)..." Von daher weht der Wind! Da kann ich denn also deinen Buchhändler dringend vor folgenden Werken warnen: Shakespeare, Goethe (Vorsicht!) und Adolf Hitler.

Staatsrechtler. Wirth hat nicht mehr machen können, als er getan hat? Er hat ja gar nichts getan. Aber Sie werden erleben, was das Reich für einen Druck auf die Bundesstaaten ausüben kann, wenn es gegen links geht — das werden Sie sehen. Herr Frick wird Ihnen das zeigen. Dann, gegen Preußen, wird auf einmal alles möglich sein. Und Ihre Theorien werden sich, wie immer, danach richten.

Alter Jagow. Das war noch eine schöne Zeit, als die Straße dem Verkehr gehörte... Heute? Heute gehört sie dem Verein. Das wird, immer von rechts her, so gemacht: Läuft ein Film, der den Radaubrüdern nicht paßt; wird eine Zeichnung von George Grosz ausgestellt; wird ein Theaterstück über die Abtreibung aufgeführt — dann wissen die: die Polizei kann erst einschreiten, wenn es Unruhen gibt. Spontan gibt es die viel seltener, als man glaubt. Sie werden gemacht. So hat in Essen neulich ein hochedler Sekretär irgend eines kirchlichen Jugendverbandes der Polizei erklärt: „Das Grosz-Bild mit dem Christus in der Gasmaske muß aus dem Schaufenster." Die Polizei: „Da können wir nichts machen, wenn es nicht Unruhen gibt." Der Sekretär: „Dafür werden wir schon sorgen!" Und sie haben dafür gesorgt. Und das Bild verschwand. Anstatt die Unruhestifter zu bestrafen, neigt fast die gesamte Verwaltung dieses Staates immer, immer zu den Rechten — denen gehört ihr Herz. Und die Sozialdemokratie? Die,

Herr Funktionär P. Z., ist gelähmt. Ihre Kollegen stieren wie gebannt und verzaubert auf die Kartotheken, sie sehen nur noch den Apparat. Nun rächt es sich eben, daß man die mit der Flamme vertrieben und die mit der Funzel behalten hat. Was als Hilfskraft zu dienen gehabt hätte, herrscht heute als sogenannter Führer. Und die Geführten sind die Angeführten. Das sehen einige in eurer Partei; sie fristen ein klägliches und grade noch geduldetes Dasein in kleinen Zeitschriften. Einfluß haben sie nicht. Dabei ist eure Führeroligarchie, wie sie gebacken und gebraten ist, deshalb nicht imstande, den neuen Gegner zu bekämpfen, weil sie ihn nicht versteht. Man kann den Phantasten vom Dritten Reich nicht mit alten verrosteten Gedankengängen entgegentreten. Ein Typus wie Hermann Müller oder Hilferding hat manchmal recht — aber nie in den Gründen. Es ist aus.

Zeitungsleser. Glaubt nicht an das Wort „Verantwortung". Das Wort „Verantwortung" ist Schwindel. Fragt immer, wenn ihr das Wort „Verantwortung" lest: wem zivilrechtlich, wem strafrechtlich verantwortlich? Glaubt nicht an das Wort „Verantwortung"!

Theaterfreund. Wir zitierten neulich einen vor zehn Jahren geschriebenen Satz von S. J., der die zunehmende Verweichlichung der berliner Theaterkritik beklagte. Trotzdem muß bemerkt werden, daß in einzelnen Fällen unsre liebe Kritik, die den dümmsten Schmarren eine liebenswerte Seite abzugewinnen sucht, sich doch noch in ungebrochener Felddienstunfähigkeit zeigt. Alfred Polgars Komödie „Die Defraudanten" ist die Ehre zuteil geworden, Gegenstand eines Trommelfeuers zu werden, das an die tüchtigsten Zeiten unsrer berliner Theaterkritik erinnert. Warum Alfred Polgar? Warum Alfred Polgars Stück? Ein zarter, dichterischer Dialog, eine feine, gepflegte Sprache, manches gute nachdenkliche Wort, ein paar närrische Einfälle, viel saubere männliche Ironie. Vielleicht deswegen. Die heute beliebte Verwahrlosung der dramatischen Form ist so weit vorgeschritten, daß hier sensationelle Überraschungen kaum mehr zu erwarten sind. Die Mehrzahl der Herren Rezensenten scheint andrer Meinung zu sein, sie wartet noch. Deshalb lehnte sie Alfred Polgars Komödie als störendes Intermezzo ebenso entschlossen ab wie seinerzeit Walter Mehrings „Kaufmann von Berlin". Sie will keine dichterischen Gestalten auf der Szene. Die Richtkanoniere traten an, es kam das Signal „Feuer!", und ein Dichter lag glorreich erlegt da. Das ist geschehen, und jetzt können die Herren wieder liebenswürdig werden. Die Stückemacher mit der kalten lamäng werden davon profitieren.

Robert und Bruno Schultz. Ihr habt mit dem neuen Jahresband Eurer Publikation „Das deutsche Lichtbild" den alten Freunden wieder eine neue Augenweide bereitet. Was für Herrlichkeiten sind diese Bilder wieder. Welche Vielfältigkeit der Motive und der Technik. Mensch und Pflanze, Landschaft, Tier, jeder Organismus ist bald in seiner Größe, bald in seiner kleinsten Faser erfaßt und teilt dem Betrachter sein Leben mit. Ich will nicht verschweigen, daß das Eine oder Andre mir etwas zu niedlich erscheint, aber alles ist sehr charakteristisch, sehr sorgfältig gewählt. Manches ist Versuch und Anlauf. Aber auch das muß sein, um die Kultur des Auges zu fördern. Viele glückliche Jahrgänge seien Euch gewünscht.

Arnolt Bronnen. Mit Vatermord und weißen Mäusen in den heiligen Ehestand. Was ein rechter Teutone ist, der übersteht auch das. Gute Verrichtung.

Mitarbeiter. Senden Sie bitte Ihre Beiträge an die Redaktion und nicht an einen Redakteur. Sie verlieren nur Zeit.

Dieser Nummer liegt ein Aufruf der Freunde des 1. Antikriegsmuseums bei. Das Museum steht vor seinem Zusammenbruch. Zu seiner Rettung soll eine Anti-Kriegsanleihe aufgelegt werden. Alles Nähere finden unsre Leser in dem Prospekt.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Alle gegen Alle von Carl v. Ossietzky

Unter dem Titel „Dreie gegen Einen" erzählte die ‚Frankfurter Zeitung' kürzlich von einem „Stück kapitalistischen Machtkampfes". Die Geschichte ist wert, in großen Zügen nacherzählt zu werden. Eine wormser Lederfabrik war in Schwierigkeiten geraten und brauchte eine Atempause, um sich umzustellen. Die beteiligten Banken waren einverstanden, und die Sanierung ging planmäßig und hoffnungsvoll vor sich. Die Arbeitsmenge konnte erhöht werden, und Mitte 1930 waren schon 35 Prozent der Forderungen zurückgezahlt. Da platzte im Herbst plötzlich die Nachricht herein, daß die drei Hauptkonkurrenten der Firma einen maßgeblichen Teil der Bankforderungen, nämlich 56 Prozent, erworben hätten. Jetzt saß also die Konkurrenz im Haus und verlangte Einblick in die Geschäftsgebarung, und der Konflikt war da. Die Firma versuchte ein Arrangement und fand auch Hilfe, um die drei neuen Gläubiger abzufinden, die allerdings nicht hundertprozentig hätten befriedigt werden können. Die Auseinandersetzung drohte langwierig zu werden, und um ihre sechshundert Arbeiter vor der Entlassung zu schützen, verkaufte die Firma das Werk an eine ihr noch erhaltene Bankverbindung. Da stellte die Konkurrenzgruppe kaltblütig den Konkursantrag und erwirkte ein gerichtliches Veräußerungsverbot. Die Firma hat Beschwerde eingelegt; die Angelegenheit schwebt noch.

Ein Drama aus dem Leben unsrer Zeit, nennt die ‚Frankfurter Zeitung' diesen Vorgang, in dem sich wichtiges von den gegenwärtigen Triebkräften und Methoden widerspiegle. Fügen wir dem hinzu, was die Frankfurterin nicht ausspricht, wenn sie es auch andeutet. Der Kapitalismus ist nicht mehr imstande, in den Wirrwarr dieser Notzeit Ordnung hineinzubringen. Seine Methoden sind die eines juristisch kouvertierten Faustrechts. Er kennt keinen Gemeinsinn, keine Schonung. Er hat heute, in seiner größten Daseinskrise, noch immer nicht die rüden Verelendungstendenzen seiner stürmischen Flegeljahre überwunden. Wie kann man von ihm Verständnis für die Lebensbedingungen der Arbeiterklasse erwarten, wenn er innerhalb seiner eignen Klasse nur die Prinzipien einer schroffen und rücksichtslosen Draufgängerei gegenüber Schwächern gelten läßt? Wie kann man von ihm Solidarität mit der Ganzheit des Volks erwarten, wenn er seine Raubtiergelüste nicht vor einem Niederbrechenden der eignen Art zügeln kann?

Vielleicht könnte ein aufgeklärter Kapitalismus, der auf gefährdete Außenposten zu verzichten weiß, nochmals seine Lebensdauer strecken. Dessen heutige Träger jedoch bemühen sich krampfhaft um den Nachweis, daß „aufgeklärter Kapitalismus" ein Widerspruch in sich ist, daß die Devise noch immer lautet: Alle gegen Alle!

*

Der Herr Reichsgerichtspräsident Doktor Bumke hat einen Vergleich zwischen dem Reich und Thüringen zuwege gebracht. Das heißt: der Herr Reichsgerichtspräsident hat für die Nieder-

lage des Reichs eine etwas gefälligere Formel gefunden. Thüringen erhält die gesperrten Polizeigelder als Weihnachtsgratifikation, dafür aber soll das „Gesamtministerium" wachen, daß der nationalsozialistische Innenminister in seinem Ressort keine einseitige Parteipolitik treibt. Da das thüringische Landesministerium aus einem volksparteilichen Angsthasen und ein paar Philistern vom Landbund besteht, die allesamt nicht wissen, wo Gott wohnt, so bedeutet dies Ergebnis den vollen Triumph Fricks, der als gelernter Demagoge seine organisierten Massen gut zu bewegen weiß und als gelernter Beamter mit dem bureaukratischen Apparat leicht fertig wird. Herr Bumke hat durch diesen Vergleich die Republik ernstlich geschädigt, sich aber eine Ehrenbank im Dritten Reich gesichert.

Der Besiegte dieses sogenannten Vergleichs ist Joseph Wirth. Schon neulich, als er den Remarque-Film ohne Schwertstreich preisgab, war Herr Wirth definitiv auf die Verlustliste zu setzen. Er kennt die Größe seiner Niederlage, sein Verzicht auf die Herausgeberschaft der ‚Deutschen Republik' beweist, daß er ein Blatt, das schwarzrotgoldene Ideologie kultiviert, nicht mehr mit seinem Namen zu decken vermag. Setzen wir drei Kreuze auf den Grabstein des tapfern Republikaners Joseph Wirth.

Wahrscheinlich wird den Vergleich mit Frick niemand schärfer verurteilen als Wirth selbst, niemand die verlorene Bataille des Verfassungsstaates härter empfinden als er. Wenn ihn Männer seines Vertrauens jetzt fragten, warum er dem zugestimmt habe, warum er nicht schon nach dem Spruch der Oberprüfstelle um seinen Abschied eingekommen sei, würde er wahrscheinlich antworten: er bleibe nur, um ärgeres zu verhindern. Wir kennen Weise und Text. So setzt einer nach dem Andern seinen Ruf zu, immer „um zu verhindern." Herr Wirth hat nichts verhindert als eine klare Front. Wenn er rechtzeitig ausgesprungen wäre, so gälte er heute als mutiger Mann und Hoffnung für morgen; er hat sich selbst um die Möglichkeit gebracht, Mittelpunkt des republikanischen Widerstandes zu werden. Es gäbe einige Illusionen über das Kabinett Brüning weniger, wenn Wirth nicht den schlechten Handel mit seinem geachteten Namen gedeckt hätte. Kein Politiker, der auf sich hält, sollte sich dazu hergeben, als demokratischer Wandschirm zu fungieren, hinter dem ganz andre Geister am Werke sind.

An dieser Stelle ist im Laufe der Jahre oft von Joseph Wirth die Rede gewesen. Einst freudig zustimmend, dann immer skeptischer. Jetzt bleibt nichts als die schlichte Registrierung: Mann über Bord! Dabei soll auch jetzt zugestanden werden, daß Wirth wohl im besten Glauben gehandelt hat und am Ende einem System zum Opfer gefallen ist, dessen Perfidie er nicht gewachsen war: dem System Brüning. Schließlich ist die Auseinandersetzung mit einer widerspenstigen Landesregierung nicht allein Sache des Reichsinnenministers sondern ebensogut die des Reichskanzlers. Wenn ein Landesminister so unverschämt frondiert, wie es Frick tat, so ist das mehr als eine Ressortangelegenheit. Was vorlag war: Aufsäßigkeit Thüringens gegen das Reich; gemacht hat man

daraus: einen Konflikt Thüringens mit einem allzu rechthaberischen Reichsinnenminister, der nur durch einen Unparteiischen zum Einlenken bewogen werden konnte. Hier hätte der Reichskanzler als verantwortlicher Führer des Kabinetts seine volle Autorität einsetzen müssen. Im Jahre Dreiundzwanzig bestand Reichskanzler Stresemann auf der Strafexekution gegen Sachsen und Thüringen; Ebert, Geßler und Seeckt traten auf seine Seite, die sozialdemokratischen Minister verschwanden still. Der Innenminister Wirth aber ist ganz allein geblieben, sein Reichskanzler stellte sich tot, wie bei allen wichtigen Entscheidungen. Wir haben vor geraumer Zeit schon festgestellt, daß es zum System Brüning gehört, die nicht von der Rechten kommenden Minister sich abnutzen zu lassen. Der noch immer sehr wichtige Herr Treviranus, zum Beispiel, wirkt „ohne Portefeuille"; seit er seine törichten Reden eingestellt hat, ist er überhaupt nicht mehr zu fassen. Wirth, auf sich allein angewiesen, durfte sich in dem Zwist mit Frick aufreiben, Curtius, von den Hetzhunden des Nationalismus in die Ecke getrieben, versucht einen unvermittelten Kurswechsel, der ihn nicht retten wird. Und wenn sich in nächster Zeit herausstellen wird, daß es mit dem Finanzprogramm nicht recht klappt, dann wird auch der joviale Dietrich den tobenden Interessentenhaufen zum Fraße vorgeworfen werden, obgleich jedes Kind weiß, daß Brüning selbst bei den Finanzplänen ausschlaggebend gewesen ist und daß sich die Referenten des Finanzministeriums bei jeder Frage von Belang nicht an den heitern Propagandisten der Seeweine wenden sondern lieber gleich an den Chef des Kabinetts selbst. Herr Brüning schont sich, und er weiß, wozu er sich schont. Wenn in absehbarer Zeit Hugenbergsche und Hitlersche Parteiminister um Herrn Brüning sitzen, wird man staunen, wie gesprächig der schweigsame Mann sein kann, wie ritterlich er vor bedrohte Kollegen treten kann.

Die Verfassung ist nur noch dazu da, um der Reaktion die angenehmern Möglichkeiten der Legalität zu sichern. Die Verfassung ist nur noch ein tückisches Fangnetz für allzu loyale Republikaner, die nicht wagen, mit einem Ruck die papiernen Maschen zu zerreißen. Der wirkliche Kampfplatz ist nicht mehr der Boden des Verfassungsstaates. Wer dem Fascismus mit Erfolg begegnen will, muß sich auf sein eignes Aufmarschgelände begeben und ihn dort zu treffen suchen.

*

Jeden Abend kommt es im Ufa-Palast am Zoo zu Krawallszenen. Hugenbergs „Flötenkonzert", in seiner Mischung von aktueller Verhetzung und zeitlosem Kitsch, wird von den Berlinern nicht widerspruchlos geschluckt. Die Polizei wirft noch immer hinaus, zeigt sich aber nicht mehr so parteiisch wie bei der Premiere. Der Polizeioffizier, der damals eine unangebrachte und ruhestörende Ansprache gehalten hat, soll inzwischen sogar vom Dienst suspendiert worden sein. Warum aber verlangt die preußische Regierung nicht ein Verbot dieses Films? Jeden Abend veranstalten Massen von Stahlhelmern im Ufa-Palast ihre antirepublikanischen Demonstrationen, die Lokalanzeiger-Sottisen, die von der Leinewand tönen, werden durch einstudierte Zwischenrufe unterstrichen. Es

sind wiederholt Personen beobachtet worden, die an bestimmten Stellen den Arm heben, worauf Beifall dröhnt. Es gibt auch keine Bestimmung, wonach Äußerungen des Mißfallens nicht gestattet sind. Und die Zischer werden jeden Abend belästigt und körperlich bedroht.

Die Zensur arbeitet. Das Ehedrama Döblins ist in München verboten worden. In aller Heimlichkeit ist von der Prüfkammer Seeger ein Kriegsschuldfilm abgewürgt worden. Und da sollte eine Albernheit zur Glorifizierung imperialistischer Kriege anstandslos passieren dürfen, ein Machwerk, das von Geschichtslügen dicht durchsetzt ist? Solange der Staat nicht eingreift, sind die Republikaner im Recht, wenn sie zur Selbsthilfe greifen. Deshalb darf dieser Filmkrieg nicht unterschätzt werden, denn hier regt sich zum ersten Mal wieder der Geist eines populären Widerstandes. Der Fascismus hat bisher nur das Argument der Faust gekannt; er ist heute schon verblüfft, daß die andre Seite nicht mehr auf die Waffen des Gemüts allein vertraut. Das Jahr 1930, dies grimassenhafte Jahr, schließt mit der ärgsten Erschütterung der so trügerisch konsolidierten deutschen Wertbestände. Der Kapitalismus rafft in hektischer Gier, wo es kaum noch was zu raffen gibt, und durchlebt nochmals einen künstlichen Jugendrausch. Das pseudodemokratische System hat nicht mehr den Glauben an seine Mätzchen und verliert sich in dilettantischer Verordnungsspielerei. Und in den Massen selbst regt sich die Opposition gegen die Harmonieprediger in Partei und Gewerkschaft. In diesen primitiven und noch halb unbewußten Regungen liegt die Gewähr, daß in der letzten Partie der Fascismus doch sein Spiel verlieren wird.

Von Schacht zu Le Troquer von Felix Stössinger

Als Sieger auf zwanzig Banketten der amerikanischen Börsenfürsten ist Hjalmar Schacht in der deutschen Presse gefeiert worden. Erfüllt von Resignation kehrt er heim. Mag auch die Rede, die er am 8. Dezember vor dem Wirtschaftsbeirat der Bayrischen Volkspartei gehalten hat, in allen großen Zeitungen gestanden haben, mögen auch einzelne Blätter die entscheidenden Sätze durch Fettdruck hervorgehoben haben, — diese Wiedergabe bedeutet noch lange nicht, daß auch nur die politischen Freunde Schachts den Sinn seiner Wandlung wirklich in sich aufgenommen haben. Deswegen wissen auch heute nur wenige, daß Schacht bekehrt, viel zu sehr bekehrt zurückgekommen und Erfüllungspolitiker sans phrase geworden ist. Nichts andres kann es bedeuten, wenn Schacht in München noch dazu vor diesem Forum ausgesprochen hat, daß es „taktisch sehr viel richtiger ist, nicht gegen den Young-Plan zu schelten sondern auf der Ausführung des Young-Plans zu bestehen." Nicht schelten? Auf Ausführung bestehen? Und deswegen das Ultimatum in Paris? Die Attacke auf die deutsche Währung? Die passive Resistenz im Haag? Die provokatorischen Erklärungen gegen die Annahme des Planes? Die Demission vom Präsidium der Reichsbank, — um nach zwei Monaten Amerika so ganz, so völlig

ganz auf eine aktive Politik der Youngrevision zu verzichten, und nur noch ein einziges Mittel zur Befreiung von den Tributen zu kennen, nämlich zu zahlen, bis den Andern von unserm Gelde übel wird? So haben wir uns die Heimkehr des Mannes nicht vorgestellt, der nach dem warmen Dank des Grafen Ernst von Reventlow im Reichstag für nationalsozialistische Propagandaarbeit in Amerika nun auch in München sich dem Nationalsozialismus und ihn uns empfohlen hat.

Es ist ein weiter Weg, den Schacht zurückgelegt hat, selbst wenn man nur die ersten Interviews zum Ausgangspunkt nimmt, die er in Amerika deutschen Journalisten gegeben hat. Besonders das Interview mit dem Korrespondenten des ‚Berliner Börsen-Couriers' hat aufs neue bestätigt, daß Schacht mehr Zeit als andre braucht, die Verhältnisse zu erkennen. Zunächst enthielt es die heute von ihm selbst als falsch erkannte Versicherung, daß „in den Vereinigten Staaten doch schon kein ernsthafter Mensch mehr an die volle Erfüllbarkeit der Reparationsbedingungen glaubt, und daß die Zeit hier für eine offene Diskussion reif ist." Schlimmer als diese kategorische Behauptung, die Schacht selbst so schnell revidieren mußte, war die Begründung. Die Reife der öffentlichen Meinung für die Diskussion eines Moratoriums erkannte nämlich Schacht, man höre nur, aus der Fülle von Blumen, die sich in seinem Hotelzimmer türmten. Überzeugt, daß Young und Gilbert ihre Gegnerschaft gegen seine Auffassung auf die gleiche Weise bekunden würden, wie dies unter den politischen Freunden Schachts, die er drüben nach Reventlow so warm empfohlen hat, üblich ist, erwartete er wohl mindestens Blindschleichen unter der Bettdecke. Aber im Gegenteil, auch diese beiden selbst, die die deutsche Finanzpolitik wiederholt vernichtend kritisiert hatten, Young und Gilbert, hatten ihm ins Hotel Blumen mit „Widmungen" geschickt. Daß der frühere Präsident der Reichsbank von Amerika nicht einmal weiß, daß man sich drüben dank einer fabelhaften Reklame der Gärtnereien mit Blumen überschüttet, und sie sich sogar von New York bis San Francisco binnen einer Viertelstunde ins Haus senden kann, diese Unkenntnis als Ausgangspunkt einer politischen Meinungsbildung von weittragender Bedeutung zu nehmen, hätte auch sein böswilligster Gegner nicht erfinden können. Klarheit über den eisernen Entschluß der Amerikaner, auf ihre Kriegsprofite nicht zu verzichten, entstand erst im Laufe der nächsten Wochen, als Schacht mit den Börsenfürsten, oder vielmehr sie mit ihm, wie Goebbels sagen würde, tachles redeten.

Die Resignation Schachts beruht vor allem auf der Erkenntnis, daß Deutschland in Washington selbst einen Nachlaß der amerikanischen Tributforderungen niemals erzielen wird. Daß es noch einen andern Weg gibt, den über Paris, wollen Schacht und seine politischen Freunde, will ganz Deutschland nicht wissen. So blieb es Schacht vorbehalten, neue Argumente, mit denen die amerikanischen Kriegsgewinnler ihre Ansprüche verteidigen, nach Deutschland importiert zu haben. Seine letzte Rede in Amerika im Economic Club of New York war die demütigste Verbeugung vor den amerikanischen

Tributforderungen. Niemals haben die politischen Kreise Deutschlands, die in der Zusammenarbeit mit Frankreich den einzigen Weg zum Wiederaufbau Deutschlands und Europas erkennen, Ansprüche der französischen Politik aus den Verträgen in gleicher Weise gutgeheißen. Wenn Schacht in dieser Rede den Amerikanern nach dem Bericht des ‚Lokal-Anzeigers' vom 25. November versicherte, daß er keine Schuldenstreichung vorschlage, so mag das noch angehn. Diese Formel schließt so eine Politik nicht aus. Mußte aber Schacht den deutschen Young-Revisionisten die Waffen aus der Hand schlagen, mit denen sie die amerikanischen Tributansprüche bekämpfen, und mußte er sich selbst zum Sprachrohr der schäbigsten Argumente Amerikas machen? Wie ist das echt amerikanisch, wenn den europäischen Schuldnerstaaten vorgehalten wird, wie es Schacht in dieser Rede tut, „das geliehene Geld habe den Alliierten geholfen, den Krieg zu gewinnen und mehr als 15 Milliarden Dollar in bar oder Sachwerten von Deutschland zu erpressen." Und hat das geliehene Blut der europäischen Völker nicht Amerika geholfen, sich Märkte auf der ganzen Erde zu erschließen, und zum mächtigsten Staat der Welt zu werden? Amerika wirft die ideologische Hülle des Wilsonismus von sich und bringt den gesamten, einmal angeblich im Interesse der Menschheit geführten Befreiungskrieg auf einen einheitlichen Nenner in Dollarwährung. Wenn das Dezemberheft des frühern amtlichen Organs der Republikaner ‚National Republic' zur Abwehr der Schuldendebatte vorschlägt, eine neue Gesamtabrechnung aufzustellen und, als ob das ganz dasselbe wäre, die Gewinne der heimischen Kriegsgewinnler und Elsaß-Lothringen in eine Masse zu werfen, — warum nicht auch Belgien? Warum nicht auch die weimarer Verfassung? Warum nicht auch die über alle Gebietsmessungen hinausgehende Abrundung, die das britische Weltreich gewonnen hat? Überhaupt verfolgt jedes Argument der Amerikaner gegen die Schuldenstreichung den doppelten Zweck, die amerikanischen Ansprüche zu sichern und Deutschland und Frankreich zu verhetzen, besonders durch das Argument der Abrüstung, mit der die angelsächsische Welt in Wahrheit nichts andres anstrebt als die Wehrlosmachung des europäischen Kontinents.

Der Neue Plan vom Haag hat das deutsche Volk schicksalsmäßig mit der Schuldenstreichung Amerikas verbunden. So klar diese Tatsache ist, hat sie weder die Politik der Regierung noch die politischen Parteien und Einzelkräfte mit dem Sinn dieser Aufgabe erfüllt. Von allen Seiten wird Material herbeigeschleppt, um das Zusammengehen Frankreichs mit Deutschland zu verhindern und die Ansprüche der amerikanischen Kriegsgewinnler auch noch moralisch zu fundieren. Zwei besonders peinliche Kundgebungen gegen die wirkliche Young-Revision sind neuerdings in der Zeitschrift für Geopolitik in einem Artikel von Erich Obst und in der Zeitschrift für Politik in einem Bericht Adolf Grabowskys über seine Eindrücke in Amerika erschienen. Obst spricht endlich das aus, was ja nicht nur die Politiker der Staatspartei sondern alle demokratischen Redakteure und Verleger seit langem

quält, nämlich der Vorsprung der nationalsozialistischen Demagogie vor ihren demokratischen Nachläufern. Damit macht Obst gründlich Schluß, indem er „grundsätzliche Beseitigung jeder Reparationsverpflichtung" fordert, darunter aber nicht wie üblich Reparationen an Frankreich und Tribute an Amerika zusammenfaßt, sondern tatsächlich ganz klar Reparationen und Tribute trennend, die Reparation, diese Ehrenschuld des deutschen Volkes, restlos ablehnt, aber die Tribute an Amerika sogar neu garantieren will, indem er eine gesamteuropäische Haftung aller am Weltkrieg beteiligten Staaten vorschlägt. Mit einem Wort, Rechnungen für Granatenlieferungen sind zu bezahlen, für das Zerstörungswerk der Granaten aber nichts. Adolf Grabowsky weiß mit seiner Verehrung für den Kreml den schuldigen Respekt vor der Wallstreet zu vereinigen. Er warnt Deutschland, die Amerikaner „durch das Gespenst der Schuldensabotage" zu erschrecken und unterstreicht die Empfehlungen, die ihm drüben gegeben worden sind, Deutschland möge sich von der Politik der Schuldenstreichung „distanzieren".

Die Politik Deutschlands gegen Frankreich hat aber auch in den letzten Wochen die Einheit der alten Kriegsalliierten nicht zu lösen vermocht. In Genf hat England zur „Enttäuschung" unsrer anglophilen Presse unter Zustimmung Amerikas im Vorbereitenden Ausschuß für die Abrüstung den französischen Antrag zur Annahme gebracht, durch den die Abrüstung Deutschlands noch einmal, und zwar diesmal durch den Völkerbund selbst, stabilisiert wird. Wenn unsre anglophile Presse entrüstet auf den Gegensatz zwischen der Haltung Lord Cecils und der Rede Hendersons in Genf hinweist, dann kann man nur die Ahnungslosigkeit dieser Politiker bedauern, die nicht vorausgesehen haben, daß grade das sensationelle Auftreten Hendersons in Genf gegen Frankreich einen ebenso kräftigen Rückschlag in gleicher Sache gegen Deutschland zur Folge haben würde. Das nennt man eben englische Gleichgewichtspolitik, und manche begreifen es nie. Die militärische Solidarität der alten Entente gegen die Young-Revision spielt auch der Herausgeber der ‚Washington Post', im Oktoberheft seiner Zeitschrift Schacht gegenüber aus, dem er droht, daß, wenn „ein fascistisch gewordenes Deutschland die weitere Zahlung verweigert, die französische Armee die Rheinlande besetzen und nie wieder freigeben wird." Auch die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' muß diesem Zitat hinzufügen, daß die politischen Machthaber Washingtons in dieser Zeitschrift ihre Meinungen aussprechen lassen. Amerika warnt also Deutschland davor, sich mit französischer Hilfe von seinen Tributen zu befreien und droht, sie mit französischer Hilfe pfänden zu lassen. Begreift Deutschland nicht die Problemstellung, dann muß es seine Tribute eben weiter bezahlen. Das zunächst letzte Wort, nämlich bis zur Bildung der europäischen Schuldnerfronde gegen Amerika, haben inzwischen am 10. Dezember im Senat in Washington die Senatoren Borah, Reed und Dill gesprochen. Sie verwarfen einmütig jeden Schuldennachlaß. Nicht die Stimmungsberichte der Reporter sondern diese parlamentarische Aussprache gibt

die Haltung Amerikas eindeutig wieder. Abermals ist eine wichtige Kundgebung des Auslandes dem deutschen Volke verschwiegen worden. Nur der ‚Vorwärts' hat über sie richtig berichtet, indem er sie in breiter Front aufzog und betitelte: „Amerika läßt nichts nach." So ist es. Eine Irreführung der öffentlichen Meinung war dagegen die Wiedergabe in der ‚Vossischen Zeitung', die sich mit 16 Zeilen begnügte inklusive kommentarloser Wiedergabe der Hetze Borahs gegen die Sachlieferungen, deren gewaltige Bedeutung für Deutschland grade durch den Widerstand der angelsächsischen Politik gegen sie bewiesen wird. Die Absage Washington an die Young-Revision titulierte die ‚Voß' mit der Zeile: „Washington diskutiert über Revision". Mit gleichem Recht könnte die Verlesung des Urteils durch Landgerichtsdirektor Hellwig als Diskussion mit Frenzel bezeichnet werden. So machen sie es aber alle! Die ‚B. Z.' trägt zwei Tage später zur Sabotierung der Tributrevision bei, indem sie aus einem Leitartikel Hearsts den Satz zitiert „Frankreich verlange das letzte Pfund Fleisch Deutschlands". Man sieht, daß Shylock inzwischen von dem Sire Porzia die Kunst des Dreh gelernt hat. Es muß aber gebrandmarkt werden, daß ein deutsches Blatt diese dreiste Lüge eines Agenten der amerikanischen Börsenfürsten ohne jeden Zusatz wiedergibt, obwohl grade dieses Zitat zur Feststellung zwingen würde, daß Amerika von den deutschen 116 Milliarden volle 90 beansprucht.

Frankreich hat sich in diesen Wochen mit passivem Abwarten begnügt. Poincaré hat Deutschland im ‚Exelsior' vom 30. November daran erinnert, daß es schwerlich ein Moratorium von Amerika erhoffen dürfe, nachdem es die finanziellen Reformpläne Parker Gilberts „ins Feuer geworfen hat". In Berlin hat Yves Le Troquer in einem halbleeren Saal die Schicksalsverbundenheit Deutschlands mit Frankreich dargestellt. Das gewaltige Sachlieferungsprogramm, das Le Troquer als Arbeitsminister der Regierung Poincaré 1922 Deutschland angetragen hat, und an das er jetzt in seinem Vortrag mit wirklicher Ergriffenheit wie an eine versäumte Gelegenheit europäischer Zusammenarbeit erinnerte, ist in den sonst korrekten Vortragsberichten der berliner Presse überhaupt nicht erwähnt worden. Nur der ‚Lokalanzeiger' macht eine Ausnahme, und er bewies, daß man rechts viel besser weiß als links, worum es geht, aber daß man es nicht will. In seinem berliner Vortrag vor der Liga für Menschenrechte betonte Jacques Kayser, der Chefredakteur der ‚République' die Bedeutung der deutsch-französischen Solidarität für die Schuldenstreichung. Es liegt uns fern, Kaysers Stellung in Paris zu überschätzen. Aber seine Rede beweist, daß es in Frankreich von Poincaré und Tardieu bis zur linken Opposition in dieser Frage eine einheitliche Außenpolitik gibt. Die größten Vorteile, die Deutschland politisch in den nächsten Jahren erreichen kann, liegen also allein auf diesem Wege. Wer ihn vermeidet, um Deutschland verlorene Ostgebiete wiederzugewinnen, verzichtet auf die großen Möglichkeiten zugunsten der kleinern. Der Weg nach Paris heißt: Revision. Der Weg Schachts nach Amerika: Resignation.

Der Sprung ins Helle

Rede von Kurt Hiller

Meine Damen und Herren,
vielmehr: unter den Damen und Herren jene, die ich als Zielgenossen ansprechen darf; denn was es ausschließlich zu erörtern gilt, ist der Weg. Wer an dem System, in das wir hineingeboren sind, reformerisch herumflicken, es also erhalten möchte, wer an dem Bemühen, eine Gesellschaft ohne Menschenausbeutung und Menschenvernichtung, eine klassenlose und krieglose Gesellschaft, eine Gesellschaft erdfroher brüderlicher Vernunft, kurz eine sozialistische Gesellschaft herbeizuführen, uninteressiert oder gar kontra-interessiert ist, mit Dem haben meine Freunde und ich keine Zeit mehr zu diskutieren; mit Dem haben wir nur noch Zeit zu kämpfen.

Es handelt sich dabei nicht um orthodoxe Übernahme sämtlicher Dogmen eines überlieferten revolutionären Systems; alles lebt, wird, wächst, wandelt sich, auch revolutionäre Ideologie und Methodik; der starre Pfaffe der Umwälzung erschwert sie kaum weniger als der Pfaffe der Beharrung; sondern worum es hier geht, ist: die Entscheidung.

Ich spreche zu Denen, die sich entschieden haben. Man darf über gewisse Steinchen im Mosaikbild einer sozialistischen Zukunftsgesellschaft Vorstellungen hegen, die von denen des Zielgenossen abweichen; aber man darf nicht mehr die Frage: „Sozialismus oder das bestehende System?" auf schöngeistige, tiefsinnige, skeptische oder weltmännische Weise ausweichend beantworten. Es gibt keine Vermischungen, trotz aller intellektuellen Verschmierungen; es gibt nichts Drittes. „Sozialliberalismus" mag einst eine anständig gemeinte und klug ertüftelte Zwischenlösung gewesen sein; mit ehernem Schritt zertrat die Geschichte diese Gespinste. Nichts zeigte so deutlich wie die letzten Wahlen, daß die Zeit für sozial abgemilderten Edelkapitalismus, für linksbürgerliche Mischmaschparolen endgültig vorüber ist. Diese Parolen haben noch eine Presse; eine Wirkung haben sie nicht mehr. Höchstens die: in der Periode des Kräftegleichgewichts der beiden einander feindlichen Klassen vor ihrem Zusammenprall einen Widerstand zwischen ihnen zu erzeugen, der den Zusammenprall etwas hinausschiebt. Wenn in einer bayrischen Dorfschenke eine Rauferei auszubrechen droht, kann unter Umständen, durch erheiterndes Dazwischentreten, der Dorftrottel ihren Ausbruch verzögern. Seine Rolle spielt in der deutschen Politik von heute und morgen die Staatspartei.

Es geht aber um die Entscheidung: Fortwursteln unter diesem verrotteten System, unter der kapitalistischen Verlogenheit und Unzucht — oder Sozialismus. Auch jene auf farblose Art aufgeregten Intellektuellen müssen sich entscheiden, die noch heute, als ob wir nicht 1930 sondern 1910 schrieben, mit wehendem Schlapphut im Feuilleton herumrasen und „Aktivierung des Geistes" fordern. Mit „Aktivierung" ist nichts gesagt, und der „Geist" wächst mir nachgrade zum Halse hinaus. Ich habe gewiß keinen Grund, Spott über jenen

formalen Aktivismus auszugießen, der in den letzten Jahren des Vorkriegs und in den ersten des Krieges sich gegen das damals allmächtige Philistertum ästhetisierender, metaphyselnder und historisch-kontemplativer Schöngeister revolutionär durchsetzte; im Gegenteil: ich gedenke jener Kämpfe in Pietät. Aber inzwischen kommt es nicht mehr darauf an, daß getan wird; sondern darauf, was getan wird; und der Vorwurf Intellektueller an Intellektuelle, sie seien „untätig", ist, angesichts der beispiellosen Durchpolitisierung der Gesamtnation (inklusive Intellektuellen), heute einfach burlesk. Sie alle, die Herren und Damen der zerebralen Branchen, sind maßlos „tätig", nur muß bestritten werden, daß sie samt und sonders das Richtige tun.

Ich plädiere hier nicht für Partei-Enge. Eine restlos ideale Partei fehlt. Ich plädiere dafür, daß die Erkenntnis der Wollenden, der Wille der Erkennenden ein Ziel aufs Korn nimmt, Ein Ziel, und also aufhört sich mit bloßer Negation zu begnügen, aufhört sich an noch so brillanter Glossierung der Zustände gütlich zu tun. Die brillante, die virtuose Kritik kann anstachelnd, befeuernd, beflügelnd wirken, und das ist ihr Wert; aber sie ist in einem tiefern Sinne wirkungslos, wenn ihr jene letzte Klarheit und Ehrlichkeit abgeht, die überall dort fehlt, wo Orientierung an einem Ziele fehlt.

Das Ziel entscheidet. Man kann ein sehr berühmter und großartiger Intellektueller sein, feinsinnig wie Thomas Mann, herrscherhaft wie Keyserling, hochtrabend wie Gundolf, wichtig wie Döblin, tief wie Flake, und von der verpflichtenden Macht dieses Ziels nichts spüren, sich um seine Anerkennung kompliziert herumdrücken, sich herablassend oder relativistisch oder ironisch oder feindselig zu ihm stellen; und man kann ein einfacher, namenloser, irgendwo im Produktionsprozeß oder in der Verwaltung unauffällig Eingereihter sein und dieses Ziel klar vor dem innern Auge haben. Die Tempel des Geistes sind seit je verunreinigt; es wimmelt in ihnen von blendend geputzten Teufelsdienern. Sie sammeln, mit ihnen sich verbinden zu wollen, wäre absurd. Sind übrigens die Theoretiker und Rhetoren des Nationalismus, sind die Wortführer aller Rückwärtserei in Wirtschaft und Kultur etwa keine Intellektuellen? Nicht auf Zusammenschluß der Größen aus der Intellektbranche — auf Zusammenschluß der Zielgenossen kommt es an.

Wer das Ziel erkennt, wer redlich und glühend es will, wer den Weg weist, auf dem es erreicht werden könnte, wer ihn trotz Hohn und Gefahr beschreitet —: der erbringt damit den Nachweis seiner Geistigkeit, damit und einzig damit, einerlei ob er Monteur ist oder Litterat. „Die Intellektuellen", das ist eine Berufsbezeichnung; wir müssen um des Zieles willen, welches nur durch Gemeinschaft erkämpfbar wird, die Trennungsmauern der Berufe niederlegen.

Nun höre ich den stummen Einwand, das Ziel sei Verwirklichung der Humanität, aber nicht Sozialismus; Sozialismus sei allenfalls ein Kapitel der Humanität, sei etwas Oekonomisches und also Spezielles, Beschränktes. Geschichtlich,

zunächst einmal, träfe dieser Einwand nicht zu; denn für Karl Marx hat Sozialismus nicht weniger bedeutet als die Realisierung jenes humanitären Ideals, das vom Himmel der Abstraktion auf die Erde zu reißen dem philosophischen Idealismus seiner Epoche versagt geblieben war und versagt bleiben mußte. Denen, die mit dem idealistischen Bade die Philosophie ausschütten, hat Marx ins Stammbuch geschrieben: „Ihr könnt die Philosophie nicht aufheben, ohne sie zu verwirklichen."

Gesetzt aber selbst, die gegenwärtige sozialistische Bewegung wäre sich ihrer universalistisch-humanitären Herkunft und Sendung nicht hinreichend bewußt und hätte sich ökonomistisch borniert — eine Behauptung, die für Teile der Bewegung zweifellos gilt —, so wöge dieses Argument auf der Wage der Verwirklichung weniger als eine Flaumfeder. Denn wie mangelhaft, gemessen an einem Wunschbild hieb- und stichfester revolutionärer Theorie und Praxis, der Sozialismus der Gegenwart, welcher in Theorie und Praxis sich ja reichlich unterschieden zeigt, auch immer sein mag —: keine der Forderungen, die das universale humanitäre Ideal umfaßt, ist fortan durch eine andre Kraft erfüllbar, als durch den Sozialismus. Alle auf Fortschritt, alle auf Umschwung, alle auf Befreiung abzielende Bewegung außerhalb der sozialistischen wird, wie die Entwicklung einmal lief, verdammt sein, Sektiererei zu bleiben, Privatanstrengung wohlmeinender Außenseiter, unfruchtbar, ein Nichts. Gegen dieses historische Gesetz, falls wir wollten, würden wir nicht ankönnen; wer, als humanitärer Aktivist, mit Hoffnung auf Erfolg jenseits der sozialistischen Bewegung zu wirken sucht, beweist damit, daß er keine Fingerspitzen für Geschichte hat. (Ich meine „Geschichte" nicht im antiquarischen Sinn, sondern im Sinne des Werdens.) Wie in der Epoche, die vor neunzehnhundert Jahren begann, alle sozial-kulturelle Erneuerung, die geschah, allein durch das Christentum und im Christentum geschah, so kann heute und morgen alle sozial-kulturelle Erneuerung, die geschieht, allein durch den Sozialismus und im Sozialismus geschehen.

Denken Sie an die elementarste und wichtigste der humanitären Zielsetzungen: die Abschaffung des Krieges. Sie wissen, was der nächste Krieg bedeuten würde. Da er keine Fronten kennt, da das gesamte Hinterland Operationsgebiet wird, da aus den feindlichen Flugzeugen nicht auf Uniformierte nur, sondern auf die Zivilbevölkerung beider Geschlechter und aller Alter der Gifttod, der Flammentod, der Pesttod fällt, so bedeutet der nächste Krieg in Europa die Selbstausrottung der weißen Rasse. Erkennt nicht jeder von uns, daß der kapitalistischen Gesellschaft der ehrliche Wille zum Verzicht auf dieses wahnwitzigste aller Verbrechen durchaus fehlt? Erleben wir nicht Jahr für Jahr den schmutzigen Schwindel von Genf? Wie demokratische Staaten, die angeblich die Abrüstung wollen, sie unter den schäbigsten Vorwänden dauernd vereiteln? Wie die ständig sich wiederholende Initiative der einzigen Macht, die die Abrüstung wirklich will, nämlich der

Sowjetunion, an der granitnen Wand bürgerlichen Widerstands ständig scheitert?

Es ist wahr: Deutschland, vertreten durch den Grafen Bernstorff, hat in Gemeinschaft mit einer kleinen und wechselnden Zahl andrer Staaten die russische These in Genf unterstützt. Deutschland ist in Genf als Propagandist der Weltabrüstung, als Kämpfer gegen den Krieg aufgetreten. Ich frage Sie, meine Damen und Herren: Hatte Deutschland, hatte die gegenwärtige deutsche Regierung hierzu ein moralisches Recht? Durfte diese Regierung vor dem Forum der Welt ein Pathos des Pazifismus aufbringen — diese Regierung, die wenige Tage später mit dem Verbot des Remarque-Films das feigste und verlogenste Attentat auf die geistige Freiheit, auf die sittliche Aktion, auf die Bewegung gegen den Völkermord zur Schande des deutschen Namens begangen hat?

Dem Reichsinnenministerium entwich dabei das widerlichste Argument: der Realismus in der Schilderung kriegerischer Vorgänge wirke umso peinlicher, als es fast ganz an Momenten fehle, die „die Menschen aus der Qual des Augenblicks zu einem höheren Erlebnis emporgehoben" zeige. Jawohl, Herr Doktor Wirth, an solchen Momenten fehlt es; denn in jedem seiner Augenblicke ist der Krieg, freilich für seine Opfer nur, das präzise Gegenteil eines Anlasses zur Erhebung. Jawohl, Herr Paneuropäer Wirth, der Krieg ist eine Qual und nichts als eine Qual, der Krieg ist eine einzige Sauerei, der Krieg ist kein „höheres" sondern das niedrigste Erlebnis, das niedrigste und niederträchtigste, dessen ein Lebender teilhaftig werden kann. Sie haben, Herr Republikanerführer Wirth, einst verkündet: „Der Feind steht rechts!" Heute sind Sie selber der Feind, der rechts steht. Aus schlotternder Angst vor dem Fascismus machen Sie fascistische Politik. Sie lassen sich erpressen von denselben Rassenrowdies, aus deren Kreis vor achteinhalb Jahren die Schüsse fielen, die ihren Freund Rathenau niederstreckten. Damals legte man mißliebige Menschen um, heute mißliebige Werke. Aber der Unterschied ist: heute killen Sie mit, Herr Wirth.

Zielgenossen! Man kann sich nicht mit Kellogg an einen Tisch setzen, um den Krieg zu ächten, und hinterher mit Goebbels an einen Tisch, um die Propaganda gegen den Krieg zu ächten. Aber so unwahrhaftig ist das System, das herrscht; und so wird es bleiben, solange es herrscht. Sehr schön, daß dieses infame Verbot selbst die sanftesten Republikaner in Harnisch gebracht hat und daß, ermutigt durch die anständige Haltung der Preußischen Regierung, sogar das Reichsbanner protestiert. Aber was nützen Orkane von Protesten? Sie nützen in diesem Falle so wenig wie in andern Fällen; sie entwurzeln die Bäume der Reaktion nicht. Worauf es ankommt, ist: die Eroberung der Macht. Und die Macht werden wir Sozialisten nur erobern können, wenn wir Wege beschreiten, die bisher verpönt waren.

Wir müssen endlich Schluß mit dem Unfug machen, daß unsre Front sich durch innern Hader aufreibt. Diesen Hader wünscht der Feind. Wir müssen endlich, über die Dickköpfe

der Parteibureaukraten hinweg, zu einander finden, zur Tatgemeinschaft — wir sozialdemokratischen, wir kommunistischen und wir freien Sozialisten. Es müssen endlich gewisse Sünden, so schwer sie waren, amnestiert, es müssen endlich gewisse überalterte Dogmen gestrichen, zumindest für unverbindlich erklärt werden. Ich möchte heute nicht aussprechen, welche. Ich tat das früher, und ich werde es auch in Zukunft tun. Es handelt sich im Grunde nur um eine Rückkehr zur Einsicht des jungen Marx. Jenes Marx von 1845, der in den Thesen über Feuerbach schrieb: „Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden, und daß der Erzieher selbst erzogen werden muß." Von nichts bin ich so durchdrungen wie davon, daß der Massenzustrom zum Hakenkreuz teilweise bedingt ist durch bestimmte abstoßende Fehler... nicht etwa in der Zielsetzung, aber in der theoretischen Zielfundierung des Marxismus. Und: in der Tatsache seiner praktischen, ach, so unpraktischen Gespaltenheit.

Ich befürworte keinen Einheitsbrei. Eine Addition zweier großer Parteien zu einer — aus hundert Gründen wäre solch Vorschlag der Unsinn. Worauf es ankommt, ist Bescheideneres: einen Zweckverband gegen den gemeinsamen Gegner zu schaffen, so daß Kräfte, die sich heute im Kampf gegeneinander verzetteln, frei werden zum Kampfe miteinander gegen Kapital, Klerus und Krieg, gegen die Mächte der Beharrung und des Rückschritts.

Die Zusammenfassung der roten Kräfte: nichts so schwierig und nichts so nötig wie diese Tat! Hier liegt die Aufgabe der linken Intellektuellen: Mittel und Möglichkeiten zu studieren, und die Ergebnisse ihres Forschens den Massen zur Verfügung zu stellen.

Wir brauchen den Zusammenschluß der roten Kräfte, weil wir die rote Revolution brauchen. Wir brauchen sie um des leidenden Proletariats, wir brauchen sie um des bedrohten Friedens willen. Auf dem ungünstigen Boden Rußlands gelang schon viel; auf dem weit günstigeren, nämlich industriellen Boden Deutschlands kann, unter Benutzung und Erweiterung der russischen Erfahrungen und in Verbindung mit Rußland, Ungeheures gelingen. Lesen Sie die geniale, wenn auch in Einzelheiten angreifbare „realpolitische Utopie" von Walter Müller: „Wenn wir 1918..."! Die Wirtschaftskrise und die Kulturkrise sind anders als sozialistisch-revolutionär nicht lösbar. Wann die Zeit reif sein wird, vermag niemand vorauszusagen; aber daß die ewige Furcht vor der Tat uns nicht weiterhilft, das steht fest. Alles Große ist Wagnis; es kommt die Stunde, wo nicht mehr geschritten werden kann, wo man sich endlich zum Sprunge entschließen muß. Verräter werden uns sagen, daß der Sprung, den wir meinen, ein Sprung ins Dunkle sei; er ist in Wahrheit ein Sprung ins Helle; er ist, mit Friedrich Engels' bedeutendem Wort: „der Sprung der Menschheit aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit".

An Frau von Oheimb von Theobald Tiger

Gönn mir das traute Du. Ich kann vor Lachen
dich ja nicht siezen — nimm mir das nicht krumm!
Sag mir nur eines: Was sie bei dir machen,
siehst du das nicht — den Fez um dich herum?
Die gehrockeingebundnen Bureaukraten,
die Talleyrand-Kopien der Diplomaten,
der aus Liberia — und selbst der aus Minka...
Kathinka —!

Ach, ihr beklagt in wichtigkeitsgeschwollnen
und schönen Reden diese Not der Zeit.
Um Autokühler die kameelhaarwollnen
Schutzdecken... Damen mit dem Schleppenkleid...
Du bist so selig, wenn die Schmöcke schreiben.
Ihr quatscht und quatscht. Die Dividenden bleiben.
Es flirrn und flirten Tee- und Kaffee-Trinker...
Kathinka —!

Die Republik gibt sich in deinen Räumen
ein Stelldichein. O stell sie wieder weg!
Schlafwandler sind sie, die regierend träumen...
und die Reformen sind wie Teegebäck.
Und blickte Salomo auf diese Scheitel,
er spräche: Hier ist alles eitel.
Auf hundert rechte Gäste kommt ein linker...
Kathinka —!

Kathinka, gutes Kind!
Du bist so niedlich
und hältst dich für den Nagel der Saison.
Geh, hör gut zu — ich sag dirs friedlich:
ne gute Stube ist noch kein Salon.
Du weißt von Politik auch nicht die Bohne.
Hörst du den Schritt der Proletarier-Bataillone?
Du kommst zu spät.
Denn unsre Zeit ist flinker
als du, Kathinka.

Ende 1916, als in Deutschland die Lebensmittel immer knapper wurden, gelang es der Familie eines Rector Magnificus, sich in den Besitz einer Gans zu setzen. Auf daß sie nicht Zeitlang hätte und vom Fleische fiele, stellte man ihr den ganzen Garten zur Verfügung. Sie dehnte ihre Promenaden täglich weiter aus. Dann pflegte sie ganz aus freien Stücken sich nach dem Souterrain zu begeben, in dem die Küche lag. Die Köchin, die sich auch einsam fühlte, schloß sich ihr an. Der Springbrunnen hatte die übliche Einfassung aus glattem Stein. Diese Ringbahn wählte die Gans zu ihrem Boulevard. Ein bißchen verzaubert, ein bißchen geisteskrank, aber empfänglich für Ideen, machte sie ungezählte Rundgänge. Hie und da ein Schlückchen aus dem Bassin, dann kehrte sie bedächtigen Trittes zur Köchin zurück. Sie hatte aufgehört, eine Gans unter Gänsen zu sein, und es konnte kein Zweifel darüber bestehen: sie evoluierte.

Warum ich dies erzähle? Im Hinblick des so oft gebrauchten Sinnbildes natürlich. Und weil der Esel immer ein Esel bleibt. Er wird sich bescheiden müssen. Weil es so schwer ist, nur deshalb glaube ich, daß die Gänse ihre Chancen haben werden.

Nichts kann mehr ihren Aufstieg hintanhalten.

Annette Kolb. Aus ‚Kleine Fanfare'

Scheuen von Bruno Frei

Dieser Kampf mußte aus drei Gründen durchgekämpft werden: erstens um der gepeinigten und geschundenen Jugendlichen willen, zweitens um der auf verlorenen Vorposten stehenden jungen Pädagogen willen und drittens um der Selbstachtung der Presse willen.

In dem Beweisantrag, den wir dem Gericht vorlegten, war die Ladung einer großen Zahl von Fürsorgezöglingen gefordert worden. Das Gericht hatte schon im Vorverfahren die Ladung der Fürsorgezöglinge abgelehnt. Es klang da das Motiv von der Unglaubwürdigkeit der Fürsorgezöglinge an. Jenes Motiv, das auch im Landesjugendamt solange als Dominante wirksam war — bis es zum Scheuen-Skandal kam. Fürsorgezöglinge! Der gute Bürger erschrickt und hält sich die Rocktaschen zu, sich wohlweislich versichernd, ob die Brieftasche noch drin ist. Das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz bestimmt, daß die Fürsorgeerziehung nicht nur von den Gerichten zur Beseitigung der Verwahrlosung, sondern vor allem von den Jugendämtern zur Verhütung von Verwahrlosung angewendet werden soll. So naiv die Vorstellung ist, man könne die Jugendverwahrlosung, die ein Bestandteil unsrer Gesellschaft ist, wie die Prostitution und wie die Tuberkulose, verhüten — so ist doch in dem Wortlaut des Gesetzes und noch mehr in der Praxis der Ämter das Prinzip wirksam, Jugendliche proletarischer oder lumpenproletarischer Herkunft, die noch gar nichts verbrochen haben, aber die nach Lage der Dinge, später etwas verbrechen könnten, in zwangsweise Fürsorgeerziehung zu nehmen. Diese Lage der Dinge wird oft darin erblickt, daß die Mutter ein Verhältnis hat. Man kann also einem Fürsorgezögling, ohne seine Akten zu kennen, nicht anmerken, ob er vorbestraft ist oder nicht, ob die Fürsorgeerziehung als Strafe oder als Vorbeugungsmittel über ihn verhängt wurde. Aber eines kann man ihm sofort anmerken, welcher Kategorie immer er angehören mag: der aus der Fürsorgeerziehung kommende junge Mensch ist ein zerbrochenes Wrack. Seine Seele ist ein Trümmerhaufen, seine Augen verraten die Narben der Behandlung, der man ihn unterzogen hat.

Und so dachten wir, es sei doch notwendig, bei der Erörterung der Mißhandlungen in der Fürsorgeerziehungsanstalt Scheuen auch die mißhandelten Jugendlichen selbst zu hören. Wir haben zwei von ihnen, wie dies in der Strafprozeßordnung vorgesehen ist, selbst laden lassen. Sie standen vor Gericht. Adolf Hoffmann, dem die „Topfkratzer" Straubes die Haut zerfetzt hatten, um dann Salz und Pfeffer in die offenen Wunden zu reiben, und Erich Puls, den Straube, obwohl er nachtblind ist und nicht flüchten konnte, mit dem Gummiknüppel niedergeschlagen hat. Sie standen vor Gericht und wenn sie kein Wort geredet hätten, so wären sie dennoch ein flammendes Zeugnis, eine schreiende Anklage gewesen. Hoffmann hat noch heute, zehn Monate nach den erlittenen Mißhandlungen, schwere Narben am ganzen Körper. Wir haben, um nicht die ohnehin gereizte Stimmung zu vergrößern, von dem billigen Mittel abgesehen, ihn aufzufordern, sie zu zeigen, Puls hat

keine sichtbaren Narben mehr. Aber wie unauslöschlich müssen die Narben in seiner Seele sein, wenn der heute einundzwanzigjährige aus der Fürsorgeerziehung entlassene Mensch mit Zittern in der Stimme erzählt: Wir konnten doch nichts sagen, denn dann wären wir noch viel furchtbarer verhauen worden. Hatten Sie denn kein Vertrauen zu Frau Weyl? Ein Kopfschütteln. Zu dem die Untersuchung führenden Obermagistratsrat? Ein Kopfschütteln. Dann kommt stockend die Geschichte von dem Brief, den sie einmal zu schreiben gewagt hatten, wo sie über Mißhandlungen klagten und auf den Herr Knauth nach Scheuen kam — um sich von Straube erzählen zu lassen, es sei alles nicht wahr. Fürsorgezöglinge sind unglaubwürdig. Direktoren städtischer Erziehungsheime sind absolut glaubwürdig. Das ist der in Borgsdorf verkündete Beschluß der Frau Weyl, das ist das „System Weyl". Nein. Sie hatten kein Vertrauen, sie konnten es nicht haben, sie konnten nur schweigen oder revoltieren, aber das eine ging so schlecht aus, wie das andre. Die Hundepeitsche Straubes siegte über alles.

Um der gepeinigten und geschundenen Jugendlichen willen mußte dieser Kampf durchgekämpft werden.

Aber unter dem Druck dieses Systems litten noch einige zum Schweigen Verurteilte. Wir hörten sie in dem Prozeß, immer mit der gleichen verhaltenen aber festen Stimme, der man anmerkt, daß jahrelanger Zorn, jahrelange Ohnmacht sie moduliert haben. Da war Doktor Riddenbruch, im Jahre 1927 Erzieher unter Straube. Er sah die Mißhandlungen, warnte Frau Weyl und nahm seinen Abschied. „Ein Idealist," verzog höhnisch Herr Obermagistratsrat Knauth seine Mundwinkel, als wollte er sagen: „Ein Verrückter!" Da war der Erzieher Hemann, nach der Revolte nach Scheuen geschickt, ein junger Mensch voll Glauben an die Jugend, noch heute erschüttert und verzweifelt über das Erlebte. Als er nach Scheuen kam, rannten die „Topfkratzer" mit Gummiknüppel und Schlagringen herum. Er selbst sieht, wie Straube — den Herr Knauth eine „kolonisatorische Natur" nennt — schlägt und Stadtinspektor Wichmann erzählt ihm jene grauenhafte Szene aus einem Sadistenalbum, wie Straube in seinem Zimmer einen Jugendlichen mit der Hundepeitsche traktiert. Er fährt nach Berlin und meldet seinen Vorgesetzten, was er gesehen hat. Frau Weyl kommt nach Scheuen — und unterhält sich mit Straube. Noch einmal, es war im Mai, erzählt Hemann alles was er weiß, Frau Weyl, dann nimmt er seinen Abschied. Da ist ferner der Jugendpfleger Ehrhardt, ein direkter Untergebener der Frau Weyl. Es kann ihm seine Stellung kosten, aber er steht unter Eid, er muß aussagen. Stockend und erregt kommt es von seinen Lippen: Ja, er war seit Jahren entsetzt über die Duldsamkeit Straube gegenüber. Seit Jahren kamen Klagen der Jugendlichen über Mißhandlungen. Man legte sie zu den Akten. Fürsorgezöglinge sind nicht glaubwürdig. Es waren zwei Fälle darunter, wo die Glaubwürdigkeit nicht angezweifelt werden konnte und wo er, der dem klagenden Jungen gegenüberstand, in den denkbar schwersten Gewissenskonflikt kam. Er hielt die Klage für gerechtfertigt und für glaubwürdig, aber er wußte, es werde nichts geschehen. Jeder

im Amt wußte es, die Sache mit Straube werde einmal schlecht ausgehen. Sogar Knauth selbst mußte zugeben, gesagt zu haben, Straube solle doch das dumme Schlagen lassen, es werde einmal ein Unglück geben. Jeder im Amte sprach von der bevorzugten Stellung Straubes und es fiel das Wort, Straube sei persona grata bei Frau Weyl. Da ist schließlich die pädagogische Dezernentin, Fräulein John, eine Frau von seltener Gradheit und Offenheit, zurückhaltend in ihren freiwilligen Äußerungen, aber bestimmt in ihren Antworten. Sie bestätigt Wort für Wort, was Ehrhardt sagte und ergänzt es durch die Bekundungen über die Direktorensitzung in Borgsdorf, wo Frau Weyl den Grundsatz verkündete, den Direktoren müsse unbedingt geglaubt werden. Da es sich damals grade wieder um einen Mißhandlungsfall von Scheuen handelte, mußte man den Eindruck gewinnen — sagt Fräulein John —, daß nunmehr eine Untersuchung überhaupt nicht mehr möglich ist. Welche prachtvolle Gestalten diese jungen Erzieher und Pädagogen, welcher Idealismus, welche Liebe zur Jugend, welcher Mut zur Wahrheit, welche Opferbereitschaft — gegen die Hydra der hohen Bureaukratie anzukämpfen.

Um der auf verlassenen Vorposten stehenden jungen Pädagogen willen mußte dieser Kampf durchgekämpft werden.

Es ging aber um noch eines. Und das wurde von der Presse, die den Fall, soweit die bisher hervorgehobenen Gesichtspunkte in Betracht kommen, ausgiebig erörtert hat, vollkommen übersehen. Es ging nämlich um die Presse selbst. Es ging um die Geltung der Presse, um ihre Autorität, um ihre moralische Macht. Der Gegner auf dieser Kampfebene war das amtliche Communiqué. Obermagistratsrat Knauth, der Typus des geschmeidigen und zähen Bureaukraten, verteidigte gewandt das Recht auf das verlogene Communiqué. Der Vorsitzende sekundierte, und die Einheitsfront der Pressefeindlichkeit und der Presseverachtung verband ebenso sichtbar wie unzulässig Richter und Zeugen. Die Presse hat kein Recht auf wahre Mitteilungen. Sie hat überhaupt kein Recht auf Mitteilungen; da es aber — eine lästige Konzession an den Geist der Zeit — amtliche Pressestellen gibt, die zur Auskunfterteilung an die Zeitungen verpflichtet sind, halb Ämter, halb Pressebureaus, offizielle Nachrichtenkanäle der Behörden, so hilft man sich eben mit dem sogenannten Communiqué. Das amtliche Communiqué hat die Besonderheit, daß die Zeitung verpflichtet ist, es als objektive Wahrheit hinzunehmen, während es in Wirklichkeit soviel Wahrheitswert hat wie die Aussage eines Beschuldigten vor Gericht. Dieser darf lügen, soviel er will. Man muß ihm nur nicht glauben. Das amtliche Communiqué lügt auch soviel es will, aber man muß ihm glauben. Die amtlichen Communiqués des Landesjugendamts erfüllen so sehr die charakteristischen Eigenschaften von Angeklagtenaussagen, daß sie immer nur soviel zugeben, als der Feind — das ist die Presse — grade weiß.

Nach diesem Verfahren mußte der Scheuenprozeß aufgezogen werden. Auf unsre staatsanwaltschaftlichen Beschuldigungen antwortete das angeklagte Amt mit Communiqués. Das

erste erschien nach der Veröffentlichung der Nachricht vom Tode Hans Ledeburs. Bis dahin hatte das Landesjugendamt, obwohl drei Wochen vergangen waren, kein Bedürfnis, über die Revolte in Scheuen auch nur ein Wort zu sagen. In diesem ersten Communiqué war die Revolte der Ausfluß „radikalpolitischer" Verhetzung. Das zweite Communiqué erschien nach der Aufdeckung der Mißhandlungen Hoffmanns. Es war ein kurzes Zwischengeständnis. Das dritte Communiqué erschien nach der Mitteilung, Straube werde trotz seiner Beurlaubung als Leiter eines Kinderheims nach Arendsee geschickt. Es enthielt die Mitteilung, das Landesjugendamt denke nicht daran, Straube als Direktor nach Arendsee zu schicken. Es hatte also die Form des Dementis. Zu diesem Zeitpunkt war, das ist nun gerichtsordnungsmäßig erwiesen, Straube bereits auf seinem neuen Amt in Arendsee und er wurde zurückgerufen, weil die Veröffentlichung dieser seltsamen Behandlung eines strafverfolgten Beamten unbequem zu werden anfing. Das amtliche Communiqué war also eine dreiste Lüge. Herr Knauth meint: Erstens hieß es in dem Dementi, man denke nicht daran, Straube zum Direktor zu machen und das stimmte auch, denn man wollte ihn ja bloß zum „wirtschaftlichen Leiter" machen, und zweitens braucht man der Presse überhaupt nicht die Wahrheit zu sagen.

Diese Vorstellung müßte man den Obermagistratsräten und Ministerialdirektoren gründlich austreiben. Landgerichtsdirektor Rücker allerdings unterstreicht noch ihren Übermut. Der tragende Begriff seiner Urteilsbegründung ist das „pflichtgemäße Ermessen". Man müsse es dem pflichtgemäßen Ermessen des Leiters eines Amtes überlassen, zu beurteilen was er dem Staatsanwalt zur Verfolgung übergeben will und was nicht. Wenn das schon dem Staatsanwalt gegenüber gilt, um wieviel mehr der Presse gegenüber. Wenn man diesen Begriff des „pflichtgemäßen Ermessens" nur recht populär macht, dann haben wir den bureaukratischen Absolutismus mit Umgehung der Verfassung wieder eingeführt. Das ist Vormärz. Es fehlte nur noch, daß das Gericht auch dem Straube „pflichtgemäßes Ermessen" attestierte. Frau Weyl hat es ja getan.

Die Presse läßt sich gerne bei Banketten und Generalversammlungen ihre Wichtigkeit und ihre Bedeutung bezeugen. Weniger schöne Trinksprüche und mehr Achtung in der Praxis wäre zweckmäßiger. Nur die Presse, die man fürchtet, achtet man. Und diese Furcht ist nützlich, denn sie ist die Funktion ihrer moralischen Autorität. Aber solange die Presse von den Bureaukraten Weisungen entgegennimmt, wie es täglich geschieht, statt ihnen als gleichberechtigte Macht entgegenzutreten, werden die Knauths ihr Recht auf das verlogene Communiqué mit Erfolg verteidigen.

Auch um der Selbstachtung der Presse willen mußte dieser Kampf durchgekämpft werden.

Was wird morgen sein? von Walther von Hollander

I

Merkwürdig: Wir haben ein ganzes Menschenalter der schnellen Veränderungen hinter uns Hauptveränderungen, abgekürzt gesagt: die Welt ist so zusammengerückt, daß man sie übersehen kann. Die Entfernungen gelten heute wenig und wir können ausrechnen, daß sie morgen gar nichts gelten werden. Sogar das Unübersehbarste ist übersehbar geworden: Der Mensch. Man weiß, wie weit ein Mensch reichen kann. Man weiß, was ein Mensch erreichen kann. Man weiß, daß unendlich viel mehr im Menschen steckt, als gewöhnlich herauskommt. Man weiß also, daß man den Menschen entwickeln könnte. Warum man ihn nicht entwickelt, weiß man allerdings nicht. Oder man weiß es doch: man kommt nicht dazu. Man hat Andres, „Wichtigeres" zu tun.

Alles hat sich verändert. Nur das Eine nicht, der Glaube, daß der heutige Standpunkt der richtige sei, und daß man auf dem Wege, den man grade unter den Füßen hat, bis ans Ende der Welt, bis ans Ende der Zeit marschieren werde.

Was wird morgen sein? Dasselbe wie heute mit kleinen Veränderungen: Das ist der Grundglaube aller Menschen. Der Alten wie der Jungen. Denn daß die Alten am Alten hängen und die Jungen am Neuen ist gar nicht wahr. Sie hängen alle am Sichern, und sie würden fast alle 50 Prozent von ihren Forderungen nachlassen, wenn sie die restlichen 50 Prozent für sich, ihre Kinder und Kindeskinder garantiert kriegten.

Der durchschnittliche Mensch wünscht keine Veränderungen. Jede Veränderung ist gegen den Willen der Majorität durchgeführt. Ein merkwürdiges „Es" ist da. Ein unbekanntes und bisher unerforschtes „Es". Das ändert.

Es soll alles so bleiben wie es war, befiehlt die Majorität. Und scheinbar bleibt darum alles lange Zeit am gleichen Fleck. Bis das Alte plötzlich wegsackt. Kein Mensch weiß warum, und die Erklärer, die immer ein paar Schuldige da haben müssen, irren. Bis plötzlich das Neue dasteht. Kein Mensch weiß so recht, wer es aufgestellt hat, wie es sich durchsetzte.

Wer hat das Maschinenzeitalter gewollt? Niemand. Ein paar haben die Maschinen zu ihrem großen Nutzen benutzt, und die Menge hatte ihren kleinen Nutzen davon. Alle haben alles ausgenutzt was kam, so gut sie es verstanden, und sie sind gewillt, es weiter auszunutzen, so gut sie es verstehen. Geplant, gewollt, geformt ist dieses Zeitalter nicht, sondern man hat es über sich kommen lassen und meint nun, weil es gekommen ist, muß es bleiben, muß es sich in der Richtung entwickeln, die es einmal eingeschlagen hat.

Es geht immer gradlinig in der gleichen Richtung fort: Das ist der Grundglaube von heute, der noch von Darwin stammt. Es geht immer in der gleichen Richtung fort: das heißt heute, die Welt wird immer weiter technisiert und maschinisiert. Es werden immer mehr Bedürfnisse geweckt, es werden immer neue Märkte erschlossen, und es werden vor allem immer mehr Menschen geboren.

Es geht immer weiter in der gleichen Richtung: Auf diesem Glauben ist die Welt aufgebaut. In diesem Glauben wurzelt das technische Zeitalter. Nur aus diesem Glauben ist die Organisation der jetzigen Welt und die seltsame Vorsorge für die Welt von morgen zu verstehn. Als Beispiele: alle großen Werke sind für das Leistungsvermögen von morgen gebaut. Die berliner Elektrizitätswerke haben ihren Plan bis 1960 festgelegt. Die Städte haben meist für die gleiche Zeit vorgesorgt. Man rechnet überall, daß alles im gleichen Maße zunehmen wird wie es zugenommen hat.

II

Was wird morgen sein? Das ist keine Frage der Neugier. Man muß sich klar machen, was morgen kommt, weil man sich damit viele Anstrengungen, viele Enttäuschungen und vor allem viele soziale Kämpfe ersparen kann.

Was wird morgen sein: Wird morgen wirklich nur eine Vervielfachung von gestern sein? oder etwas andres?

III

Will sich dieses maschinelle Zeitalter weiterentwickeln, so ist die Voraussetzung, daß die Bevölkerungsziffern und die Bedürfnisziffern in immer gleichem Maße steigen wie bisher. Wird das der Fall sein?

Nach dem Willen der Regierungen, der Gesetze und der Religionsgemeinschaften, nach der offiziellen Tendenz wird es bei der bisherigen Ordnung des immer stärkern Bevölkerungszuwachses bleiben. Die Geburtenregelung bleibt offiziell und offiziös verpönt. Der ungehemmte Bevölkerungszuwachs einer Nation gilt immer noch als das Zeichen ihrer natürlichen Kraft. Aber er ist nicht einmal das Zeichen einer wachsenden Konsumkraft, geschweige denn einer wahrhaften Durchsetzungskraft.

Gegen alle Gesetze und Verordnungen hat sich nun in großen Teilen der Welt die Geburtenkontrolle durchgesetzt. Das hat vielerlei Gründe. Gewiß sehr banale Bequemlichkeitsgründe, Gründe der Hygiene, Gefühlsgründe der wohlverstandenen Gatten- und Kinderliebe. Aber es hat auch reine Erkenntnisgründe. Der Marxismus hat den Warencharakter der gedankenlos und hemmungslos produzierten Menschen erkannt — und damit überwunden. Grade die Arbeiterschaft weiß, daß der Preis des Menschen wie der jeder andern Ware nach Angebot und Nachfrage bestimmt wird und versucht darum — ein unsichtbares Kartell — das Angebot zu regeln. Damit ist das Signal zu einer allgemeinen Geburtenkontrolle gegeben, und das könnte nur bei durchgängig veränderter Weltlage zurückgenommen werden. Die Menschenvermehrung wird keinesfalls im gleichen Tempo weitergehn wie bisher. Geht sie aber nicht im gleichen Tempo weiter, so ist der maschinell-technischen Entwicklung in der bisherigen Form der Markt entzogen.

Wieweit die gegenwärtige Krise bereits eine Krise der stockenden Bevölkerungszunahme bei Erweiterung aller Pro-

duktionsmöglichkeiten ist, soll hier nicht entschieden werden. Klar ist nur, daß es bei Stillstand der Bevölkerungsvermehrung zu einer riesenhaften Industriekrise kommen muß, unterstützt und vervielfacht durch eine landwirtschaftliche Krise, denn die Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsmittel muß in ständig steigendem Maße eine Vervielfachung der landwirtschaftlichen Produkte hervorrufen, weil immer größere Weltteile dem Weltmarkt angeschlossen werden.

IV

Jede Maschine ersetzt Menschenarbeit. Vermehren sich die Menschen und damit die Konsumenten und ihre Bedürfnisse nicht ins Ungemessene, so muß der Zeitpunkt eintreten, wo zunächst die Maschine eine Vielzahl von Menschen verdrängt und durch ihre Verdrängung (Arbeitslosigkeit oder Geburtenrückgang spielt hier die gleiche Rolle) sich schließlich selbst still legt. Mit dem Rückgang der Bevölkerungszunahme muß ein noch schnellerer Rückgang der industriellen Produktion erfolgen, und wie sich Bevölkerungszunahme und Industrialisierung gegenseitig steigerten, so müssen sich auch Abnahme und Abnahme gegenseitig kumulieren. Mit dem rapiden Absinken der industriellen Produktion werden die Städte mehr oder weniger überflüssig werden. Sie sind mit der Industrialisierung gekommen. Sie werden sich aus doppelten Gründen schnell entvölkern. Einmal, weil mit durchgeführter Industrialisierung keine Menschenansammlungen mehr notwendig sein werden, sondern die wenigen notwendigen Werke von wenigen Menschen kontrolliert und bedient werden, und zweitens, weil die Verbesserung des Luftschiffverkehrs und vor allem die Erfindung des Luftrades für jedermann ein Wohnen in den Städten überflüssig machen wird. Es wird in nicht allzuferner Zeit nicht mehr soviel Menschen geben wie bisher, ja es ist leicht denkbar, daß Deutschland mit einer Bevölkerung auskommen wird, die der Bevölkerung des heutigen Berlin etwa entspricht.

So ist aus einem einzigen Punkte zu erklären, daß wir am Ende des industriellen Massenzeitalters stehn und ein neues Zeitalter bereits angehoben hat. Aber es gibt viele Gründe, die dafür sprechen, und von denen wir nur noch einen anführen wollen.

V

Sinn der Maschine ist es, die Menschenkräfte zu vervielfachen. Wir haben in den Telephonen die Erweiterung der Kräfte von Mund und Ohr, in den Fernrohren die des Auges, in den Fahrzeugen überwinden wir den Raum, in den Wohnungen die Jahreszeiten, in den Lichtmaschinen überwinden wir die Nacht.

Sinn der Maschine ist die Vervielfachung des Maschinenbesitzers. Die Vervielfachung seiner Kräfte und die Vervielfachung seiner Möglichkeiten.

Was ist von diesem Sinn verwirklicht? Nur die Vervielfachung der Möglichkeiten. Der einzelne Mensch könnte

sehr viel mehr tun, sehen, erleben, haben, als seine Vorfahren. Er könnte... aber er hat es nicht. Das macht — banal gesagt —, daß er nicht Herr der Maschine geblieben, sondern ihr Diener geworden ist. Die Maschine ist nicht für den Menschen da, sondern der Mensch lebt, um als Arbeiter und als Konsument der Maschine zu dienen. Er lebt, um von der Maschine aufgefressen zu werden. Einerlei ob er der „Herr der Maschinen" ist (wie sich die Industriellen gern genannt hören), oder ob der „Sklave" (wie die Arbeiter sich nennen ließen), die Maschinen dienten niemandem mehr. Je mehr Maschinen es gab, um so geringer der Prozentsatz derer, die einen Genuß von den Maschinen hatten, deren Kräfte sich also anteilgemäß der Kräftevermehrung der Erde vermehrten.

Im Gegenteil: im Dienst an den Maschinen oder im Dienst am Werk wurden die Kräfte der Menschen aufgezehrt. Mehr noch: bestimmte Grundkräfte des Menschen, seelische Grundkräfte vor allem wurden nicht mehr geübt und eingesetzt. Statt der Vermehrung der Möglichkeiten trat eine Verminderung der Möglichkeiten ein. Die Maschinen nahmen dem Menschen alles ab... und ließen ihn dann allein. Wozu soll — denkt der Mensch — der Mensch seine magischen Fähigkeiten einsetzen, wenn er sehr schnell von Ort zu Ort fliegen, hören, sehen kann? Wozu soll er zu Kräften kommen, wozu soll er seine körperlichen Fähigkeiten üben, wenn die Maschinen alles exakter, sauberer, zuverlässiger für ihn erledigen?

Ein Trugschluß, aber ein Schluß, der von vielen gezogen wurde, und der den Schlußstrich unter die Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen setzte.

Statt daß der Mensch also mächtiger wurde durch die Maschine, ist er immer ohnmächtiger geworden. Die Meistzahl wenigstens, eine immer wachsende Meistzahl, über der eine immer geringere Anzahl von Beherrschern thronte, die aber auch nicht zu ihrem Lebenssinn oder zu irgendeinem Lebenssinn kamen.

Eine völlige Verkehrung des Maschinensinns, die immer wieder jene seltsame Frage nahegelegt hat, ob man nicht wirklich alle Maschinen wieder zerschlagen und von vorn anfangen soll in einem primitiven Leben mit primitiven Genüssen und Begrenzungen.

Wir wissen, daß das nicht geht. Wir wissen, daß man nichts vergessen kann, was man einmal besaß. Aber wie diese Maschinenwelt und dieses Maschinenzeitalter sich außen totgelaufen hat und aus äußern Gründen aufhören wird, so wird es auch aus innern Gründen aufhören. In dem Augenblick, wo aus der Erkenntnis der völligen Sinnlosigkeit dieses maschinellen Leerlaufs der Wille kommt, die Umkehr zu vollziehen, in diesem Augenblick wird willentlich etwas vollzogen werden, was sich unwillentlich, von jenem geheimnisvollen „Es" eingeleitet, schon angebahnt hat.

VI

Ende des Maschinenzeitalters... das wird nicht bedeuten Ende der Maschine, sondern erstens Beherrschung der

Maschine durch einen Menschen, der nicht sich auf die maschinellen Kräfte verläßt, sondern seine eignen Kräfte, die eigentlichen und einzigen originellen oder Ursprungs-Kräfte, die es gibt, zur vollen Ausbildung bringt. Der Mensch wird sich erinnern, daß er die Maschine geschaffen hat, und zu welchem Sinn und Ende er sie geschaffen hat. Zweitens wird es bedeuten: Ende des Quantitätsmenschen und Beginn des Menschen von Qualität. Bewußte, sorgsame Erzeugung, Austragung und Geburt jedes einzelnen, jedes einzelnen kostbaren Menschen. Drittens Dezimierung der Menschenzahl und Verzehnfachung der Menschenkraft in jedem Einzelnen. Viertens als einfache Folge davon: Platz, Raum und Zeit für jeden Einzelnen, Ende der Kriege und Streitigkeiten, ein menschenwürdiges Leben. Daß dieser Mensch nicht von selber kommen wird, diese Zeit auch nicht ... das wissen wir. Was im Einzelnen zu ihrer Herbeiführung getan werden kann, an andrer Stelle.

Ob wir es wollen oder nicht ... die Entwicklung wird in dieser Richtung gehn. Wenn wir es wollen, wird die Entwicklung langsamer, aber glatter gehn. Wenn wir nichts dafür tun, sondern so tun, als ginge alles immer die gleichen Wege weiter, so wird es Explosionen und Revolutionen geben und Katastrophe hinter Katastrophe. Aber vielleicht wird man dann schneller ans Ziel kommen.

Es ist wahrscheinlich, daß die Menschheit die Wahl hat zwischen der schnellen, eruptiven und der langsamen, glatten Art der Entwicklung. Sicher ist nur, daß die Entwicklung kommen wird. „Es" hat angehoben und „Es" läßt sich seltsamer Weise nicht aufhalten.

Die große Sache von Hermann Kesten

Seit fünfundzwanzig Jahren etwa sind Thomas Mann und Heinrich Mann die Souveräne des deutschen Romans, wie es in Frankreich Anatole France und André Gide waren.

Thomas Mann und Anatole France, die Erben einer großen und reichen epischen Tradition, die Verwalter eines kostbaren Humanismus und einer köstlichen Humanität, die skeptischen Kritiker und abtrünnigen Schilderer eines reichen und gebildeten liberalen Bürgertums, haben die großen traditionellen Kulturprobleme des beginnenden Jahrhunderts in einer Folge von Romanen dargestellt, deren Themen und Kunstmittel, deren Problematik und Stil, schon im ersten größern Buch enthalten waren und später nur tiefer, entwickelter, großartiger, intensiver wurden.

Heinrich Mann und André Gide, deren Thema die Auflösung der Zustände durch den Menschen war, den Menschen in der Mitte der Zustände, den Menschen einer nervösen Epoche, der sich wandelt, dessen Dasein keine Entwicklung im Goetheschen Sinne kennt sondern nur einen Wirbel von Revolutionen darstellt, ja dessen chaotisches Dasein nur einen festen Zentralpunkt hat, die Selbstkritik des Geistes, André

Gide und Heinrich Mann wechselten von Buch zu Buch Stile und Themen, Thesen und Kunstmittel, ihre dichterische Figur und ihre dichterische Position.

Der neue Roman „Die große Sache", der die Reihe der sozialen und politischen Romane Heinrich Manns fortsetzt, hat zum Hauptthema die Souveränität der Lebensgestaltung, die souveräne Gestaltung des Lebens, der Menschen, der Zustände, ja einer ganzen getriebenen und treibenden Welt. Zwei Arten von Menschen stehen einander gegenüber, der Ingenieur Birk und eine Fülle der interessantesten und typischen Figuren unsrer Zeit: Birk, der vom Leben, vom Glück, von der Zeit, von den Menschen betrogen ward und betrogen wird und der doch sein Leben meistert und das Leben andrer, weil er den illusionären Charakter des Daseins durchschaut, weil er statt den Idolen des Daseins nachzurennen, eine Idee vom Leben hat, das heißt ein Leben im Geiste führt, ein „ideales" Leben; und die Gruppe der andern, die wie Puppen des Lebens sind, Spielbälle ihrer Leidenschaften, ihrer Triebe, ihrer Klassenposition, ihrer Illusionen und falschen Idole und Spielbälle sind von Überlegenen, die sie hin- und herwerfen, wie sie schon vom Schicksal und vom Leben und von der Gesellschaft hin- und hergeworfen wurden.

Die Führung des Lebens ist das Grundthema des europäischen Romans. Der Inhalt der interessantesten europäischen Romane ist die Geschichte der menschlichen Illusionen und der Desillusionierung der Menschen. Auf dieses Grundthema (Was soll man aus seinem Leben machen?), auf diesen Grundinhalt (Was ist das Leben und wie erscheint es uns?) lassen sich die großen Romane seit dem Humanismus und der Renaissance zurückführen, „Don Quichotte" und „Wilhelm Meister", „Gullivers Reisen" und „Rot und Schwarz", „Anna Karenina" und „Der Zauberberg" und „L'éducation sentimentale", „Tristram Shandy" und der „Egoist", „Heinrich von Ofterdingen" und „Väter und Söhne", „Jahrmarkt der Eitelkeit" und „Die Dämonen", „Aufruhr der Engel" und „Candide".

Das Problem vom Leben des heutigen Menschen, im Staat und in der Gesellschaft, in der Kultur und in der Zivilisation, in der Klasse und in der Individuation, das durch alle Romane von Heinrich Mann (wie auch von Thomas Mann) durchgeht, ist hier in der Hauptfigur dieses neuen Romans und in der Führung der Handlung und ist im Stil auf eine so meisterlich vollendete und so reif und weise gewordene Art dargestellt, wie sie im Umkreis des gegenwärtigen europäischen Romans fast einzigartig dasteht.

Die Fabel dieses großen Zeitromans ist ebenso reich wie einfach, ebenso voller Spannung wie symbolhaft aufgelöst.

Der Oberingenieur Birk, Angestellter eines großen Chemietrusts, übergibt die Erfindung eines neuen Sprengmittels, deren Ausbeutung Millionen verspricht, nicht dem Trust sondern seinem im Trust angestellten Schwiegersohn Rapp. Nun entbrennt ein brutaler hemmungsloser Kampf um die Erfindung zwischen der zahlreichen Familie Birk und dem

Chemietrust, dessen Interessen besonders der Generaldirektor Schattich vertritt. Dieser Kampf ist entfesselt in jedem Sinne: Machtgier, Existenzangst, Ehrgeiz, Liebe, Eifersucht, Erwerbstrieb, Lebensgier, Glücksbegehren, Mordlust, alle Sinnenlust, sportliche Leidenschaft, Mißgunst zwischen Alten und Jungen, Neid zwischen Armen und Reichen, Mächtigen und Machtlosen, Sehnsucht nach Sicherheit des äußern und innern Daseins, alle Triebe, alle Leidenschaften, alle Grundgefühle des Daseins werden losgelassen und entbrennen in dem furiosen Wirbel dieser Romanjagd nach dem Glück, nach dem Erfolg, nach Geld und Macht und Liebe, nach allen großen Illusionen des Lebens, die in diesem Roman zusammengefaßt sind in der „Großen Sache", in dieser angeblichen epochalen Erfindung. Diese ganze mitreißende Jagd im Roman dauert dreimal vierundzwanzig Stunden, aber das gesamte Leben unsrer Zeit ist im Bild dieser dreimal vierundzwanzig Stunden, das uns ergreift und mitreißt, eben weil wir fühlen, daß die „große Sache" dieser Figuren auch unsre „große Sache" ist, daß ihre Triebe und Leidenschaften, ihre Überlegungen und Gefühle, ihre Zerstreuungen, Schmerzen und Lüste, die unsern sind, alle genau die unsern! Und was für unvergeßliche, neue und allbekannte Figuren zeigt uns dieser Roman!

Vor allem einen großen einfachen und erschütternden Menschen, Birk, der Ingenieur, ein wahrhaft geistiger Mensch, unvergeßlich und einzig im gesamten Umkreis des deutschen Romans. Ein Mann, der sich eines Tages plötzlich dem Zug seines Lebens entzieht, beginnt eine große Erziehungsaktion vermittels einer falschen Illusion, in der tiefen Erkenntnis, daß die beste Waffe des Menschen gegen die Mangelhaftigkeit und Grausamkeit der Realität ein illusionärer Gedanke, eine Idee ist. Er ist ein Mensch, der sein Leben so zu führen weiß, daß es inmitten aller äußern Notwendigkeit ein innerlich freies Leben ist, ein Leben, das er selber gestaltet, er, der noch andrer Menschen Leben innerlich zu beeinflussen vermag.

Birks Gegenspieler und Jugendfreund Schattich ist die große politische Figur des Romans. Um ihn und seinen Helfer, den Herrn von List, den berlin-wiener Großkaufmann und Schieber, kristallisiert sich die schärfste politische Satire unsrer Jahre und unsrer Zeit.

„Die große Laufbahn des Reichskanzlers Karl August Schattich" (so beginnt der Roman) „vollzog sich in drei Abschnitten. Er kam aus mittleren Stellungen bei der Industrie. Eines Tages durfte er als Abgeordneter die Industrie in der Politik vertreten. Ja, dort gelangte er so schnell, als ob die Republik eigens für ihn errichtet wäre, auf den höchsten Posten. Unmöglich geworden, weil er seiner Auftraggeberin, der Industrie, als Reichskanzler zugewendet hatte aus öffentlichen Mitteln, was er irgend konnte, einmal gleich 700 Millionen, kehrte er in ihre Mitte zurück. .... Jetzt vertrat er umgekehrt bei der Industrie die Politik. ... Sein jährliches Einkommen sank nie unter vierhunderttausend Mark. Sein Feld waren die Beziehungen — nicht das Wissen um irgend

einen sachlichen Inhalt, nicht die Handhabung der Dinge, nicht, was Arbeit heißt, sondern die Beziehungen." Dieser Reichskanzler a. D. Schattich, der den „Verein zur Rationalisierung Deutschlands" gründet und unter Aufbietung aller Mittel und Schiebungen Reichsbankpräsident werden will, um Reichspräsident zu werden und dabei immer im engsten Kontakt bleibt mit von List, dem infamen Großschieber, der unter anderm den Tiergarten verbauen will, Schattichs nachwilhelminisch-cäsaren-imitatorische Darstellungs- und Wirkungsmittel sind Anlaß und Spielball einer glänzenden und witzigen Satire.

Denn dieser tiefe und spannende Roman ist eines der witzigsten und komikreichsten dichterischen Bücher unsrer Epoche. In einer Sprache geschrieben, die alles hergibt, die zu allem fähig ist, die voll einer großen Ironie und einer tiefen Weisheit ist, die beide aus der innigen Erkenntnis und reichen Erfahrung der Welt und des Lebens stammen, ist dieser Zeitroman trotz aller Schärfe der Satire, trotz aller Bitterkeit der Kritik und aller Melancholie kein negatives, kein pessimistisches, kein melancholisches Buch sondern ein Roman der heitern Lebensbeherrschung, der weisen Lebensfreude, der liebenden Lebensbejahung, ein fühlendes, heiteres, großes Buch.

An einer glänzenden Reihe von Nebenfiguren werden die wichtigsten Themen, Probleme, Typen unsrer Zeit dargestellt, die neue Art der jungen Menschen von heute zu lieben, die neuen Lebensbedingungen der jungen und alten Menschen, es treten die wechselnden Typen der Nachkriegsgeneration auf, für die als charakteristisch ihre Empfindung der Unsicherheit und Fragwürdigkeit eines proletarisierten Lebens genannt wird: der Schwiegersohn Birks, Rapp, der durch zehn Berufe ging und nirgends sich ruhig fühlt, seine eifersüchtige und mutige Frau Margo, deren Schwester die Kokotte Inge, der zweideutige Freund Ehmann, der Meisterboxer Bruno Brüstung, die Zofe Marietta, und der Arzt Rolf, Ella, Susanne und der junge Ernst und so weiter.

Dann jene höchste Person, die „Karl der Große" heißt, dann der Arbeiter Laritz, die Gattin Schattichs, Nora, Schneider Landsegen und seine Frau, die Portiersleute, Kaufmann Bausch, Inhaber von Elektro-Lux, und seine Tochter Käte, ferner der Mörder Mulle, die Bardame Melitta, Brüstungs Trainer, Mister Williams, Flieger Bergmann, der Pfarrer von St. Stefan, Ringrichter Stiepe, der berliner prominente Schauspieler, sie alle bilden ein figurenreiches Panoptikum der Zeit, führen Liebesszenen auf und Vergewaltigungen, treiben Geschäfte und weinen und lachen, schieben und betrügen und sind glücklich, soweit es Menschen von heute zu sein vermögen.

Dieser Roman „Die große Sache", eines der geistreichsten, amüsantesten und spannendsten Bücher, gehört zu den wenigen Romanen, die den Geist der Zeit in einem eignen Geist darzustellen vermögen und ein Bild der Epoche über die Epoche hinaus vermitteln.

Die Tanzfee von Marcellus Schiffer

Es war einmal eine Wald-, Feld- und Wiesen-Tanzfee, die konnte nur Fußspitzele tanzen.

Und so flink war sie! Och!

„Hipp-Hipp" war sie schon wieder fort, ehe sie überhaupt erst dagewesen war.

Besonders die Nixe Mixpickel ärgerte sich darüber, weil sie in der Branche überhaupt nichts konnte.

„Kitsch," sagte sie neidisch.

„Der wollen wir es aber mal austreiben," sagte sie dann noch und ging zur Hexe Fidusi, ohne erst Urlaub zu nehmen. So eilig hatte sie es!

„Ach, guten Tag auch, Fräulein Nixe," meinte die Hexe Fidusi.

„Ach, guten Tag, Frau Hexe auch," hinwiderte die Nixe.

Und dann erzählte sie ihr alles.

„Gemacht," sagte die Hexe, die für Stänkereien immer zu haben war, „die Fee soll mir kennen lernen!"

Falsches Deutsch sprach das Scheusal auch noch zuweilen.

Und schon am nächsten Vormittag desselben Tages war es bei unsrer Fee total aus mit von wegen Fußspitze und so und sie humpelte wie eine Klapperschlange und war ganz voll Unglück und es hatte bei ihr geschnappt mit allen Engagements nach Amerika.

Sie setzte sich mitten zwischen die Preißelbeeren und weinte dicke Tränen vor die Säue.

Ei, kam doch da just des Wegs einher ein flotter Musikus und sah die Perlen liegen, arm wie er war, aber flott.

„Darf ich," fragte er — — und er durfte.

Und zum Dank setzte er die Fidel aufs Kinn und spielte ihr einen Flotten auf. So recht flott.

Und, ach siehe da: da kam unsre Fei plötzlich wieder auf ihre Fußspitzen und sie umtanzte ihn, was das Zeug hielt!

„Na, das ist ja reine wie doll," meinte der Musikus und nahm sie glatt mit sich mit.

Die Nixe Mixpickel war schöne wütend und glitschte den beiden nach.

Der flotte Musikus saß in seiner Dachmansarde, ganz versardet, und spielte Melodeien auf seiner Fidel und die Fee umtanzte ihn in allen Posen und warf einen Schleier nach dem andern ab und immer noch einen und noch einen — daß es nur so gleißete!

Während aber die beiden hold beisammen schliefen, kam heimlich die Nixe Mixpickel angeschlichen und klaute die Violine.

Da war das Unglück da.

„Du bist ein ganz falsches Biest," sagte der flotte Musikus zu der Fee. „Du hast mir meine Fidel geklaut. Raus! Aber flott!"

Da wendelte die arme Fee die Hintertreppe hinunter, aber auf der untersten Stufe bückte sie sich und hob etwas auf, was so ganz silberig schimmerte.

„Aha, soso," sagte sie, denn sie hatte eine Silberschuppe gefunden, die die Nixe in der Eile aus ihrem Schwanz verloren hatte.

Und da wußte sie denn auch gleich alles, wie es gekommen war. Und sie steckte die Schuppe in ihr Portemonnaie und dann ging sie einfach betteln. Betteln ist immer gut!

Aber keiner gab ihr was, weil sie nicht einmal tanzen konnte. Und tanzen können, das ist doch das wenigste, was man von einem anständigen jungen Mädchen verlangen kann.

Da nahm sie denn die Silberschuppe heraus, um sie bei einem Alt-Eisen-Händler zu verkloppen; aber wie sie die Schuppe so unschlüssig in den Pfoten hielt und drehte und quetschte, da tat die Silberschuppe plötzlich ihre Schnauze auf und sprach:

„Schuppe, Schuppe, eins, zwei, drei,
wünsch Dir husch was, Waldesfei!"

„Ach, wenn ich doch wieder tanzen könnte," wünschte sich die Fee gleich, und eins, zwei, drei konnte sie auch schon wieder Spitze tanzen, selbst in den dreckigen Latschen, die sie grad anhatte.

Und als die Nixe Mixpickel davon hörte, da kochte sie gleich vor Wut wie ein Bratofen und schwor Gift, Galle und Sauce!

Und in selbiger Nacht beim Halbmondschein ausgerechnet — sägte sie der Tanzfee die Beine ab mit einer Laubsäge und mit Hilfe der Hexe Fidusi und dann schraubte sie der Tanzfee noch dazu welche aus Nußbaumholz an. Matt poliert. Sie selber aber übernahm die tanzenden Beine der Fee und gab der scheußlichen Hexe Fidusi solange ihren Schwanz zum Einkampfern.

Und als der Abend reinbrach, merkte die Fee alles und konnte nicht mehr tanzen. Aus war es schon wieder. Dieses hin und her, es war wirklich gräßlich!

Und sie wurde immer trauriger und trauriger, und es wurde ihr so mieß vor allem, daß sie ganz von plötzlich wieder zu tanzen anhub. Aber diesmal hub sie ganz anders als sonst früher:

Sie stampfte!

Denn es war nur ihre Seele, die tanzte. Die Beine waren dabei ganz piepo und sie brauchte dazu keine Fußspitze und rein gar nichts und nur lauter Seele immerfort. Und so trieb sie es denn seelisch.

Und weil sie gar nicht mehr tanzen konnte, tanzte sie nur noch auf rhythmisch mit Seele und eröffnete eine Tanzschule mit jungen Mädchen, die sich auch rhythmisch veranlagt fühlten und eine Schülerin von ihr hieß Mary Wigman. Und alle stampften sie nun und tanzten mit Seele. Es war wirklich scheußlich.

Und so wurde das die große Mode in der Saison und in der übernächsten auch und kein Aas wollte mehr was wissen von der Nixe mit ihrer dofen Fußspitze. Alles wollte immer nur stampfen.

Da platzte die Nixe beinahe vor Neid und heimlich wechselte sie wieder alles um und nahm sich die Holzbeine und gab der Fee wieder die andern.

Aber bei der Nixe war es Essig damit. Denn die wußte nichts mit anzufangen, weil sie doch keine Seele nicht hatte und sie bekam faule Eier an den Kopp!

Dahingegen aber unsre Fei!

Die war jetzt erst ganz perfekt geworden!

Die konnte jetzt tanzen und stampfen und was sie wollte: alt und modern und überhaupt und sie heiratete den Musikus und gab Vortragsabende in der Provinz und er tanzte auch und sie geigte auch und sie tanzten auch zusammen und selbst ihre Schülerin Mary Wigman wurde grün vor Ärger, weil sie nur stampfen konnte mit ihrer ollen Seele.

Die Nixe hingegen ließ sich von der Hexe Fidusi ihren alten Schwanz aus dem Kampferschrank herausgeben, klemmte ihn sich zwischen die Beine und schob ab.

Und weil sie ohne Urlaub ausgegangen war, bekam sie noch Dresche obendrein.

Das dusslige Aas konnte einem beinahe leid tun!

Bescherung beim Roten Hakenkreuz

von Charlotte Pol

Zweierlei Interessen stießen sich hart im Raume des Kriegervereinshauses in der Chausseestraße, als der „Deutsche Frauenorden Rotes Hakenkreuz" eine Weihnachtsbescherung für die arbeitslosen S.A.-Kameraden vom Gausturm Berlin veranstaltete.

Die „herrlichen braunen Jungens" von der S.A. waren, wie befohlen, um acht Uhr gekommen, um etwas zu bekommen; Gruppen, die hörten, sie seien zur Bescherung nicht vornotiert, marschierten sofort wieder ab. Die Ordensdamen aber waren gekommen, um ihre Weihnachtsfeier auf die Leute loszulassen, eine jener Feiern, wie jeder Verein sie um Weihnachten herum auf die Armen losläßt, denen er eine Handvoll Nüsse und Pfefferkuchen und ein Paar wollene Strümpfe schenkt. Auf den Ehrenplätzen saßen die Gruppenführerinnen, die sonst — im Alltag — dreierlei Parteigeschäfte zu erledigen haben: den Vertrieb von Hurrageist unter Frauen und Kindern, Stimmenfang, solange die Frauen noch das Wahlrecht haben, und die Verwertung der mächtigen weiblichen Kaufkraft im Parteiinteresse; in diesem Sinne versichern die Führerinnen also ihren Mitgliedern abwechselnd, daß eine deutsche Mutter nicht weine, wenn ihr Sohn fällt, daß nur die entsittlichte Frau modern sei, daß Präservative einen gemeinen Angriff auf die Frauenehre darstellen, daß man nicht auf den eitlen Tand der fremdstämmigen Warenhausbesitzer hereinfallen sondern beim blutsverwandten Gewerbetreibenden kaufen solle. Heute aber war Feiertag — und so saßen sie alle da, ganz vorn in den ersten Reihen, selbstgestickte Hakenkreuzstandarten vor sich auf den Tischen, Busen mit Emblemen, geschwellt von dem angenehmen Bewußtsein, mal wieder auf dem Altar „des der deutschen Frau von der Natur gegebenen Lebenszwecks, nicht für sich, sondern für andere da zu sein", sich zu opfern.

Diese andern saßen ganz hinten an langen Tischen, proletarische Erwerbslose, meist Jugendliche. Grade die erwerbslosen Jungarbeiter stellen ja den weitaus größten Prozentsatz des proletarischen Elements in der S.A. Kleine Mädchen mit betonten Zöpfen machten Knickse und sagten ihnen Gedichte vom Weihnachtsmann auf, Backfische mit Stirnreifen sangen ihnen Halleluja zu, unter Regie einer ältlichen Gesangslehrerin wurde ihnen ein Weihnachtsspiel vorgeführt: so hat man selten lachen sehen, wie die Halbstarken aus den proletarischen Bezirken Berlins da lachten. Sie schüttelten sich, hielten sich an den Tischen fest, steckten die Taschentücher in den Mund, jeder neue Engel mit Lilie weckte neue Lachstürme, die anbetenden Hirten überstanden sie kaum. Sie lachten, ohne zu erkennen, daß sie da einen Bestandteil der bürgerlichen Heiligtümer auslachten, für deren Erhaltung sie mit politischer und sozialer Demagogie eingespannt worden sind. Wenn man ihnen das ganze Trauerspiel vom dritten Reich erst vorspielen muß, damit sie es auslachen, wie dies Weihnachsspiel — das Theater wird ihnen teuer zu stehen kommen.

Der nächste Teil im Programm der Ordensdamen für die S.A. bestand in lebenden Bildern. Als erstes Bild eine Familie unter brennendem Lichterbaum, Mütter und zwei Töchter mit züchtig auf die Handarbeit gesenkten Blick, vor dem Vater aber, stramm angetreten, vier Jungens (sechs Kinder, heil!) mit Uniform und Säbel. Die Musik beehrte sich, dazu „Siegreich wolln wir Frankreich schlagen" zu intonieren. Und all die deutschen Mütter und Großmütter, die hier das Fest der Liebe für die Jugend feierten und eben noch ein Spiel vom Erlöser, der den Frieden bringt, aufführen ließen, klatschten wie rasend. Ihre Gäste aber, die jungen Proleten, von denen man gehofft hatte, sie würden mitsingen, rührten kaum die Hände und nicht den Mund; so christlich geht es bei ihnen zuhause unter ihrem Weihnachtsbaum — wenn sie überhaupt sich einen leisten können — nicht zu. Anders geschichtete S.A.-Gruppen würden natürlich singen, und wie! Erst bei Vorführung des Bildes einer erwerbslosen Familie fielen sie wie ein Mann in ihr geliebtes Lied ein: „Es pfeift von allen Dächern: für heut die Arbeit aus", das trotz eingeflickter Phrasen über den wankenden Thron Judas ein richtiges Arbeiterlied von Fabrik, Maschine, Hunger und der Fahne rot ist. Hier hinten saßen junge Arbeiter, und sie sangen ein Lied von Solidarität und Kampf. Und da vorn saßen Kleinbürgerinnen, die ihnen das uralte Lied von der Wohltätigkeit, mit dem schon ihre Mütter die soziale Frage gelöst haben, in aktueller Fassung wieder vorsingen und die nicht einmal geschickt genug zur Heuchelei oder Demagogie sind: sie schenken mit der edel-überheblichen Geste, wie sie im Kriege in den Lazaretten geschenkt haben, nur daß sie damals „lieber Mann" sagten und heute „Volksgenosse". Wer je proletarische Frauen, zum Beispiel im letzten Metallstreik, auch nur einen Teller Suppe, mit Hilfe von Arbeitergroschen gekocht, Arbeitern hat geben sehen, dem könnte allein an dem Unterschied ihrer Geste des Gebens und der dieser Wohltäterinnen der ganze zweckhafte Schwindel der Nazi-Volksgemeinschaft klar werden.

Um dreiviertel zwölf wurde den ersten zehn Mann die Bescherung in die Hand gedrückt, während hunderte noch endlos warten mußten. Die Wohltäterinnen gähnten schon und packten ihre Standarten ein; der Lärm ihrer jungen Volksgenossen, vormals Rowdies, machte sie nervös. Denn die, um sich gegen ein unklares Gefühl der Demütigung, gegen das leise revoltierende Klassenbewußtsein zu schützen, packten die Bescherung unter lautem Johlen, Brüllen, Witzen aus oder steckten sie, gewollt nachlässig, unausgepackt in die Außentaschen ihrer Militärjoppen und -mäntel, die ihnen die opfernden Frauengruppen von den „Groschen der Ärmsten der Armen" zu stiften pflegen.

Tragisches Gleichnis für die ganze große Nazi-Bescherung: zwei Welten; und wenn die eine zur andern kommt, weil sie die Knochen der Proletarier mal wieder für ihre Zwecke braucht, kommt sie überdies unkameradschaftlich, fremd, überheblich: als Wohltäter.

Schnipsel von Peter Panter

Alles ist richtig, auch das Gegenteil. Nur: „Zwar... aber" — das ist nie richtig.

*

Es gibt zwei Neumanns in der deutschen Literatur: Alfred und Robert. Der eine schreibt Parodien, wenn er will.

*

Manchmal haben wir in Deutschland eine sogenannte „politische Krise". Wenn sie vor Weihnachten ausbricht, wird sie bis nach Weihnachten vertagt. Kein Mensch merkt in der Zwischenzeit, daß es eine Krise gibt. Man denke sich einen Fieberkranken, der zu seinem Arzt sagt: „Wissen Sie was, Doktor, morgen habe ich Geburtstag. Vertagen wir die Krise bis zur nächsten Woche!"

*

Der schönste Augenblick am Tag ist doch der, wo man morgens unter der Brause hervorkriecht und das Wasser von einem abtropft. Was dann noch kommt, taugt eigentlich nicht mehr viel.

*

Zwanzig Jahre lang habe ich geglaubt, es sei Spaß. Es ist Ernst? Könnt ihr haben.

*

Die stupide Anschauung Ernst Jüngers, Kampf sei das Primäre, das Eigentliche, wofür allein zu leben sich verlohne, steht auf ähnlichem Niveau wie die eines falschen Friedensfreundes, der jeden Kampf verabscheut und für Kamillentee optiert. Weder ewiger Kampf ist erstrebenswert noch ewige Friedfertigkeit. Nur Krieg... das ist eine der dümmsten Formen des Kampfes, weil er von einer recht unvollkommenen Institution und für sie geführt wird.

*

Manche Kritiker haben zu Hause so schreckliche Frauen. Und deshalb haben manche Schauspielerinnen so hohe Gagen.

*

Mit dem nackten Körper stets den Begriff der Erotik verbinden: das ist ungefähr so intelligent, wie beim Mund stets an Essen zu denken. Mit dem Mund ißt man nicht nur; man spricht auch mit dem Mund. Durch die nackte Haut atmet man.

*

Die Frauen haben es ja von Zeit zu Zeit auch nicht leicht. Wir Männer aber müssen uns rasieren.

*

Der SPD-Führer: „Was meinen Sie, was ich schon alles verhütet habe!" — Eins hat er bestimmt nicht verhütet: sich selber.

*

Ein General in Uniform —: das ist wie ein Kommerzienrat in gebügelter Heizer-Kluft.

*

Ich möchte einmal mit vorgehaltenem Revolver Rudolf Borchardt zwingen, von eins bis hundert zu zählen. Nur um zu sehen, was er für einen Dreh fände, nicht eine so gewöhnliche Sache tun zu müssen. Und wenn es zwischen 98 und 99 wäre: keine Sorge, es fiele ihm schon was ein. Aber Rudolf Borchardt zählt ja nicht.

*

Wegen ungünstiger Witterung fand die deutsche Revolution in der Musik statt.

Bemerkungen

Kurschildgen

Das ist ein kleiner Färbergeselle aus Hilden bei Düsseldorf. Behauptet, Gold aus Gartenerde machen zu können. Wird von Sachverständigen geprüft, Resultat: achtzehn Monate Gefängnis.

Soweit ziemlich uninteressant in einer Zeit, in der Schwindel zu ihrem Ausdruck und Leitmotiv geworden ist. Interessanter schon ist die stolze Reihe der Hineingefallenen: ein Hochschuldozent, Professor, Doktor gar, ein richtiggehender Graf, Geschäftsführer der deutschnationalen Partei Düsseldorf, ein Hauptmann a. D., ein weiterer Doktor, Leiter des Instituts für Arbeitsforschung, ein amerikanischer Bankier, ein englischer Ingenieur, undsoweiter undsoweiter. Die haben dem Manne geglaubt, glauben zum Teil noch heute an ihn, haben bedeutende Summen gegeben, Hunderttausende, ganze Vermögen an ihn verloren. Na ja, was Kurschildgen machte, war aber auch kolossal. Sie brachten ihm aus ihren Gärten Erde — man sieht im Geiste den Herrn Professor Doktor mit einem Körbchen Gartenerde nach Hilden fahren —, Kurschildgen tat sie in eine Flasche, leitete einen Strom hindurch — päng, Gold! Einer gibt eine silberne Uhrkette — eins, zwei, drei, Geschwindigkeit ist keine Hexerei, Kurschildgen läßt vor den Augen des fassungslos Beglückten eine goldene baumeln. Also: Gold gab ich für Humus, Gold gab ich (nun, wo der Silberstreif am Horizont undsoweiter) für Silber — da sollen nationale Männer, Hochschulprofessoren, Grafen und Hauptleute a. D. skeptisch sein? Ausgeschlossen.

Aber nun kommts erst: Der Professor Doktor Hennig, der Graf Perponcher, der Hauptmann a. D. Aschenborn, ein Architekt Koch, Mitglieder und Führer der deutschnationalen Partei in Düsseldorf, haben eine grandiose Idee. Eine Idee, wie sie nur einmal in Jahrhunderten und nur von Genies geboren wird. Sie wollen mit Kurschildgens Gold — die Reparationsschulden Deutschlands bezahlen! Ah, ah, das ist Sache. Wie werden wir dastehen. Die deutschnationale Partei und wir in Düsseldorf im besondern. Wie wird das deutsche Volk jubeln. Endlich einsehen, wo die wahren Retter des Vaterlandes sitzen. Hurra, Hurra, Hurra, Ruhm und Ehre, Sieg und Triumph.

Sie wenden sich an Papa Hugenberg. Papa Hugenberg betraut mit der Prüfung seinen vertrauten Kapitän Mann. Also mit Hugenberg, und ein Mann sogar ist bei der Partie — meine Herren, na klar, nun können die herrlichen Zeiten ja nicht anders, sie müssen anbrechen. Deutschland wird morgen auf Bergen von Gold, von Gold des Färbergesellen Kurschildgen, erwachen. Wer nur einen Quadratmeter Schrebergarten hat, ist morgen Millionär. Denn Gartenerde muß es sein, der landläufige deutsche Dreck kommt nicht in Frage.

Aber das mit dem Schrebergarten hat nun auch wieder seine bedenklichen Seiten. Wenn jeder Prolet — „Ist nicht einmal die Rede gewesen von Lastwagen, die das Gold nach Holland schaffen sollten?"

Nach Holland. Aha. Ausgerechnet nach Holland.

Was diese klugen Helden nun eigentlich mit all dem Gold gemacht hätten, wenn nicht ein böser Staatsanwalt zu früh für die Apotheose der deutschnationalen Partei Kurschildgen am Kanthaken genommen, ist nicht klar geworden. Reparationsschuldenbezahlung oder Lastwagentransport nach Holland? Ich hätte Holland getipt. Ein totsicherer Tip. Denn die deutschen Reparationsschulden mit gutem Kurschildgenschem Gold zu bezahlen — du lieber Gott, Herr Hugenberg, seit wann gibt es in Ihrer Partei Idioten? Sie-

sollten da mal mit eisernem Besen hineinleuchten!

Ein kleiner Färbergeselle: nur ein Anfänger im großen deutschen Schwindlergewerbe. Grafen, Professoren, Hauptleute, Doktoren und Leiter wissenschaftlicher Institute...

Adolf Uzarski

So etwas wäre im Ausland nicht möglich!

„Ja, ja, Mohrchen", läßt Th. Th. Heine im ‚Simplicissimus' den Fürsten Bülow mit Engelsflügeln sagen, „soviel Mut hätten wir bei Lebzeiten haben sollen! — Schade, daß Wilhelm es uns nicht erlaubt hat!"

Der Vorgang ohnegleichen, daß sich ein Volk über das Autofahren bei Chauffeuren unterrichtet, die den Karren dauernd umgeworfen haben, wird nur noch durch die Charakterlosigkeit der Chauffeure überboten. Wie dieses Mohrchen versucht, sich weißzuwaschen, indem es seinen kaiserlichen Herrn, der ihm so oft gepfiffen, scheinbar schützt, in Wahrheit ihn aber auf das unritterlichste preisgibt, das ist mehr als gemein.

Nun, neben den zahllosen Ungenauigkeiten, Unwahrheiten, Halb- und Ganz-Lügen, die in diesen lächerlichen Memoiren zu finden sind, ist da besonders eine, die denn doch berichtigt werden soll.

Wenn dem Fürsten Bülow etwas Unangenehmes gesagt wird, dann bricht er, an vier, fünf verschiedenen Stellen des Buches, in den Ruf aus: „So etwas wäre in England oder in Frankreich ganz unmöglich!" Was wäre dort unmöglich? Die Kritik am eignen Volk?

Dieser Satz ist eine Lüge. Er ist nicht eine Unwahrheit; er ist eine Lüge. Denn der Fürst Bülow, dessen glitzernde Lackbildung nicht überschätzt werden soll, war immerhin gebildet und vor allem weitgereist genug, um die Wahrheit zu wissen. Und die Wahrheit ist:

Die strengsten Kritiker Englands sitzen im Unterhaus. Die bissigsten Kritiken des eignen Landes stehen in den ‚Times'. Die Witze, die ein englischer Minister auf das eigne Regime macht, sind unzählbar. Was öffentliche Redner in England und in Frankreich sagen dürfen, wäre in Deutschland niemals denkbar.

Nun könnte man sagen:

„Diese Leute kritisieren ihr Land aus Liebe — die Gegner Bülows taten es aus Haß." Das ist Unfug. Die Sozialdemokratie, mit der Bülow zu tun hatte, war schon damals in Wahrheit das, was sie heute ist: eine sanft zum Liberalismus hinüberneigende Partei — sie hat Deutschland übrigens nicht gehaßt. Und jede dieser Kritiken des eignen Landes wurde im Ausland, auf das es hier ankommt, tausendfach überboten.

Dies ist nur ein winziger Webefehler im Lügenteppich dieses feingebildeten Diplomaten. „Herr Bülow lüftet sein Gesäße Vom Stuhl und spricht naturgemäße.." sagte Ludwig Thoma von ihm. Der ‚Simplicissimus' hat den Mann damals schonungslos enthüllt. Es scheint aber, als ob dergleichen nicht nützt und daß noch immer Leute auf einen Mann hereinfallen, der alle seine Lebtage zu feige gewesen ist, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen. Der sagte sie ihm nicht immer. In einem goldnen Alphabet Thomas, in dem der unsterbliche Zweizeiler prangt:

Der Himmel ist des Menschen Ziel.
Der Hase rammelt ziemlich viel —

steht unter B zu lesen:

Was in Berlin so vor sich geht, erfährt der Bülow manchmal spät.

Und manchmal gar nicht. Und wir erfahren nun in vier dicken Bänden, wie er es niemals erfahren hat. Daß er aber noch nach dem Tode die Deutschen in einer Selbstgefälligkeit bestärkt, die da keinen Tadel ertragen kann, ohne sofort „Landesverrat!" zu brüllen, das wollen wir denn doch anmerken.

Wir sind Zeuge, wie sich Geschichtslegenden bilden. Wenn wir mit unsrer Epoche so in die Geschichte eingehen, wie sie die Memoirenschreiber und die Professoren, so etwa der Tübinger Haller, gestalten —: dann werden wir uns im Jenseits nicht wiedererkennen. Und denen glaubt ihr —? So etwas wäre im Auslande nicht möglich.

Ignaz Wrobel

Hugenbergs Flötentöne

Das Auswärtige Amt, das wahrscheinlich der Meinung ist, Hugenbergs Ermunterung zum nächsten Stahlbad vertiefe die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Auslande, hat nicht den flötenden Fridericus verbieten lassen, sondern den Tonfilm „1914". Es heißt, daß dieser Film die Kriegsschuldfrage nicht günstig genug im Sinne Deutschlands entscheide.

Kriegsschuldfrage ... Die bleibt eine verdammte Sache! Wir hätten damals aber auch wirklich besser aufpassen können! Ich meine, wir hätten genauer darauf achten sollen, wer denn als Erster den wundervollen Einfall „Krieg" gehabt hat ...

Nun, das nächste Mal werden wir es richtig machen. Ich glaube nämlich, daß das neue „Völkerringen", das die Herren Hitler und Göbbels ersehnen, eine ulkige Neueinführung bringen wird:

Wenn wieder ein paar Millionen Männern das Hirn aus dem Schädel und der Darm aus dem Bauche geschossen ist, dann wird man sich diesmal wohl doch an die Scherzbolde halten, die dieses Amüsement so temperamentvoll empfohlen haben. Und man wird ihnen dann Einiges erzählen ...

Niemand weiß, wer diese Herren sein werden. Aber man darf schon heut genauer nach der Gegend hinhören, aus der dem ahnungslosen Volk die Flötentöne langsam beigebracht werden. Mit der Melodie, die dort geblasen wird, marschiert es sich herrlich ins Massengrab.

Und das Volk ist ja so musikalisch.

Abel Dorp

Winke für Gesellschaften

Erstes Motto: „Wie uns Zeitungsmeldungen aus Havaria berichten, haben sechs einzelstehende Männer nach einem Kostümfest Selbstmord begangen. Die Gründe sollen in seelischen Depressionen zu suchen sein."

Zweites Motto: „Man muß von Zeit zu Zeit Gesellschaft besuchen, um festzustellen, daß man nichts versäumt, wenn man sie nicht besucht.

1. Da es den Gästen jeweils immer sehr peinlich ist, die ersten zu sein, die das Haus betreten, hat sich bei vielen Gesellschaften die Gewohnheit eingebürgert, eine halbe Stunde später zu kommen. Die Gastgeber sollen mit Rücksicht darauf die Einladung gleich eine halbe Stunde später ansetzen.

2. Da man bei den meisten Gesellschaften doch nie weiß, was geredet werden soll, werden die Gastgeber gebeten, reichliches und gutes Essen zu geben und die Gäste möglichst kurz nach Tisch zu entlassen, ohne Wert auf Unterhaltung zu legen. Für Gäste, die aus irgendwelchen Gründen länger im Hause zu bleiben wünschen, sind Chaiselongues, Bücher und Zeitungen bereit zu halten.

3. Hausfrauen sollten nie singen. Auch dann nicht, wenn sie zufällig Stimme haben.

4. Niemand sollte singen. Gute Menschen singen keine Lieder.

5. Selbstverständlich muß den Männern erlaubt sein, die Beine überallhin zu legen.

6. Das beste, was der Hausherr tun kann, ist zu schweigen. Im Höchstfalle ist ihm erlaubt, verlegen zu lächeln.

7. Den Gästen soll die Möglichkeit geboten werden, durch unbemerkte Mitnahme kleiner von den Gastgebern gesammelter oder ererbter Gegenstände (Antiquitäten, Bücher und dergleichen) die eignen Sammlungen zu vervollständigen.

8. Die Gäste sollen möglichst einzeln das Haus verlassen, um den Zurückbleibenden die Freude nicht zu nehmen, die ihnen durch das gemeinsame Charakterisieren der jeweils Abwesenden bereitet wird. Es kommen dabei Augenblicke seltener Harmonie zustande.

9. Für Cliquen, die sich — falls sie nicht schon vorher existierten — im Laufe des Abends bilden, sind gleich nach dem Essen möglichst ungestörte Klubräume im Hause zur Verfügung zu stellen.

10. Den Gästen muß es erspart bleiben, als Bezahlung für die genossene Gastfreundschaft in Superlativen zu reden. Sie sollen nicht verpflichtet sein, die Worte: „Wunderbar", „Fabelhaft", „Sehr, sehr schön" anzuwenden, auch nicht, wenn das Kleid der Hausfrau ausnahmsweise passend oder ein Witz des Hausherrn ausnahmsweise unpassend war. Sie sollen auch nicht verpflichtet sein, den Hund und die Kinder des Gastgebers begeisternd zu finden.

11. Da Frauen ohne Geist viel komplizierter, interessanter und anstrengender sind als Frauen mit Geist, soll der Gastgeber zur Freude und Ansporn der Männer nur geistlose Frauen einladen. Streng verbieten sollte er den Zutritt von Frauen, die sich einbilden, Geist zu besitzen.

12. Da die Gäste zusehends im Aussterben begriffen sind, die die Gesellschaft der Geselligkeit wegen besuchen, wäre es für eine zartere Verständigung zweckmäßig, jeden schlicht und sachlich zu Beginn offen aussprechen zu lassen, was er außer warmen Abendessen noch erwartet. Zum Beispiel: „Ich suche im Auto mitgenommen zu werden. Möglichst offener Wagen, Zweisitzer. Eventuell Überlandfahrt." Oder „Suche eine Frau, zart, aschblond, möglichst 1,75, zwecks Einheirat. Konfession wird gern in Kauf genommen." „Suche Bekanntschaft des Wäschekönigs Seezahn zwecks Wäscheprozente." Oder „Ich, Frau Medizinalrat Rosenblüh, suche einen jungen rothaarigen Künstler zum Bemuttern."

Manche allerdings wissen nicht einmal, was sie suchen. Die machen dann aus der Not eine Tugend und nennen sich Romantiker ...

Norbert Schiller

Mensch, Modell 1930

Er sitzt mir gegenüber auf der Bank des Abteils. Ich betrachte ihn bereits seit einer halben Stunde. Er trägt einen grauen Anzug. Auch sein Haar ist grau. Seine Augen aber sind grau wie Kehricht.

In der Hand hält er eine Zeitung. Er liest mit großer Aufmerksamkeit den Artikel eines ungewöhnlich dummen Mannes, der sich wegen seiner allgemein bekannten Dummheit in der Gesellschaft klügerer Menschen nicht einmal zu mucksen wagt, aber bisweilen — von amtswegen — der Menschheit Ratschläge erteilt, in welcher Richtung sie sich entwickeln müsse. (Unfehlbare Methode, sichere Wirkung, zahlreiche Anerkennungsschreiben.) Derart beschäftigt er seine Augen.

Seinen Mund beschäftigt er damit, daß er mit der gelben Zunge gelbe Zuckerplätzchen lutscht. Später zieht er sein Zigarettenetui hervor, nimmt eine mit Korkmundstück versehene, nikotinfreie Zigarette heraus, deren Rauch von Watte filtriert wird, damit die sich beim Brennen entwikkelnden Zyangase seiner Gesundheit keinen Schaden zufügen. Er praßt als vorsichtiger Wüstling. Den Rauch bläst er in Ringen durch beide Nasenlöcher. Wenn er sich langweilt, tastet er die Gegend seines Blinddarms ab, zupft sich an den Schläfen das Haar, streichelt den Plüsch des Sitzes, beriecht seine Finger, einzeln.

Sein Schädel ist vom Stahlband eines Kopfhörers umspannt, so daß er einem gepanzerten Krieger oder einem eben operierten Kranken in der chirurgischen Klinik ähnlich sieht. An seinen beiden Ohren kleben Hörer. Man kann in den Eisenbahnzügen neuerdings auch Radio hören. Während wir mit einer Geschwindigkeit von sechzig Kilometer dahinrasen, kommen zu uns aus allen Teilen der Welt die Töne. Eben ergötzt ihn eine römische Jazz-Band, aber der Beamte der im Abteil vor uns untergebrachten Radiozentrale meldet, daß wir in einigen Minuten im Bahnhof des kleinen Marktfleckens Mezökövesd einfahren. Es ist nicht ohne, auf dem Bahnhof von Mezökövesd eine römische Jazz-Band zu genießen, andrerseits kann es auch nicht ohne sein, auf dem Bahnhof von Rom die Zigeunerkapelle von Mezökövesd zu hören.

Nachdem er derart alle fünf Sinne beschlagnahmt und gegen die nicht erwünschten Eindrücke verstopft hat, ist er ziemlich ruhig. Er sieht weder das Leben, noch die Menschen, noch die Schneelandschaft, im Hintergrund mit dem blauen Himmel, dem scharlachroten Glühen und den schwarzen Krähen; doch kümmert er sich um derlei Dinge nicht. Er steht auch zu sich selbst in keinem besonders guten Verhältnis. Er ist glücklich, wenn er sich mit seinen leeren Erinnerungen und toten Gedanken in kein Gespräch einlassen muß. In seiner Seele ist die Radio-Batterie längst ausgebrannt. Er würde neue Lampen brauchen. Aber wo gibt es die zu kaufen?

Desider Kosztolányi
Deutsch von Stefan J. Klein

Preisfrage

„Hamburg. Die Demonstration in St. Pauli, die vor einigen Tagen zu Zusammenstößen mit der Polizei führte, fand gestern ihr erstes gerichtliches Nachspiel vor dem Schnellrichter. Sieben Flugblattverteiler wurden wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu je sechs Monaten Gefängnis verurteilt."

Frage: Welcher Partei gehörten diese Leute an —?

„Form"

Sein Autor aber, in seiner geistigen Umwelt längst nicht mehr daheim, zog sich auf Beyle, Barbey, Mérimée und Heredia zurück und tauchte schließlich auf einige Jahre ganz im „Präsidialisten" unter. (Er kam dann auf der andern Seite seines We-

sens, in seiner Kindheit, wieder ans Tageslicht und hat die eigenen Kinder, die ihn sein Beruf eine Weile hatte versäumen lassen, entdeckt, um sich ihnen auf immer hinzugeben, das heißt, solange sie die Gnade ihres Kindertums besäßen, das er ihnen seinerseits um jeden Preis gegen die feindliche Zeit zu erhalten sich zur vorläufigen Lebensaufgabe setzte, und schließlich legte er auch gelassen mit dem Beamtentum den letzten weltlichen Ehrgeiz ab, in einer Welt, der er nicht die Fähigkeit zutraute, die Ausnahme auch nur gelten zu lassen. Seither ist ihm wohl, zumal auf seinem Berghause.)

Richard von Schaukal in der 'Allgemeinen Rundschau'

Minusvarianten

Aus einer Nummer der 'Münchner Medizinischen Wochenschrift':

I

Ich gehöre nicht zu denjenigen, die das Heil unsrer Kultur in einem utopischen Paradies menschlicher Plusvarianten sehen, in welchem zwar der Sänger mit dem König geht, aber niemand mehr da ist, der dem einem wie dem andern die Stiefel putzt und das Essen kocht. („Hochzüchtung".)

II

Die frische Luft, die sicherlich oft karge, aber vielleicht grade darum gute Ernährung können nur auf der aktiven Seite gebucht werden und diese Faktoren überwogen offenbar die passive Seite, die in körperlichen Anstrengungen, psychischen Erregungen und der größern Zunahme von Genußgiften bestand. („Arteriosklerose und Krieg", Prof. Külbs.)

III

Und das ist der Grund, daß hervorragende Geister, ich nenne Kaiser Wilhelm II., Kultusminister Schmidt-Ott...

Liebe Weltbühne!

Das war vor Jahren, als Cserepys Fridericus-Film die Patrioten der Reichshauptstadt in Taumel versetzte.

Auf der Leinewand steht der Bildtext: „Der Kronprinz hatte jetzt die Absicht, nach Holland zu fliehen."

Da ruft H. K. mit seiner sonoren Stimme: „Das scheint in der Familie erblich zu sein!"

Große Entrüstung der Patrioten, stürmische Rufe nach dem Übeltäter.

Aber damals wurde noch nicht gleich niedergeschlagen, und die Polizei sorgte auch noch nicht für gute Aufnahme eines dummen nationalistischen Films.

Liedchen

Die Zeit vergeht.
Das Gras verwelkt.
Die Milch entsteht.
Die Kuhmagd melkt.

Die Milch verdirbt.
Die Wahrheit schweigt.
Die Kuhmagd stirbt.
Ein Geiger geigt.

Joachim Ringelnatz

Hinweise der Redaktion

Bücher

25 Jahre Mutterschutz. 1905—1930. Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.00: Über das Dichterische. Gottfried Benn. — Donnerstag. Berlin 11.30: Enrico Caruso singt, Schallplatten. — Frankfurt 11.30: Eine Reiseerzählung, Otto Rombach. — Köln 14.50: Gestalt und Gestaltung der technischen Welt, Erik Reger. — Breslau 18.00: Gerhart Pohl liest. - Berlin 19.30: Anna Seghers liest. — Sonnabend. Berlin 15.40: Glanz und Elend des Individualismus, Peter Flamm und Willy Haas. — 18.30: Die Erzählung der Woche, Ernst Weiß. — Königswusterhausen 19.15: Sozialismus und Nationalsozialismus, Prof. Nölting und Gottfried Feder.

Antworten

Verleger. Felix Stössinger bemerkt, daß Walter Mehring in der ,Weltbühne' vom 9. Dezember das fröhliche Theater Jules Romains „Donogoo — Tonka" beschrieben hat, ohne hinzuzufügen, daß sich auch der deutsche Leser dieser geistvollen Komödie hätte freuen können, wenn er in den letzten zehn Jahren einmal zu der Filmnovelle „Donogoo-Tonka" gegriffen hätte, aus der jetzt Jules Romains sein Theaterstück geschaffen hat. Romains Filmnovelle ist bereits 1920 im Verlag des Neuen Merkurs erschienen. Es war der geistvollste Versuch, die Technik des Films für die Novelle so zu verwenden, daß die Novelle zugleich Vorlage eines Films hätte sein können. Daran zu erinnern hat zweierlei Gründe. Der eine erfordert die Feststellung, daß in Deutschland zwar viel französische Literatur in Übersetzungen erscheint, aber nur sehr wenige diese Literatur als Ganzes aufnehmen und sich danach ein Bild vom Schaffensreichtum der französischen Dichtung machen. Wer diese Novelle las, mußte voraussehen, daß das französische Filmdenken bereits eine Gemeinschaft zwischen Literatur und Produktion zu schaffen im Begriffe war. Denjenigen, die das voraussahen, war es daher keine Überraschung, daß grade der in Deutschland lange so verachtete französische Film mit einem Male zwei Meisterwerke hervorbrachte, die unvergeßliche „Jeanne d'Arc" und „Sous les toits de Paris". Der zweite Grund nötigt aber zu fragen, wann endlich ein Dichter vom Range Jules Romains einen Verlag finden wird, der seine Hauptwerke herausbringt. „Donogoo-Tonka" ist auf Holzpapier gedruckt, verramscht und findet sich gelegentlich auf Wagen.

Herr von Gontard. Haben Sie Weihnachten gut verlebt? Bullerjahn hat keine gute Christnacht gehabt. Wir wünschen Ihnen trotzdem ein recht angenehmes Neujahrsfest. 1931 kann für Sie stürmisch werden. Die Gerichte sind ja nicht nur für Landesverrat da.

Nationalidiot. Ein nationalsozialistischer Denker namens Ernst Mann hat in Weimar eine Moral der Kraft erscheinen lassen, worin es gar spartanisch zugeht. Herr Mann empfiehlt kranken und verkrüppelten Mitbürgern, das Deutschtum von ihrer Gegenwart durch Selbstmord zu befreien. „Der Staat sorge streng für die Vernichtung aller Schwächlinge und Kränklinge. Auf jährlichen Kontrollversammlungen ist der Gesundheitszustand des ganzen Volkes durch die besten Ärzte zu prüfen, die Kranken und Schwachen sind auszuscheiden und zu vernichten." Goebbels, gehn Sie so lange raus!

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1931

einzuzahlen, da am 10. Januar die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112